Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Andersen.

Erster Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

BERLIN

Nur ein Geiger.

I.

Unter den an zwei Stunden im Umfang haltenden Ruinen zeichnet sich vor allen der große Tempel aus, dessen Portieus fast vollständig erhalten ist. — — Es macht eine fast rührende Wirkung, auf der Spitze des Giebelfeldes, grade über dem Kopf des steinernen Adlers, jetzt ein Storchnest zu sehen. Schade nur, daß seine Bewohner in dieser Zeit eben ihre Sommervilleggiatura in Europa bezogen hatten, so daß vielleicht einer meiner freundlichen Leser dort die Besitzer gravitätisch umher steigen sah, während mir nur das leere Nest zu betrachten blieb.

Semilasso in Africa.

Wenn der Schnee schmilzt, wenn die Wälder zu grünen beginnen, dann kehren die Störche von ihrer langen Reise zurück. Im fernen Africa sind sie gewesen, haben aus den Gewässern des Nils getrunken, auf den Pyramiden sich ausgeruht. Die Bewohner der Küsten Siciliens und des Caps Misenum in Italien sagen, daß jährlich zu einer bestimmten Zeit die Störche in großen Schwärmen über das Meer kommen und dort auf den Bergabhängen, die ganz von ihnen bedeckt werden, ausruhen; sie fliegen alle auf einmal davon, fort gegen Norden, über den Schnee und die Wolken der Alpen, wo der Haufe sich in kleine Schwärme vertheilt. Der kleinste Schwarm, wie der größte, weiß nach dem Lande zu steuern, in dem er heimisch ist.

Es ist gerade nicht die schwächste Schaar, welche nach dem kleinen Dänemark fliegt. Jeder einzelne kennt den Meerbusen, den er zu erreichen sucht, kennt die Biegung des Waldes und den weißen Schornstein auf dem gezackten Giebel des Gehöfts, wo das Nest seiner harret. Sonderbar mystische Vögel! Auf euren Rücken reitet der Gott des Frühlings in das Land, und die Wälder werden grüner, das Gras üppiger, die Luft wärmer!

Ein solches Paar war zurückgekehrt, ihr Nest stand hoch auf einem Speicher in einem entlegenen Theile der Stadt Svendborg. Sie waren in voller Thätigkeit; ein auf dem Felde gefundenes, fast drei Ellen langes Strohband trugen sie zum Neste hinauf, welches ausgebessert werden sollte. Diese Geschäftigkeit wurde wahrgenommen und war der Gegenstand eines Gespräches in dem dicht daran stoßenden kleinen Hofraume. Das einzige einigermaßen Eigenthümliche bei dem Manne dort war ein großer dunkler Schnurrbart und eine blaue, halb herabgekrämpte Mütze. Er lehnte sich auf den Sims des offenen Fensters. Innerhalb desselben saß auf dem Tische eine ebenso kräftige Gestalt; ein Soldatenschako würde auf dem dunklen Haar besser ausgesehen haben als die weiße Mütze, die jetzt dasselbe bedeckte; ein Säbel hätte der Hand besser angestanden, als die Nähnadel, die jetzt zwischen den Fingern spielte. Der Mann außerhalb des Fensters war Feldwebel, der Mann drinnen auf dem Tische Schneidermeister. Ein kleiner Knabe lehnte sich mit flachgedrückter Nase gegen die Scheibe, um nach den Störchen zu sehen, von denen sie sprachen.

„Komische Thiere!“ sagte der Feldwebel, indem er seinen Schnurrbart strich, „nicht für eine Monatslöhnung möchte ich einen von ihnen schießen! Sie bringen Glück, wo sie bauen, darum sind sie auch dem Juden zugeflogen!“

„Sie sitzen freilich auf des Juden Haus,“ erwiderte der Schneider, „aber wir haben doch ihre Abgaben! Jedes Jahr geben sie ihren Zehnten, das eine Jahr ein Ei, das andere Jahr ein Junges. Sie stoßen ihm ihren Schnabel in den Nacken, es sieht aus wie der Stich mit einem Pfriem, und dann aus dem Nest damit! Es ist übrigens ein wahres Schauspiel, anzusehen, wie sie die Jungen füttern oder sie fliegen lehren. Die Alten machen besondere Künste beim Füttern. Sie stehen aufrecht im Neste, legen den Hals über den Rücken und den Schnabel gegen den Schwanz zurück, gerade wie wenn Bajazzo sich hintenüber biegt, um einen Schilling vom Fußboden aufzunehmen. Erst ziehen sie den Hals ein, dann schießen sie ihn zurück und würgen niedliche kleine Frösche und junge Schlangen aus, mit denen die Kleinen dann tractirt werden. Aber am lustigsten ist es zu sehen, wie sie den Jungen das Fliegen lehren. Das Manöver geht auf dem Dachfirst vor sich. Da gehen die Kleinen wie Seiltänzer auf dem Seile, balanciren mit den Flügeln und fangen mit kleinen Sprüngen an, denn ihre Körper sind schwerfällig. Jedes Jahr, wenn ich die Störche von ihrer weiten Reise zurückkehren sehe, ist es mir, als wäre ich selbst erst vor Kurzem von meiner großen Wanderung heimgekommen; dann steigen viele alte Erinnerungen in mir auf, ich denke

an die hohen Berge, über welche ich geklettert bin, an die prächtigen Städte, wo die Häuser wie Schlöſſer ausſahen und die Kirchen einen Reichthum wie die Schatzkammer eines Kaiſers hatten. Ja, es iſt ſchön im fremden Lande!" ſeufzte er, „dort iſt die meiſte Zeit des Jahres Sommer. Der liebe Gott hat uns recht als Stiefkinder behandelt! — Aber was ich ſagen wollte — es war von den Störchen, daß wir ſprachen. Man kann doch die Eigenthümlichkeiten, die man bei dieſen Thieren erblickt, nie recht ergründen. Ehe ſie fortziehen, verſammeln ſie ſich immer an verſchiedenen Stellen des Landes. Ich habe ſie mehrere Hundert an Zahl erblickt, es war ein vollſtändiges Manöver, das ſie hielten. Sie klapperten alle auf einmal mit dem Schnabel, man konnte ſein eigenes Wort nicht hören. Sie ſprachen wohl von der Reiſe. Sie hielten Rath, und auf einmal ſtürzte die größte Schaar über einige einzelne her und tödtete ſie; es blieben gegen ein Dutzend auf der Stelle liegen. Man ſagt, daß es die kranken und ſchwächlichen ſeien, die nicht Kräfte zu der langen Reiſe beſitzen, welche die andern dann tödten. Der ganze Schwarm ſteigt in die Höhe und macht Wendungen wie ein Bohrer. Gott bewahre uns, wie hoch ſie hinauf ſteigen! Sie ſehen wie ein Mückenſchwarm aus und verſchwinden. Die Dotter in ihrem Ei iſt ſo roth wie Feuer und Blut. Man ſieht, daß ein Sommervogel es gelegt hat. Ein Junges aus den warmen Ländern liegt darin."

„Hat der Storch mich auch aus den warmen Ländern geholt?" fragte plötzlich der kleine Knabe, der fortwährend

das Gesicht gegen die Fensterscheibe gedrückt, aber doch jedes Wort gehört hatte.

„Aus dem Mühlenteich hat er Dich gefischt!“ erwiderte der Vater; „Du weißt es ja, daß die kleinen Kinder aus dem Mühlenteich geholt werden!“

„Aber die haben ja keine Kleider an!“ sagte der Knabe; „wie kann der Storch denn sehen, welches die Knaben und welches die Mädchen sind?“

„Ja, darum vergreift er sich oft,“ sagte der Feldwebel, „und bringt uns ein Mädchen, wenn wir einen Knaben erwarten!“

„Wollen wir nicht vom Storche zur Lerche übergehen?“ rief der Schneider aus und nahm eine blaue Flasche, eine sogenannte Lerche von der Commode, die mit Theekannen und Tassen geschmückt war, in deren Mitte eine geputzte Puppe saß, wie man in den katholischen Ländern die Mutter Gottes dargestellt findet.

„Mutter Maria sitzt da gut!“ sagte der Feldwebel und zeigte auf die Puppe. „Ihr habt sie wohl selbst verfertigt?“

„Der Kopf ist aus Oesterreich,“ erwiderte der Schneider und schenkte ein, „die Kleider habe ich selbst genäht. Es erinnert mich an meine Jugendreisen. Ein solches Bild hatten die Kinder auf einem Tische vor der Thür, kleine Lichter brannten davor und dann bettelten sie bei den Vorübergehenden: „Es ist Madonna's Geburtstag!“ sagten sie. — „Aber hier sollt Ihr mein Verwandlungs-Bild sehen. Das habe ich selbst gemacht.“ Er zeigte auf ein schlecht gezeichnetes, colorirtes Bild in großem Rahmen. „Das ist

Doctor Faust mitten in seinem Zimmer, wo er studirt. Auf der einen Seite steht seine Stubenuhr, sie zeigt zwölf, auf der anderen Seite liegt die Bibel. Zieh' nun an diesem Bande links! Sieh, die Uhr verwandelt sich in den Teufel, der ihn versuchen will. Jetzt ziehen wir an diesem Band und die Bibel öffnet sich, der Engel kömmt aus den Blättern hervor und spricht Worte des Friedens." Wie er sagte, so geschah es, und bei jeder Figur kam ein Vers zum Vorschein, worauf des Teufels Versuchung und des Engels Warnung zu lesen war. Der Schneider zog wieder an dem Band zur Rechten und der Engel stieg in die Bibel hinein, die sich schloß, der Teufel blieb beim Faust zurück.

„Potztausend!" rief der Feldwebel aus. „Das habt Ihr selbst erfunden? Ihr solltet nicht Schneider sein, Ihr habt Kopf!"

„Das Bild habe ich selbst nach einem ähnlichen, welches ich einst in Deutschland gesehen, zusammengesetzt. Ich ergründete die Mechanik. Die Geschichte selbst mit Faust, dem Zauberkünstler, ist auch nicht mein; ich sah sie auf meinen Reisen. Es war auf einem Puppentheater. Der Engel stieg aus der Bibel hervor und warnte den Doctor Faust, aber die Uhr verwandelte sich in den Teufel, welcher die Herrschaft über den Doctor erhielt, als der Engel ging und das Buch sich schloß. Derselbe Faust hatte einen Famulus, wie sie ihn nennen, er kannte den ganzen Vertrag und war selbst auf dem falschen Weg, zog sich aber bei Zeiten zurück; arm und elend erblickte man ihn im letzten Act, wie er als Nachtwächter in der Stadt herum geht, wo der reiche

Faust wohnte; er wußte, daß, wenn er zwölf rufen würde, der Teufel käme und seinen Herrn holte. Man hörte die Uhr schlagen, der Famulus faltete die Hände über die Brust: „Die Glock' hat," rief er, holte tief Athem, aber „zwölf" konnte und wollte er nicht sagen, sondern flüsterte nur —'„geschlagen!" Es half nichts, Faust fuhr, auf der rothen Flamme reitend, zum Fenster hinaus!"

„Ihr seid nicht dazu geschaffen, auf dem Tisch zu sitzen!" sagte der Feldwebel. „Ihr lebt ja doch nur im Reisen und Marschiren. Das Feld wäre gerade ein Leben für Euch! Vorwärts! Marsch! Das Ehrenzeichen auf der Brust! Bevor das Jahr um ist, seid Ihr Feldwebel!"

„Und die Frau und der Junge?" sagte der Schneider. „Er sollte wohl als Pfeifer, sie als Marketenderin mitgehen? Das würde kein Leben für sie sein. Nein, los und ledig muß man sein, dann ist die Welt unser! Das war ein Leben, in den fünf Jahren, wo ich mein eigner Herr war! Seht Ihr, Feldwebel, ich war erst neunzehn Jahr, hatte weder Vater noch Mutter, keine Liebste! Faaburg ist eine niedliche Stadt, da bin ich geboren, da war ich in der Lehre. Des Nachbars Marie war ein erwachsenes Mädchen, als ich noch Junge genannt wurde, deshalb machte es mich stolz, daß das hübsche, erwachsene Mädchen, mit der so Viele gern „gut Freund" sein wollten, mir die Hand reichte und mich so schelmisch anlachte, aber daß sie meine Liebste werden könnte, so hoch wagte ich nicht zu blicken! Ich wollte reisen, wenn ich Geselle werden würde; die Welt, von der ich in Beschreibungen gelesen hatte, wollte

ich sehen. Als daher das Gesellenstück angenommen und mein Sparpfennig gezählt war, wurde sogleich das Ränzel geschnürt und ich sagte den guten Freunden Lebewohl. Nun ist es so in Faaburg, daß die Kirche an einem und der Thurm am andern Ende der Stadt liegt. Ich ging am Abend an dem Thurm vorbei, da traf ich Marien. Sie legte ihre Hände um meinen Kopf und küßte mich mitten auf den Mund. Das war wie Feuer, nie ist mir seitdem ein Kuß so durch Mark und Bein gegangen; ich hätte wünschen mögen, daß die ganze Stadt es gesehen hätte. Aber wir waren beide allein. Ich blickte nach dem Thurm hinauf. Da war kein Wächtergang, keiner, außer einem, den sie auf die Mauer gemalt haben; hier sind zwei Wächter abgemalt, in natürlicher Größe und mit Farben; sie sind noch zu sehen, denn sie werden immer wieder aufgefrischt. Wie wünschte ich, daß sie lebendig gewesen wären! Ich konnte es doch nicht unterlassen, in meinem Herzen zu sagen: Ihr habt das schönste Mädchen in der Stadt mich küssen sehen!"

„So wurdet Ihr verlobt?" fragte der Feldwebel.

„Nein, das hatte gute Wege! Ich wurde blutroth, aber ich war fröhlich im Sinn, und die Reise ging weit vergnügter von statten! In fünf Jahren reiste ich von Land zu Land. Ehrliche Leute, gute Meister habe ich gefunden, aber unruhiges Leder hatte ich in den Schuhen!"

„Und der Kuß, den Ihr von Marien bekamt, machte, daß Ihr Geschmack an den Mädchen fandet?"

„Nun, ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber das ist die Wahrheit, als ich im fremden Lande meinen

Arm zum ersten Mal um eines Mädchens Arm schlang und einen Kuß wieder bekam, mußte ich an Marien denken und das auf ganz eigene Weise, es war gerade als ob sie zusähe, und das Blut stieg mir in das Gesicht! Nie fühlte ich mich auswärts fremd. Oft, wenn ich einige Wochen in einer Stadt gewesen war, kam es mir vor, als hätte ich immer dort gelebt, als hätte ich die Kameraden immer gekannt und ihre deutschen Lieder mit ihnen gepfiffen. Nur wenn ich etwas erblickte, was mich recht in Erstaunen setzte, wie die alte Stephans-Kirche in Wien, oder die hohen mit Wolken umgebenen Berge und unten am Fuße eine Fruchtbarkeit, wie in dem reichsten Küchengarten, dann stand Faaburg mit allen guten Bekannten vor mir, und während mir über die Pracht der Welt die Augen bald übergingen, dachte ich unwillkürlich an den Thurm in Faaburg mit dem gemalten Wächtergang und den abgezeichneten Wächtern, die gesehen hatten, daß Marie mich küßte, und dann kam es mir vor, daß es hier noch schöner für mich sein könnte, wenn nur der alte Thurm hier stände, und Marie mit dem bunten Mieder und dem grünen Rocke dabei. Ich pfiff dann ein Lied, und die Munterkeit war wieder da! Heisa! So wanderte ich mit den Kameraden weiter in die Welt hinaus!"

„Aber hier zu Hause ist es doch schön!" rief der Feldwebel aus.

„Ja, es ist hier hübsch, wenn die Obstbäume in der Blüthe stehen, wenn die Kleefelder wie ein Potpourri duften! Aber Ihr solltet sehen, wenn man erst über die hohen,

blauen Berge, die Alpen, wie sie genannt werden, gelangt ist, das ist wie ein großer Garten, der den gräflichen Garten auf Glorup aussticht, das übertrifft jede königliche Anlage in den nördlichen Ländern! Marmor, weiß wie Zucker, hauen sie aus den Bergen, und Trauben hängen dort, groß und fest im Fleische, wie Pflaumen bei uns. Ich war dort drei Jahre; dann kam einmal ein Brief von meinem Schwesterkinde in Horne, und unten am Rande stand: „Marie grüßt und bittet sie nicht zu vergessen!“ Das war von ihrer eigenen Hand geschrieben. Mir wurde weich ums Herz dabei, da merkte ich, daß es Liebe bei mir sei, nun hatte ich keine Ruhe; es befiel mich die Sehnsucht, ich mußte heim, und ich wollte heim! Manche Nacht ging ich auf den einsamen Wegen, an großen Klöstern vorbei, durch enge Städte, über Berge und durch Thäler; dann hörte ich wieder die dänische Sprache, erblickte die Thurmspitze von Horne, die Haidehügel bei Faaburg — und als ich um Marien warb, bekam ich ein Ja. Jetzt reise ich nicht mehr, nun betrachte ich die Störche, wie die fortreisen und zurückkehren. Mitunter bin ich nicht guter Laune, aber dann hat Marie ihre eigene Art sie wieder herzustellen; einmal im Sommer segeln wir auch nach Thorseng hin und ergehen uns drüben ein wenig. Das ist ja auch Reisen! Die weiten Touren, ja die kann der Junge machen, wenn er heranwächst. Es ist Leben in ihm, Feldwebel!“

„Und darum soll er auch von dem Klaren haben!“ erwiderte dieser und reichte ihm das halb gefüllte Glas.

Der Knabe ergriff es mit beiden Händen und trank, daß das Waſſer ihm aus den Augen lief.

„Da haben wir unſre Madame!“ rief der Feldwebel, indem die Mutter des Knaben hereintrat. Die üppige Figur, die großen braunen Augen waren wohl im Stande, ein Herz aus dem Süden zurückzurufen. Ein ziemlich ſtrenger Blick begegnete dem Manne, ein kurzer, doch freundlicher Gruß wurde dem Feldwebel zu Theil, der ſie auf die Schulter klopfte. „Die ganze Liebesgeſchichte habe ich gehört,“ ſagte er, „bin im Oſten und Weſten mit dem Meiſter geweſen.“

„Ja, man hat nichts anderes zu thun!“ erwiderte ſie kurz, und legte ihr Halstuch in die Commode. „Da hätte er bleiben ſollen, weil es da ſo prächtig war. Gott weiß, was er hier wollte! Bald iſt es hier zu kalt, bald regnet es zu viel. Ich ſage auch: reiſe! Niemand hält Dich! Ich kann ja wieder dienen, und für den Knaben finde ich wohl auch Brot!“

„Maria,“ ſagte der Mann, „das ſagſt Du doch nicht im Ernſt! Wäre ich nicht zurückgekommen, ſo wärſt Du vielleicht noch nicht verheirathet!“

„Zehn für Einen hätte ich haben können! Des Küfners Sohn in Oerebäk bewarb ſich vor Dir um mich, aber ich war eine Thörin, wie wir Frauenzimmer oft ſind!“

„Du haſt es nicht bereut, Marie!“ ſagte der Mann liebreich und legte ſeine Wange an die ihre. Sie küßte ihn, lachte und ging nach der Küche, wo bald die Fiſche zu der kleinen Familienmahlzeit brieten.

II.

Sie gingen zwischen Blumen —
Umarmten sich herzinnig,
Und jubelten vor Lust.

Oehlenschläger.

In Provinzialstädten hat gewöhnlich jedes Haus einen kleinen Garten, doch dieses Haus hatte keinen, aber einen mußte man doch haben, wenn auch nicht größer, als zu einer Hand voll Schnittlauch und etwas Portulak. Er war auch bald hergestellt und, wenn man ihn so nennen darf, einer der hängenden Gärten des Nordens, wie die Armuth sie besitzt. Ein großer Holzkasten, mit Erde gefüllt, machte den Garten aus; er war hoch auf die Rinne zwischen den Nachbarhäusern gestellt, wo die Enten nicht hinauf kommen und ihn beschädigen konnten.

Sollte nun etwas gepflückt werden, dann mußte die Leiter hervor, sie wurde in der Küche zwischen dem Brete, worauf die zinnernen Teller prangten, und dem Feuerherde aufgestellt, Einer hielt die wackelnde Leiter, während der Andere auf derselben zum Boden hinaufstieg, wo dann die Luke geöffnet wurde und man mit dem Oberkörper zum Kasten hinaus kam.

Es war ein Fest für den kleinen Knaben da hinauf zu kommen; einmal hatte er sogar die Erlaubniß erhalten, zwischen den Händen der Mutter aus der Luke schwebend die Füße auf den Rand des Kastens zu setzen.

„Wir haben vielleicht eben so viel Freude über unser Bischen Grünes," sagte Marie, „als der Jude über seinen prächtigen Garten hat!"

„Aber wir möchten ihn doch gern haben!" erwiderte der Mann. „Herrlich voller Blumen soll er sein! Seltene Gewächse, wie in keinem Garten in Svendborg. Und an den Sommerabenden, wenn der Wind herüberweht, kann man den Jasmin riechen. Oft habe ich Lust gehabt, die Leiter gegen das Dach zu stellen, zum Storchnest hinauf zu klettern und in den Garten hinab zu sehen. Marie, der herrliche Pappelbaum, welcher hoch über das Dach ragt, kann in mir ganz eigenthümliche Gedanken erwecken. In den Sommernächten, wenn der Vollmond scheint, sticht er so dunkel gegen die blaue Luft ab, es ist gerade als ob ich in Italien die großen Cypressen erblickte. Oft, wenn Du schliefst, bin ich aufgestanden und habe das Fenster geöffnet; kam dann eine milde Luft mit dem Jasminduft zu mir herüber, so konnte ich mir einbilden, ich sei dort weit draußen in dem schönen Italien."

„Soll ich dieses Geschwätz schon wieder hören!" sagte Marie und zog sich zurück; aber der kleine Knabe horchte mit großen Augen auf die Rede des Vaters. Wie gern wollte er nicht auch mit den Störchen nach den fremden Ländern fliegen, ja wie glücklich würde er sein, wenn er nur in dem Neste sitzen und in den Garten des Juden hinab blicken könnte. Eine mystische Welt bewegte sich darin. Einmal war er mit seiner Mutter dort im Hause gewesen und hatte das Laubhütten-Fest gesehen, nie konnte er die

grüne Wölbung von Tannen und Spargelbüschen, den prächtigen Granatapfel unter der Decke und das feine ungesäuerte Brot vergessen. In den langen Winterabenden las der Vater in „Tausend und eine Nacht," seine eigenen Reisen klangen dem Knaben ebenso abenteuerlich; der Storch war ihm ein Wunderthier, wie der Vogel Rock, und der Garten des Juden, den er nie erblickt hatte, war ihm ein Hesperien und Scheherazade's Heimath mit den goldenen Springbrunnen und den plaudernden Vögeln.

Es war im Monat Juli. Der Kleine spielte in dem leeren Torfschuppen, welcher die Grenze zwischen seiner Heimath und seiner Feenwelt bildete. In der Ecke waren einige Steine losgegangen; der Kleine legte sich nieder und guckte durch die Fugen, aber Alles, was er erblickte, waren nur die grünen Blätter, welche die Sonne durchscheinend machte. Mit bebender Hand, als sei es ein Mysterium, das er enthüllen wollte, wagte er einen Mauerstein herauszuziehen; der darüberliegende glitt schief herab; das Herz des Knaben pochte, er wagte nicht sich zu rühren. Nach einigen Minuten faßte er wieder Muth. Die Oeffnung war größer, doch konnte er nicht mehr überblicken, als einen so großen Fleck, wie ein einzelner Erdbeerbusch ihn einnahm. Aber für die Kinderphantasie lag hierin ein Reichthum, ein Anblick, wie ihn für den Erwachsenen der üppigste Fruchtbaum, dessen Zweige von den reifen Früchten zur Erde gezogen werden, darbietet. Die Erdbeerblätter waren so groß, so saftig, durch einzelne schienen die Sonnenstrahlen, andere hingegen traten dunkel in den Schatten, und mitten

zwiſchen dieſer Ueppigkeit hingen zwei große rothe Beeren, recht friſch und voll. Kanaans Traube erweckte nicht reichere Gedanken von Fruchtbarkeit als dieſe beiden Beeren. In dem Anblick lag auch die Verſuchung ſie zu pflücken, aber das war nicht zu wagen! Den einen Stein aus der Mauer zu nehmen war Sünde genug für den erſten Tag.

Am folgenden Nachmittage lagen die Steine noch unberührt. Die grünen Blätter wehten beim Luftzuge durch die Oeffnung. Die Beeren ſaßen ja da; nun ſtreckte die kleine Hand ſich ängſtlich aus, berührte die Beeren, ohne ſie zu pflücken, als aber die Hand wieder herein kam, legten die Finger ſich um den grünen Stiel, doch gleichzeitig begegnete eine kleine Kinderhand der ſeinen, er zog dieſe mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daß einer der Steine herausglitt, er ſelbſt ſprang zur Seite, erſt nach einigen erwartungsvollen Augenblicken wagte er ſich wieder näher und guckte durch dieſe vergrößerte Oeffnung.

Ein Paar große braune Kinderaugen begegneten den ſeinen. Sie verſchwanden eben ſo ſchnell, kamen aber bald wieder zum Vorſchein. Ein ſchönes kleines Mädchen war es: neugierig guckte ſie in vorſichtiger Entfernung von der Oeffnung nach ihm.

Es war Naomi, die Enkelin des Juden, ungefähr ein Jahr jünger als der Knabe. Er hatte ſie früher oben an ihres Großvaters Fenſter ſtehen ſehen, da hatte ſie gelbe Saffian-Stiefelchen angehabt; dieſe hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf den Knaben gemacht.

Die Kinder ſtarrten ſich eine Weile an.

„Kleiner Knabe!“ sagte Naomi, „Du darfst schon zu mir herein kommen! Mache das Loch größer!“

Und als ob es eine gewaltige Fee geboten, glitten noch zwei Steine heraus.

„Wie heißest Du?“ fragte sie.

„Christian!“ erwiderte der Knabe und steckte den Kopf in den sonnenbeleuchteten, duftenden Garten. Naomi schob die Zweige der Weinranken zur Seite, welche die Mauer reich beschatteten. Er stand im Lande der Träume, sich im Anschauen verlierend.

Der Erwachsene würde hier nur einen hübschen, kleinen Garten im reichen Flor erblicken, mit vielen seltenen Blumen, Weinranken an den Wänden hinauf, einem Pappelbaum und weiterhin mit zwei Akazien; wir müssen ihn aber so betrachten, wie der Eintretende ihn erblickte, wir müssen mit ihm den starken Blumenduft athmen, die warmen Sonnenstrahlen fühlen, die reiche Pracht bewundern.

Ueppige, breitblättrige Weinranken, duftendes Geisblatt und blaue und rothe Winden schlängelten sich an den Wänden empor und bildeten eine Tapete. Ein Lustwäldchen von Moosrosen schloß sich in einem Halbmond um die prächtigsten Levkojen von einer seltenen Größe und Farbenmannigfaltigkeit, von der schwarzblauen bis zu der schneefarbnen; ihr Duft schien jeden andern zu verdrängen. Bei der Pappel, um welche der dunkele Epheu seine festen Blätter schlang, stand die kleine Naomi mit den klugen Gazellen-Augen und dem braunen Teint, welche auf die asiatische Abstammung deuteten; aber das Blut schien frisch und

schön durch die runden Wangen, welche von dem schwarzen Haar umwogt wurden. Ein dunkeles Kleid mit einem Ledergurt umschloß die hübsche Kindergestalt.

Sie zog ihn nach der Bank unter dem Akazienbaume hin, wo die blaßrothen Blüthen in dichten Büscheln hingen. Die schönsten Erdbeeren mit saftigem Fleisch wurden verzehrt. Der Knabe blickte rings umher, er sah sich in eine hesperische Welt versetzt, die von der gewohnten Umgebung weit entfernt zu sein schien; da klapperte der Storch hoch oben, und er kannte das Nest und die Jungen, die in demselben standen und ihre klugen Augen auf ihn zu richten schienen. Jetzt dachte er an den kleinen Garten seiner Eltern, den Kasten mit Schnittlauch und Portulak oben in der Rinne, und er wunderte sich darüber, diesem Allen so nahe zu sein. Der Storch konnte seinen Norden und seinen Süden überblicken.

Nun nahm Naemi ihn bei der Hand, und sie gingen in das kleine Lusthaus, welches nur vier Personen fassen konnte, aber den Kindern erschien es als großer Saal; die Kinderphantasie braucht ja nur die Erde mit einem Stecken ritzen zu lassen, um sich Schlösser mit Sälen und Gängen zu schaffen.

Ein einziges Fenster mit dunkelrothem Glase warf eine eigenthümliche Beleuchtung auf die bunte Tapete, wo Thiere, Vögel und Blumen sich in einander verschlangen; ein Straußenei, welches durch den rothen Lichtschein eine seltsame Feuerfarbe erhielt, hing unter der Kuppel. Naemi zeigte auf die Fensterscheibe, Christian starrte hindurch, und

draußen lag Alles in der allerseltsamsten Beleuchtung; er mußte an den brennenden Berg denken, von dem sein Vater gesprochen hatte. Alles stand im Feuerglanz! Jeder Busch und jede Blume glühte; die Wolken erschienen wie Feuer in einer Feuerluft. Selbst der Storch, das Nest und die Jungen flammten.

„Es brennt!“ rief Christian, aber Naomi lachte und klatschte in die kleinen Händchen. Sobald die Kinder durch die offene Thür blickten, hatte Alles wieder seine frische, grüne Farbe, ja diese schien sogar stärker zu sein, als wenn sie draußen in dem Grünen standen. Die Farbenmannigfaltigkeit der Blumen war da, und der Storch stand da, weiß wie immer mit rothen Beinen.

„Wollen wir Geld verkaufen spielen?“ sagte die kleine Naomi, indem sie einen Grashalm durch zwei Blätter zog. Das stellte eine Waage vor. Gelbe, rothe und blaue Blätter waren das Geld.

„Die rothen sind die kostbarsten!“ sagte sie. „Du sollst kaufen, aber Du mußt mir was geben! Es muß ein Pfand sein. Du kannst mir Deinen Mund geben! Wir spielen nur so, ich nehme ihn nicht wirklich. Du sollst mir Deine Augen geben!“

Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als ob sie dieselben nähme, und Christian erhielt sowohl von den rothen wie von den blauen Blättern. Nie hatte er früher so schön gespielt.

„Barmherziger Gott! Christian, bist Du da drinnen?“ rief Marie und steckte den Kopf halb durch die Oeffnung, der die Kleinen sich genähert hatten.

Erschrocken ließ er Naomi's Hand fahren, verlor die bunten Blumenblätter und kroch durch die Oeffnung zurück, wo der Empfang aus einem Paar fühlbaren Schlägen auf den Rücken bestand. Die Steine wurden wieder aufgestellt, so gut es sich thun ließ, und dergleichen Kunstücke, wie Marie es nannte, wurden auf das Strengste verboten; doch während der Arbeit verweilte sie ein wenig und betrachtete den Garten; überdies pflückte sie die nächste Erdbeere ab und verzehrte sie.

Am nächsten Tage waren, von der Seite des Gartens, dichte Planken davor geschlagen; sicher hatte Naomi von dem Besuche erzählt. Vergebens drückte Christian die Steine gegen die Bretter, ja er wagte sogar anzuklopfen. —— Der Eingang zu dem schönen Blumenlande war geschlossen.

Reich und lebendig stand die ganze Pracht vor ihm, Bäume und Blumen, das rothe Fensterglas und die hübsche Naomi. Daran dachte er am Abend, bis der Schlaf ihn überwältigte.

III.

Wirbelnd steigt des Rauches Säule durch der Mauern Riß empor,
Und der Schreckensruf um Hülfe gellt in's taub entsetzte Ohr.

Gaudy's Kaiserlieder.

Es war Nacht, als Christian wieder erwachte; ein sonderbarer rother Schein, wie der im Lusthause durch das gefärbte Glas, erleuchtete die Stube. Er steckte den Kopf zum Bette hinaus. Ja, die Fensterscheiben hatten dieselbe

Feuerfarbe, der Himmel den brennenden Glanz, die dunkle Pappel ſchien zu glühen. Es war ein wahres Vergnügen dieſe Feuerpracht wieder zu ſehen.

Da hörte man draußen plötzlich Geſchrei, die Eltern ſprangen auf, der Feuerruf erſcholl. Das ganze Haus des Juden ſtand in Flammen; ein Regen von Feuerfunken ſtürzte in den Nachbarhof herab; der Himmel glänzte roth, die Flamme ſchlug in ſeltſamen Zungen hoch in die Luft. Marie übergab den Knaben den Nachbarn und ſammelte in Eile die beſten Stücke aus der Wirthſchaft, die ſie in Sicherheit bringen wollte, denn das Feuer hatte ſchon das Nebengebäude entzündet, auf deſſen Dach die Störche ſtanden.

Der alte Jude hatte ſein Schlafgemach im Erker zum Garten hinaus, aber er ſchlief noch, während ihn die Flamme mit rothem Todesnetze umgarnte. Mit der Axt in der Hand brach der Schneider ein Loch durch die Wand nach dem Garten hinein und drang mit einigen Nachbarn hindurch. Hier war es warm wie in einem Ofen, doch der Wind führte die Funken über ihre Häupter fort.

Noch ertönte keine Sturmglocke vom Thurme, die Wächter ſchrien, aber ihre Pfeifen hörte man nicht; der Eine hatte die ſeine zu Hauſe liegen laſſen, weil ſie ja nie gebraucht wurde, der Andere hatte zwar die ſeinige bei ſich, als er aber hinein blies, hatte ſie, wie er ſagte, „die Luft verloren.“

Die Thür wurde erbrochen. Noch zeigte ſich keine Seele, da klirrte plötzlich eine Fenſterſcheibe, eine Katze, wild und ſchreiend, bahnte ſich den Weg hinaus, fuhr

an einem Baum empor und verschwand auf dem Nebengebäude.

Drei Menschen waren darin, das wußte man, der alte Jude mit seiner kleinen Enkelin Naomi, — diese Beiden machten die Herrschaft aus; der alte Joel, der Schacherjude, wie man ihn nannte, war das ganze Dienstpersonal; zwar hatten sie auch einen weiblichen Dienstboten, Simonia, welche Joel zur Hand ging, aber sie schlief des Nachts in ihrer eigenen Wohnung und war also nicht hier.

„Schlagt das Giebelfenster ein!“ riefen einzelne Stimmen, und die Leiter wurde angesetzt. Der Rauch quoll schwarz und dick über das Fenster hin; die Dachsteine sprangen vor Hitze; die Flamme brach durch die brennenden Balken und Sparren kecker hindurch.

„Joel!“ riefen Alle, als dieser, mit einem alten Schlafrock um die gelben, mageren Glieder, zur Thür hinaus stürzte; die langen Finger umklammerten einen silbernen Pokal; unter dem Arm trug er einen kleinen Kasten von Pappe, wie man solche für weibliche Arbeiten hat. Das war Alles, was er, wie aus Instinct, auf der Flucht ergriffen hatte. „Der Großvater und das Kind —!“ stammelte er und lehnte sich, überwältigt von Schreck und Hitze, gegen die Mauer und zeigte nach dem Erkerzimmer hinauf. Da öffnete sich das Fenster und der alte Jude, halb nackt, mit der kleinen Naomi auf dem Arm, stieg heraus. Das Kind klammerte sich fest an ihn an, ein Paar der Zuschauer sprangen hinzu und hielten die Leiter fest.

Der Alte hatte schon beide Füße darauf, der Oberkörper

hob ſich mit dem Kinde vor, als er auf einmal Halt machte, einen ſonderbaren Seufzer ausſtieß und plötzlich mit der Kleinen umkehrte, wieder in das Fenſter hinein ſtieg und verſchwand. Der ſchwarze Rauch und die Feuerfunken verbargen einen Augenblick die Oeffnung.

„Herr Jeſus!“ riefen die unten, „wo will er hin? Er verbrennt mit dem Kinde! — Es iſt ſein Geld, was er vergeſſen hat!“

„Macht Platz!“ rief eine kräftige Stimme, und ein Mann mit einem finſtern, ausdrucksvollen Blicke drängte ſich vor, ſprang die Leiter hinauf und ergriff den Fenſterpfoſten, deſſen oberſten Theil die Flamme ſchon ſchwarz geleckt hatte. Das Feuer leuchtete drinnen, der Schein zitterte unter der ſich ſchon biegenden Decke hin. Der Mann ſtieg hinein.

„War das nicht der Norweger aus der Hohlgaſſe?“ fragten Einzelne.

„Ja, er war es, das iſt ein verwegener Kerl!“

Das Feuer erleuchtete jeden Winkel in dem Zimmer, wo er ſtand. Naomi lag auf dem Fußboden. Der alte Großvater war nicht zu erblicken, aber ein dicker, erſtickender Rauch drang aus dem Nebenzimmer durch eine kürzlich geöffnete Thür herein. Der Mann ergriff das Kind und ſprang auf die ſchwankende Leiter hinaus. Naomi war gerettet, aber der Großvater lag ſchon vom Rauch betäubt in dem Zimmer, wo er zu der eiſenbeſchlagenen Kiſte hinein gedrungen war.

Das Dach ſtürzte krachend zuſammen. Eine Säule

von Funken, unzählig, wie die Funken der Milchſtraße, ſtieg hoch in die Luft empor.

„Jeſus, erbarme dich!“ war das kurze Miſerere über eine Seele, welche in dieſem Augenblick, durch die Flammen, zum Leben des Todes einging.

Es war unmöglich etwas zu retten, Alles ſtand in Flammen gehüllt. Das alte Hausmädchen, Simonia, ſtreckte mit dem Schluchzen der Verzweiflung die Hände gegen den Scheiterhaufen aus, in dem ihr Herr brannte und wo noch geſtern ihre Heimath war. Maria hatte den Joel zu ſich herein genommen, dorthin kam auch Naomi.

„Der Storch, der arme Storch!“ riefen Alle. Das Neſt war von den umringenden Flammen beſtrahlt; die Storchmutter ſtand dort oben, ihre großen Flügel über die Jungen ausbreitend, und ſuchte ſie gegen die brennende Hitze zu decken. Er hingegen war nicht zu erblicken, er mußte früher davon geflogen ſein. Die Jungen duckten ſich tief herab, ängſtlich heraus zu flattern, die Mutter fächelte mit den Flügeln und ſtreckte den Hals und den Kopf weit vor. „Mein Storch! Mein lieber Vogel!“ rief der Schneider. „Das arme Thier darf nicht verbrennen!“

Er ſetzte die Leiter an die Wand, während die Andern durch Schreien und durch Werfen von kleinen Steinen in das Neſt die Storchmutter aufzujagen ſuchten, aber ſie blieb. Ein dicker, kohlſchwarzer Rauch ſchlug gegen die Mauer hinan, der Schneider mußte das Haupt tief hinab beugen, während Funken und Feuerklumpen wie ein Schneetreiben jagten. Die Flamme entzündete die trockenen Zweige, die das Neſt

bildeten, es flammte auf und mitten im Feuer ſtand die Storchmutter und verbrannte mit ihren Jungen.

Am nächſten Vormittag war das Feuer gelöſcht. Das Haus des Juden war jetzt ein dampfender Kohlen- und Aſchenhaufen, in welchem man ſeinen verſtümmelten Leichnam fand.

Gegen Abend ſtand der Schneider mit ſeinem kleinen Knaben bei der Brandſtätte; der hin und wieder aufſteigende Rauch zeigte, daß es noch unter dem Schutte fortglimme. Der ganze hübſche Garten war jetzt eine niedergetretene Oede. Rings umher lagen ſchwarze, verbrannte Balken; die Weinranken und die ſchönen Winden waren von den Wänden abgeriſſen und hingen und lagen nun hingeworfen und niedergetreten. Die Wege ſchienen in einen Wieſengrund verwandelt zu ſein. Die hübſchen Levkojen waren fort und die Roſenhecken zerriſſen und mit Erde beſudelt, die eine Seite des Akazienbaumes war verſengt, und anſtatt des erquickenden, ſchönen Blumenduftes athmete man nur Rauch und Brandgeruch. Das Luſthaus war niedergehauen. Ein viereckiges Stück der rothen Fenſterſcheibe war Alles, was Chriſtian von den alten Erinnerungen wiederfand; er ſah hindurch, und die Luft glühete, ſo wie damals, als er und Naomi durch die Scheibe guckten. Aber drüben auf dem Dache der Eltern ſtand ein Storch, es war das Männchen, er war zurückgekehrt, hatte weder das Neſt noch das Haus gefunden, worauf daſſelbe ſtand. Verwundert drehte er den Hals und den Kopf, als ſuche er etwas.

„Das arme Thier!“ ſagte der Schneider, „er iſt heute

unabläſſig, von dem Augenblick an wo er kam, über die Brandſtätte geflogen. Jetzt ruht er ſich ein wenig aus! Ich will ein Kreuzholz hinauf ſchaffen, vielleicht baut er ein Neſt. Wie er doch nach den Jungen und der Mutter ſucht! Sie fliegen nie mehr nach den warmen Ländern."

In dem faſt leeren Hinterhauſe, wo das Loch in der Mauer nach dem verödeten Garten durchgebrochen war, ſtand der alte Joel; ſeine magere Hand hielt die verroſtete Eiſenkrampe in der Wand feſt, während ſeine ſchwarzen ernſten Augen auf einen Gegenſtand geheftet waren, den eine alte, carrirte Schürze in der großen, leeren Bettſtelle darinnen verbarg; ſeine ſchmalen Lippen bewegten ſich, und kaum hörbar ſprach er vor ſich hin:

„Eine Schachtel wurde alſo dein Sarg, Du reicher Sohn aus Salomo's Stamm! Die Schürze der armen Frau wurde Dein köſtliches Leichenkleid! Ach! Keine Tochter Iſraels wird Deinen Leichnam waſchen, die rothen Flammen haben es gethan! Das Feuer war trockener als die Kräuter, röther als die Roſen, die wir in die Bäder unſerer Todten thun. Aber auf „Beth achaim" *) ſoll doch Dein Grabſtein errichtet werden. Der arme Joel bildet Dein ganzes Gefolge. Aber Du ſollſt in Dein geweihtes Grab gelangen, wo der ſchwarze Strom unter der Erde Dich einſt nach Jeruſalem führt."

Er ſchob die Schürze zur Seite und nahm den Deckel von der Schachtel, worin die zu Kohle gebrannten Ueber-

*) Das Haus der Lebenden, ſo nennen die Juden ihren Kirchhof.

bleibsel des Juden lagen. Joels Lippen bebten noch schneller, wie in Krampfzuckungen, die Thränen rannen ihm über die Wangen hinab, aber die Worte wurden dumpf und unverständlich.

„Unser Herr Jesus sei ihm gnädig!“ rief Marie, indem sie hineintrat, aus, aber eine Röthe bedeckte gleichzeitig ihr Gesicht; es kam ihr vor, indem sie den heiligen Namen nannte, den Joel nicht anerkannte, als ob sie den Trauernden kränke. „Der liebe Gott,“ wiederholte sie deshalb schnell und mit Nachdruck, „der liebe Gott wird ihm gnädig sein!“

„Sein Grabstein soll ihm neben dem der Tochter errichtet werden!“ erwiderte Joel, indem er die verbrannten Ueberbleibsel bedeckte.

„Sie liegt ja in Fridericia begraben,“ sagte Marie. „Ihr müßt weit fortgeführt werden, um ein Grab zu finden. Ich erinnere mich noch der Nacht, als sie fortgefahren wurde. Der Sarg wurde zwischen Stroh und Halme gestellt; ihr Vater, der jetzt in Kohlen und Asche daliegt, und Er, Joel, fuhren davon. Der Regen stürzte herab. Das arme Kind dort ist allein übrig. Der Großvater war der Einzige, den es hatte!“

„Ihre Mutter war von unsern Leuten,“ sagte Joel und fügte in etwas stolzem Tone hinzu: „Unsere Gemeinde läßt keinen der Ihrigen Noth leiden. Ich Alter bekomme auch mein Brot und werde es mit ihr theilen, wenn sie nicht Platz an eines Reicheren Tische findet. Des Christen Kind gehört ja in des Christen Haus!“ fügte er so leise hinzu, daß es unmöglich war es zu hören.

„Das Kind ist bei uns," sagte Marie, „laßt es in Gottes Namen da bleiben, bis dasselbe es besser haben kann! Kocht der Topf für Drei, so kocht er auch für den vierten mit!"

Am nächsten Abend, spät, als es dunkel und still in den Straßen war, wanderte durch die Stadt zur Schiffbrücke hinab eine kleine Schaar; vorn befand sich der Schneider mit einer Laterne, ihm folgte Joel, das Bündel auf dem Rücken und die Schachtel unter dem Arme. Marie folgte mit Christian und Naemi. Das kleine Mädchen weinte, Joel küßte ihr die Hand und die Stirne und stieg darauf an Bord der Jacht. Es wurde nur wenig gesprochen, stumm standen sie am Bollwerke, wo die Taue gelöst wurden.

Und Christian sah bei dem aufgehenden abnehmenden Monde, daß die weißen Segel sich entfalteten, daß das Schiff mit dem Strom dahinglitt, und wie Joel da draußen mit der Schachtel unter dem Arme stand; alle Umrisse zeigten sich so bestimmt in dem unsichern Mondlichte.

Der Dichter erzählt von Zigeunern, die ihren todten Häuptling vom Galgen herabnahmen, ihn mit der Krone und einem Purpurmantel schmückten, und seine Leiche in den tiefen Strom legten, der ihn nach Aegypten tragen würde, wo er in der großen Pyramide sitzen sollte; ein ähnlicher Gedanke erfüllte die Seele des Knaben, es war ihm als zöge Joel mit dem Todten nach einem fernen, fernen Phantasielande, vielleicht lag es nicht weit von Jerusalem, der königlichen Stadt der Juden.

„Wie das dem Rhein in der Gegend von Mainz gleicht!“ rief der Schneider aus und zeigte über den Meerbusen nach der naheliegenden Insel Thorseng.

„Lieber Gott!“ sagte Marie, „wie kannst Du jetzt an dergleichen denken! Wir sollten doch anders gestimmt sein, wenn es auch ein Jude ist, den wir begraben! Die armen Leute, nicht einmal im Tode haben sie Ruhe! Sie müssen reisen, um in die Erde zu gelangen!“ Schwermüthig blickte sie dem Schiffe auf dem Meerbusen nach.

IV.

Jetzt noch, mein Pfirschen, ist goldene Zeit,
Später, ach später ist's nimmer wie heut.
Wiegenlied.

Wie leicht und bald vergißt nicht das Kind hier seine Sorgen, vielleicht so leicht und bald, als wir die unseres Erdenlebens vergessen, wenn wir in jener Welt athmen.

Naomi hatte viel um den Großvater geweint, jetzt spielte ein Lächeln, wo früher Thränen waren; die große, blühende Erde hatte sich ja schon einmal um ihre Achse gedreht, und das ist für die Trauer der Kinder, was Wochen und Monate für Aeltere sind. In des Schneiders kleiner Stube bei dem freundlichen Spielkameraden war sie heimisch geworden. Ein Trauerkleid war ihr gesandt worden, das war hübsch, fast neu, und machte ihr viele Freude.

„Darf ich es jeden Tag anziehen?“ fragte sie. „Soll es nicht geschont werden? Sonst ist es nicht mehr neu, wenn ich wieder trauern muß!“ Nach ihrem hübschen Spielzeuge, dem Puppenhause mit der Küche und der Stube fragte sie viel eifriger, als nach dem Großvater. Das war bei ihr nichts Auffälliges, sie sprach, wie Kinder fast immer sprechen. Vergnügt saß sie auf der hohen Thürschwelle und hielt ein großes Klettenblatt in der Hand, es diente ihr als Fächer, Laube und Garten; ja der ganze schöne Blumengarten mit Farben und Duft wurde durch dieses große grüne Blatt ersetzt.

Unförmliche Feldsteine, mehr auf einander geworfen als geordnet, bildeten die hohe Treppe zur Straßenthür, auf deren Schwelle Naomi saß. Die Oeffnungen zwischen den Steinen nannte sie ihre Mühle, und der Sand, den Christian hinein füllte, war das Korn, welches gemahlen wurde. Sie mußten spielen, wie sie es am besten konnten, denn all sein eigentliches Spielzeug beschränkte sich auf einen Kreisel, der mußte vor ihr herumschnurren, aber er war auch schön; ein Messingnagel glänzte mitten in demselben, und er war mit rothen und blauen Farben bemalt.

„Das ist eine Blume, welche tanzt!“ sagte Naomi.

„Nein!“ sagte Christian, „soll es nicht unser Kobold sein? Er dient in der Mühle und will nicht gut thun, wenn er nicht die Peitsche bekömmt! hör', wie er brummt! sieh', wie er springt!“

„Nun soll er sterben!“ sagte Naomi. „Dann begraben wir ihn, wie meinen Großvater, und dann spielen wir trauern und Begräbniß halten, das kann recht hübsch

ſein!“ Und Chriſtian ſtellte ſowohl den Chorknaben als auch den Küſter vor. Den Kreiſel legten die Kinder in ein Loch in der Treppe nieder, ſtreuten Gras darüber und dann ſpielten ſie Feuer, wo die Glocken läuteten und die Leute retten wollten. Ein Paar Nachbarkinder kamen hinzu, und das Spiel gewann eine neue Geſtalt, man verſtand einander ſo gut, war gleich wie alte Freunde und Bekannte, obgleich Naomi früher nie mit ihnen geſpielt hatte, aber es geht dem Kinde mit ſeinen Altersgenoſſen, wie uns Aeltern, wenn wir Blumen von einer bekannten Art erblicken, wir begrüßen ſie als alte Bekannte, obgleich die Blume ſelbſt, welche wir dann ſehen, uns zum erſten Mål vor die Augen tritt.

Das Spiel, auf welches die Kinder jetzt verfielen, möchte wohl keiner von uns Aelteren ſo leicht errathen haben. Sie zogen ihre Schuhe aus, ſtellten dieſe gegen die Mauer und gingen dann auf und ab. Das war Illumination, ſie gingen nun um ſie anzuſehen.

Damals war es bei Hochzeiten in Svendborg gebräuchlich, daß die Gäſte das Paar mit Fackeln und Laternen von dem Hauſe der Braut zu dem des Bräutigams begleiteten, deshalb ergriff nun auch jedes der Kinder ſeinen Schuh, das war eine Laterne, und geleitete Chriſtian und Naomi, die Brautleute, wie ſie dieſe nannten. Nie hatte ſie beſſer geſpielt; was war auch das Puppenhaus, die Bilder und Blumen gegen die lebendigen Spielkameraden! Liebevoll hing ſie ſich an Chriſtian, der ſeine Arme um ihren Hals ſchlang und ſie auf den Mund küßte; ſie gab

ihm das Medaillon, welches sie auf der Brust trug, damit sollte er geschmückt werden, dann wäre er ein Graf, sagte sie, und sie küßten sich wieder, während alle die Andern herum standen und mit den Schuhen leuchteten.

Es war ein eigenthümliches Genre-Bild; die kleine Schwalbe über ihnen war eben so symbolisch mit ihrer kleinen Brautkammer unter dem Vordache beschäftigt, und in der blauen Luft schienen die Wolken sich zu begegnen und in einander zu verschmelzen, aber sie wurden gerade von einander getrennt, die niedrigeren zogen nach Osten, die höheren nach Westen, wie der Luftstrom sie nach den physischen Gesetzen der Weltordnung führte.

Das Spiel der Kinder wurde plötzlich unterbrochen. Eine Art von Kalesche, wie sie vor einigen und zwanzig Jahren Mode waren, eine plumpe Maschine von Holz, blau angestrichen und inwendig mit grauem Multum bekleidet, rollte rasselnd über das unebene Steinpflaster hin. Noch jetzt, doch nur in kleinen Städten und auf dem Lande, bei wohlhabenden Pfarrherren, trifft man solches Fuhrwerk an, welches nebst dem Kutscher und dem Geschirr der Pferde auf ein anderes Geschlecht deutet und sich überlebt zu haben scheint. Die Pferde selbst waren in gutem Stande, der Kutscher in seiner altmodigen Livrée zeigte eine Miene, welche andeutete, daß er wohl wisse, er fahre eine adelige Herrschaft. Der Wagen machte vor der Apotheke Halt, wo eine Menge von Schächtelchen, Büchsen und Medicinflaschen abgeliefert und neue eingenommen wurden. Alles in der größten Eile; nun fuhr der Wagen wei-

ter, hielt aber wieder vor der Thür, wo die Kinder spielten. Außer dem Kutscher und Bedienten waren zwei Damen in demselben, eine jüngere, untergeordnete, vielleicht eine Art Kammermädchen, und eine ältere, große, vornehme Dame, von einem magern und kränklichen Aussehen, sie saß in Tücher und Mantel gut eingepackt und roch beständig an einem silbernen Riechfläschchen.

Es währte nur einen Augenblick, so stand Marie da und verneigte sich; demüthig küßte sie der alten, adeligen Dame die Hand und versicherte, daß ihr Verlangen in der Minute erfüllt werden sollte.

Rings umher in der Nachbarschaft wurden die Fenster sogleich halb geöffnet; selbst aus den Thüren guckten ein Paar Kaufmannsfrauen hervor, nicht geputzt, wie jetzt, in Seide und Crepflor, nein, wie jene Zeit es mit sich brachte, im roth wollenen Kamisol und mit Kopfputz. Die Kinder, welche zu spielen aufgehört hatten, standen betrachtend, die Arme einander um den Hals geschlungen, die Mauer entlang aufgestellt. Von dem Ganzen verstand Christian nur so viel, daß Naomi in der größten Eile ein Tuch um den Hals bekam und zu den fremden Damen in den Wagen gesetzt wurde, und es war, als ob gar nichts Unerwartetes geschähe; Marie verneigte sich, und der Schneider stand mit der Mütze in der Hand in der Thür.

„Ich will nicht fahren!“ sagte Naomi. Aber sie mußte, sie mochte wollen oder nicht, und deshalb weinte sie und streckte die Arme aus, während der Wagen davon

rollte. Da brach auch der Knabe in Thränen aus; die Trennung war so plötzlich, so unerwartet gewesen.

„Nun schweigst Du," sagte Marie, „oder ich werde Dir Ursache zum Weinen geben!"

„Wo soll meine Frau hin?" fragte er.

„Hinaus und die Welt kennen lernen. Danke Du dem lieben Gott, daß Du Vater und Mutter hast! Ja, einst wirst Du es schon einsehen lernen. — Wenn Du so mit Fremden fortfahren solltest!" Sie betrachtete den Knaben gedankenvoll und drückte ihn zugleich heftig an ihre Brust. „Nun, Du sollst die Erlaubniß erhalten, Deinen Pathen in der Hohlgasse zu besuchen! Brauche nun die Beine," und hiermit zog sie ihn in die Stube hinein.

V.

L'archet allait toujours, comme le balai du sorcier, qui apporte de l'eau dans cette ballade allemande: Le violon et l'archet allaient toujours, toujours de nouveaux sons, des chants inconnus.

Contes fantastiques par Jules Janin.

Svendborg trägt noch das Gepräge der kleinen Städte aus dem vorigen Jahrhundert; diese unregelmäßigen Gebäude, wo oft die obere Etage über die untere, auf einem freistehenden Balken ruhend, hervorragt; Erker, welche den Nachbaren die Aussicht versperren, breite Flurtreppen mit

Stein- oder Holzbänken, um außen darauf zu ſitzen. Ueber mehreren Thüren las man in Holz ausgeſchnitten theils däniſche, theils lateiniſche Inſchriften. Die unebenen Straßen ſcheinen gepflaſterte Hügel zu ſein, indem man in gebrochenen Linien bald auf-, bald abwärts wandert.

An einzelnen Stellen in dieſer Stadt glaubt man in einer Bergſtadt zu ſein, beſonders iſt das der Fall in der ſogenannten „Hohlgaſſe," die in unſerer Zeit als forum der Schmuggelei und der Stelldicheins bekannt ſein ſoll. Wenn man von der hochliegenden Hauptſtraße hier hinab ſieht, iſt der Anblick höchſt maleriſch. Mächtige Feldſteine, über einander gelegt, bilden das Fußſtück der nächſten Häuſer, und dieſes iſt, bei dem ſchroffen Abfall der Straße, von derſelben Höhe, wie die Wände der tieferliegenden Nachbarhäuſer. So ſieht man denn von der Hauptſtraße aus über die Schornſteine und Dächer in der ſchmalen Seitenſtraße und erblickt einen großen Theil des Meerbuſens, die ganze waldbedeckte Küſte mit den hochſtämmigen Bäumen und Theile der Inſeln Langeland und Thurö.

In dieſer Straße wohnte Chriſtians Pathe. Der Knabe ſtand ſchon an der Ecke und blickte über deſſen Haus hin, welches ſo tief lag, daß der Waſſerſpiegel ſich dem Auge ein gutes Stück höher zeigte; der Dreimaſter da draußen ſchien gerade über die Schornſteine hin zu ſegeln.

Wie gewöhnlich war die Hausthür geſchloſſen, aber drinnen ertönte eine Geige. Ein jedes den Tönen offenes Ohr würde beim Hören derſelben geſtutzt haben. Es war jenes melodiſche Jammern, welches von Paganini's Violine

die Sage ins Leben rief, daß er seine Mutter getödtet habe, und daß ihre Seele jetzt durch die Seiten bebe.

Bald ging der Ton in weiche Wehmuth über; des Nordens Amphion, Ole Bull, nannte dasselbe Thema auf seiner Violine: „Der Schmerz einer Mutter beim Tode des Kindes." Zwar war es nicht diese Vollkommenheit, die diese beiden Meister unserer Zeit in der Kunst Jubals besitzen, aber es deutete Beide an, wie der grüne Zweig in allen Einzelheiten den ganzen Baum andeutet, dem er angehört.

Wie Ole Bull war auch dieser ein Norweger, wir hörten ihn so beim Feuer nennen, wo er Naomi rettete. Zwischen Felsen und Wasserfällen und Eisgletschern hatte seine Wiege gestanden. Oft erzählte er Christian von dieser Heimath, von dem Wassernеck, welcher im Bergstrom wohne und oft im Mondscheine mit seinem langen, weißen Bart im Wasserfall sitze und so schön spiele, daß man Lust fühle, sich hinein zu stürzen. Der arme Neck, wenn er am allerschönsten spiele, dann spotteten die Knaben seiner. „Du kannst ja doch nicht selig werden," sagten sie, und dann weine der Neck große Thränen und verschwinde in dem Bergstrom.

„Der Neck hat sicher Deinem Pathen das Spielen gelehrt!" sagte einst einer der Nachbarn zu Christian, und von der Zeit an mußte der Knabe stets an den Neck in dem brausenden Wasserfall denken, wenn er des Pathen Violine hörte, und er wurde stumm und träumerisch.

Deshalb setzte er sich heute vor die verschlossene Thür,

legte das Haupt gegen dieselbe und lauschte den seltsamen Tönen; erst als die Geige verstummte, pochte er mit seinem Fuß an.

Der Mann, den wir schon einmal erblickt haben und der nicht weit über seine besten Jahre hinaus war, öffnete; die gelbbraune Gesichtsfarbe, das kohlschwarze, glänzende Haar deutete einen Südbewohner oder das jüdische Geschlecht an, etwas dem doch die auffallend hellblauen Augen widersprachen. Diese waren völlig die des Nordbewohners; ihre klare, helle Farbe bildete einen sonderbaren Gegensatz zu den schwarzbuschigen Augenbrauen. Anfänglich mußte man glauben, daß Gesicht und Haar nur eine gemalte Maske seien und daß nur der völlig Blonde so helle Augen haben könne.

„Bist Du es, Christian?" sagte der Mann mit einem sonderbar schielenden Blicke.

Der Knabe betrachtete ihn mit einer Mischung von Furcht und Ergebenheit, denn seine Nähe hatte gerade etwas von dem, was man dem Spiel des Neck und dem Bilde der Schlangen beilegt. War Christian zu Hause, dann drängte seine Sehnsucht, dann war es sein höchster Wunsch, zum Pathen zu kommen; und doch fühlte er bei Niemanden, wie bei ihm, jenes unheimliche Gefühl, welches wir haben, wenn wir uns in einer engen Grabkapelle oder in einem großen Walde, wo wir Weg und Steg verfehlt haben, allein befinden. Bei jedem Besuch erhielt Christian zwei Schillinge, „Häringsschuppen," nannte das Volk sie, kleine dünne Kupfermünzen, von denen sechs auf einen

Schilling gingen; aber dieſe waren es nicht, welche ihn anzogen; nein, es waren die ſeltſamen Geſchichten von den ſchwarzen Tannenwäldern, von den Eisgletſchern, Necken und Kobolden und beſonders die Muſik. Die Geige erzählte auf ihre Weiſe ebenſo ſonderbare Sachen, wie des Pathen Zunge.

Die Thür wurde ſogleich wieder verſchloſſen, ſobald ſie innerhalb derſelben waren. Hier hingen an der Wand ein Paar Bilder, die ein eigenes Intereſſe für Chriſtian hatten; es waren fünf Stücke aus dem Todtentanz, illuminirte Bilder nach den Gemälden in der Marienkirche zu Lübeck.

Alle müſſen ſie mit in den Tanz, Papſt und Kaiſer, Alle, bis hinab zum Kinde in der Wiege, welches ſich wundernd ſingt:

„O Dot, wo ſchal ik dat vorſtahn?
Ik ſchal danſſen: vn kan nich gahn!“ *)

Chriſtian ſah nach den Bildern hinauf, ſie wendeten die Kehrſeite heraus. Er fragte, weshalb?

„Sie haben ſich im Tanze umgekehrt!“ ſagte der Pathe und brachte ſie wieder in Ordnung. „Haſt Du lange da draußen geſeſſen?“

„Nein, nicht lange! Du ſpielteſt, und ich horchte darauf; wäre ich hier drinnen geweſen, da hätte ich ſehen können, wie der Tod herum tanzte, ſo daß ſich die Bilder herumkehrten. Denn das iſt doch wahr, was Du mir erzählſt?“

Sie ſollen Dein ſein!“ ſagte der Pathe und nahm ſie herab. „Sage Deinem Vater, daß Du ſie bekommen haſt!

*) „O Tod, wie ſoll ich das verſtehn?
Ich ſoll tanzen: und kann nicht gehn!“

Glas und Rahmen behalte ich ſelbſt. Das ſind hübſche Bilder! Haſt Du mich nun lieb? Bin ich nicht gut? Nicht wahr?“

Der Kleine wiederholte es, indem er ſich doch durch des Pathen Bild beängſtigt fühlte.

„Weshalb iſt Deine kleine Spielgefährtin nicht mitgekommen? Naomi heißt ſie, nicht wahr? Ihr hättet ja Beide kommen können!“

„Sie iſt fort!“ ſagte Chriſtian, „ſie fuhr mit dem vornehmen Kutſcher!“ und er erklärte nun ihre plötzliche Abreiſe, ſo gut als er konnte. Der Pathe hörte mit einer Art Intereſſe ſeine Erzählung an und lächelte für ſich hin. Der Bogen tanzte über die Saiten hin; wenn dieſe ſangen, was der Pathe bei ſeinem Lächeln dachte, ſo waren es gewiß fieberhafte, böſe Gedanken.

„Du ſollſt auch lernen, ſie zu ſpielen!“ rief er aus. „Das kann für Dich ein Reichthum werden! Du kannſt Dir Geld zuſammen- und die Sorgen fortſpielen, wenn Dich einſt welche drücken! Hier iſt meine alte Geige, meine beſte erhältſt Du noch nicht! So mußt Du die Finger halten!“ er legte dieſe auf die Saiten und leitete nun ſelbſt den Bogen in der Hand des Knaben.

Die Töne durchbebten den Kleinen; er hatte ſie ja geſchaffen! Sein Ohr faßte einen jeden derſelben auf, und die kleinen Finger bogen ſich geſchmeidig über die Saiten hin.

Faſt eine Stunde währte dieſer erſte Unterricht, da ergriff der Pathe ſeine Geige und ſpielte; das war ein Spiel

mit Tönen! So ſpielt der Jongleur mit goldenen Kugeln und ſcharfen Meſſern.

„O ſpiele wie der Tod tanzt!“ bat der Kleine, und der Pathe machte einige kräftige Striche, und während die tiefſte Saite noch zitterte, ziſchelte die Quinte im klirrenden, feinen Ton. „Hörſt Du den Kaiſer? Er kommt mit Trompetenklang, aber nun kömmt der Tod, er kömmt wie der pfeifende Wind! Hörſt Du den Papſt? Er ſingt Pſalmen, und der Tod ſchwingt ſeine Senſe! Die ſchöne Jungfrau ſchwebt in dem wirbelnden Walzer, aber der Tod, kannſt Du ihn hören? Es iſt gerade, als wenn das Heimchen pfeift!“ und der Pathe preßte ſelbſt ſeine Augen zuſammen, und große Waſſertropfen ſtanden auf ſeiner Stirn.

Jetzt legte er die Violine hin und öffnete die Thür zum Garten, die gegen den Meerbuſen hinaus führte; da ſchwammen die waldbedeckten Inſeln in dem ganz ſtillen Waſſer. Das war beim Untergang der Sonne.

Der ganze kleine Garten war als Kohlpflanzung benutzt; Chriſtian betrachtete beſonders den Kohl, welcher anfing Köpfe anzuſetzen.

„Den wünſchte gewiß der Scharfrichter zu haben!“

„Was ſagſt Du, Junge?“ fragte der Pathe in barſchem Tone.

„Ich meinte, daß der Scharfrichter gern den großen Kohl haben möchte!“ ſagte Chriſtian, „meine Mutter erzählte es mir im vorigen Jahre, als wir an ſeinem Hauſe und Garten vorbeifuhren, wo eben ſolcher Kohl wächſt. Sie ſagte mir, wenn ich Scharfrichter werden wollte, dann

ſollte ich zu ihm in die Lehre kommen, und jedes Mal, wenn wir Kohl ſpeiſen ſollten, dann würde ich angeleitet werden, die Kohlſtrünke mit einem Beil abzuhauen, da wo der Meiſter erſt ſeine Kerbe geſchnitten habe!“

„Schweig'!“ rief der Pathe mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit und ſtieß den Knaben, ſo daß er zwiſchen die Kohlpflanzen fiel. Das kleine Medaillon, welches Naomi ihm um den Hals gehängt hatte, glitt heraus.

„Was haſt Du da?“ fragte der Pathe mit einem ſonderbaren Ausdruck, indem er den Knaben wieder aufhob und das Medaillon gewahr wurde. Er betrachtete die eingelegte Haarlocke und lächelte, wie das Haupt des Hingerichteten lächelt, wenn die galvaniſche Stange ſeine Zunge berührt. Plötzlich ging er in das Haus, kehrte aber bald mit den zuſammengerollten Bildern und den beiden Häringsſchuppen, wie die Kupfermünzen genannt werden, letztere gut in Papier eingewickelt, zurück. Er öffnete die Laden nach der Hohlgaſſe hinaus, und der Beſuch war für heute beendet; aber Chriſtian hörte, wie die Geige wieder ſpielte. Das war eine Munterkeit, welche die Geige ausathmete, wie die Munterkeit auf dem Sklavenſchiffe, wenn die Sklaven, der Bewegung halber, mit der Peitſche auf dem Verdecke zum Tanzen gezwungen werden.

Am folgenden Tage ſtattete der Pathe einen Beſuch bei Chriſtians Eltern ab; er brachte ein friſches Kohlblatt und Vogelgras für den Canarienvogel mit, deſſen Käfig in eine grüne Wölbung verwandelt wurde; die geſchmeidigen, reifen Aehren ſteckte er durch die Drähte, und der kleine

Vogel ſtimmte ſeinen Freuden- und Dankgeſang an. Der Pathe lauſchte mit einem ſeltſam lauernden Blick auf die jubelnden, dreiſt ſich erhebenden Töne, es war, als ob er ſie dem Vogel ablauſche, um ſie der Geige einzuhauchen. Der Schneider hörte gern des Pathen Spiel, es weckte Erinnerungen an die Wanderung in fremden Ländern; Marie fand hingegen, daß etwas Hexenartiges darin ſei, und faſt müſſen wir ihr Recht geben.

Man hat in Paris Kupferſtiche mit der Ueberſchrift: „Diabolique;“ alles Dämoniſche, was eine reiche Phantaſie hervorbringen kann, ſprudelt über dieſe Bogen. Auf dem einen erblickt man einen Richtplatz; der Pfahl, an den der Verbrecher befeſtigt werden ſoll, ragt einſam vor; oben auf dieſem ſitzt der Teufel, die Arme verbirgt er, allein beide Beine hat er in rechten Winkeln gegen den Pfahl ausgeſtreckt, auf dem er ſitzt, und ſo bilden dieſer und er ein Golgatha-Kreuz. Ein junges Mädchen kniet davor, in dem Glauben, daß es das Heilige ſei, wovor [illegible] beugt, während rings umher ſpottende Dämonen [illegible]gucken. Beim erſten Anblick ſcheint es uns das Kreuz zu ſein, welches ſie anbetet, aber bald ſehen wir, daß es der Teufel iſt. Ein ähnliches Bild in Tönen bot des Pathen Spiel dar.

Der Unterricht, welchen er geſtern mit dem Knaben angefangen hatte, ſollte einige Mal wöchentlich fortgeſetzt werden, denn dieſer hatte Finger und Kopf für das Spiel.

„Das kann ihm vielleicht ſein Brot verſchaffen!“ ſagte Marie.

„Es kann ihm dazu verhelfen ſich in der Welt umzuſehen," ſagte der Vater.

„Na, er ſoll wohl gar ein Landſtreicher werden!" rief die Mutter aus. „Du hätteſt ihn zu den Seiltänzern, die hier waren, bringen ſollen, dann hätte er herumſchweifen können!"

„Da ſagſt Du etwas Kluges, Marie!" erwiderte der Vater. „Vielleicht wäre das glücklich für ihn geweſen. Chriſtian, möchteſt Du nicht ſo leicht wie ein Vogel ſein, über das dünne Seil dahin tanzen, wo alle Leute über Dich in die Hände klatſchen? Dann reiſteſt Du von Land zu Land und bekämſt etwas zu ſehn und zu hören!"

„Ja, Prügel bekäme er!" ſagte Marie. „Oel bekäme er in den Speiſen, das eklige fette Oel, von dem die Körper geſchmeidig werden! Nein, daraus wird nichts. Laß ihn nur die Geige ſpielen lernen, darum iſt er noch kein Gaukler!"

„In das Herz der Mädchen ſoll er ſich hinein ſpielen!" ſagte der Pathe. „Ich ſehe es ihm an, er wird ein [redacted] Vogel werden!"

„Ja," ſagte Marie, „laß ihn werden wie er will, wenn er nur nicht lügt oder ſtiehlt! Uebrigens wird ſeine Schönheit ihm nicht viel helfen. Der liebe Gott weiß, von wem er das Angeſicht hat."

Alle Kinder ſind in den Augen der Eltern hübſch, doch Marie gehörte zu den ſeltenen Ausnahmen: ſie konnte ſehen, daß ihr Sohn nicht hübſch war; aber es konnte ihn auch Niemand häßlich finden. Sein Portrait aus jenem

Alter kann man noch heutigen Tages in Svendborg zu sehen bekommen, wenn man dort in die St. Nicolai-Kirche geht. Hier hängt im Hauptgange zur Linken ein großes Gemälde: Christen Morsing, Prediger auf Thorseng, gab es dort hin, als seine Frau starb; er steht mit ihr, ihren zwei Töchtern und sieben Söhnen, Alle in Lebensgröße, darauf. Drei kleine in Windeln liegen todt voran. Die Anzahl der Kinder ist mithin zwölf, und Alle sind sehr hübsch, bis auf Eins, es scheint das jüngste zu sein und ist im Verhältniß zu den Uebrigen durchaus nicht schön. Der Maler hat ihm eine Rose in die Hand gegeben, gerade als ob er ihm doch etwas Hübsches hätte geben wollen. Des Knaben Antlitz war ganz wie ein Portrait des Christian. Die Aehnlichkeit hatte selbst seine Eltern ergriffen, und auf diese bezogen sich auch des Pathen Worte: „die Geige wird ihm eine Rose in der Hand werden, wie auf dem Bilde in der Kirche!“

VI.

Lint.

Bim bim, bim bim, bim bim, bim bim.
Bim bim, bim bim, bim bim, bim.

Hamlet.

Er soll der Glocke Klang gedenken.

Nein. Vaudeville von J. L. Heiberg.

„Wenn ich eines Tages nach Thorseng gehe, soll Christian mich begleiten!“ hatte der Pathe gesagt.

Es war mitten im August, als dieser Festtag mit den

Worten verkündet wurde: morgen reisen wir. Das Wetter würde wohl gut bleiben, die Sonne war ja in klarer Luft untergegangen; nicht eine Wolke stand im Westen.

„Ist es lange hin bis morgen?“ fragte der Kleine, als er in das Bett kam.

„Mache nur die Augen zu und schlafe, dann ist es morgen, ehe Du es weißt!“ erwiderte die Mutter; aber mitten in der Nacht rief er sie wieder, um zu fragen, wie lange es bis morgen wäre.

„Soll ich aufstehen und Dir eine Tracht Prügel geben?“ war die Antwort, und keine Frage durfte mehr gethan werden.

In der Dämmerung stand er dann auf und erhielt ein reines hanfleinenes Hemde, an dem der Kragen von feinem Leinen war, die Sonntagskleider und neue Schnürstiefeln, die zu ihrer Zeit weiße Nähte hatten.

Der Pathe stand schon an der Thür und sie wanderten fort, aber nicht zur Schiffbrücke hinunter, denn es war nicht der bestimmte Wochentag, an welchem die Fähre die Leute aus der Stadt frei übersetzt; sie gingen nach dem nahe liegenden Fischerdorf bei St. Jürgenshof. Der Thau war stark gefallen, so daß das Feld gleich einem See strahlte; die Vögel sangen und der Pathe verstand es sie durch Pfeifen nachzuahmen. Es war nicht Zeit, Blumen zu pflücken, nur eine lange Winde wurde von der Hecke abgerissen und Christian um die Mütze geschlungen, ein Farrenblatt wurde sein wehender Federbusch.

Im Hohlwege, wo noch aus katholischen Zeiten ein

das alte Kreuz steht, saß eine Gruppe munterer Schnitter bei ihrem Frühstück; der Krug Bier ging herum.

„Die Feder trägt am Hut mein Liebster,
In Kopenhagen dient dem König er!“

sang eins der Mädchen, indem sie die Hände nach Christian ausstreckte, aber der Pathe schlang seinen Arm um ihren Leib und drückte ihr einen Kuß auf den Mund.

Durch den kleinen Wald, welcher zum Pfarrhofe gehört, gelangten sie zu der alten Kirche und dem Klosterhofe, welcher sich auf der südlichsten Spitze Fühnens, dicht neben dem tiefen Meerbusen, erhob. Zur Linken, unterhalb der Hügel, liegt das Fischerdorf mit seinen rothangestrichenen Schornsteinen; die Netze hingen zwischen den Weidenbäumen ausgespannt. Ein Fischerboot lag und schaukelte sich an dem niedrigen Steindamme. Es befanden sich zwei Männer im Boote, der Eine schöpfte das Regenwasser heraus, der Andere band das Segel fest. Sie erwarteten die Kommenden.

„Den Jungen da wollt Ihr mitnehmen?“ fragte der eine Mann mit einer ernsten Miene.

„Das ist mein kleiner Packesel!“ antwortete der Pathe lachend. „Er soll Thorwig sehen! In das Schloß und auf den Thurm [illegible] Brüninge soll er. Bist Du nicht ein guter kleiner Esel?“

Er selbst ergriff jetzt das eine Ruder, denn es mußte gerudert werden, der Wind war zu schwach, als daß man das Segel hätte benutzen können. Das Boot flog mit einem sprudelnden Kielwasser hinter sich über das klare, grüne Wasser dahin. Christian saß hinten beim Steuermanne.

Die gallertartigen Meduſen lagen gleich großen, durchſichtigen Blumen auf dem Waſſerſpiegel und verriethen durch ihre leiſen Bewegungen Leben auf dem ganz ſtillen Waſſer. Der ſichtbare, grüne Sandboden verſchwand, der Kleine erblickte nichts mehr als das Bild des Bootes und ſein eigenes Antlitz; es nickte wieder, wenn er nickte. Jetzt durchſchnitten ſie aber den Strom und glitten in den Schlagſchatten hinein, welchen Thorsengs Land auf das Waſſer warf. Der Pathe lüftete den Hut, es ſchien wie zufällig, war aber ein alter Aberglaube aus der Heimath, ein Gruß, welcher vielleicht dem Neck dargebracht wurde, deſſen Herrſchaft am Stärkſten iſt, ſo weit die Klippen einen Schatten werfen.

Nun zogen ſie die Ruder ein und ſtiegen bei Thorseng an das Land. Der Pathe und die Fiſcher ſprachen heimlich miteinander, aber Chriſtian hörte nicht woron. Das Fremde, das er hier erblickte, die ganze üppige Natur ringsumher überwältigte ſein Anſchauen.

Sie gingen zwiſchen Häuſern und Gärten beſtändig aufwärts. Die Fruchtbäume ſtanden mit Früchten belaſtet; große Stützen waren unter die von ihrer reichen Laſt ſich biegenden geſtellt. Wilder Hopfen ſchlang ſich üppig über die Hecken, und tief unten an einem Abhange lag ein ſtrohgedecktes Bauerhaus, neben dem die Hopfenſtangen ſo in ſchräger Richtung ſtanden, daß ſie zum Theil auf dem Dache ruhten, wo dann der Hopfen, gleich dem reichſten Weinlaube, ſeine blattreichen Ranken ſchlang und eine Laube zu bilden ſchien. Vor jedem Hauſe befand ſich ein Blumengarten. Die Malve trieb Blume zu Blume mit

rothen und gelben Farben, bis zur halben Höhe des Hauses. Hier, wo Alles in Schutz stand, war die Sonnenwärme um so fühlbarer. Ein Fremder, plötzlich in diese milde Luft und in diese Ueppigkeit versetzt, würde meinen, in einem südlicheren Lande zu sein; der Sund von Svendborg erinnerte ihn sicher an die Donau. Ja, hier war Sommer, herrlicher Sommer. Die wilde Krausemünze duftete in den Gräben, von den blutrothen Berberitzen und vom Hollunder, welcher Frucht angesetzt hatte, beschattet.

„Das wird eine warme Tour werden!“ sagte der Pathe, tröstete sich aber damit, daß sie wohl einen Wagen treffen würden.

Nicht eine Wolke war am Himmel. Ein Raubvogel flog schwer und mit trägem Flügelschlag über den Wald hin. Es war als ruhte alle Hitze des Tages auf des Vogels Rücken. Der Pathe war ungewöhnlich aufgeräumt; er schnitt aus dem Stengel des Schierlings für Christian klangvolle Trompeten, stieß das Mark aus dem Hollunderzweige und machte eine schöne Flöte. Alles geschah, während sie vorwärts wanderten und über das, was sie sahen, in den Tag hinein plauderten.

Jetzt rollte ein Wagen, so daß der Staub emporwirbelte, als ob eine Kanone geknallt habe; er schien in der stillen Luft zu ruhen. Der Wagen hielt, sie stiegen hinauf und Christian erhielt sogar ein großes Kohlblatt voller reifer, schwarzer Kirschen, ein Geschenk des Bauers, der den Pathen gut zu kennen schien.

Im nächsten Augenblick hatten sie Reisegesellschaft. Zwei Mann zu Pferde holten sie ein.

Auf unſern friedlichen Inſelchen finden wir keine Räuber, und doch ſahen dieſe ganz verfänglich aus. Jeder hatte eine Piſtole in der Bruſttaſche und ein geladenes Gewehr im Arm. Sie befahlen dem Bauer mit einem durchdringenden Blick, daß er halten ſolle. Sie unterſuchten das Stroh im Wagen, und da ſich nichts fand, machten ſie eine Art Entſchuldigung und ritten raſch davon, wie ſie gekommen waren.

Während dieſer ganzen Verhandlung verhielt ſich der Pathe durchaus paſſiv; der Bauer ſchmunzelte mit zuverſichtlichem Lächeln. „Dies Mal fiſchen ſie nichts!“ war ſeine ſpöttelnde Rede.

„Das muß ein ſaures Leben ſein!“ ſagte der Pathe. „Jetzt zur Sommerzeit geht es an; aber wenn die wilden Bienen ſchwärmen, wenn der Wind über die See pfeift, muß es hart genug ſein, die Nacht draußen zu liegen, und nur, um von klügeren Kerlen zum Narren gehalten zu werden. Paßt übrigens auf, Anders Hanſen, ſie haben ein gutes Auge auf Euch! ich könnte ja faſt,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, „in ſchlechten Geruch kommen, weil ich mit Euch fahre!“

Wer waren dieſe Männer? Was ſuchten ſie? Die ganze Begebenheit beſchäftigte Chriſtian lange, wurde aber ſpäter durch den bunten Anblick verdrängt, den dieſer Tag darbot. Er ſah das alte Thorsenger Schloß wieder, wo er ſchon einmal früher mit ſeinen Eltern geweſen war. Das war das größte Gebäude, was er je erblickt hatte, es war ja größer als die Kirchen in Svendborg. Doch

konnte er nur das Aeußere, hatte nur zu den Fenstern hinein gesehen. Jetzt traf es sich so glücklich, daß hier Reisende waren, und deshalb stieg er mit dem Pathen die hohe Treppe hinan, wanderte durch die langen Gänge und die großen Zimmer. Die vielen Portraits aus alten Tagen, Bilder derer, die das Grab in Staub verwandelt hat, blickten auf ihn herab. Mit jedem Bilde verbanden sich Geschichten oder Sagen, welche dergleichen alten Bildern eine Beleuchtung voller Wirkung verliehen, wie sie die Marmorstatue erhält, wenn wir sie bei Fackellicht betrachten. Das Portrait des in voller Gesundheit blühenden Weibes, welches im Bewußtsein seiner Schönheits-Kraft lächelt, rührt uns zur Wehmuth, wenn wir uns erinnern, daß es nun Jahrhunderte her ist, daß sie lebte.

Nicht für alles Gold der Welt hätte Christian in dem alten Himmelbett mit den raschelnden Seidengardinen schlafen mögen, des Nachts traten sicher die Bilder aus den Rahmen und Tapeten; Niels Juul mit dem Schwert in der Hand nahm dann in dem bunten Lehnstuhl mit der hohen Rücklehne Platz. Selbst die langen Spiegel, in denen man sich vom Kopf bis zum Fuß sehen konnte, hatten etwas Mystisches für ihn, der nur gewohnt war, sein kleines Antlitz in des Vater Rasirspiegel zu sehen.

Deshalb athmete er weit leichter, als er wieder in der freien Luft stand, und fühlte sich doppelt froh, als er zum Strande bei der Fischerhütte hinab kam, wo die Frau ihm den Rest an den Stachelbeerbüschen zur freien Verfügung stellte. Die Kinder des Fischers zogen ihr Schiff vor,

welches aus dem Holzschuh des Vaters gemacht, aber mit Mast und Wimpel geschmückt war; das segelte auf dem tiefen Wasser, wie die andern wohlbemannten Schiffe. Ein großes, glänzendes Insect flog zufällig um das kleine Fahrzeug, setzte sich auf den Saum des schwellenden Segels und schlug mit seinen glänzenden, durchsichtigen Flügeln. Das war ein lebender Passagier, den es am Bord hatte, und deshalb klatschten die Kinder in die Hände.

Dicht vor Thurö, der Insel, wo Balder Rune schlug, lag ein kleines Schiff; der Pathe ruderte zu demselben hinaus. Er hatte viel mit den Leuten am Bord zu sprechen; Christian hatte ihn dorthin begleitet.

Die See war ruhig; die Sonne brannte.

„Nun sollst Du doch einmal in das Wasser kommen!“ sagte der Pathe. „Heute vergaßen sie es uns zu verbieten, weil die Tour als Landreise galt!“

Christian lächelte, er wollte gern in dem klaren, frischen Wasser umher schwimmen; zu Hause erhielt er nur die Erlaubniß, die Strümpfe auszuziehen und bis an die Knie hinein zu waten.

„Das ist ein anderes Bad, als daheim in Mutters Waschwanne zu stehen und eine Kanne Brunnenwasser über den Kopf zu bekommen! Die Kleider ausgezogen, mein Junge!“

Das geschah. Selbst stand er da, eine athletische Gestalt; er hob den Kleinen hoch auf seine Schultern und ließ ihm die Beine unter seine Arme zurück legen. Das war ein Bild des heiligen Christoph mit dem Kinde.

Ein gewaltiges Plätſchern erſcholl aus dem Waſſer, und dieſes ſchloß ſich über ihnen, in großen Ringen ſpielend und hoch ſchäumend, da wo ſie verſchwanden. Einen Augenblick darauf zeigte ſich das finſtere Geſicht des Pathen wieder, aber Chriſtian war nicht zu erblicken, er war im Sprunge abgeglitten. Der Pathe vermißte ihn ſogleich und tauchte im ſelben Nu unter, ergriff den Knaben und hob ihn wieder über den Waſſerſpiegel empor. Das ſalzige Waſſer lief dem Kleinen aus dem Munde, und er fing an zu weinen.

„Schäme Dich!“ ſagte der Pathe und gab ſich die Miene, als ob Alles ſei wie es ſollte, aber ſein Puls ſchlug heftiger als gewöhnlich; gut war es, daß das Abenteuer ſo endete; es fiel ihm nicht ein, daß am darauf folgenden Abend ein weit wichtigeres bevorſtand.

Eine der weiteſten Ausſichten im Lande hat man vom Breininger Kirchthurm; man findet auch hier, wie im Wirthshauſe auf dem Brocken und an mehreren beſuchten Orten, ein Buch, in welches der Fremde ſeinen Namen, mitunter auch eine gewöhnliche Herzensergießung in ſchlechten Verſen oder einen Witz, welcher nur den Verfaſſer ſelbſt beluſtigt, einſchreibt.

Es war zur Zeit des Krieges, und deshalb hier oben ein Telegraph angebracht, an welchem die ſchwarzen Tafeln magiſch ihre todte, aber bedeutungsvolle Sprache durch die Luft flüſterten. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als der Pathe mit Chriſtian zum Thurm hinauf ſtieg, um den neuen Telegraphenverwalter zu beſuchen.

Der Meerbuſen, die Inſeln und das Meer lagen, gleich einer Landkarte, unten ausgebreitet. Ueber Thurö und Langeland, die, wie Blumenbeete, auf dem Waſſer ruhten, erblickte man Seeland. Eine Anzahl Segel glitten vorbei, Schiffe lagen vor Anker und Fiſcherböte bewegten ſich rings herum in dem geſchlängelten Meerbuſen. Doch weit mehr als dieſer ganze Anblick zogen die ſchwarzen Tafeln Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wußte ja, daß ſie ſprechen konnten, wie die Taubſtummen ſprechen; wie oft hatte er ſie nicht ſinken, ſteigen und die verſchiedenſten Stellungen annehmen ſehen!

Der Pathe ſaß am gedeckten Tiſche; Chriſtian war hingegen mitten in einem Spiel mit den beiden muntern Söhnen des Telegraphenverwalters begriffen. Sie verließen das Zimmer und es wurde Verſteckens geſpielt.

Chriſtian kroch in eine Oeffnung der Mauer hinauf, wodurch man zu den großen Glocken hinein gelangte; zwiſchen dieſen lag ein großer, feſter Querbalken über dem Fußboden, auf dem man zum Schallloche hinüber gelangen konnte, welches ſich in der Vertiefung der gegenüberliegenden Mauer befand; die Sonne warf ihre langen Strahlen dort herein, Stäbchen drehten ſich in deren Achſe. Durch das Schallloch mußte man hinunter blicken können, das war eine Freude mehr, während ſie nach ihm ſuchten, und deshalb hüpfte Chriſtian den Balken entlang zwiſchen den Glocken hindurch und konnte nun über die ganze Inſel und das Meer, wo die Schiffe lagen, hinaus ſchauen. Er hörte ſchon den einen der Knaben, welcher ſuchte, die Treppe

herauf kommen und er sah dessen Kopf durch die Oeffnung hervorgucken, durch die er selbst gekrochen war.

„Bist Du hier?“ fragte der Knabe. „Hier dürfen wir nicht sein, die Glocken könnten uns todt schlagen!“

Christian antwortete nicht; sollte er sich bange machen lassen? Die Glocken hingen ja still, als wären sie fest gemauert. Auch konnten sie nicht dahin reichen, wo er stand. Der suchende Knabe ging wieder fort.

Die Sonne stand dicht an dem Horizont und schien sich jetzt mit dem Verschwinden zu beeilen. Christian konnte deutlich sehen, wie sie hinab glitt und verschwand; die Abenddämmerung breitete sich aus; er sah nach der großen Glocke, welche vor der Nische beim Schallloche hing, wo er stand; plötzlich erbebte sie und machte eine ganz leise Bewegung: er wollte fort, aber im selben Nu erhob sich die Glocke mehr, ihr ganzer hohler Raum wendete sich gegen ihn empor. Erschrecken drückte er sich an die Mauer zurück. Der erste Glockenschlag dröhnte in seinen Ohren.

Hier, wie in allen dänischen Dorfkirchen, wurde bei Sonnenuntergang geläutet; Niemand hatte eine Ahnung davon, daß irgend ein menschliches Wesen dort oben sei.

Instinctmäßig fühlte er, daß, wenn er nur einen Schritt verginge, die Glocke seinen Kopf zermalmen würde. Stärker und stärker tönten die Schläge aus dem hohlen Metall. Die erschütterte Luft, im Verein mit dem Schrecken, wirkte gewaltsam auf ihn ein; der Schweiß quoll aus seinem Körper. Er wagte nicht sich umzuwenden, die Augen starrten fest in die hohle Glocke, jedesmal wenn diese

dröhnend gegen ihn hin ſchwebte. Er ſtieß einen lauten Schrei um Hülfe aus, aber Niemand konnte ihn hören; er fühlte, daß ſein Schrei beim Schlag der Glocken lautlos ſei.

Bis in das Innerſte erſchüttert, ſchien ſie ihm der ungeheuere Rachen einer Schlange zu ſein; der Klöppel war der Stachel, den ſie gegen ihn ausſtreckte. Verwirrte Bilder drängten ſich ihm auf; es war ein Gefühl, mit jenem verwandt, welches er an demſelben Tage gehabt hatte, als der Pathe mit ihm in das Waſſer tauchte; aber es ſauſte doch ſtärker vor den Ohren, die wechſelnden Farben vereinigten ſich vor ſeinen Augen zu gräßlichen Geſtalten. Die alten Bilder aus dem Schloſſe ſchwebten vorbei, aber mit verzogenen Mienen und ſtets wechſelnden, langen und eckigen, gallertartig durchſichtigen und lebenden Formen; ſie ſchlugen mit Becken und auf Trommeln und gingen darauf plötzlich in den Feuerglanz über, in welchem er Alles erblickt hatte, als er mit Naemi durch die rothe Glasſcheibe geguckt hatte. Er fühlte, daß es brannte! Er ſchwamm durch ein Feuermeer, und immer gähnte die Schlange mit ihrem ziſchenden Stachel vor ihm. Er fühlte einen ſonderbaren krampfartigen Trieb, den Klöppel mit beiden Händen zu ergreifen, als es auf einmal um ihn her ſtill wurde, aber in ſeinem Kopfe dauerte das ſchreckliche Brauſen noch mit gleicher Kraft fort. Er fühlte, daß die Kleider ihm am Körper feſtklebten und daß ſeine beiden Hände wie in der Wand feſtgemauert ſaßen. Vor ihm hing der Kopf der Schlange todt und gebeugt; die große Glocke ſchwieg; er ſchloß ſeine

Augen und fühlte, daß er einschlief. Es war eine Ohnmacht.

Seine ersten Lebensempfindungen waren wie in einem Traum, einen häßlichen Traum. Alles war dunkel und mußte es sein, denn er lag im Bauch der Schlange; die Schlange hatte ihn doch verschluckt; sie war also nicht todt, er fühlte alle ihre Bewegungen, er fühlte wie sie mit ihm zappelte, seine Glieder fest drückte, ihn hoch empor hob und wieder sank. Das war ein gewaltiger Kampf.

„Stecke ihm den Kirchenschlüssel in den Mund!“ hörte er sagen, aber in weiter Ferne; wieder erstarb der Laut, mit ihm aber auch sein gräulicher Traum; er erwachte und fühlte sich sehr entkräftet.

Eine fremde Frau und der Pathe standen neben ihnen, er lag auf einem Bette.

Man hatte ihn vermißt und gefunden. Heftige Krämpfe oder richtiger ein Schlaganfall, den er früher nicht kannte, war sein Leiden gewesen. Jetzt war er wieder bei Besinnung, nur die Augen schmerzten ihm. Er erinnerte sich klar alles Vorgefallenen.

„Der liebe Gott erhalte seinen Verstand!“ seufzte die Frau.

„Prügel sollte er haben,“ sagte der Pathe, „Prügel, daß ihm das Blut um die Ferſen liefe!“

„Ja, meine Knaben haben die ihrigen bekommen,“ versicherte die Frau, „obgleich sie, weiß Gott, nicht dafür konnten!“

Eine Brezel und etwas Honig wurde Christian gegeben, um sich daran zu stärken und seinen Geist aufzu-

friſchen. Der Pathe nahm ihn auf ſeinen Rücken und wanderte mit ihm zur Küſte hinab, denn nach Hauſe ſollten und mußten ſie dieſen Abend. Die Lichter von Svendborg blitzten über den Meerbuſen; draußen unter der Küſte lag der Fiſcher mit ſeinem Blinkfeuer für den Aalfang auf dem Waſſer; jedes Lüftchen ſchlief in der kühlen Sommernacht.

VII.

Ade! ich fliege nun davon.
Weit! weit!
Weiß ich noch heut.

L. Tieck.

Es herrſcht der Volksglaube, daß der Blumenſtaub der Berberitzen ein Gift für das Korn ſei, die ſchwere Aehre wird von dem beißenden Roſt befleckt. Der edelſte, der blendend weiße Mohn verändert nach einem Jahre ſeine Farbe, wenn er zwiſchen dem bunten ſteht. Die Umgebung iſt die unſichtbare Hand, welche den Grundſtoff in deſſen Entwickelung umbildet.

Während der Bildhauer den weichen Thon formt, begreifen wir nicht ſogleich, welches Werk geſchaffen werden ſoll. Es erfordert Zeit und Arbeit, bevor der Gipsabguß entſteht und nach dieſem der Marmor durch den Schlag des Meißels belebt wird; wie viel ſchwieriger iſt es dann, von dem Menſchen als Kind auf deſſen Entwickelung und Schickſal als Mann zu ſchließen! Wir erblicken hier den armen Knaben

in Svendberg; der Instinct in ihm und die Einwirkung von außen zeigen wie die Magnetnadel nur nach zwei einander durchaus entgegengesetzten Richtungen. Entweder wird er ein seltener Künstler, oder ein jämmerliches verwirrtes Wesen. Der Blumenstaub der Umgebung wirkt schon mit Duft und Farbe.

Der Gott der Töne küßte ihn schon in der Wiege; ob wohl der Gesang der Zeitgöttinnen Begeisterung oder Wahnsinn bringen wird? Zwischen beiden bildet eine dünne Wand nur die Grenze. Wird er vielleicht die Bewunderung von Tausenden erwecken oder gar in der elenden Schenke, mit der Geige unter dem Arm, als alter Mann für die wilde, rohe Jugend aufspielen und mit seinen Träumereien als ein halb Verrückter verspottet werden, er, dessen Seele unsichtbar die Taufe der Töne erhielt?

Vom Herzoge von Reichstadt weiß man, daß er wie todt zur Welt kam, vergebens wandte man alle Mittel an, ihn in das Leben zurückzurufen; da donnerten die hundert Kanonenschüsse, er öffnete die Augen, der Puls schlug. Er war der Sohn des großen Kaisers, deshalb bekam die Welt es zu hören; dagegen weiß Niemand ein Gleiches von dem Kinde der Armuth. Auch er war eine Leiche, eine neugeborene Leiche, schon bei der zerschlagenen Fensterscheibe auf den Tisch gelegt, da ertönten draußen Flöten und Violinen von herumwandernden Musikanten gespielt; eine Weiberstimme erklang wehmüthig, stark, und der Kleine schlug die Augen auf, bewegte das Händchen. Ob es die Töne waren, welche die Seele zurücktrieben, um hier auf der

Erde zu wirken, oder ob nur der Zufall, dieſes ſalomoniſche Schwert des Vernunftmenſchen?

Ein ſeltener Künſtler mußte er werden, oder ein jämmerlicher Stümper, ein Sperling mit Goldſchaum auf den Flügeln, den die anderen Sperlinge deshalb blutig beißen Und wenn er es nun würde? Welchen Troſt giebt es für ihn? Welchen Troſt für eine Menſchennatur mit Stolz im Herzen? Der wird verwiſcht und vergeſſen, wie die Schneeflocke, welche in den rinnenden Strom fällt, nur das Werk und der Name eines Einzelnen geht in Jahrhunderte über. Beneidenswerthes Loos! Aber zukünftige Freuden können uns in unſerm neuen Daſein erwarten, wo ſein Glück der Berühmtheit weit entfernt in einer Welt ſteht, in der er nicht auftreten, an der er nicht Theil nehmen kann. Was thut es, wie hoch wir ſtehen, wenn wir nur gut ſtehen? Das iſt das Troſtlied der Welt, das iſt der Selbſttroſt der großen Menſchenwege, indem ſie ſich gegen die Küſten der Ewigkeit dahin wälzt.

An den Knoten der Tannenſtämme kann man erkennen, wie viele Jahre der Baum gewachſen iſt; ein Menſchenleben hat auch ſeine ſichtbaren Glieder. Ein wichtiger Uebergangspunkt, eine Art Hauptmoment in Chriſtians-Kindheit bildete dieſer Sommer durch die Bekanntſchaft mit Naemi, den Muſikunterricht und den Beſuch auf Thorseng.

Wie die Blume das Blatt und den Zweig gegen die Sonne wendet, ſo verlangte ſeine Seele nach den Tönen. Die Muſik der Orgel zog ihn zur Kirche, der einfache Choral war ein Miſerere Allegri's. Er beneidete die Er-

fangenen auf dem Rathhause, daß sie an den Geburtstagsfesten des Königs und der Königin aus ihrem Gefängniß die ganze Nacht die Musik über sich hören konnten, wo getanzt wurde. So wie die Nerven empfindlicher wurden, öffnete sich das Ohr mehr für die Sprache der Töne. Der unglückliche Krampfanfall kehrte öfter zurück und hinterließ ein sonderbares Zittern im Augenlide, einen Schmerz in den Augen selbst, während alle Gegenstände sich in bunten, immer wechselnden Farben zeigten. Der Körper kränkelte, und das Seelenleben war ein Schweben zwischen Phantasien und Träumen. Auf eine solche Natur war die starke Sehnsucht des Vaters nach dem Reiseleben und des Pathen Sonderbarkeit von derselben Einwirkung, wie Luft und Wasser es im Thale der Cretins für die Kinder ist, die dort geboren und erzogen werden. Das Schulleben konnte jetzt allein, durch sein streng vernünftiges Uebergewicht, einige Kühlung in diesen Sirocco der Phantasie bringen, welcher seinen Geist und Körper ermattete, aber zu jener Zeit gab es noch keine ordentliche Schule in der ganzen Stadt. Ein alter ehrlicher Mann, Namens Sevel, mit seiner tauben Frau waren die Einzigen, die Unterricht ertheilten; sie wohnten in dem alten verfallenen Klostergebäude, welches jetzt mit den Ruinen der Kirche abgetragen ist.

Die Mönche haben sowohl im Norden, als im Süden die schönsten Gegenden zu wählen gewußt, um ihre Klöster darin zu erbauen. Dicht am Meerbusen, mit der Aussicht auf Thorseng und Thurö, lag hier das Kloster der grauen Brüder; das gewölbte Gemach, welches einst als Speisesaal

diente, war jetzt die Schulstube; in der kleinen Nische in der Mauer, wo das Crucifix gestanden hatte, fand nun die Ruthe und das Strickzeug Platz. Unter der gewölbten Decke saß auf Schemeln und Bänken das jüngere Geschlecht mit Luthers kleinem Katechismus, worin doch die Bilder, der Chinese mit seiner langen Pfeife und die Jungfrau Maria mit dem Kinde, eben nicht so ganz lutherisch waren, diese hatten aber das meiste Interesse. Die wenigen schmalen Fenster befanden sich in ziemlicher Höhe, also konnte man sich nicht darüber wundern, daß, wenn Herr Sevel oder seine Frau einen Augenblick fort waren, die Jugend auf Bänke und Tische sprang, um nach dem grünen Walde und dem großen Schiffe hinaus zu gucken.

Dicht neben der Schulstube stand die alte öde Klosterkirche, wo die Denkmäler abgebrochen und der Altar fort war, aber auf der Mauer sah man noch halbverwischte Frescobilder von Mönchsschrift umgeben. Die Leichensteine lagen noch in den Gängen, die Fensterscheiben waren zerschlagen, aber das Vogelgras schlängelte seine Ranken zwischen den Rissen hinauf, und die Schwalben hatten ihr Nest, wo früher die großen messingenen Kronleuchter gehangen hatten. Jesus hominum salvator stand noch mit eisernen Buchstaben auf der Kirchthür, die mitunter geöffnet wurde, und war die Schuljugend dann in der Nähe, so strömte sie hinein und erhob ihr vandalisches Geschrei, welches gerade, durch den starken Wiederhall, eine eigene Wirkung hatte.

Auf Christian dagegen machte die Kirche eine ganz

andere Wirkung, er wurde still und nachdenkend; doch war kein Ort ihm lieber als dieser: hier fand er Nahrung für seine Träumereien und fühlte sich der Sagen- und Geisterwelt näher. Er konnte so lange die verbleichten Bilder anstarren, daß es ihm vorkam, als ob sie die Augen bewegten; er konnte so lange vor den Grabsteinen auf den Knieen liegen und die Buchstaben zu entziffern suchen, bis er glaubte, den Todten dort unten gegen den Stein klopfen und so ihn verjagen zu hören. Wenn beim Luftzuge das Vogelgras vor den zerbrochenen Fenstern bebte, oder eine Schwalbe scheu unter der Wölbung umherflog, gedachte er der unsichtbaren Geister, die mit dem hohen Grase spielten oder die Vögel aus ihrer Schlafkammer aufscheuchten.

Der Körper kränkelte; der unglückliche Krampfanfall kehrte häufiger wieder. Die Hülfe des Arztes suchte man nicht, denn das gemeine Volk glaubt nicht recht an ihn, und er kostet ja Geld. Marie meinte auch, man könne krank von dem Zeuge werden, das sie aufschreiben; aber sie hatte gegen alle innere Krankheiten eine Radicalcur: Wachholderbeertropfen in Branntwein genommen, die vertheilten und stärkten. Diese Medicin erhielt Christian.

Die Zeit verging und es wurde doch nicht besser; drum sei es gewiß am richtigsten, meinte die Mutter, daß mit der klugen Frau in Querndrup gesprochen würde; aber bei Gelegenheit. Diese kam, und es wurde zu mehreren sympathetischen Mitteln gerathen. Er wurde mit einem wollenen Faden an Armen und Beinen gemessen, und erhielt geweihte

Erde und ein Maulwurfsherz, um es auf der Herzgrube zu tragen; das war ein unfehlbares Mittel.

So verstrichen Wochen und Tage in fast zwei Jahren. Die kluge Frau rieth zu einem Besuch der Frörupquelle, die hatte vielen Kranken geholfen, denen der Arzt nicht helfen konnte; Marie baute auf deren Kraft, wie auf die Worte der Bibel. Man findet noch jetzt den Aberglauben beim Volke, daß einzelnen Quellen in Dänemark, wie in den Zeiten des Katholicismus, eine große Heiligkeit beigelegt wird. Der Bewohner Fühnens betrachtet die Regisse-Quelle bei dem Dorfe Frörup als die kräftigste, und da ein sogenannter Quellenmarkt mit derselben verbunden ist, so strömt die Menge dorthin; aus dem Umkreise mehrerer Meilen, ja von jenseits Odense und Svendborg kommen die Kranken hier in der Nacht vor dem St. Johannis-Abend zusammen; sie trinken vom Wasser, baden sich darin und übernachten in der freien Luft. Drei Jahre nach einander muß der Kranke dort erscheinen; wird er in dieser Zeit nicht frisch und munter, dann, sagt der gemeine Mann, wird er es nie.

„Geht nur zur Quelle!“ hatte das Orakel gesagt. „Geht nur zur Quelle, dann werdet Ihr eine Veränderung gewahren!“

Es lag eine unbewußte Prophezeihung darin; nicht nur dem Knaben, sondern der ganzen Familie stand eine Veränderung bevor, wenigstens wurde eine solche beschleunigt. Wie oft sagte nicht Marie seitdem: „Ja, wären wir damals nicht zur Quelle gegangen, dann wäre vielleicht Alles

anders gewesen!“ Vielleicht! Aber wir haben ja unsern freien Willen zum Handeln.

Marie meinte, man müsse des Knaben halber die Quelle besuchen, sie hätten eine große Verantwortung vor dem lieben Gott, wenn sie es nicht thäten. Der Glaube ihres Mannes war nicht so stark wie der ihre, aber er ergriff gern die gute Gelegenheit, in das Freie zu gelangen. Sein Freund, der Feldwebel, befand sich gerade in der Stadt, um einen Besuch auf einige Tage abzustatten, denn er lag mit seinem Regiment in Odense.

Sie hatten einen Weg von vier Meilen zurücklegen, bevor sie zur Quelle gelangten, aber die große Landstraße ging dort dicht vorbei; die Mutter und der Knabe konnten also mit Retourwagen, die nach Nyborg gingen, fahren; beide Freunde wanderten zu Fuß, denn da hatten sie ihre Freiheit und konnten ihren Weg über Wiesen und durch Wälder nehmen. Der Maler kann uns wohl das Farbenspiel eines schönen Sommertages wiedergeben und selbst die warme Luft fühlen lassen, aber er ist nicht im Stande, den Wohlgeruch hervorzubringen, welcher ebenso behaglich auf unser Wohlsein, als die Form und die Farbe des Gegenstandes wirkt: den aromatischen Duft des Flieders und der Weißdornblüthen, wie den von den grünen Blättern der wilden Rosenhecke. Die Sperlinge zwitscherten, und der Schneider sang mit, wie er in der Fremde gesungen hatte.

„Reise zu Fuß, reise zu Fuß!
Da verstehst Du Menschengruß!
Reise zu Fuß!“

jodelte er wieder luſtig, und war bald in der Erzählung von ſeinem Wanderleben jenſeits der Donau und des Po begriffen.

„Ei ſieh, dort fliegt der Storch!“ unterbrach er ſich ſelbſt. „Ach, mein armer Storch kam doch nicht mehr zurück; ob er aus Schmerz über den Verluſt des Weibchens und der Jungen geſtorben ſein mag, oder ob er noch auf der Reiſe iſt, um ſie zu vergeſſen? Gott verzeihe es mir, aber ich glaube, daß man auf der Wanderung jeden Verluſt verſchmerzen kann!“

„Das meine ich auch,“ ſagte der Feldwebel. „Deshalb habe ich Euch nie meine Meinung ſagen mögen, wenn Eure Frau es hörte; ſie hätte ſonſt etwas wider mich haben können! Ihr ſolltet ein tauſend Thaler nehmen, ſoviel giebt in dieſer Zeit mancher Bauer, um ſeine gute Heimath nicht zu verlaſſen; Einer muß ja an ſeine Stelle geſchafft werden. Von dem Gelde, was Ihr bekämt, könnten Marie und der Knabe gut leben. Du würdeſt Unteroffizier, kämeſt wieder nach fremden Ländern, und das iſt es doch, wofür Du allein lebſt. Es iſt eine unruhige Zeit; kein Soldat weiß, wohin er gelangen kann, Frankreich iſt uns ebenſo nahe als Deutſchland.“

Der Schneider ſchüttelte den Kopf. „Das würde mir Marie nie vergeben!“ ſagte er und fügte etwas wehmüthig hinzu: „Ich glaube auch nicht, daß ich ſie entbehren könnte. Nein, nein! laß uns nicht daran denken!“

Raſch wanderten ſie, nach dem Rittergut Broholm zu, weiter. Die Blätter des Waldes waren durchſichtig, Veil-

chen wuchsen in ganzen Büschen, die Waldlilien standen in der Blüthe, und zwischen den Bäumen durch sahen sie über den Belt und nach Langeland hinüber, welches mit seinen Wäldern und Windmühlen hoch schwebend erschien. Lesen wir Pückler-Muskau's „Briefe eines Verstorbenen," sicher das Beste von diesem Schriftsteller, so treten Englands Parks und Landhäuser wunderbar vor uns hin, und wir erblicken deutlich die Alleen mit alten großen Bäumen, die zum Hause hinführen. Eine solche Allee führt auch nach Broholm. Wilhelm Müller's Lieder sind lauter kleine Gemälde, wir sehen das Mühlrad sich drehen, das Wasser stürzt über das größte Rad; eine solche Mühle liegt dicht neben der erwähnten Allee, aber so tief, daß „die schöne Müllerin" zu denen, die auf dem Wege fahren, hinaufgucken muß. Aus unsern eigenen dänischen Volkssagen schweben uns Binnenseen vor, in deren Mitte einst eine Insel mit einer alten Ritterburg gelegen hat; aber sie versank, und der Schwan schwimmt über der Spitze des Thurmes hin. Ein solcher See liegt dicht bei der Allee und der Mühle, aber die Insel mit der alten Burg erhebt sich aus demselben; der große runde Thurm mit seinem Kupferdach und seiner Spitze spiegelt sich im Wasser; das ist Broholm. Noch erblickt man die Schießscharten in der Mauer, noch strömt das Wasser frisch und klar durch die doppelten Schloßgräben.

In der gewölbten Gesindestube, welche auf starken Mauerpfeilern ruht, saßen unsere beiden Reisenden an dem langen hölzernen Tische, in dessen Blatt ein Jeder der Leute

seinen Namen eingeschnitten hatte. Hier war ein dritter Fremder, ein junger Bauer aus Oerebäk, der Bruder von Mariens erstem Freier.

Noch heutigen Tages ist das Aeußere des Gebäudes unverändert. Hirschgeweihe prangen über des Jägers Thür, und der Eingang zu den herrschaftlichen Gemächern geht durch den hohen Thurm, wo die Wendeltreppe von mächtigen, über einander gelegten Balken zur Spitze hinauf führt. Längs der Gartenmauer wachsen in einer Reihe in dem innern Hofe die alten blühenden Lindenbäume.

Bei jedem Gepräge aus älterer Zeit dachte der Schneider immer an das, was ihm in der Fremde Aehnliches vorgekommen war, und er stellte dann seine Vergleichung an. So prächtige Linden wie diese hatte er nur in Böhmen im Schatten der langen Allee gesehen, wo er gewandert war und sein „krasna holgn!“) gesungen hatte. Das alte Gebäude selbst mit seinem hohen Thurm glaubte er weit weg, an der Donau, erblickt zu haben, als das Schiff rasch mit ihm über Strudel und Wirbel davon fuhr. Ja, die kühle Wölbung, wo sie jetzt zwischen den dicken Mauerpfeilern saßen und tranken, erinnerte ihn an die Klosterhallen. Was das Herz dachte, mußte der Mund plaudern, es mochte nun die Andern ergötzen oder nicht.

„Aber so reise wieder!“ war der Refrain, den die Andern aussprachen.

„Ich soll jetzt die rothe Uniform anziehen,“ sagte der

---

*) „Hübsches Mädchen!“

junge Bauer, „dann in einem Monat fort, aber ich habe die Mittel und den Willen einen Stellvertreter zu kaufen! Tausend Reichsthaler in Zetteln zähle ich auf den Tisch! Habt Ihr Lust?

Tausend Reichsthaler in Zetteln! welch ein Duft lag in diesen Blättern, ein Duft, welcher das Herz mit den Träumen des Reichthums erfüllen konnte. Der arme Schneider hob die Augen empor und sah durch das Fenster die grüne Krone der Lindenbäume. Ob es jene grünen Blätter dort oder diese weißen hier waren, die am stärksten auf sein Herz wirkten?

Außerhalb des Gehöftes, nicht weit davon, wo die Schmiede steht, erblickt man noch einen gewaltigen Knorren einer großen Eiche. Damals stand noch der ganze alte Baum; aus der Zeit des Katholicismus war noch ein großes eisernes Kreuz im Stamme befestigt. Als die Spanier 1808 in Fühnen lagen, war dieser Baum ihnen ein heiliges Crucifix am Wege, ein Altar unter offenem Himmel, vor welchem sie knieten und ihre Andacht verrichteten. Die sonnenverbrannten Gestalten lagen hier auf dem frischen Grase und hefteten ihre dunklen Augen voller Hoffnung auf das heilige Zeichen, der Priester stand darunter und der Gesang ertönte in der fremden, melodischen Sprache. Jetzt war der Baum nicht mehr, was er gewesen war, der Blitz hatte im letzten Jahre seine Lebenskraft gehemmt, nur ein einziger grüner Zweig stach noch unter den übrigen blattlosen und verdorrten hervor. Der Weg sollte ausgebessert werden, der alte Baum mußte fort; die Axt war schon tief einge-

drungen, ein langes Seil war um den Stamm geſchlungen und in gehöriger Entfernung Pferde vorgeſpannt. Bald mußte der Baum fallen.

Der Schneider mit ſeiner Geſellſchaft ſtand dort am Wege, als die Peitſche knallte und die Pferde mit aller Kraft einen Ruck vorwärts thaten. Der alte Baum ſchüttelte ſeine dürre Krone, aber der Stamm hielt feſt. Noch ein Ruck, und er ſank mit einem mächtigen Krachen und einem hohlen Gedröhne zu Boden, er drehte ſich im Falle, das alte eiſerne Kreuz nach oben. Da lag die ſtolze Eichen-Leiche mit ihrem Ordenszeichen auf der Bruſt.

Der Feldwebel machte eine ähnliche Bemerkung. Der Schneider blickte gedankenvoll vor ſich hin; das, worüber er grübelte, wurde ihm klarer und klarer: „mit Ehren im Kriege fallen iſt doch der beſte Tod, und man kann auch mit dem Leben davonkommen! Ach, möchte Marie dieſelben Gedanken wie ich haben!“

„Nun, denkt Ihr nicht daran das Glück zu verſuchen?“ fragte der Feldwebel. „Das Leben im Freien iſt doch etwas Anderes, als daheim auf dem Tiſch ſitzen. Dieſen Morgen erblicktet Ihr zum erſten Mal in dieſem Jahre den Storch; er flog, das bedeutet: Ihr ſollt auch reiſen!“

Der Schneider blieb ſtumm.

Ueber den Weg hin lag der alte, mächtige Baum, in deſſen Spitze der Storch ſchon vor Jahrhunderten ſein Evangelium von den warmen Sommertagen klapperte. Die alte Ritterburg ſpiegelte ſich im Waſſer. Der Schein und die Wirklichkeit bildeten ein ſchönes Ganzes. Ort

und Umgebung wirkten hier auf die träumende Seele ein, wie der Bogenſtrich auf des Phyſikers Glasplatte: bedeutungsvolle Klangfiguren tauchten darin auf.

Der Trepſtein, die Schmetterlingsflügel und die ſchwimmenden Wolken haben alle ihre ſeltſamen Naturhieroglyphen, die der Menſch nicht zu entziffern im Stande iſt, und doch verkünden ſie eine ſich entwickelnde Weltkraft. Das menſchliche Herz hat in einzelnen Augenblicken ähnliche Chiffern, die es ſelbſt nicht faßt. Der unſichtbare Regierer ſchreibt dort ſein „mene mene, tekel, upharzin,“ und eine Nothwendigkeit erwacht, ein unerklärliches „ich muß!“ iſt die Wirkung.

„Habt Ihr nie,“ fragte der Träumende, „vom Venusberge reden hören? Er wird in alten Geſchichten genannt. Mancher ſtattliche Ritter, ja auch der arme Handwerksburſche mit dem Ränzel auf dem Rücken kam in dieſes Reich der Verzauberung und kehrte nie zurück; geſchah es, daß ein Einzelner heraus und wieder zu den Seinen kam, dann war er ſelten recht bei Sinnen, er litt von Sehnſucht, mußte wieder zurück oder ſterben. Das iſt zwar nur eine Geſchichte, wie man weiß; ſie iſt gewiß von Einem oder dem Andern, der ſich recht in fremden Ländern herumgetummelt hat und der ſpäter alle die Herrlichkeit verlaſſen und zu Hauſe ſitzen mußte, zuſammengeſetzt. Die fünf Jahre, wo ich wanderte, ja da war ich auch im Venusberge, denn es iſt doch nichts Anderes als die Herrlichkeit dieſer Welt. Nun bin ich wieder daheim, und deshalb leide ich von Unruhe, Sehnſucht iſt mein Tagewerk, Reiſeluſt mein

Kopfkiſſen, und wollte Marie — aber ſie muß wollen —! Seine Augen funkelten, er ergriff die Hand des Feldwebels: „Ich werde Soldat!“

VIII.

Der heil'ge Quell, zu dem die frommen Bauern
Von nah und fern hinſtrömen.
— — Ich ſah ſie Waſſer trinken. War's [illegible] Glühen
Der Sonne, oder war's des Waſſers Kraft?
Es rötheten ſich wieder ihre Wangen.

Oehlenſchläger.

Ungefähr zwei Meilen von Ryberg liegt zwiſchen den Dörfern Oerebäk und Frörup, doch dem letzteren zunächſt, die St. Regiſſe-Quelle, die, wie die Volksſage erzählt, ihren Namen von einer höchſt gottesfürchtigen Frau führt, welche von böſen Menſchen arg verfolgt wurde, ja ſie nahmen ſogar ihren Kindern das Leben, aber an derſelben Stelle, wo das geſchah, ſprudelte ſogleich eine herrliche Quelle hervor. Als Frau Regiſſe längſt geſtorben war, kamen viele fromme Pilger von weit her, um von dem Waſſer der Quelle zu trinken, und ſie bauten zum Angedenken eine Kapelle nahe an der Quelle und hingen ihr Bild darin auf. Jedes Jahr am Tage der Veelmeſſe wurde hier Predigt gehalten, als aber Luthers Lehre im Lande eingeführt wurde, ließ man dieſe Kapelle in Schutt verfallen; die Quelle

dagegen rieselt noch und wird Jahr für Jahr zur Zeit des Johannistages besucht, wo dann ein Markt abgehalten wird.

Um nicht den Blicken einer zahlreichen Menge ausgesetzt zu sein, ist sicher nach und nach der Gebrauch entstanden, daß die Kranken die Nacht vor dem Johannis-Abend bei der Quelle zubringen. Bei Sonnenuntergang werden sie in diesem Wasser gewaschen und ein Nachtlager wird zubereitet; in der Morgenstunde brechen sie auf, die Schwächsten werden nach Hause geführt, diejenigen aber, deren Krankheit es zuläßt, bleiben und nehmen an den Freuden des Marktes Theil.

Im Dorfe Frörup, wo der Quellenmarkt gehalten wird, war man damit beschäftigt, Buden und Zelte aufzuschlagen. Auf allen Nebenwegen erblickte man Fahrende und Gehende mit ihren Kranken; Einzelne wanderten schon über das Feld, wo zwischen Haselnußsträuchern und Erlen die Quelle fließt; sie wird von einigen ziemlich hohen Bäumen umschattet, an denen der gemeine Mann noch heutigen Tages nach katholischem Gebrauch sein Opfer aufhängt, welches in einigen Lichtern besteht. Die grüne Hecke rings herum muß als Schirmwand für die Kranken dienen, welche entkleidet und gewaschen werden; ihre alten Kleider bleiben auf den Zweigen hängen, wo die Armen sie sich zum eigenen Gebrauch erbetteln.

Marie kam mit Christian an der Hand allein angewandert; sie trug eine alte Bettdecke und ihres Mannes großes Wamms, dieses wollte sie selbst anziehen, denn die Nacht wurde kalt, die Bettdecke sollte der Kranke über sich haben.

„Ich bleibe bei Dir!“ sagte sie, „kann ich schlafen, so ist es gut, und kann ich es nicht, so ist es nicht das erste Mal, daß ich Deinethalben gewacht habe. Ja, Kind, Du weißt nicht, was ich für Dich ausgestanden habe! An einer Mutter Sorgen und Unruhe denken die Kinder nicht eher, als bis sie selbst Kinder haben. Als ich Dich unter meinem Herzen trug, wie viel Angst habe ich da nicht erlitten! Das Leben habe ich für Dich gewagt. Lange Nächte habe ich meine Augen nicht geschlossen, sondern bin mit Dir in der Stube herumgegangen, habe Deinem Athemzuge gelauscht. Sich abäschern bei Tage und wachen bei Nacht, das war mein Loos! Alles habe ich gethan und will es noch für Dich thun, mein Kind, möchtest Du nur wieder ein Mensch werden! Ich habe nur Dich allein. Mag Dein Vater in Gott's Namen reisen, wenn er es nicht kann bleiben lassen!“ Sie brach in lautes Weinen aus, aber das währte nur kurze Zeit; sie küßte des Knaben Augen und Mund und näherte sich der Quelle.

Viele Gedanken bewegten sich in ihrer Seele. In Derebäk hatte sie ihren Mann mit dem Feldwebel und dem jungen Bauer, dem Bruder ihres ersten Freiers, angetroffen; sie kam mit ihnen in sein Gehöft und er scherzte mit ihr und sagte, daß dieses Alles ihr hätte gehören können. Sie kosteten das starke Bier, den Meth und das selbstgebackene Weißbrot, und zuerst als Scherz, dann als Ernst theilten sie ihr des Mannes Werbung und seine Lust, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, mit.

„Seht, deshalb reist er ja nicht fort!“ sagte der Feld-

webel, „er steht nur in der Nummer," und er mischte jetzt mehrere Mal die Summe von tausend Reichsthalern in das Gespräch.

„Er hat seinen eigenen Willen!" erwiderte Marie. „Ich halte ihn nicht!" war ihr letztes Wort, aber es war, als sollte ihr Herz dabei in hundert Stücke zerspringen. Sie wollte nicht bleiben, „das Vesperbrot wäre Abendessen genug für sie!" sagte sie; der Mann und der Feldwebel blieben und übernachteten da.

Nun stand sie an der Quelle. Einzelne hatten schon mit dem Baden begonnen, Andere beschäftigten sich damit ein Nachtlager einzurichten; das prächtigste von diesen war eine alte Bettstelle, aus einem der nahegelegenen Bauerhäuser geholt und hier zwischen den Haselnußsträuchern aufgestellt; die anderen bestanden entweder nur aus einem Bund Stroh, oder in Wagen, worin Stroh oder ein Bett lag. Das Feuer brannte hinter dem niedrigen Wall von Rasen, wo der Kaffeekessel kochte und wo ein Paar alte Leute sich die Hände wärmten.

Das Ganze bot eine der jetzt mehr und mehr aus dem Volksleben unseres Zeitalters verschwindenden Situationen dar, durch welche wir gleichsam in frühere Jahrhunderte zurück versetzt werden. Könnte der Todte, über dessen Grab der Gesang der Mönche in dem katholischen Dänemark ertönte, hervorsteigen und bei Sonnenuntergang als Wiesennebel über das Gras hinschweben, er würde träumen, daß in Dänemark noch Alles so sei, wie zu der Zeit, wo er seine

Augen schloß. Das Volk versammelte sich noch mit demselben frommen Aberglauben im Herzen um die heilige Quelle, die Kirchenglocken läuteten beim Sonnenuntergang, wie da sie zum Ave Maria riefen, und in der Dorfkirche selbst lächelte das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde. Das nächste Rittergut, das alte Derebäkkelunde stand ja unverändert mit seinen gezackten Giebeln, seinem hohen Thurm, ganz als gothische Burg da.

Nicht weit davon, wo Christian in dem kalten frischen Wasser gebadet wurde, standen zwei Frauen mit einem jungen Mädchen; dieses war ungefähr dreizehn Jahr alt. Man erblickte keinen Körperfehler, entdeckte kein Zeichen der Krankheit an ihr; ihr Antlitz glänzte in Gesundheits-Fülle; alle Formen waren fast ganz entwickelt; das lange üppige Haar rollte über die weißen vollen Schultern herab; die rothe Abendsonne bestrahlte ein lachendes lebensfrohes Angesicht. Die jüngste der Frauen war ihre Mutter, diese goß eine Schale voll Wasser über das Haupt des Mädchens aus; die Tropfen lagen glänzend auf Rücken und Schultern; das Mädchen schüttelte ihr langes Haar und sang mit klarer Stimme:

„Hört' ich ihn und sah ihn doch
Mit der Dornenkrone noch.
— Springet, ihr Rosenknospen!"

Die ältere Frau, die Großmutter, beugte ihre Knier und betete stille, mit gefalteten Händen, ein „Vaterunser."

Der Abend war ungewöhnlich mild, aber über dem Belt zogen schwere Wolken auf.

Wo Unglück und Hoffnung den Menschen gemeinschaftlich sind, da werden diese leicht vertraut. Sie sprachen gegenseitig über ihre Kranken und von der Kraft der Quelle. Sie helfe nicht gegen den Schlagfluß, meinte die alte Frau; doch, fügte sie hinzu, wenn der liebe Gott es wolle, so könne er ja wohl. „Es giebt ein Mittel," sagte sie, „das hat nie fehlgeschlagen," und sie nannte dieses Universalmittel des gemeinen Volkes, welches ein neueres Geschlecht vielleicht aus dem Gehirn Eugen Sue's entsprungen glauben wird, welches aber, vor noch nicht vielen Jahren, wirklich hier in Dänemark angewendet wurde: das widrige Mittel, das unglückliche Kind nach einer Richtstätte zu führen und da sich bei dem Verbrecher für dasselbe die Erlaubniß zu erbitten, von seinem warmen Blute trinken zu dürfen, sobald das Haupt vom Rumpfe getrennt sein würde.

Marie schauderte; nein, das konnte und sollte nie geschehen!

Bald waren sie mit ihrem Nachtlager beschäftigt. Das junge Mädchen und die Großmutter sollten in ihrem Wagen schlafen. Den unbedeutenden Raum, welcher hier zu ihren Füßen übrig blieb, bot man Christian an. Die Mutter des Mädchens und Marie setzten sich, mit dem Rock über den Kopf, auf ein Bund Stroh und lehnten den Rücken gegen den Wagen.

Rings umher war es jetzt stille; man konnte das Geplätscher der Quelle und das tiefe Athemholen der Schlafenden hören. Christian betete still sein Abendgebet, wie seine Mutter es ihm gelehrt hatte, und schloß die Augen, um

zu ſchlafen, aber es wollte ihm damit nicht glücken. Er dachte mit einer Art von Furcht an das geiſtesſchwache Mädchen, ſeine Füße berührten die ihrigen; ſie ſchlief tief und feſt. Er blickte zum Himmel auf, der war ſo hoch dort oben, unendlich blau, mit unzähligen Sternen; der Karlswagen fuhr über ſeinen Kopf hin. Bald war er in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen; er träumte und war ſich doch bewußt, daß es ein Traum war; er konnte ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber ablegen, wo er ſich befand, denn er hörte noch das Geplätſcher der Quelle, wie er aber Alles um ſich her betrachtete, da hatte es eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Garten des Juden, wo er mit Naemi geſpielt hatte, nur daß hier Alles weit größer, weit geräumiger war. Die Luft wurde heller, er ſchien ihre Stimme zu vernehmen, ja, ſie nannte ſeinen Namen, aber er wagte nicht zu antworten, denn das wahnſinnige Mädchen, zu deren Füßen er ſchlief, konnte ja dadurch erwachen. Alles wurde milder und heimiſcher um ihn her. Auch den Storch erblickte er, dieſer flog über ſein Haupt hin und klapperte, als ob er ſeinen Jungen Futter brächte. Naemi war es, die bei ihm ſaß, er blickte ihr in die großen, ſchwarzen Augen, ſie ſchüttete die ſchönſten Blumen über ihn aus und ſagte, daß es Geld ſei. Sie ſpielten ſo herrlich und er gab ihr, wie das erſte Mal, ſeinen Mund und ſeine Augen zum Pfand, und ſie nahm ſie wirklich, er fühlte einen Schmerz dabei, und Alles war Dunkelheit und Nacht rings umher, aber er hörte ihren Wagen davon rollen. „Lebewohl! Lebewohl!“ rief ſie, und der Wagen fuhr hoch in die Luft empor. Da

erhob er ſich, und obgleich die leeren Augenhöhlen und die blutenden Lippen brannten, dachte er doch faſt nur an ſie; er fühlte ſich leicht gleich einer Feder in der Luft und konnte Naomi nachſchweben; aber das wahnſinnige Mädchen war erwacht und hielt ihn feſt, und weiter und weiter rollte der Wagen. Es war ein Traum, das fühlte er, und doch rollte es noch fern hin in der Luft; etwas Schweres lag feſt auf ſeinen Füßen. Er hob den Kopf in die Höhe. Da ſaß ſie wie eine weiße, glänzende Elfe, mit nackter Bruſt und nackter Schulter, das lange Haar umflatterte ſie; aber es war nur einen Augenblick, daß ſie ſichtbar war, der phosphoriſche Schein, der ſie umgab, verſchwand, es wurde ſtockfinſter, und weithin rollte der Donner.

„Ich brenne!“ ſagte ſie. „Es iſt als ob mein Herzwaſſer fort wäre und ich hätte nur die heiße Flamme in mir! Schläfſt Du, kleiner Knabe?“

Chriſtian wagte nicht zu antworten. Es war das geiſtesſchwache Mädchen, die auf ſeinen Füßen kniete, ihre Kleidung hatte ſie abgeriſſen, ihre nackten Arme hielt ſie hoch in die Höhe.

„Hörſt Du, wie die Stiere dort oben brüllen?“ fragte ſie. „Sie fahren hervor wie die Hirſche und tragen brennende Feuergeweihe; jagen ſie ſie Dir in den Leib, dann mußt Du ſterben, berühren ſie Dein Haus, dann ſteht es in Flammen. Der größte Baum zerfliegt in Splitter. Sahſt Du die Hörner? Sie glänzen wie Kupfer und Zinn. Fürchte Dich nicht! bald ſind ſie vorüber, dann laufen nur die kleinen Kälber hinterher und brüllen; die haben

kleine Hörner, die im Zickzack aus den Rändern der schwarzen Wolken hervorgucken!“

Ein blendender Blitz, dem der Donnerschlag im selben Nu folgte, erweckte alle Schlafenden rings umher. Erschrocken flogen die Weiber empor. Die Alte ergriff das halbnackte Mädchen, welches mitten im Wagen stand. Der Sturm ergriff die langen Locken und den leichten Teppich, welcher nur um ihre Füße hing, und hob sie hoch in die Luft.

„Jesu Kreuz!“ war der allgemeine Ausruf. Jeder suchte seine Kranken auf's Beste einzuhüllen. Christian wurde unter die große Pferdedecke versteckt, aber der nächste Windstoß ergriff diese so heftig, daß sie weit fortgewirbelt worden wäre, hätte Marie sich nicht darüber hingebeugt. Bäume und Büsche schwankten gleich dünnem Rohr, Blätter und Zweige flogen umher, und mitten im Sturm hörte man das junge Mädchen singen und die Weiber beten.

Da leuchtete ein schrecklicher Blitz, während der Donner betäubend über ihnen rollte. Der Wagen schien zu beben und Christian erblickte die ganze Gegend in einem Nu von dem blendendsten Lichte erleuchtet. Jeder Busch, jeder Baum, die Kirche und die Häuser, Alles trat so deutlich hervor, und vorn im Wagen erhob sich das Mädchen, sie hatte nur das dünne, weiße Hemd an. Mit den Händen breitete sie ihr langes Haar aus, stieß einen wilden Schrei aus und sprang vom Wagen hinab; im selben Nu lagerte sich wieder die kohlschwarze Finsterniß über die ganze Gegend. Es herrschte Todesstille.

„Wo iſt Lucie?“ riefen Mutter und Großmutter. „Gott! wo iſt ſie geblieben?“

Sie griffen rings herum mit den Händen nach ihr, ſtießen aber nur auf Bäume und Büſche. Der Regen ſtürzte in großen Strömen herab. Beide Weiber ſtießen einen Schreckensſchrei aus, den der rollende Donner übertäubte. Die Großmutter ſuchte mit der Hand auf der Erde, die Mutter lief in Regen und Finſterniß davon und rief: „Lucie!“ Chriſtian drängte ſich feſt an ſeine Mutter; es war eine ſchreckliche Nacht.

Ein Blitz und ein Donnerſchlag, beide von gleicher Kraft, als jene, bei welchen das junge Mädchen verſchwunden war, folgten ſpäter, und mit dieſen ſchien ſich das Unwetter gelegt zu haben; die folgenden waren weit ſchwächer, der Regen fiel nur noch in einzelnen Tropfen herab. Aber dieſe ganze Zwiſchenzeit war die ſchrecklichſte für die arme Mutter, die unſicher, wohin ſie ſich wenden ſollte, um ihre unglückliche Tochter zu finden, über Stock und Stein fort lief. Einen Augenblick, bei einem leuchtenden Blitzſtrahl, glaubte ſie etwas Weißes über das Feld hinſchweben zu ſehen; ſie ſchlug dieſelbe Richtung ein, wurde aber bald von einem Graben, bald von einem Buſch, zwiſchen deſſen Zweigen ſie ſich verwickelte, aufgehalten. Mitten in Regen und Wind glaubte ſie die Stimme der Tochter zu hören, was doch unmöglich war, denn des Sturmes Geheul übertäubte jeden Laut. Sie war genöthigt, dieſelbe Richtung einzuſchlagen, die der Wind fuhr, und dieſer führte ſie wie einen Spielball ſeiner Kraft vorwärts. Mitunter fühlte ſie

ſich über die Erde davongetragen; endlich hemmte ein hochaufgeworfener Graben ihren Lauf; inſtinctmäßig ſtieg ſie hinauf und wurde augenblicklich vom wirbelnden Sturme auf der andern Seite in das hohe Gras hinab geriſſen.

Ein Blitz erleuchtete vor ihr die alte Burg Oerebäkkelunde mit ihrem Thurm, ihren mächtigen Pfeilern und den gothiſchen Karnappen. Sie befand ſich im Garten, wo die alterthümlich beſchnittenen Hecken und die weißen Steinfiguren ſtehen; war das eine derſelben, die ſich beim leuchtenden Blitz zu bewegen ſchien, oder war es die Tochter, die ſie erblickte? Ihre Füße zitterten; bebend rief ſie ihren Namen, während der Sturm die jungen Blätter und das wintergelbe Laub herumwirbelte.

Es war früh am Morgen, als Chriſtian aus einem tiefen Schlaf erwachte. Seine Mutter und die alte Frau ſaßen vorn auf der Wagendeichſel und hörten begierig, was Luciens Mutter erzählte. Erſt in dieſem Augenblick war ſie zurückgekehrt, ihre Freude war jetzt faſt eben ſo groß als ihre frühere Angſt es geweſen war. Die Tochter ſchlief einen guten geſunden Schlaf drüben beim Gärtner in Oerebäkkelunde; dort im Garten bei einer der weiß übertünchten Steinfiguren hatte ſie die Tochter niedergekauert mit dem Kopf gegen das Fußgeſtell der Figur gelehnt gefunden. In Folge des ſchlechten Wetters waren die Leute im Schloſſe auf; die Lichter ſchienen vom Gärtnerhauſe herüber, und dort bekam die geängſtigte Mutter Hülfe, da wurde Lucie zu Bett gebracht. „Mutter, ich habe ja keine Kleider an!“ war ihr einziger Ausruf geweſen, als ſie,

vom mächtigen Blitz durchbebt, der im Garten dicht neben ihr einschlug, zu einer Art Besinnung gekommen war. Darauf hatte sie bitterlich geweint, aber endlich schloß sie ihre Augen und schlief jetzt einen wohlthuenden Schlaf.

„Vielleicht hat sich der liebe Gott ihrer erbarmt!“ sagte die alte Großmutter, „sie war gesund und munter wie wir, aber nach einem ähnlichen bösen Wetter gleich diesem kam sie vom Felde zurück, wo der Blitz einen Baum zersplittert hatte.“ Ob dabei das Unglück sie getroffen; ob sie, bevor das Unwetter eintrat, geschlafen und einen Sonnenstich bekommen hatte oder ob böse Mächte mit im Spiele waren, so daß sie erblickt hatte, was das Gehirn eines Menschen verwirren kann, wußten sie nicht, aber der Verstand war fort, das war sicher. Jetzt war es das zweite Jahr, daß sie mit ihr bei der Quelle waren. „Der liebe Gott erleuchte ihren Verstand oder nehme sie zu sich!“

IX.

„Ah! quel plaisir d'être soldat!
E. Scribe.

Gegen Nachmittag hatte Alles bei der Quelle ein festliches Aussehen. Auf dem grünen Platz, wo in der Nacht die Kranken geseufzt und gebetet hatten, tanzten jetzt die Gesunden, während eine Geige und eine Clarinette eine

alte Ecoſſaiſe quäkten. Bei der Quelle tranken Mägde und Knechte einen Liebes-Toaſt, auf die Liebe, welche das Blut, aber nicht die Seele kennt.

Im Dorfe war bunter Markt. Stiefeln und Töpfe, Komödie und Krämerwaaren, Alles wurde zur Schau geſtellt. Chriſtian hatte ſchon einen Marktkauf gemacht, wie man ſah: in der Hand trug er ſeinen alten Hut, aber auf dem Kopfe einen neuen; das Zeitungspapier, mit einem Bindfaden befeſtigt, befand ſich noch um denſelben. Er ſtand mit den Aeltern vor einer glänzenden Bude, wo ſeidene Mützen, mit Flittern geſtickt, die Augen blendeten; ſchöne Nürnberger Bilder mit preußiſchen Soldaten und mit dem Türken in ſeinem Serail waren aufgehängt. Das ſah aus wie eine Mädchenſchule, meinte Marie. Da ſtand ein herumwandernder Italiener mit ſeinem Bret voller Gipsfiguren, von der gewöhnlichen Art, für welche die Leute hier Sinn haben: ein grünangeſtrichener Papagei und ein Napoleon. Der Schneider fing ſogleich an ſo gut er konnte mit Mund und Fingern italieniſch zu ſprechen, und Marie ſagte zum Feldwebel, daß ſie ſo viel verſtehen könne, daß es nicht deutſch ſei, was ſie ſprächen. Die Sprache der Heimath, im fremden Lande gehört, hat dieſelbe Wirkung auf das Herz, wie die Melodien der Kindheit auf den Aeltern haben, ſelbſt wenn eine ſchnarrende Stimme ſie ſingt. Der Italiener lachte, nickte und plauderte, ja er ſchenkte Chriſtian einen Papagei, deſſen Schweif abgebrochen war.

Seidene Bänder und gewürfelte Tücher flatterten dicht daneben auf einer Stange, die an einen Tiſch befeſtigt war,

hinter welchem ein Bekannter ſtand und ihnen ſeinen: Guten Tag! zurief; es war der alte Joel, der bei Naomi's Großvater gedient und darauf ſeines Herrn verkohlte Ueberbleibſel zu den Gräbern ſeiner Väter gebracht hatte.

„Ja, der Enkelin geht es gut!“ ſagte er, „die kleine Naomi leidet nicht Noth, ſie geht in Seide und Mouſſelin, ſie trägt wohl goldene Ringe an den Fingern und Diamanten an der Bruſt; ſie wird eine Schönheit gleich der Königin Eſther.“

„Seid Ihr vor Kurzem auf dem Schloſſe geweſen?“ fragte Marie.

„Nein, dort komme ich nicht hin, das wäre gegen die Abrede. Ich bin, ſeit dem Tage, wo mein Herr Kohle und Aſche wurde, nicht dort geweſen, und ich kam nur als Bote dahin, um zu ſagen, wie verlaſſen das arme Kind daſtände. Damals ſprach ich mit dem jungen Grafen und mit der alten Gräfin, ſie kann bitter ſein wie die Medicin, die ſie trinkt. Aber ich bin darum doch der, welcher ich bin! Es giebt für mich der Wege genug, ohne ihren Grund zu betreten. Naomi hat es gut, — ach ihre arme Mutter! ein ſchöneres Frauenzimmer ſah ich nie, jetzt iſt dieſe Blume zur Erde geworden, ihre weißen Zähne ſind nun eine häßliche Schönheit!“

„Das Tuch, Marie, wird Dich zu einer herrlichen Schönheit machen!“ ſagte der Schneider und zeigte auf eins von blauem Kattun mit großen rothen und gelben Blumen. „Nimm es nur; jetzt ſind wir reich!“ er ſchlug auf die Taſche, worin die halbe Summe, die 500 Reichsthaler

und die Verſchreibung, an des jungen Bauers Stelle einzutreten, Platz hatten.

Marie ſchüttelte mit dem Haupte und ſeufzte tief, aber die Augen kehrten doch zum Tuche zurück, die Farben waren ſo glänzend, das Muſter ſo ungewöhnlich.

„Bin ich heute der Erſte, der von Euch kauft,“ ſagte der Schneider, „dann wird es ſpäter gut abgehen, denn ich habe ein gutes Handgeld! Sei nun nicht ſo nachdenkend, Marie! Gott weiß, wann wir wieder nach dem Quellenmarkte kommen, und ob wir dann ſolchen Sonnenſchein und ſo viel Geld in der Taſche haben!“ Er warf ihr das hübſche Tuch um den Hals, und ſie lächelte mit großen Thränen in den Augen, wie ſie ſpäter zu Hauſe lächelte, als der Mann die Zettel auf den Tiſch ausbreitete und mit zufriedener Miene ſagte: „Sieh, das und doppelt ſo viel iſt Dein Mann werth. Nun, ſo weine doch nicht! Das ſalzige Waſſer tröpfelt ja auf das Geld, dann iſt kein Glück und Segen bei demſelben. Unterofficier bin ich geworden, das iſt ja der Anfang zum Officier, ſiehe, ſo nahe biſt Du daran, gnädige Frau zu werden!“

„In vierzehn Tagen mußt Du nach Odenſe und das Exercitium lernen,“ ſagte Marie, „nur einen Monat wird es währen, ſagſt Du, dann habe ich Dich wieder. Ja, der liebe Gott weiß es! Du haſt keine Ruhe, ja Du kannſt nicht anders! Glaubſt Du nicht, daß ich Dich manche Nacht im Schlafe habe ſeufzen und von fremden Ländern ſprechen hören? Du haſt geweint, wie ein Kind, und das hat mir in das Herz geſchnitten. Der alte Kalender, in welchem

Du im Auslande aufzeichneteſt, wo Du den und den Tag in dem und dem Jahre geweſen biſt, der Kalender, ſage ich Dir, den Du ſo oft hervorholſt, hinein ſiehſt und mir erzählſt: Herr Gott, heute vor ſoviel Jahren war ich dort, da ſaß ich nicht hier auf dem Tiſche, der ſcheint mir ein Cyprianusbuch zu ſein, woraus Du nichts Gutes lieſeſt. Jetzt kannſt Du das Datum hineinſchreiben, an welchem Du Frau und Kind verlaſſen! Kennte ich Dich nicht beſſer, ſo würde ich glauben, daß Du Dein Herz auswärts verſchenkt hätteſt und daß Du deshalb keine Ruhe haſt. Keine hält doch ſo viel auf Dich, als ich, und der Knabe iſt Dein eigener, das weiß ich mit einem guten Gewiſſen."

„Marie," ſagte der Mann, „Du willſt mich ja nicht betrüben; habe ich etwas verkehrt gemacht, dann hilft es jetzt nichts zu trauern. Laß es uns lieber von der freheſten Seite betrachten. Heute Abend kommt der Feldwebel und der Gevatter her; lade den Handſchuhmacher und den alten Heimerandt ein und laß uns eine Bowle Punſch, gerade wie an unſerm Hochzeitsabend, trinken."

Nie hatte Chriſtian ſo viele Gäſte in ſeiner kleinen Stube geſehen, es waren neun im Ganzen. Der Pathe hatte die Geige mitgebracht, und er ſpielte Tänze und erzählte Geſchichten von der Frau, welche näſelte, und vom Manne mit der feinen Stimme, und das verſtand er ganz genau auf der Geige nachzuahmen. Es wurde gelacht und geſungen, es war ein munterer Abend.

Aber der Tag, welcher darauf folgte, war um ſo trauriger, doch am Schlimmſten war der Tag, als der Vater nach

Odenſe ſollte. Marie und Chriſtian begleiteten ihn bis Qvärndrup, und als der Wagen von da fort rollte, ſtanden ſie beide oben bei der Kirche, auf dem hohen Hügel, um noch, ſo lange ſie konnten, dem Wagen nachzublicken, wo der Vater mit dem Hute ſchwenkte. Aber der Weg bog ab, ſie konnten ihn nicht mehr ſehen, da drückte Marie den Kopf gegen die Kirchmauer und weinte. Später wanderte ſie ſtill zwiſchen den Gräbern herum, legte die verdorrten Kränze zurecht und gätete hin und wieder das Gras aus.

„Wer doch ſo gut ſchliefe, als dieſe hier ſchlafen!“ ſagte ſie. „Es iſt doch ein ſchwerer Weg, den man zu machen hat, ehe man da hinunter kömmt!“

Rings um die Kirche auf dem grünen Hügel ſteht ein Kranz von hohen, alten Bäumen; an jedem derſelben hat der Prediger kleine Tafeln mit frommen Inſchriften zur Erbauung und Erquickung angeheftet.

„Das ſind lateiniſche Buchſtaben,“ ſagte Marie, „ſonſt würde ich ſie leſen können. Kannſt Du es, mein Kind?“

Und Chriſtian las die frommen Worte; es war ihr, als ob jeder Baum auf der kleinen Tafel eine Bergpredigt des Troſtes berge.

„Der liebe Gott kann Alles zum Beſten leiten,“ ſagte ſie, „wüßte ich nur, was in der Zukunft geſchehen wird!“ Und ſie wanderte in die Stadt hinab und ging nach einem der entlegenſten Häuſer, wo der Backofen gleich einer Halbkugel nach der Straße hinaus ſtand. Das Hufeiſen auf der Thürſchwelle und der halbe Feuerſtahl am Pfoſten deu-

teten an, daß man hier drinnen keine böſen Geiſter haben wolle. Das war das Haus der klugen Frau.

Der Kaffeekeſſel wurde aufgeſetzt und aus dem Bodenſatz der Taſſe las die Seherin Hoffnung und Troſtloſigkeit; doch die Hoffnung hatte das Uebergewicht, die Hoffnung, welche Sammet zwiſchen die Ketten und abgezehrten Glieder des Sklaven legt, die Hoffnung, welche Begnadigung auf des Henkers tödtendes Schwert ſchreibt, die Hoffnung, deren weiche Zunge die ſüßen, falſchen Lieder ſingt. Marie durfte hoffen.

Aus jedem Brief, welcher ſeitdem eintraf, träufelte das Oel des Troſtes. Die Zeit verſtrich. „Er kommt in nächſter Woche!“ erzählte ſie Freunden und Nachbarn. „Heute habe ich nur noch ſechs Tage zu warten!“ und an demſelben Tage kam er gerade, das war eine Freude, eine Ueberraſchung. Der arme Chriſtian lag krank darnieder, die Kraft der Quelle hatte ſein Uebel noch nicht gehoben. Aber der Vater war ja heimgekehrt, und deshalb jubelte Marie, aber es währte nur Minuten; die Freude wurde zur Trauer, die Trauer zu Thränen. Nur dieſe Nacht konnte er bei ihr bleiben; als eine Gnade war es ihm geſtattet worden, achtundvierzig Stunden zu Hauſe zu ſein. Das Regiment ſollte aufbrechen, der Marſch ging nach Holſtein, wo ſie ſich mit den franzöſiſchen Truppen vereinigen ſollten; die norddeutſche Armee mit ſchwediſchen Hülfstruppen bedrohte die Grenze.

„Sei nicht betrübt, Marie! Du ſollſt Ehre an mir erleben, und wenn wir Beute machen, will ich Deiner ge-

denken, wir können reich werden! Weine doch nicht, es iſt nun einmal ſo. Wir wollen einen frohen Abend haben, darauf ſchlafe ich zwei bis drei Stunden und dann nach Odenſe. Ich bin vom Marſche nicht mehr ermüdet, als wenn ich nur von St. Jörgenshof hieher gegangen wäre! — Es iſt ein Jammer, Dich in Thränen und den Knaben da krank und elend zu ſehen! Soll der letzte Abend ſo traurig mir vor Augen ſchweben?“

„Nein!“ ſagte Marie, „das ſoll er nicht!“ und die letzten Thränen wurden zwiſchen den dunklen Augenlidern zerdrückt. Der Tiſch wurde gedeckt, der Gevatter kam, er pries das Soldatenleben, ſagte, es könnte ſein, daß er ſelbſt mit dabei ſein würde, wenn man es am wenigſten erwartete. Der arme Knabe lag krank und leidend in ſeinem kleinen Bette; er war eingeſchlafen, als des Vaters Kuß ihn erweckte, ihre Augen begegneten ſich, eine brennende Thräne fiel auf des Knaben Lippen, und der Vater eilte zur Thür hinaus. Marie folgte ihm.

Den ganzen übrigen Theil des Tages ſaß ſie ſtill und gedankenvoll. „Du haſt Deinen Vater verloren!“ Das waren ihre einzigen Worte.

Ein däniſches Corps von 10,000 Mann ſollte ſich mit der franzöſiſchen Armee unter Davouſt's Befehl vereinigen. Nach dem Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen ging der Marſch. Vorwärts! wirbelten die Trommeln, und das Heer folgte; aber in ſchnellerer Flucht flogen die Zugvögel, die ſchon an den warmen Tagen des Sommers des Nordens Winterlied im Voraus fühlten. „Da fliegen die

Störche!“ sagte der Schneider, „aber dieses Jahr fliege ich mit,“ und er starrte ihnen nach, bis sie wie ein Mückenschwarm in der blauen Luft verschwanden.

An der dänischen Grenze lagen feindliche Heere; der Sohn der Steppe, der Asiate von den Morästen des Don, jagte in flatterndem Kaftan mit gefällter Lanze über die dänischen Felder hin; der Gott des Krieges, das Zeitalter nannte ihn Napoleon, kämpfte allein mit den Rittern aller Länder. Es war ein großes Turnier, das letzte Ritterspiel, was er gab, und deshalb kämpfte er allein; das kleine Dänemark war sein Knappe: ein treues, begeistertes Herz, aber die Kraft kam dem Willen nicht gleich.

Tage und Wochen strichen für die daheim in Ungewißheit und Erwartung hin; mehrere ehrenvolle Scharmützel fielen in dem Mecklenburgischen vor; an andern Orten in Deutschland erlitten die Franzosen Niederlagen, und deshalb mußte sich Davoust vor Bernadotte, der die norddeutsche Armee anführte, zurückziehen. Fortwährendes Vor- und Zurückmarschiren, Vorpostengefechte und Ungewißheit über den kommenden Tag. Das dänische Corps stand unter dem Prinzen Friedrich von Hessen und war in drei Brigaden eingetheilt; eine derselben wurde vom General Lallemand angeführt, er besetzte Lübeck, die anderen zogen sich nach Oldesloe, während ein Theil der norddeutschen Armee mit schwedischen Hülfstruppen das dänische Corps verfolgte.

Wo war Christians Vater, er, den die Sehnsucht nach dem Vennsberge aus der stillen Heimath verlockt hatte? — Hast Du Soldaten-Colonnen sich über das Feld hin bewegen

ſehen, haſt Du ſie erblickt, wenn der Feldruf „Tod“ iſt? Wie ein ungeheueres Krokodil mit bunter, glänzender Haut von Uniformen und Bajonetten ſtreckt es ſeinen großen Körper aus. Der Donner der Kanonen iſt die Stimme des Rieſenthieres, der Pulverdampf ſein Athem. Du gewahrſt nicht die einzelnen Schuppen, die im Kampfe von dem ungeheuern Körper abfallen, und doch iſt jede Schuppe ein Menſchenleben. Der ganze, große Körper muß zerſplittert werden; dann wird der Todesſtreich erſt ſichtbar; wie der zerhauene Wurm, in zappelnder Flucht zittern die Theile über das Feld hin.

Da kam ein großer, verſiegelter Brief für Marien an, dicht beſchrieben und ſehr theuer an Porto. Er lautete wie folgt:

„Meine liebe Madame!

„Werden Sie nicht betrübt, wenn Sie dieſes Schreiben „geleſen haben, obgleich Sie wahrlich Urſache dazu haben. „Wir lagen in Lübeck, der General wollte gern die Stadt „ſchonen und zog ſich deshalb über Segeberg nach Born„höved. Nun iſt, wie Sie wiſſen müſſen, das Terrain „zwiſchen dieſen Orten eine offene Haide. Es hatte mehrere „Tage geregnet, die Wege waren jämmerlich, auf zwei Schritte „vorwärts kam einer zurück, das nahm uns die Kräfte; die „ſchwediſche Cavalerie, welche ſtärker war als wir, hatten „wir dicht auf den Ferſen, doch kam es zu weiter nichts als „zu einigen kleinen Scharmützeln zwiſchen den Plänklern. „Madame, Sie dürfen noch nicht betrübt ſein, das Trau„rige kommt kaum eher, als auf der andern Seite des Briefes.

„Ich könnte es ja eben so gut gleich sagen, aber der-
„gleichen erfährt man früh genug. Am Nachmittage
„näherten wir uns Vornhöved; die Haide hörte auf und
„das Terrain wurde coupirter, wir waren also in größter
„Sicherheit gegen die feindliche Cavalerie. Nun müssen Sie
„wissen, daß der Prinz von Hessen Vornhöved hatte besetzen
„lassen und mit den beiden andern dänischen Brigaden auf-
„marschirt war, um uns aufzunehmen. Die polnischen
„Lanciers schlossen unsern Trupp. Um nun den Feind,
„während die Brigaden passirten, aufzuhalten, stellte er auf
„dem Wege vor dem Dorfe zwei Kanonen mit einem Ba-
„taillon Scharfschützen zur Seite auf; unter diesen war mein
„Freund, Ihr Mann, denn Sie werden wohl wissen, daß er es
„ist, von dem dieser Brief handelt. Aber erschrecken Sie nur
„nicht; heute mir, morgen dir! Uns gerade gegenüber mar-
„schirte die schwedische Cavalerie auf; unser Bataillon an
„jeder Seite stand in geschlossenen Divisions-Colonnen, die
„eine wollte ein Carré formiren, aber die feindliche Ca-
„valerie war vorbei gesprengt und attakirte Vornhöved, der
„andere Theil stand uns gegenüber; da kam Unordnung in
„unsere Reihen, und hätte der Feind dieselbe benutzt, so
„wäre es mit uns vorbei gewesen, aber das that er nicht.
„Liebe Madame, dieses wird ein langer Brief, aber Sie
„müssen alle Umstände wissen, und deshalb schreibe ich den
„größten Theil aus meinem Rapport aus, damit Sie die
„näheren Umstände recht begreifen können. Wir formirten
„ein Bataillon, aber ein Theil der feindlichen Cavalerie war,
„wie gesagt, gegen Vornhöved vorgesprengt, die polnischen

„Lanciers, welche unſere Brigade ſchloſſen, erſchraken und „ſprengten auf die holſteiniſchen Reiter ein, dieſe wieder auf „die vordern. Die Artillerie an der Spitze ſperrte völlig „den Weg, und nun entſtand ein erſchreckliches Gedränge, „über hundert Mann wurden niedergetreten und maſſacrirt. „Das Gedränge war daran Schuld, daß kein Gefecht ſtatt „finden konnte. Seite an Seite wurde der Feind gegen „einander gedrückt. Indeſſen feuerte die däniſche Infanterie „ſo gut es ſich thun ließ, die Schweden mußten ſich auf den „Weg zurück ziehen, wo unſere Bataillone ſtanden, ſie jagten „an den Gräben entlang und bogen ſich längs den Pferdehälſen „hinab, aber zwei hundert wurden niedergeſchoſſen, indem „ſie vorbeifuhren. Die Beſatzung bei den beiden Kanonen „wehrte ſich tapfer und fuhr bis auf den letzten Mann fort „mit Kartätſchen zu feuern, aber nur ein Einziger, ein „Lieutenant, blieb am Leben. Und ſo iſt Madame eine „Wittwe. Das iſt mein trauriger Brief.“

Ergebenſt, mit Freundſchaft,

Jordſach,

Feldwebel.“

X.

— es muß ja ſein.
Ich blicke ſtarr und feſt vom Rabenſtein
In's Nichts hinein.

A. Chamiſſo.

„Todt!“ Welche Welt voll Schmerz liegt in dieſem kleinen Wort! Es iſt ein zweiſchneidiges Schwert, welches, indem es das fällt, woran unſer Herz hängt, in unſere Bruſt dringt, ſo daß es vor den Augen dunkelt und die Welt uns düſter erſcheint, wenn gleich die Sonne auf Millionen Glückliche ſcheint. Nur ein Wort, kurz wie dieſes, erhebt uns wieder, athmet uns Hülfe zu, nur eins: „Gott.“

„Ja, ich war darauf vorbereitet!“ ſagte Marie, aber ſie war nicht vorbereitet. Der finſtere, naſſe Uebergang vom Herbſt zum Winter ſtimmte die Trauernde noch trauriger. Die Luft war grau, Regen und Schnee fiel in die ſchmutzigen Straßen. Finſter draußen und finſter im Gemüth.

„Weine nicht,“ ſagte Chriſtian, „ſonſt wirſt Du krank und ſtirbſt mir auch! Du kannſt ja waſchen und plätten, ich kann auf der Geige ſpielen, dafür bekomme ich Geld, und dann mußt Du nicht trauern!“

„Du Engel Gottes!“ ſagte Marie, „laß mich Deine Augen und Deinen lieben Mund küſſen! Ja, für Dich will ich leben, was ſollte ſonſt aus Dir werden!“

Nie hatte ſich Weihnachten ſo ſtill und traurig als in dieſem Winter genähert

„Der Hüfner in Oerebäk ist doch ein ehrlicher Kerl! Brot und Butter hat er mir gesandt und eine Gans zum Weihnachtsabend. Ob er wohl noch Absichten auf mich haben sollte? Nein, den Schritt thue ich nie mehr! Deinen Pathen will ich am Weihnachtsabend herbitten, obgleich ich ihn nicht gern sehe, aber Deinethalben thue ich es. Vielleicht bedenkt er Dich, wenn Du größer wirst."

Der Tisch war gedeckt. Christians Herz war voller Weihnachtsfreude. Marie nahm das Gesangbuch vor.

„Ihr habt Stimme," sagte sie zum Gevatter, „Ihr müßt den Ton für uns halten."

„Ich kann keine Psalmen!" erwiderte er. „Wollen wir das Buch gebrauchen, dann wollen wir lieber aufschlagen und sehn, was für ein Schicksal wir bekommen werden. Da liegt etwas darin! Was geschehen wird, ist nun einmal in das große Buch eingeschrieben, wie es in unserem Blut und in unserer Seele geschrieben steht."

Marie öffnete das Buch.

„Ein Hochzeitspsalm," sagte sie, „das trifft fürwahr nicht zu! Ich verändere nie meine Stellung. Könnte ich nur den Knaben munter und stark sehen und ihn gut in der Welt fortbringen!"

„Das kömmt auf seinen Stern an," sagte der Pathe. „Wir können etwas thun, aber das wird nie viel werden. Liegt es in ihm, daß er stehlen muß, daß er ein wilder Vogel nach den Weibern wird, so kann das nicht gedämpft werden. Er kann unter den besten Menschen erzogen werden, sie können ihm die besten Gedanken einimpfen: ist das

Böſe einmal in ihm, ſo muß es heraus. Es kann wohl aufgehalten werden, aber wenn er ein reifes Alter erreicht, dann bricht es mit um ſo ſtärkerer Kraft hervor. Das wilde Thier ſitzt in jedem Menſchen, bei Einem iſt es ein reißender Wolf, bei einem Andern eine Schlange, die auf dem Bauch zu kriechen und Staub zu lecken verſteht. Das Thier iſt uns gegeben, es kömmt nun darauf an, ob jenes oder wir die ſtärkſte Kraft erhielten, und die Kraft hat Niemand von ſich ſelbſt."

„Der liebe Gott bewahre uns vor der Macht des Böſen," ſagte Marie und blickte vor ſich nieder. Es war, als ob der Geiſt, den ſie fürchtete, bei ihr am Tiſche ſäße. Die Sprache, die ſie hörte, war, wie die Geſtalt der Erlmädchen, vorn die Wahrheit in all ihrer Herrlichkeit, hinten hohl und leer, ein Zeichen der Welt, der ſie angehörten.

„Ich habe viele Schriften geleſen," ſagte der Pathe, „von fremden Nationen geleſen. Es giebt viele Völkerſtämme auf Erden. Was wir bei uns Sünde nennen, dem geben Andere den Namen Recht. Der Wilde frißt ſeinen Feind, und ſein Prieſter ſagt: nun erlangſt du den beſten Platz im Himmel! Der Türke hat viele Weiber, und ſein Gott verſpricht ihm noch mehrere im Paradieſe. Ein General erhält Ehrenzeichen und Berühmtheit für das, was er im königlichen Krieg, der mit Unrecht geführt wird, ausrichtet, während ein Anderer, welcher dieſelbe Klugheit zeigt, an den Galgen kömmt. Das Ganze kömmt auf Sitte und Gebrauch an, und wer ſagt uns, daß wir gerade dem Beſten folgen, weil wir thun, was die Meiſten

thun? Wer weiß, ob nicht das Thier in uns größeres Recht hat, als der Mensch, der seinem Schulgesetz folgt! Ist das nicht Wahrheit?"

„Ach ja!" sagte Marie, „aber es ist häßlich, daran zu denken." Aengstlich legte sie das Gesangbuch weg und dagegen die Speisen vor und begann eine neue Unterhaltung. „Möchte sich mein kleiner Christian nur erholen! Ich weiß wohl ein Mittel, das haben mir Mehrere gerathen, aber es ist allzu gräulich; warmes Blut trinken!"

„Schweigt davon!" rief der Pathe. „Es ist mir angeboren, daß ich nicht ertragen kann mit anzusehen, wie man einer Henne den Kopf abschneidet! Ich weiß ein unschuldigeres Mittel; es ist eine Sympathie, wie man es nennt, und gerade an einem hochheiligen Abend, wie dieser, muß es geschehen. Ich sage einige heimliche Worte und er trinkt kaltes Wasser aus meiner Hand."

„Herr Jesus!" rief Marie aus und rückte ihren Stuhl zurück, „seid Ihr im Kriege gewesen? Habt Ihr einen Menschen erschlagen?"

Eine kreideweiße Farbe überzog des Pathen Gesicht. „Was sagt Ihr?" fragte er mit einem lauernden Blicke.

„O Gott, ich sage gar nichts!" sagte Marie. „Es giebt ja viele wunderbare Mittel, die der liebe Gott oder ein Anderer uns gegeben hat. Aber Ihr sagtet da etwas, wodurch ich an den Schiffer erinnert wurde. Das war ein Schwede, welcher vorigen Sommer an der Brücke lag; ich sprach mit ihm von des Knaben Krankheit und was man dagegen thun könne; ich nannte, was wir hier zu Lande

kennen, nämlich sich einen irdenen Topf erbetteln und darin von des Sünders Blut auf der Richtstätte auffangen, welches der Kranke trinken muß; da sagte der Schiffer, daß sie in Schonen denselben Glauben hätten, aber auch den, daß, wenn es ein Kind wäre, dem geholfen werden sollte, man es nur kaltes Wasser aus einer Hand trinken lassen dürfte, die Menschenblut vergessen hätte, das wäre ebenso wirksam; ich sollte deshalb zu einem Soldaten gehen, der im Kriege gewesen sei, oder auch zum Scharfrichter. Diese Worte und das, was Ihr eben saget —"

„Glichen sich!" unterbrach sie der Gevatter. „Ja, das ist nicht unrichtig; aber was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch eine Handvoll des schönsten Blumensamens gäbe, und Ihr nähmet ihn, ließet ihn aber liegen, bis er seine Kraft verloren hätte, wäre das nicht dasselbe, als ob Ihr ein ganzes Blumenbeet verwüstetet? Daheim in Norwegen hat man eine Geschichte von einem Mädchen, die Furcht davor hatte, Mutter zu werden, und die deshalb an ihrem Hochzeitsabend mit der Brautkrone und dem Schleier zur Wassermühle ging, wo die Hexe wohnte, die sie um Hülfe bat, daß ihr nie Nachkommen geboren werden möchten, und die Braut erhielt zwölf Körner, die sie unter die Räder werfen sollte; sie dachte sich nichts dabei, aber von jedem, was da fiel, ertönte ein sonderbarer Laut, gleich einem Seufzer; das war ein Kinderherz, welches brach. Sie wurde Ehefrau, blieb kinderlose Ehefrau, und erst im Alter, in silberweißem Haar, überkam sie die Angst. Ihre Hand war rein von Blut, und doch

war ſie eine Mörderin und litt in ihrer Seele, wie Eine, die gemordet hat. Da ſchlich ſie ſich um Mitternacht in die Kirche, um ihre Sünde abzubitten, und da erblickte ſie oben beim Altare ihre zwölf ungebornen Söhne ſtehn, und hinter ihnen deren ungeborene Kinder, das ganze Geſchlecht, ſie erfüllten die Gänge der Kirche, und ſie kniete nieder und betete, ſie, die Mörderin eines ganzen Geſchlechts — *)! und Ihr verſteht die Geſchichte? So wandert mancher Mörder herum, ein Mörder eines ungebornen Geſchlechtes. Ein ſolcher bin ich! Es iſt ein Abſcheu in meinem Blut, der Mann eines Weibes zu ſein! Laßt den Knaben nur aus meiner Hand trinken; obgleich man das Blut nicht gewahrt, ſo klebt es doch an meiner Hand!“ Er mußte den Athem anhalten, ſonſt hätte er tief geſeufzt.

„Ihr ſeid gewiß krank!“ ſagte Marie und ſah ängſtlich nach ihm hin.

„Nie bitte ich Deinen Pathen mehr her!“ ſagte ſie zu dem Kleinen, als er ſie verlaſſen hatte und ſie zu Bette gingen. „Es war, als wäre ein böſer Geiſt hier in der Stube. Falte Deine Hände und bete Dein Abendgebet! Ich will Dich noch eins dazu lehren, welches ich aus der „Kette des Betenden“ kenne.“ —

*) Der Schluß der Sage lautet, daß der Prediger, im Zorn über die Sünde der Frau, ausgerufen hatte: „ich vergebe Dir nicht und unſer Herr Gott auch nicht; eher ſollen da Roſen aus unſerm ſteinernen Fußboden ſpringen!“ In der Nacht, als ſie die Erſcheinung in der Kirche erblickte, träumte dem Prediger daſſelbe, und als er erwachte, war der ſteinerne Fußboden geborſten, und zwölf ſchöne Roſen wuchſen in den Spalten: das waren ihre zwölf ungeborenen Söhne. „Jetzt iſt unſere Alte ſelig!“ ſagte der Prediger und ſuchte ſie in der Kirche, wo ſie todt vor dem Altar lag.

„Werden erſt die Tage länger,
Dann wird auch der Winter ſtrenger!“

ſo heißt ein altes Sprichwort. Das neue Jahr hatte manche eiskalte, finſtere Tage. Die Fenſter mußten mit einem Kohlentopf aufgethaut werden.

„Jetzt iſt die Landſtraße wie eine Stubendiele, der blanke Froſt hat gut gethan!“ ſagte der Bauer von Oerebäk eines Tages, als er Marien beſuchte. „Ihr müßt Euer Gemüth ermuntern; beſucht mich, nehmt den Knaben mit, ich erwarte Euch mit dem Frachtwagen!“

„Ich will dem Knaben gern das Vergnügen gönnen,“ ſagte ſie. Seinetwegen würde es auch nur ſein, wenn ſie je die Thorheit beginge, ſich wieder zu verheirathen, aber das thäte ſie nie, und doch hatte das Gras im nächſten Jahre noch keine neuen Halme getrieben, bevor Marie ſchon zwiſchen einem Ja und Nein ſchwankte.

„Es müßte wahrlich nur Deinetwegen ſein, mein lieber Knabe!“ ſagte ſie. Chriſtian weinte; der neue Vater war gar nicht ſanft und luſtig. Er ſchalt über das Geigenſpiel und ſagte, das ſei ein langweiliges Gekratze.

„Marie! Du weißt wohl, daß Du mir immer in dem Sinn gelegen haſt! Du nahmſt dennoch einen Andern, ich auch, jetzt ſind wir frank und frei, ich brauche eine Frau in meinem Hauſe, eine Mutter für meinen Jungen. Da iſt nun Anne vom Vogelhauſe, das iſt ein hübſches Mädchen; ſie hat zwei Kinder, für jedes erhält ſie zehn Reichsthaler des Jahres auf zehn Jahre; das iſt ein Capital, welches Einen ſchon an ſie denken läßt! Du haſt

nichts und den Jungen dazu, aber ich bin Dir gut, und willst Du wie ich, ſo bietet uns der Prediger morgen auf!“

Sie gab ihm die Hand.

„Ja, es geſchieht Deinethalben, mein Kind!“ wiederholte ſie, und die grünen Wieſen, das Gehöft und das Vieh tanzten belebend in ihren Gedanken vorbei, die ein ganzes Jahr lang bei einem Manne geweilt hatten, der das Ausländiſche mehr als ſie und die Heimath liebte.

Je heftiger die Thränen, deſto eher hören ſie auf. Der Wittwenſchleier wird zum Brautſchleier umgenäht, deshalb lacht auch der Blumenkranz, der auf der Stirn der Braut und der auf dem Haupt der Leiche. Ja, im Sarge ſelbſt lacht er und erzählt mit ſeinen bunten Farben dem Todten: die Trauer und Du werden vergeſſen werden, ja vergeſſen wie eine Geſchichte, die ſie laſen und darüber weinten. Ja, das erzählen die lachenden Blumen dem Todten, bis ſie ſelbſt erbleichen und in Staub zerfallen, und dann lacht das Gerippe im Sarge darüber, daß auch ſie ſo ſtumm geworden ſind.

„Alſo iſt es nun mit unſerm Geigenſpiel vorbei!“ ſagte der Pathe. „Ich hatte mir es anders gedacht, aber was helfen die Gedanken eines Menſchen! Jetzt ſollſt Du den Pflug und nicht die Geige in der Hand haben. Du gehſt einen neuen Weg oder einen Umweg, das kann man nicht vorherbeſtimmen. Die alte Geige will ich Dir übrigens ſchenken; das kleine Notenbuch mit den kleinen Stückchen darin magſt Du auch behalten. Das Buch vom Reineke Fuchs mit den Bildern wird wohl mitfolgen müſſen, Du hältſt ſo

viel darauf; nimm es nur! Ich bin Dir gut, und Du bist mir wieder gut, ist das nicht wahr? Weine nicht, Du kleine Kinderschule! küsse mich nur! ja, noch einen Kuß! lege Deine kleine Hand um meinen Hals! wirst Du Dich nun stets an das erinnern können, was ich Dir hier sage? Sei wild und toll in Deiner Jugend, damit Du es satt hast, wenn Du älter wirst! Jugendsünden erhalten die Verzeihung der Menschen, den Mann dagegen beurtheilen sie strenger. Genieße die Freuden, während Du kannst, damit Du nicht, wenn Du alt bist, darüber zu weinen brauchst, daß Du keine Sünden hast; die gehören dazu wie das Salz zu den Speisen. Besser ist es, das Leben zu viel genossen zu haben, als später in der Einsamkeit darüber seufzen zu müssen, daß man es nicht genossen, während man es haben konnte. Das schreibe ich Dir in Dein Wanderbuch! Gott oder der Teufel, in welches Regiment Du auch gestellt wirst, sei Dir ein guter Herr!" Er reichte Christian die Geige und die Bücher. Das war der letzte Besuch in der Hohlgasse.

XI.

— Vorbei
Sind diese Träume.

Schiller's Don Carlos.

Der Tag vor der Hochzeit ist ein Torturtag für die Bauernbraut; sie muß geputzt werden, das heißt, zum ersten und vielleicht einzigen Male in ihrem Leben sich im bloßen

Haar zeigen; daſſelbe wird in Lauge ausgewaſchen, wodurch es ſteif und ſtruppig und noch ſchwerer zu ordnen wird, gewöhnlich fällt auch die Braut bei dieſem Putzen in Ohnmacht. Das war bei Marie nicht der Fall. „Ihr Haar iſt wie die feinſte Seide!“ ſagte Eine in der Gruppe, mit welcher wir den Zug zur Kirche betrachten. Daß ſie als Wittwe nicht mit einer Haube bekleidet war, ſondern mit ihrem ſchönen Haar prangen wollte, das zeigte Stolz, meinte man. Die ganze Familie des Bräutigams hatte auch viel gegen ſie einzuwenden, denn ſie brachte nichts mit in das Haus, außer einem langen Buben.

Die Ehrenpforte war auf dem Wege errichtet; die Gitterthüren an den Zäunen, durch die ſie mußten, waren mit grünen Zweigen verziert; die Hochzeitsjunker, wie ſie genannt werden, jagten ſchon zu Pferde auf dem Wege vor dem Zuge auf und ab. Zuerſt kam die Braut mit ihren Brautmädchen, welche ihre großen Blumenſträuße, gleich Marſchallſtäben, zum Wagen hinaus hielten; klingende Schellen und kleine Spiegel blitzten darin; prächtigere Sträuße hatte Niemand geſehen. Trompeten und Geigen ertönten bis in die Vorhalle der Kirche und übertönten die Orgel. Die Brautjungfer hatten viele Ehre von der Kirche, denn dieſe war mit vielem Grün und mit „was in das Auge fällt,“ wie der Bauer ſagt, geſchmückt: nämlich der König zu Pferde auf einem Vier-Schillings-Bilde, ein farbiges Recept mit der Flaſche dazu, worauf man noch las: „für ſechs Schillinge Wachholderbeertropfen!“ ein alter rother Seidenmuff und viele andere Prachtſtücke

hingen zwiſchen den grünen Zweigen und Kränzen. Jede Hochzeit bei den Bauern, wenn ſie recht prächtig ſein ſoll, zeigt uns dieſen kindiſchen Schmuck.

Von den eingeladenen Frauen, die in den vorderſten Stühlen ſaßen, kennen wir zwei, die Mutter und Großmutter, die wir bei der Quelle trafen, auch die Tochter Lucie war mit dabei. Nichts Verwirrtes blickte mehr aus ihren großen ſprechenden Augen, fromm und ruhig ſaß ſie bei den Andern. Wie das Unwetter jener Nacht, ſo hatte ſich auch ihr Seelenkampf gelegt. Chriſtian, der ſeinen Platz an der Seite der Männer hatte, erkannte ſie ſogleich; ſie dagegen betrachtete ihn fremd und ſang mit klarer Stimme den heiligen Geſang.

Das Brautpaar ging zum Altar, das Gefolge ſtellte ſich in dem Chor auf. Die beiden Frauen flüſterten einander leiſe zu:

„Paſſe nun auf die Braut und den Bräutigam; wer von ihnen zuerſt eine Bewegung macht, der ſtirbt zuerſt!“

„Ei ja, das that ſie!“

„Aber das ſtimmt nicht mit dem Anderen!“ ſagte die Jüngere. „Dazu habe ich mehr Vertrauen, das hat nie fehlgeſchlagen! Aus den Namen der Braut und des Bräutigams kann man ſehen, wer zuerſt ſtirbt. Man zählt die Buchſtaben zuſammen und ſagt dann: „Adam ſtirbt! Eva ſtirbt!“ ſieh, das iſt daſſelbe, als ob man ſagte: er ſtirbt, ſie ſtirbt, und der, bei welchem man aufhört, ſtirbt zuerſt. Aber das trifft ja auch zu, ſie heißt Marie, das ſind fünf Buchſtaben, wenn es nicht mit zwei r geſchrieben wird, und er

heißt Peter, das sind auch fünf, das macht zehn, was eine gleiche Zahl ist, und bei einer gleichen Zahl ist es Eva, welche stirbt!"

„Aber er wird ja Peer und nicht Peter genannt!" sagte die Jüngere.

„Aber wie ist er getauft?" fragte die Andere. „Heißt er Peer, dann stirbt er zuerst, und dann stimmt es mit der Bewegung, die sie machte, überein!"

Sie wurden durch einen kleinen Streit, der in ihrer Nähe entstand, unterbrochen, welcher doch, so stille er auch blieb, ihre Andacht störte. Der Sohn des Bräutigams, Niels, ein Knabe von zwölf Jahren, mit einem flachen boshaften Gesicht, stieß ziemlich unsanft seinen Halbbruder Christian zur Seite, um selbst vorzukommen; der Andere machte eine unwillige Bewegung, die Frauen deuteten ihnen durch Mienen an, still zu sein, und Christian blickte verlegen auf seine blendend weißen Strümpfe hinab, aber Niels setzte gleichzeitig seinen geschwärzten Schuh auf dessen Spanne. Die Thränen traten Christian in die Augen, Lucie sandte Niels einen strafenden Blick zu.

Die Trauung war beendigt. Wie die Posaunen des Weltgerichts ertönten die Trompeten in der Vorhalle. Der Bräutigam fuhr in der größten Eile davon, um seine Braut im Brauthause in Empfang nehmen zu können. Dort auf dem Flur standen die Spielleute aufgestellt. Das Ehepaar war nun hier und jeder Gast legte auf dem Teller vor denselben seine Brautgabe hin; man vergaß nicht, jeden großen Bankzettel auszubreiten, so wie der Bauer nie vergißt, ein ebenso großes Geschenk zu machen, wenn der Geber oder sein

nächſter Verwandter Hochzeit hat. Das Eſſen wurde verzehrt, der Pſalm geſungen, und die Schaffner tanzten die Braut in des Bräutigams Arme.

Lucie, etwas älter als Chriſtian, nahm ſich ſeiner einzig und allein an, die Beiden tanzten und ſpazierten zuſammen; die hübſche Schulmeiſterstochter wurde ſie genannt.

Am zweiten Feſttage ſaßen ſie im Garten, wo die Federnelken blühten, und ſie erzählte ihm von ihrem Großonkel Peter Wik, den ſie auch Oheim nannte, und der das ſchöne Schiff habe, welches ebenſo, wie ſie, Lucie hieß; es ſegelte ſowohl nach Deutſchland, als nach Kopenhagen. O, der Oheim war ſo gut und ſo luſtig; einmal jeden Sommer, wenn das Schiff bei Svendborg lag, beſuchte er ſie; er hatte ihr die Geſchichte von der geduldigen Helena geſchenkt, die, wie da ſtand, „ſehr luſtig, aber dabei traurig" zu leſen war. Da holte Chriſtian ſein Buch vom Fuchſe, welches der Pathe ihm verehrt hatte, und ſie betrachteten die vielen Holzſchnitte und Lucie las die Ueberſchriften und ſie verſtanden gut, wie der Fuchs ſowohl den Bären als die anderen Thiere anführte.

Wie ſie recht darin vertieft ſaßen, kam Niels, er ſchlich ſich leiſe hinter ſie, und durch einen Stoß mit dem Fuße flog das Buch ihnen aus den Händen, hoch in die Höhe und zwiſchen die Stachelbeerſträucher. Chriſtian weinte, aber Lucie ſchalt und ſagte zu Niels, daß er, ebenſo wie der Fuchs im Buche, ein böſes Thier ſei.

Der Junge ſah ſie mit ſeinem nichtsſagenden Geſicht an. „Verrückte Lucie!" war ſeine ganze Antwort. Da

wurden des Mädchens rothe Wangen bleich, er hatte sie durch diese Worte bitter gekränkt, auf die unglückliche Lage hingedeutet, in der sie früher gewesen, von der sie aber jetzt geheilt war. Mit einem Ausdruck der Wehmuth betrachtete sie ihn und ging in das Brauthaus, wo Alles Lustigkeit war.

Am dritten Tage des Festes sah man Lucien und Christian tanzen, Niels war mit in der Reihe. Die Sonne sinkt nicht über den Zorn der Kinder herab. Die Schaffner dankten mit der gewöhnlichen Formel ab: „morgen ist hier kein Vergnügen mehr!“

Für Niemanden lag eine so prophetische Wahrheit in diesen Worten, wie für Christian. In den ersten Wochen gewährte wohl die neue Heimath, der Garten und die Felder einige Abwechselung und Vergnügen, aber drinnen war nicht eine Heimath, wie in Svendberg. Der Stiefvater mochte sein Geigenspiel nicht, und Marie hing deshalb das Instrument hoch über der Thür auf, von wo es nicht gleich herunter genommen werden konnte. Niels sah den Stadtknaben über die Achsel an, welcher sich vor dem Vieh fürchtete, eine Kuh für einen Stier hielt und nicht fest auf einem ruhigen Milchwagengaul, der zur Tränke ging, sitzen konnte. Grinsend erzählte er das dem Vater und den Knechten, und deren Gelächter kränkte den Kleinen. Der einzige Punkt, in dem der Geschmack beider Knaben einigermaßen übereinstimmte, war das Bilderbuch. Die Thiere interessirten Niels; daß sie aber nur schwarz und weiß waren, hielt er für einen großen Fehler. So war es daher durchaus nicht Bosheit, andern vielmehr ein wohlgemeinter Gedanke, daß er eines Tages,

als Chriſtian abweſend war, das Buch in der Ueberzeugung hervorholte, daß er etwas Verdienſtliches thue, und alle Holzſchnitte mit den grellſten rothen und gelben Farben übervinſelte. Er galt ja auch dafür, wie der Vater und die Knechte ſagten, einen Griff auf das Kritzeln zu haben. Auf Pforten und Thüren ſtanden ſeine Skizzen von Menſchen und Thieren, aber das, was dieſen bei ſeinem Publicum Werth verlieh, war die platte Bedeutung, das Gemeine, was eine jede ausdrückte. Den Holzſchnitten gab er durch einzelne Striche und Zuſätze denſelben Charakter, und lachte ſelbſt darüber, zufrieden mit ſeiner Erfindung.

„Nun ſieh einmal!“ ſagte er zu Chriſtian, als dieſer kam. „Jetzt ſtrahlt es!“

„Das ganze Buch haſt Du verdorben!“ ſagte Chriſtian, und ſeine Betrübniß und ſein Aerger riefen bei ihm eine wilde Heftigkeit hervor, welche ſeiner Natur nicht eigen war. Er ſtürzte auf Niels los, aber dieſer warf ihn im Nu zu Boden.

„Ihr ſolltet beide Prügel haben,“ ſagte Marie. „Niels will ich nicht ſchlagen, aber Du biſt mein eigen, Dich kann ich ſchlagen!“ Und ſo bekam er für ſie Beide.

Der Vater fand auch, daß das Buch jetzt viel ſchöner ſei, und die gemeinen Zuſätze lockten ihm einen frohen Ausruf: „Der Satansjunge weiß gut Beſcheid!“ ab.

Sich ſelbſt und ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen ſchlich Chriſtian umher. Tag für Tag wurde er ſtiller. Bisweilen genoß er zwar die ganze Liebe der Mutter, beſonders wenn ihr etwas Widerwärtiges begegnete, oder

wenn ſie die Verwandten des Mannes ſchlecht von ſich ſprechen hörte, weil ſie nichts mit ins Haus gebracht habe. Dann durfte zuweilen die Geige heruntergenommen werden, und er ſpielte die Stücke aus dem Notenbuche; dieſes war ihm ein Schatz, den er für nichts in der Welt entbehren mochte, und doch ſollte er ihn verlieren.

Ein herrlicher Drache ſtieg eines Tages über das Haus auf; Niels hatte ihn von alten Zeitungen und aus dem Notenbuch zuſammengekleiſtert, welches für ihn keinen Werth hatte. Der Drache flog hoch in die Luft, die Knaben konnten ihn nicht halten, die Flucht nahm zu und er flog nach dem Torfmoore hin.

Der Winter kam — und verſtrich. Es wurde Sommer; Chriſtian ſollte auch nützlich ſein. Draußen auf der Wieſe, wo der Bach zwiſchen den Erlenbüſchen rieſelte, mußte er mit Niels abwechſelnd die Gänſe hüten; aber er war gern in dieſer Einſamkeit. Auf einem großen Erlenſtamme, dicht daneben, wo der Bach eine kleine ſtillſtehende Bucht, Teich konnte ſie genannt werden, bildete, umſchattet von Haſelnußſträuchern und Erlen, die ſich in dem klaren Waſſer ſpiegelten, ſaß er in ſeinen Träumereien und betrachtete den Wiederſchein der Luft im Waſſer. Dort unten ſchwammen die Bilder der Wolken, dort unten flog der Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, gerade ſo tief, als er hoch über dem Waſſerſpiegel ſchwebte. Die Bäume rings umher zeigten ſich mit dem Gipfel nach unten; ſeine eigene Geſtalt kam ebenſo umgekehrt zum Vorſchein; jetzt verſtand er, wie es auf der andern Seite unſerer Erde ausſehen müſſe. Die

Blasen, welche hier und da emporschossen, nannte er seine Wasser-Sternschnuppen. Die Fläche selbst war ihm ein Weltmeer; die grossen Wassermücken, die darüber hinstrichen, waren Corsaren. Welche Fahrt sie nahmen! Im Vergleich hiemit erhielten das Grün und die Wasserpflanzen des Ufers eine Riesengröße, wie die Bäume in den tropischen Ländern. Die Meerlinsen waren grüne schwimmende Inseln; und kam plötzlich ein Frosch zum Vorschein und schwamm über den Wasserspiegel dahin, so war das ein Ungeheuer, gleich denen, von welchen er aus „Tausend und einer Nacht" gehört hatte. Wo er saß, ging das Wasser gerade zwischen den hervorspringenden Wurzeln bis unter den Erlenstamm; in den Löchern desselben sah es finster und unheimlich aus; kein Fischer ahnt mehr, indem er an den Felsenhöhlen von Capri vorbeisegelt, als er beim Anblick dieser schwarzen Löcher zwischen den Wurzeln und dem Rasen, welcher über das Wasser hinaushing, ohne es zu berühren, sich träumte. Durch das Schlagen mit seinem Steck brachte er den ganzen Ocean in Bewegung, und er sah des Weltmeers lange Wogen, Ebbe und Fluth, von denen die Höhlen der Küste verdeckt oder grösser wurden. Was er aus den Erzählungen des Vaters und des Pathen kannte, das, meinte er, wüßten die andern Bauernkinder auch; was er im Wasser und in dem Grünen rings herum erblickte, müßten sie ja auch sehen können, und er sprach mit ihnen darüber, als wäre es eine Wirklichkeit. Sie begriffen nichts, hörten ihm aber mit Erstaunen und Neugierde zu; sie wußten nicht, ob er klüger als sie oder ob er ganz verrückt sei.

„Ja, er iſt verrückt!“ ſagte Niels. Dieſes veranlaßte eine ganz neue Anſicht. Alle überwältigten ſie Chriſtian, Einer band mit der grünen, zähen Borke einen langen Weidenzweig hinten an ſein Halstuch, Andere beſetzten ihn mit Kletten, und Niels pfiff und rief: „Hurrah für den verrückten Chriſtian!“

Da ergriff ihn die Verzweiflung, und einem aufgeſcheuchten Reh gleich jagte er in wilder Flucht über das Feld hin, alle Knaben folgten ſchreiend nach und warfen ihm Mützen und Holzſchuhe um die Ohren. Er erreichte den Garten, kam über den Graben, die Buben waren dicht hinter ihm, er ſtieß einen Schrei aus; Marie ſtand im Garten, er ſuchte ſie zu erreichen, Niels und die Andern ſtanden ſchon auf dem Graben.

„Was giebt es nun wieder?“ ſagte ſie. „Kannſt Du nicht mit ihnen ſpielen? willſt Du nun gleich ruhig ſein?“

Sie ging hinein. Die Kameraden lachten ihn aus und er mußte es mit anhören.

Eines Tages ſaß er einſam auf dem Felde und kam auf den Gedanken, durch Heckendornen Blumen und Blätter zuſammen zu heften, ſo daß ſie menſchliche Geſtalten bildeten. Ein kleines Klettenblatt war der ſteif ſtehende Rock einer Dame, lange rothe Blumen bildeten die Arme, eine wilde Roſe war das Geſicht; die Männer dagegen hatten Beine und Arme von Vogelrippen, das Wegebreitblatt war ihre grüne Jacke. Es ſah wirklich nach etwas aus! Er ſtellte ſie rings um eine Baumwurzel auf und betrachtete darauf ſeine prächtige Geſellſchaft.

Mitten in diesem Spiel wurde er von der klugen Frau aus Quärndrup unterbrochen; sie, seine Seherin und sein Arzt, kam um Geisskleeblätter zu pflücken und Angelicawurzeln zu schneiden. Sie sah seine Puppen.

„Ih, was ist das, was Du da gemacht hast?“ fragte sie, „das sind ja Menschen-Gespenster! Aber eine Seele hast Du ihnen doch nicht geben können. Was willst Du ihnen nun am Tage des Gerichts antworten, wenn sie Dich anklagen, weil sie nur Körper wurden?“ Sie schüttelte mit dem Kopfe und verließ ihn; aber ihre Worte: „Sie werden eine Seele von Dir fordern!“ waren tief in seine Phantasie eingedrungen.

Je mehr er seine Puppen betrachtete, desto ängstlicher wurde er; sie zu zerreißen wagte er nicht, da riß er ein Rasenstück auf, grub ein Loch, legte sie alle hinein und das Rasenstück wieder darüber. Nun waren sie begraben, aber er träumte die ganze Nacht davon, und es war ihm, als kämen die kleinen Blumen-Männer und Frauen an sein Bett, hüpften auf dasselbe herauf und sagten: „Du mußt uns eine Seele geben.“ Sein Traum kam ihm wie eine Wirklichkeit vor, aber er wagte ihn Niemanden zu erzählen. Am folgenden Tage ging er nach dem Orte hin, wo das Rasenstück lag, und hob dieses auf; die Blumen waren vertrocknet und zusammengeschrumpft. Er nahm sie auf, breitete sie aus, so gut es sich thun ließ, legte sie auf ein großes Klettenblatt, betete ein Vaterunser darüber und setzte sie auf den Bach hinaus, wo dann das grüne Todesschiff davon segelte. Nun konnten sie ja nicht zurückkehren und ihn erschrecken.

XII.

Alrik.
— Du bist hier, o Freude! —
Edmund.
Nenn' mir ein Meer,
Das meine Schuld drin abzuwaschen groß genug.
Das Runenschwert, Trauerspiel von Nicander.

Gewöhnlich ist es die Unfähigkeit der Umgebung, das Eigenthümliche oder überwiegende Gute zu verstehen, die eine edel begabte Seele zum Gegenstand des Spottes und der Zurücksetzung macht. Der Esel tritt oft auf die schönste Blume, der Mensch auf seines Bruders Herz.

Du, dessen Augen diese Blätter durchlaufen, bist Du je recht einsam gewesen? Kennst Du den Schmerz, kein Herz zu haben, an welches Du Dich anlehnen kannst, keinen Freund, keinen Bruder, Einsamkeit mitten im Getümmel? Dann kennst Du den Keim, welcher in Christians Seele hervorschoß, weißt, wie der bittere Duft alt macht und die Gedanken reift, während jene ihre Weisheits-Runen in unser Herz ritzt.

In der Geige wohnte noch der Tröster der Kinderphantasie, aber die Geige machte ihn zu einem Kopfhänger, sagte der Stiefvater, deshalb wurde sie für einige Mark an den Dorfmusikanten verkauft.

„Nun hat das Predigen darüber ein Ende!“ sagte Marie.

Stumm schlich Christian sich hinaus in die Scheune, legte sich ins Heu und weinte, bis der Schlaf ihm seinen

tröſtenden Kuß gab, und er von längſt vergangenen Tagen träumte, als ſein Vater noch von den ſchönen Ländern erzählte und der Pathe ſagte, daß die Geige eine Roſe in ſeiner Hand werden und ſein Glück machen würde.

Die Wirklichkeit war eine Widerlegung dieſes und aller folgenden ſchönen Träume. Der Herbſt kam, es wurde unheimlich draußen wie im Hauſe.

„Es iſt ein Jammer mit dem Jungen!“ ſagte Marie. „Das hat er von ſeinem Vater, aber Niemand ſoll ſagen, daß ich ihn verziehe!“

Um eine gute Stiefmutter zu ſein, war ſie weniger liebevoll gegen ihr eigenes Kind.

„Iſt es nicht erſchrecklich!“ ſagte der Mann eines Tages als er von Svendborg kam; „der Normann in der Hohlgaſſe, der, welcher zu Deinem erſten Manne kam, iſt eingezogen. Er hat eine gräßliche Miſſethat geſtanden. Vor vielen Jahren hat er in Norwegen einem Frauenzimmer das Leben genommen, und in Svendborg erinnerſt Du Dich an des Juden Tochter Sara, die Mutter der kleinen Naomi oder wie ſie heißt, dieſelbe, die ſo hoch geſtiegen iſt, der hat er in die andere Welt verholfen!“

„Gott erbarme ſich!“ rief Marie aus.

„Ja, er ſitzt in Block und Eiſen. Uebrigens iſt es ganz ſonderbar, wie es herausgekommen iſt. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, der Doctor ſagte, daß er nicht beſſer werden könne, und das hat er denn auch geglaubt, und deshalb wollte er ſein Gewiſſen erleichtern und beichtete ſeine Sünde; aber von dem Augenblick an trat eine große Ver-

änderung bei ihm ein; die Gesundheit kam auf einmal wieder, und so ging er aus dem Bette ins Gefängniß. Begnadigt wird er nicht. Es ist so gut wie zwei Mordthaten, die er begangen hat, und auch ein Schmuggler ist er gewesen, darum reiste er so oft nach Thorseng."

„Ach ja!" seufzte Marie, „man konnte es ihm ansehen und anhören, daß ein böser Geist in ihm wohne. Mir grauet noch vor seiner Sprache am vorigen Weihnachtsabend! Das Geigenspiel war wie die Stimme Kains. Es war häßlich mit anzuhören!" Sie konnte es nicht vergessen, ihre Glieder bebten.

Der Abendtisch wurde gedeckt, Niels kam, Christian war nicht zu finden. Man wartete, man suchte nach ihm, er kam nicht. Die Uhr ging auf elf.

„Er wird schon kommen, wenn er hungrig wird," sagte der Vater.

„Ich bin seine Mutter," sagte Marie, „ich weiß am besten, wie nahe er meinem Herzen liegt. Finden muß ich ihn, aber die Künste soll er bezahlt bekommen!"

Er war nicht zu finden.

Kurz nach der Mittagsstunde hatte er auf seinem Lieblingsplatz am Bache gesessen; das Laub wirbelte über das Feld hin, die Sonnenstrahlen waren matt und kalt. Schon vor mehreren Tagen waren die Zugvögel fortgezogen; deshalb überraschte es ihn, dicht neben sich einen Storch, einen Nachzügler, zu erblicken; vielleicht war er gefangen gewesen, als die Schaar fortzog, seitdem entschlüpft und mußte jetzt,

als ein einsamer Pilger, den weiten Weg durch die Steppe der Luft nach dem fernen Süden machen.

Er hüpfte rings um Christian herum, schien durchaus nicht scheu zu sein und betrachtete ihn mit seinen klugen Augen. Da dachte der Knabe an die Störche, die ihr Nest auf des Juden Haus hatten, dieser schien ihm der männliche Storch zu sein, und alle lieben Kindheits-Erinnerungen drängten sich ihm auf. Er besann sich auf Alles, was der Vater von diesem wunderbaren Thiere erzählt hatte; er näherte sich, aber der Storch flog einige Schritte weiter fort. „Wer unter dem Storchflügel sitzen und mit nach den fremden Ländern fliegen könnte!“ hatte der Vater so oft gesagt, und nie hatte sich dieselbe Sehnsucht so stark bei dem Kleinen gerührt, als in diesem Augenblick. „Könnte ich nur nach Svendsborg zu meinem Pathen kommen!“ dachte er und ging halb träumend über Feld und Wiesen; da erhob sich der Storch in stolzer Flucht, steuerte über den Wald hin, und Christian wanderte, froh, wie er sich lange nicht gefühlt hatte, auf der Landstraße, die nach Svendborg führte, fort.

Erst als die Dunkelheit eintrat, als der Hunger sich einfand, kehrten sich die Gedanken der Heimath zu, und er erschrak, so weit davon entfernt zu sein und die Gänse auf dem Felde verlassen zu haben; es mußte spät werden, bevor er wieder zu seinen Eltern kommen konnte, und was würden die sagen? Er stand still, der Storch war Schuld an dem Ganzen, sagte er, und fing an zu weinen, denn sie würden ihn schlagen, wenn er nach Hause käme. „Du guter

Jesus, sei mein Freund!“ betete er mit frommem Sinn und wanderte vorwärts.

Es wurde dunkler und dunkler, er konnte die Hand vor den Augen nicht erblicken, da kroch er auf den Graben hinauf, lehnte seinen Kopf gegen einen Weidenstamm, betete sein „Vater unser“ und ergab sich in sein Schicksal.

Es konnte nicht später als neun Uhr Abends sein. Wie er da saß, kam es ihm vor, als wenn ein helles Licht aus weiter Ferne durch die Bäume glänzte. Er hörte Musik; die fernen Töne wogten so sanft und herrlich an ihm vorüber; er lauschte mit einer Andacht, wie der Selige auf die himmlischen Harmonieen hören wird. Bald schien es ihm, daß es von den Gipfeln der Bäume, bald, daß es aus den Wolken über ihm käme. Ob wohl Wahrheit in der Sage ist, daß die Schwäne singen, aber nur in solcher Höhe von der Erde, daß die Menschen es nicht hören können? Hier drang es doch zu einem menschlichen Ohre herab. Die Wolken bekamen einen stärkeren Glanz, Alles wurde heller; er starrte nach dem zunehmenden Lichte und sah jetzt den abnehmenden Mond mit seinem dämmernden Schein Büsche und Bäume aus der Dunkelheit hervorrufen.

Er war bei dem Rittersitze Glorup und saß an dem Graben, welcher den alterthümlichen Garten umschließt. Aus dem Hauptgebäude ertönte die Musik, die er hörte, von dorther strahlten die Lichter zu ihm hinaus. Unwiderruflich wurde er näher gezogen; er ließ sich zwischen den Büschen hinabgleiten und befand sich jetzt im Garten.

Mächtige alte Bäume, mit den Zweigen dicht in einan-

der verschlungen, bildeten eine unendlich lange Allee; eine weibliche Gestalt von weißem Marmor stand mit Ketten an ein Felsenstück gefesselt. Was er aus „Tausend und einer Nacht“ von verzauberten Gärten und Schlössern gehört hatte, schien ihm hier Wirklichkeit; vielleicht wurde ihm hier geholfen und er glücklich, wie man das gewöhnlich in den Märchen wird. Er betete ein Abendgebet und ging nun mit frommem Vertrauen zu Andromeda's Statue hin, wie solche hier im Garten steht. Das war sicher eine schöne Prinzessin, die hier in Stein verzaubert war. Er berührte ihren Fuß, der war eiskalt. Wehmüthig schien sie auf ihn im Mondscheine zu blicken.

In der langen Allee lag noch die ganze Finsterniß der Nacht, das trat bei den erhellten Außenseiten noch schärfer hervor. In einer bestimmten Entfernung von einander standen hier steinerne Säulen mit großen Kugeln darauf. Sie kamen ihm wie Zwerge vor, welche den Weg bewachten; eine ähnliche Allee mit denselben Gestalten erstreckte sich auf der andern Seite und zwischen beiden lag ein See mit steilen Ufern, in dessen Mitte sich eine kleine Insel befand, auf der das bunte Herbstlaub als die prächtigsten Blumen erschien. Vom Hauptgebäude gerade vor strahlten die Lichter mit farbigem Schimmer durch die bunten Gardinen, und daher erklangen die Zaubertöne. Es war, als ob die Allee nie ein Ende nähme, darin lag gewiß auch ein Zauber.

Endlich stand er vor dem Eingange und sah im Mondschein die kolossalen steinernen Adler, welche das

gräflich Moltke'sche Wappen hielten, und diese kamen ihm wie der Vogel Greif vor; er fürchtete, daß sie ihre großen Schwingen erheben, herabfliegen und ihn mit ihren Krallen packen möchten, aber sie rührten sich nicht. Da stieg er die breite Treppe hinan und erblickte den Licht-Stern, welcher mit glänzenden Glassteinen unter der Decke hing; schöne Frauen, leicht wie Seifenblasen, schwebten vorbei; geputzte Herren waren da; er wagte nicht in das verzauberte Schloß selbst einzutreten, nur die Töne durfte er einschlürfen, und die waren ihm ein Lebensstrom für das verschmachtende Herz.

Auf der Treppe lag eine Art von wollener Decke für die Hunde der Herrschaft, damit sie nicht auf dem harten Stein liegen müßten; darin wickelte er sich ein, sein Haupt beugte sich ermüdet, er schlief ein. Der Wind streute das gelbe Laub über den Schlafenden. Der Schlaf hatte ihn an eine Erde gefesselt, von der er ein Theil war. Die Lippen bewegten sich leise im Traume. Kind der Armuth auf der Treppe in der kalten Nacht, bist Du mehr, als das Meisterwerk von Marmor? Ein unsterblicher Geist wohnt in Deiner Brust!

Die Töne verstummten, die Lichter wurden ausgelöscht, es ward still in dem ganzen großen Gebäude, aber stärker strömten die Töne und das Licht durch die Seele des Schlafenden; im Traum war er in dem prachtvollen Saal, der jetzt eine weit geistigere Schönheit besaß. Die Wände waren Sommerwolken, das Portal ein prächtiger Regenbogen, und die Adler dort oben hatten Leben; sie schüttelten ihre stolzen, schwarzen Schwingen, so daß Sternschnup-

pen auf den Federn spielten. Die Musik erklang, und die Tanzenden schwebten wie Schwanenfedern in der Luft, und als er vom Portal über den Garten hinausblickte, gewahrte er die schönen blauen Berge, von denen sein Vater erzählt hatte, und von diesen kamen, Hand in Hand, Naomi und Lucie, sie näherten sich dem Schlosse; er winkte ihnen, sie waren ganz nahe, — da erwachte er. Der Mond schien ihm gerade in das Angesicht, so daß er im ersten Augenblick noch den Glanz in seinem Traum zu sehen glaubte.

Der Wind wehte kalt; Todesstille herrschte ringsumher; ihn fror, die Wirklichkeit seiner verlassenen Stellung war ihm allzudeutlich. Er erhob sich, und ging einige Schritte; das ganze todte Gebäude, die langen Alleen mit ihren weißen Steinbildern hatten etwas Unheimliches; die Zähne klapperten ihm im Munde. Um Schutz gegen den scharfen Wind zu finden, ging er nach dem Unterholz; hier war eine Höhlung, eine Art Sandgrube, in diese stieg er hinab. Da erhob sich plötzlich eine männliche Gestalt mit großen Umrissen vor ihm.

„Wer ist da? Was willst Du?“ fragte die barsche Stimme.

„Ach Herr Jesus!“ seufzte Christian und sank in die Knie.

„Bist Du ein Kind?“ fragte der Mann.

Christian sagte, wer er sei, wie er allein käme, und im selben Augenblick umschlangen ihn ein Paar Arme.

„Kennst Du mich nicht?“ flüsterte der Mann. „Kennst Du Deinen Pathen nicht? Sprich leise, ganz leise, sage ich Dir!“

Und Chriſtian wurde beredt, klammerte ſich an den Pathen an und drückte Küſſe auf deſſen Wange.

„Was Du für einen großen Bart haſt!“ rief der Knabe aus.

„Aber darum bin ich doch nicht der Wolf, welcher die alte Großmutter und das kleine Mädchen fraß!“ erwiderte er.

„O ja, die Geſchichte haſt Du mir früher erzählt! Lange Zeit habe ich keine Geſchichten gehört. Meine Geige haben ſie verkauft, aus dem Notenbuche hat Niels einen Drachen gemacht — aber das iſt mir Alles gleich, wenn ich nur immer bei Dir ſein kann!“

Der Pathe legte ſeinen Arm um den Hals, liebkoſte ihn auf ſeine Weiſe, und daß ſie ſich hier an dieſem Ort und zu dieſer Zeit trafen, war nach des Pathen Verſicherung, er ſei auf der Reiſe, ganz in ſeiner Ordnung. Nun ſtieg der Mond ſo hoch über die Baumwipfel, daß deſſen Licht die kleine Gruppe beſcheinen konnte. Der Pathe war gelblich-bleich im Geſicht, Bart und Haar dick und unordentlich. Chriſtian ſaß auf ſeinem Schooß und horchte auf eine Geſchichte, die er ihm erzählte, aber es fiel ihm nicht im mindeſten ein, daß es des Normanns eigenes Leben ſei, welches er hörte.

„Es wurde einmal ein Tugendmenſch geboren; nun wirſt Du hören, was das für ein närriſches Thier war! Als es in der Wiege lag, war es weiß und roth, hatte unſchuldige Augen und wurde ein Engel Gottes genannt. Es ſollte in Unſchuld erzogen werden, aber in der Nacht kam der Teufel und ließ das Kind an ſeiner ſchwarzen Ziege

saugen, darauf kam Wildheit in das Blut, aber Niemand merkte es, denn es hatte alle Tugendgeberden. Es wurde ein Bursche, der bei einem lustigen Wort erröthen konnte. Er las in der Bibel, aber er traf immer die Stelle im hohen Liede, wo das schöne Weib am Besten beschrieben wird, sie, die schönste von den Weibern Salemos; er las von Susanna im Bade und David bei Bathseba. Niemand wußte, was er dachte, seine Worte waren rein wie frischgefallner Schnee. Der Tugendmensch war stolz darauf, und hätte sich gern in einem eisernen Käfig herum führen lassen, damit die Leute in allen Landen der Welt ein so seltenes Thier zu sehen bekommen könnten. Du weißt, daß aus dem alten Meth ein Basilisk entstehen kann; des Teufels Milch ist ein kräftigeres Getränk, das schuf ein schlimmeres Thier in ihm; es blähte sich auf, und der Tugendmensch blähte sich auf. Das waren zwei Hähne, die sich brüsteten. So ging er in den Wald hinaus, und da kam die Waldjungfrau fein und zart, ihre Schönheit spornte die Kräfte des Ungeheuers an, und der Tugendmensch wurde zu einem wilden Thiere im Arme der Waldjungfrau. Sie schrie um Hülfe, aber das waren Alles Teufelskünste, und der Tugendmensch drückte ihr den Hals, daß die Stimme erstarb, und sie selbst wurde blau und kalt; da stieß er sie in den Abgrund hinab. Aber aus ihrem schönen Körper, den er in seine Arme gedrückt, wälzten sich Schlangen und Eidechsen, die umzischten ihn, sie bekamen Flügel und sie sangen von den Bäumen und Büschen: „Du bist ein sündiger Mensch wie die Andern!“ und die schwarzen Tannen nickten und sagten: „Du bist ein Mörder!“—

Da flüchtete der Tugendmenſch nach fremden Landen, wo die Bäume nichts davon wußten und deshalb ſchwiegen; aber die Eidechſen mit den Flügeln waren mitgeflogen, ſie ſangen in den Büſchen, ſie pfiffen wie das Heimchen in ſeiner Ofenecke — dann nahm er die Geige hervor, ſpielte und verzog das Geſicht, dann fielen ſie in den Schlaf. Sein Blut wurde heißer, die Tochter des Nachbars — aber Du hörſt ja nicht, Knabe!“ ſagte er, und murmelte vor ſich hin: „Er ſchläft; wer ſo in Ewigkeit fort ſchlafen könnte! ohne Träume ſchlafen! das wäre eine Wohlthat!“

Seine Hand bewegte ſich über des Knaben Angeſicht, die Finger berührten deſſen Kehle: „Jetzt reitet der Tod über Deinen Lebensfaden hin! Deine Seele iſt rein und unſchuldig, giebt es eine Seligkeit, ſo haſt Du Anſpruch darauf, indem ich Dich ohne Dein Wiſſen aus dieſem Leben ſtoße! — Ha! wie wenig Kraft gehört doch dazu, um eine Seele von der Erde zu verjagen! — Aber ich will nicht! Mögen ſie Alle leiden und gepeinigt werden, wie ich gepeinigt worden bin. Die Menſchen ſollten ihre ſcharfen Zungen an Dein weiches Herz legen, bis ſich eine harte Haut darüber zieht; ihre Augen ſollten Dich böſe anblicken, damit Du Gift in Deine Gedanken bekämeſt. Der Menſch iſt böſe. Selbſt der Beſte hat Augenblicke, in welchen Gift von ſeiner Zunge träufelt, und biſt Du ſein Sklave, ſo mußt Du mit Haß in Deinem Herzen ſtumm ſeine Hand küſſen!“

Früh am Morgen erwachte Chriſtian, ſein Auge ſuchte den Pathen, er erblickte ihn nicht; nun hob er den Kopf in die Höhe, und über ihm, in den Zweigen des Baumes,

schwebte eine Leiche; Mund und Augen standen krampfhaft geöffnet, das schwarze Haar flog um das blasse Gesicht. Christian stieß einen Schrei aus, es war ja der Pathe, den er sah. Einen Augenblick hielten Schauder und Schreck ihn gebannt, darauf lief er in wilder Flucht durch die rauschenden Büsche und erreichte das Gehege und die Landstraße. Hinten lag der Wald wie ein böser Traum, das Schreckgebilde schwebte darin.

XIII.

Weil' ich auf der wilden See,
Wo die Schürze nur ein Wimpel,
Wo das Hemd nur ist ein Segel,
Und die Fische Fische sind;
Hat nicht Hosen an mein Scherz
Und ich laß ihn ganz gewähren;
Meine Worte koch' ich nicht;
Noch verschlucken sie die Freunde.

Baggesen.

Hurrah für die betheerten Jungen!
Volksschauspiel „Capricciosa."

Vor sich erblickte Christian eine Frau und ein junges Mädchen; er erreichte sie, sie nannten ihn bei seinem Namen. Es waren Lucie und ihre Mutter, die sich in der frühen Morgenstunde auf der Wanderung befanden, um den Oheim Peter Wik zu besuchen, welcher mit seiner Jacht bei Svendborg lag.

Christian erzählte in verwirrter Ordnung vom Pathen drinnen im Walde, und mit der dem gemeinen Volke eigenen Angst vor einem Selbstmörder und Furcht, in eine Polizeisache

verwickelt zu werden, ging Luciens Mutter noch raſcher zu, ohne daß die Unterhaltung dabei ſtockte.

„Aber du mein Gott im Himmel!“ ſagte ſie, „ſeid Ihr Beide denn dieſe Nacht da zuſammen geweſen?“

„Ich traf ihn dort,“ ſagte Chriſtian und geſtand nun, daß er die Heimath ohne Vorwiſſen der Eltern verlaſſen habe.

„Aber der liebe Gott behüte uns! Sie müſſen ja in großer Angſt um Dich ſein. Du darfſt nicht mit uns gehen. Sie werden Dich wohl ſchelten, Du wirſt wohl eine Tracht Prügel bekommen, aber dann iſt es ja vorbei!“

„O nein!“ ſeufzte Chriſtian, „darf ich bei Euch bleiben. Ziehet Eure Hand nicht von mir ab! Ich will Hühner und Enten hüten, ich will auf dem bloßen Stroh draußen in der Scheune ſchlafen. Schickt mich nur nicht nach Hauſe!“ Er brach in Thränen aus und küßte die Hand und die Schürze der Frau.

Da ſtanden auch in Luciens Augen Thränen, und ſie bat für ihn. „Laß ihn bei uns bleiben! Entſinnſt Du Dich nicht, wie böſe ſein Halbbruder gegen ihn in der Kirche war?“

„Aber ich habe ja keine Gewalt über ihn, ich kann ihn nicht von ſeinen Eltern wegnehmen!“

„Aber er kann uns doch bis Svendborg begleiten. Der Oheim läßt ihn dieſe Nacht auf dem Schiffe ſchlafen und morgen geht er mit uns zurück; dann ſprichſt Du erſt mit den Eltern, bitteſt für ihn, und wenn ſie dann nicht mehr ſehr böſe ſind, geht er nach Hauſe. Nicht wahr, das thuſt Du?“

Chriſtian betrachtete ſie wehmüthig; ſie nahm ſeine Hand.

„Sei nicht betrübt, meine Mutter mag Dich leiden!“ und sie sah die Mutter mit einem bittenden Blick an.

„In Gottes Namen!“ sagte diese, „der liebe Gott hat Dich uns zugeführt; so bleibe denn! Du sollst heute Nacht in Svendborg keine Noth leiden. Morgen kehrst Du mit uns zurück!“

„Ja!“ sagte Christian mit einem tiefen Seufzer.

Nun fragte sie wieder nach dem Pathen und was dieser wäre, und der Knabe antwortete darauf so gut als er konnte. Lucie sprach von dem lieben Oheim und von dem Schiffe, an dessen Bord sie kommen würden, der niedlichen kleinen Cajüte mit den kleinen Fenstern, wo rothe Gardinen darum seien, und mitten am Pfeiler hinge die Silhouette von des Oheims verstorbener Frau, welche eine Schwedin, drüben aus Malmö, gewesen war. Sie sprach von dem Gestell mit der Bibel, dem Gesangbuch und Albertus Julius und von der alten Geige.

Bei diesem Worte funkelten Christians Augen: „Geige!“ rief er aus; jetzt verstand er erst, wie lieb dieser Mann Einem werden konnte.

Gegen Mittag erreichten sie Svendborg. Mit welchem Entzücken erblickte er nicht Thorseng, die Bucht und die ganze liebe Stadt wieder; er hätte allen Häusern zunicken mögen, es waren ja alte Bekannte. Sie gingen die Mühlgasse hinauf, er sah nach des Pathen Haus hinab, die Fensterladen waren zu, die Thür geschlossen. Sie kamen zur Schiffbrücke.

„Da liegt Lucie!“ sagte die Mutter und zeigte nach dem Schiffe.

„Und da steht der Oheim!“ rief Lucie. Sie verdoppelten ihre Schritte.

In einer geblümten Nachtjacke stand da ein kleiner, dicker Mann mit einem runden, jovialen Angesicht. Das war der Oheim Peter Wik.

„Nein, seid Ihr da?“ rief er aus, „das müssen wir an den Balken schreiben! Lisbeth und mein kleiner Landsegler. Ihr kommt vom Norden mit Südwind. Nun auf dem Brete heraus!“

„Kann das uns tragen?“ fragte Lisbeth.

„Trägt es eine Last wie mich, so trägt es auch wohl solche Sperlinge, wie Ihr seid! Wie bist Du groß geworden, Lucie! könntest wohl bald Braut werden! Soll das Dein Mann sein der kleine Knirps, den Du da bei Dir hast?“ er zeigte auf Christian. „Nun, aus Kleinem kann Großes werden! Nimm Dich in Acht, mein Junge, daß sie Dir nicht entläuft, bevor Du ihr den Verlobungsring bietest!“

„Nein, wie nett und ordentlich doch Alles hier draußen ist!“ sagte Lisbeth.

„Zum Teufel, glaubst Du, daß mein Schiff ein Schweinstall ist? Nein, meine See-Lucie wird alle Morgen gewaschen und geputzt wie ein Schooßkindchen, und gehen wir in fliegender Fahrt über die See hin, dann wäscht diese ihren Leib noch besser. Das Deck muß rein sein; in der Woche ist es mein Spaziergang und Sonntags meine Kirche. Aber

daß Ihr unerwartet ſo kommt, das war ein guter Einfall von Dir, Lisbeth!"

„Ehrlich geſagt," erwiderte ſie, „war es Lucie, der es zuerſt einfiel; ſie ließ mir keine Ruhe, bis wir aufbrachen."

„Ueber ein Jahr habe ich Dich nicht geſehen, Oheim!" ſagte das Mädchen.

„Wäre ich zwanzig Jahr jünger, Lucie, und Du hätteſt eine Portion Jahre dazu, ja, weißt Du was, ich will nicht fluchen, ſo könnteſt Du vielleicht dazu gelangen, Madame Peter Wik zu heißen! Herr Gott, man iſt ein alter Seehund, wenn die hübſcheſten Mädchen heranwachſen! — Aber Esben ſoll hinauf laufen und drei Portionen Suppe und einen kleinen Braten beſtellen, denn Ihr ſollt hier am Bord eſſen. Esben kocht einen Kaffee mit Cichorien, den man einem Kaiſer vorſetzen könnte, ich habe ihm gelehrt, ihn mit getrockneter Flunderhaut zu klären. Kommt nun mit hinunter in die Cajüte. Ich muß wegen meines Bischens Wohlbeleibtheit etwas ſchräge ſegeln. Mit keiner lebenden Seele habe ich mich entzweit, ausgenommen mit meiner Cajütenthür, ſie kneipt mich in die Seiten. Einſt war ich dünn und flink wie ein Käfer."

Alles war hier drinnen, wie Lucie es beſchrieben hatte. Die kurzen, rothen Gardinen flatterten vor den kleinen Cajütenfenſtern, zwiſchen denen Madame Wik's Silhouette hing. Obendrüber auf dem Geſtelle lagen die Bücher und die Geige, dieſe zog Chriſtians Aufmerkſamkeit auf ſich; wie einfach und unanſehnlich ſie auch ſonſt ausſah, ſie war ja doch eine Aladins-Lampe, welche Geiſter beherrſchte, die mächtigen Geiſter der Töne.

„Die Fenſter ſollten weiter herunter gehen, dann wäre es hier heller!“ ſagte Lucie.

„Weiter herunter?“ erwiderte Peter Wik, „dann ginge ja die See dem Fahrzeuge in den Leib! Du haſt nicht ſo viel Verſtand vom Seeweſen wie eine Gans, die kann doch mit den Beinen rudern! Ihr Dorfleute! ja das iſt ganz richtig, was in dem Geſchichtenbuche vom Boote oder jungen Schiffe ſteht. Sie hatten nicht die Mittel, ein großes Schiff zu kaufen, und deshalb kauften ſie ein kleines Boot, welches hintenan hing; ſie glaubten, daß das ein Junges ſei, welches wachſen könne; ſie brachten es aufs Gras, aber es fraß nicht, da glaubten ſie, daß es krank ſei oder Sehnſucht habe, und deshalb bezahlten ſie dem Schiffer, damit er es noch ein Jahr bei der Mutter gehen laſſe, bis es gelernt haben würde, ſelbſt zu freſſen. Hei, wie munter es wird! ſagten ſie, als es hinter dem großen Schiffe auf dem Waſſer ſchaukelte. Ja, Ihr Landleute ſeid gute Seemänner!“ Nun fragte er nach Chriſtian und erfuhr ſeine Geſchichte und ſein Davonlaufen, aber was den Pathen betraf, da wäre es am beſten, wie er ſich ausdrückte, daß dieſe Geſchichte ihren eigenen Strich ſegle, in dieſes Kielwaſſer wollten ſie nicht hinein. Für dieſe Nacht ſollten Lisbeth und Lucie in ſeiner Wohnung eben in der Stadt ſchlafen, er ſelbſt bliebe am Bord, wo Chriſtian auch eine Koje bekommen könne. Erſt als dieſe beiden allein waren, wurden ſie etwas näher mit einander bekannt.

„Nun, mein Junge!“ ſagte Peter Wik, „nun wollen wir uns mit Ole Luköie herum ſchlagen; aber es ſchaukelt

uns, das kannſt Du mir glauben, ſchaukelt uns bis in den ſiebenten Himmel. Jetzt möchte ich meinen Grog und meine Pfeife haben und ein Bischen mit Dir plaudern! Du ſagteſt ja, daß Du die Geige ſpielen könnteſt; laß mich hören, wie Du kratzeſt!"

Chriſtian bebte vor Freude, indem er die Saiten berührte, er machte einige der künſtlichſten Läufe, die ihm der Pathe gelehrt hatte.

„Ja wahrlich!" ſagte Peter Wik lachend, „das wäre eine ganz nette Melodie, wenn ſie aus einer andern Tonart ginge; das iſt wohl nordiſch-arabiſch, was Du ſpielſt? Das ſteigt zu Kopf wie alter Cognac; kannſt Du nicht einen, der in die Beine zieht und Einem die Sohlen juckt?" Er nahm ſelbſt die Geige und ſpielte einen Molinaski. Nun fragte er ihn nach der Heimath und nach ſeinem Halbbruder. „Aber warum biſt Du ſo ein jämmerlicher Kerl?" ſagte er. „Du mußt um Dich hauen; gieb ihm eins auf die Theekanne, ſo daß er die Tülle nach einer andern Seite dreht! — Deine Geige verkaufen? Das war Sünde! Du mußt auf Deinen eigenen Füßen ſtehen; nun, ſtehen konnteſt Du nicht, und deshalb lieſſt Du. Der Teufel! es weht oft ärger auf dem Lande als auf der See! Was war Dein eigener Vater?"

Chriſtian erzählte es.

„Den kannte ich!" ſagte Peter Wik. „Er war ja hinten herum geweſen, zu Lande hinunter bei Livorno. Das war kein Schwächling, obgleich er ein Schneider war."

„Könnte ich doch auch nach den fremden Ländern," ſeufzte Chriſtian. „O, dürfte ich hier auf dem Schiffe bleiben!"

Er ergriff des Seemannes Hand, und die Augen bekamen Beredſamkeit wie ſeine Lippen.

„Wenn Deine Mutter ja dazu ſagte, dann könnteſt Du immerhin bleiben, ich muß ſo einen Jungen haben, aber das will ich Dir ſagen, wir liegen nicht jeden Tag im Hafen! Wir kommen auch hinaus, wo die Lucie ſchaukelt, wo Du einen kalten Uebergguß kriegſt, und mitunter kannſt Du auch von mir eine Backpfeife oder einen ſoliden Puff beſehen, und dann kannſt Du nicht wieder davon laufen, mein Junge! Auch giebt es nicht alle Tage, wie heute, Kaffee und Feinbrot! Schlafe jetzt in Deiner kleinen Reje, da liegſt Du, wie in Deiner Mutter Gemmedenkaſten!“

Peter Wik ſaß mit ſeinem Grog und ſeiner Pfeife auf dem Verdeck, Chriſtian ging in ſein kleines Bett. Fromme Vertrauen auf Gott erfüllte ſeine Gedanken, es war als ob das Heilige ihm näher ſchwebte.

In der frühen Morgenſtunde ſtieg er, wie er gewohnt war, aus dem Bett, das machte einen guten Eindruck auf den Schiffer.

„Du machſt es wohl, gerade wie die Hühner, Du biſt früh auf den Beinen. Das mag ich leiden! Aber es wird das Beſte ſein, daß Du landwärts ſegelſt, bis Du die Papiere klar gemacht und Deine Mutter ſagt, daß Du die Anker lichten kannſt. Gott helfe mir, nun heult er gar. Du biſt ein echter Seefiſch!“

„Er bleibt bei Dir, Oheim!“ bat Lucie, als ſie kam und Chriſtians Trauer hörte. „Meine Mutter geht noch dieſen Abend zu ſeinen Eltern hinüber und erzählt das

Wange. Er hat Niemanden zu Hause, der ihm ein guter Oheim wäre, wie Du es mir bist!" und ihre kleine Hand glitt liebreich über des Oheims gefurchte Wange.

„Sieh einmal, kennst Du nicht schon der seligen Madam Peter Wik Manieren, wenn sie mich in ruhiges Wasser haben wollte! Die Frauenzimmer sind komische Spielwerke!" Lucie fuhr mit ihrer sichern Ueberredungskunst fort, und Christian durfte bleiben, bis er die Bestimmung der Eltern über ihn erfuhr.

Schon am Mittag des folgenden Tages kam Marie nach Svendborg, sie war allein und suchte sogleich das Schiff auf, küßte den Knaben und schalt zugleich.

„Herr Gott, so von uns fort zu laufen! Ja, Du bist Dein Vater, wie er leibte und lebte! Von ihm hatte ich auch Kummer! Glaube nicht, daß ich Dich schlagen werde, obgleich es Dir recht gesund sein würde. Versuche es jetzt, wie es draußen unter Fremden ist. Ich weiß wohl, was ich mit Deinem Vater ausgestanden habe, und glaubst Du, ich hätte mich wieder verheirathet, wenn Du nicht gewesen wärest? Ich tanze nicht auf Rosen, das glaube nur, aber Du bist ein Weichling, das bist Du! Segle nur fort mit dem Schiffe, und wenn es dann mit Mann und Maus untergeht, so habe ich deste mehr Trauer!"

Das war ungefähr die Unterredung und nun ward Christian Schiffsjunge. Eine Art von Contract wurde abgeschlossen; das Einzige, was er aus demselben recht inne hatte, war, daß er des Schiffers Geige borgen durfte, diese

Bitte hatte er hergestammelt, als er gefragt wurde, ob er Alles begriffen habe.

Nun mußte er die Bekanntschaft mit dem Nachthause, dem Fock und dem Klüver machen, und bald hing er wie eine Strandmöve in den Tauen, obgleich Klettern und Springen nie seine Uebungen gewesen waren.

XIV.

Ich seh' von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein —
Meerkönig auf seiner Warte
Sitzt in der Dämmerung tief.
Als ob er mit langem Barte
Ueber seiner Harfe schlief.
Da kommen und gehen die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von seinem Korallenriffe
Grüßt er sie wie im Traum!

Eichendorff.

Am 18. October war Alles am Bord zur Abreise bereit. Außer Peter Wik bestand die Besatzung aus drei Matrosen und zwei Passagieren; unter den Letzteren befand sich eine ältliche Gouvernante, die in ihrer Blüthezeit bei der gräflich Trampe'schen Schauspielergesellschaft in Odense aufgetreten war, die sie aber, wie sie sagte, ihrer moralischen Ansichten halber, verlassen hatte; sonst machte sie Verse, aber nur deutsche, denn das höhere Gefühl, meinte sie, könne man nur in dieser Sprache ausdrücken. Sie wollte zu einer adeligen

Herrſchaft nach Kopenhagen. Der andere Paſſagier war dort in der Stadt anſäſſig, er war Kriegsrath, ein Titel, den er auf Verlangen ſeiner Frau ſich verſchafft hatte.

Das Schiff ging mit ſchwellenden Segeln an St. Jörgenshof und dem Fiſcherdorfe vorbei, weit hinaus in die weite Welt, wie es Chriſtian vorkam; China oder Kopenhagen, für ihn war es gleich fern, gleich neu. Sie wollten die Inſeln umſchiffen und die offene See halten.

Beide Paſſagiere hatten bald gegenſeitige Bekanntſchaft angeknüpft, und ehe noch das Schiff unter Aerö war, hatte der Kriegsrath ſchon mit wohlberedter Verdrießlichkeit ſeine Freuden und Leiden entwickelt. Er war auch Dichter und hatte zu ſeiner Zeit in der Abendpoſt und in Poulſen's Neujahrsgabe, aber pſeudonym geſchrieben. Das Elegiſche war ſein eigentliches Fach; übrigens ſchrieb er Auctions-Cataloge, Kritiken und ab und zu eine kleine Schrift. „Aber man hat kein Vergnügen daran!“ ſagte er. „Da ſitzt man und klaubt und klaubt, um die Fehler zu finden, die Einen nur ärgern, und ſtellt man ihnen das ſo vor, dann werden ſie böſe. **Irritabile genus**, wie es heißt. Ich habe mich in allen horaziſchen Versmaßen verſucht: in asclepiadiſchen, alcäiſchen und ſapphiſchen; dieſe nun ſind es, welche die Neueren verſäumen, und das muß einen claſſiſch gebildeten Geſchmack ärgern. Ich habe auch meine Stimme erhoben, ich habe dagegen geſchrieben und mich und viele Menſchen geärgert; ſie haben auf mich geſtichelt und mich epigrammatiſirt, aber ich leſe nichts in den Blättern, außer was ich ſelbſt ſchreibe. Aber da bekam ich an meinem Geburtstage

mit der Stadtpoſt ein kleines Papier, mit einem groben Vers; ich wurde ein Buſſemann genannt, das ſtand mit zwei ſ geſchrieben und die Etymologie iſt Buſe, das bedeutet ein Räuberſchiff, welches in alten Zeiten die Küſten überfiel, und die Räuber am Bord wurden Buſenmänner genannt. Es iſt ärgerlich, daß die Leute ſchreiben wollen, wenn ſie nicht buchſtabiren können, das iſt, als ob man eine Rede halten wollte, wenn man keine Zähne hat. Den Einfall muß ich aufſchreiben!" unterbrach er ſich ſelbſt, indem er es zwiſchen den Zähnen murmelnd wiederholte und mit einer Bleifeder aufzeichnete. „Sehn Sie, Fräulein, ich laſſe nie etwas Gutes verloren gehen; habe ich, wie es oft geſchieht, einen drolligen Einfall, ſo ſchreibe ich ihn auf, denn ich muß Ihnen geſtehen, ich habe das Abſchreiben von Rollen in unſerer dramatiſchen Geſellſchaft übernommen, und da habe ich, gerade wie Jean Paul, in meinem Schubfache kleine Zettel mit Einfällen, die ich in die Rollen hineinſchreibe. Das macht eine gute Wirkung!"

Die Gouvernante erzählte, daß ſie ein Tagebuch führe, das habe ſie ſeit eilf Jahren gethan, es werde in deutſcher Sprache gehalten.

Die niedrig komiſche Wirklichkeit des Alltagslebens war hier das am meiſten Hervortretende, wir hätten aber auch bei Beiden eine ſchöne, poetiſche Seite ergreifen können, die wird bei Allen gefunden, wenn auch nur auf Augenblicke, am Ende findet ſie ſich doch. Es lag ſelbſt in dem Komiſchen bei der Gouvernante etwas, was Jeden rühren mußte. In einem Jahre hatte ſie ſo gut wie nur von Thee gelebt, das

war Morgens, Mittags und Abends Alles, was ihr Fleiß zuwege bringen konnte; ihre fixe Idee war schön, die: Tugend iſt Dein Ziel. Der Kriegsrath hielt treu an dem Alten, aber nur an dem Alten; was konnte er dafür, daß der Himmel ihm nicht das Janushaupt des Genies gegeben hatte, welches gleich klar vor und rückwärts ſchauen kann?

In der Mittagsbeleuchtung flog das Schiff, dieſer Strauß des Meeres, welcher über die große Steppe des Weltmeeres dahinläuft, aus der Bucht in die offene See hinaus; zu ſchwer, um ſich in die Luft zu erheben, hat es doch den Flug des Vogels. Die ſchwellenden Segel ſtanden gleich Flügeln über die kleine Caravane hinaus, welche hier dahinfuhr. Chriſtian ſah, wie die Küſten der Heimath mehr und mehr ihr bekanntes Ausſehen veränderten; die raſche Fahrt, der friſche Luftzug mit all dem Neuen rings herum erfüllten ihn mit ſeltſamen Gedanken.

Die letzten Sonnenſtrahlen erloſchen in dem feuchten Nebel, welcher ſich über das Waſſer hinwälzte. Es wurde dunkel, die Laterne hinten warf ihr Licht nur auf die nächſten Taue. Die Wogen ſchlugen mit einförmigem Geplätſcher an die Seiten des Schiffes, welches in raſcher Fahrt über das Schloß des Meerkönigs dahinſchoß. Mit ſeinem langen Bart ſaß er ſicher dort unten und blickte nach dem Kiel des Schiffes auf; plötzlich ſtieß dieſes gegen etwas, man hörte einen lauten Ruf und darauf wurde es ſtill, aber das Waſſer plätſcherte ſtärker, und unter ihnen hin hörten ſie ein Schaben.

„Herr Jeſus!“ ſagte der Matroſe am Steuer und machte eine Wendung. Die Laterne wurde in die Höhe

gezogen, das Boot wurde ausgesetzt, Christian erhielt den Befehl die Glocke zu ziehen. Alles war vergebens. Ein Boot mit Menschen hatten sie in der dunklen Nacht übersegelt. Und er dachte an den Tod.

Ja sterben — eigen ist's daran zu denken,
Doch wenig nur verstehen wir davon;
Gar Großes, Schönes wird der Tod uns schenken,
Weit mehr noch als ein Dichter je ersann.

Säh'n wir es hier mit Geistes klarem Blicke,
Gleich gingen Alle wir gern in das Grab;
Nur Kinder sind wir hier, nach dem Geschicke,
Und Kindern schlägt man klüglich manches ab.

„Es ist eine kalte Luft!" sagte der Kriegsrath in der Morgendämmerung und steckte sein fahles Gesicht, welches durch das gelbseidene Halstuch ein noch jämmerlicheres Ansehen erhielt, aus der Cajüte hervor. Der Wind wehte stark und hatte den Nebel in Wolken vertheilt, die dunkelgrüne See zeigte ihren weißen Schaum. „Die Luft sieht bedenklich aus!" sagte der Kriegsrath.

„Sie sieht etwas mullig aus!" antwortete Peter Wik und zeigte auf die Strichregen.

„Sind Sie je in so bösem Wetter auf der See gewesen?" fragte die Gouvernante.

„Was fehlt dem Wetter? Es ist ja so schön, wie man es sich nur wünschen kann. Nein, wenn wir erst einen fliegenden drei Quart bekommen, dann schaukelt es anders!" Ruhig stand er am Steuer und blickte über die schäumende See hinaus.

„Ja, ich bin gegen die Seekrankheit geschützt," sagte der Kriegsrath, „ich habe Löschpapier um die Beine, graues Papier auf dem Unterleib, eine Muskatnuß auf der Herzgrube und Lemonasia zum Essen."

Die Gouvernante hatte nur einen grünen Seidenfaden um das linke Handgelenk und hielt das Antlitz immer gegen den Wind.

„Sie müssen nicht daran denken, krank zu werden, liebes Fräulein," sagte der Kriegsrath. „Ich werde Ihnen eine kleine Abhandlung vorlesen. Es ist ein Vorschlag, für die königliche Theaterdirection anwendbar. Das wird Sie vielleicht zerstreuen."

„„Zuerst soll und muß jeder Sänger, welche Partie man ihm auch giebt, Baß oder Tenor, singen; hat er Stimme, muß er auch singen können."" „Sehn Sie, Fräulein, das wird eine gute Veränderung zum Bessern sein."

„„Demnächst soll ein jeder Dichter die Verantwortung für sein Stück übernehmen. Beträgt die Einnahme bei der ersten und zweiten Aufführung nicht eine bestimmte Summe, so erstattet er der Theatercasse das Fehlende."" „Sehn Sie, das würde außerordentlich gut für die Casse sein, und die ist doch die Hauptsache; überdies schwächt das die Schreibelust dieser originellen Autoren!"

— „Mir wird so schrecklich übel!" sagte die Gouvernante. Gleichzeitig schlug eine Welle hoch auf das Verdeck hinauf und spritzte ihr Salzwasser über das ungesalzene Theater-Regulativ.

„Eine kleine Lemonasia!" rief er aus.

„Gott!“ ſeufzte ſie, „ich, die ich das Meer liebe, wenn ich auf dem Lande bin!“

„Höchſt originell geſagt!“ rief er aus, „erlauben Sie, Fräulein, daß ich es aufzeichne und anwende!“ Er nahm das Taſchenbuch heraus und ſchrieb. Peter Wik trug das Fräulein in die Cajüte hinab.

Der Kriegsrath ſtudirte indeſſen die Navigation, über die er eine Abhandlung ſchreiben wollte, denn es gab kein Fach, über welches er nicht geſchrieben hatte, von dem Knochendünger bis zu Hamlets Charakter, Alles verſtand er gleich gut. Deshalb hegte er auch die Hoffnung, daß die Regierung einmal aufmerkſam auf ihn werden und ihn, entweder als Stuterei-Inſpector, Lootſen-Commandeur oder Theater-Director, anſtellen würde; überall würde ſeine Brauchbarkeit ins Auge fallend ſein.

Am folgenden Morgen ſaß er und betrachtete Möens Kreidefelſen, an denen ſie vorbei kamen. In der Hand hielt er das Manuſcript der geſammelten Gedichte der Gouvernante; ſchade, daß das Gedicht fehlte, welches zu dieſem Orte gehörte: „Beim Anblick der Inſel Möen im Mondſchein,“ welches ſie erſt ſchrieb, als ſie vierzehn Tage in Kopenhagen geweſen war und die Kreidefelſen dort in Molbech's Jugendwanderungen, wo ſie in unnatürlicher Größe dargeſtellt werden, ſtudirt hatte.

„**Insula Mona**, heißt es auf Lateiniſch!“ ſagte der Kriegsrath. „Es iſt doch ein ſonderbarer Klang, welcher in den alten Sprachen iſt. Das waren Menſchen!“ Nun verſank er in ſtilles Entzücken darüber, daß die Leute vor

zwei tausend Jahren klüger gewesen seien, als wir sind, ergriff sein Taschenbuch und schrieb seinen goldenen Gedanken nieder.

Gegen Abend tauchten die Thürme Kopenhagens und das Schloß Christiansburg aus der Kjögebucht auf; sie wurden kaum sichtbar, das Auge faßte die Umrisse eben auf, als das Bild schon wieder durch die Dunkelheit verlöscht wurde. So taucht die Erinnerung eines seltsamen Traumes in unserer Seele auf, und indem wir das Bild ergreifen wollen, fließt Finsterniß darüber hin; ob, wie hier, ein künftiger Morgen uns zur näheren Betrachtung ihrer Wirklichkeit führen wird?

Mehr und mehr stieg die Zahl der Schiffe, denen sie begegneten; weiter hin blitzten schon die Lichter von Kopenhagen und Amager. Christian hörte, wie sich das Bradspill drehte; der Anker fiel; es erschollen Stimmen vom Wasser herauf; Peter Wik stieg in das Boot, der Kriegsrath und die Gouvernante begleiteten ihn, aber erst steckte sie dem Schiffsjungen ein Paar Schillinge in die Hand.

Noch in dieser Nacht sollten sie in der großen seltsamen Stadt schlafen. Erst morgen sollte Christian sie erblicken. Ob sie wohl viel größer als Svendborg war? Ob die Häuser dem Schlosse auf Thorseng glichen, und ob da wohl Musik sein würde? Als er diese Gedanken still in seinem Innern erwog, ertönte das Horn der Jäger von der Citadelle; der Wind trug die sanften, wehmüthigen Töne über die See hinaus an sein Ohr, die Hände falteten sich zum Gebet.

XV.

Auch ich war einmal auf dem Tanzsalon.
Carl Dahlgren.

Der Tag brach an, Christian eilte auf das Deck hinauf. Hätte eine Marmorstadt mit goldenen Dächern und Schlössern von durchsichtigem Glase sich ihm gezeigt, es würde ihn nicht in Erstaunen versetzt haben, seine Phantasie war auf Alles vorbereitet. Er dachte sich, daß er von dem Anblick überwältigt werden würde, aber er sah durchaus nichts, worauf er vorbereitet war. Viele Schiffe erblickte er, ein Paar Häuser, und auf der schmalen Landzunge zur Linken eine Reihe hoher Gebäude, welche auf dem Wasser zu schwimmen schienen.

Jetzt bestrahlte die Sonne die vielen halbfertigen Schiffe auf den Werften, Arbeitsleute kamen zum Vorschein, und das Schiff glitt in den breiten Strom zwischen dem Holm und Kopenhagen hinein; da tauchten Gebäude, Thürme und Brücken auf, man segelte eine Straße gerade hinauf, das war Neuhafen. Hohe Häuser erhoben sich zu beiden Seiten, so viele Stockwerke hatte kein Haus in Svendborg. Große und kleine Schiffe lagen an einander in dem breiten Canal und von einem jeden wehten bunte Flaggen, denn es war eine Hochzeit dort am Hafen. Das war eine Pracht, als ob der König erwartet würde. In den schmalen Straßen, an jeder Seite des Canales rollten Wagen vorbei, die Leute riefen und schrieen. Herren und Damen, geputzt,

wie Herrschaften, gingen an einander vorbei, ohne sich zu grüßen.

Lucie wurde nun an das Bollwerk gebracht und fest gemacht.

Wo der Canal endigte, lag ein großer Platz, und von diesem ertönte Musik, festlich und schön! — Ja hier in der großen Stadt gab es nur Festtage und Freude! Der Tag verstrich wie eine Stunde, und als es dunkel wurde und die Flaggen fielen, wurden ringsherum zu Ehren des Brautpaares Lichter an die Fenster gestellt; sie leuchteten über den Canal hinaus, und aus dem klaren Wasser strahlten die illuminirten Gebäude zurück. Ein Leierkastenmann spielte wehmüthig ein lustiges Stück.

„O," betete Christian, „wer doch immer hier in dieser Pracht und Herrlichkeit bleiben könnte!"

Peter Wik war schon zum Besuch aus; zwei der Seeleute am Bord hatten Erlaubniß an das Land zu gehen. Christian fragte, ob er sie begleiten dürfe; der Eine war dagegen, denn sie könnten ihn nicht zu Steffen-Karrete mit nehmen. Aber er kam doch mit. Sie betraten das Land und gingen über den großen Platz. Hier saß ein Metallkönig zu Pferde, umgeben von vier schwarzen Riesengestalten. Die Gebäude, die er erblickte, schienen Schlösser zu sein, und in der Straße, die sie betraten, strahlten die Läden, der eine immer prächtiger als der andere. Hier war ein Gedränge, wie auf einem Jahrmarkte; Wagen fuhren vorbei, weit mehr als zu einem Rathhausballe in Svendborg. Jetzt kamen sie in schmale Straßen, aber die Häuser waren

ebenso hoch und schön; vornehme Damen, stattlich wie zum Ball geputzt, saßen an den offenen Fenstern und grüßten so höflich und freundlich, gerade als ob sie die Leute kennten. An der Straßenecke, auf der schmutzigen kalten Steintreppe, saß eine junge, todtenbleiche Frau, in Lumpen, ein kleiner, halbnackter Knabe lag weinend mit dem Kopf in ihrem Schooß, ein gelbes, krankes Kind saugte an der abgezehrten Brust, sie legte den Kopf zurück und fluchte; sie schien weder Sinn für das größere, noch für das kleinere Kind zu haben.

„Sie ist krank!“ rief Christian aus. „Wollen wir es nicht einer der vornehmen Damen sagen?“

Die Matrosen lachten und führten ihn in eine der Seitenstraßen, wo Flöten und Geigen aus einem der niedrigen finstern Häuser ertönten. Sie gingen hinein.

Herrliche, jubelnde Töne durchströmten des Knaben Seele, seine Augen wurden durch die vielen Lichter in den Kronleuchtern geblendet, obgleich ein grauer Dampf über dem Ganzen lag. Mit dem Hut in der Hand grüßte er höflich nach allen Seiten. Niemand beachtete es. Auch waren die Männer nicht geputzt, aber die Damen sahen desto prächtiger aus, und ihre Wangen wären roth wie die Rosen. Ein Mann tanzte mit einer langen Tabakspfeife im Munde und dampfte große Wolken über die Schulter seiner Dame hin. An der Thür saß eine junge Dame bei einem Cavalier, das waren gewiß Verlobte. Nun erschien eine große Dame in weißem Kleide, Blumen im Haar und eine Bierflasche in der Hand. Das war Steffen-Karrete. Sie kannte die Seeleute gut, sie war sicher mit ihnen ver-

wändt, denn sie schlang ihre Arme um ihren Hals und bewillkommnete sie mit Küssen. Das war eine sehr freundliche Dame. Sie sprach so bekannt und sanft mit Christian und gab ihm Punsch; er küßte ihre Hand, und sie strich ihm freundlich das Haar von der Stirn zurück. Sie war gewiß eine recht gute Dame.

Mit der größten Ehrerbietung und Dankbarkeit verließ er ihr Haus. Das Märchen vom Bauerknaben, welcher Kaiser wurde, fiel ihm ein; ja, wollte diese vornehme Dame sich seiner annehmen, so hoffte er, dann könnte er dazu gelangen die Geige zu spielen, unter den andern Musikanten sitzen, oder noch etwas Vornehmeres werden, aber bei der Musik müßte es sein.

Auf der Straße war es schon ziemlich still, es war ja auch spät am Abend, aber das hatte er drinnen gar nicht bemerkt. Noch klangen Flöten und Geigen, und durch die in den Fensterläden ausgeschnittenen Herzen spielten lange Lichtstrahlen. Jetzt pfiff der Wächter in einer der Seitenstraßen, Stimmen schrieen; es gab Lärm. Bald darauf kam ein seltsamer Zug: die Wächter mit einer Leiter hoch auf ihren Schultern; ein junges Frauenzimmer, geputzt wie die im Tanzsaale, lag auf der Leiter festgebunden. Christian wußte nicht, was er von dieser Stadt und von diesen Menschen denken sollte. Er kam auf das Schiff, die Häuser waren noch illuminirt, die Lichter strahlten vom Wasser zurück. Die Matrosen verboten ihm, Peter Wik zu erzählen, wo sie gewesen waren.

Ueberwältigt von dem Eindruck dieses Tags und

Abends konnte er kaum schlafen, aber der Gedanke war in seiner Seele am lebendigsten: könnte ich doch immer hier bleiben! Die Dame, welche ihn geküßt und geliebkost hatte, schien ihm so fromm und mächtig zu sein. Ja, ihr wollte er sich anvertrauen; sie konnte viel thun, und sie würde auch sicher wollen, wenn er ihr nur seine Lust und Sehnsucht recht beschriebe. Fromm schloß er sie in sein Gebet und schlief ein mit dem festen Entschlusse, sie eines Tages zu besuchen.

Als er am folgenden Tage hoch oben im Tauwerk des Schiffes saß, um etwas auszubessern, fiel sein Auge auf die ausgedehnte Umgebung; zur Rechten den ungeheuern Platz mit der Bronzestatue, zur Linken, über den Holm, das dunkelblaue Meer mit der Küste Schwedens, doch am Meisten fesselte ihn der Anblick eines Gartens, dicht hinter der niedrigen Mauer, wo das Schiff lag. Wunderbare seltene Pflanzen wuchsen darin und ein großer Pappelbaum, welcher ihn recht an den Garten des Juden erinnerte, den er als Kind gesehen hatte. Niedrige Glashäuser mit großen grünen Zweigen innerhalb der Fenster blickten durch die Hecken und prachtvollen Herbstblumen hervor. Das war der botanische Garten. Alles, was er bisher von Kopenhagen kannte, war ja Pracht und die Andern sagten, er habe doch noch nichts gesehen. Ja, hier mußte er bleiben; der liebe Gott würde ihm schon helfen. Sobald er wieder Erlaubniß erhielte, sich in den Straßen umzuschauen, wollte er die freundliche, gute Dame aufsuchen, auf die er alle seine Hoffnung baute.

In der darauf folgenden Woche war der Geburtstag der Königin; alle Schiffe im Hafen flaggten, Musik ertönte in den Straßen. Christian bekam die Erlaubniß, allein herum zu gehen; nun kam es darauf an, nach der kleinen, schmalen Straße, in der er am ersten Abend gewesen war, sich hinzufinden.

Die große Prachtstraße mit den vielen Läden fand er bald; bunte Zeuge wehten um die Thüren herum, das belustigendste Spielzeug stand in den Fenstern, und an den Läden waren die Schilder förmliche Gemälde, die man recht gut in einem Staatszimmer aufhängen konnte. In Anschauen vertieft wanderte er von Straße zu Straße, aber die, welche er suchte, fand er nicht, sondern stand auf einem großen Platze, wo das Wasser in Strahlen empor sprang und mit Goldäpfeln spielte; das war zur Ehre dieses Festtages. Ja, Kopenhagen war eine prächtige Stadt, aber wo sollte er die Dame finden? Da half nichts Anderes, als die Matrosen dazu zu bewegen, ihn noch einmal mit zu ihr hinzunehmen, dann wollte er sich den Weg besser einprägen.

Am Abend war Illumination; auf dem Markte brannten Pechkränze; die rothen Funken flogen wie flatternde Feuerhaare von den Kränzen herab, und der König und die Königin fuhren in ihrem prächtigen Wagen zum Theater.

„Ja, da wollen wir auch einen Abend hinein!“ sagte Peter Wik. „Da sollst Du Musik hören und Lustigkeit sehen!“

Konnte die Musik schöner sein als die, welche er in den Straßen gehört hatte? Konnte die Lustigkeit größer sein, als die, welche bei den geputzten Damen war?

Sie gingen durch eine Seitenstraße. Christian kannte sie; die Lichter schienen durch die ausgeschnittenen Herzen in den Fensterläden; drinnen ertönte Musik. Da war es ja, wo er gewesen war. Er prägte sich den Ort und die Straße genau ein.

Am Sonntag Morgen bat er um Erlaubniß in die Kirche gehen zu dürfen; er zog seine beste Jacke an, ging auch zur nächsten Kirche, sang die Töne der Orgel nach, denn ein Gesangbuch hatte er nicht, und dann suchte und fand er die Straße auf. Die Fensterläden waren geschlossen. Er ging in den langen finstern Gang, fand die Thür, aber bevor er anklopfte, beg er seine Kniee, betete sein „Vater unser" und bat, daß Gott doch das Herz der guten Dame leiten möge, damit er zur Musik gelangen möchte; einen eigentlichen Plan hatte er nicht.

Er klopfte an.

Eine alte Frau in schmutzigen Kleidern öffnete und fragte, was er wolle. Das war eine schlechte Erklärung, die er gab, und die Alte war im Begriff zu schließen, als Steffen-Karrete in ziemlich leichter Morgenkleidung vor ihm stand; an den Füßen trug sie mit Pelz besetzte Schnürstiefeln.

„Bist Du es?" sagte sie bekannt, mit ihrem lächelnden Angesicht. „Hast Du einen Auftrag von Sören?"

Die Alte trat zur Seite, und Christian ergriff die Hand der Dame, küßte diese und erzählte ihr seine große Lust zur Musik, wie schlimm er es zu Hause gehabt habe, und wie er in die Welt hinausgekommen sei. Die Dame lachte

anfangs, hörte ihn aber ſpäter ernſthaft an, und als ihm zuletzt die bitteren Thränen über die Wangen floſſen, trocknete ſie ihm dieſe ab.

„Ja, mein lieber Junge,“ ſagte ſie, „ich bin nicht bei der türkiſchen Muſik angeſtellt. Wärſt Du lieber ein kleines Mädchen!“ Sie zog ihn zu dem offenen Schenktiſch hin, gab ihm Punſch und Aepfel, und brach darauf in ein munteres Gelächter aus. „Du biſt wohl ein Genie, wie man es nennt!“ ſagte ſie.

Da traten ein Paar andere Jungfrauen aus dem Seitenzimmer herein, ſie waren leicht gekleidet, wie ſie; als ſie die Geſchichte hörten, lachten ſie und betrachteten den Knaben mit dummen Augen.

Was durfte er hoffen, was verſprach ſie? Er war voller Freude, als er das Haus verließ; ſie hatte ihm die Hand gereicht, ihn ein Genie genannt und geſagt, er ſolle guten Muthes ſein, er käme ſchon fort.

Er hatte auch dieſelbe Ueberzeugung davon, wie jedes andere wahre Genie, welches ſein Schickſal in die Hand eines vermögenden Mannes oder Weibes legt, und dieſe haben häufig den Verſtand es zu beurtheilen — ungefähr wie ſie ihn hatte.

XVI.

Margot.
Sie war's.
Louiſon.
Und ſie erkannt' uns nicht!
Schiller's Jungfrau von Orleans.

„Heute Abend wollen wir in die Komödie!“ ſagte Peter Wik und nahm Chriſtian mit ſich.

Man erzählt von einem Bauer, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in das Theater kam, daß er in der Vorhalle gerade nach dem Billetcomptoir ging, den Kopf in das viereckige Loch ſteckte und darauf ſtumm ſtehen blieb in der Meinung, daß dieſes das Perſpectiv ſei, durch das er das Schauſpiel ſehen ſollte. Chriſtian hätte es ebenſo gehen können, denn er war noch nie in einem Theater geweſen. Alles war ihm ein Schauſpiel, von den in der Vorhalle aufgeſtellten Soldaten an bis zu dem Gewimmel, welches die Treppen hinanjagte.

„Jetzt ſollſt Du eine Commode ſehen, in die wir hinein kommen,“ ſagte Peter Wik. „Wir kommen in das oberſte Schubfach. Siehſt Du, das unterſte iſt etwas ausgezogen, damit die Damen ihren Staat nicht zerknittern.“

Sie ſetzten ſich auf die erſte Bank. Chriſtian war andächtig ſtumm, er meinte, es gliche einer großen Kirche.

„In das Himmelbett dort an jeder Seite kommen der König und die Königin,“ ſagte Peter Wik. „Die große Schilderei da vorn geht in die Höhe, wie ein Schiffsſegel,

und dann kommen die Frauenzimmer vor und ſtrecken die Beine aus, erſt das eine, dann das andere, gerade wie eine Fliege in einem Topf mit Sahne."

Die Lichter ergoſſen ihre Strahlen über die vergoldeten Logen, worin die reichgekleideten Damen ſaßen. Nun kam der König und der ganze Hof. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt und doch große Freude; er war ja in demſelben Hauſe mit dem Könige, er brauchte nur laut zu rufen, dann müßte der König es hören und würde ſicher fragen: „Wer iſt es, der da ruft?"

Nun wurde es ganz ſtill, und ein Meer von Tönen wogte durch das Haus. Das Stück begann und er hörte Geſang, wie er ihn noch nie gehört hatte. Das Waſſer quoll ihm aus den Augen; er verbarg es, denn man würde ſicher über ihn gelacht haben. Die Freuden im Himmel konnten doch nicht größer ſein, meinte er, als immer hier zu ſitzen, und doch war dieſes Stück, ſagten die Andern, etwas langweilig, jetzt käme erſt das Wahre, das prächtige Ballet: der Blaubart.

Die Muſik klang wie Menſchenſtimmen, ja wie die ganze Natur. Er glaubte das Unwetter von jener Nacht bei der Quelle zu hören, als die Bäume ſich gleich dem Schilf bogen und das Laub ihn umwirbelte. Er hörte den Wind, wie wenn er um Maſt und Tauwerk ſauſt, aber melodiſch ſchön; das war weit herrlicher als die Geige des Pathen und doch erinnerte es ihn daran.

Der Vorhang rollte auf. Des Blaubarts ermordete Frauen umſchwebten in weißen Gewändern ihres Mörders

Lager; die Musik war die gewaltige Sprache der Todten, und seine Phantasie folgte mit starkem Flügelschlag der ganzen romantischen Dichtung. Die glücklichen Kinderchen, die vor Isaura tanzten! O, wäre er doch unter ihnen! Ein glücklicheres Loos, als das ihre war, konnte Niemand auf der Erde haben. O dürfte er doch seinen Wunsch, seine Lust zu dem Könige hinab rufen, der würde ihn sicher hören und ihm helfen. Aber er wagte es nicht. Das Theaterleben schien ihm ein Zauberbild des Glückes und der Schönheit zu sein, und Einzelne träumten davon wie er.

In dem Ballet: le diable boiteux sieht man das Umgekehrte dessen, was die Zuschauer zu sehen gewohnt sind; man wird auf die Bühne versetzt und blickt von dort auf einen eingebildeten Zuschauerraum hinab, die Coulissen kehren die ungemalte Seite heraus, der Hintergrund, welcher aufrollt, ist ein Vorhang, man gewahrt die Reihen der Zuschauer, welche applaudiren oder zischen. Die Tanzenden auf der Bühne kehren den wirklichen Zuschauern den Rücken zu. Es ist das Scenische, in welches man so mitten hineingeführt wird; könnten wir aber eben so leicht in die Menschenherzen dort blicken, welche Schattenwelt voller Leidenschaften und Thränen würde sich uns da offenbaren! Diese Schaar lustiger tanzender Weiber kennt zu Hause nur Armuth. Da geht Einer im Chore, der den ersten Platz auf der Bühne einnehmen könnte, aber die Direction begreift ihn nicht und der Regisseur kann ihn nicht leiden. Im Theaterstaate steht man unter den dreißig Tyrannen. Wird der Künstler schlecht besoldet, dann kann er

mit seiner Familie um Marken bei der Armenspeisungs-Anstalt nachsuchen. Der Dichter erhält keine Pension, vielleicht damit der Gedanke an die nackte Zukunft ihn hübsch in einer tragischen Laune erhalte.

„Da sitzt Naomi!“ rief Christian plötzlich mitten in seinem Entzücken. „Ja, sie ist es!“ und der Blick flog von der Zauberwelt, von Isaura's Kampf und von dem verführerischen Goldschlüssel hinweg; er sah nur das schlanke, niedliche Mädchen mit den kohlschwarzen Gazellenaugen und dem südlichen Teint. Sie saß im ersten Rang unter den übrigen geputzten Damen. „Wir haben zusammen gespielt!“ sagte er zu Peter Wik, und sein Beschauen und Interesse theilte sich zwischen Ballet und Naomi.

Allzubald war das herrliche Prachtschauspiel zu Ende, Alle stürmten mit einer Eile davon, als wäre es etwas Unangenehmes, dem man zu entfliehen suche. Vergebens spähte Christian im Gedränge nach Naomi, sie war nicht zu erblicken; vielleicht war sie es, die in der rollenden Kutsche vorbei jagte.

Die Töne klangen noch in ihrer ganzen Fülle vor seinen Ohren, das ganze Spiel schwebte ihm noch lebend vor; so steht das Sternbild noch vor dem menschlichen Auge, lange nachdem es aufgehört hat zu scheinen. Jetzt begriff er, daß es noch etwas Höheres, etwas Edleres als die Beschäftigung des Alltagsmenschen gebe. Das Genie bei ihm war durch Töne in das Leben gerufen und strebte nach einer Art von Verkörperung. Er ahnte die Perle in seiner Seele, die heilige Perle der Kunst; er wußte nicht, daß diese wie die Perle im Meere auf den Taucher warten muß,

der sie an das Licht hebt, oder sich an Muscheln und Austern der hohen Patronatschaft festkleben muß, um so zur Beschauung zu gelangen.

„Nun, da hättest Du wohl mitspringen mögen!“ sagte Peter Wik.

„Ja!“ antwortete Christian in einem begeisterten Tone.

„Das ist ein schlechtes Brot, mein Junge,“ erwiderte er, „wenn Du oder ich unsere drei Mark geben, so müssen sie unsere Narren sein!“

Nein, so konnte er es nicht auffassen; der König und Tausende von Menschen hatten ja mit Andacht zugesehen und angehört, wie man den Prediger in der Kirche sieht und hört. Nichts hatte er vergessen, und mitten in dieser Lebensherrlichkeit schwebte ihm das Bild von Naomi, der lieben Spielgenossin, vor.

Mit einem Reichthum von Gedanken lag er in seiner kleinen Koje in der niedrigen Cajüte; der rauhe Herbstnebel breitete sich über das Verdeck aus und verbarg das Schiff, wie er in demselben verborgen und von der ganzen großen Stadt vergessen war. Vielleicht war das Ganze ein Bild seiner Zukunft, wie es das so vieler begabten Geister ist. Das Genie ist ein Ei, welches zu der Befruchtung des Glückes der Wärme bedarf, sonst wird es ein Windei.

Es war weit über Mitternacht, bevor der Schlaf des Knaben Augen schloß.

Manchen darauf folgenden Abend saß er allein in der kleinen finstern Cajüte; innerhalb des Hafens darf kein Schiff Licht am Bord haben; er spielte dann Reminiscenzen

aus dem Blaubart; er ſuchte auf den Saiten die verwandten Töne zu greifen, die der Wind in das Tauwerk des Schiffes pfiff. Von den Muſikſtücken, die er täglich von der Hauptwache hörte, blieben ganze Tacte in ſeiner Erinnerung, und er gab ſie in einem bunten Potpourri wieder. Oft hoffte er, daß die freundliche Dame, die Fee ſeines Glückes, plötzlich an Bord treten und eine Veränderung in ſeiner Stellung bewirken würde. Er dachte an Naomi; ja, ſie war ihm gut, ſie hatte ja geweint, als ſie getrennt wurden.

Wie er ſo eines Abends ganz allein auf dem Schiffe ſaß, ſtrahlten die Lichter prächtig aus dem nahe gelegenen großen Gebäude und er hörte jubelnde, ſchöne Muſik. Es wurde getanzt. Das Ganze erinnerte ihn an jenen Abend auf Glorup. Er ſtand an den Maſt gelehnt da und ſog den Duft der Töne ein.

Plötzlich fiel ihm ein Gedanke ein; er kletterte in das Tauwerk empor und kam in gleicher Höhe mit dem Saal, worin getanzt wurde. Eins der oberen Fenſter ſtand auf, und durch dieſes ſah er die ganze geputzte Geſellſchaft. Sie beſtand größtentheils aus Kindern; ein prächtiger Kinderball war es. Alle waren fröhlich und feſtlich geputzt. Große Gemälde hingen an den Wänden; zwei Marmorſtatuen ſtanden hoch auf einer glänzenden Conſole, und rings herum blitzten Lichter und Spiegel, die Alles in doppeltem Glanz zeigten. Jetzt ſchwebte ein feines, niedliches Mädchen vorbei; ihr kohlſchwarzes Haar wogte um die hübſchen Kinderſchultern; die dunklen Augen ſtrahlten Leben und Freude. „Naomi!“ rief Chriſtian mit lauter Stimme, und er ſah, wie ſie ſtutzte, nach den Seiten blickte und lachte. Seine

Augen waren nur auf sie geheftet, seine Gedanken waren bei ihr, und er glitt vom Tauwerk hinab, sprang vom Schiffe und in das Haus, die Treppe hinan, wo die Musik ertönte, öffnete die Thür und stand nun mitten in dem erleuchteten, prächtigen Saal, mitten unter den geputzten Kindern, die erstaunt den armen Schiffsjungen betrachteten, welcher jetzt, geblendet von den Lichtern und der ganzen Pracht, zu einer Art von Besinnung gelangte und verlegen mitten im Zimmer stand.

„Was willst Du?“ fragten ein Paar halberwachsene Knaben, in deren Augen man deutlich las, daß ihr Vater Vermögen oder ein Amt besaß, welches ihnen Ansehen verschaffte. Sie gehörten zu den vielen Nullen, die freilich keiner Familie Werth verleihen, aber welche selbst Ansehen durch den Strich erhalten, hinter dem sie stehen.

Naomi hatte sich auch genähert und betrachtete ihn neugierig; sie lächelte — sie erkannte ihn gewiß. Christian reichte ihr die Hand und stammelte: „Naomi!“ Sie wurde blutroth.

„Schmutziger Junge!“ rief sie aus und riß sich los. Gleichzeitig kam ein Bedienter herbei.

„Was willst Du?“ fragte er und faßte ihn unsanft an der Schulter. Christian stammelte einige unverständliche Worte, während der Diener sagte, daß er sich wohl geirrt hätte, „hier habe er nichts zu suchen!“ Er führte ihn nach der Treppe, und ohne Antwort, mit einer bis in den Tod betrübten Seele, eilte er hinab und auf das Schiff. Er klammerte sich an den Mast an und weinte bittere Thränen, während die Musik lustig in wogenden Tanzmelodien jubelte.

Der tiefe Schmerz einer Kinderseele ist so groß wie der größte, den der Erwachsene kennt; das Kind hat in seinem Schmerz keine Hoffnung, die Vernunft reicht ihre stützende Hand dem Kinde nicht, es hat im Augenblick nichts als seinen Kummer an den es sich anklammert. Sie hatte ihn nicht kennen wollen, sie, die er wie eine Schwester liebte! Er fühlte, wie der Paria, daß er zu einer verachteten Klasse gehöre. Alle Bande, die ihn drückten, lagen in einem Nu fester auf seiner Seele.

Seine Altersgenossen im Dorfe hatten seiner gespottet und ihn verrückt genannt; Naomi, die ihn einst verstand, wandte sich jetzt von dem „schmutzigen Jungen."

Ein solcher Augenblick giebt Lebenserfahrung. Der muntere Jubel drinnen war eine bengalische Flamme, welche die Schlußscene seines Kindheits-Dramas beleuchtete. Er kletterte in das Tauwerk hinauf starrte und durch das offene Fenster in den prächtigen Saal, wo Naomi und die glücklichen Kinder unter dem Jubel der Töne Arm in Arm schwebten, die Bedienten gingen mit köstlichen Gerichten in Krystallschalen und schönen Früchten, die er nie zuvor erblickt hatte, herum, und mitten im Saal stand Naomi mit den dunkeln Augen und lachte und klatschte in die Hände; — aber draußen fiel der kalte Schnee, und der graue Nebel schlug seinen feuchten Mantel um den „schmutzigen Jungen," der sich am nassen Tauwerk festklammerte.

Ende des ersten Theils.

Schnellpressendruck von Fr. Ries in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Historische

Hausbibliothek.

Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Erschienen sind:

Geschichte

Friedrich's des Großen

von **Franz Kugler.**

27 Bogen Med.-8.

Mit dem Portrait Friedrich's, gezeichnet von Schadow, in Stahl gestochen von Teichel.

Geschichte

des

Kaisers Napoleon

nach **P. M. Laurent.**

26 Bogen 8.

Mit dem Portrait Napoleons, nach P. Delaroche, in Stahl gestochen von Weger.

Geschichte Belgiens

von

Hendrik Conscience.

27 Bogen 8.

Mit einem Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

UNITED STATES PATENT OFFICE

Nur ein Geiger.

I.

— Fahren will ich
Ueber's Meer, ſo weiß und glatt, —
— Ruhig kannſt Du ihm vertrauen.
Sicher iſt es, glaub's getroſt.
Feſt ließ bauen
Seine Brücke hier der Froſt.

Chriſtian Winther.

Da ſchlug das Eis zum Strand hinauf,
Auch ſtürzt der Schaum noch obendrauf,
Hoch ſchnaubt des Meeres Wege.

Oehlenſchläger.

Es gab in dieſem Jahre einen ſtrengen Winter, das Eis lag dick und feſt zwiſchen Seeland und Schonen. Der ſchwediſche Bauer, welcher immer der erſte iſt, der den Weg über die von der Kälte geſchlagene Brücke wagt, fuhr in ſeinem Schlitten nach Dänemark; das Vieh wurde hinübergetrieben, ungeachtet das Eis, wie man ſagte, nicht ſo ganz ſicher war, wo der Strom ging. Zwiſchen Kopenhagen und der eine Achtelmeile davon gelegenen Batterie „Dreikronen“ ſtreckte ſich ein breiter Weg, ſchmutzig von dem Getreibe der Fahrenden, als wäre es eine wirkliche Landſtraße; Fußpfade für die Gehenden ſchlängelten ſich längs deſ-

selben hin. Da, wo vor ein Paar Monaten große Dreimaster sich sicher im tiefen Wasser geschaukelt hatten, saßen jetzt alte Frauen mit ihren gedeckten Tischen und verkauften Weißbrot und Getränke; Zelte waren aufgeschlagen, auf welchen die dänische Flagge in die blaue Winterluft wehete, und am Tage wimmelte es hier von Menschen; Schiffe lagen im Eise, so fest, wie in den Sand gebohrte Wracke. Gegen die Küste nach Schweden hin bewegten sich, so weit man hinausblicken konnte, hin und wieder als schwarze Punkte Fahrende und Gehende, die das Nachbarland besuchten.

Ein Schnee- und Eisfeld von vier Meilen, wie hier, hat bei dem Gedanken an die Tiefe, die darunter gähnt, etwas Eigenes; ein Sturm im Verein mit der veränderten Richtung des Stromes kann in wenigen Minuten das Eis brechen; aber wie der Winzer seine Reben auf der warmen Lava pflanzt und sicher am Rande der Tiefe schläft, so fährt hier der Bauer ruhig über das Eis hin, sich damit tröstend, daß er in Gottes Hand stehe.

Wie wir wissen, war Peter Wik's verstorbene Frau eine Schwedin, in Malmö geboren; dort wohnten ihre Verwandten. Ein Schiffer, dessen Schiff im Hafen eingefroren dort überwintert, hat nicht viel zu thun. Jetzt war die Landstraße nach Schweden hinüber gelegt; man kam herüber, man ging dorthin, Peter Wik hatte Lust den Weg zu machen, und Christian sollte mit, hatte er gesagt.

Es war am Vormittage im klaren Sonnenschein, als die Wanderung angetreten wurde. Der Sund war ein

Schneefeld, an einzelnen Stellen hatte der Wind den Schnee zu kleinen Hügeln zusammengeweht, an anderen Stellen war er wie weggefegt und der blanke Eisspiegel kam wie Teiche und Landseen zum Vorschein.

„Nun kömmt es darauf an," sagte Peter Wik; „ob der Deckel halten wird, daß wir nicht auf den Grund des Topfes kommen, wo es weder Sonne noch Licht giebt! Aber wir sind muthige Seeleute, wir gehen, mag er hart oder weich sein."

Sie waren schon eine Meile von Seelands Küste entfernt; es fing stark an zu wehen, schwere Wolken zogen zusammen, aber Peter Wik war die Munterkeit selbst. Sie begegneten einer Heerde Vieh, der Treiber versicherte, daß das Eis fest und gut sei, daß aber das Wetter sicher gegen Mittag sich verändern würde.

„Das wäre eine schöne Geschichte, wenn die See aufginge, während wir drüben sind," sagte Peter Wik. „Ja, dann sparten wir auf dem Rückwege unsere Beine. Immer zu, hier kriecht man doch wie eine Fliege an dem Leimstock!"

Der Himmel wurde grauer, einzelne Schneeflocken fielen; unsere Reisenden hatten noch nicht die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Auf einmal schüttelte die Wolke den weißen Schnee in treibenden Wirbeln aus.

„Zieh' das Halstuch über die Ohren hinauf!" sagte Peter Wik. „Es wird bald vorüber sein."

Sie gingen mit vorgebeugtem Kopfe gegen das Schneegestöber. Hoch in der Luft sauste der Wind gleich einem herumwirbelnden Taue.

„Na, wird es sich nicht bald legen!“ sagte Peter Wik, indem er das Haupt emporhob und einen Augenblick stille stand. Da erscholl unter ihnen ein Krachen, wie der stärkste Kanonenschuß. „So lange es knackt, hält es!“ sagte er, nahm Christian bei der Hand und ging rasch vorwärts. „Wir müssen in gerader Richtung gehen, dann treffen wir die Schiffbrücke von Malmö auf ein Haar! Na, wie es heute von oben schäumt!“ sagte er. und blies die Schneeflocken von sich weg. Da ertönte unterhalb wieder der donnernde Ton von den starken Strömungen, welche Risse in das Eis machten, doch ohne daß diese schon sichtbar wurden. „Das sind recht anständige Kanonen, die sie da unten haben!“ sagte Peter Wik, „damit hätten sie am Geburtstage der Königin schießen sollen!“

Einen Augenblick fielen die Schneeflocken weniger dicht; ein wunderbar seufzender Ton, verschieden von denen, die sie früher gehört hatten, erscholl unter ihnen: es war als ob die geschlossene Tiefe nach Athem schnappte. Peter Wik stand still, seine Augen blickten durchdringend vor sich hin. „Wir haben wohl noch nicht den halben Weg,“ sagte er. „Ich glaube, wir thun für heute am besten, Schweden Schweden sein zu lassen.“ Er stand noch und horchte.

Als Seemann war es ihm klar, daß das starke Eis durch die Veränderung des Stromes und den südöstlichen Wind, wie er jetzt geworden war, in kurzer Zeit aufbrechen und nach Norden treiben konnte. Das ist eine der großartigsten Naturerscheinungen, die unser Land darbietet. Die Stärke des Eises, die Kraft der Strömung, besonders bei Hel-

fingör, wo der Sund zwischen den beiden Ländern nur ein halbe Meile breit ist, sind von großer Wirkung. Mächtige Eisstücke drängen gegen einander, der Strom hebt sie hoch empor, und wie fest geschraubt erheben sich die glasartigen, schwimmenden Felsen in wunderlichen Formen. Dann scheint der Sund ein vorbeisegelnder Gletscher zu sein.

Noch gab es keine sichtbare Spur einer solchen Naturscene, aber das Zeichen war gegeben, das Todespferd der Tiefe hatte für die dort oben Vernichtung gewiehert. Wieder fielen die Schneeflocken. Peter Wik kehrte um, und jetzt wurde ihnen der Weg leichter, denn Wind und Schnee hatten sie nun im Rücken. Plötzlich ertönte dicht hinter ihnen ein schwacher, aber durchdringender Angstschrei, er blickte zurück und gerade zeitig genug, um nicht von einem kleinen, leichten Schlitten mit vier Menschen überfahren zu werden; er fuhr in der Richtung geradaus zwischen den Ländern. Peter Wik stieß ein „Halloh!“ aus, welches beantwortet wurde, und der Schlitten hielt still.

Ein vornehmer dänischer Herr saß bei seinem Diener auf dem Vordersitze, zwei Damen, eine ältere und ein sehr junges Mädchen, hatten den bessern Platz; die jüngste war es, welche laut weinte, die ältere Dame zog den Mantel fest um sich.

„Wie weit glauben Sie, daß wir von Seeland sind?“ fragte der Herr.

„Gegen zwei Meilen!“ erwiderte Peter Wik, „aber fährt die Herrschaft nach der Seite, wohin sie jetzt steuert, dann wird es ein weiter Weg. Der Curs geht nach

Preußen. Hier liegt Schweden, dort liegt Seeland — " und er zeigte in der Richtung.

„Iſt das gewiß?" fragte der Herr.

„Ich gehe mit dem Compaß im Kopfe!" antwortete Peter Wik.

„Das verzweifelte Wetter," ſagte der Fremde. „Es war ſo klar, als wir Schweden verließen! Wir ſind wohl jetzt unter Hveen?

„Nein, das liegt höher hinauf! Erlauben der Herr, daß ich den Steuermann mache? Auch geht es nicht an, im Galop zu jagen, es könnte eine kleine Spalte im Wege ſein."

„Lieber Schiffer, ſind Sie es?" fragte die ältere Dame. „Werden wir wohl lebend das Land erreichen?"

Peter Wik betrachtete ſie, ſie kannte ihn ja. „O ja, liebes Fräulein," ſagte er, „man geht nicht gleich unter, wenn man die Augen offen hat. Jetzt wird es auch etwas klarer."

Die Dame ſeufzte tief. Es war die Gouvernante, die mit ihm nach Kopenhagen geſegelt war. Er ergriff den Zügel, der Bediente ſtieg ab, Chriſtian bekam ſeinen Platz. Der Fremde war ein Mann von einigen und dreißig Jahren, er gehörte der höheren Klaſſe an, das zeigte ſein ganzes Weſen; vor zwei Tagen war er mit ſeiner Pflegetochter, wie er das junge Mädchen nannte, und deren Lehrerin nach Schonen gefahren, das Eis war ja ſtark und feſt. Heute wollten ſie zurückkehren, als plötzlich die Veränderung des Wetters eintrat, und während des Schneegeſtöbers hatten ſie die Richtung gänzlich verloren.

Sie setzten sich in Bewegung. Da ertönte wieder unter ihnen der seufzende, durchdringende Laut; sie wurden leise in die Höhe gehoben und sanken wieder, die Pferde standen stille, Christian betete zu Gott.

„Wir stehen in Gottes Hand!“

Das junge Mädchen schlang ihren Arm fest um den Pflegevater.

„Es wird wohl am besten sein, daß ich absteige!“ sagte er.

„O nein!“ bat sie, „wir sterben! Das Eis bricht!“ Sie riß den Mantel zur Seite und sah, todtenbleich, vor sich hin, ihr langes kohlschwarzes Haar glitt über die bleiche Wange. Christian starrte sie an, es war ja Naomi, die er erblickte, aber er wagte nicht ihren Namen zu nennen. Die Ueberraschung ließ ihn alle Gefahr vergessen.

Hin und wieder zeigten sich hellere Stellen in der grauen Luft, aber das Eis hinter ihnen, nicht hundert Schritt entfernt, hob sich hoch in die Höhe, ein dunkler Streifen mit wunderbaren Verzweigungen breitete sich zur Seite aus. Keiner sagte ein Wort. Da ertönte vor ihnen ein sonderbarer Laut, er kam nicht von der See, nicht aus der Luft, hohl und klagend tönte er, wie man von der Seekuh erzählt, welche sich auf den Vorderfüßen zwischen den Klippen erhebt und gegen das Land brüllt, wo die nahe verwandten Thiere grasen, wo sie aber nicht hinauf kommen kann.

„Was war das?“ sagte der Fremde und heftete seinen Blick scharf vorwärts. Peter Wik blieb stumm.

Wieder schaukelte das Eis unter ihnen, und der weiße

Schnee bekam von dem hervorschießenden Seewasser einen grauen Schein.

„Was ist das da vorn, zur Rechten?“ fragte Peter und wandte die Pferde. Eine Stange ragte aus dem Eise hervor. „Hier ist sicher ein Loch, welches die Fischer gehauen haben; es sieht wie ein Zeichen aus!“

„Da liegt etwas wie ein Haus!“ sagte der Diener.

„Wir können nicht am Lande sein!“ erwiderte Peter Wik mit gedämpfter Stimme.

„Ho!“ ertönte es nahebei, und derselbe brüllende Laut erklang in ihren Ohren.

Nicht weit davon, wo sie hielten, stand eine Art Holzschuppen, halb mit Schnee bedeckt. Hier fanden sie den Treiber mit seinem Vieh, welches in der kalten Luft brüllte.

„Was ist das für ein Kasten, der da aufgeschlagen ist?“ fragte Peter Wik. „Begebt Ihr Euch hier zur Ruhe?“

„Ja, das ist gewiß das Klügste, was ein Mensch thun kann!“ antwortete der Treiber. „Hier hat man doch das Trockne unter und den lieben Gott über sich! Die Herrschaft thut am besten, hier zu bleiben. Da liegt ja das Haus —“ und er zeigte auf ein Gebäude, welches einem Bauerhause glich und einige Schritte davon lag.

Sie befanden sich auf der kleinen, flachen Insel Saltholm; nur die höchsten Punkte liegen im Winter über dem Wasser und sie wird von den Jägern der vielen Hasen wegen besucht. Im Sommer hingegen bietet die Insel herrliche Weiden, weshalb die Amager ihr Vieh herüber führen. Schon in der Kriegszeit befand sich hier ein kleines Gebäude,

welches in den ſpäteren Jahren zu einem anſehnlichen Hauſe erweitert und von einer Familie bewohnt iſt.

Der Treiber ſagte, daß den Winter über ein Mann dort im Hauſe ſein ſolle, aber es wäre keiner zu finden, er müſſe wohl auf Amager oder in Schweden zum Beſuch und nicht zeitig genug zurückgekehrt ſein; das Haus ſtand leer.

Unſere kleine Caravane machte Halt, die verlaſſene Inſel war ihnen ein Hafen des Glückes.

Vier nackte Wände, glänzend von der gefrorenen Feuchtigkeit, bot das Innere dar. Küche und Stube waren eins. In einem Winkel auf dem gepflaſterten Fußboden ſtand ein ungemachtes ſchlechtes Bette, welches man ſchnell fortſchaffte. In der Kammer dicht daneben lag eine Menge Torf; mit einem Theil deſſelben und mit Hülfe einiger alter Breter machte Peter Wik Feuer an. Die Wagenſitze wurden herein gebracht, das waren prächtige Sopha's.

Das Ganze bot das Anſehen der einſamen Relais auf der Simplonſtraße dar, wenn Schneetreiben und Unwetter die Reiſenden nöthigt, dort Schutz zu ſuchen. Die Kälte war ſtark genug, um ſich die Berghöhe einbilden zu können, und blickte man in die graue Schneeluft auf die fortgleitenden Eismaſſen hinaus, welche in ſeltſamen beweglichen Geſtalten auf dem Strom dahinglitten, ſo war das den Wolkenmaſſen nicht unähnlich, welche an den Bergſeiten hinſchweben.

„Das hätte ich nicht geglaubt," ſagte Peter Wik lächelnd, „daß ich zwiſchen Seeland und Schonen ein Abenteuer wie Albertus Julius erleben ſollte! Kennt der Herr

das Buch? „Wunderbares Schicksal verschiedener Seefahrer.“ „Ich habe es in meiner Kajüte. Hungern kann man nicht, so lange Kuh und Kalb hier sind, und dursten auch nicht, wenn der Schnee ellenhoch liegt. Entweder wird es offene See, so daß Schiffe vorbeikommen, oder auch sie friert zusammen, so daß wir nach Amager hinüber gelangen und das Grüne essen können, das wir jetzt nicht in der Suppe haben!“

Der Fremde, Herr Graf nannte ihn die Gouvernante, schien eben so aufgeräumt als der joviale Schiffer zu sein. Die Gouvernante nahm thätig Theil, Alles auf das Wohnlichste einzurichten. Hoch auf dem Simse standen zwei alte Thongefäße, die scheuerte sie im Schnee, und sie mußten dann sowohl als Melkfaß wie als Kochtopf dienen. Der Viehtreiber brachte frische Milch, und aus dem Sitzkasten kam kalte Küche und zwei Flaschen Wein. Das Feuer knisterte lustig und verbreitete Wärme, während der Sturm das Fenster schüttelte und den Schnee in wirbelnder Flucht umhertrieb.

Christian ging mit vielem Eifer zur Hand und legte Teppich und Mantel dichter um Naemi, die ihren Schreck noch nicht recht vergessen konnte; sie saß wie ein Marmorbild da und heftete ihre großen dunklen Augen auf ihn. Diese zeigten, daß das stärkste Feuer kohlschwarz sein kann.

Peter Wik hockte vor dem Feuerherde und nickte der Gouvernante bekannt zu.

„Jetzt geht es ja besser,“ sagte er, „als es neulich ging, wie wir zusammen auf der See waren; da hatte man

doch wirkliches Waſſer unter ſich; damals ſah das Fräulein weit elender aus, nun geht es beſſer! Am wenigſten hätte ich gedacht, daß wir uns ſo bald auf der See treffen würden!"

„Auf dem Lande ſind wir doch nicht weit von einander," erwiderte ſie. „Dicht unter unſern Fenſtern liegt ja das Schiff; manchen Morgen habe ich Sie auf dem Verdeck geſehen, und des Abends kann ich Ihre Geige hören."

„Alſo ſind wir Nachbaren im Hafen!" ſagte Peter Wik.

„Iſt das Ihre Geige, die ich gehört habe?" fragte der Graf. „Sie ſind ein höchſt originneller Muſiker! Phantaſien ſcheinen es zu ſein; ich bin einige Mal ſtummer Zuhörer geweſen."

„Ja, meine Geige iſt es," ſagte Peter Wik, „aber mit Phantaſien habe ich mich nie befaßt; das iſt der Junge da, den Sie gehört haben. Er kann keine Stücke ordentlich, und dann ſpringt er von dem Einen in das Andere! Es iſt, wie ich es nenne, Sonnabendsgericht, von den Ueberreſten der ganzen Woche zuſammengekocht."

„Iſt er es?" fragte der Graf und betrachtete Chriſtian mit einer Art Intereſſe. „Es iſt Genie in ihm. Du hätteſt die muſikaliſche Laufbahn einſchlagen ſollen, da hätteſt Du vielleicht Dein Glück gemacht."

„Ja fürwahr!" ſagte Peter Wik. „Aber ſehn Sie, Herr, wenn man nur Salz und Brot im Hauſe hat, nützt es nichts, daß man ſitzt und darüber ſpeculirt, welcher Braten beſſer ſchmecken möchte!" und nun erzählte er in ſeiner Weiſe, wie er den Knaben an Bord bekommen hätte.

„Du biſt ja ein kleiner Abenteurer!" ſagte der Graf

mit einem Lächeln, indem er ihm zunickte. Chriſtian fühlte ſein Herz ſtärker ſchlagen, als er von dem fremden, vornehmen Herrn betrachtet wurde, aber ein einziges Wort zu ſagen, obgleich von ihm ſelbſt die Rede war, wagte er nicht. Möchte doch nur Naomi ſagen: „Ich kenne ihn auch! wir haben zuſammen geſpielt!“ aber ſie blieb ſtumm ſitzen und heftete ihre ſchwarzen Augen auf ihn.

Die Mahlzeit, welche gehalten wurde, war nach Peter Wik's Aeußerung prächtig, wie ein Martins-Schmaus.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, ſie verbrämte die zerriſſenen Wolken mit rothen Kanten. Die Ausſicht über die See hatte etwas ganz Eigenthümliches. Gegen Seeland hin war die ganze weiße Eisfläche in den verſchiedenſten Richtungen hin gebrochen, es ſah wie eine große, nicht illuminirte Landkarte aus, wo Flüſſe, Berge und die politiſchen Grenzen mit dunkleren Strichen angedeutet ſind; ein fortwährendes Knacken im Verein mit der leiſen Bewegung verhieß eine Veränderung wie die, welche die See gegen Schweden hin ſchon darbot; hier wurden große Eisſtücke zuſammengepreßt, mächtige Platten, die wie gegoſſenes Glas ausſahen, wurden hoch gegen einander gedrängt und ſegelten dann auf der grünen, wogenden See.

Die dem Lande nächſte Eisſcholle riß ſich los, der Strom trieb ſie hinaus.

„Es iſt ein Thier darauf!“ rief Naomi.

Ein armer Haſe war es, ängſtlich ſtand er an dem Eisrande und maß gleichſam die Entfernung bis zur feſten

Küſte, von der er ſich immer weiter entfernte. Er ſegelte auf ſeinem Todesſchiffe.

„Es iſt luſtig zu ſehen, wie er ſpringt!“ ſagte Naomi, „er kann nicht an das Land kommen!“ Selbſt geſchützt lächelte ſie, wie die Spanierin im Stiergefecht lächelt.

Im Hauſe war inzwiſchen Alles auf das Beſte zur Nacht eingerichtet worden. Naomi und die Gouvernante bekamen jede ihren Wagenſitz, um darin zu ſchlafen; die Männer hingegen mußten ſich, ſo gut ſie konnten, zu behelfen ſuchen. Der Treiber war draußen geblieben, wo er geſchützt und warm mitten unter ſeinem Vieh, die Mütze über die Ohren heraufgezogen, ſaß und königlich, wie Pharao, von fetten und magern Kühen träumte. Der Graf kam von ſeiner Abendwanderung zurück; Alle ſchliefen, ausgenommen Chriſtian, welcher ſaß und das Feuer unterhielt.

„Willſt Du nicht ſchlafen, mein Sohn?“ fragte der Graf.

„Ich kann nicht!“ erwiderte er und blickte in die Feuerbilder, die ihm ſeine Phantaſie in den Kohlen zeigte. So hatte das Haus gebrannt, als Naomi zum Fenſter herausgetragen wurde, ſo hatten die Pappel und das Storchneſt geglüht! Er erinnerte ſich an Alles, als wäre es geſtern geſchehen, und Naomi hatte es ſo ganz vergeſſen! Nicht ein Wort hatte ſie davon erwähnt, daß ſie ſich kannten, und doch begegneten ſich ihre Augen wie damals, als ſie mit den bunten Blättern geſpielt hatten. „Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht mehr?“ bebte auf ſeinen Lippen, als ſie „gute Nacht“ zu ihm ſagte, aber die Worte blieben ein todter Laut. Und doch kannte ſie ihn, ihre Gedanken hatten bei

denſelben Punkten, wie die ſeinen geweilt. Sie erinnerte ſich ſehr wohl, daß ſie auf der hohen Treppe geſeſſen hatten und daß er ihr da das große Klettenblatt gebracht und ſie auf den Mund und die Wange geküßt hatte, aber jetzt — war er ein armer Schiffsjunge.

Der Graf rückte näher zu ihm hin.

„Alſo biſt Du es, welcher des Abends in der dunkeln Kajüte ſpielt? Liebſt Du mehr die See, oder die Muſik?“

„Die Muſik!“ ſagte er mit funkelnden Augen.

„Nun, haſt Du Genie, wie ich glaube, dann wird es ſich ſchon hervorarbeiten. Quäle Dich darum nicht, daß Du ein armer Knabe biſt, das ſind die meiſten großen Künſtler geweſen, werde aber nicht ſtolz, wenn Du Dich einſt zu dieſem emporhebſt! Wenn Tauſende Dir Beifall zuklatſchen, könnte Dir leicht ſchwindeln! Ja,“ fügte er ernſter hinzu, „man muß viel Genie beſitzen, um ſich aus der Armuth zu erheben, und viel muß man lernen!“

„O, Alles wollte ich thun!“ rief Chriſtian aus. „Alles, was man verlangte!“

Die Unterhaltung ſchien den Grafen zu beluſtigen; er erzählte von ausgezeichneten Künſtlern, wie ſchwer ihr Loos geweſen, ja wie viele nie auf dieſer Erde Freude und Anerkennung von ihrer Größe genoſſen hätten, und es war Chriſtian, als ſchwebte ſeine eigene Zukunft in ſeltſamen, aber anſchaulichen Geſtalten vor ſeinen Augen vorbei.

„O Herr!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme und konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. „Ich kenne Niemand in der ganzen Stadt, der mir helfen könnte! Muſik

möchte ich lernen! O, ich würde Nacht und Tag über das nachdenken, was man mir ſagte!“ Und er erzählte von ſeiner Heimath, von ſeiner ganz verlaſſenen Stellung.

Der Graf betrachtete ihn mit einem theilnehmenden Blicke und Chriſtian drückte deſſen Hand gegen ſeine Lippen, benetzte ſie mit Thränen und erbot ſich ihm zu dienen, ſeine Schuhe und Stiefeln zu putzen, zu gehen, wohin er ihn ſenden würde, wenn er ihm nur dazu verhülfe, das zu lernen, was er lernen müſſe, um ſo ein Künſtler zu werden, wie er erzählt habe.

„Ja, mein guter Junge!“ ſagte der Graf, „das iſt nicht ſo leicht, wie Du glaubſt! Ueberdies müßteſt Du viel Genie haben und erſt die Zeit kann lehren, ob Du es haſt. Du mußt bedenken, daß Du ein armes Kind biſt! Beſitzeſt Du Genie, ſo wird es ſich wohl Bahn brechen, wenn Du Dich auch noch ein Jahr lang auf der See herumtummeln mußt. Per aspera ad astra! es gehören Widerwärtigkeiten dazu, um geläutert zu werden; Dir wird ſchon eine höhere Leitung helfen, davon kannſt Du Dich überzeugt halten, ich kann leider nichts für Dich thun, ich habe ſo viele Andere!“ Und er öffnete ſeinen Geldbeutel, gab ihm einen Thaler mit dem wiederholten Troſte, daß das wahre Talent ſich immer ſelbſt den Weg bahne, zog darauf den Mantel dichter um ſich und lehnte das Haupt gegen die Mauer, um zu ſchlafen.

Das waren die Icarusflügel, die er an die Schultern des Genies band; kühn gebildete Flügel, aber von Blei. Die Worte waren ja doch ein altes Thema, welches von

Geſchlecht zu Geſchlecht vor den Ohren der Künſtler tönte und in Jahrtauſenden noch mit Variationen erklingen wird, ſo lange die Welt dieſelbe iſt, als ſie war, da ſie Socrates den Giftbecher und Chriſtus die Dornenkrone gab.

Erſt gegen Morgen ſchlief Chriſtian ein, aber bald wurde er wieder von Peter Wik geweckt, welcher verkündete, daß der Wind ſich gedreht habe, daß das Eis zuſammengefroren ſei, und daß man den günſtigen Augenblick benützen müſſe, um Amager zu erreichen. Der Schlitten wurde angeſpannt und Alles zur Abreiſe angeordnet. Der Viehtreiber trieb ſein Vieh voran, denn wo dieſes hinüber gehen konnte, mußte das Eis auch den leichten Schlitten mit der Gouvernante und Naemi tragen können.

Der Zug begann. Das Eis knackte rings herum. An mehreren Stellen mußte man einen Umweg machen und ſo den gähnenden Riſſen entgehen, an anderen Stellen ſtand Waſſer, welches durchwatet werden mußte. Naemi drückte vor Furcht die Augen zuſammen.

„Wir ſinken!“ ſagte ſie zu Chriſtian, welcher hinten auf dem Schlitten Platz genommen hatte.

„O nein, Gott will nicht, daß wir jetzt ſterben ſollen!“ ſagte er.

Der Schlitten ward einige Mal geſchleudert; das Eis ſchaukelte gleichſam, das Waſſer ſpritzte bei des Pferdes Tritten hoch empor, da ſchlang Naemi ihre Hände um Chriſtians Arm. Die Gouvernante lehnte ſich auf die entgegengeſetzte Seite des Schlittens. Endlich waren ſie auf einer ebeneren und feſteren Eisfläche.

„Sieh, jetzt ſind wir wieder auf der neuen Landſtraße,“ ſagte Peter Wik. „Es wird kein Trauerlied auf uns gemacht, wenn ich es nicht ſelbſt mache, aber das iſt meines Amtes nicht! Ich habe nur eine Schreiberei geliefert, und die ſteht draußen auf dem Holms Kirchhof, auf meinen intimen Freund: „„1801 ſtand er und blieb ſtehen; 1807 lag er und blieb liegen.““

„Erinnerſt Du Dich meiner gar nicht?“ flüſterte Chriſtian Naemi zu, denn die Kirche auf Amager ſchien ſich zu nähern, und dort ſollten ſie ſcheiden.

„Ja!“ ſagte Naemi, aber ebenſo leiſe, und ihre bleichen Wangen wurden roth. „Du kamſt ja an meinem Geburtstag zu uns in den Saal!“

„Aber in Svendborg —?“ fing er an.

„Ja, damals!“ ſagte ſie. „Ich entſinne mich deſſen wohl; das iſt lange her!“ Sie wendete ſich plötzlich an die Gouvernante. „Nun ſind wir bald auf dem Lande. — Du ſprichſt nicht mit mir! — Wie kalt es iſt!“ und ſie zog das Tuch feſt um die Wangen.

Chriſtian ſtieg ab und folgte dem Schlitten. Ohne ſich den Grund dazu deutlich machen zu können, fühlte er ſich doch ſo betrübt; er hatte Luſt ſich auf das Eis zu legen und, wie der Siebenſchläfer im Märchen, viele Jahre zu ſchlafen.

Jetzt erblickten ſie Menſchen an der Küſte, und bald war alle Furcht vorbei. Sie waren auf feſtem Grunde. Der Graf bot Peter Wik Geld an.

„Mein Herr,“ ſagte er, es war nicht mein Fahrzeug,

auf dem Sie ſich befanden, und ſoll bezahlt werden, ſo würde ich und der Junge es, für die Ehre in ſo hoher Geſellſchaft geweſen zu ſein, thun müſſen!“

Die Gouvernante reichte dem Schiffer die Hand, und Naomi folgte ihrem und des Grafen Beiſpiel. Chriſtian ſtand mit dem Hut in der Hand und ſah zum zweiten Mal in ſeinem Leben, wie ſeine Spielgenoſſin vornehm in die Welt hinaus fuhr.

„Wir fahren auf den Schuhſohlen nach!“ ſagte Peter Wik.

II.

— Wir waren Kinder,
Zwei Kinder klein und froh;
— Vorbei ſind die Kinderſpiele,
Und Alles voll vorbei. —

H. Heine.

Erſt in den letzten Jahren hat ſich unſer Auge an das Schauſpiel des Pferdes in ſeiner natürlichen Schönheit auf der Rennbahn gewöhnt. Das Bild ſeiner wilden Flucht über die Steppen iſt uns dadurch deutlicher geworden. Eine der anſchaulichſten Schilderungen dieſes Thieres im Naturzuſtande haben wir in Waſhington Irving's: „a tour on the prairies.“ Er führt uns in die Urwälder, wo die wilde Ranke ſich von Baum zu Baum ſchlängelt und ein meilenweites Gehege bildet, von welchem man

auf die ungeheueren Steppen hinausblickt, wo das hohe Gras wie eine See wogt und die wilden Pferde in großen Heerden, mit flatternder Mähne, funkelndem Blick und kühnen Sprüngen, über die Steppen dahinjagen. Der Wunsch, daß sie immer in diesem stolzen Freiheits-Zustande bleiben möchten, drängt sich uns auf. Der Jäger wirft die Schlinge um das stolze, freie Thier, und es erhebt sich mit aller Kraft, um das Band zu zersprengen, aber kräftigere Hände halten es fest; der erste Peitschenschlag fällt auf den Rücken des Thieres und schäumend und dampfend versucht es zum letzten Mal seine ganze Kraft. Vergebens! es wirft sich wie todt auf die Erde; ein neuer Peitschenschlag fällt, und geduldig erhebt es sich; mit einem Strick gebunden folgt es dem Packpferde. Der König der Steppe ist ein Sklave."

Es liegt etwas Wehmüthiges in diesem Uebergange. Von dem wilden Pferde auf der Steppe zu dem elendesten Arbeitsgaul vor dem Wagen des Bauers ist ein unendlicher Sprung, aber Ein Geschlecht ist es und auf den glänzendsten Anfang kann ein solches Ende folgen. Kein Thier hat in der Schicksalsumgestaltung mehr Aehnlichkeit mit den Menschen. Das Pferd, welches einst einen König trug, von seiner rechten Hand gestreichelt und auf das Beste gepflegt wurde, stieg oft durch Unglück zum Dragonerpferde herunter und endete zuletzt vor dem Karren des Schinders.

Von diesen Betrachtungen erfüllt werden wir in eine eigenthümliche Stimmung versetzt, wenn wir an einem heiteren Wintertage, während der Schnee fest und funkelnd liegt, im Mondscheine über den großen Platz in Kopenhagen

gehen, welcher den Namen Königs-Neumarkt trägt. Rings um die Königsstatue zu Pferde, wo die colossalen Metallfiguren sitzen, jagt eine Reihe von Miethschlitten, die dort ihren Stand haben. Straßenjungen und die ordinärsten Leute geben hier ihre zwei Schillinge für, wie es heißt, eine Tour zweimal um das Pferd. Die Schlitten sind gewöhnlich alt und höchst jämmerlich, aber das davor gespannte arme Pferd noch elender; wenn der Fuhrmann es vor dem Lastwagen nicht mehr brauchen kann, so spannt er es vor den Schlitten, abgezehrt wird es nun vorwärts gepeitscht und kömmt schäumend und triefend naß zurück, um in der schneidenden Kälte zu stehen, bis ein neuer Kutscher es abjagt; es endet oft damit, daß es stürzt, und das ist gewiß noch das größte Glück für das Thier.

Es war gegen Abend, als diese erwähnten Schillingsschlitten um das Metallpferd herumjagten; die Schellen klingelten, die Peitsche knallte und Hurrahruf und Jubel von den schlittenfahrenden Knaben erscholl mit knallendem Effect. Die meisten Fußgänger machten weite Umwege; nur Wenige wagten es, den Weg gerade über den Platz einzuschlagen; die Kühnen warfen spähende Blicke umher und machten rasche Sprünge über die in Kreisen und Ellipsen gezogenen Bahnen. Unter den Dreisten befand sich ein Herr in einem großen Mantel, es war der Graf. Einem Paar Schlitten war er leicht vorbeigeschlüpft, jetzt kam einer mit zwei jubelnden Matrosen und einem Knaben; vergebens blieb er stehen, damit der Schlitten vorbei fahren könne, derselbe drehte sich gerade gegen ihn, das Pferd war so nahe,

daß der Schaum ihn besprützte, aber im selben Augenblick lag das Thier auf der Erde und der Schlitten, welcher so plötzlich angehalten wurde, stürzte nach der Seite um, das arme Thier schnappte ein Paar Mal, schlug seine Augen sonderbar schmerzlich auf und lag nun todt da. Die Leute strömten herbei, ein Paar der Vermiether mit der Peitsche in der Hand fanden sich ein.

„Das war Sonderling, der sich gelegt hat!“ sagten sie, „der thut nun auch nichts mehr!“

Sonderling, der Name rief eine vergangene Zeit in des Grafen Seele zurück; lebendig schwebte ihm das alte Familienhaus in der Stadt vor, wo die gnädige Frau Mama für Lafontaine's Romane geschwärmt hatte, das hübsche Füllen wurde deshalb nach dem Roman: „der Sonderling“ genannt, und der junge Graf erhielt es an seinem Geburtstage, es war ein stolzes, ein schönes Thier; wenn er durch die Straßen Svendborgs ritt, kamen alle Leute an die Fenster und Reiter und Pferd gewannen den Beifall Aller. Die hübsche Sara, des Juden Tochter, streichelte es mit ihrer feinen Hand, und das Thier hielt viel auf die Gouvernante, wie sie im Hause genannt wurde. Es wieherte laut, wenn sie es auf den Kopf küßte, doch der Reiter hielt noch mehr auf die hübsche Gouvernante, und deshalb mußte sie fort — das war eine traurige Geschichte! — Als der junge Graf später außer Landes reiste, ging auch Sonderlings Glücksstern unter, er wurde auf St. Knuds-Markt verkauft.

Konnte und mußte es nicht dasselbe abgemagerte, ge-

peinigte Thier sein, welches hier lag? Alle diese Gedanken schlugen in einem mächtigen Erinnerungsfunken bei dem Namen Sonderling, das Einzige, was diesem noch aus glücklicheren Tagen geblieben war, aus des Grafen Seele auf. Deshalb weilte er länger, als er in jedem anderen Falle gethan haben würde, und bemerkte auch nichts von dem größeren Unglück dicht dabei: der Knabe, welcher im Schlitten gesessen hatte, war sicher zu Schaden gekommen, er wurde zu einem Wundarzt hinein getragen.

Von der kalten Abendscene wollen wir mit dem Grafen in dessen gemüthliche Wohnung eintreten, vor der das Schiff mit Schnee auf dem Tauwerke lag. Eine warme Luft, mit aromatischen Düften gewürzt, begegnete den Eintretenden. Wachslichter in silbernen Armleuchtern erhellten das Zimmer, dessen Fußboden mit bunten Teppichen belegt war, welche die harte Unterlage elastisch weich machten. Gemälde von Juul und Gebauer schmückten die Wände. Gyps-Abgüsse von dem sterbenden Fechter und dem Römerknaben, welcher den Dorn aus seinem Fuß zieht, standen zu jeder Seite des Mahagoni-Bücherschrankes, in welchem sich nur vornehme Schriftsteller fanden, das heißt: Goethe, Racine, Swift, aber nicht ein einziges dänisches Buch, wie man so oft bei unserer sogenannten höheren Klasse eine Art Schaubibliothek findet, welche Geschmack zeigt, aber ob dieser wirklich gefunden wird, lernt man erst durch die Conversation. Daß außerdem eine ganze Reihe von „Taschenbüchern“ dastand, gehörte gerade nicht zu den guten Auspicien. Zum nächsten Zimmer führte keine Thür. Hier hingen auf orientalische

Weiße Seidenteppiche, die man zur Seite schlug. Das Zimmer war kleiner; sonderbare Schlingpflanzen hingen von den Pyramiden zwischen den Damast-Gardinen herab. Die blauen und blaßrothen Glocken der Hyacinthen klingelten mit Tönen von Duft. Am Theetische, den die Gouvernante besorgte, saßen Naomi und ein ältlicher Herr; Kammerherr war er. Thorwaldsen begann zu jener Zeit einen europäischen Ruf zu erlangen, der Kammerherr sprach davon.

„Ich habe ihn gekannt," sagte er. „Als ich Kammerjunker war, war er nichts; aber Genie hat er, und die Zeitungen sprechen von ihm. Ja, bei Gott! lese ich nicht seinen Namen im Journal des débats? Der Mensch wird célèbre, aber zur Tafel des Königs kann er nicht gelangen, weil er nicht Etatsrath ist!"

Auf einem Tisch dicht daneben lagen seine Kupferstiche und Ansichten. Da waren die meisten italienischen Gegenden, welche der Graf besucht hatte.

„Magnifique! magnifique!" sagte der Kammerherr, „das ist Genua! da war ich vor siebenundzwanzig Jahren! schöne Frauenzimmer giebt es da! und in Bologna —! ach ja, die Bologneserinnen! welche Augen!" Die Gouvernante schlug die ihrigen nieder. Der Kammerherr flüsterte halblaut: „schöne Frauenzimmer! ihrethalben reist man ja nur!"

Der Graf erzählte jetzt, wie nahe er diesen Abend daran gewesen sei, überfahren zu werden, und sagte, daß der arme Knabe gewiß zu Schaden gekommen sei. „Das kleine musikalische Genie!" fügte er noch hinzu.

„Er hat hier im Hauſe Concert gegeben!“ ſagte Naomi lachend. „Die Bedienten hatten ihn zu ſich hereingeholt, er hatte geſpielt und ſie hatten geklatſcht, aber der Kutſcher Hans war witzig geweſen und hatte ihm einen Trefle Buben als Ordenszeichen auf die Bruſt gehängt, da verſtand er doch, daß man ſich über ihn luſtig machte, und es traten ihm die Thränen in die Augen, aber da kam Eliſa hinzu,“ ſie zeigte auf die Gouvernante, „und Alles kehrte zum ſchuldigen Reſpect zurück!“

„Der arme Knabe,“ ſagte der Graf, „jetzt kömmt er nach dem Hoſpital“

„Aber ich kann ihn die Geige ſpielen hören!“ ſagte die Gouvernante und lauſchte. „Das iſt ganz dieſelbe Muſik, die wir zu hören pflegen!“

Der Bediente wurde herein gerufen.

„Erkundige Dich danach, wer da ſpielt,“ ſagte der Graf. „Frage, ob der kleine Schiffsjunge bei der Schlittenfahrt Schaden genommen hat.“

Der Bediente kam bald wieder zurück und erzählte, der Knabe habe ſich zwar das Bein verrenkt, aber es ſei wiedereingerichtet, er ſtände mit der Geige, die er ihm mitzunehmen aufgetragen habe, vor der Thür.

„Ja, das war nicht meine Meinung!“ ſagte der Graf. „Nun, es iſt gut, daß er ohne Schaden davon gekommen iſt!“

„Wollen wir nicht das kleine Kunſtwerk ſehen?“ fragte der Kammerherr. „Fräulein Naomi ſagt mit ihren hübſchen Augen, daß ſie den kleinen Künſtler ermuntern will!“

Der Graf lächelte, und einen Augenblick darauf ſtand Chriſtian auf Strümpfen, die Geige hinter dem Rücken verborgen, in dem erhellten Zimmer. Wie warm und duftend, wie reich und ſchön war doch Alles um ihn her! Blumen und Naomi, eben ſo wie damals, als er durch die Mauer in des Juden Garten kroch. Sie wollten ſein Geigenſpiel hören! er bebte vor Freude.

Da trat gleichzeitig ein langer, magerer Herr mit einem ernſten, ſtrengen Antlitz in das Zimmer. Finſter und fragend betrachtete er Chriſtian, als wollte er ſagen: was macht der arme Knabe hier?

„Das iſt ein kleines muſikaliſches Genie!“ ſagte der Graf und erklärte jetzt mit wenigen Worten die Bekanntſchaft.

Der Fremde blickte den Knaben noch ernſter an, den der Graf damit abfertigte, daß er ihn ein anderes Mal hören wolle; ein Thaler wurde ihm in die Hand gedrückt, aber nur halb glücklich dadurch verließ er die prächtigen Zimmer.

Der Bediente nahm ihn mit in die Geſindeſtube, und nun mußte er dort, wie geſtern, vor den Leuten ſpielen. Viele Witze wurden gemacht, aber ſeiner Eitelkeit wurde doch geſchmeichelt, und auch hier bekam er Geld. Er war ſehr froh, als er die Treppe hinunter ging. Der ernſte Herr mit dem ſtrengen Blicke begegnete ihm. „Sie haben Dich ja zum Beſten!“ war Alles, was er ſagte, und das fiel gleich einem gährenden Gift in ſeinen Freudenbecher.

Auf dem Schiffe empfing ihn Peter Wik mit einem ernſten Angeſicht.

„Wo zum Teufel treibſt Du Dich herum?“ fragte er. „Biſt Du Stadtmuſikant geworden? Du kannſt da unten im Kaſten kratzen, aber nicht da oben für die Tellerlecker, ſonſt bekömmſt Du einen Klapps! Das iſt nun ſo Peter Wiks Meinung!“

Still und betrübt ging er nach ſeiner kleinen Koje hinab.

III.

Blum.

Nun? iſt ſie da?

Brand.

Die Feenkönigin — nun ja, die Feenkönigin.

Das leidende Weib, Trauerſpiel von Linz.

Prie! pour les vierges voilées:
Pour le prisonnier dans sa tour,
Pour les femmes échevelées,
Qui vendent le doux nom d'amour!

Victor Hugo.

Die Extreme ſind wie die Kreiſe: wo ſie ſich am Meiſten von ihrem Ausgang entfernen, da begegnen ſie ſich. An dem Grabe eines lieben Verſtorbenen glauben wir gerade an die Unſterblichkeit.

Gerade hier, wo die Wirklichkeit in alle Hoffnungsblaſen Chriſtians zerſtörend eingriff, wurde ſein Vertrauen auf dieſe am ſtärkſten. Jene Künſtler, von denen der Graf in jener Nacht, als ſie zuſammen auf Saltholm waren, erzählt hatte, ſpukten in ſeinem Gehirn.

Zwei Bücher hatte er diesen Winter gelesen: Albertus Julius und das alte Testament; beide waren ihm unfehlbare Worte der Wahrheit, und in beiden wurden Kampf und Hindernisse mit Glück belohnt. Albertus Julius fand dasselbe auf seiner Klippeninsel; die biblischen Geschichten, welche ja Gottes eigene Worte waren, sangen denselben Trost. Der Hirtenknabe, der arme David, wurde Israels König, Hiob erhielt Gesundheit und Reichthum wie zuvor, der böse Haman kam an den Galgen, während Esther die goldene Krone an der Seite ihres königlichen Herrn trug.

„Das wahre Genie bahnt sich immer den Weg!“ hatte der Graf gesagt. „Lieber Gott!“ betete Christian mit kindlichem Sinne, „gieb mir wahres Genie, ich will es nur zu deiner Ehre gebrauchen!“

Manche Stunde stand er an den heiteren Abenden und blickte mit Andacht und Vertrauen zu den glänzenden Punkten hinauf. Die Astrologen meinten, daß die Sterne Einfluß auf uns hätten, die wir unter denselben wandeln. Dieser Glaube hat sich jetzt verloren, nur der Stern auf der Brust des Menschen kann eine solche Kraft zeigen. Christian hoffte Hülfe von beiden, von denen dort oben und vom Grafen, dessen Stern eben so prächtig blitzte, aber ach! sie blieb aus.

So saß er eines Abends gedankenvoll in der dunkeln Cajüte; er schlief ein und träumte da recht lebendig von Einer, die wir fast vergessen haben oder die Meisten vielleicht vergessen möchten: Steffen-Carrede. Sie führte ihn an der Hand über eine ausgedörrte Oede, wo die Erde tiefe

Riſſe bekommen hatte, ſo daß ſie bei jedem Schritt nahe daran waren zu fallen, und ſie gelangten in einen ſchönen, blühenden Garten, wo Alles Muſik und Freude war. Sie gab ihm eine Geige von Silber, und als der Bogen die Saiten berührte, übertönten ſie laut Tauſende von anderen Inſtrumenten; er erwachte vom ſtarken Klang und fand Troſt und Freude in ſeinem Traum; ſie, deren Bild der Graf verdrängt hatte, ſchwebte ihm wieder als ein guter Engel vor. Sie hatte ihm zwar nicht, wie der Graf, Geld gegeben, aber ſie hatte ſeine Hand herzlicher gedrückt und ihm liebreich in das Auge geblickt. Es ergriff ihn wunderbar, in demſelben Augenblick auf der Cajütentreppe eine Stimme zu hören, die ganz wie die ihre klang. Kam ſie ſchon als eine gute und mächtige Fee, um ihn zu Ehre und Glück zu führen? Er hätte ihr entgegen ſtürzen mögen, aber ſie war nicht allein; der Matroſe begleitete ſie. Dieſer fragte laut, ob Jemand drinnen ſei; aber eine ſonderbare Furcht band Chriſtians Zunge.

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte der Matroſe.

„Es wird auf Dich ankommen,“ ſagte ſie, „ob ein Körper und eine Seele in das ewige Schlammgrab gehen ſollen.“

„Biſt Du eine von den Heiligen geworden?“ fragte der Matroſe lachend.

„Ich muß Dir Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe!“ ſagte ſie mit einer gebrochenen Stimme. Chriſtian lauſchte, denn ſie wollte ſicher von ihm ſprechen.

Wir wollen uns nicht abwenden und brauchen es auch

nicht. Sehen wir in den Wegen des Gartens eine der häßlichen großen Kröten mit ihrem ſchleimigen Körper ſchwerfällig hüpfen, da ekelt uns vor dieſem Geſchöpfe; wenn es aber von einem Feinde verfolgt wird oder gemißhandelt ſein einförmiges Geſchrei ausſtößt, ſo werden wir gerührt, der Ekel geht in Mitleid über. Wie viel mächtiger müſſen nicht dieſe Extreme ſein, wenn von einem Geſchöpfe unſerer Claſſe die Rede iſt! Wende Dich nicht ab, weil ich ſie dir nicht in den Reihen der Odaliken, unter dem Schatten der Palmen, am ſchwellenden Ganges zeige. Wende dich nicht fort, weil es in der niedrigen Cajüte eines Kauffahrteiſchiffes und nicht am glänzenden Hofe iſt, wo Grafen und Herzoge um einen Blick der königlichen Buhlerin werben. Es iſt das Laſter auf ſeiner niedrigſten Stufe, weil Armuth ſein Gewand iſt; nicht in Gold und Seide ſollſt Du ſie ſehen, ſondern in ihrem Elende; ſie ſehen, wenn ſie wie der Baſilisk ſich ſelbſt im Spiegel erblickt und vor ſich ſelbſt erſchrickt. Es iſt etwas Tragiſch-Erſchütterndes darin, die menſchliche Natur zum Thier herabgewürdigt zu ſehen, wenn ſie in ihrem Untergange begreift, daß ſie nach Gottes Ebenbild erſchaffen war. Glückſelig Du, der Du eine Heimath erhielteſt, wo die Schamhaftigkeit Dich nicht verließ. Die hatte ſie nicht. Welches Gift können nicht die ſüßen Worte des Mannes in die Seele eines Weibes tröpfeln, und es wird der Schande geweiht! Hätteſt Du vor achtzehn Jahren das ſchlanke, vierzehnjährige Mädchen mit der reinen Lebensluſt in den klaren Augen geſehen, da hätteſt Du an Semele gedacht. — Ja, Semele erwartete Jupiter in all

seiner Majestät und der Geliebte kam, — aber nicht wie die Sonne, welche wärmt, sondern wie das Feuer, welches brennt, und sie wurde Staub in seinen Armen, erzählt die Mythe. Staub und Erde wurde das Schönheitsbild.

Wir glauben nicht mehr an Gespenster, wir glauben nicht, daß die Todten um Mitternacht in ihren weißen Gewändern um uns Lebende schweben. In den großen Städten erblicken wir sie. Im Mondscheine, wenn der scharfe Wind über den Schnee weht und wir uns dichter in unsere Mäntel hüllen, sehen wir weibliche Wesen, weißgekleidet in der leichten Tracht des Sommers, uns winkend vorbeischweben. Des Grabes giftigen Dunst hauchen diese Gestalten; traue nicht der Gesundheitsrose auf der Wange, es ist nichts als ein gemalter Todtenkopf; das Lächeln gehört der Verzweiflung oder dem Rausche an. Sie sind todt, aber schrecklicher todt als unsere Todten. Sie begruben die Seele, der Körper geht um und spukt; gleich Vampyren trachtet derselbe nach Menschenblut, um ernährt zu werden, deshalb klammert sie sich an dem berauschten gemeinen Mann und an dem rohesten Kerl fest, bei dessen Anblick selbst dem Manne widert. Es sind fürchterlich unglückliche Geister, die in der Morgendämmerung nicht in ihr Grab hinabsteigen, nein, da kommen die Träume der Verzweiflung und setzen sich wie ein Alp auf die Brust und singen von der Verachtung der Menschen, von einem bessern Leben schon hier auf Erden, und Thränen strömen über die gemalten Wangen, und um die Träume zu verjagen, ergreifen sie den Becher; die Todeszeichen des Giftes sieht man dann um so deutlicher in der

nächſten Nacht, wenn ſie wieder ſpuken. „„Rette mich! bis jetzt bin ich nur ſcheintodt, einzelne Augenblicke fühle ich noch, wie meine Seele in mir lebt!““ ruft oft eine der Unglücklichen, aber erſchrocken fliehen diejenigen fort, welche die Stimme aus dem Grabe vernehmen, und ſie, die Halbtodte, hat nicht die Kraft, den Sargdeckel der Verhältniſſe und die ſchwere Erde der Sünde, welche ſie drückt, zu heben.

„Rette mich!“ waren auch die erſten Worte, welche Chriſtian in der Cajüte von ihr vernahm, in der er eine vermögende edele Dame erblickte und die wir als eine jener Erſcheinungen der Nacht kennen. „Ich bin im Schlamm!“ ſagte ſie. „Niemand achtet mich. Ich habe Dir ehrlich von meinem Gelde gegeben. Vierzig Thaler beſitze ich noch. Heirathe mich! Nimm mich von dieſem Elende hier fort, führe mich nach einem Orte hin, wo mich Niemand kennt, wo Du Dich meiner nicht zu ſchämen brauchſt. Ich will für Dich arbeiten, bis mir das Blut aus den Nägeln ſpringt. O, nimm mich mit Dir, nach einem Jahre wird es zu ſpät ſein!“

„Dich ſollte ich meinen alten Eltern zuführen?“ ſagte der Matroſe.

„Ich will ihre Füße küſſen, ſie mögen mich ſchlagen und ich werde geduldig jeden Schlag ertragen! Ich bin ſchon alt, ich weiß es wohl, nahe an achtundzwanzig, aber es iſt eine Barmherzigkeit, um die ich Dich bitte. Thuſt Du es nicht, dann thut es Keiner und dann muß ich trinken, bis mir der Kopf ſpringt und ich ſo vergeſſe,

wie elend ich mich ſelbſt gemacht habe!“ Sie klammerte ſich an den ſchmutzigen Matroſen an.

„Iſt das das Wichtige, was Du mir erzählen wollteſt?“ und er ſtieß ſie fort.

Dieſe Thränen, dieſe Seufzer, vereint mit den Worten der Verzweiflung, drangen durch Chriſtians Herz; ein Traumgebilde erloſch und er erblickte die Schattenſeite der Wirklichkeit.

Er war wieder allein.

Einige Tage darauf ſollte das Eis im Canal aufgehauen werden. Der Matroſe und Chriſtian hieben die Axt tief in das feſte Eis und dieſes ſprang in große Stücke. Etwas weißes Zeug hing in der Eismaſſe feſt. Der Matroſe vergrößerte die Oeffnung und da lag ein Frauenzimmer, weiß gekleidet wie zum Ball, Bernſteinperlen um den Hals, goldene Ringe in den Ohren und die Hände feſt über die Bruſt gefaltet: es war Steffen-Carrede.

Chriſtian konnte dieſen Anblick nicht vergeſſen; das war das Schlußbild jener Abend-Geſchichte. Was hatte ihn nicht der Pathe in der letzten Stunde, wo ſie in Svendborg zuſammen waren, gelehrt: „Genieße die Freuden, während Du kannſt, damit Du nicht im Alter darüber zu weinen brauchſt, daß Du keine Sünden haſt! Es iſt beſſer, das Leben zuviel genoſſen zu haben, als ſpäter in der Einſamkeit darüber ſeufzen zu müſſen, daß man es nicht genoß, während man konnte!“ Er begriff jetzt das Dämoniſche in dieſen Worten, klammerte ſich an ſeinen Gott an und betete: „Erlöſe uns von dem Uebel!“

An jenem Abend, nach dem Beſuche, hatte ſie ſich in die Furche zwiſchen dem Eiſe und dem Schiffe hinabgleiten laſſen. Der Brand der Verzweiflung war in dem kalten Waſſer erloſchen. Chriſtian hoffte nicht länger auf ſeine Träume. In der Welt gab es keine Feen wie im Märchen.

IV.

Leb' wohl, — ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine;
Sie liegt noch und ſchläft und träumt von mir.

H. Heine.

Durch die dichten Blätter der Blumen bricht das Licht in Farben hervor, hier roth, dort blau, jede Farbe, die wir kennen; mit derſelben Kraft ſtrahlt das Göttliche aus allem Geſchaffenen hervor; wie das Licht in der Blume ſtrahlt ſeine Allmacht durch die ganze Schöpfung. Alles iſt ein Wunder, das wir nicht begreifen, aber daran gewöhnt es bald alltäglich finden. Die gedichteten Märchen erhalten ihre Uebernatürlichkeit nur durch das Zerbrechen der Kette, durch den Mangel an der weiſen Ordnung, die wir täglich in dem größeren, göttlichen Märchen, in welchem wir ſelbſt leben, vor Augen haben.

„Hier in der Welt iſt es nicht wie in den Geſchichten, die man mir erzählt hat!“ ſeufzte Chriſtian. „Hier giebt

es keine mächtigen Feen!“ Aber hier iſt ein Gott, welcher mächtiger iſt; von ſeiner Weisheit erzählt das Geſchaffene um uns her und von ſeiner Güte das Geſchaffene in uns.

„In vierzehn Tagen,“ ſagte Peter Wik, „wollen wir ſehen, Mutter in Gang zu bringen. Jetzt hat ſie Wintervergnügen genug in Kopenhagen gehabt!“

Nach Svendborg ſollten ſie zurück; es war ſchon der erſte März. Chriſtian fühlte eine ſeltſame Angſt, eine brennende Unluſt bei dem Gedanken, die Heimath wieder zu ſehen. Die Erinnerung daran kam ihm wie ein häßlicher Traum vor. In Kopenhagen mußte er bleiben, hier würde ihm doch ſicher einmal das Glück entgegenkommen. „Wenn ich an das Land und in den Wirbel der Straßen gehe, wie ſollte man mich da finden können? Es muß am letzten Tage ſein, wo ich es thue, dann iſt keine Zeit zum Suchen mehr. Aber wer wird ſich meiner annehmen? Und wenn ich ganz verlaſſen bin, kann man mich doch nicht ſterben laſſen, und das wird Gott auch nicht!“

Während dieſer Beſchluß mehr und mehr in ſeiner Seele reifte, fühlte er zugleich recht nagend, wie undankbar es gegen Peter Wik ſein würde, welcher ſo gut und liebreich gegen ihn geweſen war; dieſe Reue vermochte ihn, einen noch größeren Eifer dem Manne zu gefallen an den Tag zu legen.

„Vielleicht wartet der Graf nur darauf, daß ich einen ſolchen Schritt thun ſoll, um recht davon überzeugt zu werden, wie groß meine Luſt iſt! Wenn ich es thue, wird er mir helfen.“ Dieſer Gedanke war ein wichtiger Vernunft-

grund. So kam er dann zu dem Beſchluſſe, daß er in der Nacht, bevor das Schiff ausgeholt werden ſollte, daſſelbe verlaſſen wolle. Der liebe Gott würde wohl für das Weitere ſorgen.

Es war der letzte Nachmittag, an welchem das Schiff im Hafen lag; Chriſtian ſtand beim Anker und blickte nach dem Hauſe hinauf, wo Naemi wohnte. Die prächtigſten Frühlingsblumen füllten die Fenſter. Südafrica's Prachtgewächſe haben keine reicheren Farben für den Fremden, als dieſe für unſern kleinen Seefahrer hatten. Mitten in ſeiner Armuth, im Begriff noch verlaſſener zu werden, als er war, malte er ſich aus, welches prächtige Schloß er ſich bauen wolle, wenn er reich würde, wie jedes Fenſter, gleich dieſen, mit Blumen prangen müßte, und Naemi ſollte auf Seide und Gold in all' dieſer Herrlichkeit ſitzen. Dann dachte er wieder an Peter Wik, und daß es der letzte Abend ſei, an dem ſie zuſammen wären. Das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen.

„Haſt Du einen Pips, wie die Hühner?“ fragte Peter Wik. „Jetzt kömmſt Du ja nach Svendborg zurück, und Lucie wird Dich froh empfangen. Du biſt ihr ja doch gut?“

„Ja, ſehr!“ ſagte Chriſtian, und die Spannung, worin er ſich befand, machte ſich in Thränen Luft.

„Zum Teufel, worüber weinſt Du jetzt?“ fragte Peter Wik. „Du biſt wohl mit Salzwaſſer geladen! Ich kann Dich nicht auf dem Fahrzeuge behalten, daran habe ich oft gedacht!“

Chriſtian wurde ſiedend heiß. Peter Wik zu verlaſſen war freilich ſein Gedanke geweſen, aber daß dieſer ihn ver-

laſſen, ihn aufgeben wollte, nein, das war ihm nie eingefallen. Die Worte verurſachten ihm deshalb einen groſsen Schreck.

„Ich werfe Dich nicht über Bord," ſagte Peter Wik und zog ihn freundlich zu ſich hin. „Du biſt ein guter Junge! Ich habe Dich lieb gewonnen, aber zu der See haſt Du keine Luſt, das habe ich zu gut gemerkt."

Chriſtian wünſchte ihm widerſprechen zu können.

„Du ſollteſt nun eigentlich einen Wiſcher erhalten," ſagte Peter Wik, „denn Du konnteſt mir ſchon ſagen, worüber Du brüteſt! Ich habe lange daran gedacht, mit Dir darüber zu ſprechen, aber ich bin dazu nicht aufgelegt geweſen; jetzt ſollſt Du es ſo warm bekommen, wie ich es habe!"

War Peter Wik allwiſſend? Wuſste er, daſs Chriſtian ſich dieſe Nacht vom Schiffe ſchleichen wollte? Der Sünder mit dem belaſteten Gewiſſen blickte zur Erde.

„In der Nacht, als wir auf Saltholm waren," fuhr Peter Wik fort, „als Du ſaſseſt und in Dein Feuer ſtörteſt und mit dem Grafen davon plauderteſt, ein Teufelskerl zu werden, da ſchlief Peter Wik nicht, wenn er auch die Augen ſchloſs. Ich hörte all den Unſinn, den er Dir in den Kopf ſetzte und welchen Du dumm genug warſt zu glauben; ich hörte auch wohl, wie Du beichteteſt und ſupplicirteſt. Das war herzlich dumm von Dir! Da erhieltſt Du auch Deinen Abſchied von mir. Ich kann Dich nicht gebrauchen, aber darum ſollſt Du nicht Noth leiden. Deinen Eltern darf ich Dich nicht ſenden, nein! Ich will Dich zu Herrn Knepus nach Odenſe bringen, er iſt ein Mann, der Dir etwas leh-

ren kann, er verſteht ſich auf die Muſik, und dann wollen wir ſehen, wozu Du taugſt."

Chriſtian drückte ſeine Hand.

„Wenn Du nur das Heulen laſſen wollteſt!" ſagte Peter Wik. „Kann etwas aus Dir werden, ſo wird es mich freuen, aber zum Matroſen taugſt Du nicht!"

Chriſtian konnte bei dem Gedanken an das, was er in dieſer Nacht hatte thun wollen, weinen; es lag ihm ſchwer auf dem Herzen, doch wagte er nicht ſeine Sünde zu bekennen. Muſik ſollte er lernen, für die Muſik ſollte er leben, ſein höchſter Wunſch ſollte in Erfüllung gehen, und die Hülfe kam von Peter Wik, gerade von dem, bei welchem er ſie nie geſucht hatte. Er kniete in den dunklen Winkel nieder, küßte in die Luft und dankte dem guten, liebreichen Gotte.

In der Morgendämmerung lief das Tau auf dem Bollwerke entlang. Lucie wurde aus dem Hafen geholt. Chriſtian ſah mit einem frohen und doch wehmüthigen Blick zu Naomi's Fenſter hinauf. „Heute ſpricht ſie, der Graf und Alle da oben gewiß nur davon, daß wir fort ſind!" dachte er. „Die arme Steffen-Carrede, die ſo gern mit uns heim ſegeln wollte!"

Und das Schiff glitt aus dem Hafen. —

— „Unſer Schiffer iſt fort!" ſagte die Gouvernante, als ſie aus dem Fenſter blickte. „Da liegt ein neuer mit bornholmiſchen Uhren."

„Das iſt gut!" ſagte Naomi, „dann iſt der Junge mit fort; er war ſo aufdringlich, ſo naſeweis —! ich habe ihn

als kleines Kind gesehen, seine Eltern wohnten dicht neben uns, da spielte er einmal mit mir. Nun sind seitdem viele Jahre verstrichen, und da stürzt er hier gerade in das Zimmer. Er ist gewiß nicht recht gescheidt! Du weißt nicht, wie er mich auf dem Eise quälte, als wir von Schonen kamen! Es hat mich wirklich etwas betrübt, daß ich habe so unfreundlich gegen ihn sein müssen, aber ich konnte nicht anders!"

„Es wäre doch interessant, wenn er ein großes Genie wäre und dazu gelangte es zu zeigen! Claus Schall, welcher die hübsche Musik zu Galeotti's Balletten componirt hat, war ein armer Knabe, der in die Tanzschule des Theaters kam, Figurant wurde und jetzt ein berühmter Componist ist!"

„Das klingt wie in einem Roman!" sagte Naomi, „aber ich ziehe vor, daß sie am Schluß ihres Lebens unglücklich werden müssen. Das ist so interessant!"

V.

Und ist es auch nicht schön, so ist es doch ganz wahr.
Wessel.

Wir wollen uns jetzt nach Fühnens alter Hauptstadt Odense begeben; sie hatte damals noch etwas Eigenthümlicheres als jetzt. Hier erhoben sich zu jener Zeit mehrere alte Häuser mit dicken Mauern, Basreliefs über den Fenstern,

ſolide Treppen mit einem Geländer von Granit und einem ungeſchickten kupfernen Dache darüber, welches auf der Mauer befeſtigt war. An einem Hauſe erblickte man die in Holz ausgeſchnittenen zwölf Apoſtel; an einem andern charakteriſtiſche Köpfe, welche die Zunge an jedem hervorſtehenden Balken ausſtreckten; adelige Wappen zierten die Mauern; freilich fehlte der Stadt damals eine Eigenthümlichkeit, welche ſie jetzt darbietet und welche ſicher ganz eigen iſt, nämlich die Art, mit der ſie die Gräber ihrer Todten ſchmücken. Tritt man auf den St. Knuds-Kirchhof, ſo kann man die Worte des Dichters: „leicht wegt das Gras über unſere Gräber!“ nicht anwenden. Alle Gräber ſind hier gepflaſtert, ganz wie man eine Straße pflaſtert. Die Ueberlebenden, welche Sorgfalt für ihre Todten an den Tag legen wollen, ſorgen dafür, daß das Steinpflaſter in guter Ordnung erhalten und daß jeder kleine Grashalm ausgegätet wird.

Wie geſagt, dieſe Eigenthümlichkeit fehlte noch 1816, in dem Jahre, wo wir Chriſtians hallyr Odenſe beſuchen, aber mehrere der Häuſer hatten ihr alterthümliches Ausſehen noch ziemlich erhalten; die Karnappen guckten mit ihren ſpießbürgerlichen Madamen romantiſch hervor, und die Gewerke zogen noch mit ihrem Schilde, den Harlekin an der Spitze, herum; jeden Oſtermorgen ging der gemeine Mann nach dem Nonnenberge hinaus, um, weil „Chriſtus erſtanden war, die Sonne hüpfen zu ſehen.“ Freilich war faſt immer eine Wolke im Wege, ſo daß man das Spiel nicht zu ſehen bekam, aber Jeder glaubte

in seinem Herzen, daß die Sonne hinter der Wolke gehüpft habe.

Eine der unansehnlichsten Kirchen in Odense ist die St. Johannis-Kirche, und doch läßt von dieser das Volk die Sybille, welche den König Salomo besuchte, prophezeihen, daß dieselbe, wenn sie am meisten mit Menschen gefüllt wäre, versinken würde; eine Galerie verbindet sie mit dem Schlosse, dessen Garten an den Kirchhof grenzt; an diesem liegt eine Anzahl bewohnter Häuser, von welchen das eine Herr Knepus inne hatte.

Ein rothbrauner Anzug, bestehend aus kurzen Beinkleidern, Weste und Rock, auf dem eine große Reihe von Metallknöpfen prangte, bildete seine gewöhnliche Kleidung; Perrücke mit Zopf, ein kleiner dreieckiger Hut und ein großer Stock mit einem prächtigen Bernsteinknopfe machten die Embleme aus. Zu jener Zeit besaß Odense noch ein Paar so ausstaffirte Gestalten aus einem vergangenen Jahrhundert. Herr Knepus erlaubte nicht, daß man die Kleider ausklopfte und bürstete, sie würden ohnehin genug zerstört, meinte er; beim ersten Zusammentreffen erhielt man sogleich einen Begriff von dieser seiner Ansicht.

Es war gegen Ende Aprils, als Christian mit seinem kleinen Päckchen unter dem Arm und mit einem Empfehlungsschreiben von Peter Wik hier auf der Steintreppe stand und mit dem eisernen Thürhammer anklopfte, da die Thüre immer verschlossen gehalten wurde.

Eine schlanke Dame mit fliegenden, aber etwas schmutzigen Haubenbändern öffnete; das war Madame Knepus.

„Sie sind wohl Peter Wik's Pflegesohn?“ rief sie aus, drückte seine Hand und mit einem Strom von Beredsamkeit führte sie ihn über den Flur, den der Besen zwar berührt, aber nicht ganz gereinigt hatte, doch war frischer Sand darüber gestreut. Zwei alte Denkmäler, welche bei dem Abbruche der Grauenbrüder-Kirche gekauft worden waren, und einige Leichensteine schmückten die kahle Mauer; man wußte nicht recht, ob man in eine Capelle oder in ein Wohnhaus trat.

„Wir führen ein eingezogenes Leben!“ sagte sie, „der Schützengilde Stiftungs- und des Königs Geburtstag sind die beiden einzigen Feste, an welchen Knepus Theil nimmt, er hat seine eigene Belustigung, wie Sie sehen werden!“

Jetzt kam der Mann selbst; er trug eine schmutziggelbe Nachtmütze auf dem völlig kahlen spitzen Haupte und einen etwas engen Rock mit langem Kragen, welcher den Dienst eines Schlafrockes versah und durch einen ledernen Gurt um den Leib zusammengehalten wurde; nur ein Paar Unterbeinkleider bedeckten seine dünnen Beine.

Diese Eheleute nannten sich gegenseitig Sie.

Madame Knepus hatte für Christian das Erkerzimmer nach dem Schloßgarten hinaus eingerichtet. Es war freilich des Hauses Bibliothek und Vorrathskammer, aber man mußte sich helfen wie man konnte, denn ihn in dem Zimmer neben dem ihrigen schlafen zu lassen, das fand sie nicht passend, da er ein junger Mensch sei, welcher wachsen könne, und man müsse nie Veranlassung zu dem Gerede der Leute geben.

Alſo mußte er in den einen Erker hinauf; Herr Knepus ſchlief in dem andern.

Schon um acht Uhr an den Winterabenden, wozu dieſe noch gerechnet wurden, ging er zu Bette, um, wie es hieß, zeitig aufzuſtehen. Madame und das Dienſtmädchen mußten ſich eine Viertelſtunde ſpäter einfinden; Chriſtian war ſchon dieſen Abend mit dabei und wurde in die originelle Lebensweiſe eingeweiht.

Die Wände waren rings herum mit Caricaturen beklebt und mit allerhand Inſtrumenten behängt; auf ein Paar Regalen lag Kinderſpielzeug, aber der, für welchen daſſelbe beſtimmt war, das Kind, Herr Knepus ſelbſt, lag im Bette; vor dieſem ſtand ein Tiſch mit einem Kohlenbecken, worüber eine kleine Bowle dampfte. Ab und zu aus ſeinem Glaſe trinkend ſah er in einen Guckkaſten; das Dienſtmädchen mußte die Bilder verändern, wenn er mit dem Kopfe nickte; Madame Knepus las indeſſen laut aus einem deutſchen Claſſiker vor. Das nannte Herr Knepus ſeine „kindiſchen Stunden," und dieſe hatte er an jedem Abend. Erſt wenn er das Haupt müde in die Kiſſen zurücklegte und Madame beim Leſen auf ihr: „Schläfſt Du, mein Lämmchen?" keine Antwort erhielt, ſchlichen ſie und das Dienſtmädchen hinab und man war ſein eigener Herr.

Herr Knepus lag, wie geſagt, im Bette, und da ſie heute Abend ſo zahlreich waren, ſchlug er vor, ein Pfänderſpiel zu machen, er im Bette und die Drei davor, und das war höchſt beluſtigend. Chriſtian wurde verurtheilt, Madame unter einem großen Tuche zu küſſen, welches Herr

Knepus über ſie warf; Chriſtian ſchloß die Augen und überließ ſich ſeinem Schickſal. Darauf erhielt er ſein Glas Punſch und ging zuletzt in der munterſten Laune nach ſeinem kleinen Schlafgemach. Dieſes war eine niedrige Kammer unter dem ſchrägen Dache, die recht gut mit Holz verſchalt war; das erinnerte ſehr an Peter Wik's Cajüte. Den größten Raum nahm hier ein großes Regal mit Büchern ein, worunter ſich Wieland's Werke und Schulze's Handbuch der Phyſik befanden, die übrigen befaßten ſich nur mit der Muſik. Ein altes Epitaphium mit allen ſeinen ausgeſchnittenen Heiligen, welches auf einem Begräbniſſe in der Grauenbrüder-Kirche geprangt hatte, bei deren Abtragen aber gekauft worden war, ſtand als eine Art Schirmwand am Ende des ziemlich kurzen Bettes, welches aus einem Mehltreg und einem Lehnſtuhle zuſammengefügt zu ſein ſchien. Hinter dem Epitaphium hingen ein geräucherter Lachs und einige Bunde Lichter, dicht dabei ſtand ein Faß mit Butter. Zwei Stühle und ein Tiſch machten die übrigen Möbeln aus.

„Nun habe ich Ihnen Alles recht gemüthlich gemacht!“ ſagte Madame Knepus. „Im Tiſchkaſten können Sie Ihre reine Wäſche aufbewahren und hier unter dem Bette liegt ein Torniſter für die ſchmutzige. Denn Ordnung iſt zu allen Dingen gut. Herr Knepus geht jederzeit an den Brunnen, wenn er ſich waſchen will, aber Er junger Menſch muß es haben, wie Sitte und Gebrauch es mit ſich bringen. Hier iſt eine Flaſche mit Waſſer, Sie können es aus dem Fenſter über die Hände gießen! Später werden wir ſehen ein

Waschbecken anschaffen. Unsere Spiegel sind für dieses Zimmer zu groß, deshalb müssen Sie sich mit dieser Schachtel behelfen, da ist ein Glas im Deckel. Um sechs Uhr erhalten sie den Kaffee im Bette, eher brauchen Sie nicht aufzustehen."

Christian befand sich jetzt in seiner neuen Heimath allein und fühlte sich so froh und so ruhig; jetzt war er auf dem zu seinem Glück führenden Wege. Er öffnete das Fenster und sah durch den Mondschein über den kleinen Hof nach dem Schloßgarten. Zwischen den dicken alten Bäumen lag ein grüner Platz mit einem großen Teiche, auf welchem zwei Schwäne schwammen; anmuthig bogen sie ihre langen, weißen Hälse über den Rücken hinab. Alles war so unendlich still, der Mond spiegelte sich im Wasser, in welchem die Schwäne herumschwammen. Er betrachtete sie, er entsann sich dessen, was er schon erlebt hatte, und die Welt schien ihm wieder ein Märchen zu sein; die Schwäne auf dem Wasser in der stillen Einsamkeit waren Feen, die sein Glück und seine Dankbarkeit kannten.

Vom nächsten Morgen an wurde Christians Zeit auf das Allerweiseste eingetheilt: außerhalb des Hauses erhielt er mit einigen anderen Knaben den gewöhnlichen Schulunterricht und daheim mußte in „Törk's Generalbaßschule" studirt werden. Ordnung müßte in Allem herrschen, meinte Herr Knepus, und Ordnung war nach seiner Ansicht die Seele des ganzen Hauses. Nur zu bestimmten Zeiten kam er zu seiner lieben Hälfte hinein und dann spann, strickte oder nähete sie; das will sagen: sie spann, strickte oder

nähete gerade nur während der Minuten, wo er da war, denn sobald er das Zimmer verließ, lag das Nähzeug und stand das Spinnrad; eine arme Frau spann dann das Garn, welches Madame später als das Erzeugniß ihres Fleißes vorzeigte; aber weshalb sollte sie auch nicht, wie sie sagte, der armen Frau die Paar Schillinge gönnen? Warum sollte sie sich das Leben so sauer machen? Sie las unterdessen Romane aus der Leihbibliothek und folgte der Literatur, so gut es sich in einer Provinzialstadt thun ließ.

Christian war in voller Thätigkeit und zu dieser gehörte auch, Herrn Knepus auf den Fischfang zu begleiten und in aller Heimlichkeit der Madame zu helfen, Stroh vor die Thüre zu legen; sah sie später, daß das Stroh anders lag, dann wußte sie, daß das Dienstmädchen sich herumgetrieben hatte. Auf seiner Kammer hatte er selbst ein altes Clavier bekommen, auf dessen innerer Seite des Deckels man Hirten und Hirtinnen zu Flöte und Schalmei tanzend erblickte. Ach, wie gern hätte er nicht, wenn auch nur mit einer Hand, eine rasche, jubelnde Melodie mögen spielen können, aber die Choralnoten zeigten ihre großen Köpfe und sagten wie Herr Knepus: „immer langsam! immer langsam!“ Bach und Händel, Namen, die er früher nie gehört hatte, klangen jetzt stets wie musikalische Heilige vor seinen Ohren. Oh, wie viel war da nicht zu hören, wie viel zu lernen!

Im Monat Juni trat das eine Fest ein, an welchem Herr Knepus Theil nahm, doch kurz zuvor schuf der Zufall ein neues, welches nicht übergangen werden darf, in-

dem es außer der Regel lag, ja außer aller Regel: es war eine Art Scheuerfeſt, welches Epoche im Hauſe, ja in der ganzen Nachbarſchaft machte. Es wurde nach mehrjährigen Andeutungen darauf in Herrn Knepus' Zimmer rein gemacht und die Ausbeute war ſo groß, daß ſie mehrere Fäſſer anfüllte, welches das Gelächter der Herrſchaft ſelbſt erweckte, ja Madame lud zwei Nachbarfrauen ein, um den Schmutz zu ſehen, und bei dieſer Gelegenheit erhielten ſie Kaffee.

Aber von dem größeren Feſte der Schützengilde wollten wir ſprechen; es hat noch bis auf unſere Zeit in Odenſe alle ſeine Eigenthümlichkeiten behalten. Am frühen Morgen marſchiren, mit türkiſcher Muſik, die ehrſamen Bürger aus der Stadt. Ehrenpforten ſind errichtet, das ſogenannte Weſtthor iſt bekränzt und mit Inſchriften geſchmückt. Alle Schulen und Werkſtätten ſind geſchloſſen und gegen Abend, wenn der Einzug vor ſich geht, findet man alle Fenſter in der Hauptſtraße mit Zuſchauern angefüllt.

Gerade an dieſem Feſttage kam Peter Wik zur Stadt, um Herrn und Madame Knepus zu beſuchen, oder richtiger um zu ſehen, wie es Chriſtian ginge.

„Ich habe von Stettin," ſagte er, „ein kleines Faß Bier zur inneren Vergoldung mitgebracht und dann etwas Naſchwerk in der Bütte für Madame. Es iſt wohl zwölf Jahre her, daß ich das letzte Mal hier war, und noch kein kleines Knepuschen hier im Hauſe! Doch es kann wohl noch kommen, aber dann ſoll es auch: „„Hurrah der Mutter!"" heißen."

Madame lachte laut.

„Knepus ist heute zur Schützengilde," sagte sie, „da müssen Sie mit mir hinaus!"

„Da giebt es wohl mehr Löcher in den Flaschen, als in der Scheibe?" sagte Peter Wik. „Wo steht man da draußen am sichersten? Ich denke oben bei der Scheibe; weiter davon bekömmt man wohl alle Kugeln in die Weichen! Aber sagen Sie mir einmal etwas von dem Jungen. Er führt sich doch gut auf?"

„Oh, er ist so gut und dabei so ganz unschuldig; daran fehlt es nicht! Jetzt ist er bei der Schützengilde. Sie werden sehen, wie hübsch ihm die grüne Schleife an der Mütze steht. Er ist derjenige der Knaben, muß ich Ihnen sagen, welcher den Königsgewinn, den silbernen Pokal, dem Zuge vorausträgt. Da ist ein großer Streit gewesen, denn ein Sohn des Kronprinzen vom vorigen Jahre, das heißt ein Sohn desjenigen, dessen Schuß dem Königsschusse zunächst war, wollte auch den Pokal tragen, aber Knepus hat gesiegt, sein Zögling trägt ihn!"

Zu derselben Zeit kam das Dienstmädchen keuchend in das Zimmer; der kleine Knabe der Waschfrau war da gewesen, um zu sagen, daß seine Mutter vom Wächter, welcher dort draußen bei der Leine Wache hält, gehört habe, daß Herr Knepus gerade neben das Schwarze geschossen habe und daß Keiner als der Büchsenmacher besser schießen könne, und der Büchsenmacher habe außerhalb geschossen, Herr Knepus würde also König werden.

„O nein!“ ſagte Madame innerlich froh, „er mag lieber Kronprinz werden, denn es koſtet ſo viel König zu ſein, dann muß er ſo viel zum Beſten geben! Der Kronprinz erhält einen Potagelöffel, und den können wir gebrauchen.“

„Dann müſſen wir hinaus,“ ſagte Peter Wik. „Ich führe die Königin.“ Er nahm Madame unter den Arm. „Wir gehen langſam. Mein Fußgeſtell iſt gerade dazu eingerichtet, Proceſſionen zu folgen!“

Gegen Abend ſah man alle Fenſter mit Menſchen angefüllt. Das Schießen war vorbei und die durchſchoſſene Scheibe wurde jetzt verſteigert und darauf, nach altem Brauch, den Straßenjungen der Stadt zum Nachhauſetragen überlaſſen. Sechs der größten und ſtärkſten nahmen, nachdem ſie ihren Schnaps getrunken hatten, die Scheibe auf die Schultern, zwei muthige Kameraden ſprangen eben drauf, plünderten die Ehrenpforten und wurden, geſchmückt mit Guirlanden und Inſchriften, im Triumph getragen; das ganze übrige Getümmel der Knaben folgte mit grünen Zweigen in den Händen jubelnd nach; zuletzt ſchloſſen ſie ſich in doppelter Reihe, um die ehrſame Bürgerſchaft zu empfangen. Dieſe näherte ſich mit voller Muſik.

Der Scheibenkönig und die Beiden, welche nach ihm den beſten Schuß gethan hatten, der Kronprinz und der Erbprinz, mit großen Bändern, beſetzt mit Silberplatten, über die Schultern, gingen voran. Die Knaben trugen ihnen die Gewinne vor. Chriſtian hielt ſtolz den Pokal vor Herrn Aneput.

„Das iſt mein Mann!“ mehr konnte Madame Knepus nicht herausbringen.

„Ja, nun hat er den Pokal!“ ſagte Peter Wik, „jetzt muß er für die Andern einſchenken.“

Chriſtian blickte vergnügt nach allen Fenſtern hinauf und über das wogende Menſchengetümmel hin.

Auf den Steintreppen ſtanden die Leute wie Herſenköpfe zuſammengepreßt und alle Geſichter ſtrahlten vor Freude. An einer Ecke war das Gedränge ſehr groß und mitten aus demſelben ragte ein Mann mit einem bleichen, kränklichen Antlitze hervor, er ſtarrte Chriſtian feſt an und nickte ihm bekannt zu.

„Herr Jeſus!“ hauchte der Knabe und ſchlug die Augen zu Boden. Das war ja ſein Vater, den er erblickte, ſein Vater, der im Kriege gefallen war! Noch einmal ſah Chriſtian dahin. Ja, hoch auf der Ecktreppe, über die Andern emporragend, ſtand ſein Vater, welcher als todt beweint worden war. Die Hände des Knaben zitterten, faſt wäre der Pokal ihm aus der Hand gefallen. Jetzt klang ihm der Jubel rings umher abſcheulich.

Der Zug ging nach dem Club, wo das Feſt mit einem Schmauſe enden ſollte, welcher drei Nächte währte. Toaſt auf Toaſt ſollte getrunken werden und die Trompeter ſollten aus den Fenſtern blaſen, während Einer aus der niedrigſten Volksklaſſe, als Harlekin gekleidet, mit geſchwärztem Geſicht und der Pritſche in der Hand, das Seinige that, um die Munterkeit zu erhalten.

So wie der Zug den Club betreten hatte, wanderten die Knaben mit der Scheibe, auf welcher noch die luſtigen Dioskuren ſtanden, durch die Straßen zur Thür des Schützenkönigs, wo Madame ſich vor ihnen verneigte; darauf gingen ſie zum Bürgermeiſter und zum Stadthauptmann, von dem ganzen Schwarm gefolgt, welcher die grünen Zweige ſchwenkte. Das war der wandernde Wald, wie Macbeth ihn erblickte.

Während aller dieſer Munterkeit befand ſich Chriſtian in der Mitte des Feſtes, im Clubſaale. Hunderte ſeines Alters würden ihn um dieſes Glück beneidet haben, er aber ſtand unempfänglich für die Freuden da; das bleiche, lächelnde Antlitz, welches er im Getümmel erblickt hatte, verſteinerte ihn wie ein Meduſenhaupt.

„Das war mein Vater, den ich geſehen habe! und doch iſt er todt! Meine Mutter iſt wieder verheirathet! Es war keine zufällige Aehnlichkeit, nein, er war es. Er ſah mich an, winkte mir, o, das iſt erſchrecklich!“

Die Uhr war eilf, als er nach Hauſe in ſein kleines, einſames Zimmer kam. Mit einer ungewöhnlichen Angſt blickte er nach jedem finſtern Winkel. Das alte Epitaphium, welches am Ende des Bettes als Scheidewand diente, hatte zum erſten Mal etwas Unheimliches. Der abgebildete Prediger, mit ſeinen drei Frauen und den Kindern perſpectiviſch aufgeſtellt, ſtarrte ihn von der Leinwand feſt und geſpenſtiſch an. Die ausgeſchnittenen, bunt gemalten Heiligenbilder in Rahmen hatten denſelben dämoniſchen Ausdruck; deshalb hing er ſeine Kleider über dieſelben. Das Licht

wurde ausgelöſcht und es kam ihm vor, als ob die häßlichen Geſtalten noch von der Wand und durch das geſchloſſene Fenſter blickten. Er konnte nicht ſchlafen; er hörte jeden Viertelſtundenſchlag, welcher vom Kirchthurme ertönte. Es war Mitternacht.

Da hörte er einen ſonderbar ſchabenden Laut vor dem Fenſter; wäre es an einem anderen Abend geweſen, ſo würde er es kaum bemerkt haben, aber jetzt! er blickte nach den Scheiben. Ein Kopf zeigte ſich draußen.

„Es iſt meine Einbildung, die das macht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt und erhob ſich halb.

Jetzt ſah er die Geſtalt deutlicher, und daß ſie weiß war. Es klopfte leiſe gegen die Scheibe, und Chriſtian hörte ſeinen Namen nennen. Die Haare ſtanden ihm vor Schreck zu Berge, wie verſteinert ſaß er aufrecht im Bette.

„Schläfſt Du?“ fragte die Geſtalt. „Mach' auf!“ Nun erkannte er die Stimme; es war Madame Kneyus.

Das Erkerzimmer, in welchem er ſchlief, war freilich nicht höher von der Erde, als die Höhe des niedrigen Erdgeſchoſſes ausmachte; auf einer kleinen Leiter konnte man leicht zu ihm hinauf gelangen, aber gleichwohl — warum kam ſie dieſen Weg und zu dieſer Zeit?

Er ſprang aus dem Bette und öffnete das Fenſter. Ja, es war Madame, die auf der Leiter ſtand. Es heißt in dem alten Liede von Agnete, „oben wie ein Weib, unten wie ein Fiſch!“ aber von Madame Kneyus' Dragerie mußte man ſingen: „oben weiß Kattun, unten Barchent gar!“

„Ich erſchrecke Dich wohl zu Tode?“ ſagte ſie mit gedämpfter lachender Stimme. „Hilf mir nur hinein!“

Chriſtian ſchob den Stuhl unter das Fenſter und nahm Madame bei der Hand, ohne zu begreifen, was das Ganze bedeuten ſollte.

„Ich will ſtehlen!“ ſagte ſie und balancirte nun dreiſt durch das Fenſter hinein zu unſerm Helden, welcher in demſelben nächtlichen Coſtüme da ſtand, worin Gilblas und andere Helden geſtanden haben.

Das leichte Ueberſegen des Flurs, wo der Sand auf den alten geſtreut war; der Hausfleiß der Dame während der wenigen Minuten, wo der Gemahl zugegen war, mit mehreren kleinen Zügen ähnlicher Art haben wohl eine Art Begriff davon gegeben, wie es mit dem Hausweſen ſtand. Dieſe Nachtwanderung wird ein hinreichender Anhang dazu ſein.

Das Mädchen konnte mit der Butter, die ſie wöchentlich erhielt, nicht auskommen; Madame meinte, das wäre Geſchwätz, und um es zu beweiſen, hatte ſie um drei Mark gewettet, daß ſie es in einer Woche mit dem Gegebenen beſtreiten wolle; damit nun aber Madame nicht vom Verrath holen möchte, welcher, wie wir wiſſen, in Chriſtians Zimmer ſtand, erhielt das Mädchen den Schlüſſel dazu, ſobald er zu Bette war. Indeſſen war der Madame die Butter doch ausgegangen, aber die Wette wollte ſie nicht verlieren, es waren ja drei Mark und die Ehre, und deshalb volligirte ſie jetzt in das Erkerzimmer, um ſich ſelbſt zu beſtehlen.

„Das iſt eine ſchreckliche Lage!“ ſagte ſie. „Sähe die

Welt mich in ein Erkerfenſter zu einem jungen Manne hineinſteigen! Aber ich thue es der Ehre halber, und dem Reinen iſt Alles rein."

Und Madame bekam die Butter.

VI.

— „Glaubſt Du, ich zöge mit ſo fröhlichem Sinn davon, als womit ich kam? — — Ich habe Nichts mehr — keine Frau, kein Kind, Niemand, der ſich meiner im Alter annimmt! — — noch einen Kuß — das iſt der letzte. . . Aert! — Ich werde Dich nie wieder ſehen, nie! — O Gott! wache Du über mein Kind!"

Das Schauſpiel: der Matroſe.

Es war heller Morgen, als Chriſtian erwachte, indem er ſich beim Namen nennen hörte; er ſchlug die Augen auf. Peter Wik ſtand vor ihm und hinter demſelben erkannte er die Geſtalt von geſtern. Ja, es war ſein Vater, ſein Vater, welcher todt war.

„Ich bin es," ſagte Peter Wik, „und wo Du mich ſiehſt, da kommen keine Geſpenſter! Dein Vater iſt nicht geſtorben, hier haben wir ihn ganz lebendig. Ich durfte ihn nicht allein zu Dir hereinkommen laſſen, Du biſt kein Held, es fließt Schneiderblut in Dir! Ich bitte um Verzeihung —!" ſagte er zum Schneider und nahm deſſen Hand.

Der Vater drückte den Sohn an ſein Herz und weinte, wie an jenem Morgen, als ſie ſchieden.

Beim Mittagstiſch hörte man erſt recht im Zuſammen-

hang den Verlauf der Begebenheit. Die Besatzung der beiden Kanonen war wirklich gefallen, wie der Feldwebel es Marien geschrieben hatte.

„Niemand wußte," sagte der Schneider, „daß ich im Gedränge von meinem Platz fortgerissen und gegen ein schwedisches Pferd gedrängt wurde, welches seinen Reiter verloren hatte; ich stand so eingeklemmt, daß ich nur die Finger am Sattelgurt bewegen konnte, Alles ringsherum war ein Haufen. Es begann mir vor den Augen schwarz zu werden, da geschah es, daß die Schweden durch einen Rückzug Luft zu gewinnen suchten; ich war nahe daran in die Kniee zu sinken, wäre ich gefallen, so war ich sicher zertreten zu werden; alle meine Kraft mußte ich anwenden, und ich gelangte auf das Pferd. Nun, ein Reiter bin ich nie gewesen, aber es war der Trieb zum Leben, welcher mich dazu drängte. Die schwedischen Reiter sprengten den Graben entlang davon, wo die unsern nach ihnen schossen, mein Pferd folgte den andern. Meine eignen Kameraden ließen mir die Kugeln um die Ohren pfeifen. Ehe ich es wußte, befand ich mich hinter dem Hügel unter den Schweden; meine Landsleute hatten sie nicht geschont, sie schonten meiner was das Leben anbetraf. Die Kosaken hatten einige Gefangene gemacht, ich wurde unter diese gesteckt; sie knebelten uns an den Daumen zusammen und trieben uns wie Schlachtvieh davon. Hinab nach dem Süden wollte ich, aber ich kam einen andern Weg, mußte die Winterkälte in den russischen Steppen kosten, eine Kälte, wie wir sie hier in Dänemark nicht kennen. Ja, es könnte eine ganze Geschichte

davon geſchrieben werden, aber ich erzähle nur, wie ich davon kam; und ich will ſagen, wie ich es gefunden habe, als ich zurückkehrte. Ich lernte da draußen, wie gut und prächtig es hier zu Lande iſt; ja, Dänemark iſt ein Sommerland, wenn man in Rußlands Fichtenwäldern gefroren hat. Am Schluß des Krieges erhielt ich meine Freiheit, und ich ſchrieb es heim, aber mein Brief muß nicht hergekommen ſein. Ich begab mich auf die Wanderung, allein ich trug ein Fieber im Körper; faſt neun Monate lag ich im Krankenhauſe zu Mitau. Von dort ſandte ich mit einem Handwerksburſchen einen Brief nach Libau, damit dieſer durch den erſten däniſchen Schiffer befördert werden möchte; aber auch der iſt verloren gegangen. Ich dachte an Fühnen, an alle frohen Stunden dort, ich ſehnte mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn. Ich fühlte eine peinliche Reue darüber, Euch verlaſſen zu haben. Drei Jahre lang hatte ich kein Wort von Euch gehört. Ich wanderte zu Fuß von Mitau nach Libau, da lag kein Schiff. Ich ging nach Memel und ſpäter nach Königsberg. Es war, als ob ich geſtraft werden und nicht zu Euch gelangen ſollte; überall, wohin ich kam, war das letzte Schiff kurz vor meiner Ankunft abgegangen. Da ging ich mit dem erſten, welches in die Nordſee ſtach, kam nach Helſingör, durchwanderte Seeland und erreichte Fühnen. O, ich war froh wie ein Kind! Sie ſollten daheim von der Schlacht bei Vernhöved, von dem Marſch nach Rußland und dem, was ich dort geſehen und erlitten hatte, hören. O, wie ſehnte ich mich nach Marien und nach Dir, mein Sohn! Ich erreichte Oerebäk, war müde und hungrig; ich wollte

zu dem reichen Bauer hineingehen, an deſſen Bruders Statt ich in die Nummer getreten war, er würde mir wohl auch ſagen können, dachte ich, wie es in Svendborg ſtände. Ich trat in das Zimmer, da ſaß der Bauer und wiegte einen Säugling. „Guten Abend!“ ſagte ich, und er fragte, wer ich ſei. „Ein todter Mann,“ erwiderte ich, „aber wenn Ihr fühlt, daß er warmes Fleiſch und Blut hat, ſo werdet Ihr Euch wohl nicht vor ihm entſetzen,“ und ich erzählte ihm, wie falſch das Gerücht von meinem Tode ſei. „Herr Jeſus!“ ſagte er ſo erſtaunt, daß ich ſelbſt darüber erſchrak. „Iſt meine Frau todt?“ fragte ich. Da nahm er mich bei der Hand und bat mich; ſogleich das Haus zu verlaſſen und außer Landes zu gehen. „Da haſt Du Geld!“ ſagte er, und gab mir funfzig Thaler. „Wie konnte irgend Jemand glauben, daß Du lebteſt!“ ſagte er. „Marie iſt jetzt meine Frau! Das Kind da in der Wiege iſt ihres und meines. Da kommt ſie! laß Dich vor ihr nicht ſehen!“ und er zog mich zur Thür nach dem Garten hinaus. Sie bekam mein Geſicht nicht zu ſehen, denn ich wandte mich nicht um. So bald hat ſie ſich wieder verheirathen können! Ich weiß, was ich fühlte, aber ich ſagte es nicht. Ich erkundigte mich nach Dir, mein Sohn, und hörte, daß der liebe Gott Dir Gutes gethan für das, was ich gelitten hatte. Dich wollte ich noch einmal ſehen und dann in die weite Welt hinaus, nach dem Süden, wo ich mich einſt ſo wohl gefühlt habe. Ich kam geſtern nach Odenſe her und ſuchte Dich, aber die Thür war verſchloſſen, Alles draußen bei der Schützengilde. Als ich da hinaus ging, kam der

Zug zur Stadt herein. Du trugst den Königsgewinn, sagte man, und ich erblickte Dich mit dem Pokal in der Hand. Erkanntest Du mich? Ich nickte Dir zu. Diese Nacht habe ich in der Herberge geschlafen, da traf ich zwei Gesellen, die gehen morgen nach Deutschland ab, und denen schließe ich mich an. Wir sehen uns dann wohl nie mehr, mein lieber Sohn, hierher kehre ich nicht zurück! Sei ehrlich und flink, mache den guten Menschen Freude, welche Dir armen Kinde helfen. Erfährt Deine Mutter nicht von Freunden, daß ich lebe, so sage Du es ihr nie. Es würde ihr doch schwer auf das Herz fallen, und ich liebe sie noch." Er drückte Christian in seine Arme.

„Man muß die Welt nehmen, wie sie ist, und nicht wie sie sein sollte," sagte Peter Wik, „geht sie mir so, dann gehe ich ihr so; man muß vor dem Winde kreuzen! Was den Jungen anlangt, so kann wohl noch etwas aus ihm werden. Für meine See-Lucie taugte er nicht, aber meine Land-Lucie, das liebe Mädchen, ist dem Burschen gut. Ich will einen braven Mann aus ihm machen, dann kann sie ihn später nehmen, wenn sie will. Sie schreiben einander schon Briefe. Sie hat von ihrem Vater sowohl Deutsch als Geschichte gelernt, und jetzt soll sie schneidern lernen; hier in Odense bringe ich sie in Kost und Lehre, in sechs Wochen ist sie hier.

Christian lächelte und wurde ganz warm um das Herz, die gute liebe Lucie war also seine Geliebte, daran hatte er früher nie gedacht. Sie war doch an seinem Glücke Schuld; ohne ihre Fürbitte hätte Alles weit trauriger für ihn aus-

geſehen. Des Vaters Geſchichte veranlaßte ihn, mehr über ſeine eigene nachzudenken, aber in dieſer ging der Glücksſtern auf, in der des Vaters dagegen unter. Doch Aufgang und Untergang ſind im Glücke ziemlich relativ, gerade wie der Auf- und Untergang der Sonne und der Sterne. Das Ganze beruht darauf, von welchem Punkte man in ſeiner Anſicht ausgeht.

Im Fall der Weg zu jener Seligkeit, welche uns unſere natürliche wie die poſitive Religion verheißt, von der Erde zu einem höheren Sterne und von dieſem zu einem noch entwickelteren und für uns mehr geeigneten führt, dann iſt das ganze ſich entfaltende Leben eine große Erziehungsreiſe, eine Wanderung von Stadt zu Stadt, dem himmliſchen Jeruſalem entgegen. Unſere Reiſen hier auf Erden geben ein geringes, aber veranſchaulichendes Bild dieſer größeren. Man knüpft Bekanntſchaften an und gewinnt Freunde, von denen man mit Thränen ſcheidet, indem man es bitter und ſchwer empfindet, ſich nie wieder treffen zu ſollen. Wir ſind genöthigt, Stunden und Tage mit Menſchen zuſammen zu ſein, die uns zur Plage ſind, und ſpäter, nach der Trennung, ſchweben ſie uns als beluſtigende Originale vor; was uns die größten Sorgen und Aengſtlichkeiten verurſacht, wird gerade zum Glanzpunkte. Von der himmliſchen Stadt, dem Ziel unſeres Strebens, blicken wir vielleicht auf einen Sternenhimmel, wo ſich unter den glänzenden Punkten auch unſere Erde befindet; wir erkennen ſie als die Heimath unſeres erſten Daſeins, und alle Erinnerungen ſchweben uns als Jugenderinnerungen vor. Wo mö-

gen die jetzt sein, mit denen meine besten Stunden dort unzertrennlich waren? Doch, wo sie auch sind, sie entsinnen sich derselben Stunden und freuen sich gleich mir auf das Wiedersehen. Wir zeigen auf einen andern Erdball, eine höhere Erziehungs-Welt, und erinnern uns der Lebensjahre dort. So blicken wir schon hier auf der Erde auf eine hier sogenannte große Reise zurück und sagen, wenn wir die Karte betrachten: „Paris, ja, dort war ich vier Monate! Rom, da war ich ein halbes Jahr lang!“ und wir fühlen Sehnsucht nach denen, die wir dort lieb gewannen und von welchen wir uns trennen mußten, aber diese Sehnsucht stört uns nicht im Glück des Augenblickes. Auf der großen Reise zur Ewigkeit müssen wir nicht nur Einzelne an einem bestimmten Ort lieben lernen, wir sind keine Erden-, sondern Himmelsbewohner; das Menschenherz soll kein Komet sein, dessen Strahlen nur nach einer Richtung hinzeigen, sondern eine Sonne, welche gleich hell nach allen Seiten scheint.

Diese Gedanken waren es, welche, nur mit weniger Klarheit, Christians Vater erfüllten und ihm eine Art Resignation verliehen.

Spät Abends sagte er Lebewohl, Christian begleitete ihn nach der Straße, wo die Herberge gelegen war.

„Lebe wohl, mein Sohn! Wenn Du den Storch davonfliegen oder kommen siehst, dann gedenke meiner! Jedes Mal, wenn ich diesen Vogel erblicke, will ich an unsere kleine Stube in Svendborg denken, von wo wir nach dem Neste hinaufblickten. Ich werde den Storch bitten, meinen

Sohn von mir zu grüßen, wo ich auch in der Welt ſein möge. Lebe wohl, mein liebes Kind!“ und er küßte ihn mit thränenvollen Augen. „Nein, Du ſollſt nicht allein zurückgehen, ich will die Paar Minuten, die ich noch habe, mit Dir vereint ſein!“ und er ging wieder mit nach dem Kirchhofe zurück, wo das Haus des Herrn Kneyus ſtand. Das war der letzte Abſchied.

Am nächſten Morgen bei Sonnenaufgang wanderten drei Handwerksburſchen zum Weſtthore hinaus; ſie wollten nach Aſſens, um von da mit der Fähre nach dem Schleswigſchen zu gelangen. Unter den dreien befand ſich Chriſtians Vater.

VII.

La jeunesse est le temps des illusions.

Voltaire.

Schön biſt du,
Das weißt du
Nur leider zu ſehr;
O wüßteſt
Du's minder,
So wär'ſt du es mehr.

Fr. Rückert.

Um den Odenſer Schloßgarten ſchlängelt ſich ein Fußweg, welcher von einem Ende der Stadt zum andern führt; dieſen Weg gingen Chriſtian und Lucie oft, wenn ſie einander beſuchten. Es war gegen Ende Auguſt, daß

ſie, nach Peter Wik's Beſtimmung zum Schneidern, ein Paar Monate in der Stadt geweſen war.

Die Sonne ſtand nahe am Horizont, man konnte ſie anblicken, ohne geblendet zu werden.

„Es ſieht aus, als käme ſie zu uns auf das Feld herab!“ ſagte Lucie. „Käme ſie wirklich und wäre ſie nicht größer, als ſie ausſieht, dann wollte ich hin, ſie zu betrachten.“

„Und ich liefe darum tauſend Meilen weit!“ ſagte Chriſtian. „Aber ich wollte der Erſte ſein, und Viele müßten auch nicht nach mir kommen! Dann würde die ganze Welt davon ſprechen; mein Name käme in alle Zeitungen.“

„Was könnte Dir das nützen?“ ſagte Lucie. „Du biſt im Grunde doch recht eitel!“

„Nein, das iſt keine Eitelkeit, wie kannſt Du ſo etwas ſagen? Ich möchte in einem Ballen ſitzen und ſo hoch ſteigen, wie noch kein Menſch geweſen iſt! Ich würde Entdeckungen machen. Wäre ich Seemann geworden und hätte ſelbſt beſtimmen können, wohin ich ſegeln wollte, dann hätte ich Entdeckungsreiſen in das große Weltmeer gemacht, oder wäre nach den Polen vorgedrungen und über das ewige Eis gegangen!“

„Wären die Finger Dir dann blau gefroren, ſo würdeſt Du ſchon umgekehrt ſein!“ ſagte Lucie.

„Du kennſt mich gar nicht. Bei Kleinigkeiten bin ich kein Held, und deſſen ſchäme ich mich durchaus nicht. Aber Du kannſt es mir glauben, daß ich in wichtigen Fällen Muth beſitze. Ich fürchte mich freilich, in einem klei-

nen, flachgebauten Boote über den Canal zu ſetzen, aber ich würde nicht bange davor ſein, in demſelben auf das große Weltmeer zu fahren, wenn es Etwas gilt; ich fürchte mich vor einer Kuh, welche ſtoßen will, aber käme ich nach Africa, ſo würde ich mit den Andern auf die Tigerjagd ausreiten, denn das wäre doch Etwas, ſein Leben dafür zu wagen. Er iſt im Odenſer Canal ertrunken! eine Kuh hat ihn todtgeſtoßen! da iſt durchaus nichts Großes dabei. Ich mache mir nichts daraus, mein Leben zu wagen, wenn es nur etwas Ungewöhnliches gilt."

„Aber weshalb willſt Du anders als andere Menſchen ſein?" ſagte Lucie und hielt in ihrer Rede inne, als ſie nach der Vorſtadt auf der andern Seite der Stadt gekommen waren; der Fußweg beg ſich, und ſie erblickten an dem Rande des Grabens eine alte Frau mit einem gewöhnlichen Männerhut, auf den eine Feder von einem Soldatentzſchako geſteckt war, außerdem war der Hut mit alten künſtlichen Blumen geſchmückt. Eine Schaar Kinder ſchrie und lachte hinter ihr her."

„Das iſt die verrückte Schuhmachersfrau," ſagte Chriſtian. „Sie hat die Jungen hinter ſich her!"

„Die Unglückliche!" ſeufzte Lucie und wurde roth; die Erinnerung an ihren früheren Gemüthszuſtand drängte ſich ihr auf, doch ohne daß es ihr einfiel, daß dieſer Chriſtian bekannt ſei.

„Die arme Frau!" ſagte er, „aber ſie fühlt ſicher ihr Unglück nicht!"

Lucie ſchüttelte das Haupt. „Laß uns Gott für das

danken, was er uns gegeben hat!“ ſagte ſie, „laß uns beten, daß wir es nie verlieren mögen! Das iſt wichtiger, als gegen die Sonne hinfliegen oder nach dem Nordpol kommen. Der liebe Gott hat uns Allen ſo viel gegeben, daß es ſicher Sünde iſt, mehr als ſeine gewöhnliche Gabe zu wünſchen!“

„Aber das thue ich doch!“ ſagte Chriſtian in jugendlicher Laune. „Ich will berühmt ſein, ſonſt kümmert mich das Leben nicht!“

„Was Du doch für ein Kind biſt!“ ſagte Lucie, und ſie nahmen von einander Abſchied.

Chriſtian wanderte zurück. Da zupfte ihn Jemand am Aermel; es war die Schuhmachersfrau. „Sind Sie nicht ein Sohn des heiligen Lazarus?“ fragte ſie, und unſerm Helden, der kein Held war, aber welcher doch in den Wäldern Africa's auf die Tigerjagd gehen, Entdeckungsreiſen über den Wolken und eben bei den Polen machen wollte, wurde durch die Nähe der alten Frau glühend heiß, er ſah ſie einen Augenblick an und — lief davon. Es war gut, daß es Niemand ſah!

Kühne Ideen gehören der Jugend; verwegen ſtürzt ſie ſich in den Strom, lernt ſchwimmen, und erreicht oft das Ziel; der Bejahrtere dagegen grübelt, unterſucht und kommt zu ſpät; er benimmt ſich wie der Mann in der Parabel, welcher das ihm anvertraute Geld, aus Furcht es zu verlieren, vergrub, während der Dreiſte wagt und gewinnt. Glückliche Jugend, vor deinem Auge liegen hundert Wege zu Ehre und Gewinn!

Viele ſeltſame Gedanken erzeugten ſich in Chriſtians Seele, aber jede neue, jede kühne Idee ließ er wie einen Wettrenner erſt vor Luciens Blicken vorüber gehen, doch zum eigentlichen Lauf kam es natürlich nicht. Gewöhnlich ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf und ſagte, daß er ein Kind ſei, und ſie erzählte ihm, wie ſie ſelbſt, noch klein, darüber nachgedacht habe, einen ungeheuren Schatz zu finden, wodurch ſie die Reichſte in der Welt werden könnte; und deshalb habe ſie den Spaten ergriffen und gegraben, bald im Garten, bald auf dem Felde, in der Vorausſetzung, daß ſie da möglicher Weiſe auf einen Schatz treffen könne. Ebenſo kindiſch fand ſie alle ſeine hochfliegenden Ideen.

Nach einer ſolchen Unterredung ging Chriſtian immer weniger freundlich gegen ſie geſtimmt daran, aber nach einigen Stunden war Alles wieder beim Alten. Er ſah ein, daß ſie doch in manchen Dingen Recht habe, und das ärgerte ihn. Jeder übermüthige Gedanke, den er ausgeſprochen hatte, wie: „ich will berühmt ſein oder nicht leben!“ lag ihm wie eine Sünde auf dem Herzen. In der Einſamkeit bat er Gott um Verzeihung und fühlte dann auch eine Art von Beruhigung, aber dann fing er wieder an, gleich manchen Katholiken nach erhaltener Abſolution, die alten Sünden zu erneuern.

Eine Freude ſtand bevor. Ganze Monate im Voraus war davon die Rede geweſen. „Die Grafenreiſe,“ wie Madame Knepus ſie nannte, ſollte in dieſem Winter unternommen werden. Es waren fünf Jahre verſtrichen, ſeitdem der vornehme Herr einen Winter auf ſeinem Gute auf

Bühnen zugebracht hatte, und also auch fünf Jahre, seitdem die Künstler und Honoratioren aus der Umgegend dessen Geburtstag auf dem Gute festlich begangen hatten.

Herr und Madame Kneyus hatten beide das Oekonomische vor Augen und darauf wurde Rücksicht genommen. Man miethete eine alte, abgenutzte Kutsche; in diese stopfte man erst den Proviant, darauf den Violinkasten und endlich kamen der Herr und die Madame; Christian erhielt seinen Platz zwischen Beiden; ihnen gegenüber saß ein Beamter mit Frau, Kindermädchen und Kind, und über dem Schooß Aller lag, um die Wärme zu erhalten, ein Federbett. Eine kleine Laterne wurde im Wagen gerade über Christians Kopf aufgehängt, so daß er nahe daran war, sich den Nacken zu verbrennen. Auf der Bettdecke lag ein Beutel mit Lottonummern, denn man wollte sich die Zeit mit Spielen vertreiben. Man hatte die Nacht zum Fahren gewählt, auf diese Weise gelangte man am Morgen nach dem Gute, und wenn man am folgenden Abend wieder fort fuhr, dann gab es kein Nachtlager, dabei sparte man das Trinkgeld und hatte den Wagen und die Pferde zwölf Stunden weniger. Das war Alles auf Oekonomie berechnet. — In einem geschlossenen Wagen schläft sich's ja herrlich, und durch eine solche nächtliche Fahrt wurde Herr Kneyus an seine Reisen, die er vor vielen Jahren mit der Fahrpost durch Norddeutschland gemacht hatte, erinnert.

Von dem anderen Ehepaar im Wagen ließ sich nichts Charakteristisches sagen, ausgenommen, daß die Frau einmal das Nervenfieber gehabt hatte, und deshalb schrieben

ſich alle ihre Erinnerungen von „vor“ oder „nach meiner großen Krankheit“ her. Vom Manne war nicht einmal ſoviel zu ſagen; wir müſſen mehrere Jahre in der Zeit zuſammen nehmen, um nur einen Zug zu finden, und der iſt, daß er ein Bewunderer von Nicolai's Reiſe: „Italien wie es wirklich iſt“ wurde.

Der Schnee lag hoch und wärmte den Acker des Landmannes in dem ſtrengen Froſtwetter, aber die Wege waren, dem gebräuchlichen Ausdrucke nach, wie eine Stubendiele. Raſch rollten ſie in der dämmernden Nacht davon. Chriſtian war höchſt glücklich.

In der Dorfſchenke, welche ein Paar Meilen von dem Ritterſitze gelegen war, fütterte man ein Paar Stunden, um doch nicht, als Gaſt, allzufrüh des Morgens anzulangen.

Die rothen Morgenwolken, der Schnee und die Tannenpflanzungen boten einen belebenden Anblick dar. Dicht bei der Schmiede, auf dem Gipfel einer eben abgeſägten Pappel, war ein leeres Storchneſt; der Beſitzer deſſelben trank vielleicht jetzt ſeinen Morgentrunk aus den Quellen des Nils in Africa's warmem Sonnenſchein. Chriſtian blickte nach dem Neſte mit der Wehmuth der Erinnerung, welche man fühlt, wenn man in ſeinem Geſangbuch die vertrocknete Blume ſieht, die man vor Jahren an einem lieben Ort abpflückte.

Jetzt lag der Ritterſitz mit allen ſeinen Nebengebäuden und Scheuern vor ihnen. Derſelbe theilte ſich in zwei Theile, in das alte Schloß und das neue Gebäude. Der

Weg ſchlängelte ſich um die alten Wallgräben, welche jetzt zugefroren waren, aber dennoch zeigten, daß ſie gut im Stande gehalten wurden. Das alte Schloß mit ſeinen dicken, rothen Mauern, wenigen Fenſtern, dem Thurm und den Schießſcharten deutete nicht darauf, viele Bequemlichkeiten darzubieten; deſto mehr verſprach das neue Gebäude mit ſeinen beiden modernen Etagen. Man betrat daſſelbe auf einer großen Steintreppe, auf deren unterſter Stufe zwei mächtige Sphinxe lagen. Der Hauptflur glich einem großen Treibhauſe; ſüdliche Gewächſe, Bäume und Blumen ſtanden zu beiden Seiten, und über dem kalten Steinboden lagen wollene Decken; hier war es ſo warm und ſo duftend!

Alles, was man zu den Requiſiten für die Winterfreuden eines däniſchen Ritterſitzes rechnet, war hier vorhanden. Auf dem Wallgraben drehten ſich die Schlitten im Kreiſe um die hohe Stange, auf der die däniſche Flagge wehete. In der ſchmalen Haſelſtauden-Allee, den ſteilen Berg hinab, war eine prächtige Rutſchbahn, und auf dem großen Grasplatz ſtanden zwei koloſſale Schneemänner mit Augen von Kohlen und Schildern von Eisſtücken. Eine gewichtige Hopfenſtange mit Waſſer übergoſſen bildete den glänzenden Eisſpieß. Mitten zwiſchen beiden wurde die Kanone abgebrannt, als man den Willkommentrank trank.

Dilettanten, unter denen ſich ſowohl Prediger, wie ein Bürgermeiſter befanden, ſpielten unter der Leitung des Herrn Kneyus in einem Seitenzimmer, hinter einem prächtigen Thürteppich verborgen. Auf dem Tiſche lagen reiche

Geſchenke, und mitten unter dieſen ſtand ein Blumenſtück von Naemi, das heißt componirt, zwar nicht nach der Natur, ſondern nach drei andern Blumenſtücken, ein Scherz, welcher nicht ſo ganz originell bei uns iſt; Naemi ſelbſt war nicht im Zimmer, ſie ſtand draußen auf dem Hofe und bildete dort die Hauptfigur eines weit intereſſanteren Gemäldes. Das feine, ſylphidenartige Mädchen, welches ſich im Uebergang vom Kind zur Dame und ſchon im Beſitz der Schönheit beider befand, ſtand bei dem einen Kettenhunde, einem großen, reißenden Thier, welches ihre beſondere Liebe beſaß; es legte ſeine ſchwarzen Pfoten auf ihre weißen Schultern, die lange, rothe Zunge hing ihm aus dem Maule; ſie ſchien nur ein Paar Biſſen für das Thier zu ſein, aber es wedelte mit dem Schweife und ihre kleine feine Hand ſtreichelte deſſen zottiges Fell, während ſie lachte; ſie und das Thier waren die beſten Freunde!

„Das wilde Mädchen!“ ſagte die alte Gräfin, „ſie wird mich doch einmal zu Tode erſchrecken, mein Leben hängt ſo nur an einem Faden! Bald macht ſie das wilde Thier, welches Menſchen freſſen kann, los, bald jagt ſie ohne Sattel auf dem muthigſten Pferde über Feld und Wieſen! Der liebe Gott iſt ihr gut, ſonſt wäre ſie ſchon längſt ein Krüppel! Hätte ich den vierten Theil von ihrer Natur, das würde mir beſſer ſein, als alle Mixturen und Tropfen!“ und die alte bleiche Dame ſetzte ſich auf das Sopha und ſprach mit der Dame aus Odenſe, deren Erinnerung ſich von „vor“ und „nach meiner großen Krankheit“ herſchrieb.

„Jetzt soll eine ganz neue Krankheit entstanden sein,“ sagte sie, „welche man den rothen Hund *) nennt.“

„Die habe ich sicher gehabt,“ sagte die Gräfin, „ganz gewiß: ich habe alle Krankheiten gehabt und zwar in einem Grade, wie kein anderer Mensch; ich kann die Apotheke auswendig. Ich kann Ihnen einen ganzen Schrank voll Büchsen und Flaschen zeigen. Ich koste nur davon, denn es hilft doch nicht. — Ach! sogar auf den kleinen Wegen, die ich schwache Person machen kann, muß ich Medicamente mitnehmen. Ich war in der vorigen Woche in der großen Soirée beim Amtmann und zerstreute mich, aber ich kann Sie versichern, daß ich mit Seufzeig unter den Füßen dahin gefahren war, so saß ich beim Spieltische. Ich bin sehr krank und dennoch lächelt der Arzt! Er weiß nun einmal, daß ich nicht hergestellt werden kann, und deshalb hat er nicht die Attention, die er haben sollte. Ich werde schon schwindelig, wenn ich die Windmühlenflügel herumgehen sehe!“

Während dieses gedämpften Gespräches tönte die Musik fort; Naomi ward auch hereingelockt, sie stand am Fenster und war beschäftigt, in die Tulpenknospen der Gräfin zu blasen, damit sie aufblühten. Ein Geigensolo begann; die eigenthümlichen, kühnen Bogenstriche erweckten Aufmerksamkeit.

„Charmant!“ rief die alte Gräfin und vergaß, wie krank sie sich glaubte.

---

*) Die Röthein.

Naemi zog den Thürteppich zur Seite und gerade vor demſelben ſtand am niedrigen Pulte Herrn Knepus' Zögling, Chriſtian, mit der Geige unter dem Kinn.

„Wir haben einander ja wohl früher geſehen," ſagte der Graf. „Aber wo?"

„In Kopenhagen," erwiderte Chriſtian mit gedämpfter Stimme.

„Man hat ihn meiner Leitung anvertraut!" ſagte Herr Knepus.

Rings umher erſcholl Beifall und Ermunterung. Naemi ſelbſt lächelte ſo unausſprechlich einnehmend, und ſie ſprach lange mit ihm, nur nicht von alten Tagen.

Welcher Freudens- und Glückstag wär das nicht für ihn!

Man ging nach der Rutſchbahn im Garten; Naemi war dreiſt wie ein Knabe; Chriſtian hielt ſich zurück.

„Sie wagen es nicht?" ſagte Naemi zu ihm, und er beſtieg den Schlitten, warf aber um, jedoch ohne weitere Folgen, als er Naemi ihrem Nachbar zuflüſtern hörte: „er iſt unbehelfen." Das machte ihn ſtumm, er wagte nicht mit ihr zu ſprechen, aber um ſo mehr hing ſein Auge an ihr.

Vor Tiſche mußte er noch einmal ſpielen, und das brachte ihn wieder in ſein rechtes Licht. Die alte Gräfin unterhielt ſich mit ihm, und als ſie hörte, wer er ſei, kannte ſie ſeine früheren Krankheitszufälle, die jetzt gehoben ſchienen, recht gut; auch ſprach ſie von Lucien. „Ja, alle Kranke, mehrere Meilen im Umkreiſe," ſagte ſie, „ſind mir nicht fremd. Ich will zwar gern einräumen, daß es Einzelne

geben kann, welche Schmerzen erduldet haben, die an und für ſich größer waren, als die meinigen, aber das ſind härtere Naturen, ſie leiden weniger dabei, als die Empfindlichen bei den geringeren Schmerzen, und ich bin ſo unendlich empfindlich!"

Man möchte faſt glauben, daß ihr Intereſſe für Chriſtian mehr durch den Gedanken an ſeine frühere Kränklichkeit, als durch ſein Geigenſpiel geweckt worden ſei; er ſollte und mußte drei bis vier Tage bei ihnen auf dem Gute verweilen. Es gab ja eine gute Gelegenheit für ihn, wieder nach Odenſe zurückzukehren, der Herr Graf wollte in vier Tagen dorthin, indem er nach England reiſte.

Der Tiſch war feſtlich gedeckt; die blendend weißen Servietten ſtanden als Fächer in den langen Champagnergläſern. Die Lichter ſtrahlten von ſoliden, prächtigen ſilbernen Armleuchtern. Jeder der Herren nahm ſich eine Dame; Naemi flatterte wie ein Vogel von dieſen fort; ſie näherte ſich Chriſtian.

„Will der Künſtler mein Cavalier ſein?" fragte ſie, ſteckte ihren Arm unter den ſeinen und führte ihn zu Tiſch. Das brannte ihm in den Wangen; er benahm ſich linkiſch.

Naemi flüſterte der Gouvernante zu: „So ſollten wir in der andern Welt ſitzen, Paradiesvogel und Krähe neben einander! — Aber Sie müſſen Ihre Dame unterhalten!" ſagte ſie zu Chriſtian, „oder wollen Sie Dame ſein, dann bin ich Cavalier!" und nun ſorgte ſie für ſein Glas.

Er fühlte, daß ſie ihm in Ungezwungenheit und Munterkeit, ja in Allem überlegen war. Es lag Spott, aber

doch auch eine Art von Ergebenheit in dem, was ſie zu ihm ſagte. Aber ſeine ganze Seele gehörte ihr, und deſſen wurde er ſich immer mehr bewußt. Beſtändig ſchenkte ſie ihm ein, und ohne daran zu denken, trank er Glas auf Glas. Das Blut rollte ihm ſchneller durch die Adern und er bekam einige Beredſamkeit, „er machte ſich heraus," wie Naemi es nannte. In ihrer Nähe ſaß der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, in den Qualen der Eiferſucht ſpeiſte er für Drei, das beſte Mittel gegen unglückliche Liebe, und Naemi ließ es ihn recht fühlen, wie ſie Chriſtian huldige.

„Sie ſoll leben, an die Sie denken!" flüſterte ſie ihm zu und ſtieß ihr Glas gegen das ſeine.

„Das ſind Sie!" ſagte Chriſtian; der Wein hatte ſeine Zunge gelöſt.

Man erhob ſich; Naemi entſchlüpfte ihm. Verlegen zog er ſich zur Seite, er wagte es nicht ſich ihr zu nähern; tief fühlte er, daß ihm viel fehle, um ſich in der Welt bewegen zu können.

Es wurde getanzt; auch daran konnte er keinen Theil nehmen; nicht einen Pas verſtand er zu machen. Naemi flog wie ein Schmetterling durch den Saal; die Bewegung machte ſie doppelt reizend; das Blut ſchien durch die feinen Wangen; ihre dunkle Hauptfarbe gewann bei der Beleuchtung. Sie war ſehr hübſch: eine ſchöne Mignon, nur zu fein gebaut für ein Kind des Südens.

„Sie tanzt ſich ein Fieber!" ſagte die alte Gräfin.

Herr Patermann, des Gutes Seelſorger, mit dem mi-

drig süßlichen Lächeln um den Mund, war derselben Meinung wie die gnädige Frau. Es ging ihnen beiden mit dem Tanz, wie es den Hunden mit dem Wasser geht: sie entbehren dasselbe so lange, bis sie endlich einen Abscheu davor bekommen.

Naemi schien Christian nicht zu beachten, der blonde Ludwig war der Glückliche, aber Christian konnte ja auch nicht tanzen. Plötzlich stand sie vor ihm, sie legte ihre Arme auf seine Schultern, und sie flogen in dem wirbelnden Walzer. Alles drehte sich mit ihm herum, aber er konnte sie doch nicht loslassen. Er trat ihr auf die Füße, er stieß sie gegen die Kniee.

„Mir wird so unwohl!“ seufzte er, und sie ließ ihn auf einen Stuhl sinken, lachte über ihn und schwebte mit einem neuen Tänzer durch den Saal.

Ein americanischer Schriftsteller erzählt uns, daß, wenn das Elenthier vom Jäger bis auf den Tod verwundet ist, es seine Begleiter verläßt um abseits zu sterben; ein ähnlicher Instinct trieb Christian fort; er war ja ein an Flügel verwundeter Vogel unter den andern hochfliegenden.

Der Bediente geleitete ihn mit angezündeter Laterne über den Hof nach dem alten Gebäude; in dem neuen waren alle Gastzimmer besetzt. Durch eine schmale Pforte traten sie in einen kleinen viereckigen Hof, welcher einst der Hofplatz des ganzen Rittersitzes gewesen war; die Wendeltreppe hinauf, durch mehrere hohe, alterthümliche Zimmer, gelangten sie nach einer kleinen Kammer, welche in der Eile zum Schlafen eingerichtet worden war. Gewehre

von höchst verschiedener Form und eine zahllose Menge von Reitpeitschen hingen an den Wänden herum.

„Hier ist die Schlafkammer," sagte der Diener und zündete das Licht an. „Und dort hängt die Ahnfrau, welche auf Sie Acht geben wird, während Sie schlafen!" fügte er lachend hinzu, indem er ein über der Thür hängendes Portrait einer Dame in mittelalterlicher Tracht beleuchtete; aber das Sonderbarste war, daß sie eine eiserne Kette um den Hals trug, welche ihr über Schultern und Brust herabhing.

„Das war eine mannhafte Dame!" sagte der Bediente, „sie hatte wohl keine so große Apothekerrechnung wie unsere alte Gräfin! Sie lag zu ihrer Zeit in Fehde mit einem benachbarten Ritter, und er nahm sie gefangen, legte ihr eine Kette um den Hals und ließ sie an der Hundehütte festschmieden. Das war zu jener Zeit! Dann trank und schwärmte er, aber die Dame kam währenddem los, entwischte nach Hause, b—chte ihre Leute auf die Beine und überfiel den Feind. Deshalb hat sie sich mit der Hundekette abmalen lassen!" Der Diener ging und Christian war mit seinen Gedanken und mit dem Bilde der mannhaften Frau allein.

Sie hatte dunkle Augen wie Naemi. So keck und verwegen könnte Naemi sicher auch sein. Er blickte durch die Fensterscheibe; das dicke Glas war blind geworden, er konnte nur die erleuchteten Fenster in dem neuen Gebäude sehen, und er gedachte jenes Abends in Kopenhagen, wo er als Schiffsjunge in dem nassen Tauwerk hing, als Naemi

auch in Tanz und Freude ſchwebte; er dachte an die eben verfloſſene Stunde, an alle ſeine Mängel, an alle ſeine zerſtörten Hoffnungen.

Noch nach Mitternacht war er wach, er hörte Herrn und Madame Kneyus fortfahren und fühlte ſich gar nicht glücklich über ſein Dableiben.

Aber welche Heilkraft beſitzt nicht der Schlaf, wenn es ein jugendliches Herz iſt, das geheilt werden ſoll!

Die Sonne beſchien das Bild der Ahnfrau, als Chriſtian erwachte. Die ſchwere eiſerne Kette um ihren Hals beſchäftigte ſeine Gedanken.

„Auch ich trage eine ſolche Kette! Ich bin nicht beſſer daran, als an ein Hundehaus gefeſſelt, während die Andern munter im Saale ſind! Aber auch ich will die Kette ſprengen, einſt werde ich als großer Künſtler vor ſie hintreten, und ſie ſollen ſich vor der Macht des Genies beugen. Wie in Joſephs Traum die Garben aller Andern ſich vor der ſeinigen neigten, ſo ſoll es auch mit mir geben, und dann will ich mich auch malen laſſen, aber mit keinem Zeichen des Druckes, den ich ertragen; nein, Hand in Hand will ich mit Naemi ſtehen. Sie iſt ſo hübſch, ſo ſchön, wie die lieben Engel bei Gott, aber nicht ſo gut — doch wer kann das auch ſein!“ und er beugte ſein Knie, verrichtete ſeine Morgenandacht und bat, daß ſein ſchöner Traum in Erfüllung gehen möchte.

Am Vormittage wollte die alte Gräfin alle zurückgebliebenen Gäſte bei ſich ſehen. In dem alten Schloſſe, welches nur ſie und die zu ihrer Aufwartung beſtimmten Dienſtleute bewohnten, wartete die Chocolade.

Durch den Thurm, die Wendeltreppe hinauf, gelangte man zu ihren Zimmern, welche, wenigstens in den letzten Jahrhunderten, keine wesentlichen Veränderungen erlitten hatten. Gewebte, grüne Tapeten, ein Urwald, aus dem hin und wieder zwischen den Zweigen ein Hirschkopf hervorblickte, schmückten die Wände. Ein großer Kachelofen war vor dem zugemauerten Kamin errichtet, welcher mit großen, in Granit ausgehauenen Sphinxen verziert war. Durch einen großen Schrank, dessen Thüren mit Teppichen bedeckt waren, ging es nach den untern Zimmern hinab. Stühle und Divan hatten denselben alterthümlichen Schnitt, das einzige Moderne war ein Gyps-Napoleon, welcher auf einer alten Pyramide Platz hatte, an der jeder Absatz Mixturflaschen, Büchsen, Pillenschachteln und ähnliche Trophäen der Krankheiten, welche die gnädige Frau überstanden hatte, trug. Der Held, unter den Trophäen der Dame aufgestellt, war gar keine unglückliche Idee. Man macht es so gut als man kann.

„Hier ist meine Residenz!“ sagte sie. „Den ganzen Winter über steht das neue Gebäude öde; Alles ist dann unter der alten Regierung, und dann scheinen die Lichter hier, leider die Lichter bei einem Krankenbette!“

Die Gäste waren noch nicht gekommen. Naomi stand auf einem Stuhl und untersuchte das oberste Schubfach eines künstlich ausgeschnitzten Schrankes.

„Du bist ein Eulenspiegel!“ sagte die alte Dame, „steige doch herab, die Gäste kommen.“

„Nicht an jedem Tage wird das Allerheiligste geöffnet,“

ſagte Naemi ſchelmiſch. „Du haſt mir erlaubt hineinzuſehen!“

„Das iſt altes Gerumpel,“ ſagte die Dame, „halbhundertjährige souvenirs!“

„Und dieſes Damenportrait,“ fragte Naemi, „warum liegt es hier? Sie iſt ſchön, aber ſie gleicht einer Jüdin!“

Die alte Dame heftete ihr Auge feſt auf das Bild, wendete ſich darauf gegen Naemi und ſagte ernſt: „Das iſt Deine verſtorbene Mutter.“

Sie wurden beide ſtumm. Naemi war die Erſte, welche das Wort nahm.

„Meine Mutter? Sie ſoll nicht unter Gerumpel liegen!“ und ſie verbarg das Bild an ihrem Buſen.

„Steige doch herab und ſchließe das Schubfach, die Gäſte kommen,“ ſagte die Gräfin. „Du bringſt mein Blut in Bewegung, und Du weißt, das kann ich nicht vertragen.“

„Erzähle mir etwas von meiner Mutter,“ ſagte Naemi ernſt.

„Was fällt Dir ein, Kind!“ erwiderte die Alte. „Das würde auch nichts Beluſtigendes für Dich ſein!“ Sie kehrte ihr den Rücken zu. Die Fremden traten herein und die Unterredung war abgebrochen.

Chriſtian mußte etwas vorſpielen; es waren eigene Phantaſien, denn Herr Aucyus war ja fort. Naemi ſtand gedankenvoll, ihre Augen ſchienen träumend auf ihm zu ruhen. So hatte er ſie nie erblickt. „Sie bewundert mich,“ dachte er, und das verlieh ihm Begeiſterung. Nie

hatte man Naomi ſo ſchweigſam, ſo nachdenkend geſehen, als heute.

Es ſollte in dem großen Saal im neuen Gebäude Federball geſpielt werden; die Geſellſchaft begab ſich dorthin. Naomi blieb bei der alten Gräfin, ergriff ihre Hand und ſagte mit einer Beſtimmtheit, welche ihrem Alter voraus war: „Erzähle mir von meiner Mutter! ich muß es wiſſen, ich *will* es wiſſen!“

„Du erſchreckſt mich mit Deiner Heftigkeit zu Tode!“ ſagte die Alte. „Ich weiß nichts. Geh' zu den Andern hinüber und ſpiele Federball.“

„Du behandelſt mich immer wie ein Kind, und das bin ich nicht mehr, deshalb will ich etwas mehr von mir ſelbſt wiſſen. Ich bin keine Fremde, welcher Ihr aus Gnade Wohlthaten erzeigt habt; ich bin, was ich nur ſcheinen ſoll, Deines Sohnes Tochter! Du biſt meine Großmutter. Ich bin leichtſinnig, und deshalb habe ich es vergeſſen können nach meiner Mutter zu fragen. Nur zwei Mal habe ich ihrer in Gegenwart meines Vaters erwähnt, und beide Male wurde er heftig und verließ mich. Auch Du haſt mir nichts ſagen wollen, und ich habe es in meinem kindiſchen Treiben ſo gehen laſſen und es ſpäter faſt vergeſſen; aber heute habe ich das Portrait meiner Mutter erhalten! Heute will ich mehr wiſſen und Du ſollſt es mir ſagen!“

„Naomi, Du weißt, wie ſchwach ich bin!“ ſagte die alte Dame. „Plage mich nicht; ich kann weder, noch will ich Dir nachgeben! Ueberdies iſt das gar keine Geſchichte für

Dein Alter. Nein, in ein Paar Jahren, wenn ich wahrſcheinlich ſchon lange unter der Erde liege, wird mein Sohn es Dir wohl ſagen. Gehe jetzt nach dem Vorzimmer und hole mir meinen Mantel."

„Du willſt mich hinaus haben," ſagte Naemi, „dann ſchiebſt Du den Riegel vor die Thür und ich komme nicht wieder herein. Das haſt Du ſchon früher ſo gemacht. Großmutter, Du kennſt meine Feſtigkeit. Draußen auf dem Wallgraben iſt ein Loch in das Eis gehauen, da ſpringe ich hinein, erzählſt Du mir nicht gleich, was ich wiſſen will!"

„Du erſchreckliches Mädchen," ſagte die alte Gräfin, „Du biſt böſe gegen mich ſchwache Perſon! Ich werde Dir den Willen thun, aber Du drückſt nur den Stachel in Dein eigenes Herz!" Die Wangen der alten Dame, welche ſonſt kränklich bleich waren, bekamen eine ſtärkere Fieberröthe, die Sprache wurde ſchneller: „Du biſt nicht von meinem, nicht von meines Sohnes Blut. Eine Thorheit iſt es, eine Schwäche, daß er es mitunter glaubt!" Das Gift, welches die Bitterkeit in unſerm Blute ſchafft, ging gleich elektriſchen Funken aus der Betonung der Worte hervor. „Der alte Jude in Svendsberg war Dein Großvater," ſagte ſie; „ſeine Tochter war hübſch, ſchöner als Du werden wirſt. Sie war Gouvernante hier auf dem Gute, ſie diente hier, Du verſtehſt mich, ſie diente; aber ſie hatte Verſtand, ſie war beleſen, und wir behandelten ſie wie eine unſeres Gleichen. Mein Fritz verliebte ſich in ſie, ſein Vater kam dahinter, und Deine Mutter mußte fort, zu ihrem

Vater zurück. Fritz ging auf Reisen, wir thaten das Unsere; aber sie schrieben einander, schwärmten für einander, obgleich gewisse Leute nicht gut von Deiner Mutter sprachen. Da war ein Musikus, ein Norweger in Svendborg, er kam dort in das Haus und war der Vertraute, ja er war außerordentlich vertraut! Fritz kehrte nach Hause zurück; wir glaubten, daß Alles vergessen sei, er ging fleißig auf die Jagd, und die Jagd diente als Vorwand zu seinen Besuchen in Svendborg. Ich wurde davon unterrichtet, wußte, welch sündliches Leben sie führten, ärger, als Du es begreifst! Es ist Thorheit, mit Dir davon zu sprechen. Ich sagte Fritz, was ich wußte, aber er baute auf die Liebe Deiner Mutter, bis er einst selbst den Vertrauten bei ihr traf. Von dänischem Adel bist Du nicht, vielleicht aber von norwegischem! Mein Fritz war überzeugt und wurde ein vernünftiger Mensch. Als Du geboren wurdest, schrieb Deine Mutter elegische Briefe über Dich und zuletzt nahm sie sich das Leben, weil Fritz nicht auf die Fictionen eingehen wollte; das machte Effect, das half: sie kam in das Grab und Du zu uns; ich habe Dich selbst aus der Stadt Svendborg geholt."

„Ich danke für Ihre Erzählung," sagte Naemi ruhig, aber bleich, wie sie nie gewesen war. „Ich bin also von norwegischem Adel und nicht von dänischem! Oehlenschläger's Haken Jarl hat mir auch stets besser gefallen, als sein Palnatoke. Wollen wir nun hinaus gehen und Federball spielen?"

„Kind!" sagte die Gräfin, „bist Du nicht exaltirt!

Deines Gleichen habe ich nie gekannt! Aber Du begreifſt das Ganze nicht. O, es wird eine Zeit kommen, wo Du Blut über das weinen wirſt, was Du in dieſer Stunde gehört haſt!“

„Ich hörte, daß meine Mutter hübſch war,“ ſagte Naomi, „ich hörte, daß ſie Verſtand hatte, und daß ſie Muth zum Sterben beſaß, als man ſie zu tief kränkte! — Ihr Portrait ſoll in meinem Zimmer, mit Blumen geſchmückt, hängen, und alle meine Küſſe haben. — Jetzt gehe ich hinaus und ſpiele Federball!“

Mit einem lachenden Antlitz verließ ſie die Gräfin, aber auf der Thurmtreppe ſtand ſie ſtill und weinte ſchwere, bittere Thränen. Fünf Minuten ſpäter erblickte man die ausgelaſſene, lachende Naomi beim Federballſpiele. Der Inſtinct lehrte ihr, daß Thränen nur Mitgefühl bei denen finden, welche glauben, daß man wie ſie ſelbſt leidet.

VIII.

Sie ſaß dicht neben ſeinem Bett
Und warf auf dieſe bleichen Züge
Den Blick, ein Königreich ihm werth. —
Doch ach! wie ſteht's mit deinem Herzen?

Tegnér's Axel.

„Die alte Gräfin hat mich hintergangen," dachte Naomi. „Sie hat mich kränken wollen! Die ganze Geſchichte iſt erdichtet, oder ſie hat ein lügenhaftes Gerücht aufgegriffen. Ich muß es wiſſen will es wiſſen!" Und ſie hing ſich ſchmeichelnd an den Grafen, welcher davon ſprach, wie bald ſie nun getrennt werden würden.

„In zwei Jahren werden wir einander nicht erblicken, aber wenn wir uns wiederſehen, dann fliegſt Du mit mir nach Paris und London, dem lebendigen, prächtigen London!"

„Du biſt gut gegen mich," ſagte Naomi, „Du biſt auch der Einzige, vor dem ſich meine Gedanken, mein ganzer Wille beugen. Die andern Menſchen, die ich leiden mag, liebe ich doch nur um meiner ſelbſt willen, für die Beluſtigung, die ſie mir gewähren, und weil ich ſie nicht entbehren kann, ſie ſind mir aber oft unausſtehlich!"

„Sie fügen ſich nicht in Deine Launen wie ich," ſagte der Graf.

„Du?" erwiderte ſie und blickte ihm ins Auge. „Du fügteſt Dich mir? Nein, nicht in meine unſchuldigſte,

meine heißeſte Bitte, und deshalb erleide ich Kränkungen, die ich Dir nicht einmal ſagen darf, denn dann biſt Du hart und kalt!“ und ſie legte ihre Wange gegen die ſeine, wickelte ſein Haar um ihre Finger und ſchien ihren Athem anzuhalten — „Du ſchämſt Dich vor der Welt zu geſtehen, daß ich Deine rechte Tochter bin! Bin ich es nicht, ſo ſage mir wenigſtens, wen ich als meinen Vater lieben ſoll!“

„Mich!“ ſagte der Graf, „mich! Du biſt mein Kind!“ aber ſein Blick wurde finſter, ſeine Stirn runzelte ſich, als wollte der Blick läugnen, was die Zunge ſagte.

„Und vor den Augen der Welt, wer ſind da meine Eltern?“ fragte ſie. „Die Tochter eines Juden, ein —?“ ſie ſchwieg, und die Lippen bewegten ſich krampfhaft.

„Ein Menſch, welchen Du nie nennen hören ſollſt!“ erwiderte der Graf, „er war aus Norwegen! — er iſt todt! auf eine Weiſe geſtorben, wie er es verdiente!“

„O erzähle es mir!“ ſagte Naomi.

„Nein!“ erwiderte der Graf und ging fort.

„Auch er iſt grauſam!“ ſagte Naomi. „Die Menſchen peinigen einander. Normann allein iſt mir treu und gut und hält mehr auf mich als auf irgend einen Andern, und den haben ſie gefeſſelt!“ und ſie ging zu dem Hunde in den Hof hinaus, ſtreichelte und küßte ihn, löſte die Kette und führte das Thier in dem Hofe herum; es wälzte ſich vor Freude, wedelte mit dem Schweife und ſprang hoch in die Höhe, während die rothe, dampfende Zunge ihm weit aus dem Rachen hing.

„Du lieber Normann!“ ſagte ſie. „Ha, der Normann

muß mir ja gut ſein; allein um deines Namens halber könnte ich dich ſchon frei machen!“

Chriſtian hatte gerade ſeine einſame Wanderung durch den Garten beendet. Den einen der prächtigen Schneemänner, welcher noch geſtern ſo ſtolz prangte, hatte das eingetretene Thauwetter in die Kniee ſinken laſſen, ſo daß die Lanze wie gefällt erſchien. Die Mittagsglocke läutete; Chriſtian trat aus dem Garten; er hatte gerade die Pforte geöffnet, als er Naemi und den Hund gewahrte, welcher bellte und ſeine ſcharfen Zähne zeigte. Naemi lachte laut über Chriſtians Schreck. Der Hund machte eine Bewegung gegen ihn hin, er ſprang wieder in den Garten zurück, indem er ſie bat, den Hund anzubinden.

„Feigling!“ rief ſie.

Gleichzeitig riß ſich der Hund los, ſprang gegen die Pforte, welche aufging, und fuhr nun auf Chriſtian zu, welcher einen Schrei ausſtieß, als er das große Thier mit dem rothen, dampfenden Rachen und den ſcharfen, weißen Zähnen erblickte. Inſtinctmäßig ſuchte er auf den Schneemann zu ſpringen und ergriff deshalb mit beiden Händen die gefällte Lanze, als er auch ſchon des Hundes Biß fühlte. Der Schneeklumpen ſtürzte mit dumpfem Laut zuſammen, und das war ein Glück, denn der hierdurch verurſachte Lärm und der rings umher fliegende Schnee jagten den Hund fort.

Einige der Hausbewohner kamen herbei gelaufen. Naemi ſtand ſtumm an der offenen Pforte.

„Er blutet; der Hund hat ihn gebiſſen!“ rief man.

„Da ſiehſt Du die Folgen Deiner Wildheit!“ ſagte der Graf mit einem ſtrengen Blick zu Naomi.

Man hob Chriſtian auf.

„Der Hund ſoll erſchoſſen werden!“ ſagte der Graf.

Da ſtürzte Naomi weinend hervor, bat für ihn, ergriff Chriſtians Hand, und mit dem bittenden Blick einer kummervollen Seele rief ſie ihn an für das Thier zu bitten. Ihre Lippen berührten des Knaben Wange, und er bat, wie ſie es wollte.

Der Arzt aus der nächſten Stadt wurde geholt. Chriſtian war gefährlich gebiſſen; außerordentliche Pflege und Fürſorge entbehrte er nicht. Naomi beſuchte ihn; ſtill und ernſt ſetzte ſie ſich an ſein Bett, er reichte ihr vergebend die Hand, und um ihr etwas Liebes zu ſagen, wiederholte er ſeinen Wunſch, daß der Hund das Leben behalten möchte.

„Ich glaube, ich könnte Dich lieben!“ ſagte Naomi mit einer ſonderbaren Höflichkeit, indem ſie mit ihren funkelnden Augen ſein bleiches Antlitz betrachtete.

Der Graf wollte reiſen, aber es war nicht daran zu denken, daß Chriſtian ihn nach Odenſe begleiten könnte. Herr Knepus wurde durch einen Brief von dem Geſchehenen in Kenntniß geſetzt.

„Schreck und Sorge rauben mir das Leben,“ ſagte die alte Gräfin. „Jetzt reiſeſt Du von uns! Ich fühle wohl, daß wir uns nie mehr zu ſehn bekommen. Wenn Du nach einem oder zwei Jahren zurückkehrſt, dann mußt Du nach der Dorfkirche gehen, die kleine Capelle öffnen, und Du findeſt einen Sarg mehr!“

„O Mama, das ſteht in einem Roman!“ ſagte der Graf lachend.

„Das ſteht in Deiner Mutter Herzen!“ erwiderte die Gräfin ernſt.

Des Grafen Abreiſe war eine große Begebenheit auf dem Gute, eine wichtige Begebenheit, und doch wollen wir ſie nur ſo ausdrücken: er reiſte.

Naomi ſaß im Zimmer bei Chriſtian. Alles ſagte ihr, wie lieb ſie ihm war, und das machte, daß ſie zum erſten Mal etwas Intereſſe für ihn fühlte. Sie fragte, von wem er ſpielen gelernt habe.

„Von meinem Pathen, dem Norweger in Svendborg,“ und nun erzählte er von den Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes. „Ich hörte einſt eine Geſchichte von einem Zauberer, welcher die Geige durch die Straßen ſpielte, und alle Kinder kamen aus den Häuſern gelaufen und folgten ihm. Er ging in den Berg und die Kinder verſchwanden mit ihm. Ebenſo, meinte ich, könne mein Pathe ſpielen. Er habe es vom Neck gelernt, ſagte unſer Nachbar. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob das nicht von ihm ſelbſt war, was er mir einſt erzählte. In Norwegen war ein armer Bauernknabe, der ſo viel Luſt hatte die Geige zu ſpielen; ſein Vater litt es nicht, ſondern wollte, daß er arbeiten ſollte. Da ſtahl er ſich eines Abends mit der Geige nach dem Bergſtrom hinaus; der Neck kam herauf und verſprach, ihm noch ſchöner ſpielen zu lehren, nahm ihn dann bei den Fingern und drückte ſie, daß das Blut heraus ſprang, aber von der Zeit an konnte Keiner ſchöner Muſik

als er machen. Alle wollten ihn hören, er verdiente viel Geld, und deshalb erhielt er auch von seinem Vater die Erlaubniß zu spielen. Aber eines Morgens, als er von einer Hochzeit heimfuhr, faß der Neck an der Brücke und sagte, er solle jetzt in das Wasser hinab kommen und bei ihm bleiben, denn er gehöre ihm an. Da lief er schneller als die Pferde, und der Neck hinterher; er mußte in die Kirche, zum Altar flüchten, sonst hätte der Neck ihn geholt.

„Aber vielleicht ist Dein Pathe der Neck selbst gewesen!“ sagte Naomi lachend. Ihre Augen funkelten, das Blut brannte in ihren schönen Wangen. Immer mehr fragte sie; es war ja ihr Vater, von dem sie ihn sprechen hörte; Christian erblickte dagegen nur Theilnahme an seinem Schicksal, und deshalb ergriff er gern bei jedem neuen Besuch den Faden wieder, um ihn fortzusetzen. Sie hörte von der Reise nach Thorseng, von dem Begegnen bei Glorup und von dem Morgen, als der Pathe in den Zweigen des Baumes hing, und Naomi lächelte sonderbar und legte ihre feine Hand auf die Stirn.

„Er ist ein ungewöhnlicher, aber unglücklicher Mann gewesen, doch das ist weit interessanter, als ein glücklicher Alltagsmensch zu sein. Du hast auch schon früh ein wahres Märchen erlebt; jetzt ist das Interessante mit Dir vorbei, nun bist Du in der langweiligen Ruhe, wo der eine Tag natürlich aus dem andern entspringt. Etwas Ausgezeichnetes in der Welt wird Niemand auf dem ebenen, ruhigen Wege; wenigstens werden sie dazu geformt, von selbst schießen sie nicht recht empor. Wäre ich wie Du, so würde

ich die Geige in mein Tuch binden und mich von den langweiligen Menschen fortstehlen, welche einander bis auf die Schleife am Kleide und die Binde um den Hals gleichen!"

„Was sollte dann aus mir werden?" fragte Christian. „Ich bin arm —!"

„O, das warst Du ja noch weit mehr, als Du das Haus Deiner Eltern verließest! Da konntest Du nicht spielen, wie jetzt, und die Wanderung wurde ja doch der Weg zu Deinem Glücke. Wenn Du auch einen Tag hungern oder eine Nacht in einer Scheuer liegen müßtest; was wäre dabei? Das würde vielmehr recht interessant sein! Denke, wie glänzend es Dir vorschweben würde, wenn Du, nachdem Du ein großer Mann geworden wärest, daran zurück dächtest. Die Welt würde Deinen entschlossenen Schritt gerade bewundern, und ich, ja dann glaube ich, daß ich Dich lieben könnte. Aber sonst nicht! nein! nein! Du mußt etwas Ausgezeichnetes werden!" Sie ergriff seine Hand und malte mehr und mehr ihre romantische Ansicht des Lebens aus, welches sie nicht kannte. Es schmeichelte dem stolzen, eigenwilligen Kinde, einen Andern leiten zu können, Christian war an die Stelle ihrer Puppe getreten. Durch ihn wollte sie ihre romantischen Träume realisiren. So entstand bei ihr ein starkes Gefühl, welches aber sehr verschieden von Liebe war. Sie erzählte ihm von fremden Landen, von berühmten Männern und Frauen, und seufzte darüber, daß sie ein Mädchen sein müsse, „aber ich will wenigstens," versicherte sie, „den Andern nicht gleichen!"

Mehr und mehr glitt Christian in den Zauberkreis, den

ſie gezogen hatte; alle ſeine Gedanken, alle ſeine Träume drehten ſich nur um Märchen, Berühmtheit und Naomi.

Es war Fieber in ſeinem Blute. Die Nachtlampe, welche am Bette brannte, war im Erlöſchen begriffen; die Flamme war nur wie ein gezeichneter Punkt an der Wand.

„Kann ich jetzt mein „Vater unſer“ ausbeten, ehe die Lampe erliſcht, dann werde ich einſt einen berühmten Namen erhalten und Naomi wird meine Frau, geht ſie aber aus, dann bin ich hier und jenſeits verloren!“ Er faltete ſeine Hände und ſagte ſein Gebet mechaniſch her; das Auge war feſt auf die Lampe geheftet, die Flamme zitterte, um ſo ſchneller ſagte er die Worte; das Gebet war beendet, und die Lampe brannte noch.

„Aber ich habe „erlöſe uns von dem Uebel“ überſprungen; deshalb gilt es nicht. Noch einmal muß ich das Gebet herſagen, ſo gilt es doppelt!“ und er betete, und die Lampe brannte. „Ich werde glücklich!“ jubelte er und die Lampe erloſch.

Das war mitten in der Woche.

„Nächſten Sonntag verläßt Du uns!“ ſagte Naomi, „der Arzt ſagt, daß Du ſehr bald ebenſo munter, wie wir Andern, ſein wirſt. Gedenke dann Deines Verſprechens! Ich weiß es wohl, daß Du mich liebſt, aber einen gewöhnlichen Menſchen kann ich nicht lieben, und Du wirſt nur etwas ganz Gewöhnliches in dem ſpießbürgerlichen Odenſe bei dem närriſchen Herrn Knepus. Mache einen dreiſten Schritt in die Welt hinaus! Da haſt Du, was Keiner weiß und Niemand erfahren ſoll, hundert Reichsthaler von

meinem eigenen Spargelde! Denke, wie Du mir erzählt haſt, an unſer erſtes Zuſammentreffen im Garten, wo ich Deine Augen und Deinen Mund zum Pfand nahm; Du gehörſt mir noch, ich habe Antheil an Dir! Sobald Du Dich völlig munter fühlſt, wage einen kühnen Schritt. Benachrichtige mich davon, und in der Nacht, wo Du Dich auf die Wanderung begiebſt, will ich wachen und an Dich denken!"

„Alles will ich thun!" rief er aus und ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals; ſie ſaß ruhig mit dem ſtolzen Lächeln und ließ ihn ihre glühende Wange küſſen.

Wie die Lebensfarbe im Herzen iſt, ſo ſpiegelt ſich dort die Welt ab. Hätten wir dieſen Abend Chriſtian, Naomi und zum Beiſpiel die Gräfin examiniren wollen, ſo würde Jeder ſein beſtimmtes, aber höchſt verſchiedenes Urtheil über dieſelbe gegeben haben. Für Chriſtian war ſie ein Tempel Gottes, wo die Herzen ſich für die Liebe und für Gott öffnen, wo das Zutrauen wächſt und die Ueberzeugung ſich begründet. Naomi's Kuß war ſeine Taufe, die Macht der Töne der Orgelklang, welcher ſeiner Seele Schwingen verlieh.

„Die Welt iſt ein groſſer Maskenſaal," meinte Naomi. „Man muß ſeine Rolle mit Würde zu ſpielen verſtehen; man muß imponiren. Nur das, was man recht vorzuſtellen verſteht, iſt man. Ich will eine Amazone ſein, eine Stael-Holſtein, eine Charlotte Corday, ja eine ſolche, wie die Umſtände es am beſten erlauben!"

„Die Welt iſt ein Hospital!" meinte die alte Gräfin.

„Mit unserer Geburt beginnt unsere Krankheit! Mit jeder Stunde, welche entschwindet, rücken wir dem Tode näher! Man kann sich in Arzneibüchern noch kränker lesen; in einem unschuldigen Glas Wasser kann sich ein kleines Thier befinden, welches in uns wächst! Man kann den Krebs, den kalten Brand, die Kachexie und die schrecklichsten Krankheiten bekommen, welche mit dem Tode enden, und des halblebt man doch. Alle sind krank, aber Viele verbergen ihre Krankheit, Andere verachten sie, und elende Menschen, ohne Nerven, mit ungesundem Blut, welches die Wangen röthet, gehen mit dem Wahnsinne umher, daß sie gesund sind!“

IX.

Les passions sont les vents, qui font aller notre vaisseau, et la raison est le pilote, qui le conduit. Le vaisseau n'irait point sans les vents et se perdrait sans le pilote.

Esprit des esprits.

Ein schöner Wintertag, wenn der Reif auf den Baumzweigen liegt und die schwarze Krähe über den weißen Schnee in dem klaren Sonnenschein dahin fliegt, kann die Reiselust erwecken. Ein ganz anderes Aussehen hatte der Tag, an welchem Christian nach Odense wollte. Ein nasser Nebel lag über der Gegend; schwarze, kahle Hecken mit

großen Wassertropfen stachen aus dem schmutzigen Schnee hervor, und doch hob gerade dies seine Reiselust, sein Trachten nach romantischen Abenteuern. Ein magischer Kreis von Regen und Kälte kam ihm heimisch vor. Nur immer fort hinaus, dann ist Alles Sonnenschein und Wärme!

„Hier wird sich mein Glück, wie der Sommer, nur langsam entwickeln; ich will aus der Heimath, dem Glücke entgegen fliegen!“

Der Schlaf einer Nacht unter dem heimathlichen Dache, wo keine Naomi ihn begeisterte, brachte wieder Ruhe in sein Blut. Er dachte an Peter Wik, erinnerte sich, wie viel dieser Mann für ihn gethan habe, und fühlte nun, wie schlecht er ihm dafür lohne.

„Doch wenn ich einst als ein ausgezeichneter Mann zurückkehre, welche Ueberraschung, welche Freude! Aber wie fange ich das an? — Die Bibel soll mein Orakel sein!“ Er schlug das heilige Buch auf und las im Evangelium Matthäi Jesu Worte zu dem Gichtbrüchigen: „Stehe auf, hebe Dein Bett auf und gehe heim.“ — „Ja, Gott will es! Durch seine heilige Schrift spricht er zu mir. Ich habe ja auch Naomi's Geld; welche ungeheuere Summe! ich bin reicher, als ich je gewesen bin. Ich gehe nach Deutschland!“

Herrn Knepus fiel es nicht ein, was seinen Zögling beschäftigte, wenn dieser ihn nach Goslar, Braunschweig und seiner Reise durch Norddeutschland fragte. Eine Art Plan wurde gemacht, aber es mangelten zwei wesentliche Dinge,

nämlich zu wissen, wohin er nun eigentlich zuerst sollte, und dann, mit einem Passe versehen zu werden, welcher diese Reise gestattete; doch was den Paß anlangt, da besaß Naomi mehr Umsicht und größere Klugheit: einen Paß wollte sie besorgen.

Der blonde Ludwig, des Polizeidirectors Sohn, dessen Blicke gegen sie ungefähr die Noten ausdrückten, nach denen die Nachtigall Persiens der Rose ihre Lieder singt, der mußte einen Paß schaffen; er war ja die linke Hand auf dem Comptoir, wo der Vater die rechte war, und warum sollte die Rechte wissen, was die Linke thut? Er mußte einen Paß schaffen und der sollte auf verschiedene europäische Länder lauten. Das war Naomi's erste Bitte an ihn, und der blonde Ludwig mußte sie erfüllen. Er hatte ja Liebe, er besaß Jugendblut — kühne Schlingpflanzen, die tragen und nicht brechen; aber unter den Folianten des Rathhaus-Archivs, unter den staubigen Balken des Verhörzimmers wächst ein drittes Kraut: die Vorsicht, und an diese dachte sie gar nicht. Der blonde Ludwig trank sie jeden Abend und jeden Morgen in seinem Thee, und deshalb gab er ihr wohl in aller Heimlichkeit einen Paß, auf verschiedene europäische Länder lautend und für einen jungen Musikus von 16 Jahren gültig; Christians Name stand darin; aber um das Ganze todt und kraftlos zu machen, so war Naomi darin beschrieben; die braunen, funkelnden Gazellenaugen, die feine, schlanke Gestalt, das kohlschwarze Haar — nur sie konnte auf diesen Paß reisen. Daß ihr und nicht Christians Aeußeres darin

beſchrieben war, konnte er ja dadurch entſchuldigen, daß ſie ihm vorgeſchwebt habe, daß ſie ihn allein erfülle, und daher wäre ſie und nicht der, für den er eigentlich beſtimmt war, beſchrieben worden. Mit dieſem Paß konnte Chriſtian nicht einmal nach Jütland hinüberſchlüpfen.

Die Oſterferien hatte er für den Zeitpunkt ſeiner Flucht beſtimmt, und dieſe wollte er darunter verbergen, daß er ſich die Erlaubniß erbäte, ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater beſuchen zu dürfen, die er ſeit ſeiner Flucht aus der Heimath nicht geſehen hatte. Die Leidens- und Gefängnißtage des Herrn ſollten für ihn Freuden- und Freiheitstage ſein.

Was konnte er wohl auch bei Herrn Knepus lernen? Wozu ſollte ſein hieſiger Aufenthalt ihn führen?

Er ſchrieb an Naemi und benachrichtigte ſie von dem Tage, an welchem er ſeine Wanderung beginnen wollte, bat ſie demnächſt auf das Inſtändigſte um ein Stelldichein im Wirthshauſe, welches eine halbe Meile von dem Gute des Grafen entfernt lag; dort ſollten ſie ſich das letzte Mal treffen und einander Lebewohl ſagen. Der Brief wurde abgeſandt, und jetzt war er in ſeinem Beſchluſſe feſt, wie Cäſar am Rubikon. O, wenn er ſich doch Lucien anvertrauen dürfte, aber ihre Gedanken flatterten nicht ſo hoch; ſie würde ihn auslachen oder ihn in ſeinem Vorhaben zu hindern ſuchen.

Der wichtige Tag näherte ſich, und er ſchnürte ſein kleines Bündel zuſammen, löſte es aber wieder auf; immer gab es etwas, was er noch mitnehmen mußte, und deshalb

mußten die früher eingepackten Sachen den Platz räumen. Von der Geige und der Bibel konnte er sich aber durchaus nicht trennen.

Alles, was Peter Wik für ihn gethan hatte, drängte sich seinem Dankgefühl immer mehr und mehr auf; die Thränen flossen ihm über die Wangen hinab; er ergriff Papier und Feder, schrieb sein Lebewohl und bat ihn um Verzeihung; aber kaum war es geschrieben, so wurde es auch schon wieder zerrissen. Plötzlich bekam er einen neuen Gedanken; die Augen funkelten, die Hände falteten sich, ein Beschluß war gefaßt. Rasch schrieb er einen langen Brief, las ihn durch und jubelte: „So muß es sein! Jetzt habe ich Ruhe im Herzen. Naemi wird auch zufrieden sein. Der liebe Gott hat es mir eingegeben!“ Er legte sich froh zur Ruhe und schlief ohne Träume.

Am frühen Morgen rollte er mit guter Gelegenheit nach Nyberg zu.

Naemi hatte seinen Brief erhalten und war von dem muntern Abenteuer, dessen Ursprung sie war, ganz erfüllt, deshalb wollte sie ihn im Wirthshause treffen, aber Niemand sollte etwas davon wissen. Sie konnte leicht fortkommen, sie brauchte nur einen Spazierritt zu machen, aber es war ihr doch unlieb, im Wirthshause gekannt zu sein, weil es nur ein einfacher Knabe war, mit dem sie dort zusammenkommen wollte.

In aller Eile stattete sie einen Besuch beim Gärtner ab, einem behenden, kleinen Mann, der seinem Stande nach hübsch gekleidet ging.

„Ich habe einen Scherz vor," ſagte ſie, „leihe mir Deine Sonntagskleider!"

Sie ſchlich ſich in den Stall, ſattelte ſelbſt das Pferd, und eine Viertelſtunde ſpäter jagte durch die Pappelallee, in des Gärtners Geſtalt, ein kleiner, kühner Reiter; er ſchwenkte den Hut vor dem Hirten, der, beſchäftigt Sohlen unter ſeine Strümpfe zu nähen, die Gitterthür öffnete.

„Sorge für mein Pferd und gieb mir die beſte Stube!" ſagte Naomi im Wirthshauſe.

O wie oft blickte ſie nicht nach dem Wege, ob er noch nicht käme! Wie genau ſtudirte ſie nicht alle Namen, welche in die Fenſterſcheibe eingeritzt waren! Ueber drei Stunden mußte das ihre einzige Beſchäftigung bilden.

„Man wird ſehen, er kömmt gar nicht, er hat keinen Muth!"

Und doch kam der Held, aber ſpät, ſehr ſpät; er war müde und warm von der langen Wanderung.

„Endlich kömmſt Du!" ſagte ſie. Er ſtutzte, als er das verkleidete Mädchen erblickte, aber bald begannen die gegenſeitigen Mittheilungen. Er erzählte, was ihn erfüllt und beſchäftigt habe, und reichte ihr darauf den Brief, welchen er geſchrieben hatte, um ihn an Peter Wik zu ſenden. Das war kein Lebewohl, es war ein ehrliches Geſtändniß ſeines Planes, doch ohne Naomi zu erwähnen. Er ſprach darin ſeine phantaſtiſche Anſicht von der Welt und ſeine feſte Ueberzeugung aus, daß er ſein Künſtlerglück in der Fremde erproben müſſe, und welch großer Mann er dann werden könne. Er bat Peter Wik um die Erlaubniß

reisen zu dürfen, ohne welche ihm sein Gewissen keine Ruhe gönnen würde. Den Brief sollte Naomi erst lesen, darauf wollte er ihn absenden und daheim bei seinen Eltern die Antwort erwarten.

„Ist das Dein Ernst?“ fragte Naomi. „Das hätte ich erwarten können! Aus Dir wird nie ein großer Mann werden!“ darauf ging sie zum Zimmer hinaus, wollte nicht mehr mit ihm sprechen, verlangte ihre Rechnung und jagte am dunkeln Abend nach Hause.

Christian stand allein; ohne Abschied hatte sie ihn verlassen. Ihr Geld hatte er noch; es brannte ihn wie Feuer.

Den Schleier der Nacht durchwebt der Traumgott mit den seltsamsten Arabesken, welche die Phantasie erschaffen kann; sie besitzen sowohl Michel Angelo's Kraft, die sinkenden Seelen am Tage des Gerichts zu malen, als Raphaels weiche Schönheit, das Himmlische darzustellen. Dieselbe Kühnheit, die Extreme auszumalen: die Verzweiflung und die Hoffnung, liegt in dem Jugendherzen, und die Uebergänge hier sind eben so plötzlich, nur daß das Jugendherz sich mehrentheils an das Lichte hält; malt es auch einen Augenblick, in seinem tiefen Schmerze, ein schwarzes, feuchtes Grabgewölbe, wo nur Salpeterschwämme wachsen, und nennt dieses das Leben, ja, zeigt es uns, um sein Leiden noch anschaulicher zu machen, eine auf den Boden hingeschleuderte Rosenknospe, welche vertrocknen muß, als ein Bild seiner selbst, so sehen wir doch nach und nach, wie dieselbe Wurzel schlägt, sich öffnet, Zweige und Knospen treibt,

und die ganze Wölbung zu einer Roſenlaube wird, wo bald durch Knoſpen und Grün die warme Frühlingsſonne ſcheint und der blaue Himmel vorblickt.

So war auch in dieſer Nacht der Uebergang in Chriſtians Seele, während er auf gutes Glück die labyrinthiſchen Nebenwege wanderte, welche in der Richtung nach Oerebäk führten.

Grün iſt die Farbe der Hoffnung. Dies Bild hat man dem Frühling entlehnt, wo das erwachende Leben ſich ſo auf dem Felde und im Walde offenbart. Iſt aber nicht die Wiedergeburt des Morgens aus der Nacht weit allegoriſcher? Hier iſt die Hoffnungsfarbe Purpur! Der rothe Streif im Oſten verkündet die Wiedergeburt des Lebens und des Lichts, wenn ſie nicht, wie die Hoffnung des Menſchen, nur ein falſcher Glanz, der Wiederſchein eines brennenden Dorfes iſt.

Chriſtian ſah, wie es im Oſten hell wurde; der Morgen wollte anbrechen, wie hell aber der Horizont auch wurde, ſo ſtieg die Sonne doch nicht empor.

Ein Feuerzeichen ward ſichtbar. Es war eine Feuersbrunſt in Oerebäk ausgebrochen, Feuer in des Stiefvaters Gehöfte, aber Alle ſchliefen darin, und deshalb ſtreckte die rothe Flamme ihre Polypenarme durch das Dach und die Läden. Luft und Schnee färbten ſich röthlich; die eingeſperrten Pferde wieherten und die trägen Kühe und Stiere brüllten in der ſtummen Morgenſtunde. Die Menſchen ſchliefen, und wer da ſchläft, iſt glücklich.

Chriſtian wußte nicht, weſſen Gehöft brannte; er be-

trachtete das Feuer mit dem Intereſſe, mit welchem die Jugend das Haus eines fremden Mannes niederbrennen ſieht, doch ſpäter — ? Ja, in der Morgendämmerung war es vorbei; die Ernte des letzten Jahres war verbrannt, das Vieh war verbrannt und der Beſitzer — ? mit zerſchmettertem Kopfe lag er unter einer herabgeſtürzten Mauer. Zwei dem Zuſammenſinken nahe Schornſteine ragten aus dem dampfenden Haufen hervor. Bauern und Spritzenleute lärmten und ſchrieen durch einander.

Hierher kam Chriſtian mit dem Bündel in der Hand und die Geige eingepackt über den Rücken hängend. Das war die Heimath.

X.

— Man ſtudirt ſich zum Prediger; — nun wohl, ruft nicht auch eine geſprungene Glocke die Gemeinde Gottes zur Andacht?

Pique Dame.

Er ſoll in dem vollen und feſten Glauben geſtorben ſein, daß ſein Volk doch das herrlichſte auf der Erde und, trotz aller ſeiner Entartung und allen ſeinen Drangſalen, das einzige auserwählte Volk Gottes ſei.

„Der alte Rabbiner,“ Novelle von B. S. Ingemann.

Wenn eine Herrſchaft Jemanden in Dienſt nimmt, ſo ſieht ſie nicht nur auf ſeine weſentliche Brauchbarkeit, ſondern auch darauf, ob er nichts Lächerliches in ſeinem Aeußern oder in ſeiner Ausſprache hat. Derjenige, welcher öffentlich

auf der Bühne auftritt, muß ein dem Charakter, welcher dargestellt werden soll, angemessenes Aeußere haben, um des Dichters Werk auf eine würdige Weise wiedergeben zu können. Besonders ist das Organ von Wichtigkeit. Der Prediger hingegen, er, welcher das Organ Gottes selbst ist, kann bei uns die Erlaubniß erhalten, mit der erbärmlichsten Rednerstimme und mit dem lächerlichsten Vortrage aufzutreten. Singende, näselnde und affectirte Prediger haben wir, welche gewöhnlich die Fehler der Prediger in der Hauptstadt, die zu ihrer Zeit glänzten, angenommen haben. Gerade wie man vor Zeiten nicht glaubte, daß die Bibel in die Landessprache übertragen werden könnte, so glauben auch manche gemeine Leute auf dem Lande, daß die Bibel nicht ohne affectirte Betonung laut gelesen werden dürfe, wie sie den Prediger das liebe Gotteswort vortragen gehört haben. Anstatt natürlich aus der Brust und dem Herzen zu sprechen, die Gemeinde, als Mann, Angesicht gegen Angesicht zu betrachten, stehen sie wie ein Truthahn da und werfen den Kopf nach der einen und die Augen nach der andern Seite. Gottes Wort soll uns, gleich dem heiligen Altarweine, aus dem reinen, offenen silbernen Pokale gereicht werden.

Alle jene Eigenschaften, die ein Geistlicher nicht besitzen sollte, fanden sich bei dem Prediger des Gutes, Herrn Patermann, welcher, nach dem Wunsche der alten Gräfin, Naomi einsegnen sollte. Nicht umsonst lag Honig und das Zischeln der kriechenden Schlange in seinen Worten; etwas Weichlich-süßliches, Einschmeichelndes ruhte auf den fortwäh-

rend lächelnden Lippen; er kehrte, wie der Erlkönig*), seine schöne Seite den Leuten zu, war aber gleich diesem ein hohler Bruder. Die Gouvernante fand, daß er ein Apostelantlitz habe, fand, daß sein Umgang, wie sie es nannte, Poesie in der Prosa des Lebens war. Wir können nicht ihrer Meinung sein. Höchst sonderbar wandte er gute Einfälle an, da diese bei ihm nie durch den Augenblick hervorgerufen wurden. Er verstand nicht, die Gedanken Anderer mit den seinigen zu multipliciren und das Product wieder zu geben, eher subtrahirte er sein Minus von einem gegebenen Plus. Dieser Mann gefiel Naomi nicht.

„Herr Patermann soll also einen Menschen aus mir machen!“ sagte sie, und durchlief in Gedanken alle seine hervorspringenden Eigenschaften. Lächerlich war er ihr, und das darf derjenige, welcher das Heilige vorträgt, am allerwenigsten sein. Sie achtete ihn nicht, und so fand sich denn hier reiche Gelegenheit für den ihr angeborenen Oppositionsgeist.

Die Vorbereitung zur Einsegnung wurde so zu Disputirübungen, aber Alles in passender Demuth gegen das herrschaftliche Fräulein, dagegen ging es über die sündige Dorfjugend her; er benahm sich wie jener Lehrer, der den Sohn des Reichen und seinen eigenen unterrichtete, und wenn jener nicht gehorchte, diesen mit der Versicherung schlug: „Du bist mein eigen Fleisch und Blut, Dich kann ich schlagen!“

*) Nach dem dänischen Volksglauben ist dieser hinten hohl wie ein Mehltrog.

Gewöhnlich ritt Naemi nach dem Pfarrhofe, und der ehrwürdige Lehrer half dem gnädigen Fräulein selbst vom Pferde. Der Knabe des Hirten sprang heute hinzu, um dasselbe zu halten, indem er von der Häuslerfrau den Auftrag hatte, das Fräulein zu bitten bei ihr vorzusprechen, denn es läge ein Mann im Sterben, welcher darum gebeten habe.

„Was ist das für Geschwätz!“ sagte der Prediger. „Sie ist ja Wittwe. Das ist Bettelei, Lügen und Fabeln!“ und er führte Naemi in die Stube. Es traf sich, daß sie die Worte vom barmherzigen Samariter lasen.

„Das war eine schöne Handlung, welche wir nachahmen sollen!“ sagte der Prediger.

„Also hätte ich gleich heute zur Häuslerfrau gehen müssen!“ erwiderte Naemi.

„So muß man das nicht anwenden,“ sagte Herr Patermann. „Hier zu Lande sind die Armen lumpiges Pack, aus Lügen und Ränken zusammengesetzt. Hier kann man nicht wie in den orientalischen Geschichten handeln!“ und er lachte, denn er hatte etwas Belustigendes gesagt.

In dem ärmlichen Hinterhause der Häuslerfrau, wo die einzige Kuh an der Krippe festgebunden stand, lag ein Sterbender auf der Streu, ein alter Sack lag über seinen Füßen. Außer der Kuh, welche ihren Kopf über den Verschlag streckte, war Niemand bei ihm. Die mageren Finger spielten kraftlos mit einander.

Die Thür ging auf, und die Häuslerfrau kam mit einem kleinen Topf Wasser, stellte sich vor ihn hin, und halb schel-

lenk, halb weinend klagte sie: „Herr Jesus! Nun liegt er da, und stirbt mir gar! Das habe ich davon, daß ich ihm erlaubte diese Nacht hier zu liegen. Der Tod sah ihm aus den Augen, als er gestern Abend ankam. O Gott helfe mir!“

Der Sterbende erhob das Haupt ein wenig und lächelte; darauf schloß er die Augen wieder.

„Das Fräulein will nicht kommen,“ sagte die Frau. „Das wußte ich wohl, und der Prediger wurde böse darüber; ich werde es wohl noch hören müssen!“

Der Sterbende seufzte tief. Auf einmal erhob er sich halb, zeigte auf das zusammengebundene Kästchen und blickte die Frau an.

„Soll ich dies aufmachen?“ fragte sie.

„Ja!“ flüsterte er.

Plötzlich wurden seine Augen heller, er streckte die Hände aus, denn Naemi stand vor ihm; sie war zur offenen Thür herein getreten.

„Ich habe Dich früher gesehen,“ sagte sie, „immer wenn wir uns begegneten, grüßtest Du mich so ehrerbietig. Immer betrachtetest Du mich so sonderbar. Ist das Wasser, was Du ihm giebst?“ fragte sie die Frau. „Schaff etwas Besseres!“

„Ja, ein Tropfen Branntwein könnte ihm gut thun,“ sagte die Frau, „aber seit vierzehn Tagen ist kein Tropfen in meinem Hause gewesen!“

„Kaufe Wein!“ sagte Naemi und gab der Frau Geld. Diese betrachtete sie mit verwirrten, dummen Blicken und verweilte noch einige Augenblicke.

Sperlinge flogen herein, setzten sich auf den gepflasterten Fußboden, zwitscherten und flogen wieder fort. Der Wind blies durch die Mauerspalten. Es war, als ob der Sterbende wieder belebt würde, und es kamen Worte von seiner Zunge.

„Darf ich Dich anblicken, Naomi?“

„Du weißt meinen Namen!“

„Ich wußte ihn, bevor Du selbst ihn kanntest!“ Er betrachtete sie mit dem Lächeln des Trauernden. „Ich habe Dich auf meinem Arme getragen, aber Du erinnerst Dich des alten Joel nicht!“

„Ich sah Dich früher,“ sagte Naomi. „Aber Du kamst nie auf das Schloß!“

„Ich durfte nicht,“ sagte er, „und ich wollte auch nicht!“

„Was hast Du mir zu sagen?“ fragte sie.

Er zeigte auf das geöffnete Kästchen. Was barg er darin? Was hatte er zu sagen? — Könntest Du das Zwitschern des verachteten Sperlings verstehen, so würdest Du hören, was dieser und Naomi erfuhren! Könntest Du die Töne fassen, welche der kalte Frühlingswind auf seiner Pansflöte, der geflochtenen Weidenwand bläst, so würdest Du wissen, was Naomi nachdenklich machte, weshalb sie auf dem Rückweg nur Schritt vor Schritt durch das Gebüsch nach dem Gute zurück ritt.

„Ist das Judenthum nicht der Vater des Christenthums, ein umherwandernder Oedip, welcher vom jüngern Geschlechte verspottet wird?“ Ist es das, worüber sie grübelte, oder war es des Predigers Vortrag über den barm-

herzigen Samariter? Ihre feinen Finger blätterten in einem Buche und das Auge starrte mit der Begierde des Goldmachers hinein, wie dieser in den Schmelztiegel starrt, in welchem das Pulver gemischt werden. War es der Katechismus, oder die neue, verbesserte Ausgabe des Gesangbuches, aus dem prosaische Hände die duftenden Blätter der Poesie gepflückt haben? Das Format war zu groß, der Einband zu alt und die Blätter nur Papier mit verbleichter Schrift. Es war des hochvornehmen Fräuleins mütterliches Erbtheil. Es standen Verse und Gedanken darin, und zwischen den Blättern lagen einige lose Papiere.

„Ist es eine Schande, einem weltberühmten Volke anzugehören?“ war ihr Gedanke. „Der Vater meiner Mutter ist reich gewesen. Joel war sein Diener, sein alter, treuer Diener. Als ich verlassen war, als Alles in Feuer und Asche lag, gab er mir eine Heimath, hier wo sie ist und sein muß, das alte treue Herz!“ Thränen drangen aus ihren Augen hervor, wurden aber zwischen den dunkeln Augenwimpern zerdrückt.

„Fräulein, er ist gestorben!“ rief die Bauerfrau, die ihr auf den Strümpfen nachgelaufen kam.

Naomi hielt an.

„Ist er gestorben?“ sagte sie. „Sagt mir, was sprach er zu Euch, als Ihr nach mir schicktet?“

„Er sagte nur, daß ich Euch holen müßte, eher könnte er nicht sterben! Ich wußte, daß Ihr heute bei Predigers wäret —“

„Ihr habt ihn nicht verstanden,“ sagte Naomi mit

Kälte. „Seht, deshalb habt Ihr Euch so thöricht benommen! Ihr schickt nach mir, die nie früher mit ihm gesprochen hat. Ich kenne ihn nicht! Ihr werdet vielen Undank davon haben, wenn man es im Schlosse erfährt; aber ich will schweigen, das versprche ich Euch, sagt nur selbst nichts! Sagt dem Vogte, daß der Mann todt ist."

„Herr Gott, kanntet Ihr ihn nicht?"

„Ich?" sagte Naemi und blickte sie mit einem eiskalten Ausdruck an. „Woher sollte ich den alten Juden kennen?"

Und sie ritt fort, aber ihr Herz schlug gewaltig.

„Armer Joel! Gott hat ja Dein Volk verläugnet, so darf ich Dich wohl auch verläugnen!" und sie nahm das Buch hervor, welches sie versteckt hatte, und las darin, spornte darauf das Pferd an und jagte nach Hause.

Der ärmste Bauer hat sein Grab in des Kirchhofs geweihter Erde; können seine armen Hinterbliebenen ihm kein Kreuz auf das Grab schenken, so spannen sie doch ein Stück Leinen zwischen den Weidenzweigen aus und schreiben mit Tinte seinen Namen und Todestag darauf. Der ehrliche Joel, welcher seines Herrn zu Kohle gebrannten Leichnam forttrug, um ihm ein geweihtes Grab zu geben, erhielt selbst eins außerhalb der Steinmauer des Kirchhofes, wo die Kuh der armen Häuslerfrau am Steige grasete. Vier Tage lang erblickte man noch die Spur des weißen Sandes, den sie auf das Grab gestreut hatte, aber später warf die Jugend, in welcher noch das böse Thier vorhanden, Steine darauf, denn sie wußten, daß da ein

Jude lag. Und die verachteten Sperlinge setzten sich auf die Steine und zwitscherten ihr Lied, und die kalten Frühlingswinde bliesen auf ihrer Pansflöte, der gebrechlichen Einhegung.

Es ist etwas Magnetisches im Lesen; wir betrachten die schwarzen Buchstaben, und durch das Auge steigt ein lebendiges Bild in unsere Seele, welches uns wie die mächtige Wirklichkeit ergreift. Naomi las im Buche und in den Briefen, und das Haus, welches einst in Kohle und Asche sank, stand wieder mit den alten, geschnörkelten Schränken, den Inschriften an den Thürpfosten: „Jerusalem, vergesse ich Deiner, so vergesse ich meine verdorrende Rechte" da. Die herrlichen Levkoien dufteten und die Sonne schien durch das rothe Glas des Lusthauses, wo das Straußenei unter der Decke hing.

Die alte Gräfin hatte doch die Wahrheit von ihrer Mutter gesagt, aber sie hatte nicht vom Norweger erzählt, welcher ihre Zusammenkunft belauschte und sich selbst in der finstern Nacht statt des Grafen zur Harrenden hineinschlich, und da war es stille, wie wenn der Wurm den Stengel zernagt, welcher die reife Eschenfrucht trägt. Da kam der rechte Liebhaber und die Lieder der Verläumdung wurden gültige Beweise. Zwar ist das Glück der Liebe groß, aber der Schmerz der Liebe ist größer. Die schöne Sara weinte, wie Susanna, die Tochter des Hilkiä, aber kein Daniel zeugte: „ich bin an ihrem Blute unschuldig." Da standen manche inhaltsreiche Commentare darüber, aber Lectüre für eine Confirmandin war es eigentlich nicht.

„Der Norweger iſt Naemi's Vater!“ ſtand da mit zitternder, bleicher Schrift; der alte Joel hatte es geſchrieben. „Das war ein Selbſtmord Deines unbefleckten Ruhes, arme Sara! Verſtoßen, mit Haß gegen den Vater Deines Kindes, hatteſt Du doch nur ihn, in ſeine Arme ſtelſt Du mit Verwünſchungen und er hat Todesſtille auf Deine Lippen gedrückt; aber Deine Klagen haben den böſen Geiſt in ihm erweckt; Du biſt von ihm ermordet! Der Gott Iſraels iſt ein ſtrenger, ein rächender Herr an den Kindern bis ins vierte Glied!“

„Der Norweger iſt mein Vater!“ ſagte Naomi. Iſt das eine Gewißheit? O meine Mutter! ja durch Dich gehöre ich jenem verſtoßenen Volke an. Die Gewißheit kann Niemand erſchüttern!“ Sie ſtellte ſich vor den Spiegel. „Ich habe nicht die blonden Haare und blauen Augen des Nordländers, ich habe nichts, was andeutet, daß ich unter dem Nordlichte und den Nebeln geboren bin. Mein Haar iſt ſchwarz, wie die Kinder Aſiens es beſitzen; mein Auge und mein Blut ſagen mir, daß ich einer wärmeren Sonne angehöre!“

Und ſie las im Alten Teſtament mit einer Begierde, gleich der des Adelſtolzen, welcher ſeinen Stammbaum lieſt. Ihr Herz ſchlug ſtark bei den kecken Weibern, deren die Schrift erwähnt: der muthigen Judith und der verſtändigen Eſther.

„Meiner Mutter Volk war ein erleuchtetes, ſiegreiches Volk, als der Norden nur Horden Wilder beſaß. Das Rad hat ſich gedreht!“

„Das gnädige Fräulein iſt eine Antichriſtin im Glauben!“ ſagte Herr Patermann in der Stunde, und wirklich konnten ihre Fragen einen beſſeren Geiſtlichen, als er war, in große Verlegenheit bringen. Sich ſelbſt überlaſſen, ſchoſſen ihre Gedanken kühn, oft allzukühn hervor. Ihre Umgebung überſah ſie, und es war ihr eine Freude, dem frommen Seelſorger zu opponiren und ihn aus dem Text zu bringen, wie es oft der Fall war. Sie wollte wiſſen, was Mahomed ſein Volk gelehrt habe, ſie wollte die Weisheit der Braminen hören, wie ſolche an den Ufern des Ganges verkündet wurde. „Alles muß man kennen, um das Beſte zu wählen,“ ſagte ſie. „Dem Kranken und Schwächlichen darf man nur ſein beſtimmtes Gericht geben, aber ich bin ſtark genug, um von ihnen allen genießen zu können!“

Bei ſolcher Rede verneigte ſich Herr Patermann und dachte dabei im Herzen: „kömmt Jemand in das ewige Feuer, ſo iſt ſie es!“ Und Alles, was nicht gut an Naomi war, wurde der alten Gräfin hinterbracht; und ſie meldete wieder ihrem Sohne Alles. Die Gouvernante, welche durchaus nicht dazu paßte, Naomi zu leiten und zu entwickeln, war auch als Vorleſerin, Pflegerin und Converſationsperpendikel in den Dienſt der Gräfin übergegangen. Lange Zeit hatte ſie Naomi lieb gehabt; als dieſe aber ſich über ihre deutſche Poeſie luſtig machte, ging ſie zur Gegenpartei über. Was der Engel des Herrn der Hagar von dem Sohne, den ſie gebären ſollte, prophezeite, ſchien auch auf Naomi zu ruhen, wie es auf Ismael ruhte:

„er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn!“ Was die Gräfin, den Prediger und die Gouvernante anlangt, so waren diese hart genug gegen sie. „Ich weiß es wohl,“ sagte Naomi, „daß, wenn die Moore dampfen, sich leicht dunkle Wolken sammeln können. Aber ich finde gerade Interesse am Unwetter, an einem so entstandenen Unwetter. Meine Herren wollen sie sein! Der Graf allein ist mein königlicher Herr; werden sie mir zu unerträglich, spielen sie Hamans böse Rolle, dann bin ich dreist wie Esther, und wenn man es am wenigsten erwartet, trete ich vor ihn hin. Das war eine mächtigere Hand, denn die des blonden Ludwig, welche die Feder führte, als meine Person auf dem Passe beschrieben wurde, welchen der immer heulende Junge in Odense haben sollte!“ Und sie las wieder von Abrahams reichen Heerden, von Davids Siegen und Salomo's Pracht.

Auf Roms Forum steht die Ruine eines heidnischen Tempels und mitten in derselben, zwischen den hohen Marmorsäulen, ist eine christliche Kirche erbaut; das Alte und das Neue hält sich hier gegenseitig, aber der Blick des Beschauers weilt vorzugsweise auf den Ueberbleibseln des Tempels; so auch Naomi's Gedanken beim Judenthum, indem sie es als mit dem Christenthum zusammengebaut betrachtete. Während gewöhnlich die Phantasie bei der Jugend jede Mythe in Wirklichkeit verwandelt, begann bei ihr die Straußische Verdunstung, welche alles Geschichtliche in Mythen auflöst. Es entwickelte sich bei ihr in Religions-

ſachen eine Anſicht, wie ſie ſich in unſerer Zeit bei Einzelnen in Deutſchland auszuſprechen anfängt, eine Art Freigeiſterei. Sollte man übrigens näher beſtimmen, was ſie eigentlich im Einſegnungsjahre war, ſo würde man ſie richtiger eine Jüdin nennen, als ihr den Namen einer Chriſtin beilegen können. Prächtiger ſchwebte ihr der donnernde, ſtrengrichtende Jehovah als der milde Geiſt vor, dem wir ein „Abba, Vater!“ zurufen können. Was ſie davon im Alten Teſtament las, verknüpfte ſie mit ihrer Kindheits-Erinnerung, und ſie dachte an Joel, an die letzte Unterredung mit ihm.

Auf ſeinem Grabe graſte die Kuh der Häuslerfrau, als ſie zum erſten Mal an dem Orte vorbei ging. Sie blickte über das Steingehege und lächelte.

„Dort oder hier? Die Würmer zernagen ſie doch! Die Bibel verkündet die Auferſtehung, und die Bibel enthält Gottes eigene Worte, ſagt man mir; aber in demſelben Buche ſteht auch: „„Eine Wolke vergehet und fähret dahin, alſo wer in das Grab ſteigt, kommt nicht wieder herauf.““ Das muß ja auch Wahrheit ſein, denn es ſteht auch in der Bibel! Ich muß das Eine ſowohl wie das Andere glauben. Es giebt keine Unſterblichkeit, ſteht da. Jehovahs vollkommenſtes Geſchöpf muß, gleich Menſchenwerk, in Staub zerfallen, früher aufhören als die Statue ſelbſt, welche der Staub gebildet hat; alle Geſchöpfe, alle Himmelskörper vergehen, wenn auch Millionen Jahre darüber hingehen, ſie müſſen zerfallen! Einſam ſchwebt Jehovah über den Ruinen ſeiner Werke, einſam über einem Chaos,

wie er es ja von Ewigkeit an that! „„Wie eine Wolke vergehet und fähret dahin, wird auch Keiner aus dem Grabe erstehen,““ hat die Bibel mir gesagt: „„Meine Tage fliegen dahin wie ein Weberschiff und sind ohne Hoffnung verschwunden.““ Also lebe schnell, aber lebe! Athme die Freude ein und zerspringe im Nu!“

Am folgenden Sonntag rauschte der Atlas über den Fußboden der geschmückten Kirche hin, wo die Tannenzweige in Guirlanden hingen und die rothen Altarlichter brannten. Naomi stand oben an; sie war die Erste von den Confirmanden, folglich die Beste. Keine antwortete wie sie, Keine gab besser als sie den Beweis, daß sie ihr Christenthum gelernt habe.

Die Kutsche rollte von der Kirche zurück; das Wagenrad ging über Joel's Grab.

„Heut' habe ich zur Fahne der Christen geschworen!“ sagte Naomi nachdenkend. „Sie haben mich dazu erzogen, sie haben mir zu essen und zu trinken gegeben, damit ich Eine der Ihrigen sein sollte. Ein Ueberläufer wird gestraft, so viel ich weiß. Nun, ob man bei der Reiterei oder beim Fußvolke steht, bleibt sich wohl gleich, wenn man nur Einem Könige dient!“ Sie wurde nachdenkend. „O Gott, ich stehe auch so allein in dieser Welt!“ sagte sie, und das Wasser quoll durch die dunkeln Augenwimpern.

Der Bediente rief sie zur festlichen Mahlzeit. Herr Vatermann führte die alte Gräfin zu Tisch. Naomi war in Atlas gekleidet, mit der rothen Rosenknospe am klopfenden Herzen.

XI.

Schöne Bilder, ſchöne Sachen,
Halb zum Weinen, halb zum Lachen,
Wie ſich's dreht und ſteht und geht;
Kommt und ſeht!

Fr. Rückert.

Gerade wie die arme Frau der Bequemlichkeit halber auf ihrer Spule immer einen kleinen Faden ſitzen hat, an den ſie ihr neues Geſpinnſt anknüpfen kann, ſo hat der gewöhnliche Mann in ſeinem Briefſtyl immer einen beſtimmten Faden zum Beginnen und weiter auszuſpinnen: „Ich bin friſch und geſund und wünſche daſſelbe von Dir zu vernehmen!“ obgleich dieſer Anfang oft dem Folgenden im Briefe durchaus widerſprechend iſt. So fing auch des ehrlichen Peter Wik's Antwort auf Chriſtians Schreiben an; das Uebrige lautete wie folgt:

—„Wann nahmſt Du etwas ein, um danach verrückt zu werden? Setze mir nicht alle Lappen bei, ehe Ladung an Bord iſt! Sieh' wohl zu, daß Du das Bischen bewahrſt, was Du in der oberſten Etage haſt! Uebrigens bin ich Dein bis zum Tode treuer Freund

Peter Wik,

Beſitzer und Führer des Schiffes Lucie.“

Des Freundes Hand ſchlägt härter als die des Feindes, und hatte Peter Wik nicht Recht? Chriſtian konnte es nicht

ganz läugnen, und er war verwundet, aber nicht gekränkt wie damals, als ihn Naomi im Zorn verließ, weil er nicht blindlings ihren abenteuerlichen Plänen folgte. Sein Selbstgefühl war geweckt worden und es verdroß ihn sehr, daß er ihr nicht ihr Geld hingeworfen hatte. Jetzt fielen ihm hundert kecke Antworten ein, die er hatte geben wollen. Am folgenden Morgen erblickte er nur einen Schutthaufen, wo die Heimath war; er hörte die Klagen der verlassenen Mutter und gab ihr die Hälfte des Geldes, das konnte wohl durch Gunst oder Gabe, oder durch eigenen Fleiß ersetzt werden, dieses war der augenblickliche Gedanke. Nimm einen Rath von deinem Freund, aber nie eine Gabe, die du nicht wiedergeben kannst. Die Wahrheit hiervon fühlte er tief und rief sich in seiner Erinnerung zurück, wie oft ihm Naomi kalt und hart entgegengetreten war. „Ich liebe sie nicht mehr!“ sagte er. „Sie ist hübsch, aber das ist auch Alles!“ und doch weilten seine Gedanken immer bei ihr, doch träumte er, wie sie an seinem Bett gesessen, ihm die Hand gereicht hatte und wie er einst seinen Kuß auf ihre Wange gedrückt. Das war ein schöner Traum. Die Hälfte von Naomi's Geld hatte er seiner Mutter gegeben, das war die Fessel, welche ihn drückte, und doppelt schwer lag sie, denn seine Mutter war ja doch nicht glücklicher dadurch geworden.

In des Häuslers ärmlicher Kammer saß sie mit ihrem kleinen Kinde. Des Mannes reiche Verwandte waren ihr nie gut gewesen, jetzt war ja das Band gelöst, meinten sie; das Kind wollten sie zu sich nehmen, aber das wollte sie

nicht laſſen, und deshalb ſprach ſie harte Worte in ihrer Armuth. Niels ſaß am Tiſche und hörte es.

„Dann kannſt Du ja Deinen Schneider wieder nehmen!“ ſagte er. „Mit hundert Reichsthalern ging er davon.“ —

„Er bekam weit mehr,“ ſagte Marie, „aber er gab ſein Leben und ſein Blut dafür.“

„Er nahm ſich wohl in Acht!“ ſagte Niels. „Du mußt nicht glauben, daß er todt iſt, vor Jahr und Tag habe ich ihn geſehen. Er kam des Abends nach dem Hof und der Vater gab ihm einen Hundert- oder Funfzigthalerſchein, um ihn aus dem Lande zu ſchaffen! Winſele deshalb nicht um ihn, Du kannſt noch wieder Madame werden!“

„Herr Jeſus! was ſagſt Du, Kind?“ ſagte Marie mit gefalteten Händen.

„Ich ſage, daß Du nicht ſchlecht von meinen Verwandten reden ſollſt, weil ſie Dich nicht ernähren wollen. Du haſt nichts mit in das Haus gebracht, ſo kannſt Du wohl auch ohne etwas davongehen. Dein erſter Mann iſt am Leben, Du kannſt Dich wohl mit ihm begnügen!“

„Der liebe Gott ſei uns gnädig!“ ſagte Marie und horchte mit ſchwerem Athemzuge auf das, was Niels erzählte. „Du biſt ein böſes Thier!“ ſagte ſie. „Nicht ein wahres Wort kömmt von Deiner Zunge!“ und brach in heftige Thränen aus.

In Odenſe war eine Kunſtreitergeſellſchaft angekommen, welche nach Kopenhagen gehen wollte. Die hübſchen

Leute und die prächtigen Pferde wurden viel beſprochen; Chriſtian und mehrere Liebhaber unterſtützten ſie.

Naomi und die alte Gräfin waren in Odenſe. Sie waren beide zufriedengeſtellt. Die einzige Dame in der Geſellſchaft hatte etwas ſo Anſtändiges, wie die Gräfin es nannte, daß man durchaus nicht verlegen wurde, ihre ſchönen Glieder zu betrachten; ſie ſtand mit wallenden Federn am Hut und Fahnen in jeder Hand, während das ſchwarze Pferd zu fliegen ſchien. Naomi beneidete ſie um dieſen Augenblick. Die Männer waren Alle ſo herrlich entwickelt, muskelſtark und kräftig; die ſchwerſten Kunſtſtücke ſchienen ein Spiel zu ſein, und doch ſagte man, daß ein noch ausgezeichneterer unter ihnen ſei: Ladislaus, ein Pole von 21 Jahren. Sein Muth ſolle an Verwegenheit grenzen, verſicherte man; kürzlich ſei er erſt von einer ſchweren Krankheit hergeſtellt, deshalb könne er ſich dem Publicum noch nicht zeigen. Er führte eins der Pferde vor, und die Aufmerkſamkeit Aller war auf den wirklich idealiſch-ſchönen Mann gerichtet, deſſen Antlitz die Krankheit mager und gelblich-bleich gemacht hatte, aber die Züge waren keck, man konnte ſie übermüthig nennen. Die ſchwarzen Augenbrauen erhöhten gerade den kühnen Ausdruck, aber die Augen waren ſo außerordentlich traurig, vielleicht noch die Spur des leidenden Zuſtandes, in welchem er ſich befunden hatte. Er war Allen am Intereſſanteſten, obgleich man noch gar keine Beweiſe ſeiner Kunſt geſehen hatte. Das Gerücht vergaß nicht die Geſchichte von ihm zu verbreiten, daß er von Adel ſei, daß er durch einen unvorſichtigen Schuß ſeine Braut getödtet habe.

Andere wollten wissen, daß er eines Duelles halber sein Vaterland verlassen habe; ein Dritter sagte, daß er aus Liebe zu einer schönen Kunstreiterin seine reiche Heimath gemieden, und daß seine Braut kürzlich gestorben sei. Alles waren Vermuthungen, welche das Gerücht zur Gewißheit machte, aber wie es nun auch war oder nicht war, interessant war der bleiche, ernste Kunstreiter.

„Ja, er ist sehr krank gewesen," sagte die Gräfin, „und welche Pflege kann der arme Mann gehabt haben! Ich fühle es, die da weiß, was Krankheit ist. Es muß ein schreckliches Leben sein, so keine Heimath zu haben, von Land zu Land zu jagen; nicht einmal ein wenig Hafergrützsuppe haben zu können!"

„Es ist ein glückliches Leben," sagte Naomi. „Ich könnte die mit den wehenden Fahnen und wallenden Federn beneiden!"

„Zuletzt brechen sie doch einen Arm oder ein Bein," sagte die Gräfin, „sie werden unglückliche Krüppel, wenn sie nicht sterben!"

Naomi schüttelte mit dem Kopfe und dachte viel an den hübschen Kunstreiter Ladislaus. Mit Christian hatte sie seit jenem Abend nicht gesprochen, als sie im Zorn das Wirthshaus verließ; wenn ihre Augen auf den Kunstreiter ruhten, dann heftete er seine Blicke auf sie; „Amor et melle et felle est fecundissimus!" sagt Plautus; in Christians Herz stand die Wahrheit davon.

Naomi und die Gräfin hatten dicht neben dem Orchester Platz genommen, Herr Kneyus sprach mit der gnä-

digen Frau, Chriſtian machte ſein Compliment machen, aber zu Naemi ſagte er kein Wort. Die Vorſtellung war faſt beendigt, da beugte ſie ſich halb gegen ihn hin. „Begleite dieſe Geſellſchaft als Muſikdirector!“, flüſterte ſie. „Das iſt eine gute Gelegenheit!“

„Was gewönne ich dabei?“ fragte er im harten Tone, denn ſein Herz war ſchon weich wie Wachs, er hätte ſich im nächſten Augenblick beugen können, um ihre Hand zu küſſen und um Verzeihung für jeden böſen Gedanken zu bitten.

„Du gewönneſt wenigſtens, daß Du das Klima veränderteſt!“ ſagte ſie kalt und ſprach nicht mehr mit ihm.

Ja das Klima war das Hülfsthema in den ewigen Streitconcerten der Converſation in dem gräflichen Hauſe. Mögen Poeten und Patrioten ſoviel ſie wollen von der Schönheit Dänemarks ſingen, Naemi erklärte doch, daß wir in einem abſcheulichen Klima wohnen. „Hätte der Himmel daran gedacht,“ ſagte ſie, „daß unſer Bewunderungsſinn für die Natur ſich zu dieſer Potenz erheben würde, dann wären wir ſicher, wie die Schnecken, mit dem Hauſe auf dem Rücken erſchaffen worden, und wir wären von dem ewigen Aufraffen auf Mützen, Mäntel und Regenſchirme, welche jetzt einen koſtbaren Theil unſerer Perſon ausmachen, befreit geweſen. Unſer Jahr beſteht, wie in den tropiſchen Ländern, aus der trockenen und der naſſen Zeit, nur mit der Veränderung, daß die trockene bei uns im Winter iſt, und daß es die Kälte iſt, welche bindet, die naſſe Zeit dagegen nennen wir Sommer, und ſie giebt uns friſche, duftende Wälder, auf welche wir mit Recht ſtolz ſind, ſie

ſchafft die ſchönen Wolkenformationen, welche nicht genug bewundert werden, weil die Menge nicht ſo hoch ſteht. Wir können noch ſchöne Sommertage bekommen, heißt es im September, aber kommen dann auch keine, ſo tröſtet man ſich damit, daß es jetzt zu ſpät im Jahre ſei, um beſtändiges Wetter verlangen zu können. Es iſt gut, daß das Schlechte herunter kömmt. „Wenn der liebe Gott uns nur einen tüchtigen Regen geben möchte, ſonſt ſieht es traurig für den Landmann aus!“ Dieſer unſer eigentlicher Nationalgeſang wird jeden Sommer geſungen, wenn die Erde nicht wie ein Brei iſt. Den Menſchen, welcher ſeinen Nächſten zwei oder drei Mal in ſeinem Leben betrügt, nennen wir, und mit Recht, einen ſchlechten Menſchen; den Sommer dagegen, welcher tückiſch an unſerer Geſundheit nagt, den Sommer, auf den nicht ein Paar Tage zu bauen iſt, ſo daß man immer ſein Schneckenhaus mit ſich führen muß, dürfen wir nicht ſchlecht nennen. „Wir müſſen an den Vortheil des Landmannes, nicht an unſere Freude denken,“ ſagt man mir immer, aber der Bauer iſt ja auch nie zufrieden; iſt es wirklich ein ſchlechtes Jahr für ihn, dann ſagt er, und mit Grund: „Herrgott, in dieſem Jahr bekommen wir nichts!“ iſt aber die Erndte geſegnet, dann ſeufzt er auch: „Herrgott, ja nun iſt ſo viel da im ganzen Lande, daß man nichts dafür bekommt!“ Er klagt und klagt; ſoll das uns nicht geſtattet ſein, uns, die wir Sinn für Naturſchönheit haben? Ach, dieſe iſt bei uns ſo flüchtig wie der Regenbogen, wenigſtens ſehen wir beide immer unter denſelben Bedingungen — immer mit einem Regenſchauer auf den Kopf!“

Das waren Naomi's Anſichten. Vaterlandsliebe beſitze ſie nicht, ſagte die alte Gräfin, und Chriſtenthum habe ſie auch nicht, verſicherte Herr Patermann. Könne er ſie auch nicht für einen Antichriſt erklären, ſo halte er ſie doch im Verhältniß zu dieſem für einen weiblichen Johannes den Täufer, welcher auf deſſen baldiges Auftreten hindeute. In religiöſer Beziehung war ihre Anſicht weder aſcetiſch noch helleniſch, eher war ſie eine vorausfliegende Parteigängerin des „jungen Deutſchlands"; hiergegen wird man einwenden, daß ſie keine Einſicht in die Philoſophie hatte, aber man braucht dieſe nur ganz homöopathiſch genoſſen zu haben, um ſo gut als der größte Theil dieſer Schule zu ſein, wenn man nur Beredſamkeit beſitzt und das ſogenannte eilfte Gebot kennt und befolgt.

Herr Patermann brummte das alte Lied: „ein ſchlechter Chriſt!" und die alte Gräfin ſang ihr: „Dän'mark, ſchönſte Au' und Wieſe!" und meinte, daß es von keinem andern Lande übertroffen werde; ſie kannte freilich nur dieſes.

„Ich bin kein Dichter, welcher ſingt, um den Danebrogsorden zu erhalten," ſagte Naomi, „ich bin kein patriotiſcher Redner, welcher in dem Cenſurbuch der Dänen, dem Staatskalender, Platz finden will; was hübſch iſt, erkenne ich an, und machten die Andern nicht zu viel daraus, dann würde ich vielleicht auch begeiſtert ſein!" Das war die Wahrheit; ſie bewunderte vielleicht mehr als jene den grünen, duftenden Wald, die kühn geformten Wolken, das Meer und die Hünengräber mit den blühenden Brombeerranken, aber ſie wußte auch, daß man größere Schön-

heiten in der Welt findet, und daß das Klima bei uns jämmerlich ist.

„Du solltest nur dahin reisen, wo es besser ist!“ war dann immer der Refrain der Gräfin zu Naomi's Klimalied.

„Ich denke auch daran!“ war die Antwort.

So verstrich der Sommer 1819; eine Reise, freilich nur eine ganz kleine, ein Winteraufenthalt in Kopenhagen stand bevor. Naomi sollte in einem mit dem gräflichen verwandten Hause sich aufhalten, wo alles Reiche und Prächtige zusammentraf, wo natürlich auch die Schöngeister des Landes hinkamen, deren Humor und Geist häufig in dergleichen Kreisen als eine Art öffentlicher Springbrunnen betrachtet wird; sie werden eingeladen, um solchen vor den übrigen Gästen springen zu lassen. Naomi freute sich besonders auf dieses geistige Schaugericht, ja sie war schon glücklich bei dem Gedanken an den Uebergang von dem Krankenzimmer zum Gesellschaftssalon, von Herrn Patermanns Reden zu Schauspielen und Opern. Jetzt war sie ja Dame, sie sah ihre Schönheit, sie begriff ihren Verstand, aber es fiel ihr doch nicht ein, daß sie in dem hochvornehmen Hause sich nur auf diese beiden stützen konnte, weil der Stammbaum fehlte.

„Endlich werde ich nun zu leben anfangen!“ jubelte sie. „Endlich entschlüpfe ich der Bastille!“ Ob wir ihr zu ihrem Glücke hätten wünschen sollen, daß sie wenigstens noch ein Jahr dort geblieben wäre — das wird die Zeit lehren.

XII.

„Hep! Hep!“ ein Spottruf, deſſen man ſich in neuerer Zeit bei tumultuariſchen Auftritten gegen die Juden bediente. — Unerwieſen iſt es, daß der Ruf ſchon bei den Judenverfolgungen des Mittelalters angewendet worden ſei, und die Deutung durch Hierosolyma est perdita, von deſſen Anfangsbuchſtaben das ſeltſame Hep allerdings gebildet wird, iſt eine völlig verunglückte. Wahrſcheinlich iſt Hep das landſchaftliche Wort für eine Ziege und ſoll auf eine ſpöttiſche Weiſe den bärtigen Juden bezeichnen. Sonderbar bleibt es, daß ſich dieſer Ruf ſelbſt über die Grenzen unſeres Vaterlandes verbreitete, z. B. nach Kopenhagen.

Allgemeine Encyclopädie d. Wiſſenſch. u. Künſte.

Gegen Abend des 4. Septembers 1819 rollte Naomi in Kopenhagen ein. Welches Leben, welche Bewegung in den Straßen, um ſo auffallender, wenn man aus der Provinz kommt! So lebendig wie es hier war, war es ihr bei ihrem früheren Beſuche nie vorgekommen. Alle Menſchen waren in großer Bewegung, wie das Blut bei einem Fieberkranken. Einzelne Volkshaufen drängten ſich in den Seitenſtraßen zuſammen, Soldaten jagten vorbei als wären ſie Staſetten, welche Depeſchen nach der königlichen Sommerreſidenz brächten. Das Ganze deutete auf etwas Ungewöhnliches.

Naomi ließ das Fenſter in der Kutſchenthür herab und ſah hinaus. Die Oſtſtraße, durch die ſie mußten, war völlig von Menſchen geſperrt; wildes Geſchrei ertönte, Fenſterſcheiben klirrten, es fielen Schüſſe. Der Kutſcher

mußte nach einer der Seitenſtraßen ablenken. Ein Paar ältere Damen aus Jühnen, welche die Reiſe mit Naomi machten, konnten vor Schreck kaum athmen.

„Was iſt das?“ rief Naomi aus dem Wagen; die Laterne beleuchtete ihr Geſicht ganz. Ein Mann der geringern Klaſſe ſtarrte ſie an.

„Sie gehört auch zu der Familie Moſis!“ ſagte er; „das iſt wohl ein ganzes Judenneſt, welches fortfährt?“

„Hey, hey!“ ſchrie eine wilde Schaar, welche herbeiſtrömte; der Mann riß die Kutſchenthür auf und ſah hinein; Naomi riß die entgegengeſetzte Thür auf und ſprang in ihrer erſten, augenblicklichen Verwirrung auf die Straße hinaus, der Kutſcher dagegen knallte mit der Peitſche und fuhr zu. Ein Paar Huſaren drangen mit gezogenen Säbeln auf die Schaar ein, in deren Mitte Naomi ſtand; ſchnell ſammelte ſie ihre Faſſung, hielt ihren Schrei zurück und ließ den Schleier über das Antlitz fallen, indem ſie noch nichts weiter wußte, als daß hier ein Volksauflauf ſei.

„Um Gottes Willen, kommen Sie!“ flüſterte eine Stimme dicht hinter ihr; ein Mann ergriff ihre Hand, zog ſie aus dem Getümmel und in das nächſte Haus.

„Hier iſt ſeichtes Waſſer,“ ſagte er, „jetzt ſtechen wir über den Hof, und dann iſt das Fräulein wie in ihrer Mutter Commodenkaſten.“

„Wem gilt dieſer Auflauf?“ fragte Naomi.

„Es ſind Ihre Leute, die ſie über Bord haben wollen,“ erwiderte der Mann und nannte jetzt einen Namen, zu de-

ren Familie ſie nach ſeiner Meinung gehörte, und mit welcher er eine Art von Bekanntſchaft hatte. Durch den Hof konnte er ſie nach dieſem Hauſe führen.

„Ich bin keine Jüdin!“ ſagte Naomi.

„Dann lügt fürwahr Ihre Flagge,“ erwiderte der Mann. „Ich ſah Sie ja aus dem Wagen ſpringen. Mein Name iſt Peter Wik, mein Schiff liegt in Neuhafen. Sie können ſich mir ruhig anvertrauen.“

Naomi lächelte. „Wir ſind früher einmal mit einander über das Eis von Schweden her gereiſt,“ ſagte ſie.

„Ja wohl, da waren kein Balken darunter!“ Jetzt waren ſie alte, gute Bekannte.

Sie nannte ihm den Ort, wo man ſie erwartete, und ſie gingen durch eine der kleineren Seitenſtraßen.

„Das iſt eine gute Zeit für die Glaſer,“ ſagte Peter Wik. „Es gehen mehr Scheiben als die der Juden entzwei; ja, die haben es gut, welche auf dem Dache wohnen. Da habe ich auch meine Frauenzimmer. Ja, ich habe zwei mit, welche ſich die Stadt beſehen ſollen, da ich nur ein Paar Tage hier liege. Der Junge iſt auch hier; ja, nun iſt er aufgeſchoſſen und kann die Geige beſſer kneifen! Da oben ſitzen ſie,“ und er zeigte nach einem der Seitengebäude.

„Haben die Unruhen heute Abend erſt begonnen?“ fragte Naomi.

„Ja; aber ſie legen ſich wohl nicht ſo geſchwind. In Hamburg haben ſie damit angefangen, und es iſt wie ein Lauffeuer hierher gegangen; nun ſagt man, daß auf der Rhede zwei Schiffe mit Judenfamilien lägen, die ſich hier

in der Stadt niederlassen wollten. Das sind Lügen, aber die Leute glauben es doch."

Indem er noch sprach, strömte ein Haufe Menschen von der nahen Hauptstraße in die, wo sie sich befanden, und versperrten ihnen den Weg; einzelne Schüsse fielen. Peter Wik stand einen Augenblick zweifelhaft. Jetzt sah er einen Schwarm Knaben gerade auf sich zu jagen. Dicht daneben klirrten die Fensterscheiben.

„Ich glaube, wir sind aus der Asche entschlüpft und in das Feuer gerathen!" sagte er.

„Aber wir müssen hindurch!" meinte Naemi.

„Ja, wenn uns nur nicht ein Stein an den Kopf fliegt!" sagte Peter Wik. „Ich fürchte, daß nicht alle Steine von der Straße kommen. Es kann sehr leicht einer von den gegenüberliegenden Böden fallen. Diese Landerkane sind schlimmer, als die zur See! Was ich für das Beste halte, ist, wenn das Fräulein mit der Gesellschaft meiner Frauenzimmer vorlieb nehmen will, während ich eine Kutsche hole."

Das Gedränge vorn und hinten nahm mehr und mehr zu, indem die kleinen Gassen, welche die Hauptstraße mit dieser verbanden, gleich Canälen die überströmende Menge ableiteten.

„Wenn das Fräulein mich bei den Rockschößen festhalten will," sagte Peter Wik, „dann will ich Laterne sein!" und sie stiegen die dunkle, schmale Treppe hinan. Er klopfte an eine Thür, und eine weibliche Stimme fragte furchtsam, wer es sei. „Ich, Du

Gans!“ ſagte Peter Wik, und ſie traten in ein kleines Zimmer.

Lucie ſtand mit dem Licht in der Hand, ihre Mutter, halb ländlich gekleidet, ſaß mit der Wirthin und Chriſtian bei dem einfachen Abendeſſen.

„Wiſche einen Stuhl ab für das Fräulein!“ ſagte Peter Wik, „nun werde ich Fuhrwerk holen!“ und er ſprang von der kleinen Geſellſchaft fort, wo das gegenſeitige Erſtaunen faſt gleich groß war. Alle drei hatten ſich wenigſtens erhoben, aber noch kein Wort geſagt.

Naomi bat um Entſchuldigung wegen der Störung, welche ſie mache, und erzählte ihr Abenteuer; jetzt erſt wurden die Andern etwas mittheilender.

Alle waren in Furcht, aber beſonders Lucie, die mit der Mutter zum erſten Mal nach Kopenhagen gekommen war, um doch auch die prächtige Stadt kennen zu lernen. Die Wittwe, bei der ſie wohnten, war eine alte Freundin ihrer Mutter; ſie hatten beide in ihrer Jugend in einem Hauſe gedient. Peter Wik hatte ſie und Chriſtian mitgenommen, da ſein Aufenthalt hier nur 8—14 Tage währte; die Hälfte dieſer Zeit war ſchon verſtrichen.

Wie Paris dem ruhigen Nordländer in den Julitagen vorgekommen iſt, ſo erſchien Kopenhagen dieſen ſtillen Provinzbewohnern; aber welchen Reichthum und welche Pracht hatten ſie nicht hier erblickt! Das gab Stoff zur Unterhaltung für das ganze Leben. Die königlichen Ställe mit Marmorpfeilern und gewölbter Decke übertrafen weit jede Dorfkirche, welche ſie kannten. Die Börſe mit allen ihren

Läden, welche ordentlich zwei Straßen bildeten, war ja eine kleine Stadt unter Dach. Sie hatten die königliche Familie mit Musik auf den Canälen des Friedrichsberger Gartens fahren ſehen; ſie waren am Bord eines Linienſchiffes geweſen, welches ſo groß und weitläufig war, daß man ſich da eine Vorſtellung von der Arche Noä machen konnte, welche alle Thierarten der Erde in ſich faßte.

Alles dieſes wurde Naomi in einer Art Sprechduett zwiſchen Mutter und Tochter mitgetheilt, aber die Mutter hatte die erſte Stimme, welche nur durch einzelnes Geſchrei von der Straße oder durch den Schall der Pferdehufe, wenn die Patrouille vorbei ritt, unterbrochen wurde; dann bekreuzigte ſie ſich und athmete ein leiſes „Herr Jeſus!“ aus. Lucie konnte Naomi nicht genug betrachten, von der Chriſtian ſo viel geſprochen hatte.

Faſt eine Stunde verging, aber Peter Wik kam noch nicht zurück. Es war gewiß ſchwierig, einen Wagen zu erhalten. Draußen ſchien wieder Alles ruhig zu ſein. Man wartete vergebens. Von jedem Wagen, der ſich hören ließ, glaubte man, es ſei der beſtellte, aber ſie rollten alle vorbei. Vergebens knüpfte man ein neues Geſpräch an; es wollte nicht recht gehen; unruhig blickten ſie nach der Thüre, aber Peter Wik kam nicht. Naomi begann es hier oben bei den fremden Menſchen in der kleinen, engen Kammer unheimlich zu finden.

Der Wächter rief elf; noch ſaßen ſie in ihrer Einſamkeit.

„O Gott!“ ſeufzte Lucie, „wenn ſie ihn erſchoſſen haben! Wie leicht könnten ſie nicht fehl ſchießen!“

„Es iſt ja nur blind geladen,“ ſagte Naomi. „Uebrigens fürchte ich nicht mehr zu gehen, wenn Chriſtian mich nur begleiten will.“

„Nein, nein!“ ſagten die Andern, „das geht nicht! Laß uns doch noch warten.“

Die Wirthin brachte ein Spiel Karten, damit ſie ſich die Zeit vertreiben könnten.

„Wie wär' es, wenn Chriſtian hinunter ginge und ſich nach ihm umſähe?“ ſagte Naomi. Er war dazu bereit und verſprach bald wieder zu kommen.

„Um Gottes Willen, nimm Dich in Acht!“ ſagte Lucie. „O, ich bin ſeinetwegen ſo beſorgt!“

„Es iſt ja ein erwachſener Menſch,“ ſagte Naomi, „kenne ich ihn recht, ſo geht er wohl nicht weiter, als bis zur Hausthür!“ Das war indeſſen nicht der Fall.

Die Frauenzimmer waren jetzt allein.

„Höre, der Wächter pfeift!“ ſeufzte Lucie. „O, wie ängſtlich iſt es doch in einer großen Stadt, und man wohnt hier ſo hoch; die eine Familie immer höher, als die andere! Gäbe der Himmel, wir wären erſt wieder zu Hauſe in unſerer ruhigen Heimath!“

„Aber da langweilt man ſich,“ ſagte Naomi.

„O nein,“ erwiderte Lucie. „Im Sommer iſt man ja immer draußen bei gutem Wetter, und im Winter hat man ſo Vieles zu ſchaffen. Ich ſehne mich recht danach, nur des Nachbars Giebel und ſeine ſchiefen Fenſter zu be-

trachten, welche Jahr aus Jahr ein die Aussicht aus meiner Kammer gewesen sind; ja, danach sehne ich mich ordentlich, denn da habe ich nicht die Herzensangst, wie hier. Im Anfang gefiel es mir wohl, all dieses Neue und Prächtige zu betrachten, aber selbst während ich es sah, hatte ich doch ein eigenes, ängstliches Gefühl unter diesen vielen Menschen; nicht Einer von ihnen kennt mich, ich bin Allen gleichgültig. Das ist ein sonderbarer Gedanke!"

Christian befand sich indessen auf der Straße. Für den Augenblick war Alles still; Thorwege und Thüren waren auf Befehl geschlossen; aber durch die Fenster blinkten überall Lichter und zeigten, daß man noch nicht zu Bett sei. Jedes Haus schien ein stummer Nachtwandler zu sein, in dessen Innern sich Leben und Gedanken rührten. Nur auf dem Tanzboden war es finster; kein Strahl fiel durch die ausgeschnittenen Herzen in den Fensterläden. Christian dachte an Steffen-Karrete. Jetzt lag die kalte Erde schon längst auf ihrem Sarge. Von Peter Wik erblickte er nichts, und beim Lohnkutscher war Alles geschlossen, Niemand öffnete die Thür, als er anklopfte. Es war also nur ein trauriger Bescheid, welchen er den Harrenden brachte.

Naomi faßte ihre Lage von der romantischen Seite auf, und das war die einzige, in der sie etwas Anziehendes hatte. Lucie war dem Weinen nahe.

„Kömmt der Oheim nicht vor zwölf," sagte sie, „so erbarme sich Gott, dann ist ein Unglück geschehen!"

„Der liebe Gott iſt gut und gnädig!“ ſagte Luciens Mutter und legte die Karten, um zu ſehen, was ſie ſagten.

„O, Mutter,“ rief Lucie aus, „lege die Karten weg! Ich meine es iſt etwas Gotteslästerliches darin, an einem Abend wie dieſem mit den Karten zu ſitzen.“

Die Uhr ſchlug drei Viertel auf zwölf; ſie zählten jeden Schlag. Wie die Mannſchaft des Columbus hatten ſie eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, wo die Hoffnung durchaus aufgegeben werden müßte; jene ſetzten Tage, ſie aber eine beſtimmte Stunde feſt, und dieſe war um zwölf Uhr.

Der ehrliche Peter Wik hatte auch die Viertelſtunden gezählt, aber zwei Stunden früher als ſie; jetzt war er reſignirt; übrigens befand er ſich in großer Geſellſchaft, auf welche man in keiner Weiſe Goethe's Worte anwenden konnte:

„Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.“

Nein, gut konnte ſie durchaus nicht genannt werden, aber ſie war ſehr brauchbar für die Poeſie, beſonders für die romantiſche, und beſtand aus einer Art gemiſchter Charaktere, eine kleine Geſellſchaft, wie ſie die Polizei in einer unruhigen Nacht zuſammenbringen kann. Sie befanden ſich Alle in einem großen geräumigen Saale, welcher bei Tage zu den Verhören benutzt wird; durch ein Fenſter über der Thür ſchien eine Laterne zu ihnen herein. Alle die, welche an dieſem Abend als Störer der öffentlichen Ruhe aufge-

griffen worden waren, saßen und lagen hier in verschiedenen Gruppen.

„Das Gesetz muß seinen Gang gehen," sagte Peter Wik, „es war ein kleiner Fehlgriff, daß ich hierher kam; aber was soll man sagen! Morgen wird es sich wohl geben." Er gedachte derer daheim und Naomi's, welche wartete, daß der Wagen kommen sollte. „Ja sie kann lange warten!" Hatte er es den Husaren nicht deutlich genug gesagt, als sie ihn im Gedränge mitgenommen hatten? Sie wollten aber nichts hören, und das wollte auch der Polizeiwachtmeister nicht. Hinein mußte er, und die Eisenstange sogleich vor die Thür. Es ließ sich nichts Anderes dabei thun als schlafen. Morgen wollte er seine Papiere schon in Ordnung bringen.

Als die Uhr zwölf schlug, schlief er einen gesunden Schlaf, aber in seiner Wohnung war man davon überzeugt, daß ihn irgend ein Unglück betroffen habe. Was sollten sie thun? Naomi war resignirt, sie legte ihr Haupt an den Rücken ihres Lehnstuhles, und müde von der Reise schlief sie bald ein. Erst als sie schlief, ließ Lucie ihren Thränen freien Lauf, bis auch ihr Haupt sich beugte; aber sie träumte nicht wie Naomi von einzelnen sonnenhellen Tagen in Fühnen, von Hünengräbern und die Luft durchschiffenden Wolken, sie träumte von der unruhigen See, die sie durchsegelt hatte, und von der unruhigen Stadt, in der sie sich befand; deshalb holte sie so tief Athem und ihre Brust hob sich wie bei einer Kranken. Das stille, ruhige Mädchen war schlafend ein Bild der Leidenschaft, während die wilde Naomi

ein ſtilles, liebliches Geſchöpf zu ſein ſchien, bei der Alles Frieden und Ruhe athmete. Chriſtian betrachtete ſie beide. Die unruhigen Träume, welche mit galvaniſcher Kraft auf Lucien wirkten, riefen bei ihm die Erinnerung an jene Nacht bei der Quelle zurück, und es kam ihm vor, als ob ſie in ihrem Schlaf in jenen Seelenzuſtand zurückgewiegt würde. Es war ihm ängſtlich mit anzuſehen.

Unwillkürlich ſtellte er ſich dicht neben Naomi und blickte ſie an, bis ſein Blut zu Feuer wurde; er fühlte einen Drang, einen wilden Inſtinct, ſeine Lippen auf die ihrigen zu drücken. Durch die Anſchauung ſog er das ſtarke Gift der Liebe ein. Sie lag unbeweglich; das ſchöne Medusenhaupt verſteinerte ihn nicht, ſondern ſchmolz ſeine Bruſt, während Lucie ihm nur Schreck und Angſt einflößte.

Das Licht brannte im Leuchter hinunter; er merkte es nicht, bevor es aufflackerte, indem es erlo[illegible]

XIII.

Rasch sprengt er seinen Rappen
In dem dämmernden Licht; — —
Die Locken flattern prächtig,
Den Blick er keck aufschlug.
Er scheinet groß und mächtig
In seinem Atlerflug.

H. P. Holst.

Hab' ich doch einen Tag gelebt, einen Tag, wie du dir nie einen gewähren noch erschaffen kannst! Hab' ich doch den Traum eines lustigen Daseins gehabt, kurz und anmuthig wie ein Frühlingsmorgen, ein Champagnerrausch! Aber dann — —

Cavalier-Perspective.

Das Haus des Barons, in welchem Naemi sich aufhielt, war ein reiches Haus; Alle galten für Patrioten und fanden, daß Naemi es nicht war, und doch würde der Armand Carrel eines jeden Landes sie für die Tauglichste unter Allen, um als Rekrut unter der Freiheitsfahne des Zeitalters zu dienen, erklärt haben. Es wurde dort viel gelesen, und doch beschränkte sich die Bekanntschaft mit der Literatur des Landes nur auf den Anzeiger und die Original-Stücke, welche die Familie an ihrem Abonnementsabend im Theater zu sehen bekam; dagegen hörte man hier immer Begeisterung über den einen oder den andern englischen Roman, „o der ist ganz süperbe!“ und oft stand derselbe doch weit unter dem, was unsere eigene Literatur hervorbrachte. Man dachte nicht daran, daß Alles in der Welt den Naturgesetzen unterworfen ist, so auch der Dichter;

ſeine Verühmtheit hängt nicht von der Vortrefflichkeit ſeiner Werke, ſondern von der Größe des Landes ab, dieſe und ſeine eigene Größe werden miteinander multiplicirt, und das Vaterland iſt immer ein Zehner. Die Familie war ſehr religiös, das heißt, ſie beſuchte gern die Kirche und betete, wenn der Hof betete. Naomi war hingegen eine wahre Ketzerin. Ebenſo wie in unſer Zeit der Künſtler Adam es gewagt hat, trotz dem Willen der Pariſer Geiſtlichkeit, das Pantheon mit den Büſten Voltaire's und anderer Heiligen des Geiſtes anſtatt mit Genoveven und den frommen Bildern der Legende zu ſchmücken, brachte ſie in ihrem Religions-Tempel Sokrates neben Paulus, Mohamed neben Zoroaſter an. Intereſſant, aber mehr noch bizarr fand man Naomi; daß ſie Alle ihr Geſchlechtsregiſter kannten, war ziemlich ſicher, und ſo fehlten ihr ein Paar Nullen hinter ihrem Namenwerth. Alles war indeſſen Höflichkeit, die feine, eiskalte Höflichkeit, ſo glänzend blank, daß eine eigentliche Oppoſition unmöglich gemacht wurde. Hätte Naomi von einem oder dem andern berühmten Geſchlecht abgeſtammt, ſo dürfen wir mit Sicherheit glauben, daß ſie Werth darauf gelegt haben würde, wie es ja immer ein angeborenes Gut iſt, zu einer Familie zu gehören, welche Auszeichnungen vor Andern verdient hat; ſie würde kaum jenen Adeligen nachgeahmt haben, von denen uns die Geſchichte Beiſpiele aufbewahrt, die, begeiſtert über Frankreichs erſte Revolution, ihr Adelsdiplom aufgaben und nur Bürger ſein wollten*); jetzt huldigte ſie dagegen dem

*) In Schweden gab es auch einige ſolche Beiſpiele.

Muth dieſer Männer und erklärte, daß ſie erſt hierdurch Geiſtesadel gezeigt hätten. Wäre der alte Joel zu ihr und den adeligen Fräulein in den Saal getreten, ſo würde ſie vielleicht einen Stolz darein geſetzt haben zu ſagen: „ich kenne ihn!“

Ein däniſcher Schriftſteller *) hat ſchon darauf aufmerkſam gemacht, wie ſich in Dänemark ſo viele Kammerjunker finden, daß, wenn ein Däne nach Hamburg kommt und man im Hotel ſeinen Titel nicht kennt, er Kammerjunker genannt wird, weil das gewöhnlich zutrifft. Hier im Hauſe ging faſt dieſe ganze Kaſte aus und ein, und Einer war darunter, der in Bezug auf Naomi mit ganz eigenen Augen betrachtet wurde, nämlich als ihr erklärter Anbeter, das heißt, er machte alle Krümmungen, welche A bezeichnen, aber ſie wollte nicht B ſagen. Er war ein Holſteiner, alſo ein Deutſcher, und das mit Leib und Seele; „aber deshalb kann man ihn nicht tadeln,“ meinte Naomi, „es iſt die Sprache und nicht die politiſche Grenze oder Flüſſe und Berge, welche die Nationen trennt. Im Norden bleiben Norwegen und Dänemark Bruder und Schweſter, Schweden iſt ein Halbbruder, Deutſchland ein Vetter und England ein weitläufiger Verwandter.“

Der Vater des Kammerjunkers hatte vor Kurzem ſein Jubiläum gefeiert. „Das,“ meinte Naomi, „könnten Alle, die nichts Anderes gethan hätten, als daß der liebe Gott ſie nicht haben wollte.“ Aber dergleichen hätte ſie nicht äußern ſollen.

---

*) Carl Bernhard.

Im Februar kam aus Schweden eine deutsche Kunstreitergesellschaft, welche schon im Mai nach Wien wollte. Der Kammerjunker nahm eine Loge und lud in diese die ganze Familie ein. Fräulein Emma war besonders passionirt für Pferde, alle vierzehn Tage gab sie zwei Thaler aus, um mit einem königlichen Bereiter auszureiten; Niemand konnte also froher über die Einladung sein, als sie. Als Duenna für die vielen jungen Damen, die der Kammerjunker in seine Loge führte, diente seine Tante, die Gräfin Höhn; unter ihrem Portrait hätte man mit Bedeutung die folgenden Worte von Le Sage anbringen können:

„C'est la perle des duegues, un vrai dragon pour garder la pudicité du sexe.“ *)

Der Kammerjunker sprach sein Verlangen aus, ein Schauspiel zu sehen; was man auf unserm Theater gab, hatte er ja besser in Hamburg, diesem eigentlichen Nordcap unsers civilisirten Europa's, gesehen.

Mit welcher Schnelligkeit rollte der Wagen durch die winterlichen Straßen! Die vier Kutschenräder drehten sich viele hundert Mal und mit diesen das größere Schicksalsrad. Wäre doch die Kutsche umgeworfen worden, so daß die Damen einen kleinen Schreck bekommen und Naomi einen Arm gebrochen hätte! Ja, das wäre ein schreckliches Unglück gewesen; aber wann hörte man wohl, daß sich ein Unglück mit einem Delinquenten zutrug, indem er zur

*) Gil Blas.

Richtſtätte fuhr? Dann gehen die Pferde nie durch, nie bricht eine Axe.

Die Zuſchauerplätze waren ſtark beſetzt. Das Orcheſter ſpielte eine jener leichten, hinſchwebenden Melodien, welche zum erſten Mal gehört auf uns wirken, wie der Anblick der reizenden Balldame ſelbſt, indem ſie hereintritt: Alles iſt friſch, lebensfroh und ſchwebend; aber ſpäter — ja, dann gleichen ſie auch der Balldame nach durchtanzter Nacht — die Friſche iſt fort.

Prächtige Pferde wurden vorgeführt. Am erſten Ritt nahmen die Ausgezeichneteren der Geſellſchaft noch nicht Theil, aber Naemi hatte genug erblickt um zu wiſſen, daß es dieſelben Kunſtreiter waren, die ſie in Odenſe geſehen hatte; ſie ergriff den Zettel und las Ladislaus' Namen.

Die Dame mit der wallenden Feder ſtand ſchon auf dem Pferde, die Fahnen in der Hand ſchwenkend. Es kam Naemi vor, als habe ſie nur die Augen geſchloſſen und einen kurzen Traum geträumt, ſeitdem ſie dieſelbe erblickt. Es waren dieſelben Bewegungen, es war daſſelbe Lächeln, zu derſelben Muſik, als damals, und doch war die Dame ſeitdem in Stockholm und Petersburg geweſen; noch in dieſem Sommer ſollte ſie zu derſelben Muſik dieſelben Fahnen vor den gutmüthigen, muntern Wienern ſchwenken. „O, welch glückliches, welch bewegliches Leben! Wie herrlich muß es ſein, ſich immer in fremden Ländern herumzutummeln, ſtets etwas Neues zu ſehen, nie zurückzukommen um zu bleiben. „Zurückkommen," das bedeutet ja auch in unſerer Sprache nichts Gutes." .

Die Trompeten erklangen; die Schranken wurden geöffnet, und Ladislaus jagte auf einem ſtolzen Rappen in die Bahn. Er grüßte, wie ein Herr ſeine Vaſallen grüßt. Er war in polniſcher Tracht; ein dunkler Beſatz von Bärenfell ſchloß ſich um die Mütze, aber ſein eigenes Haar trat ſchwärzer hervor. Jede Spur von Kränklichkeit war verſchwunden, allein das Blut ſchien doch nicht durch die Wangen, eine dunkle Bronzefarbe ruhte auf ſeinen ſtolzen Zügen. Ernſt und durchdringendes Denken lag in den dunkeln Augen.

Indem er ſich zeigte, hatte der hübſche, jugendkräftige Mann ſogleich des ganzen gemiſchten Publicums Intereſſe gewonnen; das hörte man am Murmeln der Bewunderung; ſeine ganze Aufmerkſamkeit war dagegen nur dem Pferde zugewendet, nicht ein Blick fiel auf die Zuſchauer. Jetzt ſchwebte er in wilder Flucht in der Bahn herum, ſpielte in der Luft mit ſcharfen Säbeln und machte die kühnſten Sprünge; es ſchien ihm Alles nur ein Spiel zu ſein, als ob er und das Pferd ihre Kunſtſtücke nur zu gegenſeitigem Vergnügen machten. Es zeigte ſich beim Reiter eine Verwegenheit, welche ängſtigte, während ſeine Geſchmeidigkeit und ſeine Muskelkraft Allem das Anſehen eines Spieles verliehen. Man betrachtete ihn mit der Ruhe, mit der man den Vogel über einen ſchwindelnden Abgrund ſchweben ſieht; wir wiſſen, daß ſeine Flügelkraft ihn nicht verlaſſen wird.

Mehr als eine Dame legte ihre feine Hand vor die Augen, während die Menge ihm Beifall zujubelte. Naomi

bog ſich über die Schranken hervor; ihre Augen funkelten, er war der erſte Mann, den ſie mit Bewunderung betrachtet, der Erſte, zu dem ſie in der Anerkennung, daß er ihr in etwas überlegen ſei, emporgeblickt hatte.

Nach Ladislaus zeigten Andere ihre Künſte, aber Keiner war ſo hübſch wie er, Keiner ſo keck und dreiſt; er beſchloß die Vorſtellung als Mazeppa, welcher auf des Pferdes Rücken ausgeſtreckt und mit dem Haupte abwärts in wilder Flucht dahinjagte, wie der Koſakenhetman über die ungeheuern Steppen.

Das war ein herrlicher Abend; ſelbſt der Kammerjunker war intereſſant, er ſprach nur von Ladislaus. Die ganze Nacht träumte Naemi von — Chriſtian. Es war auch der Mühe werth, von ſo Einem zu träumen, meinte ſie, und dachte ordentlich mit einer Art von Bitterkeit an ihren Jugendfreund.

Einige Tage darauf erzählte Fräulein Emma, daß mehrere Damen von Stande Reitunterricht bei Ladislaus nehmen wollten.

„Ich bin mit dabei," ſagte Naemi, und da die älteſte Tochter vom Hauſe von der Partie war, konnte es Naemi nicht gut abgeſchlagen werden. Doch meinte der Kammerjunker, daß die Landläufer zu viel Glück machten.

Das Jahr 1820 hatte für Dänemark eine große Menge von Begebenheiten. Die Staatsſchuld bekam ein Leck*); Doctor Dampe mit einigen unruhigen Köpfen wollte dem Staatsſchiff ein Leck beibringen; die Meinungsſtreitigkeiten

*) Venturini's Chronik 1820.

entwickelten ſich in Religionsangelegenheiten und jede dieſer Parteien fand ein Leck bei ihrem Widerſacher; unter ſo vielen und ſo großen Lecken dürfen wir nicht von denen ſprechen, welche Ladislaus ſo vielen weiblichen Herzen machte; ein ſolches iſt für die Staatsmaſchine, was die Waſſerblaſe für das Mühlrad iſt. Indeſſen war Ladislaus ſich ſeiner eingreifenden Macht bewußt, doch äußerte er nicht das geringſte Zeichen von dieſem Bewußtſein. In den Unterrichtsſtunden war er der chevalereskeſte, aber zugleich auch der einſylbigſte Lehrer; ſeine Worte beſchränkten ſich allein auf die nothwendigſten, welche geſagt werden mußten, um zu belehren; nur mitunter ſah man ein Lächeln um den hübſchen Mund, welchen der ſchwarze Schnurrbart beſchattete, ſpielen, und dann leuchtete das dunkle Auge. Emma fand, daß in dieſem Ausdruck etwas Böſes liege, Naomi hingegen, daß es einen unterdrückten Schmerz bezeichne; wie dem auch ſei, er wurde ihnen bei dieſer Art des Benehmens weit intereſſanter, als er im Beſitz der Rednergabe eines Mirabeau geworden wäre.

Keine von den weiblichen Eleven konnte mit Naomi in Tüchtigkeit und im ausgemachten Talent, eine vorzügliche Reiterin zu werden, verglichen werden, aber es hatte auch Keine von den Anderen früher, ſo wie ſie, frei und ohne Sattel über das Feld und durch den Wald gejagt.

Die Alten des Mittelalters ritzten hier oben im Norden Liebesrunen in einen Apfel und diejenige, in deren Schooß er fiel, wurde von heftiger Liebe ergriffen; aber es können Runen in mehr als einen Apfel geritzt werden: auf der

Stirn, im Lächeln um den Mund und um das Auge können die Runen stehen, sagt der Dichter *). Ein Händedruck, ein Blick kann der Apfel sein, woraus die, welche schon ergriffen ist, nur Gift saugt.

Wenn man zum ersten Mal liebt, so erblickt man die Welt durch ein prismatisches Glas: auf jeder scharfen Ecke und auf jeder Begrenzung ruht die siebenfarbige Hoffnung. Der Alltagsmensch bekommt poetische Gedanken und der Dichter giebt uns seine begeistertsten Lieder.

Ein zweiundzwanzigjähriger Mann, welcher einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren schon interessant ist, bedarf nur ein Paar Tage, um von ihr geliebt zu sein.

Mitten im April gaben die Kunstreiter ihre letzte Vorstellung. Noch war der Zuschauerraum nicht geöffnet. Zwei von den Stallknechten waren mit den Pferden im Eckstande beschäftigt. Bei dem schönen Hengste, welchen Ladislaus gewöhnlich ritt, sah man den athletischen, hübschen Mann selbst mit dem bronzefarbenen Gesichte; die kohlschwarzen Augenbrauen zogen sich über die dunkeln Augen vor. Noch war er in seiner alltäglichen Kleidung: der kurzen Jacke und den ledernen Beinkleidern, welche sich gleich einer Haut schön über jede Muskel formten. Seine linke Hand ruhte auf dem Buge des Pferdes und wurde dadurch um so mehr hervorgehoben; sie war stark und doch edel geformt. Ladislaus las einen Brief; es war nur ein ganz kleines Stück Papier, aber es war rosenroth mit vergoldetem Schnitt, und eine bunte Oblate klebte noch daran. Man sah deut-

*) Das Trauerspiel „Svend Tyrings Haus", von H. Hertz.

lich, daß der Brief von einer Dame war. Deshalb ſpielte vielleicht das feine Lächeln um ſeine Lippen.

Kunſtforſcher unſerer Zeit wollen behaupten, daß mehrere der vorzüglichſten Bildhauerwerke im Alterthume bemalt worden wären. Die Einwendung, daß die Statuen durch das Bemalen das Steife im Ausdrucke bekommen müßten, welches man bei Wachsfiguren findet, beantworten ſie damit, daß im Allgemeinen keine Wachsfigur ein wahres Kunſtwerk ſei; ſobald ſie ſich zu dieſem Range erhebt, ſo ſind auch die Farben von erhöhter Wirkung für die meiſterlich gegebenen Formen. Ob ſie Recht haben oder nicht, das wiſſen wir nicht; es iſt auch nur die gegebene Idee, an die wir uns hier halten wollen. Wir wollen uns den vatikaniſchen Apollo ebenſo künſtleriſch gemalt als geformt denken, das Geſicht bronzefarbig, wie das Napoleons, und das Auge dunkel und ſprechend, wie bei den Söhnen Arabiens, dann haben wir das Bild von Ladislaus.

Es war die letzte Vorſtellung, welche die Kunſtreiter gaben, alſo der letzte Abend, an dem man ſie ſah; das Publicum begrüßte ſeinen Liebling. Die Familie des Barons hatte zwei Logen. Naomi und Fräulein Emma fehlten nicht.

Ein Turnier wurde gegeben. Ladislaus trat ritterlich gekleidet in die Schranken; er grüßte mit der Lanze, er grüßte gerade nach der Loge, wo Emma und Naomi ſaßen, ſie waren ja ſeine Schülerinnen. Emma erröthete, Naomi lächelte nur.

O welche Träume hatte Emma in der folgenden

Nacht! Naomi dagegen hatte ſicher erſt ihre Träume in der zweiten Nacht, recht lange Träume, denn es war gegen Zehn, und noch zeigte ſie ſich nicht beim Theetiſche.

Das Mädchen rief, fand aber kein Fräulein, aber einen Brief, welcher eine leichte Entſchuldigung, eine Art Bitte enthielt, daß man nicht darüber erſchrecken möge, daß ſie geſtern Abend nach Fühnen gereiſt ſei; es wäre mehr als ein bloßer Einfall, ſchrieb ſie, die Nothwendigkeit geböte es, und ſie würden mit nächſter Poſt einen Brief erhalten, welcher das Ganze aufklären würde.

Es erweckte ein allgemeines Erſtaunen; man ſchrieb noch an demſelben Tage einen Brief an die alte Gräfin mit der Nachricht von dieſer ſonderbaren Abreiſe. Uebrigens war man nicht unruhig; es ſtimmte ja vollkommen mit Naomi's Charakter überein, plötzlich die fliegende Idee zur Reiſe nach Fühnen zu bekommen und ſolche auch ſogleich ins Werk zu ſetzen.

Ein Paar Tage darauf traf ein Brief von der alten Gräfin ein; ſie war höchſt erſchrocken, denn es war keine Naomi bei ihr angekommen, nicht einmal ein Schreiben hatte ſie von dem böſen Kinde erhalten.

Das war, wie geſagt, in der Mitte des April; der Frühling wurde erwartet, ſo wie der Storch — ja der Storch, das iſt ein ſeltſamer Vogel! Wenn der vom Süden zu uns kömmt, fühlen wir Luſt dahin zu reiſen, von wo er kömmt. Der warme Sonnenſchein lockt uns aus dem Zimmer; wir ſpüren Luſt zu ſehen, wie groß die grünen Knospen an den Bäumen ſind, und dann gehen wir

auf die Straße hinaus; der Kopenhagener geht nach dem Meere und betrachtet den Flug der Schiffe. Das Dampfschiff sendet seine schwarze Rauchsäule empor, die Räder brausen und das Schiff fliegt; man wird wehmüthig aus Sehnsucht, seltsam wehmüthig. Es giebt wohl eine oder die andere Seele, welche sagt: „Ich habe es fürwahr gut genug hier zu Hause!“ Aber man reist nicht, um es gut zu haben, man lebt nicht, um es gut zu haben; allein das begreift der gute Mann nicht. Das Dampfschiff jagt davon, an dem stolzen Segelschiffe vorbei.

Gutzkow sagt in seiner Wally: „für die schaalen Gemüther ist nichts genialer, als sich selbst zu zeichnen, wie sie sind, ihre Tante, ihre Katze, ihren Shawl, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten.“ — Es giebt Kritiker und Literatoren, die sich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthusiasmiren können. — Die Poesie ist jetzt Selbstbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt sich von ihrem eigenen bürgerlichen, überquellenden Fette. — Das Haus des Barons könnte uns eine große Ausbeute dieser Art geben, aber wir wollen nicht nur das Alltägliche aus dem Alltagsleben herausgreifen und müssen deshalb von einem Orte fliehen, wo dieses sich nur allein findet.

Naomi nahm sich die Freiheit, plötzlich abzureisen; wir wollen dasselbe thun, wir wollen auch von Kopenhagen abreisen, es ist ja Frühling, das Damrfschiff ist segelfertig — aber es geht nicht nach Fühnen, wir können Christian, Luzie oder sonst Jemand von allen unsern Bekannten dort nicht besuchen; über die Ostsee fährt das Schiff

mit ſeinen beiden waſſerſpaltenden Rädern. Nun gut, der Originalität halber wollen wir mitreiſen; irgend eine Ausbeute wird es uns doch gewähren. Etwas muß uns doch begegnen! Wir nehmen die Abrede, daß wir nicht nach Dänemark zurückkehren, bevor wir ein Abenteuer erlebt haben, welches uns einigermaßen für die Reiſe entſchädigt; begegnet uns nichts, ſo bleiben wir draußen und kehren nie zurück. Einen Bekannten, Chriſtians Vater, den armen Schneider, haben wir ja im fremden Lande, vielleicht ſendet er gerade jetzt mit dem Storch, der uns beſucht, einen Gruß heim nach Dänemark.

Wir ſind am Bord. Das Dampfſchiff fährt.

Man ſagt:

„Was vom Meere bedeckt,
Iſt erloſchen und weg.“

Nein, was die Oberfläche bewahrt hat, das iſt ganz anders erloſchen und weg. Wenn ſich das Kielwaſſer geſchloſſen hat, dann giebt es keine Spur mehr vom Wege des Schiffes; wie manches Antlitz würde nicht aus der Waſſerfläche hervorblicken, wenn deſſen Spiegel den Eindruck eines Jeden behielte, der da hinab geſchaut hat. Dann würde es uns auch Ladislaus' ſtolzes, hübſches Geſicht zeigen. Es waren ja nur ein Paar Tage verſtrichen, ſeitdem er mit der Geſellſchaft dieſen Weg fuhr. Die Geſellſchaft war durch einen Dänen vermehrt worden, einen Burſchen, ſicher nur fünfzehn Jahr alt, und das iſt faſt ſchon zu alt, um dieſe Laufbahn zu beginnen, aber fein und geſchmeidig waren ſeine Glieder, das Auge drückte

Kraft und Willen aus, ſein Schnurrbart kräuſelte ſich um die friſchen Lippen; — man nannte ihn Herr Chriſtian. Im Paſſe ſtand, daß er aus Fühnen ſei. Er hatte ſeinen Arm auf Ladislaus' Schulter geſtützt; Arm in Arm ſtanden ſie, als ſie ſich der Küſte Mecklenburgs näherten. Der Däne blickte nach Nordweſt, über das Meer hin, unſere ſchwimmende Alpenkette, welche uns von — einem vierzehn Tage zeitigeren Frühling trennt.

Ja, ganze vierzehn Tage waren Bäume und Felder vorgerückt, als die Landreiſe begann.

Der däniſche Burſche drückte einen Kuß auf Ladislaus' Lippen. „Dein!“ ſagte er, „Dein allein!“

Und Ladislaus lächelte: „mein! — mein warſt Du ſchon draußen auf der See!“ und es war, als ob der däniſche Burſche erröthete, aber das Antlitz verbarg ſich an Ladislaus' Bruſt, welcher den Kuß erwiderte.

„Mein warſt Du ſchon auf der See!“ — Ja, könnten die Wogen ſo erzählen, daß wir ſie verſtänden, dann bekämen wir gewiß manche hübſche Geſchichte zu hören. Die Fiſche wiſſen darum, aber ſie wurden ſtumm gemacht. Ueberall erblickt man Weisheit in der Natur! Die Fiſche ſind ſtumm, damit ſie nicht erzählen, was die Wogen plaudern, und die Würmer in der Erde wurden ſtumm, damit ſie nicht erzählen, wie ſich die Todten im Grabe langweilen. — — Wir wollen hinſichtlich der Verdollmetſchung dieſer Worte auch ſtumm ſein.

Die Geſellſchaft wählte den kürzeſten Weg, es ging alſo nicht über Lübeck nach Hamburg, ſondern ſie machte die

Reiſe über die kleine Stadt Möln, bekannt, wie Verona und Aſſiſi, durch ein Grab*); hier ruht Eulenſpiegel. Er ſoll über Kopf in das Grab gelegt worden ſein; eine Eule und ein Spiegel ſind in den Stein ausgehauen. Einſt ſtand hier ein Baum, in welchen jeder Handwerksburſche einen Nagel zur Erinnerung und in ſüßer Hoffnung einſchlug. Der Baum iſt in der Kriegszeit gefällt worden. Man weilt am Grabe; die Inſchrift, ſelbſt Eule und Spiegel iſt ja ein Calembourg. Es iſt Eulenſpiegel wie Homer ergangen, man hat ſein Daſein bezweifelt und gedacht, daß mehrere Perſonen unter dieſem Namen ſteckten. Doch wir wollen darüber nicht grübeln, ſondern in Eulenſpiegels Stadt weiter wandern, unſern Eulenſpiegel und ſomit Naemi aufſuchen.

Möln iſt eine intereſſante alte Stadt. Wir gehen durch die alten Gaſſen in ein Haus mit dicken Mauern, gezacktem Giebel und wenigen und ſchmalen Fenſtern. Auf der geräumigen Flur, wo wir hineintreten, ſteht der Wagen der Kunſtreiter, der Wagen des Wirthes und eine große Rolle; der Tiſch iſt gedeckt; es ſieht aus, als ob alle Zimmer des Hauſes, bis auf das Schlafzimmer, hier vereint wären.

Die Geſellſchaft hat, ſeitdem ſie an das Land gekommen iſt, eine Reiſe von 6 Meilen gemacht, deshalb that man ſich nun gütlich. Der Däne, Chriſtian, wie er genannt wurde, ſaß zwiſchen Ladislaus und Joſephinen, der Dame,

*) In Verona das von Romeo und Julie, in Aſſiſi das des heiligen Franciscus.

welche wir mit der wogenden Feder und den bunten Fahnen kennen. Alles war Gelächter und Freude, selbst Ladislaus sah weniger finster und ernst aus, der stolze Blick war wunderbar sprechend.

„Noch einmal die schöne Gegend!“ sang Pajazzo und plauderte von „Gefrorenem“ und „gebackenen Händeln.“ Alles im veritablen Wiener Dialect, und als der dänische Christian von Müdigkeit, von Schlafen und Träumen flüsterte, lachte Pajazzo, sah ihn an, nickte Ladislaus zu und sang in österreichischem Dialect:

„A Träumbuchl kassa?
I wißt nid: Zwegn we;
I hå nur dan ganzing Tram:
Den weas i eh*).“

In der heiligen Schrift steht eine Geschichte vom Erlöser im Tempel, man führte ihm ein Weib vor, welches gefehlt hatte; sie sollte gerichtet werden, und er gebot dem, welcher fehlerfrei sei, den ersten Stein auf sie zu werfen, da schlichen sich alle fort. Laßt uns daran denken, indem wir in dem dänischen Christian Naemi erkennen, laßt uns ihre Erziehung, ihre Umgebung und besonders ihre Ansichten im Auge behalten.

Sie war allein mit Ladislaus.

„Ich habe viel für Dich gethan!“ sagte sie mit einer Wehmuth in der Stimme, welche nie zuvor darin gelegen hatte. „Wirst Du es je vergessen?“

*) „Ein Traumbuch kaufen? Ich wüßte nicht weshalb. Ich habe nur einen einzigen Traum: den weiß ich was er ist.“ Volkslied von Seidl.

„Du wirst [redacted]dann wohl daran erinnern!“ sagte er mit einem Lächeln.

„Nein, nie,“ erwiderte ſie, „welches Ende es auch nehmen mag! Ich habe mit freiem Willen gehandelt; ich mochte die Menſchen nicht, welche mich umgaben, ich achtete ſie nicht! Dich liebe ich. Du kannſt mich tödten, ich liebe Dich doch. Es iſt wie ein Fieber in meinem Blute, doch habe ich mich nie glücklicher gefühlt. Ein langes, einförmiges Leben mit guten Tagen, wie ſie es nennen, widert mich an; lieber kurz leben, aber leben!“

„Viele Weiber haben mich geliebt;“ ſagte Ladislaus; „ich werde Dir närriſche Geſchichten erzählen! Es iſt am ganzen Geſchlecht nicht viel, aber Du biſt mehr Mann als Weib, und deshalb bin ich Dir gut! Ja ich liebe Dich, daß ich eiferſüchtig werden könnte! — Deine Fehler kenne ich noch nicht, aber bevor wir nach Wien kommen, werden wir einander wohl ſtudirt haben. Schön biſt Du, warm wie ein Weib ſein muß, und Gedanken haſt Du wie ein Mann!“ Er küßte ihre Lippen und ihre Stirn. „An meiner Bruſt mußt Du an Madonna glauben, vor ihr mußt Du Dich beugen!“

Naomi ſchlang ihre Arme um ihn und erwiderte ſeinen Kuß. „Deine Frau muß für's Erſte noch den Schnurrbart tragen!“ ſagte ſie mit einem Lächeln. „Als däniſcher Chriſtian ſcheue ich mich nicht mein Pferd zu tummeln. Aber Du wirſt immer größeres Glück als ich machen, darum könnte ich Dich beneiden!“

„Und ich,“ erwiderte er, „würde es Dir vielleicht nicht vergeben, wenn Du mehr Beifall gewönneſt als ich!“

Man hörte Fußtritte draußen auf dem Flur. „Das ſind Hochzeitsgäſte,“ ſagte der Kellermeiſter; „morgen wird eine prächtige Hochzeit hier in der Stadt gefeiert. Die Fremden ſind Leute aus Lübeck; es ſind ein Paar Seemänner darunter!“

Als Naomi ſpäter mit dem Licht über den Flur ging, begegnete ſie Einem der Gäſte, einem kleinen vierſchrötigen Manne mit einem jovialen Antlitz; er freute ſich gewiß auch auf das Hochzeitsfeſt am nächſten Morgen. Er hatte ſein Licht in der Hand und kam gerade auf Naomi zu; der Luftdruck wehte ihm das Licht aus, aber Naomi hatte genug geſehen, um den Mann zu erkennen; es war Peter Wik. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, aber ſie tröſtete ſich damit, daß er ſie unmöglich erkennen könne; wie ſollte es ihm auch einfallen, das Rexenhagener Fräulein wie einen Kunſtreiter und mit einem Schnurrbarte hier in der guten Stadt Möln zu ſehen! Raſch ging ſie ihm entgegen, zündete ſein Licht an und war noch ſo keck zu ſagen, daß ſie an ſeinem Deutſch höre, daß er kein Eingeborener ſei.

Peter Wik lachte und klopfte ſie vertraulich auf die Schulter mit einem: „Gute Nacht, Bruder!“

Ende des zweiten Theils.

Schnellpreſſendruck von Fr. Nies in Leipzig.

Reisehandbücher.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

J. F. Neigebaur und E. A. Moriarty.

London. Ein Handbuch für Reisende.

In Leinw. gebunden. Preis 2 Thlr.

Wie lebt man billig in London?

Ein Handbuch für Reisende.

Cartonnirt. Preis 16 Ngr.

Leipzig und seine Umgebungen.

Neuester Wegweiser für

Fremde und Einheimische.

Mit Illustrationen und Plan.

Dritte durchaus umgeänderte und stark vermehrte Auflage.

Cartonnirt Preis 20 Ngr.

Dresden, seine Umgebungen

und die sächsische Schweiz.

Von **J. F. Neigebaur.**

Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen nach Originalzeichnungen von **Gustav Schlick.**

In Leinwand gebunden. Preis 1½ Thlr.

Druck der Teubner'schen Offizin in Leipzig.

Nur ein Geiger.

Roman

von

H. C. Anderſen.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Nur ein Geiger.

I.

Isenburg.
— Wie bist du worden bleich,
Seit ich dich sah zum letzten Mal!

Faust.
— Ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in starken Zügen,
Und meine bösen Würfel liegen.
Lenau's „Faust".

Kennst du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletschern des Himalaya; die duftenden Wälder laden zur Ruhe ein; der Feigenbaum beugt seine Zweige auf die Erde hinab, schießt neue und bildet eine Laube; die Cocospalme bietet dir Milch, die Dattel reicht dir Frucht, bunte Vögel umflattern dich: purpurrothe Papageien, goldgelbe Honigvögel. Hier ist das Reich der Farben! Das erblickst du auf den Flügeln der Insecten, auf den Blättern der Prachtblumen. Der schwellende Fluß, wo der blaue Lotus wächst, ist heilig wie die Wasser der Taufe. Vaterland der Hindus! Was ist das Klarste und Durchsichtigste, was du besitzest? Dein Himmel, oder deine ruhigen Binnenseen, wo die Antilope und der Leopard ihren Durst löschen?

Hier lag der Sage nach das Paradies, aus dem Adam und Eva vertrieben wurden. Hier blüht noch das Paradies, und es iſt des verſtoßenen unglücklichen Paria Heimath. Die wilden Horden der Mongolen verjagten die Kinder des Landes. Der Paria theilt das Schickſal des Ahasverus. Aegypter, Tater, Zigeuner, ſo verſchiedene Namen erhielt das herumwandernde Volk. Selbſt gegen den Norden hin, auf Jütlands unfruchtbaren Haiden wandert das jüngſte Geſchlecht der Parias umher. Tatervolk, Spitzbubenvolk nennen wir ſie. Das Kornfeld iſt ihr Sommerzelt, der tiefe Graben ihre Winterkammer. Die Kinder des Paria haben keine Höhle wie der Fuchs, kein Neſt wie der Vogel. Sie wandern in Regen und Sturm auf der unfruchtbaren Haide. Da gebären ſie, wie das Thier, ihr Geſchlecht. Der Geburtsort iſt der Verſorgungsort, deshalb ſucht der Landbewohner immer das ſchwangere Weib auf des Nachbars Diſtrict hinüber zu ſchaffen, weshalb ſie oft auf den elenden, ſtoßenden Leiterwagen, ohne Stroh zum Lager, von Ort zu Ort gebracht wird und auf dieſem ihr dem Verderben geweihtes Kind gebiert. Mit der erſten zurückkehrenden Kraft muß ſie ſich erheben und das Kind auf den Rücken binden; auf den Stab geſtützt wandert ſie mit dem Manne über das unebene Haidefeld; der kalte Seewind weht, der Himmel iſt grau und naß; aber ſie kennt es nicht beſſer!

Kennſt du das Vaterland der Hindus? Dort brennt die Sonne heiß, aber die Luft fächelt Kühlung von den Gletſchern des Himalaya. Die duftenden Wälder laden

zur Ruhe ein, der Feigenbaum beugt seine Zweige auf die Erde hinab, schießt neue und bildet eine Laube, die Cocospalme bietet dir Milch, die Dattel reicht dir Frucht. Hier ist das Reich der Farben! das Vaterland der Hindus!

Auf Jütlands Haiden, wie bei Alhambras Mauern findet man das zerstreute Geschlecht der Parias, doch am größten sind die Schaaren in den Wäldern und auf den großen Steppen Ungarns. Der Thron des Zigeunerkönigs ist der mooshedeckte Stein dicht bei dem Kessel, in welchem das gestohlene Lamm kocht. Müde vom Wandern streckt der Hause sich in das hohe Gras, wo die schwarzäugigen Kinder mit den Blumen spielen.

Kein Trupp wagt sich in die Kaiserstadt Wien, aber einzeln kann man sie durch die Straßen schleichen sehen, noch mehr verdächtigt als der arme Slavenier, dem es nicht erlaubt ist, die Nacht über in der Stadt Wien zu bleiben. Am häufigsten erblickt man sie in den Vorstädten, welche jede für sich eine größere Stadt ausmachen, als das alte Wien, die eigentliche Stadt.

In der Vorstadt Mariahilf, wo die Allee nach Schönbrunn hinausführt, gingen an einem warmen Sommertage 1820, in dem Jahre, in welchem Naemi begann, was sie mit Recht ihre „Laufbahn" nennen konnte, zwei Zigeuner in ihrer weißen Tracht mit dem großen, braunen Gewand. Der Eine war ein ganz junger Mann mit einem breiten Hut, wie die Slavenier ihn tragen; der breite Rand hing auf Rücken und Schultern hinab. Der Andere war viel älter, lang und mager; er war in bloßem Kopfe. Seine

dichten ſchwarzen Haare, die doch einzelne graue Stellen hatten, dienten ihm als Schirm gegen die brennende Sonne. Sie gingen durch eine der vielen Seitenſtraßen, welche von Mariahilf nach dem Sommerſchloſſe Belvedere führen.

„Die Vorſtädte könnten die Stadt tüchtig klemmen, wenn ſie wollten!“ ſagte der Jüngere. „Ich träumte dieſe Nacht einen hübſchen Traum: daß Mariahilf, die Joſephſtadt, ja alle vierunddreißig Vorſtädte in Bewegung waren und gegen die Stadt anrückten, welche vom Stephansthurm angeführt wurde. Sie ſchlugen ſich, ſo daß weißes und gelbes Gold in die Donau rollte!“

„Du hatteſt gewiß zu viel von dem ſtarken Waſſer getrunken,“ ſagte der Alte. „Sei vorſichtig, Czeikes! erzähle ſolche Träume nicht, die Polizei hat lange Ohren. Iſt das auch ein Traum für einen jungen Kerl? Nein, von Mädchen mußt Du träumen!“

„Aber ich träume mehr von Krieg!“ ſagte Czeikes. „Wäre ich doch Soldat! könnte ich vor dem Kaiſer Franz, dem guten Kaiſer Franz präſentiren! Er hat vor mir an den Hut gegriffen, als ich mein Haupt entblößte. Das war für mich allein, Niemand außer mir war auf dem Wege. Mich grüßte er. Uebrigens was meinen Traum anlangt, der war luſtig genug! Die Stephanskirche mit ihrer ſpitzen Mütze auf der Seite war General. Sie hat breite Schultern und alte Kräfte. Die Dreifaltigkeitsſäule am Graben hatte ſie als Commandoſtab genommen. Die Statue des Kaiſers Joſeph ſaß auf ihrem kupfernen

Pferde über den Kohlmarkt und durch die Kärnthnerſtraße, ſie rief alle Bilder aus den Schildern *), und die folgten nach. Der Marmorrieſe aus dem Volksgarten **) ſtellte ſich an die Spitze der Marmorbilder von der Capuzinerkirche, und ſie ſtiegen auf den Wall und auf das Dach der Hofburg und blickten nach den Vorſtädten, wie dieſe näher rückten. Die Städte Hietzing und Währing waren mit; das war ein Gewühl, ärger als im Volksgarten und im Prater an den luſtigen Tagen!“

„Was doch ein Menſchenhirn zuſammenbrauen kann!“ ſagte der Alte. „Hüte Dich vor der Trunkenheit, Czekles! Die Dünſte des ſtarken Getränkes ſchlagen einen Zauberkreis um uns. Erſt ſieht er ſchön aus, füllt man aber mehrere Schalen hinein, dann zieht er ſich näher, ſpinnt uns wie im Gewebe der Spinne ein, und zeigt uns außerhalb nur, was wir uns einbilden. Er bindet ſich ſo feſt um uns, daß wir unſerer eigenen Glieder nicht mächtig ſind; dann ſchlafen wir, und dann löſt der Dunſt ſich, aber wenn wir erwachen, fühlen die Glieder, daß ſie in Banden geweſen ſind, und daß der Verſtand während des Schmauſes zu feſt geſchlafen hat, ſo daß er ſich nicht recht erholen und Rechenſchaft über das, was geſchehen iſt, während er auf dem Ohre lag, geben kann!“

*) In Wien hängt über jedem Kaufladen ein Schild, nach welchem jeder benannt wird, wie: der Cardinal, Madame Catalani, der König von Dänemark u. ſ. w.; viele haben häufig Portraitähnlichkeit und einzelne ſelbſt einen künſtleriſchen Werth; ſo eins vor einer Apotheke, das den jungen Tobias, welcher heimkehrt, darſtellt.

**) Canova's Theſeus.

Während der Unterhaltung gingen ſie indeſſen raſch vorwärts; erſt als ſie die lange Heugaſſe erreichten, von wo aus ſie das Schloß erblicken konnten, welches an die Barrière der Vorſtadt grenzt, mäßigten ſie ihre Schritte.

„Du möchteſt Soldat ſein, Czekles?“ ſagte der Alte.

„Ja, hier in Wien, vor der Kaiſerburg möchte ich am liebſten das Gewehr tragen!“

„Das würde ein gezwungenes Leben ſein, Czekles! Du würdeſt Dich ſehnen davon zu kommen. Die Unruhe ſitzt in unſern Füßen, ſo wie die Diebsluſt in dem Mäuschen unter unſern Daumen ſitzt. Liefſt Du davon, ſo würdeſt Du gehängt!“

„Nun gut denn!“ erwiderte der Jüngere, „in einem Wurmbauche oder in einem Vogelmagen zu liegen, das iſt wohl gleich herrlich! Warum auch das Aergſte denken?“

„In einem Vogelmagen liegen!“ wiederholte der Alte. „Da ſagſt Du etwas. Es iſt ein ſtolzer Sarg; man iſt immer auf der Wanderung, wie unſer Volk es hier im Leben iſt. Selbſt von der Jugend kann man lernen! Ich will Deiner Worte gedenken, wenn ich in die ungariſchen Wälder ziehe und die Vögel ſingen höre. Vielleicht habe ich den Raben gehört, der in ſeinem Magen die Augen desjenigen hat, den ich am innigſten liebte. Glaube mir, Czekles! klarere Augen als mein Sohn, mein Bela hatte, ſah ich nie. Du haſt ja ſeinen Jungen geſehen? Ladislaus iſt ſeines Vaters Ebenbild, nur ſtolzer, ſchwärzeres Blut. Bela war beſſer, obgleich ſie ihn henkten; dem

Söhne dagegen rufen ſie Beifall zu, wenn er auf dem Pferde jagt und ſie im Herzen verachtet."

Er hat ja doch ſeinen Stamm verlaſſen!" ſagte der Jüngere.

„Aber er hat keine bleibende Stätte!" ſagte der Alte, „er macht größere Reiſen als wir; über dem großen Meere iſt er geweſen, das iſt ſo breit wie das ganze Ungarland. Denke Dir ſolchen Donauſluß! Alle Kaiſer und Könige, die wir hier beim Congreſſe verſammelt ſahen, hat er in ihrem eigenen Lande geſehen. Er zieht weit, wie die Zugvögel, und Glück hat er bei allen ſeinen Unternehmungen."

Inzwiſchen waren ſie vor dem Schloſſe angelangt von der Seite her, wo daſſelbe gegen die offene Ebene liegt; Soldaten ſaßen in Gruppen und plauderten, Fremde und Leute aus der Stadt beſuchten und verließen die prächtige Gemäldeſammlung, welche ſich hier befindet. Die Zigeuner ſtanden ſtumm und betrachteten das Gebäude, welches ſich durch nichts Eigenthümliches auszeichnet; wer aber an den Blick des Alten gewöhnt war, würde geſehen haben, daß er etwas an den Fenſtern ſuchte. Sie ſtellten ſich an die offene Gartenthür, doch ohne hinein zu gehen; in den ſteif beſchnittenen Gängen, in der ganzen beſchnittenen Natur, welche à la Louis quatorze zugeſtutzt iſt, ſpazierten Leute.

Die ganze erſte Etage iſt mit einer vortrefflichen Gemäldeſammlung angefüllt, mit vorzüglichen Stücken, beſonders aus der belländiſchen Schule. Hier waren viele Fremde an dieſem Nachmittage. Eine Gruppe bewun-

dete die meiſterhaften Basreliefgemälde Gherardino's, eine andere die reiche Sammlung, welche ſich hier von Rubens vorfindet.

Merkwürdig durch die Flüchtigkeit, womit er von Stück zu Stück ſchritt und darauf, wie es ſchien, die weite Ausſicht über den Garten betrachtete, wo man die Kaiſerburg und die Berge Ungarns gewahrt, war ein junger Mann mit einem Schnurrbart, ziemlich feinen Zügen und klugen Augen. Es war einer der Kunſtreiter vom Prater, ſagte Jeder, der ihn ſah. Wir wollen die Wahrheit ſagen, es war Naemi.

Ein ganz anderes Intereſſe als das, welches die Gemälde darbieten, hatte ſie nach dem Belvedere gezogen; deshalb war ihr Betrachten ſo flüchtig, nur Ein Gemälde ſchien Intereſſe für ſie zu haben, und dahin kehrte ſie ſtets zurück. Es war van Dyk's Simſon, welcher von Delila verrathen wird; eine ganz vortreffliche Arbeit. Der ſchmerzliche Vorwurf in Simſons Blick iſt ſo ſprechend menſchlich, daß er von Grönland bis nach Otaheiti verſtanden werden muß. Delila's Gleichgültigkeit, das Intereſſe der Wirthin — ja, das iſt die Wirklichkeit ſelbſt. Ob es des Malers Kunſt allein war, welche Naemi hier feſſelte, oder ob der Gegenſtand ſelbſt Ideenverbindungen von tiefer Wirkung bei ihr erweckte, dürfen wir nicht verrathen. Jeden Augenblick trat ſie an das Fenſter und ſah über die Ebene hinaus, kehrte aber dann vor van Dyk's Simſon zurück. Unruhige Gedanken heben ihre Bruſt.

Als ſie ſich wieder dem Fenſter näherte, wurde ſie die

Zigeuner gewahr; ſchnell verließ ſie den Saal und ſtieg die Treppe hinab. Die Zigeuner ſahen ſie kommen, aber kein Zeichen wurde gemacht; nur wanderten ſie langſamer. Naemi folgte ihnen.

Dicht vor einem niedrigen Hauſe, wo der Steig ſich über das Feld ſchlängelte, blieb der Alte ſtehen, um, wie es ſchien, ſein Schuhband zu binden; der Jüngere ging weiter. Naemi näherte ſich dem Greiſe. Sie ſprachen zuſammen von Ladislaus. Der Alte ſprach nichts Gutes.

„Du lügſt!“ ſagte Naemi.

„Lüge!“ wiederholte der Alte. „Er iſt mein eigen Fleiſch und Blut, aber es iſt eine böſe Wunde, welche mir Schmerzen verurſacht. Sein Vater war mein Sohn. Ladislaus verachtet ſeinen Großvater und ſein ganzes Geſchlecht. Er haßt nicht den, der das ſeinige haßt. Ich habe ihm die Wahrheit geſagt, und ſeine Peitſche hat Striemen auf meine Schulter geſchlagen. Ich entſinne mich deſſen! Der Menſch kann das friſche, klare Waſſer, welches er als Labetrunk erhielt, vergeſſen, aber das moorige, das bittere vergißt er nie. Ladislaus mag Dich heute lieben; aber morgen kann er Dich nicht leiden, und weil er Dich geliebt hat, darum wird er Dich peinigen! Ich weiß wohl, daß Du kein Mann biſt! Ich habe Zeichen genug, um das Vergangene ſehen zu können; das Zukünftige werde ich Dir nicht ſagen: das iſt leicht zu errathen. Habe ein Auge auf ihn, und haſt Du eine Seele, die Deiner Kleidung entſpricht, ſo beſtrafe ihn, wenn Du es kannſt. Deshalb habe ich Dich hierher

beſtellt. Heute Abend kannſt Du ihn in Hietzing finden. Da ſind hübſche Weiber!“

„Aber ich bin kein Weib!“ ſagte Naemi. „Du haſt Dich geirrt! Ladislaus iſt böſe, das iſt möglich; aber laß ihn die Weiber lieben, das thue ich auch. Niemand genießt ſeine Jugend beſſer als ich, und ich habe Glück!“

„Und dennoch ſteigt Dir das Blut in die Wangen!“ ſagte der Alte. „Mein Auge irrt ſich nicht und mein Wort hat auch Dein Herz getroffen.“ Er nickte und ging.

Naemi ſtand zweifelhaft, ob ſie ihm folgen oder bleiben ſollte; bald faßte ſie einen Entſchluß und ging zum Schloſſe in den altfränkiſchen, ſteifen Garten und in die Stadt.

Vom Petersplatz rollten die ſtets hin- und herfahrenden Geſellſchaftswagen nach Schönbrunn und Hietzing. Naemi nahm in einem derſelben Platz. Sie lächelte mit den Andern; Alle wollten ja hinaus um ſich zu beluſtigen. Die ehrlichen Wiener ſprachen begeiſtert von ihrem guten Kaiſer, von Würſtl und Händl, von den Gebrüdern Schuſter, Alles durch einander, wie das in dem Converſations-Tohuwabohu geht. Naemi gerade gegenüber ſaß ein junger Künſtler mit einem kecken Blick. Er hörte an ihrer Ausſprache, daß ſie keine Eingeborne ſei, er hatte ſie im Prater geſehen und erzählte, daß ſie ſicher ihren Herrn in Hietzing finden würde, dahin käme er oft. „Ihren Herrn!“ wiederholte ſie für ſich, und der Fremde nannte Ladislaus. Sie erreichten das Luſtſchloß Schönbrunn, in deſſen duftenden Alleen

der Sohn des Mannes mit ſeinen verborgenen Gedanken wandelte*), wo Silvio Pellico hinter die Hecken trat, um nicht durch ſeine kränklichen, leidenden Züge**) zu ſchrecken; einige arme Kinder liefen neben dem Wagen her und warfen Blumenſträußer in denſelben, um ein Paar Kreuzer zu erhalten; der Künſtler ergriff einen Strauß und warf ihn lachend Naomi in den Schooß; ſie machte unwillkürlich eine weibliche Bewegung um ihn aufzufangen, er lächelte und ſie fühlte das Blut in ihren Wangen brennen.

Dicht bei Schönbrunn liegt die kleine Stadt Hietzing mit ihrer Kirche und ihren hübſchen Landhäuſern. Die Muſik ertönte munter vom Caſino, welches damals eben ſo beſucht als jetzt, aber noch nicht ſo berühmt durch Strauß's und Lanner's Orcheſter war. In dem kleinen Garten, zwiſchen Häuſern eingeklemmt, mit dem moraſtigen Bach, fand man dieſelbe Anhäufung von Tiſchen und Zelten, dasſelbe Gedränge, wie wir es jetzt kennen.

Ladislaus ſaß mit zwei jungen Mädchen an einem Tiſch, Naomi nahm dicht daneben Platz; ſie hatte Sauls finſtere Gedanken, aber die jubelnde Muſik war für ſie kein beruhigender Harfenklang Davids. Die ſchwebenden Tanzmelodien athmeten die beweglichen Phantaſien des Volkstheaters, die ganze Freude in Schönbrunn und im Parterre; alle Herzen mußten mitſingen: „Es giebt nur ein Kaiſerſtadt, 's giebt nur ein Wien!“ aber für Naomi klang es wie Seufzer und Spott, es war der kalte Luftzug

*) „Le fils de l'homme“ par Barthélemy.
**) Le mie Prigioni.

von des Spielbergs feuchten Gefängniſſen, es war die drückende Hitze von den Bleikammern Venedigs.

Ladislaus betrachtete ſie mit ſeinem kalten, übermüthigen Blicke, ſie that ein Gleiches, aber ſie ſchienen ſich nicht zu kennen, und doch folgten ſie ſich, wie der Schatten dem Körper.

Die Elaſticität der menſchlichen Gedanken hat keine Grenze, ſie iſt unermeßlich wie der Weltraum, deſſen Ausdehnung uns die Aſtronomen als unbegrenzt lehren; die großen Geiſter erweitern uns den Geſichtskreis der Gedanken, aber auch Leiden, große Lebensmomente haben dieſelbe Kraft; und ſo ſchweben wir mit den Gedanken in einen Himmel oder in eine Hölle. Naemi ſchaute wie ein Newton, erblickte aber eine diaboliſche Tiefe.

Als die freie Luft mit dem erleuchteten Salon vertauſcht war, trafen ſie und Ladislaus ſich beim Tanze. Sie mußte mit einem Frauenzimmer tanzen, ihre Kleidung gebot es, und auf Ladislaus' ſtolzen Lippen ſtand Spott darüber; aber er ſprach nicht mit ihr, ſie nicht mit ihm. Unter den jubelnden Tönen drehte ſie ſich wie Ixion auf dem Rade herum. Ihre Bruſt hob ſich, ihre Augen funkelten; Ladislaus ſchien kalt, ein männlicher Turandot mit dem ſtolzen, höhniſchen Lächeln zu ſein. Oh welche Qualen kann ſich ein Menſchenherz ſelbſt ſchaffen! Immer ſchlägt es, immer blutet es — und das iſt nothwendig, um zu leben.

Ladislaus verſchwand im Gedränge; vergebens ſuchte ſie ihn. Es war ſchon ſpät, der letzte Geſellſchaftswagen war zur Stadt gefahren, nur ein Paar Bauern hielten noch

mit ihren Linienwagen. Ein Herr mit zwei Damen stieg in den Wagen; ja er war es; schnell folgte sie und erhielt noch Platz; sie rollten davon.

Von Hietzing und dem Schlosse Schönbrunn schienen die Lichter durch die dunkeln Bäume; ein Paar ehrliche Bürgerfamilien saßen froh und munter im Wagen; sie sprachen von Elfen und Feen, welche die guten Wiener aus dem Volkstheater kennen; sie citirten Einfälle von Kasperl und Pumpernickel und plauderten von ihren drei Schustern*), besonders von Ignaz, dem herrlichen, muntern Ignaz!

Unsere Generation kennt das komische Kleeblatt der Schuster nicht, kennt nicht die Blüthenzeit des Leopoldstädter Theaters, aber wir können sie uns denken; haben wir nicht Bäuerle's Muse, so kennen wir doch die Raimund's und Nestroy's und könnten wohl mit den guten Wienern in dem Linienwagen von der Feenwelt auf dem Volkstheater plaudern, der Feenwelt, in die sich die ehrlichen Bürger an einem Sommerabend, wenn die Lichter von Hietzing und Schönbrunn durch die Bäume blitzen, naiv hineinträumen.

In einem dieser Stücke sieht man den König der Geister in einem Bette sitzen, er klingelt und fragt den Kammerdiener, „was das für nasse Wolken seien, die er ihm als Bette zubereitet habe?“ — „Es ist unmöglich, sie in die-

*) Drei Brüder, berühmte Komiker am Leopoldstädter Theater, den größten Ruf hat indessen der eine Bruder, Ignaz. Sie gaben Veranlassung zu dem Gelegenheitsstück „die drei Schuster,“ worin folgende Rollenbesetzung stattfand: Hr. Anton Schuster, ein Schustermeister, Hr. Anton Schuster; Hr. Joseph Schuster, ein Schustermeister, Hr. Joseph Schuster; Hr. Ignaz Schuster, ein Schustermeister, Hr. Ignaz Schuster.

ſem Jahre trockener zu bekommen, es iſt daher auch von der Polizei in Wien Klage deshalb eingereicht. Die Jahreszeiten laufen durch einander, es iſt nicht mehr wie vor Zeiten." — „Rufe mir die Jahreszeiten herein!" Dieſe kommen. Der Winter iſt ein alter Mann mit einem Stock in der Hand. Der König fordert ihn vor: „Was muß ich hören," ſagt er, „Du haſt angefangen in Deinem Alter feucht zu werden! Das mußt Du Dir abgewöhnen! Jeder von Euch muß beſſer auf ſeinem Poſten ſein, entweder thut Ihr das, oder Ihr bekommt Euren Abſchied, und das ohne Penſion." Die Jahreszeiten werden verlegen, ehrerbietig küſſen ſie dem Könige die Hand und verſprechen ſich beſſern zu wollen. In einem anderen Stücke erblickt man eine ehrliche Wiener Familie, welche zu viel in Ritterromanen geleſen hat und nun die Ritterzeiten für weit herrlicher als die unſeren hält. Sie ſchlafen ein, und als ſie erwachen, ſind ſie in Rittertracht gekleidet und in die geprieſene Ritterzeit zurückverſetzt. Ein Raubritter läßt ſich melden und freit um ſeine Tochter, und ſie fühlen ſich höchſt glücklich über eine ſo romantiſche Partie. Aber bald lernen ſie alle Rohheit jener Zeit empfinden; ſie müſſen alle unſere Bequemlichkeiten entbehren, ſo ſie werden zuletzt in das Burgverließ geführt und verurtheilt, den Hungertod zu erleiden. Da wünſchen ſie ſich wieder in unſere glücklichen Tage zurück, wo man gebratene Händl erhält, nach Hietzing fährt und das Theater in der Vorſtadt beſuchen kann. Geheilt führt die Zauberei ſie wieder in unſere beſſere, fröhlichere Zeit zurück.

Wie ſehr wünſchte Naemi, daß jene Feenwelt, von der die ehrlichen Leute ſprachen, in die Wirklichkeit eingreifen möchte! Wie der Berggeiſt, welcher die verhaßte Brautſchaar verſteinerte, ſo wollte ſie Ladislaus mit den beiden Frauenzimmern verſteinern, aber er ſollte nur unten kalter, todter Stein, wie der Prinz Agib im Märchen ſein; der Kopf ſollte denken, das Herz ſollte bluten, damit er ſeine Qual recht fühlte.

An der Barrière ſtiegen ſie aus dem Wagen; Ladislaus that, als würde er Naemi erſt jetzt gewahr, und ſchlug ſeine Arme um ihre Schultern, ſo daß ſie es fühlte und ſicher Zeichen der Umarmung davontrug. „Chriſtian," ſagte er lachend, „Du biſt auch auf Abenteuer aus! Das mag ich leiden, mein Junge! Wie könnte ich Dich ſtreicheln; wie könnte ich Dich küſſen, daß Du doch einmal biſt, wie Andere!" und gewaltſam liebkoſte er Naemi.

„Laß mich los!" ſagte ſie, „ich gehe mit!" und mit einem Blick, ſprechender als Worte, wandte ſie ſich von ihm, bot dem einen Frauenzimmer den Arm, und dieſe nahm ihn an; das Weib ſprach die glatten Worte der Sünde, aber Naemi's Wangen brannten deshalb nicht röther, ihr Herz ſchlug nicht gewaltſamer denn zuvor.

In der Stadt Wien ſelbſt ſtehen mehrere Straßen durch Thüren und Fluren einzelner Häuſer in Verbindung. Jeder, dem es unbekannt iſt, kann eine Treppe hinaufſteigen und glaubt im Hauſe zu ſein, ſteht aber plötzlich draußen in einer Seitenſtraße.

Ladislaus mit dem einen Frauenzimmer ſchlüpfte in ein Haus; Naomi folgte nach.

„Wo ſind ſie geblieben?“ fragte ſie ihre Begleiterin.

Dieſe lachte und führte ſie die gewundene Seitentreppe hinauf, aber hier war kein Ladislaus zu erblicken. Das Frauenzimmer zog an der Haſenpfote, welche als Klingelzug an der Thür hing.

„Wo ſind die Andern?“ fragte Naomi.

„Die ſind dort, und wir ſind hier!“ erwiderte das Weib. Die Thür wurde geöffnet, eine ältliche, gutgekleidete Frau mit einem ſilbernen Armleuchter in der Hand bot ihnen Willkommen.

„Teufel!“ rief Naomi aus und ſprang halb taumelnd die Treppe hinab; ſie erkannte am Lichtſchein, daß ſie ihr nachfolgten; ſchnell war ſie auf der Straße, ſie erblickte Niemanden, kein Menſch war da. „Ladislaus!“ ſtammelte ſie und biß ſich in die Lippe, ſo daß dieſe blutete.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ſie in ihrer Wohnung im Prater; er war noch nicht gekommen; angekleidet warf ſie ſich auf das Bett, aber es trat keine Thräne in ihr Auge, es kam kein Seufzer über ihre Lippen. Jetzt ſchallten Fußtritte; Ladislaus kam.

Stumm betrachteten ſie einander.

„Du haſt Dich wohl recht gut amüſirt?“ ſagte er mit einem boshaften Lächeln.

Sie ſchwieg und betrachtete ihn mit ihrem ſtolzen, gramvollen Blick; er ſah ſie hämiſch an und lachte.

Ihre Lippen bewegten ſich um zu ſprechen, aber ſie ſchwieg.

„Haſt Du nicht ſchon geſehen," ſagte er, „daß, wenn ich durch den Stall gehe und meine Stute los iſt, ſie wiehert und mir nachfolgt? Das thut ſie nur aus Liebe und deshalb ſtreichle ich ſie unter der Mähne. Du folgſt mir auch nach, aber aus einem entgegengeſetzten Antriebe. Dich hätte ich auch Luſt zu ſtreicheln, wie Du es verdienſt!" und er ergriff die Peitſche, welche auf dem Tiſche lag, und knallte damit in die Luft, aber gegen Naemi hin, ſo daß die Schnur ihren Hals berührte.

Es war wie der Stich einer Tarantel; eiskalt ſtarrte ſie ihn an. „Ladislaus!" war ihr einziges Wort, und ſie verließ das Zimmer.

Joſephine ſchlief.

Draußen war Alles finſter und ſtill, nur der Laut eines Wagens, welcher ſchwer auf dem Wege am Prater vorbei rollte, erreichte ihr Ohr. Es war ſternheller Himmel. Der Himmelswagen zeigte nach Norden. Gedachte ſie der Heimath oder waren ihre Gedanken noch im Bretterhauſe beim Sohne des Paria, dem ſtolzen Ladislaus? Keine Thränen kamen in ihr Auge, kein Seufzer ging über ihre Lippen, mit dem Blick nach dem Sternbilde ging ſie grübelnd einige Schritte. So hat Ariadne auf das Meer geſtarrt, als ſie wußte, daß Theſeus ſie hintergangen habe. Dieſes Lächeln hatte Medea, als ſie Jaſon bei Kreuſa begrüßte.

In derſelben Stunde, derſelben Nacht, aber auf Seelands einförmiger Landſtraße ruhten zwei andere Augen auf demſelben Sternbild, aber mit Hoffnung und Troſt wie Leander, als er in die Wogen des Helleſponts

ſprang und auf die Fackel zu ſchwamm, welche Hero angezündet hatte.

Auf Seelands Landſtraße fuhr Chriſtian dieſe Nacht allein nach Kopenhagen. Er war zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei Herrn Knepus nichts Bedeutendes lernen könne, und daß er in die Welt hinaus müſſe, um es zu etwas Ordentlichem zu bringen. Peter Wik war böſe darüber und hatte geſagt, daß er ſeine eigene See ſegeln könne! Lucie hatte geweint; aber Chriſtians Plan war gereift. Empfehlungsbriefe hatte er mit, einer derſelben war an den königlichen Lakai; er träumte deshalb von etwas ganz Anderem, als nur von Verſprechungen und Händedrücken. Es war eine herrliche, ſtille Sommernacht, der Poſtillon blies und das Echo des Hornes wurde von Antvorſkovs Höhen beantwortet. Ein Stern funkelte ſo ſchön, es war der Cygnus, der Schwan, wie jeder Mann im Süden ihn nennt. „Das iſt mein Glücksſtern!“ dachte er und fragte ſeinen Nachbar nach dem Namen des Sternes. „Er wird die Abendhenne genannt.“

Chriſtian dachte an Naomi; ſie dagegen ließ ihre Gedanken wie eine Biene herumfliegen, ließ ſie jede Blume der Bitterkeit aufſuchen, welche in den letzten Monaten aus ihrem Herzen emporgeſchoſſen war, und aus jeder Blume ſammelte ſie Gift.

Sie lauſchte und es war ihr, als höre ſie den Wellenſchlag der Donau. Eine Sternſchnuppe flog, wie einſt der Dampfballon durch die Luft fliegen wird.

Sie kehrte wieder nach dem Hauſe zurück, wo Ladis-

laus ſchlief; aber ſie blieb auf dem Flur, ſie ſetzte ſich auf die unterſte Stufe der Treppe, legte den Arm auf das Geländer und lehnte den Kopf an daſſelbe. Sie ſchlummerte, wie der Araber ſchlummert, welcher weiß, daß ſein Todfeind mit ihm unter demſelben Zelte ſchläft; ſie haben zuſammen getrunken und geſpeiſt; Gaſtfreiheit iſt das heilige Schild, welches zwiſchen beiden ſteht, ſie reichen einander die Hand und — ſchlafen, aber ihr letzter Gedanke iſt: wir treffen uns an einem andern Ort! Der Sohn des Paria und die Tochter Israels hatten aſiatiſches Blut, die heiße Sonne brannte in demſelben.

II.

— Ladislaus! Ladislaus! tönt es auf's Neu',
Und dieſelbe Stimme ruft hinterdrein
Noch lauter: Nein!

Caſtelli.

Es iſt eine ſeltſame Sache:
Ich ſprach deutſch und däniſch Du,
Und doch verſtanden wir uns im Nu.
Ja, Freund! im Aug' liegt die Sprache
Und im Herzen der Schlüſſel dazu.

Stammbuchblatt an H. C. Anderſen von
Caſtelli.

„Ich will fort!“ ſagte Naomi zu Joſephinen, der Kunſtreiterin mit den wehenden Fahnen. „Ich will fort! entweder finde ich Brot oder den Tod!“

Josephine lachte. „Wir fahren dieſen Vormittag zuſammen nach Josephsdorf und Kloſter-Neuburg, wir beide, in dem kleinen Gig mit dem beblätzten Orlando vor. Ich ſetze mich Deinetwegen dem Gerede aus! Ich fahre allein mit dem jungen, flammenden Jockey! Du erhältſt Deine Laune wieder, Ladislaus küßt, wo die Peitſche traf, und dann feiern wir das Verſöhnungsfeſt.

„Nie!“ ſagte Naemi.

„Alſo kein Menſchenhaß und keine Reue *),“ ſagte Joſephine lachend, „das nimmt ſich auch luſtiger aus.“

„Verſchaffe mir heimlich einen Paß,“ bat Naemi, „nach Ungarn oder Baiern, wohin Du willſt; nur daß ich fortkomme und daß ich ihn nicht mehr ſehe!“

„Erſt fahren wir eine Tour,“ erwiderte Joſephine. „Wir koſten die Chocolade in Josephsdorf und ſehen dort vom Berge aus, ob die Donauebene uns nicht verleiten kann, hier zu bleiben. Man muß ſich nie übereilen, nie zu große Schritte machen; auch kleiden ſolche ein Frauenzimmer nicht.“

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß er mir Gift in das Herz geträufelt hat!“ ſagte Naemi. „In Teplitz, vierzehn Tage, nachdem ich meine Heimath verlaſſen hatte, verſtand ich ihn, wie ein aufgeſchlagenes Buch; aber da war er noch der Kluge, der Vorſichtige. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt.“

---

*) „Der Leopoldstag oder kein Menſchenhaß und keine Reue,“ eine Parodie, welche auf einem Volkstheater damals gegeben wurde.

Der Wagen war fertig, ſie rollten fort. In der langen Allee in der Vorſtadt begegneten ſie vielen Fahrenden und Reitenden. Die jungen Herren nickten Joſephinen zu, ein Paar Damen ſchenkten Naomi ein Lächeln. Der Weg ging den Berg hinan, von welchem man die weite Ausſicht über die fruchtbar-grüne Donauebene hat.

„Betrachte einmal!“ ſagte Joſephine, „wie prächtig nehmen ſich nicht die vielen Alleen zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten aus. Der Stephansthurm ragt kühn über die andern Gebäude empor, und dort erblickſt Du die Donau mit allen den ſchönen, bewaldeten Inſeln. Die blauen Berge da hinten liegen in Ungarn! Dieſe ſchöne Ausſicht ſchwebt mir immer vor Augen, wenn ich ſingen höre: „noch einmal die ſchöne Gegend!“ Ja, Oeſterreich iſt viel ſchöner als Dänemark!“

„Sie gleichen einander!“ ſagte Naomi. „In Jütland haben wir ſo hohe Berge, wie dieſer hier, und der kleine Belt und der Sund ſind weit prächtiger als die Donau! Ich kenne nur einen Vorzug, den Wien vor Kopenhagen hat, das iſt die mildere Luft und daß es Italien näher liegt.“

„Der Finnländer ſehnt ſich nach ſeinen Sümpfen, der Eskimo nach ſeinem Schnee!“ ſagte Joſephine lachend.

„Ich ſehne mich nicht nach Dänemark, kehre nie dorthin zurück, aber auch hier will ich nicht bleiben! Ich bin ein freies Weib, ich bin keine Oeſterreicherin, man muß mich reiſen laſſen.“

„Aber Ladislaus wird es verhindern,“ ſagte Joſephine,

„es allein darum verhindern, weil er Dich quält, wenn er in der Laune iſt!“

Sie wurden unterbrochen, indem der Todtengräber des kleinen Ortes herbeikam und ſie einlud, die Kirche in Augenſchein zu nehmen; im Keller lägen Leichen, ſagte er, welche über hundert Jahre alt wären und doch ausſähen, als ob ſie erſt geſtern begraben worden ſeien.

„Wir ſehen lieber die Lebenden!“ ſagte Joſephine.

Aber es ſeien recht nette Merkwürdigkeiten da, verſicherte der Alte, es ſei nicht eine Stunde her, daß er einen polniſchen Herrn darin herumgeführt habe, und der Herr habe das Ganze höchſt merkwürdig gefunden und in ſeinem Buche Alles aufgeſchrieben. Indeſſen war das Buch doch vergeſſen worden, ſollte aber noch heute auf das Polizeibüreau kommen, denn die Herren dort wüßten mit jedem Fremden Beſcheid, ſo daß das Buch vor Abend noch in den Händen des Polen ſein könnte. Er zeigte es Joſephinen.

Das Geſchriebene war däniſch. Die Hand kam Naomi bekannt vor; ſie blätterte und las begierig darin. Die Aufzeichnungen waren gerade nicht alle beſtimmt, von einem Jeden geleſen zu werden.

„Der Fremde iſt aus Dänemark!“ ſagte Naomi.

„Von dem König von Dänemark?“ ſagte der Alte. „Deſſen erinnere ich mich noch vom Congreſſe her, er hatte weißes Haar und war freundlich und höflich wie unſer guter Kaiſer Franz! Ich muß immer, wenn ich an dem Stock am Eiſen*)

*) Wie früher bemerkt iſt, haben die Läden in Wien ein Portrait oder eine geſchichtliche Darſtellung als Schild; ſo ſieht man Friedrich den

vorbeigehe, den däniſchen König Friedrich betrachten!“ Der Alte wurde geſprächiger, aber Naemi hörte nicht darauf, begierig las ſie im Buche, erröthete und lächelte.

„Vor einer Stunde war der Fremde hier?“ fragte ſie.

„Ja, eine Stunde kann es wohl her ſein; ich weiß nicht, welchen Weg er nahm, aber ich glaube, daß es zur Stadt hinein war.“

„Laß uns Deine Kirche ſehen,“ ſagte Naemi, und ſie gingen dahin; aber ſie hatte faſt mehr nach dem Fremden, als nach den Gegenſtänden, die ſie erblickte, zu fragen; das Buch des Fremden ſchien ſie mehr zu beſchäftigen, als die hiſtoriſchen Erklärungen, welche der Todtengräber über die gut erhaltenen Todten gab.

Sie ſaßen wieder in dem kleinen Gig, der bebläßte Orlando ſchlug mit dem Nacken und lief mit ihnen im Trab gegen das Kloſter hinab, deſſen hohe Kuppel mit der kaiſerlichen Krone ſich prächtig in der blauen Luft ausnahm.

Sie betraten beide den gewölbten Kloſtergang. Hier ſtand ein Fremder. Naemi zitterte; ihm hätte ſie am wenigſten von Allen begegnen mögen. Ja, er war es, deſſen Nähe das Buch ihr verkündet hatte, ſie hatte ſich nicht geirrt, es war der Graf; er, den ſie ihren Vater nannte.

Er grüßte, Joſephinen flüchtig anredend; Naemi ging vorbei, ohne daß er ſie näher betrachtete.

„Hier iſt es nicht ſo reich und prächtig, wie im Kloſter

Sechsten an einem Laden portraitirt, vor welchem man gerade den merkwürdigen Stock am Eiſen findet.

Möll," ſagte Joſephine, „aber ich mag dieſes alte Gebäude doch leiden, es iſt mir ſeit meiner Jugend lieb! Wie oft bin ich nicht von hier nach dem Leopoldsſchloſſe gelaufen; man erzählt, daß dort oben vom Fenſter der Schleier der Herzogin hier herab wehete und ſich in einen Dornbuſch verwickelte, der hier wuchs, wo jetzt das Kloſter ſteht."

„Ich habe keinen Sinn für Deine Geſchichten!" ſagte Naomi, und ihre Stimme bebte, „komm, aber ſchnell, ſchnell! wir können hier nicht bleiben. Der Fremde iſt mein Verwandter!" Eiligſt zog ſie Joſephinen nach dem Wagen hin, welcher draußen wartete. Sie waren im Begriff einzuſteigen, als der Graf aus der Kirche trat.

„Um Entſchuldigung," ſagte er, „das Kloſter ſoll ja durch ſeinen Weinkeller berühmt ſein; hier ſoll ſich ein Faß befinden, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Gegend gehört."

„Ich habe davon gehört," ſagte Joſephine, „aber ich habe es nie geſehen!"

„Hier iſt das Faß, Euer Gnaden!" rief dicht dabei in der offenen Thür der Böttcher, der dort mit ſeinen Geſellen ſtand und Reifen zuſchnitt.

„Haben Sie nicht Luſt, es zu ſehen?" fragte der Graf.

Joſephine ſah Naomi verlegen an, die ſogleich gefaßt war; ſie verbeugte ſich vor dem Grafen und ging mit Joſephinen in die Werkſtatt des Böttchers. Dieſe war ein großes gemauertes Gewölbe; rings umher lagen kleine und große Weinfäſſer; aber der König unter ihnen war das

berühmte große Faß, welches tausend und vier Eimer hält. Mit Hülfe einer Leiter konnte man auf daſſelbe gelangen; die Oeffnung iſt von ſolcher Größe, daß Jedermann bequem hindurch und in das Faß gelangen kann, wo der Raum ſo groß iſt, daß mehrere Perſonen Hand in Hand einen Rundtanz ausführen können.

„Wir haben es aufgerußt!“ ſagte der Böttcher, „der Kellermeiſter hat einen ſchönen Vers darauf geſetzt:

„Einhundert dreißig Jahre alt,
War's mir im Keller nun zu kalt,
Dort rutſchten Tauſend überm Rücken,
Auch hier wird man mich nicht zerdrücken!“

So las der Graf.

„Ja,“ ſagte der Böttcher, „Tauſende ſind darauf herumgeſprungen, jetzt liegen ſie vergeſſen in ihrem Grabe; das Faß hingegen iſt ſtark und blank, das kann die Kinder unſerer Enkel noch Urgroßväter und Urgroßmütter werden ſehen. Ja, fürwahr, das kann es! — Aber Sie müſſen gefälligſt hineinſteigen, ſonſt haben Sie das Ganze nicht recht geſehen.“

Naomi machte einen Sprung die Treppe hinauf, in das Faß hinein, der Graf folgte nach, aber mit einem ſeltſamen Blick auf Naomi; denn die Art und Weiſe, wie ſie hineinſtieg, verrieth ſo ganz das Frauenzimmer. Joſephine ſteckte nur den Kopf in das große Faß, welches eine ganze Stube zu ſein ſchien.

Naomi tanzte um den Grafen herum, während ihre Gedanken weit daron eilten.

Bald ſaß ſie wieder mit Joſephinen in dem leichten Wagen und ſie rollten davon.

„Kannten Sie dieſe Beiden?“ fragte der Graf den Böttcher. Dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es waren die Kunſtreiter aus dem Prater,“ ſagte einer der Geſellen. „Es war Demoiſelle Joſephine und der kleine Jockey. Ja, ſie kann reiten und Kunſtſtücke machen, aber er taugt eben nicht viel dazu!“

Das leichte Gig ſchlug den Weg unten am Berge längs der Donau ein.

„Fort muß und will ich!“ ſagte Naomi. „Du haſt ja einen Verwandten in München, Joſephine. Gieb mir einen Brief mit, ich habe noch einige Sachen von Werth, die erſten acht Tage bin ich noch keine Bettlerin, und in acht Tagen kann Vieles geſchehen.“

Ganze Folianten ſind über die Liebe geſchrieben, alle Grade, alle Nüancen wurden beſungen, aber nur Wenige haben den Haß beſprochen, und der iſt eben ſo reich, eben ſo ſtark. Es iſt eine teufliſche Wolluſt, aber doch eine Wolluſt, haſſen zu können, brennend den zu haſſen, welcher boshaft unſere beſten Gefühle, unſere unſchuldigſte Luſt mit Füßen tritt. Alle kennen den Haß; es iſt ein Infuſionsthier, welches im Blute des Menſchen lebt.

Naomi war gekränkt, und wie die Sylphide auf der Bühne bei der erſten ſinnlichen Umarmung die Pſyche-flügel verliert und ſtirbt, ſo hatte bei ihr die erſte rohe Behandlung die Liebe getödtet. Dieſe war wie der Wein im Tantalusbecher; wenn er geſchüttelt wird,

ſo daß ein Tropfen verloren geht, dann ſtrömt das Ganze aus, der Becher wird bis auf den Boden leer.

„Ich fühlte mich ſo hoch über alle Andern erhaben!“ dachte Naemi, „und bin zum Sohn des Zigeuners hinabgeſtiegen, deſſen Adel nur das falſche Naturſpiel in ſeinen Körperformen iſt. Jetzt iſt ſein Körper mir widerlich wie die Haut der Schnecke!“

„Du gleichſt mehr einem Manne, als einem Weibe!“ ſagte Joſephine.

„Darum werde ich wohl auch im Stande ſein, mir ſelbſt durch die Welt zu helfen,“ ſagte Naemi. „Ladislaus glaubt, ich ſei wie die andern Weiber, welche drei, vier Tage lang mit einem Herzen voll Haß herumgehen, ſpäter aber weich und verſöhnlich ſind. Ich will nicht! Wir haben ein Sprüchwort in Dänemark, das paßt in allen Ländern: ein Unglück kömmt niemals allein. Meinem Vater habe ich heute begegnet, er war es, mit dem wir in Kloſter-Neuburg ſprachen; ob er mich wohl gekannt hat? Ich habe immer den verlorenen Sohn verachtet, nicht weil er mit den Schweinen aß, ſondern weil er zurückkehrte; er muß gewußt haben, daß er einen ſchwachen Vater hatte. Eine Gnade, eine Wohlthat empfangen, heißt Löſegeld nehmen, um gekränkt zu werden. Ob die Welt wohl einen einzigen Wohlthäter aufzuweiſen vermag, der nicht, auf Grund ſeiner Wohlthat, den Empfänger verwundet oder verächtlich behandelt hätte? Lieber zu Grunde gehen! — Fort will ich. Ladislaus iſt mir ſo fremd, wie der Poſtillon, mit dem ich eine Station fuhr; meine Schwach-

heit für ihn war ein Traum, ein thörichter Traum im Postwagen."

Die Polizei in Wien weiß von jedem Fremden Bescheid, sagte ja der Todtengräber in Josephsdorf, und deshalb hatte er derselben das Buch geschickt, welches der Fremde vergessen hatte; noch vor Abend war dieses in den Händen des Grafen. Die Polizei weiß mit jedem Fremden Bescheid, deshalb erfuhr er auch vor Abend, daß sich bei der Kunstreitergesellschaft im Prater ein junger Landsmann befinde, welcher Christian genannt werde; er wäre von feiner, fast weiblicher Gestalt und werde allgemein der kleine Jockey genannt, aber daß es ein Frauenzimmer sei, davon sprach die Polizei durchaus nicht. Der Graf wollte diesen Abend der Vorstellung beiwohnen.

Diese begann; Josephine schwebte mit den wogenden Fahnen auf dem Rücken des Pferdes, Pajazzo mit seiner Urgroßmutter auf dem Rücken schlug im stärksten Trabe ein Rad. Ladislaus zeigte sich, als Grieche gekleidet, in reichem, dunkelrothem Atlas. Die hohe Mütze kleidete das stolze Antlitz herrlich. Die kohlschwarzen Augen funkelten unter den langen, dunklen Augenbrauen und um die antikgeformten Lippen spielte ein höhnisches Lächeln, welches ihn besonders charakterisirte. Kein Gladiator in der Arena kann eine größere männliche Schönheit besessen haben. Beifallsklatschen erscholl, es waren ihm gewohnte Töne, wie die Musik, bei welcher er in der Bahn herumjagte. In seinen Gedanken lag das Gift, welches das Lächeln auf den Lippen andeutete. Er wußte, daß Naomi, die er beim Beginn der

Vorſtellung erblickt hatte, während derſelben abreiſen würde; er war davon unterrichtet, wußte, daß ſie einen Paß erhalten hatte, welcher zur Reiſe nach München lautete. Sie war das erſte Frauenzimmer, welches ihm ſo zu trotzen wagte. Gerächt mußte er werden; gepeinigt ſollte ſie werden, und das ließ ſich ſehr leicht ausführen. Sicher jagte ſie in dieſem Augenblick mit Extrapoſt oder als Reiter auf dem Wege nach Linz, aber die Diligence fuhr dieſen Abend deſſelben Weges, ein Platz wurde in dieſem Augenblick für ihn beſtellt; er mußte ſie einholen, ſie mußten ſich treffen, und wenn er auch bezweifelte, daß ſie ihn zurück begleitete, ſo war er doch im Stande, ihr bei der Begegnung höchſt unangenehme Scenen zu bereiten; ſie war ja ein Weib, und ihr Paß lautete auf einen Mann, das war ſchon genug; deshalb lächelte er noch kecker und ſprang hoch in die Luft auf dem fliegenden Pferde, welches ſeinen Reiter kannte, und das Beifallsklatſchen erſcholl von Neuem.

Der Graf ſaß dicht neben den Schranken und vergaß auf einen Augenblick die, welche ſeine Augen vergebens ſuchten; ſein Braverufmiſchte ſich mit dem der Menge, als Ladislaus die Bahn verließ.

Am Schluß der Vorſtellung, als draußen die Laternen ſchon hell brannten, fuhr Ladislaus mit einem ſeiner Bedienten in dem kleinen Gig nach Wien hinein.

Im Poſthofe hielt die Diligence angeſpannt; man ſtieg ein. Einer der Reiſenden wollte nach Kloſter-Neuburg.

ein anderer nach Salzburg, ein dritter nach Paris u. ſ. w. In der hinterſten Ecke ſaß ein junger Mann mit verbundenem Kopfe, die Mütze über die Ohren gezogen, er hatte Zahnweh und wollte nach München. Gerade demſelben gegenüber erhielt Ladislaus ſeinen Platz; ein Jeder arrangirte nun mit dem Gegenüberſitzenden ſeine Beine, um es ſich etwas bequemer zu machen. Es waren Naomi und Ladislaus welche das Schickſal hier zuſammenführte. Sie erkannte ihn, traute aber ihren Augen nicht; aber er ſprach, und ſie war davon überzeugt, daß er es war.

Sie hatte es für das Sicherſte gehalten, mit der Diligence zu reiſen, die ging ja ohne Aufenthalt raſch fort. Daß Ladislaus hier war verkündete nichts Gutes; ſie fühlte, daß er ihrethalben gekommen ſei. Wie ſollte das enden!

Der Poſtillon knallte mit der Peitſche, Abſchiedsgrüße ertönten, und der Wagen rollte über den Stephansplatz und durch die erleuchteten Straßen davon. Im Burgtheater, vor welchem ſie vorbeikamen, war das Schauſpiel beendet, die Leute ſtrömten heraus, jeder Paſſagier ſah hinaus, um Bekannte zu erblicken; Naomi beg das Haupt weiter zurück und wandte ſich nach innen gegen eine der Seiten, damit das Laternenlicht ihr Geſicht nicht beſcheinen möchte. Bald waren ſie durch die grüne Allee und in der Vorſtadt Mariahilf; Alle plauderten munter im Wagen, Naomi that, als ob ſie ſchon ſchlummere, aber bei Keinem war das Bewußtſein lebendiger. Sie überdachte ihre Stellung, und was ſie zu thun habe. Die Nacht über konnte ſie wohl im

Wagen zubringen und brauchte nicht auszusteigen, sie konnte ja schlafen; aber morgen, wenn der Tag anbräche, wenn sie sich in der Stadt St. Pölten beim Kaffeetische treffen würden, wie dann? Ladislaus sprach zu ihr, sie antwortete nicht. Ihr Körper bebte, er mußte es bemerken, denn ihre Beine ruhten ja fest gegeneinander.

Sie waren schon eine Stunde gefahren, seitdem sie Wien verlassen hatten, und befanden sich in dem Orte Hütteldorf, welches wie Hietzing ein Sommeraufenthalt für die Wiener ist, aber Hietzing liegt in der Nähe Wiens und dicht neben der kaiserlichen Sommerresidenz, hier ist also eine Sommerhauptstadt, Staub und Tumult; Hütteldorf ist ländlicher, hat eine freiere Aussicht nach den niedrigen, grünen Bergen; die Landhäuser, welche einige Schritt tiefer als die Hauptstraße mit der Façade gegen diese und die Berge liegen, sind ganz idyllisch.

Vor dem Wirthshause machte die Diligence einen Augenblick Halt; einige der Herren stiegen aus, Naemi folgte dem Beispiele; ihr Beschluß war gefaßt, rasch ging sie in die erste kleine Gasse hinein, welche in das Freie führte, und lief darauf was sie konnte. Am Ende der Gasse lag zur Rechten ein kleines Landhaus; sie versteckte sich im Graben außerhalb des Gartens; ihr Herz schlug. Sie lauschte, ob Jemand käme.

Das Posthorn ertönte, sie hörte den Wagen fortrollen und sagte in ihrem Herzen wie Riquebourg's Frau, aber mit einer ganz anderen Betonung: „jetzt ist er fort!"

Gleichzeitig erscholl Gespräch und Gelächter im nahen

Garten, Damen und Herren kamen durch die kleine Thür und gingen vorbei, es war eine muntere Gesellschaft, und alle Namen, die sie hörte, waren ihr bekannt. Frau von Weißenthurn, die geistreiche Dichterin, und der Schauspieler Costenoble befanden sich darunter.

„Grillparzer, Sie lesen morgen Ihre Sappho bei mir, nicht wahr?“ sagte die Dame; und Alle sprachen lebhaft und fröhlich.

„Gute Nacht! gute Nacht! schlaf wohl!“ erscholl es vom andern Ende der Gasse „gute Nacht! gute Nacht!“ und einer der Herren kam zurück gewandert, wahrscheinlich der Wirth, welcher die Andern begleitet hatte; er hatte einen Hund bei sich, dieser fuhr mit einem Male auf den Graben los, wo Naemi saß, spitzte die Ohren und fing an zu bellen. Der Mann näherte sich.

„Wer ist da?“ fragte er.

Naemi erhob sich.

„Das ist ein schlechtes Nachtlager!“ sagte er, „der Thau ist gefallen, Sie wollen doch hier nicht schlafen?“

„Verzeihen Sie!“ sagte Naemi, „mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Der Mann lächelte. „Ich bin Castelli,“ sagte er, „und Du, mein Freund?“

„Castelli!“ wiederholte Naemi, „der Dichter?“

„Ja, der bin ich.“

„Ich habe Sie seit mehreren Jahren gekannt!“ sagte sie, „Ihre Gedichte haben mich sehr erfreut. Als kleines Mädchen lernte ich ihr „Lob der Kleinen;“ in weiter Ferne

haben Sie mich beschäftigt, da träumte ich nicht, daß wir uns treffen, und so treffen würden!"

„Sie sind kein Deutscher," sagte der Dichter, „soll ich nach ihrer weichen Aussprache urtheilen, so müssen Sie ein Däne sein."

„Das bin ich."

„Dachte ich es mir doch! heute Abend war ein junger Arzt, ein Landsmann von Ihnen, bei mir."

„Ich habe viel Zutrauen zu Ihnen," sagte Naomi, „es ist mir immer vorgekommen, als müsse ein Dichter wärmer und besser als andere Menschen fühlen."

„Darin darf ich Ihnen nicht Recht geben, die meisten Dichter haben nur den Vorzug vor andern Menschen, daß sie besser anwenden, besser aussprechen können, was sie fühlen und denken." Er öffnete die Gitterthür und sie traten in den kleinen Blumengarten ein.

„Der Zufall führt mich zu Ihnen," sagte sie, „Sie müssen mir rathen, Sie müssen mir helfen!" und sie erzählte ihm, daß sie ein Frauenzimmer sei, sie sagte ihm, daß sie eine Dänin wäre und ein ruhiges und sorgenfreies Leben verlassen habe, um hier selbst in ihren geringsten Hoffnungen getäuscht zu werden. Dann theilte sie ihm ihre letzten Erlebnisse mit.

Der gutmüthige, vortreffliche Mann fühlte sich, wie es wohl ein Jeder sein würde, etwas in Verlegenheit gesetzt durch diese Vertraulichkeit; was sollte er von einem solchen Frauenzimmer denken? Der dänische Gesandte, meinte er, müsse derjenige sein, an welchen sie sich am besten und sichersten wenden

könnte. Indeſſen war es ſpät in der Nacht, ſie war ſo hübſch, ſie war verlaſſen, und ihre Lippen athmeten Beredſamkeit. Der Dichter rief ſeine Haushälterin herein und Naemi wurde nach dem kleinen Gaſtzimmer geführt, welches nach der Seite der Berge hinaus liegt.

In der ſtillen Nacht öffnete ſie das Fenſter; der abnehmende Mond ſtand niedrig am Horizont; bevor ſein Horn völlig verſchwand, mußte ein wichtiger Schritt gethan ſein. Träumend ſtarrte ſie in die klare Luft, aber der Gedanke war wirkſam, ſie entwarf Pläne für den folgenden Tag.

III.

Leb' wohl! — Du ſchlingſt den Arm um meinen?
Du hältſt mich feſt, — ich ſoll nicht gehn?

Gazelli.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?
— Dahin! —

Goethe.

Am nächſten Morgen, als Naemi zum Theetiſche hinunter kam, reichte der Dichter ihr freundlich die Hand, der Hund wedelte mit dem Schweife und ſie ſtreichelte ihn. Des Hundes Gebell am vorigen Abend war ja doch die Introduction zur Bekanntſchaft geweſen.

„Das iſt ein treues, mir ergebenes Thier," ſagte der Dichter, „ſtirbt es vor mir, ſo wird es mich betrüben."

Da rollte ein Cabriolet durch die Gasse und hielt vor dem Eingange des Hauses an. Ein Morgenbesuch. Es war junger Arzt, Naemi's Landsmann, von dem Castelli gesprochen hatte; ein Fremder begleitete ihn, auch ein Däne. Es war der Graf, welchen Naemi ihren Vater nannte.

Der Arzt besaß, was im Auslande viele Dänen charakterisirt, viel Empfänglichkeit für alles Neue, vereint mit einer lebendigen Liebe zur Heimath, und diese erzeugte eine gewaltige Portion Heimweh. Besonders zeigte er eine große Lust, Vergleiche anzustellen, und wo giebt es hierzu mehr Gelegenheit, als in Wien! Die Bewohner hier haben viel, sowohl im Guten wie im Kleinlichen, mit den Kopenhagenern gemein, nur daß die Wiener eine größere Lebendigkeit besitzen. Der Prater mit seinen Schaukeln und Kunststücken wurde zu unserm Thiergarten. Das Schloß Schönbrunn war ja leibhaftig unser Frederiksberg. Die Stephanskirche mit ihrem hohen Thurm war freilich etwas Eigenthümliches, aber dagegen erinnerte er sich des Erlöserthurmes, das war doch auch ein eigenthümliches Bauwerk, meinte er, da könne man auf der Wendeltreppe mit dem vergoldeten Geländer außerhalb des Thurmes bis zur äußersten Spitze desselben hinaufgehen, wo der kupferne Mann mit der wehenden Fahne steht, und hätte man vom Stephansthurm die Aussicht nach den ungarischen Bergen, so wäre sie nicht minder prächtig vom Erlöserthurme, wo man über den Sund hin die schwedischen Küsten erblicke. Von allen fremden Städten, die er kannte, gefiel ihm Wien am besten, hier fand er es so heimisch. Jäger's und Sonnen-

leitner's Häuser*) verſetzten ihn ganz in das däniſche Familienleben zurück, aber wie oft war nicht gerade dadurch ein wehmüthiges Gefühl bei ihm erweckt worden; er war ja ſo weit von ſeiner jungen Frau und ſeiner liebenswürdigen kleinen Tochter entfernt. Es traf ſich nicht ſelten, daß, wenn er in den Straßen Wiens Jemanden mit einem kleinen Mädchen im Alter ſeiner Tochter begegnete, er nahe daran war, daß ihm Thränen in die Augen traten. Das war gerade an dieſem Morgen der Fall geweſen, als ſie beim Schlagbaume hielten, wo ein junges Mädchen mit ihrer kleinen Schweſter eine Ziege hütete, welche hier graſete und gemelken wurde, wenn ein Spaziergänger einen Labetrunk kaufen wollte. Der Graf erzählte ſcherzend von der Sentimentalität des jungen Mannes, wie er es nannte.

„Sie wiſſen nicht, was es heißt, Kinder haben," ſagte der Arzt, „beſäßen Sie eine Tochter, wie ich, ſo würden Sie ſich gewiß eben ſo benehmen. Eine ganz neue Welt würde für Sie aufgehen. Es liegt eine Glückſeligkeit für uns im Lächeln des Kindes. Sie ſollten ſehen, wie es die kleinen Händchen ausſtreckt, Sie ſollten das erſte Geplauder vernehmen! O, ich möchte Ihnen eine kleine Tochter gleich der meinigen wünſchen."

Der Graf heftete ſeinen Blick ſonderbar auf Naemi.

„Ich hatte eine," ſagte er, „ſie iſt todt!" Er wurde ſtumm und der Arzt verwirrt, es war nicht ſeine Abſicht geweſen, ihn zu verwunden.

*) Zwei Häuſer in Wien, wo die Dänen immer eine freundliche Aufnahme gefunden haben.

Das Geſpräch wendete ſich jetzt dem kurzen Aufenthalt des Herrn Grafen in Wien und ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Italien zu, von wo er ſpäter den Rückweg über Frankreich nehmen wollte.

Der Dichter begleitete ſie in ſeinen Garten hinaus, Naemi ging nicht mit; nichts war natürlicher, als daß er ihren Landsleuten anvertraute, was er gehört hatte, und wie er ſelbſt in dieſes Abenteuer gerathen war. Der Arzt lachte, der Graf war ernſt und nachdenkend.

Sie ſpazierten außerhalb des Gartens auf der grünen Ebene, welche ſich bis an die Berge erſtreckt; ein kleiner Fußſteig lief längs der Gärten hin; die Wegebreitblätter deuteten an, daß derſelbe nicht gerade erſt in den letzten Jahren entſtanden ſei.

Auf dieſem Steige gingen der Graf und Naemi, nur eine halbe Stunde ſpäter, allein und ſie unterhielten ſich in der Sprache der Heimath; die Sperlinge zwitſcherten luſtig dazu, die Blumen dufteten, als wäre Alles Friede und Freude; die Schnecken badeten ſich im warmen Sonnenſchein.

„Naemi!“ ſagte der Graf. „Wie haſt Du Dich ſo vergeſſen, mir Schande und Dir Schmach bereiten können?“

„Schon meine Geburt weihte mich dazu,“ erwiderte ſie. „Getadelt kann ich werden, aber es ſpricht eben ſo viel zu meiner Vertheidigung, im Fall es einer ſolchen bedarf. Mein Daſein iſt eine Jugendſünde, und wie die Saat iſt, ſo wird die Frucht!“

„Was wird aus Deiner Zukunft werden?“ fragte er.

„Das, was ſie für Tauſende iſt!“ erwiderte ſie, „ein Daſein, welches nicht des Lebens werth iſt; aber ich habe doch gelebt, wenn es auch nur Tage waren! Ich habe mich frei gefühlt und das ſelbſt da, wo man mich am Tiefſten verwundete. Nur in dieſem Augenblick hat Ihr Auge eine Macht über mich, welche meinen Willen feſſelt. Die Welt hält mich nicht für Ihre Tochter, Sie glauben ja auch ſelbſt nicht, daß ich es bin! Ja, ich bin nur eine Fremde, der Sie Gutes gethan haben, und ſo können Sie fordern, daß ich Ihnen gehorſam ſein ſoll; aber ich bin es nicht geweſen, und Sie geben mich auf. Unſere Wege trennen ſich. Jeder Fehltritt, jede Sünde trägt die Strafe in ſich ſelbſt, laſſen Sie mich alſo die meinige erleiden. Nur eine einzige Wohlthat bitte ich Sie den früheren noch hinzuzufügen, und dieſe iſt: daß Sie mich nicht kennen.“

Sie waren unter einem Baume ſtehen geblieben, die Stimme des Arztes rief ſie zurück.

„Um das Urtheil der Welt kümmere ich mich nicht,“ ſagte Naemi, „aber um das Ihre; ja, vor Ihnen möchte ich gern ſo ſtehen, wie vor meinem eigenen Gewiſſen!“

„Man kömmt,“ ſagte der Graf, indem ſich der Dichter und der Arzt näherten.

„Wir waren uneinig!“ rief Naemi mit lachendem Antlitz aus, „der Herr Graf nennt die kleine bleiche Blume ein Veilchen, ich nenne ſie Stiefmütterchen!“ ſie zeigte auf eine ſolche, die dicht daneben wuchs.

„Im Garten,“ ſagte Caſtelli, „kann ſie eine ſeltene Schönheit erlangen. Ich weiß übrigens nicht, woher ſie

ihren Namen erhalten haben mag, ſie iſt durchaus nicht ſtiefmütterlich behandelt."

„Sie drückt das aus, wie ſie genannt wird," ſagte Naemi und pflückte die Blume. „Sehen Sie, hier ſind fünf Blätter, die beiden unterſten ſtellen die Stiefkinder vor, ſie ſitzen beide auf einem Stuhl." Sie zeigte auf das Grüne, welches die Blätter hält. „Die beiden an jeder Seite ſind die eigenen Kinder der Mutter, die haben jedes ſeinen Stuhl, um darauf zu ſitzen, und dieſes große Blatt eben iſt die Stiefmutter ſelbſt: ſie ſitzt auf zwei Stühlen," und Naemi zeigte es an der Blume.

„Das iſt eine ſinnreiche Erklärung," ſagte der Dichter und lächelte, „die habe ich früher nie gehört."

„So erklärt man es in Dänemark," ſagte der Arzt. „Uebrigens iſt es ſonderbar, daß es immer die Stiefmutter iſt, welche für ſo böſe angeſehen wird, man hört dergleichen nie von Stiefvätern."

„Deren Fehler iſt vielleicht Schwäche," ſagte der Graf.

Ob wir ihm eine ſolche verwerfen könnten, wird auf unſerer eigenen Lebensanſicht beruhen, indem wir einen Sprung aus dem Garten des Dichters weiter gegen Süden hinab, zwiſchen die Berge Tyrols thun, wo die jungen Burſchen des Landes mit Blumen auf den Hüten in der friſchen Morgenluft jodelten und von Hofer ſangen, wie die Schweizer von Tell und Winkelried ſingen.

Nochfind nicht fünf Tage verſchwunden, ſeitdem wir des Grafen und Naemi's Zuſammentreffen ſahen, ihr Geſpräch

vernahmen und von böſen Stiefmüttern und guten Stiefvätern hörten; die Wirklichkeit zeigt uns einen verzeihenden Stiefvater.

Der leichte Reiſewagen rollt die Landſtraße entlang, Fahrende und Gehende kommen vorbei, ſie begegnen ſich zum erſten und einzigen Mal auf dieſer Erde, und doch ſchließt der Graf ſeine Augen, um zu ſchlummern. An ſeiner Seite ſitzt eine junge Dame in weiblicher Reiſekleidung; die Karte von Italien liegt auf ihrem Schooße und „Mariane Starke", die bekannte Führerin für Reiſende in Italien, hat an ihrer Seite Platz. Tief unter dem Wege ſchäumt ein brauſender Fluß, die Wolken hängen wie Flocken um den hohen Berggipfel, die Dame blickt in die wilde Gegend hinaus und wir erkennen Naemi. Ihre Gedanken träumen von Italien, deshalb genießt ſie die Gegenwart weniger; ſie fliegen zur „Fata Morgana" der Wirklichkeit, nach Italien, der heiligen Halle der Kunſt. Die Alpen bilden deren Portal, der Adler wird zum Sperling, welcher in dem Karniese baut; die Pinien erheben ihre ſchlanken Säulen mit ewig grünen Capitälen. Hier iſt die Heimath der Melodie, hier blühen Roſen zur Winterzeit. Die Erde unter deinem Fuße iſt durch das Blut Edler, durch Männer von den Tempeln der Vorzeit geheiligt. Der Stein wird Geiſt und Fleiſch, ein Schönheitsbild, welches deine Gedanken berauſcht. Das Meer iſt blau wie das Blau der Kornblume, durchſichtig wie die Treyſen der Quelle. Houris, ſchöner als in Mohameds Paradies, lächeln dich an. Das Land der Töne, die Heimath der Farben: Italien! —

„Dorthin!“ ſang der Dichter Mignons, und Tauſende von Herzen wiederholen als klagendes Echo die bitterſüße Sehnſucht, die nie erfüllt wird!

IV.

Die Natur war nicht dem Aermſten geneigt.
Eine Amme nur, hart, zum Grämen;
Eure Gnaden machen es gut vielleicht,
Wenn Sie die Natur beſchämen.

Karl Bagger.

In der franzöſiſchen Literatur findet man eine geniale Abhandlung über „les mansardes“, worin der Verfaſſer ſagt, daß, eben ſo wie der Geiſt und die Genialität ihren Sitz am höchſten im Menſchen, nämlich in Kopfe haben, ebenſo dies auch mit den Schriftſtellern und Künſtlern in Paris der Fall ſei: ſie wohnen in Dachkammern. Scribe hat uns ein Vaudeville über das Künſtlerleben in Paris geliefert und daſſelbe la mansarde des artistes genannt. In allen großen Städten, wie in Paris, iſt es das Loos des Künſtlers, nur hinſichtlich der Wohnung hochgeſtellt zu werden.

So war Chriſtian in Kopenhagen in der fünften Etage in einem kleinen Giebel nach dem Hofe hinaus bei der Wittwe untergebracht, bei welcher er mit Lucie und deren Mutter im vorhergehenden Jahre während der Tage gewohnt hatte, wo ſie ſich hier aufhielten. Die Ausſicht erſtreckte ſich über

die Schornſteine und Dächer nach dem hohen Kirchthurme, auf welchem der Wächter herumging. Hatten die reicheren Leute, ſo in der Beletage und im Parterre wohnten, die ganze muntere Straße vor ſich, ſo hatte er dafür den großen Himmelsraum, an welchem an heiteren Abenden die Sterne angezündet wurden.

Was ſein Zimmer betrifft, ſo war dieſes weit kleiner als dasjenige, welches er bei Herrn Knepus bewohnt hatte; es bildete eigentlich mit der Decke ein Dreieck, denn von der Thür, zu der man hereinkam, ging das Dach ſchräg hinab mit einem einzigen hervorſpringenden Fenſter; das Bett ſtand in einer Art von Alkoven, im Dache gerade gegenüber war ein Fenſter, durch welches er Nachts Mond und Sterne erblicken konnte.

Mit dankbarem Herzen pries er den lieben Gott für das ſeltene Glück. Er hatte an vier Orten Muſikunterricht zu geben, und an zweien derſelben erhielt er drei Groſchen für die Stunde; an den beiden andern, wo der Unterricht in zwei Stunden wöchentlich beſtand, erhielt er an vier Tagen Mittageſſen, alſo brauchte er nur an drei Tagen von Butterbrod zu leben. Aber jetzt mußte er ordentlich ausſehen, und deshalb bürſtete und nähete er ſein Zeug ſelbſt; kam ein weißer Faden zum Vorſchein, ſo wurde derſelbe ſogleich mit Tinte gefärbt; die Stiefeln wurden zuſammengenäht; daß die Sohlen durchlöchert waren, machte nichts aus, wenn nur das Oberleder ganz ausſah. Die Bewegungen waren etwas linkiſch, und ſie wurden es noch mehr, denn bald gab es ein kleines Loch, welches verdeckt werden mußte,

bald fiel es ihm wieder ein, daß der Reck keine dreisten Armbewegungen vertrüge; er ließ es lieber als einen Mangel an seiner Persönlichkeit erscheinen, wenn man nur nicht seine Armuth bemerkte. Daß es drei Tage in der Woche gäbe, an denen er kein Mittagsbrot erhielt, verbarg er vor seiner Wirthin und that, als ginge er zum Essen aus, aber dann wanderte er entweder außerhalb des Castelles an der See entlang und verzehrte sein Brot, oder er saß im Königs-Garten und betrachtete mit Ammen und Kindern das unschuldige Wasser des Springbrunnens.

Beim Kriegsrathe, der einst mit Peter Wik nach Kopenhagen segelte, speiste er am Freitage und am Sonntage. Das war ein vornehmes Haus, aber am vornehmsten war der älteste Sohn, der Student, welcher durch seine guten Kleider ein hübscher Jüngling war und durch seine kleinen Gesellschaften eine Art Ansehen bei seinen Kameraden gewann. Nie sprach er mit Christian; nie grüßte er ihn, wenn er kam oder ging. Die Mutter sprach von seiner Tugend, und die Nähjungfer erröthete über dieselbe. Waren einmal Fremde da, dann wurde es Christian abgesagt. Es konnte ihn ja nicht erfreuen, unter Leute zu kommen, die er nicht kannte. Er hätte auch seinen Reck nicht so bürsten können, daß er hübsch genug für die übrige Gesellschaft geworden wäre.

Dienstag und Donnerstag speiste er beim Lakai, dem königlichen Lakai, eine Bekanntschaft, die ihn, wie er hoffte, zu Glück und Ehre führen würde; denn der Mann konnte bei den großen Herren für ihn sprechen, etwas, worauf die

Frau des Lakais fortwährend hinwies. Ihr Mann konnte aus- und eingehen, wo Kriegsleute und weit vornehmere Personen draußen stehen und warten mußten. Sie sagte auch nie, daß er Lakai sei, nein, er war „um die hohen Herrschaften."

Christian lehrte ihre kleine Tochter spielen; sie hatte von jeder der königlichen Personen einen Namen erhalten und war Maria Caroline Wilhelmine Charlotte Amalie Juliane Friederike getauft; für den täglichen Gebrauch hieß sie Mike, eine Abkürzung der Namen: Maria Friederike.

Heimisch fand er es nur in seiner kleinen, engen Kammer, obgleich es hier kalt war, als der Winter kam. Torf und Holz kaufte er schillingweise, und es froren große Eisblumen an den Scheiben. Auch besaß er nicht alle Abende die Mittel zu einem Talglichte, aber im Dunkeln phantasirt sich's ja gut auf der Geige.

„Da steht eine Jungfrau für Sie an der Fensterscheibe!" sagte das Mädchen, welches aufräumte, und zeigte auf die Eisbilder am Glase; die Wirthin schüttelte mit dem Kopfe; gerade so eine Jungfrau war vor sieben Jahren an die Scheibe gefroren, wo ihr Mann saß und Stiefeln nähete. Da hatte er gesagt: siehst Du, Mutter, welch eine schöne Jungfrau da steht und mir winkt; und zwei Monate darauf lag er in seinem Grabe; das war die kalte Todesjungfrau, die ihn holte; doch hier konnte es doch nicht dasselbe bedeuten, da Christian ein ganz junger Mann war. Aber er mußte daran denken, und mitten unter dem Mangel des Augenblicks und einer Zukunft ohne Hoffnung wurde die

Lebensluſt geweckt; er ergriff die Geige, und Hunger und Kälte wurden bei den ſanften Melodien vergeſſen.

An manchem einſamen Abend waren die Töne ſein Abendbrot, bis die Kälte den Fingern ſich zu rühren verbot. Seele und Genialität lag in dieſen Phantaſien, aber Niemand hörte ſie; das Glück, das allein erforderliche Glück wollte nicht ſo viele Treppen hinauf ſteigen, um das Genie in der Dachkammer aufzuſuchen.

Mendelsſohn-Bartholdy hat uns einige muſikaliſche Compoſitionen unter dem Titel: „Lieder ohne Worte" geliefert; jede verwandte Bruſt wird in ihrer Seele den Text zu dieſen auffaſſen. Chriſtians Geigenſpiel könnten wir auch Worte unterlegen; möchte es doch in dem Saale der Mächtigen gehört werden, möchte doch in jedem Jahrhundert ein wahres Talent vor Entbehrung und Mangel geſchützt werden! Du Mächtiger, Du begreifſt die Werke des Malers und des Bildhauers, denn dieſe ſchmücken Deine Säle, aber die Schöpfungen des Dichters, die Tonwerke ſind Dir noch ein Spiel; die reichſten Talente des Geiſtes, die weder Motten noch Roſt zerfreſſen können, begreifſt Du nicht recht, ein Jahrhundert muß Dir erſt von ihrer Göttlichkeit erzählt haben. Laß das wahre Talent nicht indiſch zu Grunde gehen! — Die Worte werden gehört, — ja, in derſelben Weiſe, wie Chriſtians Geigenſpiel es wurde.

Im Hauſe des Lakaien herrſchte die Eleganz, das heißt: ſie ſprach ſich in Möbeln aus; da war eine brillante Bücherſammlung, alle Bücher waren in Saffian mit Goldſchnitt gebunden; nahm man ſie aber heraus, ſo waren

es mehrere Jahrgänge des Anzeigers, die ſo eingebunden waren.

Die Frau las gern, ſie war deshalb in einer Leihbibliothek abonnirt, wo ſie zwei Bücher auf einmal bekam, immer eine gräuliche Räubergeſchichte, um bei Tage darin zu leſen, und eine Liebesgeſchichte für den Abend. Sie ſpielte in einer deutſch-dramatiſchen Geſellſchaft Komödie, denn ſie war deutſch eingeſegnet worden.

Uebrigens erkannte ſie Chriſtians Talent an, jeder Künſtler hat, ebenſo wie Goethe, ſeine Bettina, aber ſie ſchreiben nicht alle; ſie war diejenige, welche ihn am meiſten bewunderte, oder richtiger die Einzige, die ihr Lob ausſprach. Hatte ſie Geſellſchaft, ſo wurde er immer eingeladen, das heißt mit der Geige, und er ſpielte ihnen vor und mußte ſie dann bis ſpät in die Nacht nach Hauſe begleiten, ein Frohndienſt, welcher bei uns noch nicht ganz abgeſchafft iſt. Oft, wenn er etwas wehmüthig war, verſicherte ſie ihm: „o, Sie ſind ja ein glücklicher Menſch, hier giebt es Tauſende von Armen, die es weit ſchlimmer haben!“

Von einer großen Anzahl der Recenſenten wird ſehr bezeichnend geſagt, daß ſie „ein Buch durchkauen, um zu fühlen, ob einige kleine Steine unter den Zähnen knirſchen!“ Dieſes Durchkauen war dem Kriegsrath zu einer Nothwendigkeit geworden; doch da der Magen, nicht aber das Herz ſchlecht war, ſo theilte er die Bücher in zwei Portionen, die, welche bei mildem Wetter durchgekaut werden ſollten, wo er dann liebreich geſtimmt war, und die, welche bei ſchlechtem Wetter vorgenommen werden ſollten. Kränkender Perſön-

lichkeiten machte er ſich nie ſchuldig. Der Kriegsrath ärgerte ſich und viele Andere; ſie dachten nicht daran, daß, wenn wir Alle in der andern Welt recenſirt, unſere Druckfehler dann corrigirt werden und die unrichtige Leſeart verbeſſert wird, wir Hand in Hand ſtehen und ſicher über den gemeinſchaftlichen Eifer in den Knabenjahren des Erdenlebens lächeln werden. Eine Kritik iſt die Meinung eines Einzelnen, welche oft nur zeigt, ob der Beurtheilende über oder unter dem ſteht, den er beurtheilt.

Der Kriegsrath erwies Chriſtian Wohlwollen und deshalb hatte ihn dieſer lieb; durch den Einfluß des Kriegsrathes wurde er, wie es hieß, damit beehrt, daß er ſich in der dramatiſchen Geſellſchaft, wo der Kriegsrath einer der Directoren war, eines Abends zwiſchen den Acten auf der Geige hören laſſen ſollte. Es würde ein großer, ein entſcheidender Schritt für Chriſtians Glück ſein; er hoffte dadurch bei Vielen Intereſſe zu gewinnen.

„Ich habe bei meinen Mitdirecteren für Sie geſprochen," ſagte der Kriegsrath, „ſie ſind alle dafür geſtimmt, ſelbſt der Regiſſeur, und der hat ebenſo viel zu ſagen, als ein Director."

Man ſtieg eine ſchmutzige Hintertreppe bis zum vierten Stockwerk hinan, wo Thaliens Tempel ſtand, in welchem die Spieler ausſahen, als ſtänden ſie auf einem Präſentirbrete. Hier war gerade Probe, mithin große Uneinigkeit. Der Liebhaber drohte ſogleich davonzugehen, wenn er nicht zuſetzen dürfe, wo er nicht memoriren könnte. Das, was er ſage, ſei ebenſo gut, als das, was im Buche ſtände, und

er meinte, daß es ihm ebenso gut freistehe, Zusätze zu machen, als dem Kriegsrath. Die dreißigjährige Dame, welche die Großmutter spielen sollte, wollte sich nicht älter malen lassen; sie sähe gewiß alt genug aus, meinte sie schnippisch, was aber natürlich nicht ihre Meinung war. Alles war Streit und Verwirrung.

Endlich erschien der Freitag Abend; Christian erhielt schwarze Kleider geliehen, und seine Wirthin brannte ihm die Haare mit der Feuerzange. Seine Wangen glühten, sein Herz schlug Schlag auf Schlag, als der Vorhang aufrollte und das ganze größtentheils spießbürgerliche Publicum ihn anstarrte.

Er spielte gut, und die Directoren nahmen ihn hinter den Coulissen in Empfang, drückten ihm die Hände und lobten ihn. Ein Barbiergeselle, welcher selbst die Geige spielte, und ein Lotteriecollecteur, welcher die Pauken schlug, kamen herbei gestürzt und dankten, ja sie erhoben ihn für seine Flageolettöne und seinen Bogenstrich in der Applicatur bis in den siebenten Himmel.

„Mein Glück ist gemacht!“ dachte er; „diesen Abend werden gewiß Alle nur von mir sprechen, nur an mich denken.“ Jeder der Spielenden, bis zum Trabanten herab, welcher nur die eine Replik: „zurück!“ zu sagen hatte, war im gleichen süßen Traum von sich selbst befangen. Um halb zwölf Uhr war die Vorstellung erst vorbei, und nur in dieser Beziehung kann man von diesen Freuden sagen, daß sie lange dauern.

Christian konnte nicht schlafen, als er nach Hause kam;

er blickte in die sternhelle Nacht hinaus, dachte an sein Glück, an Luzie und Peter Wik, an warme Sommertage, auch an Naomi.

Jeder Brief, den er nach der Heimath schrieb, athmete nur Freude und Jugendmuth, jede Hoffnung sprach sich lebendig darin aus. Seine Mutter schöpfte daraus schon die Idee, daß sein halbes Glück gemacht sei, er besuchte ja große Häuser und hatte auf einem Theater die Geige gespielt. Bei ihrer Armuth erblickte sie darin ein glänzendes Leben. Sie kannte sein gutes Herz, und als nun der liebe Gott ihr kleines Kind zu sich nahm, setzte sie sich als blinder Passagier beim Postillon mit auf und wollte, obgleich etwas kränklich, im Winter nach Kopenhagen, um da bei ihrem Christian, von dessen Glück sie Nachbarn und Freunden erzählt hatte, zu wohnen.

Es sollte eine Ueberraschung sein, daß sie zu dem lieben Knaben kam, und das war es auch.

Da saßen nun Mutter und Sohn in der kleinen, schrägen Dachkammer. Der Schnee trieb gegen die Fensterscheiben und die Wirthin sah mürrisch aus.

„Es geht Dir gut!“ sagte Marie. „Mir geht es schlecht, aber Du bist eine gute Seele, ich danke dem lieben Gott für Dich!“

Sie schlummerte auf seinem Bette, und Christian weinte neben den gefrorenen Fensterscheiben und betete: „Du Gott der Gnade, erbarme Dich unser!“

V.

Prächtiger, als wir in unſerm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten.
Denn er ſieht das ewig eing'ge Rom.

Schiller.

Es war ſo unheimlich, ſo kalt in der engen Dachkammer, wo die Mutter ſchlummerte und der Sohn litt; deshalb wollen wir dieſen Ort fliehen. Fort von der kalten Luft, von den tiefen Seufzern fliegen wir zu großen, prächtigen Sälen, in dem warmen Süden, ſuchen Naemi, und wir ſind in Rom, der Stadt der Erinnerungen, „dem Coloſſeum der Welt.“ *)

Die milde Luft weht uns entgegen, die Lampe brennt vor dem Madonnenbilde, wo die hübſchen Kinder knieen und mit den ſanften Stimmen des Südens ihr Abendlied ſingen. Lichter glänzen durch die bunten Fenſter, innerhalb welcher die Meſſe geleſen wird und wo Verliebte ſich treffen. Der Bauer und der Bettler wickeln ſich in ihre Mäntel und ſuchen ſich ein Lager auf den breiten Treppen. Die vermummte Proceſſion mit den brennenden Kerzen ſchreitet durch die engen, gekrümmten Straßen. Auf der piazza di Venezia brennen Fackeln, welche mit großen Nägeln an die Mauer befeſtigt ſind, päpſtliche Soldaten ſtehen draußen Schild-

*) Alexander.

wache. Es ist ein Ball bei der Herzogin Torlonia. Der größte Theil der Eingeladenen sind Fremde von jenseits der Berge. Die Colonnaden sind blendend erleuchtet, Büsten und Statuen scheinen durch den beweglichen Fackelschein belebt zu sein; die Haupttreppe ist mit blühenden Bäumen und bunten Teppichen geschmückt; die Bildergalerie selbst dient zur Promenade. In den beiden größten Sälen wird auf dem spiegelglatten, glänzenden Fußboden getanzt; die Seitenzimmer enthalten die Spieltische und dienen zur Conversation. Kupferstiche, englische und französische Zeitungen findet man im Lesecabinet. Wir treten in den größten Tanzsaal, rings umher strahlen Lichter aus prächtigen Candelabern, sechszehn Kronleuchter hängen an der Decke. In der großen Nische vor uns steht der colossale Herkules, der in seinem wilden Schmerz Lykos beim Fuß und bei den Haaren ergriffen hat, um ihn gegen den Felsen zu schleudern, ein seltsamer Contrast zu den sanften Tanzmelodien und der frohen Jugend rings herum.

Der Graf stand im Gespräch mit einem Italiener von hübschem Aeußern, besonders hatte dessen Antlitz höchst edle Formen; es war der Bildhauer Canova, Italiens Stolz. Er zeigte auf Naemi, welche mit einem jungen, französischen Offizier vorbeischwebte.

„Eine seltene Schönheit!“ sagte er, „ein völlig römisches Auge! und doch höre ich, daß sie aus dem Norden ist.“

„Sie ist meine Adoptivtochter,“ sagte der Graf, „und der junge Offizier, mit dem sie tanzt, ist ein Sohn des Marquis Rebard, aus einem der glänzendsten Häuser in Paris; er

iſt ein junger Mann von Geiſt und Talent; ich habe ihn ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre gekannt."

Naomi, lebensfroh und in aller ihrer Jugendpracht, ſchien die jüngere Schweſter von Titians Flora oder eine Tochter von Raphaels Fornarina zu ſein, etwas Verwandtes hatte ſie mit dieſen beiden Portraits. Ihr runder, weißer Arm ruhte auf der Schulter des jungen Marquis. Er war groß und ſchlank, mit einem Blick voller Geiſt und Leben, und kaum mehr als dreiundzwanzig Jahr alt. Lebensgenüſſe hatten zwar ſeine Geſichtsfarbe gebleicht, aber die Leidenſchaft im Auge erhöht. Er führte Naomi nach dem prächtigen Divan und brachte ihr Erfriſchungen.

Im Norden, wo jetzt der Schnee fiel, träumte Chriſtian in der ärmlichen Dachkammer von Naomi; ſie ſaß bei ihm auf der Bettſtelle und ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und küßte ihn auf die Stirn. Im Prater träumte Ladislaus in der Bretterbude, die Reitpeitſche hing am Bette; auch er träumte von ihr und lachte höhniſch in ſeinen Träumen. In der frohen Wirklichkeit hatte ſie Beide vergeſſen.

„Man glaubt noch in Paris zu ſein," ſagte der Marquis. „Das Ganze hier erinnert mich an unſere Salons. Will man dagegen in Rom ſelbſt eine Idee von den Feſten der alten Römer, von ihren muntern Bacchanalien innerhalb der vier Wände haben, ſo muß man an den Gelagen der jungen Künſtler Theil nehmen. Sie trinken mit Epheukränzen um das Haupt und kühlen die Stirn mit friſchen Roſen. Von den vielen Künſtlern, welche ſich hier befinden, machen die Deutſchen den größten Theil aus, und des-

halb hat dieſe Munterkeit am meiſten das Gepräge der Deutſchheit. Die Franzoſen, Engländer und Dänen ſchließen ſich einzeln an: als Künſtler ſind ſie ja eine einzige große Nation, die des Geiſtes. Bei meinem erſten kurzen Aufenthalt hier, oder richtiger bei meiner erſten Durchreiſe, nahm ich an ihrem Cervaro, einer Art modernem Bacchanale in der Campagna, Theil. Die meiſten verkleiden ſich und zwar auf die wunderlichſte Art und reiten ſo auf Pferden oder Eſeln am frühen Morgen aus der porta maggiore. Wir ſtellten Zoroaſter von Löwen gezogen dar, dies waren ein Paar alte Eſel, wohl ausſtaffirt mit pappenen Masken und wollenen Ueberzügen; Don Quixote und Sancho Panſa nahmen ſich gut im Gefolge aus. Es war ein ganzer Carnevalszug, mit Spießen und hölzernen Säbeln wohl bewaffnet; Lieder in der Sprache aller Nationen ertönten in der friſchen Luft. Draußen bei den Höhlen, wo wir Halt machten, ſtand der dreiköpfige Cerberus. Kleine Kobolde tanzten auf den grünen Hügeln; Piſtolen knallten und Freudenfeuer brannten; die Eſel warfen manchen Reiter ab: da lag der chineſiſche Tſchang-Tſching-Tſchu an der Seite Ihrer Majeſtät der Königin von Saba. Die Wettrennen vergeſſe ich nie, jeder zweite Jockey war leibhaftig der ſelige Magiſter Syntax."

„Sind auch Damen dabei?" fragte Naomi.

„Ja, von allen Nationen!" erwiderte er, „ich erblickte ſowohl eingeborne wie fremde. Dagegen in den Oſterien, wo die Künſtler ſich jeden Abend verſammeln, ſieht man keine Damen. Da herrſcht auch ein ſolcher Tabaksrauch, daß ein Franzoſe kaum athmen kann; deſſenungeachtet

habe ich mich die Paar Mal, wo ich dort war, herrlich amüsirt. Man muß ja Alles kennen lernen. Wäre ich Maler, so würde ich die bunten Gruppen auf die Leinwand bringen, und wäre ich Dichter, so würde ich sogleich ein Vaudeville über das, was ich gesehen hätte, schreiben."

„Sie machen mir große Lust, auch dahin zu gehen," sagte Naomi. „Findet sich da nicht ein Plätzchen, wo man ungesehen Zuschauer sein könnte?"

„Nur wenn Sie sich als Herr verkleideten, wollte ich es wagen, Sie dort einzuführen."

„Eine Dame aus dem Norden wagt keine Verkleidung," sagte Naomi.

„Einer von meinen Freunden," begann der Marquis wieder, „wird morgen eingeführt. Es ist Pontemolle, wie es heißt. Er wird über die Tiberbrücke geführt. Früher pflegten die Künstler, wenn ein bekannter Landsmann kam, ihm bei Pontemolle*) entgegen zu fahren und dort im Wirthshause den Willkommen zu trinken; jetzt geschieht das hier in Rom, in derselben Osterie, wo sie sich jeden Abend versammeln. Jeder Künstler, groß oder klein, ist Bruder des Ordens, wenn er nur Pontemolle giebt, das heißt, allen den Wein bezahlt, den Jeder in der Gesellschaft an diesem Abend zu trinken beliebt. Der Cameriere setzt eine gefüllte Fogliette nach der andern auf den Tisch. Es finden manche Ceremonien statt, die recht belustigend sind, der Eintretende erhält sein Diplom als Mitglied und wird Mit-

*) Pons Milvius.

ter des Bajocco-Ordens, das iſt der gewöhnliche Kupferſchilling, an einem Band befeſtigt, welcher ſpäter bei jedem neuen Pontemolle getragen wird. Horace Vernet, Overbeck und Thorwaldſen tragen dieſen Orden auch.“

Ein neuer Tanz begann; die Converſation ward unterbrochen, und Arm in Arm flogen ſie über den blankpolirten Fußboden hin.

Am nächſten Mittag hielt der Marquis mit einem leichten Cabriolet vor dem Hotel auf dem ſpaniſchen Platz, wo der Graf wohnte. Naomi war zu einer Partie in dem Garten der Villa Pamphili eingeladen. Obgleich man hier dicht bei den Mauern von Rom iſt, ſo kommt es Einem doch vor, als wäre man weit davon auf dem Lande. Von Rom ſelbſt iſt nichts zu erblicken, und die weite Ausſicht öffnet ſich über die Campagna, wo die ſechs Meilen lange Waſſerleitung auf gemauerten Bogen, mehrere Klafter hoch über der Erde, das Waſſer von den Bergen herbeileitet, welche in Bogenlinien den Horizont bekränzen.

Ungeachtet es im Januar war, ſo ſchien die Sonne doch warm, wie an einem ſchönen Septembertage im Norden. Die ſtolzen Pinien erhoben ihren immergrünen Schirm in die reine blaue Luft. Das Unterholz von Lorbeern, beſonders laurus cerasus, verlieh Allem ein ſommerliches Ausſehen. Die gelben Orangen hingen zwiſchen dem grünen Laube, die Roſen und Anemonen blühten, und ringsumher in den Alleen ſprang das Waſſer in klaren Strahlen aus den Vaſen und Statuen. Naomi ſprach wieder von ihrer Luſt, den Marquis dieſen Abend nach der

Osterie zu begleiten; sie hatte sich zum bevorstehenden Carneval Männertracht und Blouse machen lassen, sagte sie; übrigens, aber das sagte sie nicht, besaß sie noch ihre Jockeytracht aus Wien, doch die konnte sie nie anlegen, die würde sie und den Grafen an eine Zeit erinnern, welche vergessen sein sollte; es handelte sich jetzt nur darum, ihren Vater zu überreden und zur Theilnahme zu bewegen. Das ließe sich sehr leicht arrangiren, meinte der Marquis.

Sie waren durch den Garten gefahren und hielten wieder an der Gitterpforte, welche nach der Landstraße hinausführt. Auf einem zerbrochenen Capitäl saß ein Capuzinermönch in seiner bräunen Kutte, ein weißer Strohhut beschattete seinen Kopf; an den bloßen Füßen trug er Sandalen.

Der Marquis grüßte ihn bekannt und erzählte Naomi, daß er zuweilen von dem Mönch besucht werde; „ich sehe ihn," sagte er, „wenn er für das Kloster sammelt; ist er dann mit meiner Gabe zufrieden, so tractirt er mich mit einer Prise Tabak. Uebrigens müssen Sie wissen, daß er Ihr Landsmann ist; er ist aus Dänemark."

„Mein Landsmann?" wiederholte Naomi fragend und betrachtete den Mann, der sich zu gleicher Zeit erhob, den leinenen Quersack über die Schulter legte und weiter wandern wollte.

Naomi redete ihn dänisch an. Der Mann erröthete.

„Sie sind aus Dänemark?" fragte sie.

„O Gott, Sie sprechen dänisch!" rief er aus und seine Augen funkelten. „Die Sprache hörte ich nie. Mit Lands-

leuten kann ich, in Folge der Verhältniſſe, in denen ich ſtehe, nicht umgehen, und deshalb treffen wir uns nicht. O Gott, Sie ſind aus dem lieben Dänemark?"

„Sind Sie dort geboren?" fragte Naomi.

„Ja, geboren und erzogen!" ſagte der Mönch. „Viel frohe Tage habe ich da verlebt, aber ſeitdem habe ich viel durchgemacht, bevor ich hierher und in dieſe Tracht kam!"

„Wenn Sie für das Kloſter einſammeln," ſagte Naomi, „dann beſuchen Sie mich auch in dem Hotel auf dem ſpaniſchen Platz!" ſie nannte den Namen ihres Pflegevaters.

„Sie ſind ſeine Tochter?" ſagte er, „kennen Sie mich nicht? Ich wohnte in Svendborg, hatte Frau und Sohn. — O, es iſt mir viel Unglück zugeſtoßen! Hier wäre ich verhungert, hätte das Kloſter mich nicht als dienenden Bruder aufgenommen."

Es war Chriſtians Vater; Naomi erkannte ihn. —

Bei Sonnenuntergang, als die Glocken zum Ave-Maria läuteten, ſtand Naomi ſchon in ihrer kleidſamen Männertracht und mit dem kleinen Schnurrbart über dem feinen Mund. Die Carnevalszeit war nahe; übrigens war eine ſolche Verkleidung hier in Rom nichts Auffallendes, meinte ſie. Der Graf ſchüttelte doch ein wenig mit dem Kopfe. Jetzt meldete der Bediente den jungen Marquis, und keine halbe Stunde darauf befanden ſich alle drei auf dem Wege zur Oſterie, wo die Künſtler ſich verſammelten.

Dicht neben einer der kleinen Kirchen Roms lag die Oſterie; am Tage fiel alles Licht nur durch die offene doppelte Thür hinein; der Fußboden war mit gewöhnlichen

Feldsteinen gepflastert; die ganze Breite der einen Wand nahm der Feuerherd ein, wo Feuer bei Feuer unter den verschiedenen Gerichten flammte, welche die Frau, der Mann, und zwei Söhne unter fortwährendem Gelächter und Geschwätz zubereiteten. Auf der schrägen Küchenbank lagen höchst malerisch Fische und Fleisch, mit grünen Blättern geschmückt, man konnte sich wählen, was man davon wünschte, und sogleich wurde es zubereitet. An den langen hölzernen Tischen saßen Bauern mit ihren Frauen und Wein in den großen strohumwundenen Flaschen vor sich: Ein Kranz von rothen Glaslampen brannte um das Madonnenbild, welches ziemlich grell auf die Mauer gemalt war. Ein Esel mit völliger Bepackung hatte auch seinen Platz hier drinnen, wo er sicher auf seinen Herrn wartete. Bauern improvisirten, und die Frauenzimmer sangen im Chore mit. Dicht neben dem Schornstein, wo die Signora der Osterie stand, hing an der Wand ein kleines, lebendes Kind in seinem Kerbe, es spielte mit den kleinen Aermchen und überschaute die ganze bunte Lustigkeit.

Der Graf, der Marquis und Naomi gingen durch die Stube nach der hohen Steintreppe, welche sie in ein anderes, größeres Zimmer führte, das einst das Refectorium des Klosters gewesen war; aber das Kloster war jetzt aufgehoben, nur die Kirche wurde noch benutzt. Hier war, was im Süden ungewöhnlich ist, ein gedielter Fußboden. Die gewölbte Decke bildete mehrere Bogen. An der Wand hingen vertrocknete Kränze und in der Mitte wurde durch ein Geflecht von Eichenblättern ein O und ein T gebildet.

Das bedeutete die Namen Overbeck und Thorwaldsen; Beide hatten früher ihr Pontemolle gefeiert, und zur Erinnerung daran hingen noch die Namenszüge da.

Gerade wie im vordersten Zimmer, so standen auch hier lange Tische noch mit dem Tischtuch bedeckt, welches freilich etwas ins Graue fiel. Messinglampen, jede mit sechs Dochten, brannten in geringer Entfernung von einander; ein starker Tabaksqualm wogte unter der Decke hin. Auf Bänken saßen junge und alte Künstler um die Tische, doch waren die meisten Deutsche, von denen sich dieses eigentliche Kneipenleben herschreibt. Alle trugen Schnurr-, Kinn- und Zwickelbärte, Einzelne hatten auch lange Locken. Einige saßen in Hemdärmeln, Andere in Blousen da. Hier erblickte man den alten berühmten Reinhardt im Lederwamms, mit rother, wollener Mütze auf dem Kopfe. Sein Hund war an ein Stuhlbein festgebunden und klaffte lustig einen andern dicht daneben an. Dort saß Overbeck mit bloßem Halse und den langen Locken über den weißen Hemdenkragen, so wie Raphael gekleidet ging, und das war nicht etwa Costüme, sondern des Mannes tägliche Kleidung. Seine Genialität ließ ihn sich in seiner Kunst Perugino und Raphael nähern, seine Schwäche ließ ihn diese auch in der Tracht nachahmen. Der Tyroler Koch, der alte Künstler mit dem jovialen Antlitz, reichte dem Marquis die Hand; man nahm Platz.

Bald erblickte man die zum Pontemolle festlich gekleideten Beamten; sie hatten ihren Sitz mitten vor dem Tisch. Zuerst der General, wie er genannt wurde;

ſeine Uniform war mit Orden und Sternen von Papier wie überſäet; demnächſt an ſeiner rechten Seite der Lictor mit nackten Armen, ein Tigerfell über die Schultern, und Fasces und Beil in der Hand; an der linken der Minneſänger mit dem Barett und der Guitarre. Er griff einige ſtarke Accorde, welche von draußen beantwortet wurden, ſo daß eine Art von Duett begann. Es war ein Künſtler, welcher über die Tiber wollte. Ein harmoniſches „Herein!“ ertönte, und jetzt trat der Fremde mit dem Ränzel auf dem Rücken herein, das Geſicht weiß bemalt und mit langem Haar und Bart von Flachs, die Nägel dagegen von Pappe. Man führte ihn zum Tiſche, Alles unter einem dazu geeigneten Geſange. Dem Wanderer wurde ein Glas Wein gereicht und man las ihm Geſetze vor, worunter die wichtigſten waren: „Du ſollſt Deinen General lieben und ihm allein dienen! Du ſollſt nicht Deines Nächſten Wein begehren, u. ſ. w.“ Jetzt ſtieg er auf die Bank und auf den Tiſch, ſeine falſchen Nägel, Haare und Bart wurden abgeſchnitten, ſein Reiſeanzug wurde ihm ausgezogen, und er ſtand in den gewöhnlichen Kleidern da, und ſtieg darauf auf der andern Seite des Tiſches hinab; das war Pontemolle. Fahnen mit Foglietten, Adlern und Künſtleremblemen wehten. Einer blies die Trompete, ein Anderer ſchlug Zinnteller als Becken gegen einander, die Hunde bellten und die Tyroler jodelten; jetzt nahm das Bachanal ſeinen Anfang. Ein Jeder legte ſeine Serviette über den Kopf, und eine Mönchsproceſſion mit dazu gehörendem Geſang begann; ſie gingen rings um die Tiſche und über die-

ſelben hin, weltberühmte Künſtler und ephemere. Nun gab jeder ſein Talent zum Beſten: ein Lachgeſang wurde executirt, dann ein charakteriſtiſches Böttcherlied, wozu die Hände den Tact auf der Tiſchplatte trommelten, und dann „die luſtige Schnitzelbank,“ wobei die Bilder mit Kreide auf der ſchwarzen Tafel jeder Zeile eine Pointe gaben. Während der allgemeinen Munterkeit ſtürzten vier wirkliche Gensd'armen mit den Bajonnetten auf den Gewehren herein; ſie ergriffen einen der ältern angeſehenen Künſtler; er ſollte arretirt werden. Es entſtand Verwirrung, Geſchrei, Oppoſition; einer der Gensd'armen brach in Gelächter aus, und das Ganze klärte ſich als ein mit dem Künſtler ſelbſt verabredeter Spaß auf, das war ſein Beitrag zur Luſtigkeit dieſes Abends. Nun wurden vier dampfende Bowlen mit Punſch auf den Tiſch gebracht, eine Gabe von Einem in der Geſellſchaft, aber man wußte nicht von wem, und deshalb ſtimmten Alle das alte Lied an: „Der unbekannte Geber ſoll leben!“

Ein armer Italiener kam zufällig herein, er wollte gern Kunſtſtücke machen und erhielt die Erlaubniß dazu. Er verſtand die Stimmen der Thiere nachzumachen, was die Hunde ſehr übel aufnahmen; er konnte Blitz und Donner mit den Augen und dem Mund darſtellen, und das machte viel Glück; aber es war eine Schwäche des Mannes, daß er am liebſten ſingen wollte. Wäre ſeine Stimme in der Jugend gebildet worden, ſo hätte er ſich vielleicht einen berühmten Namen erringen können, aber ſo war es nur Jämmerlichkeit. Er ſang Duette, und ſowohl der Liebhaberin als

des Liebhabers Partie, verdrehte die Augen und machte Stellungen; aber fortwährend unterbrach ihn das Publicum und verlangte Thierſtimmen oder Gewitter, was er weit niedriger ſtellte, doch am Beſten ausführte. Es lag etwas Jämmerliches darin. Der Teller ging für ihn herum. Naomi mußte an Chriſtian denken; er war ihr lange nicht in den Sinn gekommen, aber der Arme hier, in dem ſie etwas Verwandtes fand, erinnerte ſie an ihn.

„Haben wir uns nicht in Wien geſehen?“ fragte ein junger Mann mit großem Schnurr- und Zwickelbart, indem er Naomi zunickte. „Wir ſind ja wohl im Geſellſchaftswagen nach Hietzing gefahren!“

Naomi erröthete; ihre Augen hefteten ſich durchdringend auf den Fremden, deſſen kecker Blick ihr bekannt war; ja, an jenem Abend, als ſie Ladislaus im Caſino aufſuchte, war dieſer Mann im Wagen und hatte geſagt, er höre an ihrer Ausſprache, daß ſie eine Fremde ſei, er habe ſie im Prater geſehen, und ſie würde ſicher ihren Herrn in Hietzing finden. Alles ſtand lebhaft in ihrer Erinnerung.

„Iſt der Kunſtreiter Ladislaus auch hier in Rom?“ fragte er mit unverſchämtem Blick und Stimme. Der Graf wurde unruhig.

„Was ſagt der Herr?“ fragte der Marquis.

„Es ſind übrigens nicht Künſtler dieſer Art, welche ſich hier verſammeln!“ ſagte der Deutſche und flüſterte leiſe zu ſeinem Nachbar.

Naomi fühlte eine Angſt wie nie zuvor. Wenn man ſie hier hinauswies, wenn man hier laut erzählte, daß ſie

ein Frauenzimmer ſei, das vor nicht langer Zeit in einer niedrigeren Sphäre geſtanden habe! Der Deutſche trank Glas auf Glas; ſeine Wangen glüheten, und immer ruhte ſein kecker Blick auf Naomi. Jetzt begann ein Rundgeſang mit Proceſſion um die Tiſche. Indem der Deutſche bei ihr vorbei ging, flüſterte er: „Sie ſind ein Frauenzimmer!“

„Soll ich das als eine Beleidigung betrachten?“ fragte ſie.

„Wie Sie es nehmen wollen,“ erwiderte er und ging vorbei.

Der Marquis hörte nichts davon, auch verſtand er die deutſche Sprache nicht und war ganz in der Luſt des Augenblickes vertieft; der Graf ſchien das Vorgefallene, wobei Ladislaus' Name genannt wurde, vergeſſen zu haben; aufgeräumt nahm er an der Munterkeit Theil. Man hatte ſich wieder an den Tiſch geſetzt, ſein Blick fiel auf den deutſchen Künſtler, der ſich gegen Naomi herüberbog und ihr mit einem boshaften Lächeln einige Worte in die Ohren flüſterte; ſie erbleichte, ihre Hand preßte krampfhaft das Meſſer, welches ſie hielt, und der Arm erhob ſich.

„Hutjehu!“ ertönte es durch das Zimmer; einer der ältern Künſtler, als eine Art Befana verkleidet, jagte auf einem Eſel mitten unter ſie; der Eſel, erſchrocken über eine ſo große und lärmende Geſellſchaft, ſtürzte gegen den Tiſch, an welchem Naomi ſaß, Gläſer, Foglietten und brennende Lampen wurden durch den Stoß umgeworfen; die, welche ſaßen, ſprangen auf, und weder der Deutſche, noch ſonſt Jemand ſah die Wirkung der Wuth, welche Naomi durch-

blitzte, die aber durch den Grafen und durch dieſen glücklichen Zufall gehoben wurde. Die Luſtigkeit wurde wilder; der Marquis bemerkte erſt, daß ſeine Geſellſchaft fort war, als der Cameriere ihn auf die Schulter klopfte und es ihm zuflüſterte.

Draußen war heller Mondſchein, ſo daß die finſteren Tage des Nordens nicht heller ſind, als was hier Nacht genannt wird.

„Ich befürchtete es wohl!“ war Alles, was der Graf ſagte. Naomi lehnte ſich an ihn, athmete tief und brach in Thränen aus.

„O bleiben Sie, jetzt iſt es am Allerluſtigſten,“ rief der Marquis, indem er ihnen folgte.

„Unſer junger Held fand es zu ſchwül, zu drückend drinnen!“ ſagte der Graf, „ihm wäre faſt unwohl geworden.“

„O es iſt vorbei!“ verſicherte Naomi lachend; „aber ich will doch nicht zurück! Ich habe dieſen Abend recht genoſſen, und ich danke es Ihnen!“

„Es iſt ſelbſt Genie in dieſer Art Luſtigkeit,“ ſagte der Marquis und bezeichnete, was ihm beſonders gefallen hatte. An der Thür des Hotels ſagten ſie einander gute Nacht.

„Das war, glaube ich, mein ſchönſter Abend in Rom!“ flüſterte Naomi ihm zu.

Eine Stunde nach Mitternacht war der Graf zur Ruhe und ſchlief tief und feſt nach den Begebenheiten dieſes Tages. In Naomi's Zimmer war die Nachtlampe auch erloſchen; es ſchien dort ganz ruhig zu ſein, aber Naomi

war noch auf. Faſt ganz entkleidet hatte ſie den Mantel umgeworfen und die Thür geöffnet, welche nach dem Zimmer neben dem kleinen Altan führte; ſie lehnte den Kopf an die Thürverkleidung und ſtand ſo in ihre Gedanken verſunken. Das Zuſammentreffen mit ihrem Pflegevater in Wien hatte ſie lange nicht in dem Grade erſchüttert, als an dieſem Abend des Fremden wegwerfende Miene, ſein Hindeuten auf eine Zeit, von der ſie wünſchte, daß ſie ewig vergeſſen ſein möchte; in Wien hatte ſie Alles aufgegeben und hatte deshalb Ruhe; jetzt dagegen war ſie in ein neues Verhältniß, in eine glänzende Umgebung getreten.

Wer vermag wohl ein deutliches Bild von einer ſolchen Mondſcheinnacht im Süden, wie die, welche in dieſem Augenblick herrſchte, zu geben? Es iſt ein Licht, welches nicht dem Tage, aber auch nicht den mondhellen Nächten des Nordens gleicht. Wenn man das Tageslicht mit dem Lampenlicht, und die helle Nacht des Nordens mit dem Schein eines Lichtes, welches man gar nicht erblickt, vergleichen will, ſo wird man zwiſchen dieſen beiden einen Ausdruck für die hellen Nächte des Südens in dem Licht finden, welches die Aſtrallampe verbreitet, dieſer eigenthümlich ſanften Beleuchtung. Aber ſo hat nur das Auge ſein Bild; die Seele fühlt nicht den Eindruck, denn wir athmen nicht des Südens Luft ein. Die ſchönſten Sommerabende des Nordens am Meere oder auf einem Hügel des Landes fächeln eine milde, erquickende Luft; könnteſt Du aber im Nu nach dem Süden verſetzt werden, ſo würdeſt Du

den Unterſchied erkennen; dieſer iſt groß, wie zwiſchen dem Genuß einer ſinnlichen und einer rein geiſtigen Freude. Der blaue Froſthimmel im Norden erhebt ſich wie ein hohes, gewölbtes Dach über uns, aber im Süden kommt es uns vor, als ob die ferne Begrenzung ein durchſichtiges Glas ſei, hinter welchem ſich der Raum noch zu erweitern ſcheint.

Dieſe Luft athmete Naomi ein, und doch zog ſie ihren Athem tief und ſchwer. Dieſe Beleuchtung ruhete auf der Stadt der Erinnerung, dem Rom der Cäſaren und der Mönche, aber dafür hatte ſie keinen Sinn. Unten auf dem Platz iſt ein Springbrunnen; das große ſteinerne Baſſin iſt in Form eines Bootes ausgehauen, welches halb im Waſſer verſunken iſt, und da, wo der Maſt ſich erheben ſollte, quillt der dicke Strahl hervor; ſelbſt am lärmenden Tage hört man ein ſtarkes Geplätſcher, jetzt bei der Ruhe der Nacht war es weit vernehmbarer. Die Strahlen des Mondes glänzten auf dem Waſſer. Unter dem Madonnenbilde an der Ecke der Propaganda ſchlief eine Familie auf den kalten Steinen. Naomi öffnete noch ein Fenſter an der Seite des Zimmers; die ſpaniſche Treppe, welche von bedeutender Breite und faſt von der Höhe des Hotels iſt, lag vor ihr; auch hier entdeckte ſie einzelne Schlafende, in ihre Mäntel eingehüllt. Die dichte Allee oberhalb der Treppe ſtach gegen die durchſichtige Luft doppelt finſter ab; die weißen Mauern des Nonnenkloſters erhoben ſich geſpenſterhaft; ohne Sinn für das, was ſie erblickte, blickte Naomi darauf hin. Jetzt ertönten die Glocken in der Kloſterkirche, dienſtthuende Schweſtern waren oben im Thurm und läuteten in

der nächtlichen Stunde, während andere Schwestern vor dem Altar beteten. Die Glockenlaute erweckten Naomi's Gedanken für die verwandten Leidenden, denn leiden mußten sie; es war ihr als sähe sie etwas Weißes sich in den dunklen Löchern des Thurmes bewegen, und sie gedachte der gefangenen Mädchen, die nur in nächtlicher Stunde von dem hochliegenden Thurm über das todtliegende Rom hinausblicken konnten, dessen Dächer ein wogendes Meer, dessen viele Kuppeln segelnde Boote zu sein schienen. Das Steinbild der Engelsburg war für sie kein Cherub des Trostes, der ihnen über das versteinerte Meer entgegen kam; todt stand es wie Loths Frau da und erinnerte sie daran: für Euch sind alle Eure Lieben todt. „Es giebt noch Mehrere außer mir, welche leiden!“ sagte Naomi halb laut; „unter diesen würde ich doch noch unglücklicher sein, als ich jetzt bin. Auf unserem eigenen festen Willen und auf unserer Lebensansicht beruht unsere Zufriedenheit; ich weiß, was ich thun will.“ Sie stand noch einen Augenblick gedankenvoll und sah zu dem Kloster und der nächtlich schwarzen Allee auf, welche ein Eingang zu dieser Heimath des Todes zu sein schien und welche doch bei Tage ein munterer Boulevard in dem stets besuchten Rom war.

Dicht neben der Allee, wo sich die gemauerte Brustwehr der spanischen Treppe hinzieht, stand ein junger Mann, das Haupt auf die Hand gestützt, und schien über die Stadt hinzublicken; es war sicher ein Künstler, welcher sich im Anschauen des prächtigen Bildes vor ihm verlor; konnte das auch in Farben wiedergegeben werden, es würde

zu ſeiner Freude und zu ſeinem Genuß immer in ſeiner Erinnerung ſtehen, wo er ſich auch ſpäter in der Welt herumtummeln möchte. Wie Viele würden ihn nicht beneiden! Aber er ſah nichts; der Wein, den er an dieſem Abend in allzureichlicher Menge bei dem Gelage in der Oſterie genoſſen, hatte ſich in neckiſche Kobolde verwandelt, von denen ſich einige bleiſchwer an ſeine Füße hingen, als er nach Hauſe wanderte; der ſchwerſte hatte ſich auf ſeinen Kopf geſetzt, und deshalb neigte er ihn und fürchtete ſich, die ſteile, ſpaniſche Treppe hinab zu gehen, ja, als er ſie recht betrachtete, ſah ſie auch wie der Waſſerfall in Tivoli aus; das machten Alles die Kobolde des Weines. Er lehnte ſich gegen die Bruſtwehr und ſchlummerte, und das hat mehr denn ein Künſtler auf den heiligen ſieben Hügeln gethan.

Naemi wurde ſeiner anſichtig; er hatte eine ſonderbare Mütze auf dem Kopf, und die erkannte ſie; gerade eine ſolche hatte der Deutſche auf, als ſie in Proceſſion um den Tiſch gingen. Nur in Hietzing und heute Abend in der Oſterie hatte ſie dieſen Menſchen erblickt, und doch haßte ſie ihn nächſt Ladislaus am meiſten.

„Es hatte doch auch ſein Gutes,“ dachte ſie, „als man nur den Gebrauch der Pfeile kannte. Die Kugel knallt laut von ihrer That, aber der Pfeil ſauſt leiſe durch die Luft und bohrt ſich in die Bruſt des Feindes. Niemand könnte ſeinen Flug hier hören, Niemand kennt ihn! Dieſen Menſchen könnte ich todt wünſchen, und was ſollte ich dann von Ladislaus wünſchen —?“

„Unſere Gedanken ſind die Blumen, die Handlungen hingegen die Früchte der Blumen," ſagt Bettina. Wir ſind derſelben Meinung, fügen aber noch hinzu, daß nicht alle Blumen zur Frucht werden, der größte Theil fällt oft in ein Nichts; von dem reichen Flor, welcher an dieſem Abend und in dieſer Nacht in Naomi's Seele zur Entwickelung gebracht wurde, werden wir die Wirkungen erblicken — wenn die Sonne die Blumen etwas mehr beſchienen, wenn die aria cattiva des Lebens und der Sirocco der Leidenſchaften ihren Beſuch abgeſtattet haben, aber zu allem dieſen gehören wenigſtens Tage, oft Monate und Jahre.

VI.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Goethe.

An jenem Abende war es zum erſten und letzten Mal, daß Naomi mit den Künſtlern in der Oſterie zuſammentraf. Ihr Urtheil entſchied ſich dahin, daß die Luſtigkeit dort das deutſche Burſchenweſen in einer neuen Ausgabe ſei; weit prächtiger fand ſie die römiſche Kunſt in deutſcher Uebertragung, als ſie ein Paar Vorſtellungen, welche im Hauſe des öſterreichiſchen

'Geſandten gegeben wurden, nannte, und weil dieſe Einfluß auf ihr Schickſal hatten, müſſen wir bei einer derſelben verweilen; wir wählen die erſte.

Jedes berühmte Gemälde in Kirchen, Klöſtern und Galerien in Rom hatte ſie aufgeſucht, ganze Stunden in der Kirche Maria della Pace bei der Betrachtung der Raphaelſchen Sibyllen geweilt; ſie kamen ihr vollendet vor, ſtand ſie aber wieder in der ſixtiniſchen Capelle, dann vergaß ſie jene über dieſe, die Michel Angelo auf der Mauer hervorgerufen hatte.

Schon von ihrer Jugend her hatte die Malerei ſie angeſprochen, die Bildhauerkunſt war ihr, wie den meiſten Dänen, fremd; in unſerm Lande gab es noch keine Gelegenheit, den Sinn für dieſe Kunſt zu wecken; Wiederelt war ein Johannes in der Wüſte.

In Wien, Lucca und Bologna hatte Naomi wohl herrliche Kunſtſachen aus Marmor geſehen, aber ſie begriff ſie nicht, ſie ſchätzte noch nicht das Schöne an ihnen. Erſt in Florenz fiel es ihr wie ein Schleier von den Augen, als ſie in dem großen Saale ſtand, welcher nur die Niobe-Gruppe enthält. Mitten im Saale ſtehen Apollo und Diana und ſenden Todespfeile aus; rings herum, längs den Wänden, ſinken und ruhen ſchon die ſterbenden Kinder der Niobe, von ihren Pfeilen getroffen; zur Rechten, am weiteſten entfernt, ſteht die verzweifelte Mutter und breitet ihr Gewand über die letzte Tochter aus; man ſieht an der Hand des Kindes, daß der Pfeil kommt, und die Stellung der Hand zeigt, daß der Pfeil treffen muß.' Man befindet

ſich ſelbſt mitten in der Gruppe, man wird von Schrecken und Bewunderung ergriffen. Dieſe war es hier, welche Naomi die geiſtige Sehkraft verlieh. Ganze Stunden hatte ſie hier geweilt; dieſe ergreifende Größe ſprach ſie weit mehr an, als die mediceiſche Venus in ihrer reinen, idealen Schönheit. Als ſie ſpäter in Rom die Kunſtſchätze des Vaticans erblickte, war ſie zu der Anſicht gelangt, daß ſie die Werke der Bildhauerkunſt höher als die der Malerei ſchätzte. Es lag nun einmal ſo in ihrem Charakter, daß ſie dem ſtark Charakteriſtiſchen des Dominichino vor dem Weichen, Hingehauchten des Raphael den Vorzug geben mußte. So feſſelte ſie der heilige Hieronymus des Erſtern weit mehr, als die liebliche Pſyche des Letztern.

Man gab im Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten ein Gemiſch von tableaux parlants und dem, was Fétis den Pariſern giebt und „concert historique“ nennt, mehrere Jahrhunderte alte Muſikſtücke, im Coſtüme des Zeitalters gegeben, in welchem ſie componirt wurden. Von Gemälden war beſonders das bekannte aus dem Palazzo Roſpiglioſi, Dominichino's David, welcher ſiegreich mit Goliaths Haupt zurückkehrt, von Wirkung; ein Page trägt es, und die Töchter des Landes kommen dem Helden mit Cymbeln und Saitenſpiel entgegen.

Als die Gardine wieder zur Seite gezogen wurde, ſtand Naomi allein da, weißgekleidet, mit einem großen, durchſichtigen Schleier in der Hand, um ſich damit zu drapiren, und gleich einer zweiten Pythia-Händel zeigte ſie nun, wie herrlich ſie die Werke der Bildhauer aufgefaßt hatte, welche

Körperschönheit und Geisteskraft sie besaß, um diese wiederzugeben.

Sie ergriff das Tambourin, der Schleier umwogte sie, sie erhob den einen Fuß; Jeder erkannte Terpsichore, wie diese im Vatican, in der Reihe der Musen steht.

Jetzt breitete sie ihren Schleier schirmend aus; der Schreck und Schmerz des Todes lag in diesem Blicke. Das war Niobe, nur jugendlicher, als der Künstler sie schaffen durfte.

Sie kniete nieder mit dem Schleier über den Rücken, so daß die Füße verdeckt wurden, die Brust ruhte auf den schönen Armen, jeder Zug war fest und starr; das war die Sphinx Aegyptens, aber nicht wie sie der Marmor giebt, nein, es war die lebende Sphinx selbst, durch ihren marmorirten Blick zwiefach erschreckend.

Jede Darstellung erweckte einen Beifallsjubel, ein Entzücken, aus dem natürlichen Drange, sich Luft zu machen, entsprungen. Der Graf selbst war über Naomi's Talent erstaunt, welches sie ganz in der Stille zu entwickeln gewußt hatte. Der Marquis liebte sie und war sich dessen bewußt; seine Augen funkelten, aber seine Bewunderung war stumm.

Jetzt richtete sie sich empor, erhob die Arme und Schultern, beugte das Haupt vor: das war die Karyatide, das schwere Gewicht lag sichtbar auf den schönen Schultern.

Nun war sie Galathea, bevor Pygmalions Kuß ihr Leben gab. Der Uebergang war höchst täuschend; das Auge ohne Sehkraft wurde lebendig, die erste leise

Bewegung zeigte ſich, das Lächeln der Lippen war ein Zauber.

Der Vorhang fiel.

O, welcher Abend voll Glück und Freude! Dieſe umwogten Naemi wie die milden Lüfte des Südens — — aber über Dänemark wehte der kalte Nordwind, der Schnee trieb um Chriſtians Kammer, wo die Mutter krank lag, wo die Sorge wohnte, die Sorge, welche ja Alle kennen! Aber kennſt du die der Armuth, wo die abgezehrte Hand die Wunde verbergen will, und die hungrige Lippe lächelt und nicht betteln kann?

„Ich habe Freunde!“ dachte Chriſtian. „Bei Freunden findet man Hülfe!“ Ja, im Frühjahr, wenn die Erde an Feuchtigkeit reich iſt, hat der Bach Waſſer genug, aber im heißen Sommer, wenn ſie deſſelben bedarf, dann iſt der Bach trocken, dann findeſt du nur harte, brennende Steine.

Im Hauſe des Lakaien auf der Flurtreppe ſaß ein Burſche, Armuth in den Kleidern und auf der Wange; ein Topf mit Eſſen ſtand ihm zur Seite, er ordnete die Gerichte auf dem Teller, damit ſie beſſer getragen werden könnten. Ein niedliches Schooßhündchen mit buntem Halsbande, gewaſchen und geputzt, hüpfte die Treppe hinan, ſtand und beſchnüffelte den Topf. Der Burſche wandte ſich um und mit bitterer Wehmuth in der Stimme ſagte er: „Das iſt kein Freſſen für dich, vornehmer Hund! Du biſt an Beſſeres gewöhnt! Das iſt Bettleressen!“ und er nahm den Topf, hüllte ihn in ein Tuch und ſtieg hoch hinauf bis unter das Dach zur kranken Mutter.

„Mein Chriſtian, ich ſterbe!“ ſagte ſie. Aber der Tod hat ſeine Launen gleich dem Glücke, er kömmt nicht, wenn man ſein Eintreffen erwartet. Und doch iſt die Welt ſchön! Das Leben iſt eine herrliche Gottesgabe! Nur für den iſt es das Thal der Schmerzen, die Heimath des Elendes, welcher an den dunkeln Flecken, dem zertretenen Wurm, der geknickten Blume weilt. Ein einzelner Wurm muß zertreten, eine einzelne Blume muß geknickt werden! Wir müſſen die ganze Natur betrachten, und dann beſcheint die Sonne Millionen Glückliche; die Vögel jubeln, die Blumen duften.

Wir wollen nicht den Jammer und die Noth betrachten, ſondern eilen fort davon, weit fort, vorwärts in der Zeit! Einen kühnen Sprung wollen wir in Naomi's und Chriſtians Geſchichte machen, nicht um einzelne Punkte zu übergehen, ſondern um dieſe zu ſammeln und von einem beſſern Standpunkte aus zu betrachten.

Hörſt Du das wirbelnde Rad? die Jahre, welche ſich drehen? Jahre rollen dahin, zwölf lange Jahre! So lange iſt es her, daß Chriſtian bei ſeiner kranken Mutter in der Dachkammer ſaß. Zwölf Jahre ſind dahingejubelt, ſeitdem Naomi als Sphinx, Galathea und Karyatide entzückte. Wir ſind in Paris. Die dreifarbige Fahne weht auf der Vendomeſäule; vor den Läden hängen ſchon Caricaturen auf den ſelbſtgewählten Bürgerkönig des Volkes, den klugen, welterfahrenen Louis Philipp. Es iſt im Anfange des Jahres 1833.

VII.

Paris, mit ſeinen Parſern, iſt der ſchönſte Aufenthalt hienieden; Paris iſt der einzige Ort der Welt, wo es erlaubt iſt, nach ſeiner Neigung zu leben.

Cavalier-Perſpective.

Alles irrt umher und Alle ſinken
Ins Meer der Leidenſchaft,
Wo eitle Hoffnung, thörichte Ideen winken,
Bethören durch Verblendungs-Zauberkraft.

H. Heine.

Wir ſind in Paris. Komm! Wir verlaſſen unſer Zimmer und ſteigen die glatte, gebohnte Treppe des Hotels hinab; leichte Garçons ſchlüpfen vorbei, um aufzuwarten; niedliche Griſetten begegnen uns auf dem Hofe, denn hoch oben wohnen einige Studenten, und ihre Freundinnen bei dieſen im Hotel; ſie müſſen jetzt fort, dieſe hübſchen Mädchen, um vor dem Ladentiſche zu ſtehen oder Putz zu machen, aber ſie kommen am Abend wieder. Der Portier grüßt uns, und wir ſind auf der lebhaften Straße, wo die Häuſer bis zu den topfförmigen Schornſteinen mit Namen und Schildern von klafterlangen Buchſtaben, bunt wie eine Harlequinstracht, bemalt ſind; die Wagen brauſen dicht an den Häuſern vorbei; die Liederfrau ſingt Beranger's Lied, ein Unbekannter ſteckt Dir ein Billet in die Hand, welches Du am Beſten raſch wegwirfſt oder ſchnell verbirgſt. Ringsumher hängen prächtige Kupferſtiche, biſt Du aber

ſehr verſchämt, ſo unterlaß es lieber, ſie zu betrachten; biſt Du ein großer Royaliſt, ſo wirſt Du Dich entſetzen über die kühnen Caricaturen, die hier öffentlich ausgehängt ſind. Wir betreten eine Paſſage, es iſt eine Straße mit einem gläſernen Dache überwölbt, Kaufläden in zwei Etagen an beiden Seiten, kleinere Durchgänge verzweigen ſich wieder von dem größeren aus; bei Regen und Nebel kannſt Du hier drinnen trocken herumwandern, und iſt es Abend, ſo ſtrahlen Gaslampen mit blendendem Licht vor dieſen köſtlichen Läden, wo Alles feil iſt, Alles, was der Menſch ſich nur wünſchen kann. Ermüdet Dich die Wanderung, ſo rollt der Omnibus durch die Straßen; hinten am Wagen hängt die Treppe, auf welcher Du in die lange, rollende Stube ſteigſt, wo die Gäſte in langen Reihen ſitzen und aus- und einſteigen; jede Straßenecke iſt eine Station. Im raſchen Fluge erreichſt Du den **Père Lachaise**, und biſt Du ein Romantiker, ſo mußt Du an Abälards und Heloiſens Grab knieen; biſt Du Fabrikant, ſo rollſt Du nach den Gobelins; biſt Du ein frommes Gemüth, ſo mußt Du nach der Inſel zu der alten Notre-Dame; aber Du findeſt ſie leer, ungefähr ein Dutzend Prieſter wandern nur mit ihren Räucherfäſſern hier herum, ein elender Bettler an der Thür bildet die Gemeinde. Paris hat augenblicklich keine Religion, ſie haben Madonna, ja faſt den Vater und den Sohn vergeſſen, der Geiſt iſt alleinherrſchend. Keinen Mönch erblickſt Du auf der Straße, keine Proceſſion; von der Bühne ſelbſt predigt der Dichter den Proteſtantismus. In der katholiſchen Stadt ſiehſt Du im „Robert“ die Nu-

nen eines Nonnenkloſters; der Mond ſcheint in die düſtern Hallen, wo verfallene Grabmonumente ſtehen; um Mitternacht entzünden ſich plötzlich in den alten meſſingenen Kronleuchtern die Lichter, die Sarkophage öffnen ſich und die todten Nonnen ſteigen hervor. Zu Hunderten erheben ſie ſich vom Kirchhofe und ſchweben herein; ſie ſcheinen die Erde nicht zu berühren; wie Nebelbilder gleiten ſie an einander vorbei. Plötzlich fällt das Leichentuch, ſie ſtehen alle in üppiger Nacktheit da und ein Bachanal beginnt, wie es bei ihren Lebzeiten, innerhalb der Kloſtermauern verſteckt, ſtattgefunden hat; zwei würfeln auf ihren Särgen, eine ſitzt auf dem Sarkophage und ſchmückt ſich ihr langes Haar; eine Schaar ſtößt an und trinkt; andere laſſen die Strickleiter herabgleiten, um den Liebhaber zu dem entweihenden Stelldichein zu rufen. — Dies erblickſt Du in der katholiſchen Stadt, und das iſt ein Zeichen der Zeit. Betrachte das Gewühl auf den Straßen! Frauen rufen Lakritzenwaſſer aus, Knaben bieten Dir Stöcke an, aber Alle, Kleine und Große, tragen das dreifarbige Band. Selbſt **Henri Quatre**, der Metallkönig auf der Brücke, muß die Bürgerfahne tragen, ſie weht von Thürmen und Façaden. **La Liberté** iſt das große Feldgeſchrei.

Wir ſind mitten in Paris, mitten im Palais Royal, die Bogengänge deſſelben umſchließen uns; eine Anzahl Landsleute ſitzen hier. Das Blumenmädchen verkauft Roſen; Damen mit wallenden Federn, von ihrer alten Mama, wie ſie genannt wird, begleitet, theilen Blicke aus. Unter den Dänen iſt Einer, erſt vor Kurzem hier eingetroffen,

Einer, den wir kennen; Jeder erzählt, was er hauptsächlich sehen will.

„Die Taglioni," sagt der Eine, „die müssen Sie als Natalie und als Sylphide sehen, das ist ein Tanz! Sie erhebt sich wie ein Vogel und sinkt wie eine schwebende Seifenblase herab!"

„Sie müssen nach Versailles," sagte der Zweite, „Sie müssen dahin, wenn die Wasser springen! — Vergessen Sie nicht das théâtre français!"

„Alles will ich sehen!" erwiderte der Fremde, „besonders freue ich mich auf die öffentlichen Debatten in der Deputirten- und in der Pairskammer. Ich habe Empfehlungsbriefe an den Marquis Rebard. Ist dieser Herr Ihnen bekannt?"

„Ich gehe dort ein und aus," sagte Einer. „So viel ich weiß, ist seine Gemahlin eine Dänin, mit ächt französischem Sinn, eine höchst liebenswürdige, höchst interessante Weltdame. Ich bin heute Abend von dem Marquis in seine Loge in der großen Oper eingeladen. Wenn Sie erlauben, so führe ich Sie dorthin."

„Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, aber da ich schon ein Billet zum Théâtre du palais royal habe, wo ich Demoiselle Dejazet im Vaudeville: Sous clef, sehen werde."—

„Beides läßt sich vereinigen, erst sehen wir Sous clef und gehen dann im die große Oper"

Die Landsleute brachen auf; Einer sollte das Glück haben, die Grisi, la bella divina, wie er sich ausdrückte, zu hören, ein Anderer wollte nach dem Theater des Herrn

Leute, wo nur Kinder ſpielen und wo ein liebliches Mädchen auftreten ſollte, welches bald heranwachſen und ſein Herz erreichen würde. Unſere beiden Herren gingen in das Theater des Palais royal, um die jugendliche Dejazet in einem Vaudeville zu ſehen. Der ſich zum Führer anbietende Landsmann war übrigens ein däniſcher Officier.

Ringsherum in den Logen prangten geputzte Damen. Schon in „La fille de Dominique“ zeigte ſich die niedliche, lebhafte Pariſer Dame, welche die jungen Herren dorthin zog; aber in Sous clef hatten ſie dieſelbe ganz allein, denn ſie ſpielt das ganze Stück. Sie iſt ein junges Mädchen, welches die Eltern, während ſie fort ſind, eingeſchloſſen haben; der Liebhaber muß draußen ſtehn, ſie neckt ihn, thut, als habe ſie einen Andern bei ſich, aber ſie verſöhnen ſich wieder, er ſendet ihr Champagner, ſie trinkt, wird luſtig, will zuletzt zu Bett, und das iſt die Pointe; ſie legt ihre Kleider auf den Stuhl, ſetzt den Fuß auf das Bett, da ſpringt auf einmal das Fenſter über der Thür auf und ein junger Officier, der Liebhaber, zeigt ſich; ſie ſtößt einen Schrei aus, zieht die Bettdecke über ſich, und der Liebhaber ſpringt herein. Dann fällt der Vorhang, und das iſt von dem Maſchinenmeiſter ſehr ſittſam gehandelt.

Das Stück gewann ſtürmiſchen Beifall. Die Damen lachten und ſchwenkten die Tücher. „C'est la liberté!“ ſagte der däniſche Officier; der Fremde fand es auch höchſt charakteriſtiſch, und nun wanderten ſie von dem kleineren nach dem größeren Theater, der Académie royale de musique, wo Nourrit und Damoreau mit ihren Stimmen

Alle bezauberten, und wo der kürzlich angekommene Däne dem Marquis und ſeiner Gemahlin, der Landsmännin, vorgeſtellt werden ſollte; er lächelte ganz eigen dabei.

In der großen Oper gab man, wie ſo häufig, kein ganzes Stück, ſondern Acte aus verſchiedenen; der zweite Act von Guillaume Tell war ſchon zu Ende; man war am Schluß des Comte Ory, jetzt ſollte der zweite Act des Ballets la Tentation beginnen.

Die beiden Dänen ſtiegen die breite, luftige Treppe hinauf und gingen durch das prächtig erleuchtete Foyer, wo die Lichter von den Spiegelwänden zurückſtrahlten, und durch die großen Gänge nach der Loge des Marquis. Mehrere elegante Herren, wie aus den Modebildern geſprungen, ſtanden mit Handſchuhen und Hut hinter den ballmäßig gekleideten Damen; das letzte Chor des Comte Ory ertönte, der Vorhang fiel, und Verkäufer wanderten ſchreiend im Parterre und in den Logen herum, ein lärmendes Rufen: „lorgnette de marchand! voilà l'entr' acte! vert — vert! le programme! la pièce!“ durchtönte das Haus. Die Uhr über dem Proſcenium zeigte auf neun.

Der Marquis, zwölf Jahr älter, als da wir ihn in Rom erblickten, empfing mit franzöſiſcher Galanterie die beiden Fremden; eine ſchöne wohlbeleibte Dame mit klugen, dunklen Augen und königlicher Haltung begrüßte mit dem Fächer den neu angekommenen Fremden, welcher als Chef eines däniſchen Regiments vorgeſtellt wurde. Er war von Geburt ein Holſteiner; die Marquiſe kannte ihn, ſie hatte ja einſt in Dänemark ſeine Huldigung empfangen

und war mit ihm zum Thore hinaus gefahren, um den ſchönen Ladislaus zu ſehen, welcher jetzt vergeſſen war. Dieſelben Erinnerungen wurden gewiß bei Beiden durch dieſes Andenken geweckt; aber die Converſation war natürlich eine andere. Jeder kannte jetzt den Andern dem Namen ganz nach. Ein krampfhaftes Zittern im Augenlide war die einzige Bewegung bei Naemi, aber ſie war ſogleich wieder die Marquiſe, die Weltdame; vielleicht war auch dieſes Zittern zufällig, indeſſen der ehemalige däniſche Freier bemerkte es. Die ganze Converſation wurde auf franzöſiſch geführt; er bat Naemi, ihn mit dem Zuſammenhange des Ballets, welches anfangen ſollte, bekannt zu machen.

„Die Hauptſache iſt das Beſchauen,“ ſagte ſie, „die Handlung iſt unbedeutend. Es iſt die Geſchichte des heiligen Antonius, ſeine Verſuchung. Wir bekommen den zweiten und dritten Act. Sie werden die Taglioni ſehen!“

In la Tentation iſt man im erſten Act in einer wilden Berggegend, wo der heilige Antonius ſeinen Aufenthalt gewählt hat; eine Schilfmatte iſt ſein Lager. Nun erblickt man hoch oben auf den Bergen eine Brautſchaar und hört ihren Geſang; Antonius lauſcht und denkt an die Menſchenwelt und deren Glück zurück; eine Pilgerin bringt ihm Früchte und Wein, er lehnt es ab, aber Hunger und Durſt nöthigen ihn zu koſten. Der Wein erwärmt ſein Blut, er trinkt noch einmal und die Luſt iſt geweckt, er leert den Becher bis auf den Grund und wird halb berauſcht; ſein Blut brennt, er greift nach der frommen Schönen, welche erſchrickt, ſeine Leidenſchaft wächſt, ſie flieht, aber er

ergreift ſie; ohnmächtig ſinkt ſie auf die Strohmatte nieder, ſein Auge brennt, er breitet die Arme nach ihr aus; der Blitzſtrahl trifft Antonius. Jetzt ſteigen die Geiſter der Tiefe auf ſchwarzen und feuerrothen Wolken aus dem Abgrunde hervor, um ſeine Seele zu packen, aber aus der Luft ſenken ſich ſilberweiße Wolken mit knieenden Engeln herab, in deren Mitte St. Michael mit dem Schilde ſteht. Ein Kampf zwiſchen den guten und böſen Geiſtern beginnt, da erhebt St. Michael das Schild, gebietet Ruhe und geſtattet der Seele in den todten Körper zurückzukehren. Die Geiſter des Abgrundes dürfen den Wiederlebenden verſuchen, werden ihn aber nicht verleiten können, gegen das Heilige zu ſündigen, ſo gehört er dem Himmel. „Er iſt unſer!“ jubeln die böſen Geiſter, „wir werden ihn zur Sünde verleiten!“ Die guten Engel ſtimmen Hymnen an und Antonius erhebt ſich von der Erde; das iſt der erſte Act. Die folgenden enthalten die Darſtellung der Verſuchung und den Sieg des Antonius. So ungefähr machte ihn Naomi mit dem Gange der Handlung bekannt.

Der Vorhang rollte auf. Der zweite Act, welcher ſich durch ſeine Pracht am längſten auf der Bühne erhalten hat, begann. Man war tief unten in dem Krater eines ausgebrannten Vulkans, eine mächtige Treppe von der Höhe der ganzen Bühne füllte den Hintergrund aus; ein Marſch begann und mehrere hundert Dämonen in den barockeſten und phantaſtiſchſten Geſtalten ſtiegen herab; hier war eine wandernde Hand, ein Torſo von einem Dämon, ein rollendes Auge, gräßliche Thiergeſtalten; ein Hexenſabbath fing

gu; der Keſſel kochte über dem Feuer, und jeder Dämon warf ſeine Gabe in denſelben. Der Dampf formte ſich zu dämoniſchen Geſtalten, und jetzt erhob ſich aus dieſen ein nacktes, ſchönes Weib, das Kind des Abgrundes, dazu beſtimmt, den Heiligen zu beſiegen. Es war das Bild der Schönheit, wie der Schaum des Meeres ſie gebar, wie der Künſtler ſie in Marmor wiedergegeben hat. Die Taglioni ſchwebte zwiſchen ihnen hervor, die Dämonen ſchmückten ihr Kind, lehrten ihr den Gebrauch der Sinne; wie ein Kind der Luft ſchwebte ſie unter den wilden Geſtalten; die ſchwarze Haarlocke auf ihrer Bruſt deutete allein auf ihren dämoniſchen Urſprung. Im Triumph ſtiegen ſie mit ihrer Schöpfung zur Oberwelt empor.

Naemi ſaß wie im Traum und ſtarrte darauf hin, auf einmal ſtieg ihr das Blut in die Wangen und plötzlich wurde ſie bleich; ihre Augen ſchloſſen ſich.

„Es wird Ihnen unwohl!“ flüſterte der Däne; ſie ſchlug die Augen auf und holte tief Athem.

„O, es iſt nichts!“ ſagte ſie, „ich fühlte einen Schwindel, der jetzt vorbei iſt!“ Sie lächelte; „es iſt ſo viel Phantaſie in dem dämoniſchen Sabbath, daß man es nicht faſſen kann. Es ſcheint ein völliger Fiebertraum zu ſein!“

Der dritte Act begann; die Dämonen hatten ihr Schloß errichtet; durch die Fenſter erblickte man die prächtigen Säle; kleine Dämonen, als Köche gekleidet, ſchmorten und kochten im Keller; oben tanzten niedliche kleine Damen. Jetzt kam der heilige Antonius; ermattet und hungrig bettelte er um einen Biſſen Brot und einen Tropfen

Waſſer; der Koch lachte, zeigte auf ein groſſes Kreuz, welches vor dem Schloſſe am Wege ſtand, und bat ihn daſſelbe umzuſtürzen, dann ſolle er mit zu Tiſch kommen; er ſchlug es ab. Dämonen in Jägerkleidung kamen zu Pferde mit dem Weibe, welches ſie geſchaffen, vor das Schloß und zogen hinein; auch bei dieſen fand Antonius dieſelbe Zumuthung, daſſelbe Verſprechen; das ſchöne Weib gelobte ihm all die ſchöne Herrlichkeit, welche er erblickte, wenn er das Kreuz umſtürzen wolle; da kniete er vor demſelben, während der wilde Geſang und Becherklang der Dämonen vom Schloſſe ertönte. Durch die Fenſter gewahrte man ihr Trinkgelage; das Weib näherte ſich dem Antonius, aber ſeine Rede wirkte auf ſie, wie das Sonnenlicht auf das giftige Gewächs wirkt, die Dämonenlocke wurde kleiner, erſtaunt lauſchte das Geſchöpf der Tiefe, welches die Gedanken, die Gefühle der Menſchen beſaß, den Worten, und als er knieend das Kreuz umfing, ſank es zu Boden, und das Schloß, mit Allem darin, ſtürzte in die Tiefe, rothe Flammen ſchlugen aus dem Abgrunde auf.

Nur dieſe beiden Acte wurden gegeben. „Der heilige Mann," ſagte Naomi lachend, „wirkt auf das dämoniſche Kind ein, ſo daß es ſelbſt für den Himmel gewonnen wird; Sie ſollten den Schluß des Ballets ſehen, wo Antonius dem Himmel angehört und ſie ſogar mit in ſeine Glückſeligkeit führt. Die Geiſter des Abgrundes in brennenden Schwefelwolken erfüllen den ganzen unteren Raum der Bühne, weiße Wolken erheben ſich und Alles iſt mit Engeln angefüllt; millionenweiſe erblickt man die knieenden Grup-

pen; zuerſt erwachſene Menſchen, weißgekleidet, mit großen weißen Flügeln, darauf Kinder, und dahinter Gruppen bis ins Unendliche, auf den Hintergrund gemalt und beleuchtet, ſo daß man die Grenze zwiſchen Schein und Wirklichkeit nicht findet, ſondern in den unendlichen Himmel ſieht, welcher, ſo wie die Wolken ſich erheben, größer und größer wird, und dann fällt plötzlich der Vorhang."

Man verließ das Theater, es war ſchon zwölf Uhr vorüber und im Hauſe des Marquis war Geſellſchaft, welche auf den Wirth und die Wirthin wartete.

„Sie werden bei der Soirée Alexander Dumas und ein Paar der jungen Maler finden, die ſich einen Namen durch die Decorationen in la Tentation erworben haben." Sie grüßte mit dem Fächer.

Sie fuhren nach dem Hotel des Marquis. Prächtige Zimmer empfingen ſie. In dem erſten waren zwei neue Gemälde aufgeſtellt, welche von jungen Künſtlern gekauft und hier in vortheilhafter Lampenbeleuchtung aufgeſtellt waren; das eine war eine Scene aus Victor Hugo's Notre Dame. Man erblickte Quaſimodo an den Schandpfahl gebunden, von Durſt und Schmerz gequält, und die ſchlanke, liebliche Esmeralda, ihm einen Trunk Waſſer reichend. Das andere war eine Darſtellung der Schlußſcene von Caſimir Delavigne's neueſter Tragödie: **Les enfans d'Edouard**, die erſchütternde Schlußſcene, in welcher beide Kinder angekleidet im Bette ſitzen und lauſchen; ſie wiſſen, daß die Mörder kommen, um ſie zu tödten, aber ſie wiſſen auch, daß an ihrer Rettung gearbeitet wird; hören ſie das Lied God

save the King ertönen, dann iſt die Befreiung nahe, und das Lied erſchallt, man ſieht es an dem Lächeln des jüngern Bruders; aber gleichzeitig öffnet ſich die Thür, und die Mörder dringen herein und tödten ſie, während das Lied der Befreiung noch tönt. Eduards Söhne waren Portraits der beiden Künſtlerinnen Menjaud und Anais.

Einzelne Gäſte ſtanden vor den Gemälden; größer war die Geſellſchaft dagegen in dem großen Converſationsſaale, wo der Marquis und Naemi die Ankommenden empfingen. Ein junger Officier ſprach von den Befeſtigungswerken bei der Belagerung Antwerpens, eine andere Gruppe von den letzten Verhandlungen in der Pairskammer. Keine gegenſeitige Vorſtellung fand ſtatt, man ging und kam; das Ganze hatte mehr das Anſehen eines öffentlichen, als eines Privat-Salons.

Ein junger Schöngeiſt unterhielt ſich mit dem Holſteiner, und da er wußte, daß dieſer ein Däne war, ſo ſprach er über die Oper „Guſtav," die ihn ja, der Landsmannſchaft halber, intereſſiren mußte. Er ſprach von Bernadotte, welcher in den letzten Tagen im Vaudeville Le Camarade de lit auf die Bühne gebracht worden, dem „däniſchen" König, welcher früher franzöſiſcher General geweſen war. Was den Norden anlangt, ſo waren ſeine Kenntniſſe etwas apokalyptiſch, damals hatte Frankreich noch keinen Marmier ausgeſandt, welcher hübſch und lebendig von dem Geyſer Islands und den ſcandinaviſchen Reichen, mit Felſen, Wäldern und duftenden Ebenen, von der Bedeutung Schwedens in der Politik und der Dänemarks in den Wiſ-

ſenſchaften erzählen konnte. In der engliſchen und italieniſchen Literatur war der Franzoſe dagegen zu Hauſe. Naomi's früherer Anbeter aber ſtand hier, wir wollen nicht die platte Redensart von der Kuh und dem neuen Thore, ſondern eine ſchönere anwenden, wie Moſes mit einem Blick auf das verheißene Land, welches er nie betrat. Um endlich etwas Tiefſinniges zu ſagen, nannte er Goethe. Die Augen des Franzoſen funkelten bei dem Namen des germaniſchen Corneille, welcher das philoſophiſche Ideenreiche Gedicht Fauſt geſchaffen hatte.

Naomi ſtand dicht daneben und lächelte, indem ſie verſicherte, daß auch ſie den Fauſt bewundere. „Das Fragment," ſagte ſie, „kömmt mir wie ein ſtaunenerregender Komet vor, gerade wie ein Komet mit dem Kerne, aber es kömmt ein ſchlimmer Schweif hinterher, „iſt fortzuſetzen," wie da ſteht. Uebrigens glaube ich, daß man weit mehr in dieſes Gedicht legt, als der Dichter ſelbſt ſich gedacht hat. Wenn Europa fertig ſein wird, ſeine Commentare darüber zu ſchreiben, wird es wohl ſo viel Zeit erübrigen, um andere eben ſo gute Dichtungen zu beachten. Ich glaube, ein deutſcher Schriftſteller hat irgendwo daſſelbe geſagt, wie ich," fügte ſie hinzu.

„Goethe iſt todt!" ſagte der Landsmann. „De mortuis nil nisi bene!"

„Ein wahrer und großer Dichter ſtirbt nie!" ſagte Naomi, „und darum kann man auch von ſeinen Fehlern ſprechen." Mit einem höhniſchen Lächeln betrachtete ſie ihren einſtigen Anbeter.

Man ſprach wieder von Dänemark, von Scandinavien, und höchſt geiſtreich entwickelte Naomi, daß gerade der Norden das Land der Romantik ſei; ſie erzählte von Norwegens melancholiſchen Gebirgen, von den brauſenden Waſſerfällen, welche ſich mit denen des Schweizerlandes meſſen könnten, von den einſamen Sennhütten und den dunklen Tannenwäldern. Sie veranſchaulichte, wie ſchön die däniſchen Inſeln lägen, wie eine blühende Lagune zwiſchen der Oſt- und der Nordſee; ſie erzählte von den alten Liedern, die dort noch tönten, vom Zigeunervolk auf den jütländiſchen Haiden und von den einſamen Grabhügeln auf den duftenden Kleefeldern.

„Ihre Schilderung würde," ſagte der Franzoſe, „ſo ausgedrückt, wie Sie dieſelbe geben, eine Perle für unſere **Revue du Nord** ſein."

Naomi lächelte.

Ein decorirter Herr gab der Converſation eine politiſche Richtung, und Naomi ſprach ihre Anſichten eben ſo kühn von der Sumpfſtadt Petersburg als von den luftigen Zelten der Araber aus; nur vor dem Heros des Zeitalters, Napoleon, beugte ſich ihr ſtolzes Herz.

„Sie haben den prächtigen Vulkan aus der Entfernung erblickt," ſagte der Hofmann, welcher den welterfahrenen Louis Philipp ſchätzte und ihn für den erſten aller Regenten der neuern Zeit erklärte. „Hätten Sie zu denjenigen Müttern Frankreichs gehört, die ihre Söhne durch Napoleon ihrer Heimath entriſſen ſahen, wären Sie Zeuge geweſen, wie ſie an den Daumen ge-

knebelt, wie das Vieh durch das Land getrieben wurden, Sie würden seinen Namen nicht gesegnet haben. Eitel und kalt war er; nicht nur in seinem Aeußern glich er Nero."

„Der Gott, den wir Alle anbeten," sagte Naomi, „scheint auch in seiner Weltregierung Schattenseiten darzubieten, aber ob diese wirklich vorhanden sind? Napoleon war der Cherub mit Feuer und Schwert, er schnitt das neue Zeitalter von dem älteren ab. Wenn die Pflugschaar durch das Feld geht, werden die Wurzeln der Blumen zerschnitten, das Gras wird herausgerissen und der unschuldige Wurm verstümmelt, aber es ist eine Nothwendigkeit, und später wogt gerade das Korn des Segens über der Todesfurche. Millionen haben gewonnen!"

Die Conversation ging in die Politik der Gegenwart ein und Naomi drückte sich immer interessanter aus. Die Spieltische riefen, Karten wurden präsentirt. Naomi spielte mit Leidenschaft und war die personificirte Beredsamkeit; Calembourgs wurden gemacht, Wortspiele wechselten; der Marquise wurde gehuldigt und sie verdiente es. Witz und Lebensglück sprachen sich in ihren dunklen Augen aus.

Es war drei Uhr in der Nacht, als die Lichter im Hotel ausgelöscht wurden. Naomi saß auf ihrem Zimmer im Nachtkleide, den Kopf auf den runden Arm gestützt; ihr langes Haar floß über die Schultern hinab, ihre Wangen brannten; gleich dem Fieberdurstigen stürzte sie ein Glas Wasser hinab.

„Wie mein Blut brennt!“ ſagte ſie zum Kammermädchen, „ich bin müde und kann doch nicht ſchlafen, aber gehe Du nur auf Dein Zimmer.“

Sie war allein; ihre Bruſt hob ſich, tief holte ſie Athem.

„Wie bin ich unglücklich, und weshalb ſoll ich leiden? Weshalb ewig in dieſer eingebildeten Qual ſchweben, die mit jedem Jahre wächſt?“ und ſie gedachte des Geſchöpfes der Dämonen in **La Tentation**, jenes Weſens, dem ſie Leben und menſchliche Gefühle gaben, und es kam ihr vor, als ſei ſie ſelbſt mit ihm verwandt. „Ja, Dämonen haben mich zu dieſem Leben hervorgerufen. O, daß alles Vergangene in Vernichtung verſänke, wie wir ſelbſt im Tode! Es iſt Krankheit, nichts Anderes; jeder Landsmann iſt mir ein Folterwerkzeug, und mein Henker iſt hier, — möchte ſein Leichnam auf dem Grund der Seine liegen. Ladislaus,“ ſeufzte ſie und ſchwieg plötzlich. „Ich will mich nicht ſelbſt peinigen, ich will den Duft dieſes falſchen Lebens genießen.“ Sie heftete ihr Auge auf das Portrait des Marquis, welches an der Wand hing. „Er lächelt,“ dachte ſie. „Ja, auch ich will es thun, meine Jugendſünden ſind nicht größer, als die ſeinen, und noch —! vielleicht küßt er in dieſem Augenblick eine blonde Locke, die ein unbedeutendes Haupt trägt. Graſſot hat es mir geſagt. — O, daß ich ihn nicht liebte!“ Sie beugte ihr Haupt, ſaß lange ſtumm, athmete tief; die Lampe brannte ſchwächer. Sie ſchlummerte.

Das Tageslicht ſchien durch die Vorhänge, als ſie aus ihrem unruhigen Schlummer erwachte; nun warf ſie ſich auf das Bett, und Traumbilder ſchwebten über die Schlummernde hin.

VIII.

Elle saigna tout ce sang du coeur qu'on appelle des larmes.

Nouvelles impressions de voyages par Alex. Dumas.

Kennſt Du Tivoli? Nicht die maleriſche Stadt, welche Du aus der Campagna Roms auf den Bergen erblickſt, nein, den Garten in der Pariſer Vorſtadt, zu welchem die Anſchlagzettel, dieſe taubſtummen Sirenen, Dich hinaus zu locken ſuchen. Fiacres, Coucous und Omnibus führen Dich für einige wenige Sous nach dem Eingange, und für Deine drei Francs findeſt Du dort einen Niagara von Luſtigkeit. Müſard's Orcheſter ſpielt Dir Galopaden aus **Gustave** und **la Tentation**, Walzer von Strauß und Quadrillen aus **le philtre**, Robert und **Pré aux clercs**. Für daſſelbe Geld ſtehen Dir dort zwei Theater offen, auf dem kleinern erblickſt Du phyſikaliſche Experimente und auf dem größern ein ganzes Vaudeville; die Schlitten fliegen die Rutſchbahn hinab, mehrere tauſend Lampen brennen zwiſchen den grünen Zweigen, und bei dem Ruf: feu d'ar-

ſice! folgſt Du dem Streme der Menſchen nach dem dunkeln Zuſchauerplatz, wo bald dreifarbige Raketen die Nacht in Tag verwandeln.

Da hinaus in den klingenden Metallſtrom wollen wir!

Siehſt Du die niedlichen Damen? Sicher ſind ſie von hohem Adel, von Geblüt? Ja das Blut, das warme Blut verleiht ihnen dieſe reiche Tracht, zu ihrer Kaſte gehörten Lais und Aſpaſia, jene weltberühmten Weiber. Die dreifarbigen Lampen warfen einen falſchen Regenbogenſchein unter die dunklen Zweige, die Muſik ertönte in einiger Entfernung, es war der Geſang der Dämonen in la Tentation, und die Töchter des Staubes wirbelten im Tanze mit den Söhnen des Blutes.

Es iſt ein eigener Anblick, den man hier genießt, wenn man in das dichte Gebüſch bei Seite tritt und von dort die bunte Erleuchtung betrachtet, die wirbelnden Geſtalten und die Schlitten der Rutſchbahn hoch von den Gipfeln der Bäume herab; man muß an den nächtlichen Hexenſabbath auf dem Brocken denken.

Ob er wohl daran denkt, er, der zwiſchen den Büſchen dicht bei dem dunkeln Schauplatz ſitzt, wo das Feuerwerk abgebrannt werden ſoll? Er hat eben die letzte Rakete feſtgebunden. Er ſitzt im Graſe, und die magern, ſchmalen Hände beben, das Geſicht iſt gelblich-bleich, die blauen Ringe unter den kohlſchwarzen Augen, die erſchlafften Züge zeigen, daß die Seele nur wie eine Fledermaus in den Ruinen eines Körpers ſpukt.

Er, von dem ſich unſer Auge gern abwenden möchte,

hat einſt die Töchter der Schönheit erröthen gemacht; dieſe geſchwundenen Formen waren einſt ein Modell für einen Heros; dieſer boshafte Ausdruck im Auge war der Blick des Stolzes. Er, der die groſse Menge zum Jubeln gebracht hatte, lag hier krank, verachtet, vergeſſen — Raketen an das drehende Rad binden war eine wichtige Arbeit, Sohn des Paria, Ladislaus!

Wenn der Lebensgenuß Deine Nerven abgeſpannt hat, dann klingen ſie mit erſchütternden Melodieen; dieſe waren es, welche ihm ein altes Lied vorſangen, das kommende Geſchlechter wiederholen werden:

„Meine Gedanken wollen nicht in den Raum hinaus, ſie kehren zum Körper zurück, welcher träge und ſchmerzvoll daliegt; er fühlt den naſſen, feuchten Thau, der ſich an den Flügel heftet, ſo daß er in Schläfrigkeit verſinkt; er fühlt den erfriſchenden Wind, aber er bringt Todeskälte mit; die geſchwächten Nervenfäden beben, meine Beine zittern, mein Haupt ſchwindelt, es iſt als ob der Wind mir ins Gehirn wehte und dort wie in einem leeren Schneckenhauſe ſauſte. Ich fühle nur Luſt zum Schlafe und dieſer faſelt mit meinem erſchlafften Körper. Der warme Sonnenſtrahl dörrt mich aus. Wandert mein Gedanke einmal hinaus, ſo iſt er gleich einem Kranken an Krücken; die Wieſen können lächeln, die Sonne wärmen, er denkt doch beſtändig an ſeine Krücken!“

Es war ein glänzender, ein luſtiger Abend in Tivoli. Der Reiche gab ſeine Louisd'or, der Arme ſeine Sous und die Jugend ein Paar von ihren friſchen Roſenblättern

der Geſundheit hin, um einſt zu ſingen, wie der Rabe Ladislaus in der einſamen Hecke ſang.

Du, der Du Europa's große Städte bereiſteſt und in Paris ein Centrum für die Eigenthümlichkeiten aller ſuchteſt, Du wirſt oft Naomi begegnet ſein. Die öffentlichen Gerichtsverhandlungen gewähren Dir einen Erſatz für die Thiergefechte Spaniens, die daſſelbe Gedränge, daſſelbe Getümmel reichgekleideter Damen darbieten; dort wirſt Du ſie häufig als eine der eifrigſten Zuhörerinnen geſehen haben. Bei Bicetre, wenn die Verbrecher aneinander gefeſſelt nach den Galeeren abgeführt werden, wirſt Du unter den glänzenden Equipagen, die dort hielten, damit die Herrſchaften dieſes erſchütternde Schauſpiel genießen könnten, die der Marquiſe erkennen. In der einſamen Nacht, wenn nur die rothe Laterne mit der Inſchrift: „Ici on loge à la nuit," vor einem Fenſter brannte, wenn der tagſcheue Chiffonnier im Kehrichthaufen wühlte, nahm Naomi einen Platz an dem gewürfelten Tiſche ein, wo das Gold klingt und die Leidenſchaften durch den Blick athmen.

Außerhalb Paris ließ Louis Philipp Forts anlegen, um die Stadt zu befeſtigen; aber die Pariſer ſagten, daß dieſe nur errichtet würden, um ſie ſelbſt zu beſchießen. Die Gegenpartei des Bürgerkönigs fing an, ihre Stimme zu erheben. Das Juliſeſt näherte ſich; kühne Caricaturbilder mit bedeutungsvollen Hindeutungen auf die Feſttage wurden ausgehängt, der kluge Regent verhielt ſich dabei ruhig und ließ die Gemüther in dergleichen Brandblaſen ſich Luft machen. Man hatte erwartet, zu dieſem Feſte den ägyptiſchen

Obelisken auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten errichtet zu sehen, aber er war noch nicht angelangt; deshalb wurde eine Nachbildung von Holz aufgestellt. Alles ward veranstaltet, um die weltberühmten drei Tage so festlich als möglich zu machen; den Glanzpunkt bildete die Enthüllung der Napoleonsstatue auf der Vendomesäule. Die Gerüste waren schon errichtet, und die Handwerker zeigten grosse Emsigkeit; in der Nacht wurde die Statue aufgewunden; ein blauer Schleier mit silbernen Bienen bedeckte dieselbe bis zum Augenblicke des Festes.

Naomi gehörte zu den Vielen, welche voraussahen, daß an diesen bevorstehenden drei Tagen ein politisches Unwetter losbrechen würde, und sie sehnte sich danach. Nur in den Revolutionstagen, als nicht das Freiheitsphantom, sondern die Freiheitsgöttin selbst das edle französische Volk anführte, hatte sie sich ruhig gefühlt; kühn feuerte sie ihre Pistole aus dem Fenster auf die königlichen Gardisten. Ihre Seelenruhe verlangte nach aufregender Bewegung.

Die drei Tage näherten sich und brachten einzelnen Töchtern der gefallenen Helden Freude, eine prächtige Aussteuer. Schon bei Sonnenaufgang erschollen, als Ouvertüre zum Feste, Kanonenschüsse vom Hôtel de Ville und vom Hotel der Invaliden. Die dreifarbigen Banner wehten auf dem pont neuf und flaggten von allen Kirchthürmen. Das Hôtel de Ville sammt dem pont d'Arcole waren mit Trophäen und Guirlanden geschmückt.

Schlaflos lauschte Naomi den Schüssen, leidend wie

jene Nacht im Prater, jene Nacht in Rom und ach, ſo viele Nächte in dem lebenſtrotzenden Paris. Große Summen, im Voraus auf ihre Einkünfte aufgenommen, waren verſpielt. Ladislaus und ein Landsmann, der ihre Abſtammung kannte, waren hier.

Auf dem Baſtilleplatz, bei der **Fontaine des Innocens** und vor dem Louvre waren Traueraltäre errichtet und mit Flor und Fahnen, Immortellenkränzen und berühmten Namen geſchmückt; die Trauermuſik ertönte und jede Viertelſtunde fiel ein Kanonenſchuß. Eine ſeltſame Ruhe lag auf dem ſonſt ſo lärmenden Paris. Schritt vor Schritt fuhren die Wagen wie bei einer Trauerproceſſion, langſam ſchritten die Fußgänger und warfen ihre Blumenſträuße auf die Gräber.

Naomi fuhr im offenen Wagen, die Fußgänger wurden gegen die ſich drehenden Räder gedrängt, Einzelne hielten ſich deshalb am Wagen ſelbſt feſt, Naomi fühlte eine Hand die ihrige berühren, ein kleines Papier wurde ihr zugeſteckt. Die Geſichter rings umher waren ihr unbekannt.

Am Abend, während die langen ſchwarzen Flore von den Häuſern wehten, wo Freunde und Verwandte der gefallenen Helden wohnten, und die blauen Feuer über den Gräbern brannten, las Naomi den Brief, er war von Ladislaus. Er hatte ſie in ihrem Hotel aufſuchen wollen, war aber abgewieſen worden; er verlangte auf das Inſtändigſte eine Unterredung mit ihr und erinnerte ſie boshaft an glückliche Minuten.

„Wie Viele fand man im vorigen Jahr in Paris und

in den Vorſtädten ermordet?“ fragte Naomi ihre Kammerjungfer.

„Dreiundzwanzig, glaube ich, wurden ermordet und in die Seine geworfen! Es iſt gräßlich!“

„Die Pariſer haben ſüdliches Blut!“ ſagte Naomi. „Iſt Alles ruhig?“

„Alles; Aber mir graut vor dem morgenden Feſttag!“

„Mir auch,“ erwiderte Naomi gedankenvoll, und ihr Gedanke war bei Ladislaus.

In „tauſend und einem Tag“ wird eine Art Palmbaum beſchrieben; der reiche Schatz, welcher gewonnen werden ſoll, iſt in der Krone des Baumes verborgen; Jeder kann hinaufklettern, die breiten Blätter biegen ſich, geſchmeidig wie Schilf, nach oben, aber Du ſiehſt zurück, Du willſt wieder hinab, da iſt jedes Blatt ein ungeheueres Meſſer, ſcharf und feſt, und dieſe dringen in Deine Glieder ein, wenn Du nicht rein und unſchuldig biſt; dieſes Bild ſchwebte Naomi vor.

„Jede kleine Sünde war ein grünes, duftendes Blatt, welches ſich in meiner Hand bog!“ ſeufzte ſie; „nun ſind ſie Meſſer des Henkers, jetzt wo ich zurückblicke. — O, ich bin krank, wie die alte Gräfin in Dänemark, krank in der Einbildung, und das iſt die peinlichſte Krankheit!“

Es war der zweite Tag des Feſtes. Der eine halbe Meile lange Boulevard diente der Nationalgarde zum Paradeplatz; die grünen Alleen entlang ſtanden die ſtattlichen Reihen, und dahinter in den Häuſern waren alle Fenſter und Balkone, ſowie der Boulevard ſelbſt, mit Menſchen an-

gefüllt; muthwillige Knaben hingen in den Zweigen der Bäume, andere balancirten auf dem ſteinernen Geländer der Springbrunnen. Ueberall herrſchte Gedränge, wie in einem der belebteſten Passages von Paris.

Louis Philipp, von ſeinen Söhnen und Generalen umringt, zeigte ſich; er reichte ſeinen Bürgern die Hand und begrüßte ſie; ein „vive le roi!“ erſcholl; es war mit dem Ruf „à bas les forts!“ gemiſcht.

Der blaue Tyrich mit den ſilbernen Bienen bedeckte noch die Statue Napoleons auf der hohen Vendome-Säule; Fenſter und Dächer waren mit Menſchen angefüllt. Der König und die erſten Männer des Reiches ſtanden mit entblößten Häuptern vor der Säule; das Zeichen ertönte und der Schleier fiel. „Vive la mémoire de Napoléon!“ war der Ausbruch der Bewunderung.

„Où roulent les canons, où les légions passent! —— Le peuple est une mer aussi!“ *)

Naomi's Auge ſank auf die wogende Menge herab, und unter ihrem Fenſter, zwiſchen den aufgeſtellten Tonnen, welche die Beſitzer als köſtliche Plätze vermietheten, ſtand Ladislaus, der abgezehrte, kranke Ladislaus; ſein Auge war auf ſie geheftet; er lächelte, wie der Dämon im Ballet lächelte, breitete ſeine Hand aus und zeigte mit der Fingerſpitze in deren Fläche, als ob er ſchriebe.

Naomi trat von dem Fenſter zurück. Die Revue ſollte mehrere Stunden währen, aber der Glanzmoment war vor-

*) „Ode à la colonne,“ par Victor Hugo.

bei; ſie nahm den Arm des Marquis, und ſie verließen das Haus, aber nur durch das Hintergebäude war es möglich hinaus zu gelangen; ſie ſchlugen dieſen Weg ein. Auf dem Flur ging eine alte Frau an ihnen vorbei, ſie ſteckte dem Marquis ein Billet in die Hand und er verbarg es. Naomi hatte es geſehen.

Am Abend war ein großes, öffentliches Concert im Tuileriengarten, von fünfhundert Muſikern und dreihundert Trommelſchlägern aufgeführt; auf der Seine fand ein Kampf zwiſchen erleuchteten Schiffen ſtatt; Kirchthürme und Kuppeln glänzten mit Feuerumriſſen in der blauen Luft. Ein prächtiges Feuerwerk wurde abgebrannt.

„Lärmend wie dieſe Töne, auflodernd wie dieſe künſtlichen Lichter iſt das Leben!“ dachte Naomi. „Weshalb denn ſich ſelbſt quälen? Mein Mann iſt ein größerer Sünder als ich bin! — Wegen des Briefs ſoll er mir Rede ſtehen. Ich will, daß er eine Minute meiner Qual erdulde!“

Draußen war Alles nur Jubel, brauſende Töne und blendende Flammen. Naomi ſtand zu Hauſe und blickte über die Seine nach der Kuppel der Invalidenkirche, welche wie die der St. Peterskirche am Oſterabend ſtrahlte. Sie athmete tief.

„Ich zeige Dir das Billet nicht,“ wiederholte ſie vor ſich hin, „es könnte Deine eigene Ruhe ſtören! Das waren ſeine Worte, als ich nach dem Inhalt des Briefes fragte. Wie ich ſah, war er verlegen. Die hübſche Schrift der Blondine durfte die Marquiſe nicht leſen! Alle Män-

ner ſind wie er, nun will ich auch einmal allen Weibern ähneln!“

Das Kammermädchen brachte die feſtliche Ballkleidung; am folgenden Abend war ja Bankett und Ball im Hôtel de ville, wo alle Stände, von der Fiſchhändlerin bis zur Königin des Landes, vertreten waren.

„Schön will ich morgen ſein!“ ſagte Naomi, „wende Deine ganze Kunſt an! Meinen reichſten Schmuck, alle meine Perlen mußt Du anzubringen ſuchen! — Das blonde Köpfchen kömmt wohl auch zu dieſem Feſt?“ dachte ſie, „einfach, lieblich und unſchuldig, wie es im Roman ſteht!“

Es war der dritte und letzte Feſttag; Naomi und der Marquis fuhren nach den Champs Elysées, welche in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum damals noch unvollendeten arc de l'étoile mit Menſchen angefüllt waren. In der Stadt Paris ſelbſt war mitten am Tage freies Schauſpiel in allen Theatern der Stadt; die Champs Elysées boten Muſik, Schaukeln und Kunſtſtücke, Alles frei, dar. Unter offenem Himmel waren hier zwei Kunſtreitergeſellſchaften mit ihrem Circus; wechſelsweiſe gaben ſie ihre Vorſtellungen. Es waren viele Jahre verfloſſen, ſeitdem Naomi eine Kunſtreitergeſellſchaft geſehen hatte; auch wollte ſie dieſe nicht ſehen; aber der Marquis wünſchte es, er lobte eine hübſche Kunſtreiterin ſehr, die kaum ſechszehn Jahre alt war. Naomi fühlte ſich peinlich geſtimmt; ſie lachte, und neckend deutete ſie auf das heimliche Billet von geſtern hin, indem ſie äußerte: „Eheleute ſollen nichts vor einander verborgen halten, ſelbſt nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre!“

Der Marquis ſah ſie feſt an; ſie lächelte und fand, daß er verlegen wurde; jetzt hatte ihre Beredſamkeit ihr gewünſchtes Thema. Ringsumher war Alles Feſtlichkeit und Freude; vier Orcheſter ſpielten; das gemeine Volk kletterte vergebens an dem glatten **Mât de cocagne** empor. Ein Turnier auf der Seine zog die Aufmerkſamkeit der Menge auf ſich: Boote manövrirten gegen einander; vorn in einem jeden ſtand ein blau- oder rothgekleideter Seemann mit einer vorn mit einem Knopfe verſehenen Lanze, mit dieſer ſtieß er ſeinen Gegner über Bord; der, welcher in das Waſſer fiel, mußte an das Ufer ſchwimmen, wo die Zuſchauer dem Sieger zujubelten.

Naomi's Blick flog unruhig unter der Menge umher, ſie hatte keinen Sinn für alle dieſe Schauſpiele; den Marquis dagegen intereſſirte es ſehr, ſein Auge folgte jeder Wendung, welche die Boote machten.

„So ruhig und doch die Sünde im Herzen!“ dachte Naomi und ſuchte ringsum nach einer blonden oder vielleicht ſchwarzen Locke, aber ſie erblickte keine.

Beim Mittagstiſch trank Naomi auf die Geſundheit der Blondinen und lachte dazu.

Die Toilette wartete. Die Paradiesvogelfeder wehte in dem glänzenden Turban, Edelſteine funkelten an der ſchwellenden Bruſt; ſie betrachtete ſich mit einem ſtolzen Lächeln im Spiegel.

Da wurde an die Thür geklopft. Das Kammermädchen nahm einen Brief für Naomi in Empfang, er war vom Herrn Marquis. Nur zwei Zeilen ſtanden darin,

nur Naomi's eigene Worte vom Vormittage: „Eheleute ſollen nichts vor einander verbergen halten, ſelbſt nicht, wenn es eine kleine Sünde wäre.“ Eingeſchloſſen lag ein Billet, gerade daſſelbe, welches ſie den Marquis hatte verbergen ſehen; es war von Ladislaus. Alles ſtand darin, vom erſten Kuß bis zum Peitſchenſchlag; boshaft enthüllte er jedes Myſterium. „Das geſchieht aus Rache,“ ſchrieb er ſelbſt, „ſie hat mich von ihrer Thür gewieſen; ſie iſt glücklich, ich bin elend, wie man es nennt. Beim Sacrament des Himmels, jedes Wort iſt Wahrheit!“

Naomi's Lippen erbleichten. „Jetzt muß Alles brechen!“ dachte ſie.

„Der Wagen hält vor der Thür,“ wurde gemeldet, „der Herr Marquis wartet.“

Sie war nahe daran umzuſinken. Der Atlas rauſchte, die Diamanten funkelten; — der Marquis führte ſie an den Wagen; zwei Herren, Freunde des Hauſes, fuhren mit; die Converſation war allgemein, der Herr Marquis nahm lebhaften Antheil daran.

Die Straßen hallten vom Jubel wieder; alle Thürme und Kuppeln waren, wie am vorhergehenden Abend, illuminirt. Der Wagen hielt am **Hôtel de ville** und man ſtieg aus. Die Treppen waren mit bunten Teppichen und duftenden Blumen geſchmückt. Beide Tanzſäle in der zweiten Etage waren über den Hof durch einen hängenden Garten verbunden, welcher mit Orangenbäumen und bunten Laternen verziert war; in der Mitte ſprudelte ein Springbrunnen mit **eau de Cologne**. Im erſten Saale, wo der

königliche Thron errichtet war, erhoben ſich auf beiden Seiten Terraſſen mit Tabourets, die eine Reihe höher als die andere; hier ſaßen die Damen, feſtlich gekleidet, aus allen Ständen, die Bürgersfrau, ſo wie die Gemahlin des Pairs, es war ein bunter Anblick, ein aufwärtsſteigendes Blumenbeet. Die Muſik brauſte von dem reichbeſetzten Orcheſter; auf dem Fußboden ſelbſt herrſchte das größte Gedränge, und ringsherum glänzten Lorgnetten um die Schönen zu beſchauen. Zwar konnte Naemi nicht mehr zu der Jugend gezählt werden, deſſenungeachtet beſaß ſie eine Schönheitsfülle, welche, im Verein mit dem geſchmackvollen Putz, ſie zum Gegenſtande der Bewunderung und Huldigung bei Jung und Alt machte, und ſie lächelte glücklich, blendend in ihrer Pracht, wie der zappelnde Schmetterling an der Nadel.

Die breiten Flügelthüren öffneten ſich. Der König, die Königin und ihre Kinder traten herein; in dem dichten Gewühl war es ihnen nur möglich ſich einzeln dem Throne zu nähern. Die Muſik ſpielte eine Galopade aus der Oper Guſtav, gerade die, in welcher der König von Schweden erſchoſſen wird. Es war gewiß zufällig, daß gerade dieſe geſpielt wurde; man ſah die Wirkung davon in dem ängſtlichen Blick der Königin; ihre leidenden Züge ſprachen die ewige Angſt aus, in der ſie für Mann und Kinder lebte. Viele der nächſten Zuſchauer begriffen, was ſie litt, ſie, geſchmückt mit Edelſteinen und mit der wehenden Feder des Paradiesvogels; Naemi trug faſt denſelben Staat, dieſe lächelnde lebensfrohe Schöne,

wie man ſie nannte, und Jeder wünſchte die edle Königin ſo glücklich als dieſe.

Es war zwei Uhr in der Nacht, als man zum Abendtiſch gerufen wurde; der Marquis und Naomi fuhren fort. Noch war es lebhaft auf der Straße; die Illumination währte fort.

„Du haſt mir einen Brief geſandt;“ ſagte ſie, „jedes Wort darin iſt Wahrheit; was iſt jetzt Dein Beſchluß?“

„Ihn Dir jedesmal vorzuleſen, wenn Du zwiſchen mich und meine Freuden trittſt, die jeder Ehemann in Paris kennt. Küſſe ich eine blonde Locke, dann denke an den Brief; übrigens werde ich dafür ſorgen, daß kein Scandal vorfällt! — Im künftigen Sommer beſuchen wir den Norden; ich will das duftende Grün ſehen, wovon Du und Deine Landsleute ſo oft zu mir geſprochen haben. Es kann eine intereſſante Reiſe für uns beide werden, denke ich, aber nimm den Brief mit, es wäre möglich, daß wir ihn gebrauchten.“

IX.

O, dies Leben iſt eine ewige Erfahrung. — Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuſchung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falſch berechnet iſt? Wenn nun Alles, was ihr dachtet, ihr blaſſen Männer, die grauſame Laune eines Traumes wäre? — O vergebt mir dieſen grauſamen Zweifel!

Gutzkow's Oeffentliche Charaktere.

Der Storch, der ſitzt auf des Bauern Dach;
Er blickt auf Feld und Wieſen.
Es wird ein gar herrlicher Frühlingstag;
Jetzt kömmt die Zeit, die längſt ich erſehnt und geprieſen.

B. G. Ingemann.

In Dänemark auf dem Gute des Grafen ſaß die alte Gräfin mit Medicinflaſchen und Pulvern, dem Sterben noch eben ſo nahe, als vor zwölf Jahren. „Sie iſt zähe!“ ſagten die Leute, „die Apotheke kann ſie nicht allein todt machen!“ — Die Dorfkirche hatte einen neuen Thurm erhalten, und das Schulhaus war neu aufgebaut; die blendend weißen Gardinen hinter der hellen Glasſcheibe nahmen ſich gut aus. Zwei kleine Knaben ſpielten vor der Thür; die trockenen Stäbchen, welche ſie in die Erde geſteckt hatten, waren für ſie ein völlig blühender Garten. In der Thür ſaß eine Frau von einigen und dreißig Jahren, das Nähzeug lag auf dem Schooße, mit liebevollem Blick nickte ſie den Knaben zu, wenn dieſe ſie um etwas befragten, und Stille winkend erhob ſie die Hand, denn der Vater las ihr die Zeitung vor. Es waren Lucie und ihr Mann.

„Es ist ja wohl Sonntag morgen?“ fragte der jüngste Knabe, der mit seinen lebhaften braunen Augen und schönen Gesichtsformen gerade dazu beitrug, des älteren Bruders Mangel an Schönheit hervorzuheben.

„Morgen ist Sonntag, dann kommt der Geiger mit Weißbrot oder Bildern, er war vorigen Sonntag nicht hier.“

„Ja, morgen kommt Christian,“ sagte der Mann und legte die Zeitung hin, „er könnte jeden Sonntag kommen, hier den Prediger hören und nicht in die Versammlung gehen. Herr Patermann sprach neulich mit mir davon. Die Obrigkeit verbietet dergleichen fromme Zusammenkünfte. Bei Peter Hansen versammeln sie sich, und mitunter liest Christian aus der Bibel vor. Das ist ein Unwesen! Man sagt, sie hätten in einem Topfe einen jungen Hund, den sie küßten, um ihre Demuth zu zeigen!“

„Das ist Bosheit!“ sagte Lucie. „Christian geht dahin, mithin weiß ich, daß solche Thorheit nicht stattfinden kann. Wären wir nur Alle so gute Christen, wie er ist! Ich habe mit ihm darüber gesprochen, und er beichtete mir und sagte, daß er seine beste Erbauung in der Bibel und in der Vereinigung mit frommen Menschen finde. Befand sich ein Judas unter den zwölf Jüngern, wie sollten denn nicht in einer kleinen christlichen Versammlung Mehrere seiner Art sein, welche Veranlassung zur bösen Nachrede geben könnten? Es ist besser, zu viel, als zu wenig glauben; derjenige, dem es in der Welt recht widerwärtig geht, kann leicht ausschweifen, und es ist am Glücklichsten, in der Bibel und in Gottes Wort auszuschweifen.“

„Was für Widerwärtigkeit hat Chriſtian gehabt?“ fragte der Mann. „Er war ja ein armer Knabe, gegen den Dein Oheim wie ein Vater gehandelt hat. Daß er es ein wenig ärmlich in Kopenhagen hatte, das hat er mit vielen Menſchen gemein, und daß er die Mutter zu ſich nahm, war unbedachtſam von Beiden gehandelt! Dein Oheim hat mir erzählt, in welcher Noth und Armuth er ſie fand; aber das iſt ja nun vorbei; er brachte ſie herüber, und bei jedem Feſte muß ja Chriſtian ſpielen; wer etwas Ordentliches in der Welt verſteht, dem kann es nicht ſchlecht gehen. Auf jedem Gute muß er die Muſik leiten, bei jeder Hochzeit wollen ſie ihn haben. Er hat hier ſein gutes Auskommen.“

„Aber es kommt in dieſer Welt nicht ſo viel darauf an, wie wir es um uns, ſondern wie wir es in uns haben,“ ſagte Lucie. — „Er ſetzte das Glück der Welt darein, ſich einen Namen zu erwerben, ſich recht in der Welt herumzutummeln, allein er hatte Niemanden, der ihm forthelfen konnte, und das gehört gewiß dazu; er trachtete nicht danach, ein Geiger auf dem Lande zu werden. Aber ich glaube, es iſt Ruhe in ſein Gemüth gekommen. Als die Hoffnung der Welt von ihm wich, griff er nach der himmliſchen.“

„Ja, aber mit denſelben blinden Vorſtellungen,“ ſagte der Mann. „Er ſollte ſich verheirathen, das könnte wohlthätig für ihn ſein; ein Junggeſelle iſt eine traurige Perſon. Eine gute Frau, wie Du, Lucie, würde einen froheren Menſchen aus ihm machen, denn recht glücklich iſt er doch

ſicher nicht, wenigſtens iſt er zuweilen in einer Stimmung, die Keinem zuträglich iſt. Einſt hatte ich etwas wider ihn, weil ich glaubte, er habe Dich lieb. Peter Wik hätte das gern geſehen. Er hat gewünſcht, daß ihr Beide ein Paar würdet."

„Chriſtians Gedanken ſind in dieſer Sache immer weit von mir geweſen," ſagte Lucie, „ſchon als Knabe liebte er die kleine Naomi, und zu dem erwachſenen Fräulein ſtand nur ſein Sinn. Aber ſie paßten in keiner Weiſe für einander; ſie war ſchön, und das war es, was ihn bethörte. Ich erzählte ihm das Gerücht, welches umlief und auch gewiß richtig war, daß ſie mit einem Kunſtreiter davongelaufen ſei. Das machte einen ſo gräßlichen Eindruck auf ihn, daß ich ſeit der Zeit nie ihren Namen vor ihm genannt habe; er hat ſeitdem auch nie von ihr geſprochen, aber er denkt an ſie, davon bin ich überzeugt."

„Aber jetzt ſagt man ja von ihr," ſagte der Mann, „daß ſie eine vornehme Dame in Frankreich ſei. Ich habe es auf dem Gute ſelbſt gehört; ſie ſagen, daß ſie im nächſten Sommer zum Beſuch herkommen werde. So iſt das alte Gerücht doch falſch geweſen, oder der Kunſtreiter gehörte vielleicht zu einer der emigrirten Familien, die während der Revolution auswanderten und welche jetzt wieder zu Glanz und Herrlichkeit gelangt ſind; das könnte wohl ſein, auf dieſe Weiſe kommt doch Sinn und Verbindung in beide Gerüchte." —

Es war Sonntag. Chriſtian kam, der Geiger, wie er genannt wurde, und er küßte die Kinder, beſonders das

jüngſte, das ſchönſte, mit den dunkelbraunen Augen; das Aeußere iſt das, was uns ergreift, das fühlte er ſelbſt; „ja, wäre ich ſchön wie Du geweſen,“ dachte er, „dann würde Alles anders geweſen ſein; ſelbſt der Edelſte, der Beſte huldigt dem Schönen. O, welche Gottesgabe, welche Quelle der Zufriedenheit liegt nicht in der Schönheit! Für ſie iſt die Welt ein Eden der Liebe. Jeder begegnet der Schönheit mit dem Lächeln auf der Lippe, man ſammelt ſich um dieſelbe. Das Antlitz hier nimmt ein: der Mann muß vortrefflich ſein, das Geſicht kann nicht betrügen; hier iſt Geiſt, hier iſt Seele! O, Schönheit iſt auf der Erde eine glücklichere Gabe, als Genie und Geiſteskraft!“ und er küßte das ſchönſte von Luciens Kindern; es bekam das ſchönſte Bild und das größte Stück Kuchen.

„Sollſt Du uns nicht von Deinem Storch grüßen?“ fragte der kleinſte der Knaben.

„Ja, recht viele Mal,“ erwiderte er. „Jetzt iſt er friſch und ſtark und kann gewiß mit den andern um die Wette fliegen, deshalb fürchte ich, daß er mir davon fliegen wird, wenn die andern abziehen. Störche und Schwalben ſind gute Thiere, deshalb dürfen ſie nach warmen Ländern fliegen, wenn die Kibitze und Sperlinge frieren. Habe ich Dir die Geſchichte vom Storch und von der Schwalbe erzählt? Es war am ſtillen Freitag, als der Herr Chriſtus am Kreuze hing und drei Vögel über ihn weg flogen; der Kibitz ſchrie: „peinigt ihn, peinigt ihn!“ deshalb ſchreit er es noch jetzt; aber der zweite Vogel rief: „labe ihn, labe ihn!“ der Storch rief: „ſtärke ihn, ſtärke ihn!“ deshalb iſt Glück

und Segen bei diesen Vögeln, darum haben sie Frieden und kein guter Mensch thut ihnen etwas zu Leide!“ Während er erzählte, weilten seine Gedanken selbst bei dem Storche, der mit seinen Erinnerungen wunderbar verwebt war: der Storch auf dem Dache des Juden, der Storch auf der Wiese, welcher ihn in die Welt hinaus lockte, und jetzt der Storch, das einzige lebende Geschöpf, welches er daheim in seiner Einsamkeit um sich hatte. Im vorigen Jahre, als die Störche fortzogen, hörte er eines Abends einen eigenthümlichen Laut im Schornstein, es war ein Storch, der herabgefallen war und im Fallen das Bein gebrochen hatte; er verband es, so gut als er konnte, pflegte ihn und im Laufe des Winters wurden sie mit einander vertraut, so daß jetzt, als die andern Störche zurückkehrten, dieser ihn nicht verließ, sondern von dem Felde durch die offene Thür jeden Abend zum Holzschuppen herein hüpfte, wo er sein Nest hatte. Luciens Kinder klammerten sich an Christian an und sprangen mit ihm auf der Wiese umher, wo er ihnen aus Schilf Grenadiermützen machte; eine Mütze, sagte er, sollte auch die Mutter haben; an dieser bog er die Spitze um und füllte sie dann mit hübschen Feldblumen, es war ein sehr artiges Füllhorn, deshalb hing Lucie es über dem Spiegel auf.

Der Mittagstisch war gedeckt, das Tischtuch blendend weiß, und heute gab es etwas Besonderes, das wußten die Kinder; jeden zweiten Sonntag, wenn der Geiger sie besuchte, hatte die Mutter immer etwas, wie sie es sonst nicht bekamen. Er sollte doch nur jeden Sonntag kommen,

meinten ſie, es waren ja nur zwei Meilen, die er zu gehen hatte.

Er war ein Kind mit den Kindern und hörte wie ein geduldiges Kind auf die Neckereien des Schulmeiſters, in denen ein Stachel der Wahrheit lag.

„Du wirſt ein reicher Mann werden!“ ſagte er. „Du mußt Geld zurücklegen können! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; nimm Dir eine Frau, wer ſoll ſonſt haben, was Du in der Kiſte birgſt? Doch wohl nicht die Verſammlung, die uns den Katholicismus in das Land bringen will?“ Und nun war der Mann in ſeinem Elemente, gegen den Papſt und die Geiſtlichkeit dieſer Religionsſecte zu eifern.

„Der Katholicismus hat viel Gutes gewirkt!“ ſagte Chriſtian. „Dieſe Saat hat jetzt ihre Frucht getragen, uns Nahrung und Stärke gebracht; in einer barbariſchen Zeit wachte ſie allein über Wiſſenſchaften und Kunſt, ſie gebar den ſchönen Gedanken von einer großen Menſchengeſellſchaft, ſie erhob das Geiſtige über die rohe Kraft!“

„Aber jetzt iſt ſie ausgeartet!“ ſagte der Schullehrer, „ſie iſt zum Unterdrücker des Geiſtes und der Freiheit geworden!“

„Ich glaube,“ erwiderte Chriſtian, „daß wir denſelben als ein Treibhaus betrachten müſſen, welches im Winterwetter des Mittelalters ein Segen war. In den Klöſtern ſchoſſen die Wiſſenſchaften üppig empor und waren gegen die rohe Kraft geſichert, welche außerhalb hauſte; ſie entwickelten ſich für eine kommende Sommerzeit. Und das iſt die, in der wir jetzt leben: den Geiſt und die Freiheit hat

nun der Sonnenſchein im Freien erwärmt; Alles grünt und treibt jetzt hier weit beſſer, als in dem katholiſchen Treibhauſe; die Wärme dort, das fühlen wir, iſt künſtlich, da iſt es ſchwül und das Grüne iſt krankhaft grün. Wir haben es beſſer im Freien, hier iſt Alles fortgeſchritten; drinnen iſt es dagegen wie früher, ja es giebt ſogar weniger edle Bäume, da dieſe ihren Platz draußen im Sonnenſchein erhalten haben."

„Zankt Ihr Euch ſchon wieder?" ſagte Lucie halb im Scherz.

„Er hält es mit den Katholiſchen!" ſagte der Mann. „Es iſt kein Auskommen mit ihm."

„Ich will nur den Mantel der Liebe über alle Glaubensſecten ausgebreitet wiſſen!" ſagte Chriſtian. „Ich werde Euch einmal ein katholiſches Lied mitbringen, welches ich von einem Italiener erhalten habe, es wird zu Oſtern dort von den Bauern auf den Bergen geſungen. Darin iſt eben ſo wahres Chriſtenthum enthalten, wie in unſern alten Pſalmen."

Die Sonne war untergegangen und die Kinder zu Bette, bevor Chriſtian ſich auf den Rückweg nach ſeiner zwei Meilen entfernten, einſamen Wohnung machte. Es war einer der ſchönen Mondſchein-Abende, die der Maler ergreift und auf die Leinwand feſſelt und die der Dichter einathmet, ſo daß durch ſie ſeine Lieder ſchöner und ergreifender werden. Auch auf Chriſtian wirkte der Schönheitsduft dieſes Abends ein; es war einer der Augenblicke, in denen er gleichſam fühlte, daß er einen großen geiſtigen Schatz in ſich verborgen trage, und daß er nur auf die günſtige Mitternachtsſtunde zu warten

brauche, um ihn zu heben; doch plötzlich erloſch wieder Alles und nur die Hoffnung blieb ihm, daß in einer andern, in der Welt der Geiſter die Stunde kommen würde. Er hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, und ſchon wieder war er nicht mehr ſtill und froh, wie die ſchöne Natur es haben wollte. Glücklich mußte er ja doch ſein; kein Herz hatte ſich mit ungetheilter Liebe an ihn angeklammert und ſich darauf treulos abgeriſſen. Man war ihm gut, ſorgenfrei konnte er dem morgenden Tage entgegenſehen! — Er war kein Geſchöpf, welches durch einen mächtigen Herrn emporgehoben worden, und welches jetzt aus Dankbarkeit dieſes auf ſich Herabblicken erdulden mußte, der Arme, welcher nur durch deſſen Allmacht war, was er war. Er ſah ja auch nicht täglich die, welche er liebte, von einem Andern geküßt, von einem Andern träumend, während ſie doch gegen ihn ſanft und gut war! Er brauchte nicht dazu zu lächeln, um ſein Leiden zu verbergen. Sein Leben bot durchaus keine großen, erſchütternden Unglücksfälle; der Prediger konnte an ſeinem Grabe ſagen: „ſtill und glücklich glitten ſeine Tage dahin! keine Gewitterwolke zog ſchwer und glänzend über ſein Haupt hin!“ nein, es war gleichmäßig grau, immer grau, und wenn man unverwandt darauf hinſah, ſo konnte man ſich einbilden, daß es blau ſei.

Es war Niemand daheim, der ihm ein Willkommen bieten konnte! Einſam war es, er hatte es einſam, wie alle Andere es in ihrem Grabe haben werden. Er zündete ſein Licht an, wirthſchaftete herum, ſchloß die inwendigen Fenſterläden und öffnete dann die Kammer des Storchs; dieſer

ſchlief. Jetzt machte er die große blauangeſtrichene Kiſte auf; in einem kleinen Behälter derſelben lagen zwei ſchwere Beutel; er ſchüttete ſie ſacht auf den Tiſch aus, zählte die blanken Silberſtücke, packte ſie in Tüten und lächelte, wie er Luciens Kinder angelächelt hatte.

„So viel habe ich ſchon!“ dachte er. „Welcher Schatz! Der iſt für ſie! Ja, in ihrer größten Noth wird ſie zurückkehren; die Andern werden ſie dann nicht kennen wollen, aber ich will ihr ein Bruder ſein; ſie ſoll nicht mehr leiden!“ und er lächelte wieder, denn er dachte an Naemi.

Der leichte Jugendſinn hatte ſie in die Welt hinausgeriſſen; das konnte nie gut enden. Einſt mußte ſie ſicher arm und krank mit einer herumwandernden Truppe zurückkommen. Das hatte er geträumt, und das war ſein feſter Glaube. Wie oft war er nach der Schenke oder nach dem nächſten Dorf gegangen, wenn er hörte, daß eine herumwandernde Gauklertruppe da ſei; er ſuchte Naemi; für ſie ſammelte er ja das blanke Silber.

Die Bibel, die Geige und der Storch waren ſeine drei Freunde. Das Thier hüpfte aus dem Garten in die Stube, flog wieder nach dem Gebüſch jenſeits der Wieſe, kehrte aber immer zurück.

„Ob Du wohl bei mir überwintern wirſt?“ ſagte Chriſtian, „ob Du nicht mit Deinem Geſchlechte nach den warmen Ländern fliegen wirſt? — O fliege! Wer gleich Dir fliegen könnte! Ich habe auch einmal daran gedacht, weit fort zu ziehen, aber ich bin hier geblieben, ich komme nie

hinaus! — — Du bekommſt ſie vielleicht zu ſehen! — Du fliegſt vielleicht über meines Vaters Grab!“ und er nahm ein rothes Band, ſchrieb darauf: „Gruß aus Dänemark!“ band daſſelbe um das Bein des Storches und ſagte: „fliege jetzt nur mit den andern, aber komm zum Frühjahr wieder! — Nun ſind dreizehn Jahre verſtrichen, ſeitdem ich ſie ſah. Sie hat ſich gewiß ſehr verändert! In meinen Gedanken iſt ſie noch ſo jung und ſchön, mit dem ſtolzen Blick! — O, wäre ich ſchön geweſen, wie der Kunſtreiter es war!“ und ſeine Gedanken flogen weit in die Welt hinaus.

Wie oft erblicken wir nicht Kinder, Knaben ſowohl als Mädchen, welche in ihren Kinderjahren faſt häßlich ſind; einige Jahre vergehen, Züge und Formen entwickeln ſich, wir ſehen Schönheit, wo wir zuvor keine fanden, und müſſen ſie deshalb lieben. So wird nach dem Tode, in dem neuen Leben, der, welcher uns hier durch ſein Aeußeres abſtieß, uns gewinnen, von uns geliebt werden, indem gerade jene harten Formen ſich zu Schönheitszügen entwickelt haben werden. Unſere Menſchenlarve iſt ja doch nur eine Kleidung; der zerlumpte Bettler kann ebenſo ſchön wie der Adelige ſein, wenn die Tracht der Armuth wegfällt. Das waren Chriſtians ſtille Träume. — —

Es war September, die Prachtzeit der däniſchen Natur; da träumte er von Naomi einen ſeltſamen Traum, der ſtand ihm ſo klar vor den Augen, indem er plötzlich erwachte, aber am Morgen war die Erinnerung völlig erloſchen, nur ſo viel war ihm deutlich, daß ſie ihr Haupt

an ſeine Bruſt gelehnt und geſagt hatte: „Ich ſterbe, begrabe mich in Deinem kleinen Blumengarten.“

Der Traum verſetzte ihn in eine wunderbare Stimmung; er las einen Pſalm und ſuchte die Worte des Troſtes in der Bibel.

Als er am Nachmittage durch das Dorf ging, hörte er vor ſich eine Trompete, ein luſtiges Rufen und das Geſchrei der Bauerknaben ertönen. Hinter der Hecke eines der kleinen Gärten ſtanden einige alte Frauen und ſahen den Weg hinab.

„Was iſt das?“ fragte er.

„Komödianten, welche Kunſtſtücke in der Schenke machen wollen.“

Und nun erblickte er einen Mann in der Tracht des Bajazzo, aber ärmlich und ſchmutzig; er ritt auf einem elenden Pferde und hatte ein kleines Mädchen mit hübſchen dunkeln Augen vor ſich, das ein Tambourin in der Hand hielt. Der Mann rief aus, daß die prächtigſte Komödie mit beweglichen Figuren dieſen Nachmittag in der Schenke vorgeſtellt werden würde, wo außerdem verſchiedene höchſt wunderbare Kunſtſtücke, die doch alle natürlich zugingen, gegeben werden würden. Der Mann hatte das Geſicht weiß angemalt und ſchnitt gräßliche Grimaſſen; das kleine Mädchen ſah kränklich aus und ſchlug jedesmal auf das Tambourin, wenn der Vater in die Trompete ſtieß.

Chriſtian gedachte ſeines Traumes, dachte an Naemi: ob das ihr Mann, ihr Kind war? Er ging nach der Schenke.

Draußen im Hofe ſtand der mit einem Verdeck ver-

ſehene Wagen, auf demſelben lag ein altes Bett und dergleichen mehr. Im Seitengebäude war das ärmliche Theater errichtet, die Puppen hingen und lagen durcheinander, in zerlumpter, ſchmutziger Pracht. Eine corpulente, dunkelfarbige Frau im bloßen Kopfe, mit theils ſchwarzen, theils grauen Haaren, ſaß mit einem kleinen Knaben auf dem Schooß da; ihre Kleider hingen loſe und unordentlich um ſie herum, ſie gab dem Kinde zu eſſen; eine Frau, etwas jünger als ſie, nähete einen Papierſtern auf die Bruſt einer Holzpuppe. Chriſtian ſprach mit ihnen; ſeine Stimme bebte, aber er ſah, daß keine von dieſen Naomi ſei.

Wie oft war er nicht ſo getäuſcht worden, und doch fühlte er ſich froh darüber. Der Anblick dieſer Menſchen, die Erinnerung an ſeinen Traum bewegte ihn tief.

Als er nach Hauſe kam, vermißte er den Storch. „Er kömmt wohl noch!“ dachte er und ließ deshalb die Thür zum Holzſchuppen offenſtehen. „Wer weiß, vielleicht ſchwebt er ſchon mit den andern über das Meer! Das Laub färbt ſich dunkel!“

Er ſchlief unruhig in dieſer Nacht; bei Sonnenaufgang war er ſchon in den Kleidern und eilte hinaus in ſeinen kleinen Garten, wo ihm ja Naomi im Traum geſagt hatte, daß er ſie begraben ſolle; plötzlich hörte er einen einſamen Laut von der Wieſe her, und er ſah Hunderte von Störchen durcheinander wirbeln. Sie erprobten ihre Kräfte, wie der Landmann ſagt. Er gewahrte, wie einzelne von den andern überwältigt und mit dem ſtarken Schnabel getödtet wurden. Mit lautem Geklapper ſtieg der große Schwarm hoch in die Lüfte und verſchwand.

Er ging auf die Wieſe hinaus; da lagen ſieben todte Störche, ihre abgeriſſenen Federn flogen noch über das Gras hin.

„Die Natur verlieh euch keine Kräfte, und deshalb mußtet ihr ſterben, arme Thiere! Ihr durftet nicht mit nach den warmen Ländern ziehen!“ ſagte er und beg ſich hinab; da lag einer mit einem rothen Band um das Bein; er nahm ihn in ſeine Arme, er war noch warm; das Blut befleckte die weißen Federn, der lange Hals hing todt herab; es war ſein Storch; er drückte ihn an ſeine Bruſt.

„So geht mein Traum in Erfüllung! Dich und nicht ſie halte ich todt in meinen Armen!“ und er küßte den todten Vogel, zog eine weiße und eine ſchwarze Feder aus dem Flügel, befeſtigte ſie über dem Spiegel, grub ein Grab, fütterte es mit grünen Blättern aus und legte den Storch hinein. Der Roſenſtrauch ſtand mit gelbgrünen Hagebutten über dem Grabe des Vogels.

„Nun bin ich wieder allein. Du kehrſt nicht mit dem Frühlinge zu mir zurück. Todt; Alles ſtirbt! Alles müſſen wir verlieren. — Weshalb ergreifen wir nicht die Minute, warùm wollen wir nicht glücklich ſein? Ich will den letzten Sonnenſchein dieſes Jahres recht einſchlürfen, ich will mich über den klaren Froſtwinter und über den wiederkehrenden Frühling freuen.“

— — Aber der Winter brachte nur naſſes Wetter, Schnee und trübe Tage; der Wald bot nur triefend naſſe Baumſtämme, die ſchwarzen Zweige ſchienen im Nebel wie in ein Spinnengewebe gehüllt zu ſein; ja, die ganze Natur

war in einer Verpuppung, die erſt nach Verlauf von Monaten vor den Sonnenſtrahlen platzen konnte.

Chriſtian kränkelte, doch war er jeden zweiten Sonntag ein ſicherer und willkommener Gaſt bei Lucien, aber nur jeden zweiten Sonntag, deshalb überraſchte es ſie, ihn an einem Wochentage zu erblicken, und er ſah bleicher als gewöhnlich aus.

„Es geht gut mit mir!“ ſagte er, „aber ich hatte nicht viel zu thun, und ich ſehnte mich nach den Kindern, deshalb komme ich.“

Uebrigens hatte er eine Neuigkeit erfahren, mit dieſer rückte er aber erſt ſpäter heraus. Der Gärtner auf dem Gute hatte ihm erzählt, daß man im Frühjahr hier Fremde erwarte: einen vornehmen franzöſiſchen Herrn mit ſeiner Gemahlin, und daß dieſes gerade Naomi ſei; ſeit vielen Jahren ſei ſie mit ihm verheirathet und ſei ſehr reich und vornehm. Die Thränen ſtanden Chriſtian in den Augen. „Nein, mir iſt doch nicht wohl,“ ſagte er, „Alles regt mich gleich ſo auf.“

Lucie drückte ſeine Hand.

Wie einſam war es nicht jetzt in ſeiner Behauſung! Wie oft hatte er nicht ſeinen Schatz bei dem Gedanken an Naomi gezählt; jetzt wurde der Behälter nie geöffnet, das Silber nie hervorgenommen.

Der Winter war ſo lang, ſo trübe — aber es war ein guter Winter für die Armen, ſagte man, denn es fror nicht ſtark, aber Regen gab es und grau, immer grau war der Himmel; es war ein Herbſt, welcher weit in das Frühjahr hinein reichte.

Es war in der Mitte des Mai, am erſten ſchönen

ſonnigen Tage; Luciens Kinder ſtanden betrübt am Bette, in welchem Chriſtian krank lag, ihre Mutter pflegte ihn.

„Habe Dank für alle Deine Liebe, Lucie," ſagte er, „es iſt doch ſchön in dieſer Welt, und die Menſchen ſind gut; — ich erinnere mich deſſen wohl, was Du mir vor vielen Jahren ſagteſt: Gottes gewöhnliche Gaben an uns Menſchen ſind ſo groß, daß es eine Sünde iſt, ſich mehr zu wünſchen. — Der, welcher hoch ſteht, iſt gerade dem ſcharfen Winde ausgeſetzt, wir tiefer ſtehenden nicht. Entſinnſt Du Dich nicht des ſchönen Geſanges: „Die Roſen ſie blühn und verwehen, wir werden das Chriſtkindlein ſehen." Der ausgezeichnete Mann ſteht im Strahlen-Glanz, aber die Strahlen verzehren ihn. Wir könnten ihn beneiden, daß er eine größere Empfänglichkeit für Alles um ſich her erhielt, aber dadurch fühlt er auch mehr als wir das Zerſtörende. Er giebt mit ſeiner warmen Seele, was wir mit einer kälteren empfangen, er ladet uns als Gäſte zu der Mahlzeit ein, die er anrichtet, und wir kommen wie die böſen Vögel, von denen ich geleſen habe, die Harpyen, wir kommen, um zu beſudeln." Unbewußt tadelte er jetzt eine ganze Menſchheit, die er einige Minuten zuvor gut und liebreich genannt hatte.

„Unſere Gedanken ſind eitel, unſere That iſt nichts!" ſagte er. „Was wir groß und unſterblich nennen, ſteht einſt vor einem andern Geſchlecht nur als Kohlen-Inſchrift auf den Wänden der Gefängniſſe; Neugierige beſuchen ſie und beſchauen es. — Gieb den Kindern meine Bibel, wenn ich todt bin; in der liegt der Schlüſſel zu einem Schatz.

den weder Motten, noch Roſt verzehren. — Ich werde Naomi ſehen, bevor ich ſterbe," ſagte er mit einem verklärten Blick, „ja, ich werde ſie erblicken, das fühle ich."

„Sprich nicht vom Sterben!" ſagte Lucie. „Du ſtirbſt noch nicht; wir werden noch manches Jahr mit einander leben."

— — Die Schwalbe war zurückgekehrt; der Storch ſaß wieder in ſeinem Neſte; der Däne fühlte ſich ſtolz auf ſeine grünen Wälder, da faltete Lucie die Hände des Todten, ſchloß deſſen Augen und zeigte den Kindern zum letzten Mal den lieben Chriſtian, und die Kleinen weinten.

„Ihm iſt wohl!" ſagte Lucie, „ſo wohl, wie ihm hier nie geweſen iſt!"

Der Deckel wurde zugeſchlagen, und die Landleute trugen den einfachen Sarg aus dem Hauſe; Lucie folgte mit ihrem Mann und ihren Kindern. Der Weg nach dem Kirchhof war ſchmal; da kam ein herrſchaftlicher Wagen mit vier Pferden ihnen eilig entgegen. Es waren Gäſte, die nach dem Rittergute fuhren; es war der franzöſiſche Marquis und ſeine Gemahlin Naomi.

Die Bauern ſtiegen mit dem Sarge in den Graben hinab, damit die vornehme Herrſchaft vorbei konnte; ſie entblößten ihre Köpfe, und die gnädige Frau, Naomi, ſteckte das Haupt mit dem ſtolzen Blick, mit dem einnehmenden Lächeln heraus und grüßte. Es war ein armer Mann, den ſie begruben. Nur ein Geiger!

Ende.

Schnellpressendruck von Fr. Nies in Leipzig.

H. C. Anderſon's

Umriſſe

einer Reiſe

von Copenhagen nach dem Harze, der Sächſiſchen Schweiz und über Berlin zurück.

Aus dem Däniſchen überſetzt

von

Verfaſſer der See-Anemonen ꝛc.

Herausgegeben

von

Dr. Friedrich Wilhelm Genthe.

Neue Ausgabe.

Berlin, 1839.
Richterſche Buchhandlung.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Inhalt.

Seite.

I.

Abreiſe. — Meer. — Fluß. — Trave. — Lübeck. — Marienkirche. — Todtentanz. — Wandsbeck. 3

II.

Hamburg. — Eine einfache Geſchichte. — Theater. — Beſuch vor der Stadt. — Traum. — Idylle. — Die beiden Charaktere 13

III.

Die Vierlande. — Der Reiſende und der Haidebauer. Schuljungfer. — Lüneburg. — Die Elfen auf der Haide. . . . 23

IV.

Braunſchweig. — Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. — Fortſetzung derſelben. — Die Mutter und der Sohn. — Wanderung in der Stadt. — Abreiſe. — Der alte Schulmeiſter. . . 32

V.

Goslar. — Bergwerke. — Die Spinne. — Sage von der ſchönen Mathilde. — Ilſe. — Brocken. 44

VI.

Der Morgen auf dem Brocken 61

VII.

Dichters Macht. — Die Baumannshöhle. — Der Antiquar. — Blankenburg 64

VIII.

Ruinen des Regenſtein. — Schneiderfrau. — Roßtrappe.

Seite.

IX.

Situationsbilder auf der Wanderung nach Eisleben. — Martin Luther. — Reiſe nach Halle. — Merſeburg. 82

X.

Reiſe durch Halle und Merſeburg nach Leipzig. — Die blinde Mutter. — Der Invalide. — Die Nikolai-Kirche. — Gellerts Grab. — Auerbachs Keller. — Die Italieniſche Oper. — Poniatowsky's Denkmal. 89

XI.

Abreiſe. — Meißen. — Der erſte Tag in Dresden. — Dahl und Tieck. 99

XII.

Bilder-Gallerie. — Das Linke'ſche Bad. — Das grüne Gewölbe. — Rüſtkammer. — Ausflug nach der Sächſiſchen Schweiz. — Pillnitz. — Liebenthaler Grund. — Lohmen, Ottowalder Grund. — Amor als Führer. — Die Baſtei. — Wolfsſchlucht. — Hohenſtein. — Der Kuhſtall. 106

XIII.

Wanderung in Böhmen hinein. — Rückreiſe über Pirna. — Sonnenſtein. — Die letzten Tage in Dresden. 126

XIV.

Berlin. — Adelbert von Chamiſſo. — Theater. — Thiergarten. — Bildergallerie. — Reiſegeſellſchaft. — Drei Tage aus dem Leben eines Gauners. — Der Vogel. — Ende der Reiſe. 144

Umriſſe

einer Reiſe

von Copenhagen nach dem Harze, der Sächſiſchen Schweiz, und über Berlin zurück.

von

H. C. Anderson.

1.

Ein Stück Vorrede. — Meer. — Fluß Trave. — Lübeck. — Marienkirche. — Todtentanz. — Wandsbeck.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;

sagt Claudius; ob dieß aber Jemand hören will, ist eine andere Sache.

Wir leben in einer Zeit, wo große Weltbegebenheiten einander Schlag auf Schlag folgten, wo in einem Jahre sich Mehres entwickelte als früher in ganzen Dezennien; Meteor folgt auf Meteor am politischen Himmel; wie kann man da Zeit erlangen, auf eine einzelne aufstrebende Psyche Acht zu haben. Die Welt handelt jetzt, sie arbeitet für das kommende Dichtergeschlecht, welche unsere Zeit unsterblich machen soll. Allein wenn die Schwingen wachsen, will der Vogel fliegen, ob Krieg sei oder Frieden, Hochzeit oder Begräbniß, er singet seinen Sang, bis sein Dichterherz bricht; stets findet sich eine und die andere verwandte Seele, welche mitten unter dem großen Weltgetöse durch seine Töne berührt wird, und mehr kann der kleine Himmelsbürger ja nicht verlangen. Aber ist er nun ein verfänglicher Vogel, und dergleichen sind die meisten jungen Poeten, so will er Zuhörer an sich locken, ein Original werden und in ganz anderer

Weise zwitschern als wozu ihm der Herr den Schnabel gab; dies hilft wirklich zu Zeiten; je seltsamer der poetische Singsang ist, desto mehr Aufmerksamkeit erregt derselbe; er sammelt sich ein Publikum; einer zeigt sich immer noch als ein größeres Original denn der andere, denn wer möchte nicht gehört sein, wenn er einmal als Sänger aufgetreten ist?

Mir ging es, wenn ich offenherzig sein soll, gerade ebenso, als ich diese meine Reise zu erzählen gedachte; ich nahm mir vor, es auf eine originelle Weise zu thun, und hatte das Ganze schon — bevor ich reiste — angeordnet. Nachdem Leser und Leserinnen sich niedergelassen, wollte ich ihnen die ganze Reise dramatisch geben; dieß war — dünkte mich — eine neue Art von Mittheilung einer Reisebeschreibung. Ich sollte ein Reisedrama mit Ouverture, Prolog und Zwischenacten liefern. In den Zwischenacten sollte das Publicum satyrisch werden, im Prologe wollte ich es selbst sein. Die Ouverture sollte vom vollen Orchester ausgeführt werden; das auf dem Verdecke versammelte Volk wollte ich als türkische Musik anwenden, die Wellen mußten das brausende Crescendo spielen, die Vögel und die jungen Damen an der Langleine aber sollten des Abschieds rührendes Adagio ausdrücken. Auf dem Dampfschiffe fand ich viele Passagiere, welche ich eiligst zu Instrumenten machen konnte, und mein eignes Herz sollte die Lust anwandeln, ein kleines Harfen-Solo vorzutragen. Ich rechnete darauf, in dieser Ouverture von Kopenhagen nach Lübeck wurde Abwechselung genug sein. Bei Travemunde sollte der Prolog beginnen, bei Lübeck das Stuck selbst, und von da ab Abenteuer auf Abenteuer seeneweise sich reihen. Eine solche Art von Reisebeschreibung hatte ich noch nicht gesehen; so sollte die meinige werden — und ich reiste ab.

Fremde Städte mit fremden Leuten folgten auf einander, zwischen den Bergen öffnete sich eine neue Welt für mich; Gottes herrliche Natur umgab mich, da war keine angenom-

mene Originalität, doch sah sie ganz originell aus, und war doch nur sie selbst. Ob dies denn doch nicht im Grunde das Richtige sein mag, dachte ich, und eh' ich mich dessen versah, waren alle die selbstgeschaffenen originellen Ideen verdampft und ich dachte: ich will es geben, wie ich selber es erfaßte; wird es nicht originell, so liegt der Fehler darin, daß ich selbst eine Copie bin, und das läßt sich doch nicht reimen: denn da ein Blatt am Baume keine Copie vom andern ist, sollte der Mensch mit seiner ganzen Natur es sein? Ouverture, Prolog und Zwischenspiel sind daher verloren gegangen; man darf jedoch dessen ungeachtet gern sitzen bleiben; ich werde mein Herz öffnen und Euch die bunte Reihe der Bilder, wie sie die Reise hervorrief, zeigen. Wir hängen keinen Teppich längs der Wand herunter, dies macht zu viel Unbequemlichkeit; wir haben die weißen Blätter im Buche; hierin stehen nun die Bilder, allerdings nur in leisem Riß; allein man erinnere sich, es sind auch nur Taschenbilder der Wirklichkeit. Man findet Ebenen und Berge, Dörfer und Phantasiestücke, selbst einzelne kleine Partien, welche mit Feder und Dinte eiligst abgerissen sind. Der Dichter weicht dem Maler nicht.

Ein Vordergrund, ein wenig Grün,
Ein Baum, wo möglich muß er blüh'n,
Ein Lüftchen fächelt sanft vorbei;
Merkt auf: da steht die Malerei!
Doch das Gedicht? — Deß braucht's nicht mehr,
Hier steht es schon, blickt hür umher.

Allein nun fährt das Dampfschiff **Prinzessin Wilhelmine** nach Lübeck ab.

Die Küste segelt bereits hinweg; ob sie den Vorsprung gewinnen will, damit wir ihr nicht nacheilen? Nein, wir selbst segeln! — O reisen, reisen ist doch das glücklichste Loos! Darum reisen wir auch Alle. Alle reisen in's Universum; selbst der elendeste Mann besteigt des Gedankens beflügeltes Roß, und wird er alt und schwach, dann nimmt

der Tod ihn doch auf die Reiſe, die große Reiſe, die wir Alle machen. Die Wogen rollen von Küſte zu Küſte; die Welten ſegeln hin am großen Himmel und der Vögel fliegt mit über Flur und Gefild. Wir reiſen Alle, ſelbſt die Todten im ſtillen Grabe fliegen mit der Erde um die Sonne. Ja reiſen, das iſt eine fixe Idee im ganzen Weltall, aber wir Menſchen ſind Kinder, wir wollen noch „Reiſen ſpielen“ mitten auf unſerer und der Dinge großer natürlicher Reiſe.

Der See lag einem Spiegel gleich vor mir, keine Welle machte die große Fläche uneben. O es iſt herrlich zwiſchen Himmel und Meer dahin zu fliegen, während das Herz ſeine Trauer und Luſt ſingt und der Geiſt den bedeutungsvollen, wechſelnden Klagegeſtalten nachſinnt, welche bei dieſen Tonwellen ſich erheben. Herz und Meer ſind wunderbar verwandt! Das Meer iſt des Erdballs großes; drum brauſet es ſo tief in ſtürmender Nacht, drum füllt es unſere Bruſt mit Wehmuth oder Begeiſterung, wenn der klare Sternhimmel, der Ewigkeit großes Bild, ſich in der ruhigen Waſſerfläche zeigt. Himmel und Erde ſpiegeln ſich am Meer, wie in unſern Herzen; doch das Menſchenherz wird nie ſo ruhig als jenes, wenn des Lebens Stürme erſt ſein Inneres aufgeregt haben. Doch iſt unſere Lebenszeit nur ein kleiner Zeitraum vom Leben der großen Welt. In Augenblicken vergeſſen wir unſern Schmerz, ſelbſt den tiefſten, in Augenblicken vergißt auch das gewaltige Meer ſeine Stürme, für den Weltkörper ſind Wochen und Tage nur Augenblicke. Aber ich werde ja recht redſelig! So erzählte ich einſt einem Kinde, welches auf meinem Schooß ſaß, mancherlei Geſchichten, welche ich ſelber hubſch, recht hübich fand. Das Kind blickte mir mit großen Augen in's Geſicht; ich bildete mir ein, wie recht glücklich meine Geſchichten es machten, und ich ſelbſt erzählte immer lieber dem kleinen aufmerkſamen Kinde. Bei der intereſſanteſten Stelle unterbrach ich mich ſelbſt und fragte: was meinſt Du dazu? und das Kind ſagte: Du ſprichſt zu viel. Vielleicht, lieber

Leſer, ergeht mirs auch ſo mit Dir? Doch bedenke: wir ſind inmittelſt auch über die ganze Oſtſee geſegelt, ſind Stayns Klint mit ſeiner wandernden Kirche, Möns weiße Kreideberge, wo das Holz zu grünen begann, und Laaland ſelbſt vorbeipaſſirt, wo in der halbdunkeln Nacht das rothe Feuer brannte. Hernach ging die Sonne auf; ſchön war's anzuſchauen; allein die meiſten Paſſagiere ſchliefen; ſie dachten mit Arv: Der Morgen iſt recht ſchön, wenn er nur nicht ſo früh am Tage wäre.

Endlich ſtieg einer nach dem Andern aus der Unterwelt hervor; das Verdeck war der freie Converſations-Saal, wo man nach Belieben kommen und gehen konnte; die Gedanken thaten daſſelbe, und das Herz trällerte ſich Eins und das Andere; ich vernahm es aber wohl:

In dem ſchwankenden Boot, auf der brauſenden See
Saß ich in der Trauteſten Näh'.
Begeiſternde Luſt!
Sie wiegte ihr Köpfchen an meiner Bruſt.
Ich nahm ſie in der Arme ſchützende Huth
Und fuhlt' ihrer Küſſe Gluth
Mir brennen auf Lippe und Kinn:
Im Winde flattert der Segel dahin.
Sie druckt mir die Hand, und Lippe und Blick
Strahlen Treue zurück.
Wir ſchieden — und ich ſah ihres Abſchiedes Noth:
Denn ſelber blieb ich beim ſchaukelnden Boot.
Hat ſie das Alles vergeſſen wohl gar?
Arg wär' es furwahr!

Auf des Meeres ſpiegelklarer Fluth mag das Herz von ſeiner Liebe träumen. Nichts in der ganzen Natur giebt ein ſo leibliches Bild von dieſes Lebens heiligem Geheimniſſe als das große herrliche Meer, das wie ein Himmel die ganze Erde umſchließt und auf ſeiner ruhigen Fläche die Unendlichkeit darſtellt. Liebe iſt ein Abgrund gleich dem Meere, deſſen Tiefe Tod und Leben birgt, während die Hoffnung ihre reichbeladenen Schiffe von Küſte zu Küſte fliegen läßt.

Ich blickte auf das große Meer und fühlte mich glücklich — ein Berliner ſtand mir zur Seite und machte berliner Witz — auch er fühlte ſich glücklich! vorwärts flog das Dampfſchiff; wir naheten dem Lande und ſo — ſo waren auch die Uebrigen glücklich.

Es fehlte übrigens wenig, ſo hätten wir den Ausfluß der Trave nicht gefunden; ein dicker Nebel hatte ſich über die ganze Küſte gelagert; doch das Glück war mit uns, wir trafen die richtige Stelle, ſegelten hinein und das ganze Nebelland blieb hinter uns.

Es war als wallte ein Vorhang auf. Im Vordergrunde lag das hübſche Badehaus und der hohe Leuchtthurm; ringsum dehnten ſich grüne Felder und Wald; uns entgegen ſtrömte das warme Sonnenlicht. Daheim in Dänemark knoſpete es kaum im Gehölz da wir abſegelten; welch merklicher Uebergang! Zur Linken erſtreckte ſich die Halbinſel Priwall, wo die Heerden halb im Waſſer gingen, und uns ein lebendes Potterſches Bild mit dem großen Lufthintergrunde und herrlichen Thiergruppen veranſchaulichte. Zur Rechten lag Travemünde mit ſeinen rothen Dächern; ringsum aus den Fenſtern hatten Männer und Weiber von fern die Köpfe geſteckt; ſie ſahen von Ferne recht hübſch aus. Ach ja „die Ferne!“ ſie iſt doch des Lebens magiſches Zauberland, die geiſtige fata morgana, welche beſtändig entfliebt, wenn man ihr nahet. In der Ferne liegen der Kinder Träume und die Lebensvorſätze; in der Ferne glätten ſich die Runzeln der gefurchten Stirn und das graue Mütterchen gleicht der geſundheit-blühenden Jungfrau. Vielleicht ging es auch hier mit den Schönen in Travemünde ſo.

Die Trave ward ſchmäler; das Dampfſchiff ſchien ihr ganzes Bett ausfüllen zu wollen; bald ſehen wir das ſiebenthürmige Lübeck zwiſchen den Matten und dem Walde heraufſtauchen; allein es ſpielte wunderlich Verſteckens, bald war es hier, bald dort — und bald — ja wer könnte das be-

ſchreiben? — lags unter dem grünen Ufer, welches die Natur mit Gehölz und üppigen Grasewuchs bedeckt hat. Die vielen Biegungen veranlaſſen, daß man nicht recht weiß: ob man von oder zur Stadt fährt. So ſegeln wir auch auf dem großen Strom des Lebens, denn da ſind wir ſo kindiſch zu klagen, ja auch am Steuermanne zu verzweifeln, denn das Ziel unſerer Wünſche ſpielt mit uns, wie Lübeck Verſteckens; doch machten wir den richtigen Weg, allein wir kennen nicht des Stromes Lauf, da wir auf des Lebens Trave nur einmal ſegeln. Welch abwechſelnd Gemälde, welch lebendige Idyll gewährt nicht die ganze Gegend. Hier bildet der Fluß eine kleine Bucht, hier iſt eine Fiſcherſtätte; die Netze hangen zwiſchen Bäumen in der Sonne ausgeſpannt; gerade vor uns erhebt ſich ein Dorf mit ſeiner Kirche und im Fluße ſelbſt rauſcht durch die grünen Binſen das Dampfboot, welches unter anderen Gegenſtänden einen Poeten am Bord hat, und wo ein Poet ſich befindet, der ſtets der Natur ihre beſte Anſicht abgewinnt, denn Natur iſt eine Dame, und zwar eine alte Dame; ſie war vor Methuſalem, ſie will gefallen; ſie möchte bewundert, und was am wirkſamſten bei ihr iſt, beſungen werden; ich habe mich nun einmal darauf geſetzt; ſie ſoll nun keinen Geſang haben, und alſo bekommt ſie keinen.

„Jetzt muß man Deutſch ſprechen,“ ſagte ich, als ich in Lübeck das eine Bein auf die Schiffsbrücke ſetzte und bemerkte, daß mir die Deutſche Luft ins Geſicht blies. Rings im Gebüſch ſangen die Vögel uns einen großen Bewillkommnungsgeſang, und der war ganz Däniſch, ganz ſo wie bei uns; ſie mochten glauben, wir ſeien der Deutſchen Sprache nicht kundig. Es befand ſich deshalb unter den Paſſagieren auch nicht eine Seele, welche ihnen dankte.

Was mir ganz beſonders auffiel war, daß auch die kleinſten Lübeck'ſchen Kinder Deutſch ſprachen und das zwar weit beſſer als ich, der ich doch im Examen darin ſo gut beſtanden

hatte. Das müssen kluge Kinder sein, dachte ich, so klein, und doch schon so weit im Deutschen! Ich mußte sogleich an das bekannte, kluge Lübeck'sche Kind denken, das 1722 Friedrich IV. vorgestellt ward, und von welchem geschrieben stehet, daß es gesagt habe: Allerdurchlauchtigster König, Allergnädigster König und Herr, glückselig ist der Tag, an welchem mir schwachem Säuglinge die allerunterthänigste Devotion vergönnt ist, Ihrer Königlichen Majestät zu huldigen, und dann: Permettez moi, Sire, que je baise la main de votre Majesté et le bord de votre habit royal; hierauf ward er durstig und man mußte ihn säugen lassen. Dieß ist bekanntlich eine sehr wahrhafte Geschichte.

Gott weiß, ob auch die andern Lübeck'schen Kinder so gut im Französischen beschlagen waren, als jener „schwache Säugling"; sie sahen mir mindestens nach Allerhand aus.

Durch ein altes gewölbtes Thor mit dicken Seitenwänden kamen wir nun in die freie Hanseestadt:

Lübeck.

Unter den spitzgiebeligen Häusern, engen Seitengäßchen und unter den historischen Erinnerungen glaubt man sich hier um Jahrhunderte zurückversetzt; diese eckigen Gebäude, diese Steinbilder am Rathause, die gemalten Glasscheiben hier an der alten Kirche, an welcher wir vorbeigingen, sehen noch so aus, als könne Jorgen Wollenweber hier noch ein kräftig Wort mit drein reden; das Offenstehen der Kirche bringt auch auf die Idee des Katholicismus, und manches Bild aus jener Zeit spricht, wenn es auch kein Kunstwerk ist, uns doch durch seine poetische Idee oder sein Alter an.

Ich war in der Marienkirche und sah das berühmte astronomische Uhrwerk und dann noch den berühmten Cyklus von Bildern, welche man Todtentanz nennt. Jeder Stand, jedes Alter vom Pabst bis zum Kinde in der Wiege siehet man hier vom Tode zum Cotillon aufgefordert und Alle im Gewande der Zeit, worin sie gemalt wurden, was uns Jahr

1463 gewesen sein soll; unter jeder Person stehet ein platt-deutscher Vers, ein Gespräch unter den Tanzenden, welches indeß nicht die alten ursprünglichen Reime, sondern neuere poetische Versuche vom Jahre 1701 sind. Mich dunkte, der Maler habe in des tanzenden Klapperbeins Antlitz ein ironisches Lächeln gelegt, welches mir und der ganzen Gesellschaft, welche hier stand und ihre Bemerkungen über ihn machte, sagen zu wollen schien: Ihr glaubt nun Ihr stündet still, oder spaziertet höchstens in der Marienkirche umher, um Euch die alten Bilder zu besehen; Euch hat doch der Tod zum Tanz bereits aufgefordert und so tanzt Ihr bereits Alle mit mir. Von der Wiege an beginnt der große Tanz. Das Leben gleicht der Lampe, welche schon auszubrennen beginnt, wenn sie angezündet wird. So alt ein Jeder von Euch ist, so lange habe ich mit Jedem getanzet; ein Jeglicher seine Touren; der Eine hält das Tanzen länger aus als der Andere; allein das Licht erlischt gegen die Morgenstunde, und nun sinket Ihr Alle ermüdet in meine Arme — das nennt man sterben. Ringsum an den Wänden standen Epitaphien und in den Gängen lagen Grabsteine mit unleserlichen Grabschriften und halb ausgelöschten Herren und Frauen; so sah ich einen großen Stein mit einem mannhaften Ritter darauf, welcher das lange Schlachtschwerdt in der Hand hielt und gleichwohl duldete, daß das neue Geschlecht ihm auf die Nase trat, so, daß die Züge seines Angesichts und sein langer Bart fast verwischt waren. Er und alle diese stillen Nachbaren, deren Namen nun, wie ihre Inschriften verschwunden sind, haben sich einmal lustig da droben in der alten Stadt umhergetummelt, manchen Spaziergang auf dem grünen Walle gemacht, die Vöglein singen hören und an Unsterblichkeit gedacht. — Das alte Rathhaus steht noch da mit seinen kleinen Thürmen und dem großen Hanselaale. Der Markt liegt zwischen jenem und der Kirche, darauf tummelt sich das neue Menschengewimmel umher. Aus der Marienkirche ging ich

hinaus in die große Gotteskirche, welche noch auf eine andere Weise groß und alt ist; das ist ein Gewölbe, welches noch predigen wird, wenn alles Uebrige schweigt; die Häuser auf beiden Seiten der Straßen kommen mir vor wie Stubkreiben, wie gekaufte oder gemiethete Familienstüble, worin auch das Hausgesinde Platz hat. Ein Donnerwetter, welches über uns heraufgezogen war, begann inzwischen seine Predigt, welche nur kurz war, aber in deren Sprache doch viel lag.

In Gesellschaft eines Dänen und zweier Norweger verließ ich Abends das alte Lübeck; die Sonne gieng so schön unter; der grüne Wald duftete; es war eine Lust! Wie viel Poesie doch in so einem stillen Abend liegt! Die Landstraße, auch sie war in ihrer Art poetisch, kam mir vor als der Weg zum Parnaß, höckricht und uneben; Gott weiß, wie so Viele darüber hinweg kommen, ohne den Hals zu brechen, denn der Eine wälzt sich über den Andern; ich war selbst einmal nahe daran. Mit gesunden Gliedern gelangten wir Alle am Morgen nach Wandsbeck. Hier lebte und dichtete Claudius; ich dachte an Andreas und Anselmus; die Sonne schien mir in's Antlitz; so trat mir Wasser in die Augen. Ich war am Hause vorübergefahren, wo die Zahlen-Lotterie gezogen wird, ohne Acht darauf zu geben; aber Gedanken genug giebt es gewiß denen, welche unseligen Geistern gleich die Stätte umschweben und über den gebannten Mammon heulen. Claudius und Lotto, das sind doch in einer kleinen Stadt zwei Merkwürdigkeiten, und Gott weiß, sie sehen einander wenig ähnlich. Aber ich will von der Lotterie nicht schlecht sprechen, das Leben selbst ist eine große Lotterie, welche viele Unterabtheilungen hat, von denen manche ganz poetisch sind.

Als Einsatz setzte ich jüngst einen Kuß,
Und bat zum Aufzug mir das Gleiche aus;
Drob eine Ohrfeige ich gewinnen muß.

Zum Herzen brach die lichte Flamm' heraus,
Nun ward es auf die Terne abgesehn.
Ich setzte Leben, Hoffen auf das Spiel,
Und sieht, die Casse sprengte ich: sie fiel.
Ich nahm so viel nun als nur wollte gehn;
Und küsse in der Jugend jetzt vor Allen
Dich standhaft, wenn auch gleich die Course fallen.

Doch dieß darf nur ein Ehemann singen — der Dichter dagegen — hat das Recht, es zu schreiben.

Nun erblickten wir Hamburgs Thürme; sie erheben sich hoch in die Lüfte, gleichsam als sähen sie aus nach unserer Ankunft; die Sonne schien auf sie und auf uns hernieder, so schön als beim Einzuge irgend eines Kaisers.

II.

Hamburg. — Eine einfache Geschichte. — Theater. — Besuch vor der Stadt. — Traum. — Idylle. — Die beiden Charaktere.

Gleich Kopenhagen hat auch Hamburg sich von einem Fischerdorfe zu einer Stadt erhoben; unter den ärmlichen Fischerhütten am Elbstrande ließ Carl der Große die Burgen Hochbuche und Hammenburg erbauen, welche bereits unter Otto III. bekannte Seestädte waren. — So wuchs es vom Kinde zum Jünglinge heran und trat im kräftigen Mannesalter in die mächtige Hansa. — Ich fühlte ordentlich eine tiefere Ehrfurcht vor der alten Stadt, welche die engen Straßen und das Menschengewimmel in sich enthielt. Ich glaube, unsere Kutsche fuhr' uns Straß' auf und ab, um uns die Größe der Stadt recht zu veranschaulichen; denn es währte eine kleine Ewigkeit, ehe wir nach dem Hôtel de Bavière auf dem neuen Jungfernstiege gelangten, wo wir abstiegen. Hier in der Stadt selbst nimmt die Stadt sich herrlich aus, da die Alster, welche breit und groß ist, die neue Stadt gleichsam von der alten

scheidet. Die hohen Thürme spiegeln sich im Wasser, wo Schwäne hinglitten und Böte mit geputzten Menschen schwammen. Der Jungfernstieg wimmelt von Spaziergängern; längs desselben liegt Hotel an Hotel, deren Thüren mit Kellnern, Ober-Kellnern und Ober-Ober-Kellnern besetzt waren. Vom Schweizer Pavillon her braust ein Musikchor und hier, so wie in den andern sogenannten Alster-Pavillons sitzen ganze Gruppen von Anis- und Chocoladen-Schluckern. — Berlin hat keine Straße dieser gleich! Denn „Unter den Linden“ ermangelt der Wasserpartie, und diese ist und bleibt doch allezeit ein wichtiges Schönheits-Requisit.

Allein wir wollen hier nicht verziehen, sondern den Besuch am Abende wiederholen, wenn Alles erleuchtet ist, obgleich man es am Tage zu sehen vertragen kann. Wir begeben uns in das Getummel, unter Droschken, unter Handelsleute, welche kleine Waaren ausrufen, Blumenmädchen aus den Vierlanden und nach der Börse eilende Geldhändler. Das siehet einer einzigen Boutike gleich! so folgt Boutike auf Boutike. Die Straßen kreuzen einander, und nach der Elbe hinunter findet man einige, deren Eintritt durch ein Vorzimmer geschieht, und wo kaum ein Mensch hausen kann, welcher eine gewisse Peripherie überschreitet, wofern er nicht für beständig darinnen leben will Ich steckte den Kopf in einige, allein getraute mich nicht weiter hinein, denn ich erinnerte mich recht lebendig eines Traumes, den ich einst hatte, in welchem die Häuser auf der Ostergasse, in welcher ich umherspazierte, sich gleichfalls zum Lustwandeln in Bewegung setzten, aber immer mit den Angesichtern gegen einander, so daß die Gasse den Anblick dieser Hamburger Straßen gewährte; machten diese nun auch nur einen Schritt vorwärts, so hätte ich zwischen den Wänden eingeklammert gesessen, ohne vor- oder rückwärts kommen zu können, was ziemlich genant gewesen sein würde.

Doch spielte das Kindergewimmel vergnügt in dieser halbdunkeln Hamburger Welt und zwei Kinder,

Im Antlitz strotzende Gesundheits-Säfte,
Erseh'n das Spiel zum emsigen Geschäfte;
Und bau'n am Boden Garten, Hof und Haus,
Da Mutter Vaters Kleider bessert aus.

Eine dürftige Leiche ward beerdigt; vier Männer trugen den Sarg, ein Weib folgte; sie hatten Mühe durch die engen Gassen zu kommen: im Wege war Gedränge; kein Sonnenstrahl kam hier hernieder; erst als sie auf eine breitere Straße gelangten, fiel der Sonnenschein auf den ärmlichen Sarg. Ich hörte von diesem Begräbnisse eine Geschichte, welche poetisch rührend ist, da sie sich wirklich zugetragen hat.

In einem engen Gäßchen, hoch oben auf einer eben so engen Kammer lag der dürftige Leichnam; das Weib saß dabei und weinte, denn sie sah kein Mittel, das Begräbniß zu veranstalten. Das Fenster war offen, da flog ein kleiner Canarienvogel herein, legte sich zum Haupte des Verstorbenen und begann zu singen; dies machte auf das Weib einen wunderbaren Eindruck, sie konnte nicht länger weinen, sie war sich innerlich bewußt, daß jener vom Herrn oben herabgesandt sein müßte. Der Vogel war zahm und ließ sich leicht fangen, und da sie einer Nachbarin den Vorfall erzählte und derselben den Vogel zeigte, erinnerte diese sich, kurz zuvor in der Zeitung eine Bekanntmachung wegen eines entflogenen Canarienvogels gelesen zu haben.

Es war der nämliche, und das Weib fand menschliche Herzen, welche ihr den Todten bestatten halfen.

Die Stadt ist von Canälen durchschnitten, in diesem Viertel erblickte ich einige, welche wie wahre Kloäken aussahen. Hohe Häuser auf beiden Seiten, allein keine Straße, nur der schmale Canal soweit man vor den herausgebauten Altanen hinausblicken konnte. Auf diesen hing und lag Allerlei, und tief unten lief oder kroch eigentlich das schmutzige Wasser.

Einer dieser Altanen oder Schuppen in diesem Chaos war grün angestrichen, und darin saß eine dicke Dame am Theetisch und genoß der schönen Natur. Wie hell und luftig ist „Peer Madsens Gang„ in Kopenhagen gegen diese Gäßchen; jener würde in Hamburg zum Range einer ansehnlichen Straße emporsteigen.

Will man im Sommer hier dem Menschengetümmel, welches man fast überall antrifft, entgehen, will man sich aus der Welt hinausschlagen, so muß man in das Theater gehen; hier findet man Wenige; weit aus einander sitzen die bleichen Leute in den großen Logen.

Das Haus ist groß und prachtvoll; es hat 4 Etagen und ein Parterre; jeder Raum hinter den Bänken ist breit genug, um dort eine Gallopade zu tanzen. Das ganze Innere ist weiß mit Vergoldung, und wird durch einen brillanten Kronleuchter erhellet. Man führte den Freischütz auf. Die Decorationen waren vortrefflich, und besonders stand die Wolfsschlucht, was Maschinerie und Anordnung betrifft, weit über unserer daheim. In einer Felsenschlucht schien der Mond hernieder und die rothen Irrlichter hüpften im magischen Rundtanze. Flammen schlugen aus dem Boden empor und der wilde Jäger, ein Lufttransparent, eine Gruppe Wolken, welche sich zu jenen wilden Gespenstern entwickelte, fuhr über die Scene. Weniger gelungen war ein großer Drache, welcher erschien und im Abgehen Feuer spie. Ich mußte an den Ulysses von Ithaka denken. Am Schlusse des Actes stieg nicht der lebende Samiel aus der Tiefe empor, sondern ein furchtbares Riesengespenst, welches die ganze Scene ausfüllte; mit seiner ungeheuern Hand ergreift es Caspar und Max, welche leblos am Boden lagen, während das Ganze affectvoll mit starkem, rothem Scheine erleuchtet war. Uebrigens war der hiesige Samiel nicht gut costumirt, sondern glich einem rothen Husaren. Eine Demoiselle Gned gab die Agathe als Gastrolle; sie sang angenehm, zeigte viel Schule, geberdete

sich aber jedesmal, wenn sie beklatscht ward, besonders. Mein Dänisches Auge und Ohr waren an diese Deutsche Sitte noch nicht gewöhnt; nachher sah und hörte ich dieß überall. Jedesmal, wenn ihr applaudirt ward, verneigte sie sich; ein Umstand, der Jedermann aus der Illusion herausreißen muß. Nach der großen Arie mit dem Taschentuche, welches hier mit sehr berechneter Anmuth geschlungen ward, wo sie sich in Marens Arme werfen will, klatschte man noch, ehe sie eine Bewegung gegen jenen hin gemacht hatte, sie verneigte sich erst und stürzte dann in die Arme des bedauernswerthen Liebhabers, welcher ein ganzes Publikum zwischen sich und den Empfindungen der Geliebten hatte.

Kunst ist der Gegensatz von Natur, deßhalb ist Kunst aber nicht Unnatur, sie ist vielmehr das ideale Bild der Natur; man soll vergessen, daß es Kunst sei; wie kann man das aber, wenn ein Künstler oder eine Künstlerin sich herabwürdigt, das Natürliche in der Kunst wegen eines elenden Beifallklatschens zu vergessen. Gelobt sei der Himmel, der reinere Geschmack der Einzelnen, daß wir dergleichen auf unserer Scene nicht kennen, ausgenommen bei Concerten, wo man auch diese pantomimischen Pro- und Epiloge hat, welche in 4 Marscharten eingetheilt werden: rechts, links, Mittel- und Retiradenmarsch — der letztere ist da natürlich!

Als ich das nächste Mal im Theater war, ward ich regalirt mit dem Melodram nach dem Französischen: Cardillac, oder das Stadtviertel des Arsenals, welches nach Hoffmanns bekannter Erzählung: das Fräulein von Scudery bearbeitet ist. Dies war ein elendes Stück. Oliviers Rolle spielte Herr Jacoby, der, wie man erzählt, freies Schuh- und Stiefelwerk von der Schusterinnung in Hamburg erhält, seitdem er den Hans Sachs spielte; wofür er jenes eigentlich erhält, weiß ich nicht; aber es ist der respectiven Schusterzunft vielleicht wie jenem alten Bürger, den ich kannte, ergangen, welcher, als er seine Tochter auf einem

Privat-Theater spielen sah, die Hände faltete und sprach: Gott mag wissen, woher sie Alles das haben mag, was sie da sagt. Sie haben sich vielleicht eingebildet, Jacoby erfände Alles das, was er sagte, im Augenblicke, und da sie nun alle Schuhmacher waren wie Hans Sachs, und vielleicht mancher Poet unter ihnen (nicht wie Hans Sachs): so mögen sie gedacht haben: Heute Dir, morgen mir! wer weiß, was Jacoby uns in den Mund legen kann, wenn wir auch einmal auf die Bretter kommen.

In den meisten Theater-Blättern liest man allzeit, daß an dem und dem Abende ein herrliches Kleeblatt auf der Scene gewesen. Dreiblätter sind es nun in der Regel; ich fand nur ein zweiblättriges, allein dies war in seinen Blättern vollkommen ausgebildet, lebensfrisch und charakteristisch; das eine hieß Jast und das andere Madam Mädel. Er spielte Cardillac, sie spielte die Rolle der Scudery. Vom Theater wollen wir nach dem botanischen Garten gehen, obgleich ich jenes erst am Abende und diesen am Morgen sah, allein das große Treibhaus scheint mir ein passender Uebergang vom Theater zur freien Natur zu sein.

Die Lage ist herrlich! Man wähnt sich weit hinweg von Hamburg, und doch liegt nur der alte Wallgraben und die geebneten Wälle mit deren Blumenbeeten und Bäumen dazwischen. Die Erdbeeren blüheten bereits, und die kleinen Vögel zwitscherten mir aus den Hecken entgegen: Merkst Du nicht: schon reisest Du gen Süden!

Wie unwissend kam ich mir in dem großen Treibhause unter den fremden Blumen und Gewächsen vor. Es war auch eine Hamburger Dame da, welche eben diesen Fehler mit mir besaß, aber denselben auch außerhalb des Treibhauses hatte. Es stand da ein Haufen Blumen; wie niedlich! brach sie aus, nie habe ich so seltene Blumen gesehn! Sind sie aus Amerika? Nein, dieses weniger; es sind nur Feld-

blumen, welche von Poseldorf draußen vor Hamburg mitgebracht sind.

Vom botanischen Garten wanderte ich hinaus durch Palmaille nach Altona, wo ich die erste schöne Aussicht über die Elbe genoß, und bis Ottensee kam. Der bekannte Baum auf dem Kirchhofe fiel mir sogleich in's Auge: ich stand an Klopstocks Grabe.

Ich las einst von einem reisenden Engländer, der, als er zum ersten Mal Zeuge einer katholischen Kirchen-Procession war und das ganze Volk knieen sah, sich unwillkührlich gleichfalls beugte, obgleich er nicht wußte, ob es ein Gott, ein Heiliger war, wovor jene sich beugten; fast ganz ähnlich ging es mir hier: ich kenne Klopstock nur wenig, denn seinen Messias hab' ich, ehrlich gestanden, nie gelesen; ein so großes Heldengedicht hat für mich etwas Abschreckendes; es war im Grunde mehr Klopstocks Name als seine Werke, welche jene ernsten, tiefen Gefühle an seinem Grabe erweckten; der unsterbliche Name war's, welcher mein Herz zu stärkern Schlägen trieb.

Gottes freie Natur winkte mir weiter; schöne grüne Gärten lagen der Elbe entlang; stolz glitt das Dampfboot den Fluß hinab, und der schwarze Rauch wälzte sich auf der Wasserfläche fort. Hier ist es schön! Doch das ist tausend Male vor mir erzählt. Wer wäre nicht in Rainville's Garten gewesen oder hätte nicht in Blankensee das schöne Mariannchen gesehen! ꝛc. ꝛc. Ja Alle, welche von der Sächsischen Schweiz einen Begriff haben, behaupten, diese Gegend gleiche derselben sehr. Die Elbe mindestens ist dieselbe, allein hier doch breiter.

Die Vögel sangen und die Blumen nickten, und das in solcher Menge, daß, als ich in der Dämmerung nach Hamburg zurückkehrte, es schien, als bewegten sich auf dem ganzen Jungfernstiege nur lustige Vögel und nickende Blumen. — Man soll sich merken, was einem träumt, wenn man zum erstenmale

in einer fremden Stadt ſchläft; denn das wird für bedeutungsvoll gehalten. Ich löſchte mein Licht, ſah noch einmal aus dem geöffneten Fenſter auf die vielen Spaziergänger, hörte die Muſik von den Pavillonen, deren Töne der Wind mir zuführte, und begab mich dann zur Ruhe, Kräfte zu ſammeln, um noch weiter in die Welt hinauszuſchweifen.

Mir träumt, ich ſei ein kleiner Vogel,
Flog über Land und Meeresfluthen,
Nicht wußte ich geheim zu halten,
Was ich empfand und was ich ſah.

Aus tiefer Bruſt ſang ich Gedanken,
Sang meine Schmerzen, meine Freuden;
Schwang hin mich über Meeres Brauſen
Und fremde Städt' hinweg und Länder.

Einſt ſaß ich unter'm grünen Baume
Und zwitſcherte froh meine Lieder;
Ringsum im Graſe nickten Blumen,
Der waren manche und viel ſchöne.

Doch eine war an Duft und Farben
Die ſchönſte, ſo man je gefunden;
Nur ſie ſang ich, ſeit ſie erſchienen,
Und alles Andre ward vergeſſen.

Bei ihr nur wollt' ich bau'n und wohnen,
Sie mit den Flügeln nur umſchweben;
Den ſchönſten Sang wollt' ich ihr bringen,
Und ſollt' das Herz mir drob zerſpringen.

Sie wiegte froh ſich in dem Winde,
Ich ſtreifte leis ſie mit dem Flügel;
Ich fand Gedanken in dem Dufte,
Den ſie der Sonn' entgegenhauchte.

Sie beugte ſanft ihr Haupt darnieder,
Genau entſinn' ich mich des Ganzen,
In ihren treu beſtänd'gen Augen
Wähnt' ihre Lied ich nur zu leſen.

Da kam ein Jäger, jung und artig,
Die Büchse hatt' er über'm Nacken;
Der pflückt mein Blümlein, steckt es zierlich
Ins Knopfloch sich an seinem Rocke.

Und aus der Blum' entfiel ein Tropfen,
Den Thau hielt ich für eine Zähre,
Da dacht ich: nun mag er mich schießen,
Und sehnte nur mich nach dem Tode.

Die Blume duftet schön noch immer,
Und fühlt an ihrer Stell sich heimisch;
Ich flieg unstät von Ort zu Orte;
Könnt' ich die Blume doch vergessen!

Ich traur' und singe mehr als sonsten,
So oft ich auf den Fluren irre;
So kommt des Weges wohl ein Jäger,
Und schießt mich mitten im Gesange.

Doch lassen wir den Vogel fliegen! — Ich war schon vier Tage in Hamburg, als die französische Postkutsche Nachmittags nach Braunschweig abfuhr. Ich hatte Nro. 11, aber wir waren unserer 20 Passagiere, und standen mit Mänteln, Schachteln und andern Reise-Attributen an der hohen Brücke, wo wir in den Wagen steigen mußten.

Die Straße hier — ja eine Hamburger Straße war's — dunkel und eng — mit schrecklichem Gedränge, Stürme und Getöse hatte mitten unter aller dieser Prosa eine kleine idyllische Parthie.

Die Gebäude seitwärts hatten manche Ausbaue und Erker; zwischen zweien davon war ein kleiner Bretterschuppen aufgeschlagen, so niedrig, daß Niemand darin aufrecht stehen konnte, und so schmal, daß kaum Platz zu einem Stuhle und mehr nicht darin vorhanden war. Darin saß ein altes Ehepaar, ein Schuhmacher mit seinem Weibe. Das Werkzeug lag am Fenster; zwischen letzterem und der Hinterwand

nahm, der Mann den ganzen Platz ein; die Alte saß ihm zur Seite mit einem Strickzeuge und bildete die Hausthür; denn sie mußte nothwendig erst auf die Straße hinaustreten, wenn der Mann hinaus wollte.

Sie saßen wirklich da als Puppen in einem Glasschranke, sahen sehr vergnügt und glücklich aus, schwatzten und lachten, indem sie auf uns sahen, die wir nach einander in den großen Postwagen gesteckt würden.

Ich kam auf einen Beiwagen, wo ich einen Engländer und zwei Hamburger, von denen der eine ein Jude war, zur Gesellschaft erhielt.

Es wird werden sehr interessant! war das erste, was er, kaum zum Sitzen gekommen, sagte; und sah uns Alle dabei recht vergnügt an. Unser Hamburg ist doch eine schöne Stadt, eine reiche Stadt! Nun begann er zu flöten:

Stadt Hamburg in der Elbe Auen,
Wie bist du stattlich anzuschauen!

Ich war auch ganz vergnügt, denn ich dachte wie der Teufel, wenn es schlecht gehet: da fasse ich eine Seele, ich kann sie brauchen! Ich betete recht aus Herzensgrunde, daß des jungen Mannes Originalität ihre Sonntagsseite herauskehren möchte, und in dieser Hoffnung trällerte ich:

Heil über Dich, Hammonia!

So rollten wir hinaus aus dem alten Hamburg.

Ich nannte den Dichter Heine.

Heine, sagte er, ja Heine ist ein großer Mann in der Poesie, und sein Bruder ein großer Mann an der Börse; allein ich halte von seinen Versen nichts; sie sind so kurz. Schnapps fähret man einem über die Nase, und das Gedicht ist vorbei.

Ja, sagte der andere Hamburger, er ist allezeit rasch mit seinen Nasenstübern! Hat er doch geschrieben, daß die Römer und Italiener so hübsch wären, wir Deutschen aber Kartoffelgesichter hätten. Haben wir Kartoffelgesichter? sagte

er, und wies ſein Antlitz, welches, die Wahrheit zu geſtehen, jenem Erdgewächſe nicht unähnlich war. Ich möchte, fuhr er fort, niemals mit einem ſolchen Menſchen reiſen; ehe man ein Wort wüßte, hätte er ein ganzes Buch von Einem geſchrieben.

Nummer zwei, dachte ich, hier habe ich die andere Seele! — Welche Charaktere für meine Reiſe! Bald werden ſie ſich weiter entwickeln, ſie können füglich das dritte Kapitel füllen.

Wir waren inzwiſchen auf der zweiten Station — allein hier gingen beide Seelen ab.

Es kann einen Schriftſteller ſehr in Verlegenheit ſetzen, ſeine beiden erſten Charaktere, ohne dieſelben benutzt zu haben, verlieren zu müſſen — allein wir wollen uns dadurch nicht ſtören laſſen, ſondern weiter reiſen!

III.

Die Vierlande. — Der Reiſende und der Haidebauer. — Schuljungfer. Lüneburg. — Die Elfen auf der Haide.

Wir waren nun in den Vierlanden; kleine Canäle kreuzten einander; Alles war ſo freundlich grün; die Kirſchbäume hatten Beeren angeſetzt, obgleich es erſt am 21. Mai war. Alles ringsum war ein großer Küchengarten, und iſt es auch wirklich für Hamburg und die Umgegend. Dicht am Wege lagen niedliche Häuſer, einige davon hatten auf ihren Fenſterſcheiben Glasmalereien. Kinder, Jungen und Mädchen mit klugen Augen liefen dem Wagen nach, um Blumen an uns zu verkaufen; für eine Kleinigkeit erhielten wir Bouquets und Kränze. Eine Reiſe durch die Vier-Lande nach dem Harze iſt ein recht lebendiges Bild vom ganzen menſchlichen

Leben. Die fröhliche grüne Natur hier, deren Bewohner innerhalb ihrer Dämme ruhig ſchlafen, ohne vom unruhigen Strome zu träumen, welcher jeglichen Augenblick über ſie hereinbrechen kann, kam mir vor, wie die glückliche, lebensgrüne Kinderwelt, wo auch überall Kirſchen und Pflaumen, Schwertbohnen und bunte Blumen wachſen. Kaum aber ſind wir über den Elbſtrom der Wirklichkeit aus dem glücklichen Lande herausgekommen, ſo liegt des Lebens große Lüneburger Haide vor uns, welche doch aber nicht ſo ſchlimm, als verſchrieen iſt; hier wächſt auch grünes Baumwerk und iſt es gleich nur Nadelholz, ſo giebt es doch Schatten; man findet auch Menſchen, Vögel zwitſchern angenehm aus den grünen Oaſen und weit hinter dem großen Haidelande erhebt ſich des Himmels hohes Harzgebirge, wo ſelbſt die ſonnenlichten Gewölke Nebeln gleich unter uns liegen.

Bei Zollenſpicker, Tode's Geburtsorte, welcher auf einer Inſel zwiſchen der Elbe und Elmenau liegt, kamen wir Alle in eine große Fähre und ſegelten über den Elbfluß, welcher mit ungeheurer Schnelle nach Hamburg lief, recht, als habe er tauſend Neuigkeiten von den Böhmiſchen Bergen, welche er in die Börſenhalle inſerirt wiſſen möchte.

Wir ſtiegen ans Land und befanden uns auf Engliſchem Grunde, im Königreiche Hannover.

Bis Wieſen, einem Hannöverſchen Flecke an einem kleinen Fluſſe, war die Gegend ganz leidlich. An die erſte Straßenecke hier hatte der Maler mit großen weißen Buchſtaben den Namen der Stadt „Wieſen“ geſchrieben, und dahinter ein entſetzlich großes Komma geſetzt, gleichſam um anzudeuten, daß von dieſer Stadt ſich leicht mehr ſagen laſſe, als der bloße Name.

Die Einwohner des Städtleins ſaßen auf einer Treppe und tranken Thee; wir warfen den Damen Kußhändchen zu und ſie nickten ſo vertraulich zurück, als wären wir gute

Bekannte; die Sonne ging hinter dem alten Kirchthurme nieder und verſah uns alle mit rothen Geſichtern, während wir in die große Haide hineinrollten.

Auf dieſer Seite von Lüneburg war es ſo ſchlimm nicht. Die jungen Tannen ſtanden da mit ihren hellgrünen Schößlingen: der ganze Wald glich einem Haufen Weihnachtsbäumen mit kleinen Lichtern; nur die Geſchenke fehlten. Wir rollten weiter zwiſchen Sand und Fichten.

Der Reiſende.

Keines Berges Höhe, keinen See
Gab der Himmel dieſer Ebene:
Nur, allein die haid'umzogne Breite
Schaut der Blick auch in die fernſte Weite;
Mag er ſich zum Horizonte flüchten,
Nichts gewahret er als Sand und Fichten.

Haidebauer.

Berge gab mir Gott, euch gab er Meer;
Denn der Himmel iſt die große See;
Gabſt Du eine je ſo groß und hehr?
Dieſes Meer umarmt die Ebene.
Und wie Lilien in ſchönen Reigen
Sterne aus des Meeres Tiefe ſteigen.

Berge! Sind denn Berge rings hier nah?
Siehſt du denn nicht jene Wolken da?
Sie erheben ſich in ſtolzer Kraft,
Die uns im Gefilde Leben ſchafft,
Um ſich in des Himmels Meer zu bergen,
Ziehen ſie. Was fehlt denn dieſen Bergen?

Aus den 20 Reiſenden, welche von Hamburg ausfuhren, waren wir auf 6 zuſammengeſchmolzen; jetzt ſaß Herz bei Herz in der großen Poſtkutſche; wir bildeten gewiſſer Maßen eine Herzen-Sechs, denn auf jeder Seite waren Herzen. Das eine Herz nämlich mit leiblichem Futteral und Zubehör war ein junger Student aus Hamburg, voller Laune und

Einfälle; er fand, daß wir gerade einen kleinen Familienkreis ausmachten, und der müsse doch wissen, woher seine Mitglieder gebürtig wären. Nach unserm Namen ward also nicht gefragt, sondern nach unserm Vaterlande; jeder erhielt dann einen Namen nach einem ausgezeichneten Manne oder Weibe daher und so bildeten wir einen Kreis berühmter Leute; als Däne hieß ich Thorwaldson, mein Nachbar, ein junger Engländer, Shakespeare, der Student selbst konnte nichts Geringeres sein als Claudius; allein mit unsern drei Gegenfüßlern kamen wir doch in einige Verlegenheit; der eine war ein 18jähriges Mädchen, welches ihren Oheim, einen alten Apotheker aus Braunschweig begleitete; sie mußte sich endlich Fräulein Mumme und jener Heinrich der Löwe nennen lassen; der letzte Passagier blieb aber völlig anonym, denn wir konnten aus der viel Salz erzeugenden Stadt Lüneburg, woher sie war, keinen berühmten Namen auftreiben. Sie blieb also ein Stiefkind und es schien, als sei sie oft so behandelt, denn sie lächelte ganz wunderbar wehmürdig, da wir sie mit keinem Namen in unsere Gesellschaft aufnehmen konnten. Gerade hierdurch ward ich bewogen, sie näher zu betrachten; sie war gegen 30 Jahre alt, hatte einen braunen Teint und einige Blatternarben; aber in ihrem dunkeln Auge lag etwas Interessantes, tief Wehmüthiges, selbst wenn sie lächelte. Wir hörten, daß sie eine Schule für mehre junge Mädchen in Lüneburg hatte, dort still in einem kleinen Hause lebe, und jetzt zum ersten Male, jedoch nur auf einige Tage in Hamburg gewesen sei. Ich hörte sie fast den ganzen Tag über kein Wort reden, allein sie lächelte freundlich bei unsern Gesprächen und sah jedesmal recht gutmüthig-froh auf das junge Mädchen, wenn dieselbe über etwas, was gesagt worden war, recht herzlich lachte.

Unter uns Geschwätzigen Allen war sie mir gerade durch ihr Schweigen interessant. Erst als wir hineinrollten in Lüneburgs enge Gassen, wo die Häuser angeleuchtet vom Mond-

lichte ſtanden, ſo kloſterartig, ſpitzgiebelig und alt, hörte ich ſie zum erſten Male ſprechen: Nun bin ich daheim.

Wir ſtiegen aus dem Wagen; der alte Apotheker bot ihr den Arm, um ſie nach Haus zu geleiten, das nahe bei war, wir übrigen gingen mit. Es war 11 Uhr Abends, Alles ſo ſtill in der alten widerlichen Stadt, die mir ſo ganz fremd war; ſpitzgiebelige Häuſer, Altane, Beiſchläge rings im hellen Mondenſcheine. Der Nachtwächter ging mit einer mächtigen Schnarre, lärmte damit, ſang ſeinen Vers und lärmte dann wieder. Willkommen Jungfer, ſagte er mitten im Geſange; ſie nickte ihm zu, nannte ſeinen Namen und trat auf die hohe ſteinerne Treppe; hier wohnte ſie. Ich ſah ſie zum Abſchied ſich verneigen und hinter der Thür verſchwinden.

Als der Poſtillon bald darauf blies und wir wieder in den Wagen hinein mußten, ſah ich Licht auf ihrem Zimmer; ein Schatten ſchwebte vor der Gardine vorbei; ſie war's, und ſah aus dem Fenſter nach uns. Für ſie war die Reiſe vorbei, auf welche ſie ſich vielleicht mehrere Jahre gefreut hatte; vielleicht ſteht dieſelbe als einer der lichteſten Puncte in ihrem einförmigen Leben, und ſie wird ſolche noch oft in der Erinnerung erneuen. Es liegt wirklich etwas Rührendes im ſtillen Kloſterleben einer ſolchen alten Jungfrau; wer weiß, was für ein Wurm ihr am Herzen nagt; es giebt Gefühle und Gedanken, welche wir oft unſern theuerſten Freunden nicht vertrauen mögen. Morgen ſollte ſie vielleicht ihre Schule wieder beginnen und ihren Kindern die regelmäßigen Verba überhören: aimer, aimant, aimé. — Welche Erinnerungen doch in einem ſolchen regelmäßigen Verbo liegen können?

Wir rollten hinaus aus Lüneburg, ohne von ſeinen Merkwürdigkeiten etwas geſehen zu haben, nicht einmal den Schinken des berühmten Schweines, welches vor 800 Jahren die Salzquellen entdeckte.

Das Salzwerk und die Steinbrüche sahen wir, jedoch im Fluge, vor der Stadt, allein ungefähr in der Weise als Bürger's Leonore, welche Städt' und Felder im Mondscheine vorüberfliegen sahe.

Wir waren wieder sechs im Wagen; die erledigte Stelle hat ein Kaufmann eingenommen, welcher nach Dresden reisen wollte; so bildeten wir abermals eine Herzen-Sechs, da wir uns wieder auf der Haide befanden. Des Wagens einförmiges Schnurren im Sande, die Windstöße im Gebüsch, die Musikstücke des Postillons schmolzen in ein schlafbringendes Wiegenlied zusammen; ein Passagier nach dem andern nickte mit dem Kopfe, selbst unsere Blumensträußer, welche in die Wagentaschen gesteckt waren, ahmten, so oft der Wagen einen Stoß erhielt, dieselbe Bewegung nach; ich schloß und öffnete die Augen abwechselnd, indem ich halb blinzelnd dennoch träumte. Mein Blick fiel gerade auf eine der großen Nelken in dem Strauße, welchen ich mir in den Vierlanden gekauft hatte; alle Blumen dufteten stark, diese aber übertraf, wie mir's vorkam, alle in Duft, wie in Farbe, und was das Seltsamste dabei war, mitten in der Blume saß ein kleines luftiges Wesen, nicht größer als eines ihrer Blätter und so durchsichtig als ein Glas; dies war ihr Genius; denn in jeglicher Blume lebt so ein Geist, welcher mit ihr lebt und stirbt. Seine Schwingen hatten des Nelkenblattes Farbe, allein sie waren so fein, daß sie aussahen wie der rothe Abglanz, welcher von den Blumen im Mondenlichte strahlte, goldgelbe Locken, feiner als Sammenstaub, glitten ihm über die Schultern herab und wogten im Winde.

Als ich nun auch die andern Blumen genauer betrachtete, bemerkte ich, daß jener nicht der einzige war; in jeglicher Blume webte so ein kleines Wesen, dessen Schwingen und luftiges Gewand einem Farbenschimmer von derjenigen Blume glich, worin er lebte; sie schaukelten sich alle auf den leichten Blättern, im Dufte und Mondenglanze, sangen

und lachten; allein dies war, als wenn der Wind leise über die gestimmte Aeolsharfe hingleitet.

Plötzlich kamen hundert und abermals hundert andere Elfen in ganz andern Gewändern und Gestalten ins geöffnete Wagenfenster; sie kamen von den dunkeln Fichten und Haideblumen. Was ward das für ein Scherzen, Singen, Tanzen! Sie sprangen mir häufig über die Nase hinweg und entblödeten sich nicht, auf meiner Stirn einen Rundtanz aufzuführen. Diese Fichten-Elfen sahen aus wie wahre wilde Männer mit Spieß und Lanze, und doch waren sie luftig gleich dem feinen Nebel, welcher in der Morgensonne aus der bethauten Rose hervorduftet. Sie theilten sich in verschiedene Parthieen und führten ganze Komödien auf, welche meine Reisegesellschaft sich zu träumen einbildete; jeder erhielt sein Stück.

Für den muntern, lebenvollen Studenten war die Scene in Berlin; eine ganze Schaar Elfen vermummten sich wie Deutsche Studenten und einige waren wahrhafte Philister mit langen Pfeifen im Munde und einem Stocke gleich einer Keule neben sich; sie standen in langen Reihen, es war ein Collegium; einer der Fichten-Elfen stieg als lebender Hegel auf das Catheder und sprach so gelehrt und verwickelt, daß ich schlechterdings nicht nachfolgen konnte.

Eine andere Parthie spielte auf den Lippen unsers Engländers, tanzten und küßten einander und ihm wars, als küsse er seine Herzliebste, fühle ihr Kinn am seinigen, und sähe ihr in das kluge zärtliche Auge.

Vor dem jungen Mädchen aus Braunschweig spielten sie dagegen eine ernsthafte Scene aus ihrem Leben; Thränen rollten über ihre Wangen und die kleinen Elfen lächelten und spiegelten sich in jeder, so daß jede Thräne, welche sie träumte, ein unschuldiges Lächeln zeigte.

Dem alten Apotheker ging es am schlimmsten, denn er hatte eine von den Blumen, welche in den Wagen niedergefallen war, zertreten; und dabei einen der kleinen Elfen

todt gedrückt; sie setzten sich nun auf sein Bein und ihm war im Traume, als habe er keins, und hinkte auf einem Stumpfe durch Braunschweigs Straßen, wo alle Nachbarn und Freunde still standen und ihm nachsahen; allein nachdem die kleinen Geschöpfe es so böse gemacht hatten, gäben sie ihm nicht allein die Beine zurück, sondern obendrein ein Paar Flügel, so daß er hoch über Heinrich des Löwen Kupferlöwen und den hohen Blasii-Thurm hinwegzufliegen vermochte. Das gefiel dem Apotheker dermaßen, daß er im Traume laut auflachte. Dem Kaufmann aus Dresden hatten sie die ganze Hamburger Börse mit Juden und Christen vorgezaubert und den Cours so hoch gesetzt, als er nie werden wird, und wie ihn dergleichen listige Traumpossen nur steigern können. Auf mich schienen sie bei weitem nicht die Aufmerksamkeit zu verwenden, als auf die Anderen. Der lange, bleiche Mann da, sagte Eine von ihnen, ist ein Dichter, soll der nichts sehen?

Er sieht uns ja, das mag ihm sicher genügen!

Sollen wir ihn nicht auch sehen lassen, was wir sehen, so wollen wir ihm dafür hübsch im Vorzug vor den andern Menschen singen, wenn er wacht.

Sie berathschlagten noch lange, ob ich werth sei, in ihre Versammlung aufgenommen zu werden, aber da sie nun keinen besseren Dichter hier hatten, so erhielt ich die Einlaßkarte. Die kleinen Elfen küßten mir Augen und Ohren, und da war mir's, als sei ich ein neuerer und besserer Mensch geworden.

Ich sah nach der Lüneburger Haide hinaus, welche im Gerüchte der Häßlichkeit stehet. Herr Gott, was das Volk schwatzt! Sie sprechen wie sie eben sehen und hören; jedes Sandkorn war ein glimmendes Felsstück; der lange Grashalm, welcher voll von Staub über die breite Landstraße hing, war der niedlichste macadamisirte Weg für die kleinen Elfen, von jedem Blatte nickte ein kleines lächelndes Antlitz her.

Die Fichten glichen babyloniſchen Thürmen, welche von den breiten Niederäſten bis zur höchſten Spitze von Elfen wimmelten; die ganze Luft war erfüllt von wunderlichen Geſtalten und alle klar und ſchnell gleich dem Lichte. Vier oder fünf Blumen-Genien ritten auf einem Schmetterlinge, den ſie aus ſeinem Schlafe aufgeſtört hatten, während Andere Schlöſſer aus dem ſtarken Dufte und den feinen Mondſtrahlen erbaueten. Die ganze große Haide war eine Zauberwelt voll Wunderwerke; wie kunſtvoll gewebt war nicht jedes Blumenblatt, welche Fülle von Leben lag nicht in den grünen Fichtenſproſſen; jedes Stäubchen hatte ſeine verſchiedene Farbe und beſondere Zuſammenſetzung; und welche Unendlichkeit eröffnete der große Himmel oben!

Die Sage meldet, daß nur durch eines Mannes beſtändige Liebe und mittelſt der chriſtlichen Taufe die Meerjungfer eine unſterbliche Seele erlangen kann. Die kleinen Blumenelfen erlangen ſo viel nicht; eine Thräne der Reue oder des Mitleidens aus dem menſchlichen Herzen iſt die Taufe, welche ihnen Unſterblichkeit verleihet, und darum ſuchen die Elfen ſo gern Menſchen auf, und wenn der fromme, gottergebene Seufzer unſerer Bruſt entſteigt, heben ſie ſich auf demſelben zu Gott und gelangen ſo in den großen ſchönen Himmel, und erwachſen zu Engeln unter dem mächtigen Sonnenlichte der Ewigkeit.

Der Thau begann zu fallen; ich ſah die luſtig-leichten Genien auf den großen Waſſertropfen umhertaumeln; manche Dichter erzählen, die Elfen badeten ſich im Thau; allein wie kann das leichte Weſen, das auf einer Diſtelflocke tanzt, ohne dieſelbe zu bewegen, durch die harte Waſſermaſſe dringen; nein, ſie ſtellen ſich auf den runden Tropfen, und wenn ſie denſelben nur unter ihre Füße treten, und ihr leiſes Gewand in den Lüften flattert, ſo gleichen ſie dem niedlichſten Miniatur-Bilde Fortunens auf ihrer Kugel.

Mit einem Male fühlte ich eine zitternde Bewegung durch die ganze Luft gehen: ich fuhr auf, und das Ganze war verschwunden, aber die Blumen dufteten ſtark, und durch das Wagenfenſter bogen ſich friſche grüne Birkenzweige hinein. Der Poſtillon hatte den ganzen Wagen grün ausgeſchmückt, denn es war Pfingſtmorgen. Der alte Apotheker ſtreckte ſich im Wagen und ſprach: man kann doch träumen!

Allein weder Er noch der Andern Einer dachten daran, daß ich in ihre Träume eingeweiht ſei.

Die Sonne ging auf; wir Alle ſaßen ſchweigend, ich glaube, wir hielten ſtill unſern Kirchgang, während die Vögel Pfingſt-Hymnen jubelten, und das Herz ſelbſt uns die beſte Frühpredigt hielt.

In Uelzen gingen die Leute in die Kirche, als wir dort eintrafen. Die Sonne brannte wie Feuer; wir waren faſt halbtodt, da wir uns Gifhorn näherten und noch vier Meilen bis Braunſchweig hatten. Ich fühlte mich ſo matt, daß ich kaum zum Wagen hinausſah, da wir das Harzgebirge mit dem Brocken ſehen konnten; endlich waren wir am Ziele; ich fand Raſt und Erquickung im Hôtel d'Angleterre.

IV.

Braunſchweig. — Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. — Fortſetzung derſelben. — Die Mutter und der Sohn. — Wanderung in der Stadt. — Abreiſe. — Der alte Schulmeiſter.

Was ſpielt man heut im Theater? fragte ich.

O, ein wunderſchönes Stück, erwiederte der Kellner, „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers.“

Mir war bekannt, daß dieß ein Effektſtück ſei, welches in ganz Deutſchland Aufnahme erregt hatte; allein daß es

ſtärker ſei als Cardillac, bildete ich mir nicht ein. Obwohl ich von des Tages Hitze halb gekocht, und in der geſeegneten Poſtkutſche ganz zerdrückt war, ging ich doch, ſobald ich mich zu rühren vermochte, ins Theater.

Das Stück war nicht in Acte, ſondern in Tage getheilt, zwiſchen deren jedem ein Zeitraum von 15 Jahren lag. Zwei Tage hielt ich aus, allein hier vermocht' ich's nicht länger. Die Zuſchauer werden förmlich auf die Folter geſpannt, und nun ſtelle man ſich mich armen Menſchen vor, der bereits auf der Reiſe ganz zerſchlagen war.

Der erſte Tag endete damit, daß der Spieler ſeinen alten Vater zu Tode grämte; der andere Tag endete damit, daß er einem ganz unſchuldigen Menſchen eine Kugel in den Leib jagte; ich fühlte das Blut in mir kochen und war gewärtig, daß es im dritten Act über die Zuſchauer ſelbſt hergehen würde. Mir war fürchterlich zu Muth; kaum hatt' ich in den Galeerenſclaven etwas Aehnliches empfunden.

Ich ging heim; allein überall erblickte ich den Ausſchuß der Menſchheit, zerknirſchte Mütter und verzweifelte Spieler. Ich bekam ſolchen Abſcheu vor Karten, daß ich ſogleich ein Bündel unſchuldige Viſiten-Karten verbrannte, welche ich in Hamburg gekauft hatte, bloß weil ſie den Namen Karten führten. Meine Sinne waren in Aufruhr, ich verſuchte Wiegenlieder zu ſingen, um ſie zu beſänftigen; ja ich ſetzte mich hin, und ich erzählte mir ein Kindermärchen, welches Du, mein Leſer, auch hören magſt.

So lange die Kopenhagener noch ganz kleine Bübchen ſind und noch nicht weiter in die Welt hinaus können als zum Dyrehave und Frederiksberg und ihre Großmütter oder Ammen ihnen von verzauberten Prinzen und Prinzeſſinnen, Goldbergen und redenden Vögeln erzählen, ſo lange träumt das kleine Köpfchen ſich von dem ſchönen Phantaſielande und ſiehet über's Meer hin, welches zwiſchen der Däniſchen und Schwediſchen Küſte mit dem Himmel zuſammenläuft

Da heraus mag's liegen, denken sie und malen sich nun diese neue Welt so herrlich aus; allein sie werden älter, kommen zur Schule, und erhalten Rieses Geographie in die Hände; Die zerstört mit einem Male ihr Phantasieland; sie sehen, hinter dem Meere liegt Preußen und ganz Deutschland und das erstere ist nichts andres als der baare Sand. Doch hievon genug, wir bleiben im Phantasielande. Hier lebte vor langen grauen Zeiten, lange vorher, ehe man von meiner Autorschaft und drei Tagen aus dem Leben eines Spielers sich träumen ließ, ein alter silberner König, welcher ein solches Zutrauen zur Welt hatte, daß er sich nicht einbilden konnte, irgend ein Mensch sei im Stande, eine Lüge zu sagen, ja eine Lüge war ihm ein so phantastisches Wesen, daß er im Rathe angelobte, demjenigen seine Tochter und sein halbes Reich zu geben, der ihm irgend Etwas zu sagen vermöchte, das er selbst für eine Lüge anerkennen müsse.

Alle seine Unterthanen legten sich auf's Lügen; allein der gute König nahm Alles für Wahrheit. Da ward er zuletzt ganz melancholisch, weinte, trocknete sich mit seinem königlichen Mantel die feuchten Augen und seufzte: soll ich denn niemals sagen können: das ist gelogen!

So vergingen Tage; da kam eines Morgens ein hübscher, wohlgewachsener Prinz, welcher die Prinzessin liebte und von ihr wiederum geliebt ward; neun Jahre lang hatte er sich aufs Lügen gelegt und hoffte nunmehr sie und das Reich zu gewinnen. Er sagte zum alten Könige, er wünsche als Gärtnerbursche angestellt zu sein und der König sprach: das soll geschehen mein Sohn und führte ihn zum Garten.

Hier stand grade ein dickgewachsener Kohlkopf; der Prinz rümpfte die Nase und fragte: Was ist das?

Das ist Kohl, mein Sohn, sprach der König.

Kohl? In meiner Mutter Kohlgarten wächst er von der Größe, daß unter jedem Blatte ein Regiment Soldaten Platz hat.

Das iſt wohl möglich, ſprach der König: die Allmacht der Natur iſt groß und es gibt große Verſchiedenheiten unter den Gewächſen.

So mag ich nicht Gärtner ſein, ſprach der Prinz; laß mich lieber dein Scheunenvogt werden.

Sieh hier meine Scheunen, haſt Du eine größere und ſchönere geſehen?

Größere? Ja da ſollteſt Du die meiner Mutter ſehen! denke Dir, als man dieſelbe bauete und der Zimmermann oben ſaß und mit ſeiner Axt hieb, flog dieſelbe vom Schafte herunter; allein ehe ſie zur Erde kam, hatte eine Schwalbe in die Oeffnung ſich eingeniſtet, Eier gelegt und Junge ausgebrütet. Ja, das hältſt Du wohl für erlogen, mein König!

Nein, das unterſtehe ich mich nicht! die menſchliche Kunſt reicht weit; warum ſollte Deine Mutter nicht eine ſolche Scheune haben können?

So ging es fort; allein der Prinz erhielt weder das Reich noch die Prinzeſſin. Beide verzehrten ſich in Kummer und Sehnſucht, denn der König hatte geſchworen: Niemand erhält meine Tochter, er ſage mir denn eine Lüge!

Allein ſein gutes Herz konnte doch niemals eine ſolche dafür erkennen; ja, da er endlich ſtarb und in den großen Marmor-Sarkophag gelegt war, konnte er doch noch keine Ruhe finden und der Sage nach wandert er noch auf der Erde umher, einem unſeligem Geiſte gleich, ohne aber ſein Sehnen je ſtillen zu können.

So weit war ich mit dem Mährchen gekommen, alſo zum Ende. Da klopfte es an meine Thür; ich rief: herein! und, man ſtelle ſich meine Ueberraſchung vor, da ſtand der alte König vor mir mit der Krone auf dem Haupte, den Szepter in der Hand.

Ich hörte Dich meine Lebensgeſchichte erzählen, ſagte er, und das hat mich zu Dir hingezogen. Weißt Du vielleicht eine Lüge, welche mir Ruhe im Grabe verſchaffen mag?

Ich ſuchte mich zu faſſen, erzählte, wie ich dazu gekommen ſei, mir ſelber ſeine Lebensgeſchichte zu erzählen und nannte nun: die „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers.“

Erzähle mir's, ſagte er, ich halte viel vom Schauerlichen; ich bin ja ſelbſt als Geiſt grauenhaft auf meine alten Tage.

Ich begann zu erzählen; wiederholte Scene für Scene, und legte ihm dies Gemälde aus dem Menſchenleben vor; da verklärten ſich ſeine Züge, er ergriff meine Hand und ſagte begeiſtert: das iſt eine Lüge, mein Sohn! So geht es nicht her in der Welt; doch nun bin ich erlöſt! Dank Dir, der Du mir's erzähltest, Dank Louis Angely, der es auf die Bretter brachte, und benedeiet Victor Ducange, der es verfertigte. Nun hab' ich Ruh' im Grabe! Damit verſchwand er.

Es müßte ein hübſches Stück werden, dachte ich, wenn dieſe Geſchichte dramatiſirt würde. Welche Charaktere! Zuerſt der alte König, welcher gar keinen hat, ſein kindiſches Zutrauen zu der Welt; der unglückliche Prinz, der auf den Pfropf roch, obgleich er ſich neun Jahre auf's Lügen gelegt hatte, die Prinzeſſin, welche keinen Mann bekam, und dann der Geiſt des alten Königs, welcher durch ein Deutſches Melodrama befreit wird. Ja, ich ſehe voraus, das muß dramatiſch werden, denn das iſt es ſchon. Als ich am nächſten Morgen erwachte, ſtand das ganze Abenteuer wie ein Traum vor mir und ich begann meine Ausflucht durch die Stadt, welche ſehr ſtill und friedlich auslah.

Alle Fenſter begannen ſie zu öffnen und Blumentöpfe hinauszurücken; Dienſtmädchen flankirten in bunten Cattunmänteln durch die Straßen, und die Kinder riefen zwiſchen jedem Worte, das ſie ſprachen: Herr Je! Der Wall iſt geebnet und man luſtwandelt da in langen Alleen und findet ſchöne Blumen-Partieen, welche man nur betrachten, nicht

berühren darf. Ich besuchte Marr, einen vortrefflichen Schauspieler am Hoftheater hier in Braunschweig, bei welchem er zugleich Regisseur ist; er wohnte vor'm Falleberthor, eine historische Stelle im 15. Jahrhundert oder um die Zeit; denn damals versammelten sich in jedem siebenten Jahre alle Fürsten und mächtige Herren der Umgegend und nahmen Theil an dem Tanze und der Lust des Volkes; man würfelte hier um Alles, selbst um eine Frau; aber wer die höchsten Augen warf, mußte sie auch heirathen. Ringsum in bunten Zelten saßen die vornehmen Damen im alten Staate und sahen auf das lustige Menschengewimmel da draußen. Jetzt war Alles verändert; eine lange Allee mit Lustplätzen auf beiden Seiten lag vor mir; einige ehrliche Braunschweiger Bürger gingen ruhig einher und genossen die Morgenstunden, ohne daran zu denken, daß vielleicht ihre Ur- Ur- Ur-Eltermütter hier in ihrem blühendem Alter wie jetzt eine Kinderkappe oder ein Nähpult ausgespielt wurden.

Es war zweiter Pfingstfeiertag; die Glocken ertönten und alle Welt strömte der Dom- oder St. Blasii-Kirche zu; ich folgte dem Strome; die Orgel brauste durch die hohen Gewölbe, die Menge sang und die alten Braunschweiger Herzöge lagen in Staub und Asche drunten in ihren Kupfer- und Marmorkisten. Dieß ist Alles, was ich nach meinem kurzen Besuche hier erzählen kann, allein es ist Wahrheit.

Nach dem Gottesdienste war eine Trauung; das war ein schmuckes Paar: was mich vorzüglich ergriff, war der wunderbare Ausdruck von Wehmuth und Freude, welcher im Blicke der Braut lag; sie schien Jemanden zu suchen, indem sie zum Altare schritt.

Er ist gewiß in der Kirche, flüsterten sich zwei Weiber zu, welche neben mir standen.

Der arme Eduard! ja gewiß ist er hier.

Nun ging ein Licht für mich auf; allein ich war versichert, daß er nicht da war; wäre es in einem Romane von Johanna Schoppenhauer gewesen, so möchte er da todtenbleich an einem Pfeiler gestanden und der Trauung zugesehen haben; hier dagegen war Wirklichkeit; aber warum?

Mutter:

Willst Du nicht nach der Kirche gehn,
Und die geputzten Leute sehn?
Dort steht die kleine Gret' als Braut.
Doch du wirst bleich, sag was dir graut;
Du stehest starr und ohne Laut —
Wie — ach noch zittert mir das Herz; —
Einst eine Schlang' im Grase lag
Und dir, dem Kind, das Bein zerstach.
Im Antlitz stand Dir Todesschmerz.
Ach doppelt Leid war da in mir.
Den Fuß grub in die Erd' ich Dir;
Die Erde sog das Gift heraus
Und Freude kehrt' in unser Haus.

Sohn:

Ja Mutter Erde nur hilft hier.
Jetzt sitzt das Gift im Herzen mir;
Ich fühl es, Gott erbarme dich!
Die Erde nur errettet mich.
O scharre ein mein sieches Herz,
Das, das hilft mir von allem Schmerz.

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu, sagt Heine. Ich ging heraus aus dem alten St. Blasius, sah mich nach den ritterlichen Epitaphien an den Mauern und den alten Gebäuden um, welche umher in den Straßen lagen. Das alte Rathhaus war in einen Weinkeller verwandelt, stand aber noch in seiner ganzen gothischen Ehrwürdigkeit mit dem großen gemauerten Altane da, zwischen jedem Pfeiler ein fürstlicher Herr mit seiner Gemahlin in Lebensgröße in Stein ausgehauen.

Auf dem Schloßplatz lag Alles verwüstet; eine Menge Menschen arbeiteten dort, um die letzten Rudera hinweg zu räumen und die Steine in Haufen aufzutischen; ein Seitengebäude, jetzt als Wachtstube benutzt, stand noch; vor die zerbrochenen Fenster waren Bretter genagelt, und oben an der Wand gewahrte man noch Spuren vom schwarzen Rauche. Zwischen dem Schutte saßen einige Kindermädchen und sangen, während die Kinder dort spielten, die Barcarole aus der Stummen. Sie dachten sicherlich nicht daran, welche poetische Figur sie mit dem Gesange auf dieser Stelle bildeten. Die kleinen Jungen, welche hier spielten, werden vielleicht einmal ihren Kindern als die erste, fernste Erinnerung, welche sie haben, erzählen, wie das Schloß abbrannte; dann wird ein neues, herrlicheres dastehen, oder was angemessener wäre, dann ist eine Promenade hier und ein neues Kindergewimmel hüpft umher unter dem alten, blauen Aether.

Draußen vor der Stadt in der Nähe eines Thores liegt ein großer schöner Garten, welcher einem Kaufmann Krause gehört; derselbe steht für Jeden offen und an der Façade des Hauses ist zu lesen: Salve hospes! Hier war ein Bosket von südlichen Blumen und Bäumen, welche, in Zuber gepflanzt, rings um das Haus her standen. Alles war Blüthe und Duft. Von einem Platze im Garten, welcher hernieder lief nach einem Arme des Okerflusses, hatte man eine der freundlichsten Landschaften, die man sich nur erträumen kann.

Da war ein Bleichplatz, eine große Wiese mit gelben Blumen wie übersäet; etwas weiterhin lagen Lustplätze zwischen Buchen und hohen Pappeln und draußen am Horizonte erhob sich der Harz mit dem Brocken, der gleich einer grauen Wetterwolke sich unter den andern sonnenhellen Nebelbergen hervorhob — es war ein vollendetes Gemälde! In den Bergen selbst hat man nur Hintergrund und keinen Vordergrund und in den Ebenen umgekehrt Vordergrund genug, aber keinen

Hintergrund. Hier war Beides, wie man ſich's nur wünſchen konnte. — Ich bemerkte einen jungen Maler, welcher die Anſicht ſkizzirte. Die Leute ſpatzierten vorbei, ohne auf ihn zu achten; das ſollte bei uns daheim ſo geweſen ſein, ſo nahe bei der Stadt! — Ich erinnere mich, daß einer unſerer berühmten Landſchaftsmaler mir erzählte, wie er eines Abends am Pebling-See gegangen, um den Himmel zu ſtudiren, ſich über deſſen Wiederſchein im Waſſer gefreut, und deßhalb herniedergeſchaut hätte; alsbald habe ſich ein Menſchenhaufe um ihn verſammelt, welche ſich gegenſeitig fragten: Iſt der betrunken?

Im Mondenſchein ſpatzierte ich vor Heinrich des Löwen altem Schloſſe vorbei; der alte Kupferlöwe ſtand ruhig auf ſeinem Fußgeſtelle und ſah hinein nach dem Schloſſe auf das neue Menſchengeſchlecht, welches in Soldaten-Uniform aus allen Fenſtern ſchauete; inzwiſchen kamen die Leute aus dem Theater, wo das Irrenhaus zu Dijon gegeben worden war, ein Franzöſiſches Melodrama, welches die drei Tage aus dem Leben eines Spielers noch hinter ſich laſſen ſoll. Die Leute ſahen auch ſo verdächtig aus, da ſie von dort kamen, und es ward erzählt, zwei Damen und ein junger Offizier hätten dabei Krämpfe bekommen; ſie hätten, wie ich, einander Kindermährchen erzählen oder Wiegenlieder ſingen ſollen, ſo wär's noch vorübergegangen. Den 25. Mai, drei Tage nach meiner Ankunft, verließ ich Braunſchweig mit der Schnellpoſt und kam hier in die Geſellſchaft zweier jungen Lieutenants, welche incognito als Majors reiſten und mich ſofort zum Profeſſor machten. Da dieſer Titel nichts koſtete, ſo fand ich mich mit chriſtlicher Ergebenheit darein; außerdem führten wir ein Dienſtmädchen von 40 Jahren bei uns, das ihre Herrſchaft in Goslar treffen ſollte, und einen alten originellen Schulmeiſter, den wir näher kennen lernen werden. Der Charakter des Mädchens ſchwankte zwiſchen dem melancholiſchen und ſanguiniſchen: ſie ſing jeden

Augenblick darüber zu weinen an, daß gerade heute das jährliche Schützenfest in Braunschweig sei, dem sie so gern möchte beigewohnt haben, daß es nun aber schon das dritte Mal sei, wo sie an diesem Haupttage sich auf Reisen befinden müsse.

Auf der ersten Station ward ich mit dem Schulmeister von der übrigen Reisegesellschaft getrennt; wir erhielten einen kleinern Wagen, worin kaum für 4 Personen Platz war; die Herzen kamen einander leiblich näher und ich hatte nun nur eine Figur, womit ich mich beschäftigen konnte. Er war ein Mann an die 60 Jahre, ein kleines dürres Geschöpf, mit lebhaften Augen und einem schwarzen Sammtkäppchen auf dem kleinen Kopfe. Er war das getroffenste Bild von Jean Paul's Schulmeisterlein Wuz aus Auenthal. Mein Schulmeister war aus einer kleinen Hannöver'schen Stadt, beabsichtigte einen alten Freund in Goslar zu besuchen, und sollte, gleich mir, zum ersten Male Berge besteigen. Er war einer von den glücklichen Menschen, bei denen Genügsamkeit mit ihrer Phantasie ein Bündniß macht und um jeden Stab Blumen schlingt, dem die enge Stube zum Feenschlosse sich erweitert, und der aus der geringsten Blume Honig zu saugen versteht. Mit einem fast kindischen Stolze erzählte er von seinem Städtchen, welches wie der Mittelpunkt der Welt vor ihm stand; es war auch in der letzten Zeit in der Cultur gestiegen und hatte ein Privat-Theater.

Ja, sagte er, das sollten Sie sehen. Es möchte kein Mensch sein, welcher darauf verfiele, daß dies ein Stall gewesen sei; der (Vieh-) Stand ist von unserm alten Maler mit Violinen und Flöten bemalt; und die Musik selbst, ja die ist sehr gut für so eine kleine Stadt! Zwei Violinen, eine Clarinette und eine große Trommel; es gehet recht schön! Ich weiß nicht, wie das zugehet, aber die Musik gehet bis in's Herz hinein und ich kann mir recht die kleinen Gottesengel im Himmelreich denken. Allein wir geben uns nicht ab mit diesem Hokuspokus und Trillereien, die man in

Braunschweig und Berlin hat; nein, unser alter Gräber, welcher die Musik dirigirt, giebt uns einen ehrlichen guten Pollacken oder einen Mollinalsky zwischen den Acten zum Besten; unsere Damen trällern sich eins mit und wir Alten schlagen den Tact mit unsern Stöcken auf dem Boden; das ist ein rechtes Vergnügen!

Wie geht es aber mit dem Spiele? entgegnete ich.

Herrlich! Und ich sage ihnen, daß, damit diejenigen, welche spielen sollen, Muth erlangen, vor uns Allen aufzutreten, sie durch Proben ein wenig darin geübt werden, und zur Generalprobe muß jedes Haus sein Gesinde liefern, damit die Bänke besetzt sind und die Spielenden Muth gewinnen.

Das muß ja eine rechte Freude sein!

Eine Freude — unterbrach er mich; ja wir vergnügen uns Alle in unseres Herzens Einfalt und beneiden die Berliner nicht. Wir haben auch hübsche Coulissen und Decorazionen! Zuerst haben wir die Stadtspritze, und der Strahl wie in der Natur liegt auf dem Sonffleur-Kasten — aber Alles zusammen gemalt, niedlich gemalt; unsere Straßen-Decoration ist das Artigste; da haben wir unsern eigenen Marktplatz und so deutlich, daß jeder sein eigenes Haus sehen kann, es mag gespielt werden, was für ein Stück da wolle. — Der schlimmste Uebelstand ist der kleine eiserne Kronleuchter. Die Lichter sind schlecht und laufen, so daß, es mögen noch so viele Leute versammelt sein, unterm Kronleuchter stets ein leerer runder Platz bleibt. Ein anderer Fehler, denn ich bin nicht der Mann, der Alles rühmen möchte, — ein anderer Fehler ist es, daß manche unserer Damen, wenn sie agiren, auf der Bühne stehen und unten auf den Bänken Jemand erkennen, sie sogleich lächelnd demselben zunicken. Aber du Himmel, das Ganze ist ja auch so ein Vergnügen.

Aber wenn im Winter kein Theater ist, muß es in der kleinen Stadt doch sehr still sein? — Die langen Abende —

O! da gehet es sehr angenehm her; meine Frau, beide Kinder und das Mädchen sitzen und spinnen, und während alle vier Räder schnurren, lese ich ihnen laut vor; so gehet die Arbeit besser und wir begreifen nicht, wo die Zeit bleibt. Am Weihnachtsabend mausen wir Pfeffernüsse und spielen um Aepfelschnitten, während die armen Kinder draußen die Weihnachtsfreude und das kleine Jesuskind besingen, und da kommt mir leicht, das Wasser in die Augen, obgleich ich so recht innerlich vergnügt bin.

So ging der Rede Strom hurtig fort, während der Wagen im sandigen Wege langsam vorwärts gleitete. Nach und nach traten die Berge aus ihren Nebelgestalten wie starke stolze Massen mit dunkelm Fichtenholze begrünt hervor, zwischen ihnen zogen malerische Kornfelder sich hin und Goslar, die alte kaiserliche, freie Reichsstadt lag vor uns. Alle Dächer waren mit Schiefer gedeckt, wovon die Stadt, welche von Bergen eingeschlossen ist, ein wunderlich finsteres Ansehen erhält. Hier war einst der Sitz der deutschen Könige und Kaiser gewesen, hier waren Reichsversammlungen abgehalten und über das Schicksal von Reichen und Ländern entschieden. — Nun ist es bekannt durch seine Bergwerke und Heine's Reisebilder; hier führte Dichter „Blumendieb und Herzensdieb" eine Geschichte auf, von welcher die achtbaren Bürger Goslars nichts wissen mochten, sondern stets ein finsteres Gesicht zogen, so oft ich Heine nannte. Ich will darum vorsichtiger sein.

Hier trennte ich mich von meinem Hannöver'schen Schulmeister mit der Hoffnung, ihn auf dem Blocksberge wieder zu treffen. Er zog zur Rechten, ich zur Linken, wo ich meinen Wohnsitz im Kaiser von Rußland aufschlug.

V.

Goslar. — Bergwerke. — Die Spinne. — Sage von der schönen Mathilde. — Ilse. — Brocken.

Selbst wenn man von Natur nichts weniger ist, als ein Held, so wird man als Reisebeschreiber doch stets der Held in seiner eignen Reise; allein was ist ein Held ohne Speis und Trank? Will man reisen, um die Natur und Welt zu genießen, so muß man auch etwas Solides genießen, welches wirklich einen wichtigern Bestandtheil des Wohlbehagens ausmacht, als man glaubt; ja ein Engländer hat sogar gemeint, es sei der Mühe werth zu reisen, um Appetit zu bekommen und denselben zu stillen. Ich fühlte etwas Aehnliches, folgte der innern Stimme und ging, nachdem ich den Mund durch Speise zum Schweigen gebracht hatte, aus, um die Goslarschen Merkwürdigkeiten zu sehen.

Die Luft war mir so wunderlich drückend, ich vermochte förmlich die Bergwerksluft zu riechen, welche einige Wahlverwandtschaft mit derjenigen hat, womit der Sage nach der böse Feind eine Stätte parfumirt, welche er hinter sich läßt. Da ich aber des Teufels erwähne, muß ich, bevor ich's vergesse, eine der ersten Merkwürdigkeiten von Goslar erwähnen, welche ein Geschenk dieses berühmten Mannes ist. Mitten auf dem Markte nämlich steht ein großes Metallbecken, welches mittelst einer Röhre immerwährend mit Wasser angefüllt wird, und welches die Einwohner, wenn ein Feuer ausgebrochen ist, statt einer Sturmglocke gebrauchen, indem, wenn sie daran schlagen, dies in der ganzen Stadt vernommen wird. Dies Gefäß, so erzählt man sich, hat einst der Böse zur Nachtzeit hierher gebracht; ich versuchte es zu bewegen, fand aber, daß dieß eine sehr beschwerliche Arbeit sei.

Das Rathhaus lag nahe dabei, dunkel und altfränkisch, mit allen seinen mächtigen Kaisern draußen umstellt. Sie standen im ersten Stockwerk, die Krone auf dem Haupte, den Szepter in der Hand, und alle stark illuminirt wie Nürnberger Bilder. Ich sah einen alten Bergmann, welcher seiner kleinen Tochter diese braven Helden zeigte; nach diesen stellt sie sich nun alle Könige und Kaiser der Erde wie solche ernsthafte Steinmänner mit Schwerdt und Krone vor, und das kleine Vernunftwesen sieht bereits ein, daß es kein Rosenwandel ist, König zu sein, und so mit der schweren Krone Tag und Nacht draußen vor dem Rathhause zu stehen und über Recht und Gesetz zu wachen.

Ich erinnere mich noch, wie ich selbst als kleiner Bube keine bessere Vorstellungen hatte und wie ich darüber grübelte, welche Sprache ein König oder eine Königin doch eigentlich rede, denn sie könnten doch unmöglich wie wir andern einfältigen Menschen reden; da ich nun einst eine Comödie dichtete, worin zwei dergleichen mächtige Wesen auftraten, dachte ich lange nach, bis mir endlich ein Licht aufging. Ich nahm einige Wörterbücher, schrieb aus einem ein Wort, dann aus einem andern eins und setzte nun eine Art Kauderwelsch aus Dänisch, Deutsch, Französisch u. s. w. zusammen, welches ich meine Könige sprechen ließ; denn ich dachte, so ein Mann muß manche Sprache verstehen, und daher von jeder etwas vorbringen! Gott mag wissen, was das kleine Mädchen sich von der Sprache vorgestellt haben mag; ihre eigene hatte sie wenigstens ganz vergessen, da sie so viele Kaiser auf einmal erblickte.

Indem ich durch die Straßen schlenderte, bemerkte ich an mehren Häusern die Madonna mit dem Kinde; an manchen Stellen waren sie aber mit den Wänden überkalkt. Für mich lag etwas Wehmüthiges darin, diese halbzerfallenen Steinbilder zu betrachten, welche gleich Mumien einer längst verschwundenen Zeit vor mir standen; auch sie haben einst

gelebt und geherrscht, indem sie aus diesem todten Steine hervorgingen. Mir war als flüsterten sie: Es ist nicht mehr als ehedem, da Kaiser und Volk sich vor uns beugte! Allein Goslar ist auch nicht mehr wie sonst; mit des Kaisers Haupt ist auch die Krone gefallen.

Eine große Dauerbarkeit haben doch diese todten Massen, dachte ich, da die Stadt hinter mir lag und ich zum ersten Male bei einem Berge stand. Es war der Rammelsberg, bekannt durch sein Bergwerk, in welchem mehr Baubolz stecken soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite, welche gegen den Weg gekehrt war, bestand meist aus Schieferstein, wodurch der Berg mir das Ansehen eines ungeheuern Gebäudes gewann, welches abgebrannt und zusammengestürzt war. Die Luft selbst hat etwas von Schwefel und Brand an sich, und das Wasser, welches mittelst eines Abflusses aus dem Berge hervorlief, wo es benutzt worden war, sah ganz ockergelb aus.

Der Norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, welcher zwischen Bergseiten eingeschlossen steht „Wollentochter" und ich kenne keinen Namen dafür, welcher bezeichnender wäre; er sah wirklich aus, wie eine ungeheure Masse ganz fein aufgekratzter Wolle, welche in einen tiefen Hohlweg gewebt war und dort auf den dunkeln Fichten lag.

Bei der Einfahrt ins Bergwerk war eine Anzahl junger Arbeiter beschäftigt, die roben Erzmassen in eine gegrabene Vertiefung zu schütten. Wir nahmen einen Führer; er zündete seine Lampe an, öffnete eine große Thüre und — ich fühlte mich ums Herz herum ganz wunderlich — wir traten ein. Eine kleine Strecke weit war der Gang gemauert, allein bald wölbten sich nur die kantigen Felsstücke um uns; wir stiegen tiefer und tiefer hinab. Bergleute begegneten uns mit ihren Lampen; „Glück auf!" war der gegenseitige Gruß, während Alles ringsumher wie im Grabe war. Die Gänge waren hier wie aus Bronze. Das Erz schim-

merte bald grün bald kupferroth auf dem Gesteine. Ein Kaufmann aus Goslar war mein Begleiter; ich hielt mich fest an ihn, obgleich wir nur auf einem kleinen Brett gehen konnten. Oft mußten wir wegen der herabhängenden Fallstricke uns ganz niederbeugen; ein Gang kreuzte den andern und der Führer schien häufig vor uns wie verschwunden. Mit einem Male brauste es über unsern Köpfen; es war, als ob der ganze Berg zusammenstürzte. Ich sprach kein Wort, sondern schmiegte mich eng an meinen Begleiter, welcher mir nun erzählte, daß man oben eine Schleuße eröffne, welche ein Rad in Bewegung setze, mittels dessen die Erzstücke aus den tiefsten Gruben herausgehoben würden. Ein Abgrund eröffnete sich seitwärts. Beim Lampenlichte vermochten wir nicht das ganze große Rad, über welches das Wasser hinströmte, zu übersehen. Ich kann schwer entscheiden, ob dieses oder die weiten Grotten, wo das Erz mit Feuer losgearbeitet ward, mir malerischer vorkamen. Die rothen Flammen schlugen hoch auf und beleuchteten die schwarzen Bergleute ringsum. Ich lehnte mich an die Felsenwand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, welche bei aller Furchtbarkeit schön war.

Es ist doch ein wunderlicher Gegensatz zwischen dem abwechselnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit schwellenden Segeln fliegt er über das herrliche Meer von Küste zu Küste; lustig wimmelt's in den fremden Häfen von geschäftigen Menschen. Plötzlich braust ein Sturm, der Mast stürzt und das Schiff wird wie ein Spielzeug auf den starken Wogen umher geschleudert; kaum beruhigt sich das Wetter, so klettert er wieder in den hohen Mastkorb und schauet sich um in dem grenzenlosen Raume zwischen Meer und Himmel. Für den Bergmann dagegen gehet ein Tag wie der andere hin. Tief in der schwarzen Grube sitzt er bei seiner Lampe und hämmert Erz vom Berge, still und halbdunkel, wie in seinem Aufenthalte

ist's auch in seinem Innern; nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da legt er sich bessere Kleider an, gehet in die Kirche, und sieht die Sonne mild da hinein und in sein Herz scheinen. Vielleicht geht er Vormittags auch nach Goslar, hört dort Neuigkeiten und denkt dabei, wie wunderlich doch das Volk da draußen in der Welt stürme, möchte vielleicht auch, wenn er noch jung ist, auch einmal hinausfliegen und sich unter den andern umhertummeln — allein Montag sitzt er doch wieder tief in der Grube mit der Lampe und handhabt seinen Hammer — und so gehet das fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerschlag gegen seinen Sarg thut.

Als wir aus dem Berge zurückkamen, schien die Sonne lieblich über die jungen Fichten, wo Regentropfen lagen, wie Perlen auf den lichtgrunen Schößlingen; mir war's, als hätt' ich nie etwas Freundlicheres gesehen als diese von der Sonne erleuchteten Bergspitzen und den klaren Himmel, so bedeutend war der Uebergang von der schwarzen Grube zur sonnenklaren Natur.

Ein kleiner Steig führte uns nach Goslar zurück; im Wallgraben unten wuchs hohes Gras und die dicke Stadtmauer war unter Busch und Kraut fast versteckt. Wir bestiegen den Zwinger, einen großen, runden Thurm aus der Kaiserzeit. Die Mauern sind 22 Fuß dick; im untern Stockwerk hatte man dieselbe neuerdings sprengen lassen und in der Mauer selbst Wohnzimmer eingerichtet. Oben aber war ein großer Saal, wo die Burger Goslars Bälle und Festivitäten zu haben pflegen. Eine große Spinne hatte ihr Netz neben der Thur ausgespannt und sah auf mich und eine windige Fliege, welche mir um die Nase surrte, als ich eintrat. Ich kann zwar nicht sagen, daß dieser sechseinige Weber eine sehr hübsche Malerei an der Wand war; wenn man ihn aber poetisch auffaßt, so kann er immerhin ein Bild werden, welches in meiner Reisegallerie aufgehangen werden darf.

Die Spinne.

Du erinnerſt dich, o ſchöne Fliege,
Wie hier ſtrahlten Lichter um die Wette:
Anglaiſen und Menuette
Führten luſtig auf der Tänzer Züge.

Klein' und Große, Dürre, Hagre
Schwenkten ſich, nicht fehlten Magre.
Doch vermochteſt unter Allen
Du allein mir zu gefallen.

Unter'm Walfen ſaß ich ſtille,
Fühlt' in mir das Herz entbrennen.
Aus war nun das Tanzen, Rennen,
Und entrauſcht der Töne Fülle.

Tanzen iſt dein allerhöchſt Vergnügen,
Einen Saal hab' ich darein gewebt,
Siehe! wie er luſtig vor dir ſchwebt;
Unter'm Fuß wünſcht er Dir nur zu liegen.

Luſtig flackern hier der Freude Flammen,
Freud' ertönt in unſerem Vereine!
O ſo komm, Du Muntre, Leichte, Kleine,
Komm, und laß uns tanzen doch zuſammen!

Die Hauptkirche in Goslar iſt abgebrochen; nur eine Capelle ſteht noch, in welcher ſich die Ueberreſte der ehemaligen Herrlichkeiten der Kirche befinden. Ein altes Weib führte uns hinein und gab uns Auskunft über dieſe Schätze. Inwendig dicht neben der Thüre war der heilige Chriſtoph in coloſſaler Größe abgebildet, wie er im Waſſer ſtehet mit dem Jeſuskinde auf ſeinen Schultern. Das waren Leute damals — ſagte das alte Weib, in der Meinung, daß der große Chriſtoph wirklich ſo lang und breit geweſen ſei, als er hier ausſah.

In einem eſſenen Sarge lag eine weibliche Figur in Sandſtein abgebildet, angeblich die ſchöne Mathilde, Kaiſer

Heinrich III. Tochter vorstellend; sie war so schön, daß ihr eigener Vater sich in sie verliebte; deshalb bat sie Gott, er möge sie auf einmal recht häßlich machen; da meldete der Böse sich und gelobte ihres Vaters Liebe in Haß zu wandeln, wenn sie ihm für immer angehören wolle. Sie ging den Contract mit dem Bedingen ein, daß, wenn er sie bei den drei ersten Malen, wo er zu ihr komme, nicht schlafend finde, sie von ihm frei sein würde. Um sich wach zu erhalten, nahm sie Seide und Nadel, und stickte ein köstliches Kleid, während ihr kleiner Hund: Quedl neben ihr saß. Jedesmal, wenn sie in Schlaf verfiel und der Teufel nahte, bellte sofort das treue Thier und sie war alsdann stets wach und munter bei ihrer Arbeit. Da der Teufel sich angeführt sah, aber sein Angelöbniß erfullen mußte, ließ er seine häßliche Klaue über ihr Antlitz gleiten, so daß die schöne gewölbte Stirn eingedrückt und die königliche Nase platt und breit ward; den kleinen Mund riß er nach beiden Ohren hin auf und hauchte auf die herrlichen Augen, so daß sie wie Blei und Nebel ansahen. Kaiser Heinrich verabscheute sie nun; sie bauete sich eine Abtei, welche sie nach dem treuen Quedl Quedlinburg nannte, wo sie selbst die erste Aebtissin ward.

Das alte Weib, welche uns das Steinbild zeigte, wußte nicht recht, ob dasselbe sie in den Tagen ihrer Schönheit vorstellte, oder in der spätern Zeit, wo der Böse seine Finger an sie gelegt hatte; ich stimmte mehr für das letztere.

Kaiser Heinrich III. Kirchenstuhl befindet sich gleichfalls hier; ich setzte mich hinein und sah nun auf sein Bild und die Bildnisse zweier anderer Kaiser im hohen Kirchenfenster. Sie sahen recht lebend aus, indem das Licht durch die bunte Malerei spielte.

In der Mauer befand sich eine alte Inschrift, die niemand von uns recht auszulegen vermochte. Ja wäre mein Bruder, der Doctor, hier, sagte meine Führerin, so würde er uns Alles erklären, was da steht. Es ist ein gelehrter

Mann, sehr gelehrt, ja — sagte sie zu mir — er ist eben so gelehrt, als Sie.

Der Arme! dachte ich, sagte es aber nicht.

Abends machte ich wieder die nämliche Tour um die Stadt; aber ich war allein; es war Mondenschein, still auf den Straßen und die Häuser warfen starke, schwarze Schatten. Das Wasser plätscherte einförmig im großen Kupferbecken und die alten Kaiser standen so ernsthaft mit der Hand am Schwerdt und sahen vor sich hin. Mir kam vor, als stünde ich vor einer der verzauberten Städte, von denen ich als Bube in manchen Mährchen gehört hatte, der Bergnebel, welcher sich rings um die Stadt gelagert hatte, schien mir der magische Kreis, der ringsherum gezogen war und nach dessen Sprengung Alles zu seinem frühern Leben wieder erwachen sollte. Dann würde wiederum Freude auf den Straßen sich regen; die alten Kaiser würden aus ihrer Mauer heraus vor das versammelte Volk treten, welches sich vor der Madonna beugte, die in einer Glorie von brennenden Lichtern strahlte. Das Steinbild, welches die Prinzessin Mathilde vorstellen soll, würde sich aus seinem morschen Sarge erheben und Fleisch und Blut annehmen, der treue Quedl könnte wieder lustig bellen, so daß niemand wieder in Schlaf fallen könnte, wenn die beiden Mächte sich nahen.

Es war, als wenn des Wassers einförmiges Plätschern das starke Zauberwort murmelte, welches das Ganze aus seiner magischen Versteinerung erwecken könnte und ich verstand den wichtigen Ton-Hieroglyphen: Wenn Du geschlafen hast, wird Alles erwachen! Und dieß war die Wahrheit; denn da ich am andern Morgen auf die Straße heraustrat, schien die Sonne lieblich die Häuser an, welche gar nicht mehr gespenstisch aussahen und aus dem Fenster gerade gegenüber nickte ein lächelndes Mädchen-Antlitz, welches besser als tausend gedruckte Proclamationen verkündigte, daß keine magische Versteinerung über dem alten Goslar liege.

Im Opernhause zu Berlin wird ein Ballet: „Die neue Amazone“ gegeben, worin unter andern eine Flußschifffahrt vorkommt; das Schiff liegt still und schaukelt sich, allein die hintere Decoration gleitet beständig über die Scene und zeigt, wie die Gegend sich während der Fahrt verändert. Hat man einige Augenblicke hingesehen, so wirkt es ganz täuschend und man glaubt, selbst mit zu segeln. Ließe sich das nämliche Experiment hier machen, so solltest Du, mein Leser, auch zu sehen bekommen, wie die anmuthige Gegend sich verändert, während ich weiter schweife.

Goslar lag unten zwischen den Bergen; der Weg lief an einer Mühle vorbei, wo der lustige Knappe an der Thür mit einem Mädchen rang, um sich einen Kuß zu nehmen. Ein steiler Hügel, von dem die gelbe Okererde herabschimmerte, erhob sich dicht daneben mit den Ruinen eines alten Wartthurms. Die Aussicht erweiterte sich, das Oker-Thal mit seinen Schmelzhütten liegt um uns her. Der schwarze Rauch wirbelte in die Luft und stach wunderlich gegen den blauweißen Nebel an den Bergen ab. In den Hütten brannte das starke, rothe Feuer, und das geschmolzene Metall lief der Lava gleich mit grüner und weißer Flamme in einer Rinne auf dem Boden hin.

Eine Parthie stehet so lebendig vor meiner Erinnerung, daß ich glaube, dieselbe hier auf das Papier nieder hauchen zu können, wenn mir der, welcher das Bild betrachtet, es selbst mit den bunten Farben der Phantasie illuminiren will.

Der pechschwarze Abfall bildet einen kleinen Berg vor dem rothgedeckten Hause; dicht daneben braust die Oker über große Steine dahin; ein alter Bergmann schiebt seinen Karren über die lange schmale Brücke und im Hintergrunde mitten im weißgrünen Dampfe steigen gränliche Rauchsäulen in die Luft; sie rühren vom „Schwefelhaufen“ her, einigen aufgeworfenen Höhen, worin ein starkes Feuer angezündet ist; so siedet der gelbe Schwefel aus der Erde hervor.

Ein kleiner Pfad führte uns über Flur und Wiese in das grüne Laubholz, welches wieder den alten finstern Fichten Platz machte. Rings drängten sich Quellen hervor, so daß der Erdboden an mehren Stellen einen Morast bildete und mein Führer bis an die Kniee hineinsank. Wir begegneten einigen wandernden Studenten in weißen Reisekitteln mit Blumen auf dem Hute; ein anderer Haufe führte drei oder vier große Hunde bei sich und war Carl Moors Spießgesellen nicht unähnlich. Der Wald erklang von Pfeifen und Schreien; andere Vögel sah und hörte ich in der großen stillen Natur nicht.

Von der Ruine Harzburg war sehr wenig zu sehen, von dem Buschwerk ringsum aber zu viel, so daß fast gar keine Aussicht vorhanden war.

Wir holten einen wandernden Postboten ein, welcher nach Blankenburg bestimmt war, und uns erzählte, daß auf diesem Wege vor zwei Jahren häufig Spitzbuben gewesen seien, und daß es auch jetzt vorzüglich in der Nacht nicht ganz sicher sei; es war wunderlich, daß, da er dieß erzählt hatte, der Wald mir dichter und dunkler und mithin weit feierlicher vorkam. Ein Gewitter war herauf gezogen und der erste Donner rollte zwischen den Bergen, indem wir in den Flecken Ilsenburg hineingingen.

Das gräfliche Schloß hat eine schöne Lage, siehet aber sehr verfallen aus. Nesseln wachsen hoch auf den Mauern, deren rothe Steintrümmer in den Fluß niedergestürzt waren.

Der Brocken war gänzlich im großen Gewitter verhüllt, welches seine Blitze unter die Fichten schleuderte; doch beschloß ich nach mehrstündiger Rast den Berg zu besteigen.

Ein neuer Führer meldet sich; das Gewitter war vorüber und wir zogen davon durch das schöne Ilsenthal. „Schön?“ Wie wenig liegt doch in dem todten Worte! Doch der Maler selbst vermag ja mit seinen lebendigen Farben die Natur in ihrer ganzen Größe nicht wiederzugeben,

wie sollte der Dichter es durch Worte im Stande sein? Nein! Könnten Töne sich verkürzen, könnte man mit Tönen malen wie mit Bleistift und Feder, dann würde man das Geistige darstellen können, welches das Herz ergreift, wenn das leibliche Auge eine neue und wunderschöne Natur anschauet.

Mit eilendem Laufe schoß der Ilsefluß seitwärts von uns dahin; hohe, mit Fichten bewachsene Berge lagen auf beiden Seiten. Die nackte Klippe des Ilsensteins erhob sich mit dem großen eisernen Kreuz auf ihrer Spitze senkrecht in die Höhe; der Nacken schmerzte, wenn man nach dieser Höhe hinaufblickte, und doch sieht das Auge sie tief unter sich, wenn man auf dem Brocken stehet. Die gegenüber liegende Felswand hat ein ähnliches Aeußere. Alles kündigt an, daß diese Felsen bei einer großen Erdrevolution aus einander gerissen worden sind und dadurch für die Ilse ein Bette gebildet ist. In diesem mächtigen Felsen lebt der Sage nach die schöne Prinzessin Ilse, welche bei dem ersten Strahl der Morgensonne hervorsteigt und sich im kleinen Flusse badet: glücklich ist, wer sie hier findet, allein wie wenige haben sie gesehen, denn sie fürchtet den menschlichen Blick, obwohl sie gut und freundlich ist.

Als die Sündfluth das Menschengeschlecht von der Erde vertilgte, stiegen auch die Gewässer der Nordsee hoch, hoch in Deutschland hinein. Die schöne Ilse flüchtete mit ihrem Geliebten aus nördlichen Landen hieher nach dem Harze, wo der Brocken ihnen eine Zuflucht zu bieten schien. Endlich standen sie auf der ungeheuern Klippe, welche über das brausende Meer hervorragte; die umliegenden Länder waren unter der Fluth begraben, Hütten, Menschen, Thiere waren verschwunden. Verirrt standen sie da Arm in Arm, und sahen auf die Wogen nieder, welche gegen die Klippen brandeten. Allein immer höher stieg das Wasser, vergebens suchten sie einen unüberschwemmten Felsenrücken, um sich nach

dem Brocken hinüberzutreten, der wie eine Insel im empörten Meere da lag. Da erbebte der Felsen unter ihnen; ein ungeheurer Spalt eröffnete sich und drohte, sie auseinander zu reißen, doch sie hielten sich fest umschlungen; die Seitenwände bogen sich rückwärts und begaben sich auseinander; beide stürzten in die schäumenden Wogen. Nach ihr erhielt der Ilsefluß den Namen, und noch wohnt sie mit ihrem Geliebten in dem harten Felsen.

Wir kamen tiefer in den Wald; der Pfad begann sich aufwärts nach dem Brocken zu winden; die untergehende Sonne vermochte nicht die dichten Fichten zu durchscheinen. Ringsum lagen Köhlerhütten, welche Alles in einem bläulichen Rauch hüllten; das Ganze hatte ein stilles, wunderbares, romantisches Gepräge; es war ein Gemälde, welches die Seele zur Wehmuth stimmte.

Der Kohlenbrenner.

Durch der Fichten enge Reihe
Flammt des Feuers rother Schein;
Schwarzer Rauch entsteigt der Hütte
Und der Knecht steht in der Mitte,
Von dem Feuer angestrahlt.
Scheint er roth und schwarz bemalt;
Und da er die großen Massen wendet,
Tiefer es brennt.

Angelehnt an seine Stange
Murmelt er im alten Gange:
„Fichten wachsen Jahr für Jahr,
„Tragen allzeit grünes Haar,
„Wie die Liebste mein sie blüh'n
„Immer grün, doch dunkelgrün!“
Doch der Gesang keinen Trost ihm gönnt,
Tiefer es brennt.

Mehr und mehr ging der Weg steil hinan; ringsumher lagen ungeheure Felsenstücke. Die Ilse stürzte über große

Steinmassen hinweg und bildete Wasserfall an Wasserfall; bald war das Bette enge zwischen Klippen zusammengepreßt, und der schwarze Strom kochte schneeweißen Schaum; bald brauste er breit und herrlich zwischen umgestürzten Fichten hin und riß die großen, grünen Zweige mit sich fort.

Je höher wir kamen, desto mehr schwand der Fluß zusammen, der Strom ward zur rieselnden Quelle und zuletzt sah man kaum die großen Wassertropfen, welche durch das Moos sickerten.

Hier bekam ich eine Vorstellung von einem nordländischen Riesenberg recht im Großen; der Brocken ist einer. Stein liegt auf Stein geschichtet und eine wunderbare Stille ruhet über dem Ganzen; kein Vogel zwitschert in den verkrüppelten Fichten; ringsum wachsen weiße Grabesblumen im hohen Moose, und Steine liegen in Massen neben deren Gipfel.

Wir waren nun oben; allein Alles war Nebel. Wir standen im Gewölk. Vom Wirthshause brauste uns ein Musikchor entgegen; dort waren 40 Reisende; ein Theil derselben hatte musikalische Instrumente mitgenommen, und spielte lustig aus Fra Diavolo, der Stummen und andere bekannte Stücke.

Viertehalb tausend Pariser Fuß über der Meeresfläche, mitten im Gewölk jedoch, hinter einer fünf Fuß hohen Mauer saß ich in einem kleinen Stübchen und wärmte mich am heißen Ofen. Die Matratzen im Bette sind mit Tang aus Dänemark gefüllt, ich konnte also hoch im fremden Wolkenhimmel auf Dänischem Grunde ruhen.

Die Kühe wurden heim getrieben; sie hatten Glocken um, welche angenehm läuteten; doch draußen war noch Alles Nebel; es begann sich ein Wind zu erheben, und verjagte die Wolken, welche er wie eine Schaafheerde über den Berggipfel hintrieb. Drei reisende Damen, welche große Hüte auf dem Kopfe hatten, liefen hinaus und pflückten weiße

Brocken-Blümchen; die Wolken spielten ihnen um die Beine; sie glichen der Hexen-Scene in Macbeth.

An meine Thür ward geklopft, und herein trat — der gute Schulmeister, mit welchem ich von Braunschweig zusammen gereist war; wir sollten einander also doch auf dem Blocksberge treffen. Mit dem alten Freunde, den er in Goslar besuchte, war er bereits zwei Stunden vor mir oben angekommen und hatte schon mit mehreren Reisenden Bekanntschaft gemacht, welche aber nach seiner Versicherung sehr nette und artige Leute sein sollten. Er war sehr glücklich und zeigte mir, wie viele Verse er bereits aus dem Brockenbuche abgeschrieben hatte, die er mit nach Hause nehmen wollte.

Bekanntlich findet sich hier und an jeder merkwürdigen Stelle in Deutschland, welche Fremde besuchen, ein Buch, in welches dieselben ihre Namen eintragen; es kommen auch ganze Verse hinein, und von diesen hatte jener sich etliche auserwählt und abgeschrieben.

In dem Buche fand ich zwei Dänische Freunde und die Namen mehrer Bekannten; es waren auch Zeichnungen darin; das Genie hatte sich auf mannigfache Art versucht, und wie mancher mag nicht von Unsterblichkeit geträumt haben, da er seinen Namen hieher schrieb! O Himmel! werden alle Diese unsterblich, so werde ich's mit.

Der Schulmeister stellte mich seinem Freunde vor; allein dieser behagte mir gar nicht; er sah mir so still und nichtssagend aus, während er sich doch bemühte, Ausdruck in sein Gesicht zu legen; er war einer von den Leuten, von dem man, wäre er Doctor gewesen und hätte er mit seiner gewöhnlichen Miene dem Patienten an den Puls gefühlt, sich niedergesetzt und stillgeschwiegen, gesagt haben würde: er denkt, obgleich ich glaube, daß er darin gerade eine Pause machte.

Wir wurden indessen herausgerufen, wo die ganze Gesellschaft versammelt war. Die Musici hatten oben auf dem

Thurme Platz genommen, die übrigen Reisenden sich aber mit Besenstielen, Stangen und Ofengabeln versehen; sie fanden uns zu einem großen Hexentanz in der dämmernden Abendbeleuchtung ein. Der eine zog den andern an der Hand fort, Große und Kleine, Dicke und Dünne, alle ließen den Narren los und das lustige Intermezzo begann.

Instrumente vom Thurm.

Wir sind froh und Ihr seid froh,
Im Blasen wir und Ihr im Brummen;
So singen wir aus Fra Diavolo,
Der Braut und aus der Stummen.

Chor:

Dolorem furca pellas ex
Das hab ich im Gewächse.
Ich bin 'ne Hex, Du bist 'ne Hex',
Und alle sind wir Hexen.

Felsblöcke:

Tanzt nur: ich liege wie ein Stein,
Kann laut mit Euch mich nimmer freu'n.
Doch ist von Euch erst Niemand hier,
Lieg ich noch immer fur und für.

Elfen:

Wir sitzen auf der Blume Blatt,
Sie tanzen ringsumher;
Doch zierlich nicht zu sehr:
Da mancher etwas Plumpes hat.

Liebhaber:

Hoch über Wolken steh' ich hier,
Doch muß das Herz gesteh'n:
Noch näher war der Himmel mir,
Da ich Dich jüngst geseh'n.

Chor:

Dem Glücke dreh'n wir 'n U für 'n E
Und machen ihm drei Kreze.
Ich bin 'ne Hex', Du bist 'ne Hex'
Und Alle sind wir Hexen.

So brauſte es fort; erſt gegen Mitternacht ward's ruhig im Hauſe. Der Mond drängte ſich durch den Nebel und warf ſeine weißen Strahlen in die lange enge Kammer; ich konnte nicht ſchlafen und ging deßhalb auf den Thurm, um die Ausſicht zu genießen. Wer jemals im Traume über die Erde hinſchwebte, und ferne Länder, Weiler, Wälder tief unter ſich erblickte, hat eine entfernte Idee von der unbegreiflichen Herrlichkeit. Finſter lagen die fichtengrünen Berge unter mir; weiße Wölkchen, vom Monde beleuchtet, fuhren Geiſtern gleich neben dem Berge dahin. Da war keine Gränze; das Auge verlor ſich in der Unendlichkeit; Dörfer mit ihren Thürmen, Köhlerhütten mit ihren Rauchfängen ragten heraus aus dem dürftigen Nebelſchleier, den der Mond beſtrahlte. Die Traumwelt der Phantaſie lag lebend vor mir. Tief unten in den ſchwarzen Wäldern hatte zur Zeit des Fauſtrechts mancher Ritter mit ſeinen Reiſigen vor Kaufleuten ſich in den Hinterhalt gelegt, welche ihre koſtbaren Waaren von Stadt zu Stadt brachten; dort, wo auf dem hohen Felſen keine Spur mehr vorhanden, hatte die Burg ſich erhoben, hoch und ſtark durch Mauern und Thürme, und in den langen Winterabenden mit Jubel erfüllt. Die Nebel ſtiegen zwiſchen den ſchwarzen Bergen höher und höher; in wunderlichen Geſtalten bildeten ſich Wolken daraus. Dort, dachte ich, wo im weiten Umkreiſe Zauberblumen, die Wunderblume der Harzbewohner wächſt, ſchläft manch kindlich Herz jetzt in frommer Einfalt. Nur Einer fand ſie, aber er ſelbſt kannte ſie nicht, ehe ſie wieder verloren ging; ich ſuchte ſie hier nicht, ich fühlte ſie in meinem Herzen wachſen; Engel hatten den Saamen hinein geſtreut, während ich noch in der Wiege ſchlummerte, ſie wuchs, ſie verbreitete ihren magiſchen Duft, Phantaſie, dieſes Lebens herrlichſte Blume, entfaltete ſich mehr und mehr in meinem Herzen, und ich hörte und ſah eine neue und größere Natur um mich.

Hoch auf der Spitze des Ilsensteins stand die schöne Prinzessin Ilse, angestrahlt vom starken Mondenschein; die versunkenen Berge stürzten wieder hervor, und das Licht flammte durch bunte Fenster; zwischen den schwarzen Fichten erhoben sich röthliche Klostermauern und gothische Thürme; Seelenmessen ertönten und das Jagdhorn erklang mit siebenfachem Echo zwischen den Bergen. In der Ferne, wo der Hakel den Horizont begrenzte, stieg das versunkene Räuberschloß aus tiefem Moose hervor; die Berge öffneten sich meinem Blicke, und ich sah in tiefer Kluft Kaiser Friedrich hinter dem großen Steintische, durch welchen sein langer rother Bart hindurch gewachsen ist; über tausend schwarze Zwerge arbeiteten in den tiefen Hallen und schleppten das flimmernde Metall in große Haufen, während vor meinem Blicke in der weiten Ferne, wo der Gesichtskreis in die Preußischen und Braunschweigischen Ebenen sich verlor, kriegerische Heere vorbeizogen, aber sie waren wie Nebel und sanken gleich diesen; nur ein leuchtender Punkt stand hinten, einem Sterne gleich, welcher klar über die ganze Gegend strahlte und noch fortleuchtete, bis auch er hinter dem Horizonte sank; ich aber vergaß die andern herrlichen Zauberbilder bei dem Gedanken an den großen Kaiser.

Da säuselte es unterm Thurme und ich sah ein Heer mißgestalteter Gespenster und menschliche Gestalten sich lustig im Rundtanz um den Berg schwingen; diese streckten ihre Besenstiele und hölzerne Säbel weit über den Berg, um das klare Licht von dem versunkenen Sterne auszutilgen und hinweg zu kratzen. Allein sie konnten nicht hinlangen und sprangen in fruchtlosem Aerger auf und ab, wobei sie mich häßlich angrinsten. Das war Volk mit Schwerdt und Speer, Feder und Dinte, auch Ordenszeichen auf den schönen Kleidern; und sie lachten mich an und sprachen: Du darfst doch nicht sagen, wen du siehest, Dichterling nimm Dich in Acht! Das Brodt wächst nicht an den Bäumen —

halte Dich feſt, auf daß Du nicht ſtürzeſt; hei! Und nun ſchauten ſie wiederum gegen den hohen Himmel, wo der Sterne Licht klar und herrlich ſchien, dem ſie doch nie zu nahen vermochten.

VI.

Morgen.

Es war halb drei Uhr, als die Magd mich weckte, um den Aufgang der Sonne zu ſehen; die meiſten waren ſchon draußen, in Mäntel und Röcke eingehüllt, mit Tüchern um den Kopf ſtand die wunderlich-bunte Gruppe Menſchen auf den verſchiedenen Erhöhungen mit dem einen Gedanken erfüllt: jetzt geht die Sonne auf! Es war, als ob wir auf einer Inſel ſtünden, denn die Wolken lagen, ſo weit wir ſehen konnten, unter uns, wie ein ungeheures gähnendes Meer, welches mit einem Male in Bewegung geſetzt wurde. Kein rother Morgenſchein ſtand am blauen Himmel über uns; die Sonne erhob ſich ohne Strahlen, wie eine große blutige Kugel: erſt als ſie über dem Horizonte war, ſtrömte das klare Licht über das Wolkenmeer aus.

Unſer alter Schulmeiſter ſtand mit gefalteten Händen, ſprach lange kein Wort, ſondern lächelte zufrieden; endlich brach er aus: hätt' ich doch Mutter und Kinder hier — ja die alte Hanne (ihre Magd), auch ſie würde es in der Seele erfreuen! O Gott! hier wäre ſo guter Platz für Alle; das denke ich ſtets, wenn ich etwas ſehr Schönes ſehe; hier wäre doch noch Platz für ſo manche gute Freunde, wären ſie hier, ſo könnten ſie's auch ſo gut haben.

Als die Sonne höher ſtieg, begannen die leichten Wölkchen zu verdampfen, der Aether ſog ſie gleichſam ein, während der Wind die ſchwereren zwiſchen die Berge trieb, welche wie Inſeln aus dem großen Wollenmeere hervorragten. Allmählig ward Alles klarer und klarer; wir ſahen Dörfer und Kirchthürme, Felder und Wieſen, wie die niedlichſten Miniatur-Bilder ringsumher. Ein ſo herrlicher Morgen war ſeit Jahr und Tag auf dem Brocken nicht geweſen. Wir ſahen deutlich Magdeburg mit ſeinen Thurmen, Halberſtadt und Quedlinburg, die Thürme der hohen Domkirche zu Erfurt, die Bergſchlöſſer: den Gleichen und Wilhelmshöhe bei Caſſel außer einem Gewimmel kleiner Städte und Flecken ringsumher.

Ich kletterte auf den ſogenannten Hexen-Altar und die zehn Fuß hohe Teufels-Kanzel, trank von dem eiskalten Waſſer, das dem Hexenbrunnen entſtrömt, nahm ein Paar Brockenſträußer, welche mir ein Mädchen an meine Mütze ſteckte, ſagte meinen neuen Bekannten dort oben Lebewohl, beſonders dem guten alten Schulmeiſter, welchem die ganze Geſellſchaft ſo gut gefallen hatte, daß er mich und die übrigen Alle bat, uns in ſein Stammbuch zu ſchreiben, damit er daheim alle die guten fremden Leute, welche er kennen gelernt habe, aufweiſen könne, wir ſchrieben alle; ich war der einzige Däne, und ſo trennten wir uns.

Ich hatte mich einer Familie aus Hamburg angeſchloſſen und ſpielte nun den Cavalier servant der jungen Damen auf dem abwärts führenden Pfade, welcher ungemein romantiſch war; zur Vergeltung boten ſie mir eines ihrer gemietheten Bergpferde an. Der Führer ging voran; Schritt vor Schritt folgte die Karavane, und der kleine Eſel, der das Reiſegeräth trug, ſchloß den Zug. Wir hatten Jeder einen grünen Zweig in der Hand, womit wir unſere langſamen Pegaſi antrieben, welche es ſich allzu gemächlich machen wollten. Der Weg führte durch den dichteſten Wald, bald über Felskanten, wo wir die niedrigen Berge mit

ihren dunkeln Fichten tief unter uns liegen sahen; sie nahmen sich aus wie mit Kartoffeln bepflanzte Hügel, welche ihre niedrigen grünen Büsche in die Höhe streckten. Der wunderbare leichte Schleier, welche auf dem Ganzen unter uns lag, stellte sich dar als ein großes, grünes Glas, durch welches wir die ganzen Herrlichkeiten schaueten. Zwischen einzelnen engen Felsenschluchten stand der Nebel in ein Gewölk zusammengepreßt; man konnte die Gegenstände darunter nicht erkennen, und doch lag er so luftig und leicht, daß das Auge empfand, er müsse feiner sein als die Luft selbst.

Die Vögel begannen zu singen; der Thau lag in klaren Tropfen auf den Blumen und die Sonne schien draußen auf die große prachtvolle Landschaft. Die Welt ist schön! Welche unendliche Herrlichkeit von der geringsten Blume mit ihrem Dufte bis zu meinem Herzen mit seinen flammenden Gedanken, und von diesem zu dem großen Erdballe mit den herrlichen Bergen und dem schäumenden Meere.

Weßhalb kümmert das Herz sich darum, was die Blume träumt, wenn sie so wehmüthig stark im Morgenthau duftet? es ist etwas weit Wichtigeres, weit Größeres, das sie in Bewegung setzt; was kümmert die Welt sich dagegen um des Herzens Sehnen und den Blumenduft? mächtigere Leidenschaften, eines ganzen Volkes Kampf und Untergang, Revolution im Natur- und Menschenleben sind ihre Träume und Gedanken.

Der Morgen war schön; drum sangen die Vögel, dufteten die Blumen und mein Herz löste sich auf in Duft und Sang, und die Welt, die große herrliche Welt fühlte und hörte gleich stark mit jenen Dreien. Allein sie hatte auch schönere Blumen, als hier wachsen; sie hat die Blume der Erleuchtung, deren Duft Alles durchdringet, veredelt und stärkt, sie kennt einen mächtigern Gesang als den der Vögel hier auf den Zweigen: der Freiheit großen Morgengesang; und das Herz, das träumende Dichterherz mit seinem Sehnen

und Schmerz. Was iſt dieſes gegen eines ganzen Volkes, gegen eines begeiſterten Heldenherzens letzten, ſtarken Schlag für Leben und Vaterland! Das arme Polen!

VII.

Dichters Macht. — Die Baumannshöhle. — Der Antiquar. — Blankenburg.

Bei Elbingerode, einer kleinen Bergſtadt, ſagte ich meiner Reiſegeſellſchaft Lebewohl. Neben der Brücke, welche über den Fluß führte, ſtand ein Leiermann und ſpielte Adieu Français! Eine Art Schirmbrett erhob ſich neben ihm, bemalt mit Carricaturen, Pierrot, Harlequin, Seiltänzern und Kunſtreitern. Ein Haufen Bauerkinder ſtand mit bloßen Füßen und gaffte ihn an, während die Sonne auf ſie und die großen Berge niederſtrahlte; das war wirklich eine Situation, worüber man eine lange poetiſche Abhandlung ſchreiben und darüber ſetzen könnte: Natur und Kunſt.

Die kahlen Felſenwände erhoben ſich bald zu beiden Seiten; ein kleiner Steig lief den ſchmalen Fluß entlang und ich befand mich in Rübeland, ein Name, den man von Räuberland herleitet, weil hier auf einem der Felſen vor alten Zeiten ein Räuberſchloß lag, welches jetzt ſelbſt bis auf die Wallgraben verſchwunden iſt. Die ganze Natur ringsum hatte etwas Imponirendes; ſie ſah ſo großartig auf mich hernieder, daß ich endlich Papier und Bleiſtift hervorzog, um ihr zu zeigen, daß ich gleichwohl ihr Meiſter ſei.

Du ſtolzer Fels, wie barſch du auch ſchauſt drein,
Ich ſetze doch in dieſen Vers dich ein.
Du kleiner Fluß, Du brauſt mit wildem Tritt,
Wie ſtark du läufſt, ich nehme doch dich mit.

Der Vogel ſelbſt hier auf dem Schmelz der Wieſen
Entfleugt, ſo bald ich ihm mein Bild gewieſen;
Wie? bildet er ſich ein: ich ſing' ihn nicht?
Wie ſehr er irrt; er muß in mein Gedicht.
Und Alles, ruft wohin ich blick' umher:
Ein Dichter iſt ein ſchlimmer Zauberer.
Hier ſteht ein Mägdlein mit entblößtem Bein,
Ein ſchöner Wuchs, wie eine Gerte fein,
Sie ſeulet Wäſch' und kehrt mir zu den Rücken.
Will ſie nicht mit dem Antlitz mich entzücken?
Wie? Was iſt das? Mein Zauberſtock wirkt nicht?
Sie tretzet. Wohl! Doch ſoll ſie in's Gedicht;
So wie ſie ſtehet, wird ſie aufgenommen;
Ihr ſollt den Rücken nur zu ſehn bekommen.
Hier iſt das Ganze, Licht und Schatten glücken,
Das Mädchen weist nur immerdar den Rücken.

Jenſeits des Dorfes Rübeland führte ein kleiner Bergpfad hinauf zu einer Vertiefung im Felſen, durch welche man in die Baumannshöhle eintritt; hier fand ich zwei andere Reiſende; jeder von uns empfing eine angezündete Lampe; der Führer ging voran, und wir ſtiegen hinunter in die verſteinerte Phantaſiewelt.

Der Eingang war eine niedrige Höhle, welche ausſah, als hätten Füchſe dieſelbe gegraben; wir konnten kaum aufrecht gehen: es war, als träten wir in die Ruinen eines alten Burgkellers, deſſen Mauern halb eingeſtürzt waren. Waſſertropfen fielen mit eintönigem Plätſchern herab, ſonſt war Alles todtſtill. Wir kletterten, ein Jeder für ſich mit der Lampe in der Hand die feuchten Steigen hernieder; rings herum und unter uns war es pechſchwarze Finſterniß; das Lampenlicht zeigte uns kaum die ſchmalen Tritte, welche kein Ende zu nehmen ſchienen; die wunderbare Ungewißheit, wie tief es unter uns ſei, machte es grauenhafter, als es war. Wenn man ſich nur feſt hielte, wenn man nur Acht gäbe, mit dem linken und rechten Fuße richtig zuzutreten, und wenn die Leiter nicht bräche, wäre keine Gefahr, ſonſt

könne man leicht den Hals brechen, war die beständige Versicherung unsers Führers. Wie der Mensch doch einseitig ist in der ganzen Bedeutung des Worts! Wir sehen täglich den größten Abgrund über uns und meilenweit um uns her; allein dieß ängstigt uns nicht im Mindesten; der weit unbedeutendere, der niederwärts gehet, dagegen erregt uns Schwindel; niederwärts, das ist eine Richtung, vor der wir Respect haben, und doch müssen wir Alle hinunter; da finden wir erst Ruh' und Rast.

Von Höhle zu Höhle stiegen wir tiefer hinab; bald war's so eng und niedrig, daß wir einzeln mit gebücktem Nacken unter den herabhängenden Kalksteinmassen hingehen mußten, bald so hoch und weit, daß wir bei unsern Lampen die Seitenwände nicht abzusehen vermochten.

Man zeigte uns sechs verschiedene Abtheilungen, aber außer diesen gab es noch eine Menge anderer kleiner Höhlen, welche noch nicht alle untersucht sind und vielleicht mit der Bielshöhle in Verbindung stehen, ja sich tief unter den Harz hinziehen.

Ringsum gähnten die tiefen, finstern Abgründe uns an; um uns her hingen die wunderbarsten Stalaktyten, die indeß nicht alle so ganz dem Gegenstande entsprachen, dem sie nach Angabe unseres Führers gleichen sollten. Ich glaube, daß ich auch Phantasie besitze, allein ich konnte ihm doch nicht beistimmen; auf tausend andere Sachen, worin mehr Bedeutung lag, machte er nicht aufmerksam. Eine Orgel, ein Thronhimmel und eine Fahne, welche der Tropfstein so gebildet hatte, waren die drei ähnlichsten Figuren; hiermit will ich aber jene mächtige Natur-Phantasie nicht herabgesetzt haben. Alles was man hier besonders bewundert, ist ja kaum ein Nachbild von dem, was sich in der Natur vollkommen antreffen läßt: die originellen Stalaktyten, zu denen man nichts Aehnliches findet, sind doch, sollte ich glauben, ebenfalls interessant. Sie kamen mir vor als bedeutungsvolle

Hieroglyphen, welche etwas von den größten Naturgeheimnissen in sich enthielten.

Eine Quelle sprudelte vor unsern Füßen, wir tranken von dem klaren, reinen Wasser; Einer von uns Reisenden fand hier einen Thierknochen, welchen er mit großer Aufmerksamkeit betrachtete und sodann versicherte, er rühre von einem Wesen des Alterthums her; ich hatte nichts dagegen, denn er sah leibhaftig aus wie ein Kuhbein, und Kühe sind ein altes Geschlecht. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdekker erhalten. Ein Bergmann mit Namen Baumann war es der sie im Jahre 1670 zuerst besuchte, um Erz aufzufinden; er fand nichts und wollte nun zurück, allein er vermochte den Ausgang nicht zu finden. Zwei Tage und Nächte kroch er umher, bevor er denselben fand; allein da war er an Leib und Seele so entkräftet, so angegriffen von Hunger und Angst, daß er bald darauf starb, allein zuvor noch auf den innern wunderbaren Bau der Höhle aufmerksam machte.

Des unglücklichen Baumann Schicksale und Empfindungen hier durchbebten mich so lebhaft in diesem Labyrinthe von Höhlen und Gewölben, daß mein Herz stärker schlug; ich fühlte, was er hier hatte fühlen müssen, der Angst und dem Hungertode hingegeben; erst als ich das klare Tageslicht, Gottes blauen Himmel erblickte, fühlte ich mich wieder wohl und unter den Lebenden. Mir war's, als erwachte ich von einem bösen Traume und als ob alle die wunderbaren, mißgestalteten Schreckensbilder hinter mir lägen; die Sonne schien mir wieder in Aug' und Herz.

Der Antiquar, dessen Bekanntschaft ich in der Höhle gemacht hatte, wollte noch am nämlichen Abend nach Quedlinburg und nahm seinen Weg über Blankenburg; wir wurden also Reisegefährten. Er kannte einen Fußsteg durchs Feld, der uns eine halbe Meile Umwegs ersparen konnte; wir kletterten daher den Abhang hinauf, welcher nicht höher war, als daß er ein wenig über die unten liegende Mühle

hervorragte, deren Waſſer über das große Rad rauſchte. Mein Gefährte war ein ſehr gutmüthiger Menſch, deſſen Lebensglück an einer alten Münze hing; jeden Augenblick zog er ſein Kuhbein heraus und verſicherte, es müſſe einem von den Hunnen angehören; keine Landſchaft, eröffnete er mir, hätte das Lächelnde, die geiſtige Schönheit einer ſolchen Antiquität; er fragte mich, ob wir in Dänemark nicht auch nach den Geſchöpfen der Vorwelt forſchen; ich mußte ihm erzählen, was ich wußte, und da ich von unſern Rieſenbügeln und Opferſteinen begann, dergleichen man in Deutſchland nicht ſiehet, bekam er erſtentlich Reſpect vor unſerm Vaterlande und pries mich glücklich, daß ich in dieſem Sagenlande lebe. Er wollte mich endlich mit nach Quedlinburg haben, um das Schloß, die alten Kirchen und alle dortige Merkwürdigkeiten zu ſehen. Man denke ſich, dort befindet ſich noch einer von den ſechs Krügen, in welchen Chriſtus auf der Hochzeit von Kana das Waſſer in Wein verwandelt hatte; ein Stück von dem Finger Johannis, womit er auf Chriſtus gedeutet; eine Flaſche von Mutter Maria's eigener Milch, Erde von Golgatha, Holz von Chriſti Kreuze u ſ. w. und was ſehr merkwürdig, der Kamm, womit Heinrich der Vogelſteller ſich den Bart auskämmte. Doch alle dieſe Herrlichkeiten lockten mich nicht, mein Sehnen war die große Natur.

Beim erſten Kruge erſuchte ich meinen Wandersmann, ein Glas Wein mit mir zu trinken; hier trafen wir einen jungen Ritter, einen ſehr angenehm ſprechenden Herrn aus der Umgegend, welcher ein ſchöner Mann war, auch ein ſchönes Reitpferd hatte; allein ich merke, daß es nicht angehet, Reiter und Pferd zugleich zu nennen, wenn ich nicht einen Pleonasmus begehen will; wir gingen alle drei eine Strecke durch den Wald, da aber von keiner Seite etwas Intereſſantes geäußert ward, ſo kann ich, ſelbſt wenn ich wollte, nichts dergleichen erzählen; ſo kam ich nach Blankenburg. Am Thore fragte ich nach dem Namen des beſten

Wirthshauses; man nannte mir unter andern den weißen Adler; und ich entschied mich für diesen, denn der Aar ist Jupiters und Napoleons Vogel, — ein einladendes Schild, woran indeß der Gastwirth nicht gedacht hatte, da er's über seine Thür machen ließ. Ich erhielt ein Zimmer mit einer malerischen Aussicht. Gegenüber waren meine Nachbarn zwei Studenten mit rothen Griechenmützen und Schottischen Schlafröcken. Große Folianten lagen auf dem Tische und die Leute selbst aus dem Fenster hinaus mit ihren langen Pfeifen, während das alte Schloß, welches auf einem Berge erbaut ist, sich hoch über das Haus erhob, welches als Vordergrund vor der schönen Theaterdecoration lag.

Mit einigen studiosis theologiae aus Osterode, deren Bekanntschaft ich auf dem Brocken gemacht hatte, und welche nun auch im weißen Adler wohnten, ging ich nach dem Schlosse, welches den dritten Theil der Stadt ausmacht, denn diese wird eingetheilt in das Schloß, die Stadt an sich und Gärten vor der Stadt. Das Schloß soll 215 Zimmer enthalten, alle im ältesten Style decorirt und möblirt; einen großen Bibliothekssaal ohne Bücher, und einige Gemälde, unter denen das Bild der weißen Dame. Wir kamen an's Thor: allein hier war ein Placat angeschlagen, daß, da das Gebäude in Reperatur begriffen seie (da es die Residenz des jetzigen Herzogs von Braunschweig werden sollte) niemand den Eintritt in den Schloßgarten erhalten könne; wir machten noch einige Versuche, das Innere zu sehen, allein vergebens; wir mußten uns an der schönen Aussicht von der Terrasse genügen lassen, wo die Stadt Blankenburg mit ihren rothen Dächern zwischen dem Walde und grünen Gärten lag wie Kirschen auf einem Kohlblatte.

VIII.

Ruinen des Regenstein. — Schneiderfrau. — Roßtrappe. — Wanderung nach Alexisbad.

Um vier Uhr Morgens waren wir wieder auf den Beinen; unsere Brockensträußer saßen noch ganz frisch an unsern Mützen; ein weiblicher Führer harrte unser draußen und so zogen wir nun unserer sechs Studiosen aus der Stadt heraus nach den Ruinen des alten Bergschlosses Regenstein, welches dicht vor Blankenburg liegt. Das Feld stand unter Thau, welcher beim stärkern Sonnenlichte sich in Tropfen verwandelte und als Wasser an Gras und Blumen herablief; wir gingen durch eine Kirschbaum-Allee, hüpften über das feuchte Land und sangen lustig ein Jeder auf seine Weise. Die Vögel nahmen sich ein Beispiel an uns, so daß die ganze Gegend von Studenten- und Vögel-Tremulanten ertönte. Wir stiegen den Felsen hinauf, dessen höchste Spitze die Ruine des Schlosses Regenstein einnimmt. Das Mauerwerk ist verschwunden; aber Alles was in den Felsen selbst eingehauen worden, stehet wie eine mächtige Riesen-Mumie und erzählt von alten Zeiten, ohne ein Wort reden zu können. Dieß machte einen so mächtigen Eindruck auf mich, daß selbst, eh' ich es selbst recht wußte, der Bleistift in meiner Hand sich bewegte und von dem colossalen Bilde einen Abriß in mein Tagebuch entwarf, wobei ich, ohne jemals Unterricht darin erhalten zu haben, zum Zeichner ward. Tief unten lagen die Felder wie Beete in einem Küchengarten; der Bauer hinter seinem Pfluge glich einer Schnecke mit ihrem Hause, welche an der Erde dahin kroch. Die Kirche, in die Felsen eingehöhlt, wölbt sich nun schon seit Jahrhunderten; allein sie ist nur eine große Höhle ohne Form; die Gemächer, in denen die Schlafstellen gewesen, sind nur Vertiefungen in Felsen, wo die großen Steinmassen über den

Kopf herabhangen; wir warfen Steine in den tiefen Brunnen und waren ſchon bereit wieder weg zu gehen, als wir ſie erſt niederfallen hörten.

„Vermöchten die Steine hier zu reden,“ ſagte ich, „was würden ſie uns nicht erzählen können von den Begebenheiten, welche ſich in der langen Zeit begeben, ſeit Heinrich der Vogelſteller die Burg anlegte, bis ich aus Dänemark kam und mir ihre Ruinen beſah; da erhielten wir ſicher Beiträge zu Wallenſteins Geſchichte und der des dreißigjährigen Krieges; auch vom ſiebenjährigen Kriege würden wir artige Sachen hören, und ich würde die Idee zu einem oder dem andern Rittergedichte erhalten.“ — Als ich dieß ſagte, nickten die Blumen um mich her mit ihren großen Häuptern und ſahen dabei ſo recht dumm und ſtolz aus, gleichſam als wollten ſie ſagen: Ja du haſt Recht; wollten wir reden, ſo würden wir erzählen! Und doch wußten ſie nichts, ſie waren alle Kinder des Jahres, alle mit ihren Stengeln in jetzigem Lenze erſt aufgeſchoſſen.

Auf des Felſens höchſter Spitze nahmen wir Platz; er bildet die Decke der Kirche und ſchauet vergnüglich hinaus in die weite Welt; unter uns hatten vor Jahrhunderten Meßgeſänge ertönt und Lampen um der Madonna heiliges Bild gebrannt; nun ſaßen wir, profane Vögel, doch ohne etwas Schlimmes dabei zu denken, darüber, ſangen Opern-Arien und machten Witze, ſo gut es Jeder vermochte. Ich mußte von Dänemark und dem Meere erzählen — vom Meere, welches das herrliche Gebirgsland hier nicht kennt; doch wie beſchreibt man das Meer Einem, der es nie ſah? Ich wüßte nichts Beſſeres zu thun, als daſſelbe mit dem großen blauen Himmel zu vergleichen, wenn man ihn über das flache Feld bis zur Gränze des Horizonts ausſpannen könnte, ſo würde er ein Meer ſein. Es ſchien, als ob ſie dies Bild faßten.

Mit Aug' und Gedanken trank ich gleichſam die weite Ausſicht von den Ruinen des alten Bergſchloſſes ein. Ich

blickte in die Tiefe und ſchloß alsdann die Augen, nachdem ich geſchauet hatte, gleichſam um zu prüfen, ob ich die ganze Tiefe erfaßt hätte; allein öffnete ich hernach das Auge und blickte niederwärts, ſo war es doch weit tiefer, als ich mir vorgeſtellt hatte, die Ausdehnung nach allen Seiten hin war weit größer als die Erinnerung zu umfaſſen vermochte. Ich ging das ganze Bild, welches ich in Gedanken hatte, durch verglich daſſelbe mit der Wirklichkeit. Landſtädte und Flekken erheben ſich in dieſer weiten Umgegend, die Berge mit ihren Waldungen, Blankenburg mit ſeinem Schloſſe und ſelbſt die kleinen Menſchen- und Thiergeſtalten tief unten traten ſtärker hervor. Der Regenſtein ſelbſt mit ſeinen engen Behältniſſen, eingeſtürzten Brunnen und Treppen, die nur aus der freien Luft in daſſelbe Element führten, erhielten jegliches wie ein Bild für ſich ihren eigenen Platz im Pantheon meiner Erinnerung. Jede Ruine ſtehet da wie eine leibliche Rieſen-Epopöe, welche uns zurückverſetzt in Zeiten mit andern Menſchen und Sitten; je höher das Gras in den Rittersälen wächſt, je langſamer der Fluß über abgebrochene Säulen dahin gleitet, deſto höhere Poeſie findet das Herz im ſteinernem Epos; einſt werden die Ruinen ganz verſchwinden, ſelbſt die letzte Spur von des Regenſteins ausgehauenem Felſen wird zerbröckeln und dahinſtürzen; dann aber wird die Sage noch lange um die Stätte leben, wie jetzt noch die Erinnerung an manches Werk der Alten, das bereits verſchwunden iſt.

Noch an dieſem Vormittage rollten wir nach der Roßtrappe, einer der romantiſchſten Parthien des Harzes. Wir ſagten dem alten Schloſſe Lebewohl; ein kleiner Steig, welcher ſich zwiſchen den mit Buſchwerk überwachſenen Felsſtükken hinſchlang, brachte uns nach Blankenburg zurück, von wo wir nun eine Strecke lang die breite Landſtraße verfolgten, welche mit gelben aufgeblühten Roſen bepflanzt war. Unſer weiblicher Führer, mit welcher wir unſer Frühſtück

theilten, ward gesprächig und erzählte uns in der freien Natur von ihrem häuslichen Glücke und Leiden. Ihr Mann trieb die Schneiderkunst, war aber für etwas Höheres geboren als den Tisch, auf welchem er saß; vor zwei Jahren hatte hier in der Gegend eine Hinrichtung Statt gefunden; diese hatte seine schlummernden Anlagen geweckt; er war ein Poet geworden, hatte des Mörders ganzes Leben und Ende in einer elegischen Art geschildert; das ganze war stylisirt wie der Verbrecher selbst, welcher es auf seiner letzten Ausflucht sang und ging nach der Melodie: Wir winden dir den Jungfernkranz. „Damit verdiente er doch vier Thaler," sagte das Weib, „und in diesem Frühjahr noch zwei Thaler für eins auf eine Hebamme, welche in einer Straßenpfütze ertrunken war. Die Verskunst wirft mehr ab als die Nadel; sie hat aber bewirkt, daß er ganz ungereimt geworden ist und soviel von Thränen hält; nun da es nichts mehr zu schreiben gibt und er die Nadel nicht brauchen mag, würde es sehr übel aussehen, wenn ich nicht mit dem Führen der Reisenden etwas verdiente — dort, unterbrach sie sich selbst und zeigte mit der Linken über die Felder hin — liegt die Teufelsmauer, welche der Teufel erbaute, als er mit unserm Herrn um die Herrschaft auf Erden stritt." —

Wirklich erhob sich uns zur Seite dieser wunderbar gestaltete Bergrücken, welcher das Ansehen der Ruinen von einer ungeheuern Schanze hat und sich lang hin erstreckt Das Auge kann an ihm entlang sehen. Die Sage meldet, daß als Satanas unzufrieden darüber, daß er nur über die halbe Erde die Herrschaft erhalten, den Streit erneuete, worin er sie ganz hergeben mußte, seine ungeheure Feste hier zertrümmert worden; Andere sagen, sie sei von den bösen Geistern aufgerichtet als eine Mauer gegen Christi Lehre, damit dieselbe sich nicht weiter verbreiten möchte; allein die Steine mußten vor dem lebendigen Worte zerbröckeln.

Als ich die Schneidersfrau ausfragte, ob es nicht mög-

lich sei, die edle Verskunst zu erlernen, vertraute sie mir, daß ihr Mann ein altes Deutsches Psalmenbuch besitze, und manche Stellen und die besten Reime da heraus nähme, deßhalb hätten alle seine Gedichte so etwas Geistliches an sich, was sie so rührend macht.

Wir verließen nun die Landstraße und gelangten über Felder und Wiesen in das grüne Laubholz; nie hörte ich so viele Nachtigallen als hier. Die Sonne stand hoch am Himmel, aber jene schienen in dem dichten Buschwerke dieß nicht zu verspüren. Gott weiß, wie man von diesem Gesange hat sagen können, daß darin Sehnen und Klagen liege; nein nichts weniger; die Nachtigall hat vielmehr Italienische Manieren; das Meiste sind Triller und Läufe; sie klagt nicht nur nicht, sondern singt mit voller Kehle ihre stolzen Bravour-Arien. Etwas Tieferes, Feierlicheres liegt im Gesange der Drossel; sie flötet uns eine nordische Kämpferweise, einfach aber rührend, wenn sie in den Morgenstunden daheim in Dänemark auf bemoostem Gemäuer sitzt.

Bald eröffnete sich eine weitere Aussicht; der schöne Thale-Grund lag in seiner ganzen Ausdehnung vor uns; nun hatten wir wieder Berge zu ersteigen; wir rasteten, um wieder Kräfte zu sammeln. Es ging bergauf, wir wurden ganz abgemattet, während zwei weiße Schmetterlinge im großen kreisenden Runktanze uns bis oben hinauf folgten und uns schwacher Menschenkinder zu spotten schienen. Oben verloren wir unsern weiblichen Führer und erhielten dafür einen männlichen, der hier oben wohnte; er nahm sein Pistol und nachdem wir sein Birkenwasser gekostet hatten, welches wie Champagner brauste, folgten wir ihm nach der sogenannten Roßtrappe, der wildesten und romantischsten Parthie im ganzen Harze. Senkrecht fallen die hohen Felsstücke in den tiefen Abgrund ab. Man blickt in eine große herrliche Bergnatur, wo Fels an Fels mit dunkeln Fichten sich erhebt; in der Tiefe, in welche man nur schwindelnd hinabsehen kann,

braust der Bodefluß; wir sahen dort unten einen Haufen Reisender; sie glichen Blumen auf einem Beete. Die Brücke über den Fluß erschien als ein Spielzeug, wie von einer einzelnen Haselgerte gebildet; es ward ein Pistol abgefeuert, der Knall ertönte in den Bergen wie der stärkste Donner. In der Felsenwand zeigte man uns eine Vertiefung, welche das Ansehen eines colossalen Pferdetrittes hatte und wonach die Stelle den Namen führt. Der kleine Junge, welcher dem Führer hierher gefolgt war, schöpfte mit der flachen Hand sich das Regenwasser zum Trank, welches sich darin gesammelt hatte, während die Phantasie ihm, vielleicht klarer als uns, die Sage von der flüchtigen Prinzessin, der schönen Emma aus dem Riesengebirge vorstellte. Aelter geworden wird er dereinst seinem Vater als Führer im Amte folgen und alsdann so ruhig als derselbe gegenwärtig erzählen, vor wie vielen tausend Jahren Riesen und Zauberer hier lebten, welche hundertjährige Eichen aus den Bergen rissen und solche als Keulen gebrauchten, womit sie Weiber und Kinder mordeten; er wird erzählen, wie der starke Bodo, welcher die schöne Emma liebte, dieselbe bis hierher verfolgte, wo sie ihr Roß hinüber springen ließ; dann aber wird er nicht wie jetzt das große herrliche Bild mit den Farben der jugendlichen Phantasie erblicken. Jetzt sieht er sie mit der großen, schweren Goldkrone und dem flatternden Gewande von Berg zu Berg fliehen, von Klippe zu Klippe durch Thal und Wald, hohe Eichen und Buchen stürzen unter dem Hufe ihres Rosses; hinter ihr ist der wilde Bodo, Funken sprühen aus den Felsen hervor und leuchten rings im Thale. Jetzt ist sie hier am Abgrunde; sie erblickt die Tiefe vor sich, wo der Fluß schäumend über Felsstücke braust und doch scheint ihr die entgegengesetzte Felsspitze entfernter, als diese ungeheure Tiefe; hinter sich vernimmt sie Bodo's Roß, in der Verzweiflung Angst ruft sie den Ewigen über sich an, drückt ihrem Pferde die scharfen Sporen in die Seite; dieses tritt

auf den Felsen, daß es Jahrtausende zu sehen bleibt, fliegt mit einem Sprunge über den Abgrund hinweg — und sie ist frei; nur die goldene Krone fällt von ihrem Haupte in die Tiefe, in den Wirbel des Stromes, wohin ihr der wilde Bodo nachfolgt und zerschmettert an den harten Felsen niedergestürzt ist. Alle diese Träume der Phantasie werden verflogen sein, wenn der Kleine einst, wie jetzt sein Vater, ruhig steht und sein Pistol abfeuert, höchstens aber sich zu der Berechnung erhebt, wie stark seine Einnahme an dem Tage von den Reisenden gewesen ist. Aber Träume sind ja Blumen: es gibt deren böse und gute. Die Blumen mögen vergehen, allein aus dem alten Stamme entsprießen frische. Für eine neue Kinderwelt wird die Prinzessin mit der goldenen Krone gleichfalls auf dem fliegenden Rosse vorbeijagen, sie wird wie dieser Kleine in den Bodefluß hinabschauen und das rothe Gold durch das Wasser glänzen zu sehen wähnen; sonst war dieses so groß und tief, daß ein Taucher vor einer versammelten Menge herniederstieg, auch die goldene Krone auffand; er hob sie auch so weit, daß die Spitze über dem Wasser zum Vorschein kam; doch war sie groß und schwer; zweimal entfiel sie seinen Händen; das Volk verlangte, daß er noch einmal zur Tiefe fahren möchte — er thats — ein Blutstrahl schoß aus dem Wasser empor — und goldene Krone und Taucher sah man niemals wieder.

Hier verließ ich die lustigen Candidaten und zog fürder in die große, schöne Welt hinaus. Unter den Felsen lagen die Blechhütten, die ich zu passiren hatte; eines Führers bedurfte ich also nicht; man schwang die Hüte beim Abschied und ließ die Taschentücher flattern, da sie mich bald unten erblickten; es war mir wunderbar, ihr Lebewohl anzunehmen, das letzte vielleicht in diesem Leben; denn wo sollten wir Alle in dieser Welt wohl wieder zusammenkommen. Es liegt etwas Interessantes im Begegnen, Bekanntwerden und im Scheiden für immer.

Alsbald war ich die Roßtrappe herunter; der Bodefluß strömte vor mir über die großen Steine; auf der andern Seite führte der Weg neben den rothgedeckten Häusern vorbei; allein ich gewahrte keine Brücke; hinüber mußte ich, allein wie? Ich lief lange das Flußbett entlang, allein so weit ich auf beiden Seiten sehen konnte; es gab keinen andern Uebergang als durchzuwaten oder von Felsen zu Felsen zu springen; ich wählte Letzteres, kam jedoch nicht weiter als mitten in den Fluß, wo der Strom auf beiden Seiten den großen Felsenblock, worauf ich stand, umbrauste. Hier nahm übrigens die ganze Gegend sich am besten aus; wär' ich Maler gewesen, so hätt' ich das Papier hervorgezogen, zuerst mit einigen Strichen das unendliche, große Thal mit seinen Dörfern und Kirchthürmen angedeutet, dann mit stärkerem Umriß die freundlichen Gebäude angedeutet, um deren rothe Dächer gerade der Rauch schlug, zuvörderst aber die wilde Bergpartie mit dem brausenden Bodeflusse gezeichnet; — ich war nun kein Maler: ich sah mir in dem Augenblicke das Ganze nur an, um eine Brücke zu finden, welche ich denn zuletzt auch eine ziemliche Strecke von da entdeckte, an einer Stelle, wo der Fluß eine Biegung machte. Als ich zu den Blechhütten kam und mich dem Wirthshaus näherte, glaubte ich, ein feindlicher Hüne habe darin sein Lager aufgeschlagen. Es war ein Gelärm, als ob Tische und Stühle durch einander geworfen würden; ich trat in die große Stube und die ganze Mannschaft bestand in vier Studenten aus Jena. Sie waren völlig in Burschentracht und hatten jeder einen grünen Eichenkranz um den Kopf, unter welchen ihre Haare in langen Locken über den weißen gestickten Halskragen herabhingen. Sie sangen Alle aus vollem Halse und trommelten mit den Bierflaschen auf dem Tische, so daß Gläser und Teller umhertanzten. Sie sahen übrigens recht gutmüthig aus und machten eine Pause in ihrer musikalischen Uebung, als ich eintrat. Bald kamen wir

mit einander in's Geſpräch; ſie wollten eine Brockenreiſe machen und waren zu Fuß von Jena hierher gekommen. Als ſie hörten, daß ich ein Däne und Student ſei, wurden mancherlei Fragen an mich gerichtet; ſie erkundigten ſich, ob wir keine Burſchenſchaften hätten und welche Farbe ich trüge; als ich verſicherte, daß wir dergleichen nicht kennten, zeigten ſie mir ihre Mützen und erzählten, daß ſie Sand's Farben trügen. Ob ich Sand kenne! indem ſie dieſes ſagten, flammten ihre Augen, weil er ein ſo herrlicher Menſch geweſen; als er hingerichtet ward, waren ſie Kinder, aber ſie erinnerten ſich ſeiner und hatten im lebhaften Andenken, wie ſein Haupt durch den Henker fiel.

Ihre Vorſtellungen von Dänemark waren übrigens ſehr unvollkommen; ſo glaubten ſie, daß nur die niedere Claſſe bei uns Däniſch ſpreche, daß aber am Hofe und unter den Gebildeten das Franzöſiſche gebräuchlich ſei.

Als ich Oehlenſchläger nannte, fragten ſie, ob wir einige Stücke von demſelben bei uns in Ueberſetzungen hätten; ich erwiderte, daß wir dieſelben im Originale beſäßen, und nun waren ſie nicht wenig verwundert, zu hören, daß Oehlenſchläger ein Däne ſei und in Dänemark lebe und ſchreibe. Ich mußte ſein Ausſehen beſchreiben und ihnen von ſeinen Werken erzählen; als ſie nun hörten, daß ich den Dichter perſönlich kenne und derſelbe ſich zur Zeit in Deutſchland befinde, blickten ſie mir recht freundlich ins Geſicht und verehrten mir, da wir ſchieden, einen Eichenkranz, welchen der Eine ſich vom Korſe nahm und an meine Mütze ſteckte; natürlich empfing ich denſelben um Oehlenſchlägers willen.

Mein Weg ging nun nach Gernrode; allein, hätte eine reiſende Harfeniſtin ſich des friedlichen Wanderers nicht angenommen, ſo wäre ich wild im grünen Laubwalde umhergelaufen. Ich fragte: ob ſie nicht vom Rieſengebirge ſei, allein ſie war von einer andern Seite her, und mit der Lafontaineſchen nicht aus einer Familie. Nachdem ſie mich

auf den rechten Weg geleitet hatte, ſetzte ſie ſich auf einem Steine unter einem großen Haſelbuſche nieder und ſpielte mir ein Stück in den Kauf, und ſo ſchieden wir, ſie mit ihrer Harfe auf dem Rucken, ich mit der Harfe im Herzen, beide mit der Abſicht, der Welt etwas zu ſingen.

Wald und Wieſe wechſelten mit einander; ich ſah auch eine alte Berg-Ruine mitten aus dem hohen Buſchwerk hervorragen; ſie ſah ſehr zerſtört aus und machte ſich doch eben in ihrer Verfallenheit ſo ſehr ſchön. Es war als ob Oſſian ſie gemeint hätte, da er ſang: „Hier ſchüttelt die Diſtel einſam ihr Haupt und der Fuchs ſchauet zum Fenſter hinaus.“ Es waren die letzten Ueberreſte des Schloſſes Lauenburg.

Gernrode iſt ein kleines ſtilles Städtchen, wo ich faſt Niemand auf der Straße erblickte; ein Fenſter an einem kleinen Hauſe ſtand offen und ich hörte eine weibliche Stimme ſehr ſchön von der Liebe ſingen. Ich lauſchte, und da die Unſichtbare nicht zum Vorſchein kam, nahm ich mir den Eichenkranz von der Mutze und legte denſelben, nachdem ich ein Blatt davon für mich behalten hatte, zum Dank für den Geſang ſchweigend an der Thüre nieder und wanderte aus der Stadt hinaus. Der Weg führt ſteil bergauf; der kahle gelbe Boden ſtach mächtig gegen den veilchenblauen Himmel ab; etliche alte Weiber und ermüdete Kinder kamen mit Brennholz auf dem Rücken, das ſie im Holze geſammelt hatten, herab; ich ſetzte mich nieder und ſchrieb in mein Tagebuch, eine Biene ſchwirrte um eine Blume mir zur Seite und ſo waren alle Figuren auf dieſem Gemälde in Thätigkeit. Als ich mich dem Mägdeſprunge näherte, neigte ſich die Sonne zum Untergange; auf dem Wege zwiſchen den Bergwänden war es halbdunkel, deſto ſtärker fiel aber das Licht auf die Baumkuppen, welche lange ſchwarze Schatten warfen. Ich holte hier zwei Schüler ein; einen Magdeburger und einen Berliner, mit denen ich bereits auf dem Brocken geweſen war; während ihrer Schul-Ferien wa-

ten sie in die große Natur hinausgeflogen. Auch einen Häscher trafen wir auf der Straße, welcher aussah, als ob er lebend aus einer Räuberhistorie gesprungen wäre; er that uns jedoch nichts, weil er uns so stark an Zahl fand; wir thaten ihm dagegen auch nichts, und so war die Artigkeit bezahlt.

Bald sahen wir das schwarze eiserne Kreuz auf dem Felsen über uns, wo ein junges Mädchen, der Sage nach, sich herabstürzte, als der frustliche Liebhaber sie verfolgte; doch fand sie den Tod nicht, Gott ließ sie von seinen Winden sanft hinabtragen auf die wilden Brombeersträucher, zwischen den Felsstücken. Ob die Gegend hievon den Namen Mägdesprung erhalten hat, weiß ich nicht. Ottomar erzählt: daß zwei Riesenmädchen auf dem steilen Bergrücken gespielt hätten; die eine hüpfte über den steilen Abgrund, wo nun der Weg läuft, allein die andere fand den Sprung doch zu bedenklich; sie zögerte ein wenig, sprang aber dennoch, und so, daß ein Abdruck ihres Fußes im Steine blieb. Ein Bauer, welcher hier ging und pflugte, sah dieß und lachte über die große Dame; dafür nahm sie ihn nebst Ochsen und Pflug in ihre Schürze und trug ihn mit sich heim auf das Gebirge.

Obgleich ich, als ein großer, vernünftiger, confirmirter Mensch wohl wußte, daß Alles nur eine ländliche Phantasie war, daß keine Bergdame hier herüber gehüpft, noch sonst ein menschliches Wesen herabgesprungen ist, ohne den Hals zu brechen, mußte ich doch die Stelle genauer betrachten, welche Jeden so recht ergreifen muß, der die große Natur liebt.

Nicht bloß die stolzen Felsenmassen mit ihrem unüberfehlichen Walde, die hohen Gebüsche, welche sich über dem brausenden Busche verschlingen, oder die todten Steinmassen eines halb zerfallenen Gebäudes machen eine Gegend romantisch; erst wenn diese Natur eine oder die andere Sage

hat, empfängt das Ganze seine vollkommene magische Beleuchtung, welche es recht vor's Auge der Seele bringt; dann erhalten die todten Massen Leben, es ist nicht länger eine leere Decoration, es wird Handlung; jedes Blatt, jede Blume steht da, wie ein redender Vogel, die Quelle wie ein singender Wasserfall, welcher seine ewigen rieselnden Accorde zu diesem geistigen Melodrama ertönen läßt.

Die Gegend ward mir durch ihre Sagen doppelt schön; auch auf dem Wege war Bewegung und Leben; wir begegneten Kohlenbrennern mit dunkeln, charakteristischen Gesichtern, und Bauerdirnen, welche wie Milch und Blut aussahen. Geschwätzig rauschte die Selke vorbei; sie erzählte sicher, was wir selbst noch sahen, daß das Ganze sehr gut sei.

Bald hörten wir Lärmen aus zahlreichen Werkstätten; wir stiegen hinauf zu dem merkwürdigen Eisen-Obelisken, welchen der Herzog im Jahre 1812 seinem verstorbenen Vater errichtet hat; er ist gänzlich von Eisen und soll in Deutschland der höchste sein. Wir schrieben unsere Namen mit Bleistift daran, wie so manche vor uns bereits gethan.

„Unsterblich zu werden" ist ein Gedanke, welcher selbst auf kindische Weise aus dem armen Menschenherzen sich hervordrängt.

Bald werden Schnee und Regen diese Bleistifts-Unsterblichkeit auslöschen, ein neues Geschlecht wird dafür seine Namen anschreiben, bis den Obelisken selber die Zeit zerstört. So suchen auch wir auf des Lebens Reise unsern Namen an den großen Welt-Obelisken zu schreiben, wo ein Name dem andern weichen muß, bis die große Schreibtafel selbst in Trümmer zerfällt. Gott weiß, welche Namen zuletzt daran stehen werden; ordentlicher Weise der des Baumeisters, welcher dieselbe zu seiner Ehre und zur Verschönerung des Ganzen erschaf.

In Alexisbad waren noch keine Gäste eingetroffen, denn diese pflegen erst in den warmen Sommermonaten anzu-

kommen. Die Quelle befand sich in einem tempelförmigen Gebäude; man steigt zu derselben auf breiten steinernen Treppen hinab. Es saß dort ein junges Mädchen mit ihrem Füllkruge; es war Rachel am Brunnen. Der Mann, welcher uns das Wasser reichte, war auch was man hier bei uns in Dänemark einen langen Laban nennt. Die Schüler und ich standen gleich durstigen Kameelen, welche von des Tages Last und Wanderung erschöpft waren; so bildeten wir zusammen ein vollkommenes biblisches Gemälde.

Nicht weit von hier liegt der Flecken Harzgerode; hier wollte ich übernachten. Was mir hier am besten gefiel, war, daß es auf elf Uhr Abends ging, als ich eintraf; ich durfte also nur 4—5 Stunden hier bleiben. Uebrigens war die Stadt wirklich ein seltener Ort; die Straßen sind mit schwarz- und weißadrigem Marmor gepflastert.

Ich fühlte einen ungeheuren Drang in mir, wieder fortzukommen, ja ich wünschte wirklich, im Galopp schlafen zu können und Zeit zu haben, in gleichem Tempo mitlaufen zu können.

IX.

Situationsbilder auf der Wanderung nach Eisleben. — Martin Luther. — Reise nach Halle. — Merseburg.

Es ist ein wunderbares Eilen mit Allem was in mir lebt und eigentlich meinen Grund-Charakter ausmacht; je anziehender ein Buch für mich ist, desto mehr eile ich zum Ende, um den ganzen Eindruck zu haben; selbst auf meiner Reise ist es nicht das Gegenwärtige, das mich erfreut, ich eile zu etwas Neuem, um sodann wieder zu etwas Anderem

zu kommen; jeden Abend, wenn ich zur Ruhe gehe, sehne ich mich nach dem folgenden Tage und wünsche, derselbe möge da sein; ist er gekommen, dann beschäftigt mich schon meine weitere Zukunft. Der Tod selbst hat für mich etwas Interessantes, Herrliches; denn eine neue Welt wird sich mir alsdann eröffnen. Was mag es eigentlich sein, dem mein unruhiges Ich nachjagt?

Lebensfrisch und herrlich umgab mich die frühlingsgrüne Natur und athmete Freude und Ruhe, während gleichsam ein dunkeler Flor über meinem Herzen lag; doch, dachte ich, wozu die frischen, bunten Blumen beneiden? Laß sie duften; in einigen Monaten werden sie gewesen sein; die Quelle, welche jetzt so lustig plätschert, ergehet in's Meer und dieses selbst, welches in seiner Größe schwillt, muß verdunsten. Laß die Sonne spielen mit ihren heißen Strahlen, auch sie wird mit dem Himmel älter, wie ein Kleid, während mein eigenes Herz, das jetzt in Wehmuth über seine eigenen Träume hinschmilzt, lebensfroh mit steigender Seligkeit dem Unendlichen entgegenjubelt.

Auch an diesem Morgen hatte ich keine Ruhe bei mir, ich verließ Harzgerode; ein Bild wechselte mit dem andern, und indem sie vorbeiflatterten, prägten sich kaum einige kleine Partien als nette Genre-Stücke in meiner Phantasie ab. So stehet bei Königerode ein großes, kahles Feld vor mir, hier lag dicht an einem Kreuzwege ein kleines Wirthshaus; die Fenster waren in die Wand hineingemauert, und nur ein einziges Fenster war geöffnet; ein hübscher, gesunder, starker Bauer hielt draußen auf seinem Pferde und trank einen Schnaps, den ihm das magre, tartargelbe Weib durch's offene Fenster hinausreichte. Dergleichen Situationen hatte ich in Bildern und Zeichnungen schon gesehen; als Wirklichkeit machte dieselbe hier doppelten Eindruck auf mich. Ein anderes Bild, welches Andern gewiß sehr unbedeutend scheinen mag, aber noch so lebendig, als die Aussicht vom Brocken

und der Roßtrappe, ja noch stärker vor mir stehet, trat mir ungefähr eine Meile von jener Stelle entfernt, entgegen.

In Klaus, einem Dorfe, welches, wie ich glaube, nur aus drei Häusern besteht, ging ich in das Wirthshaus, das eine von diesen; Alles war hier so malerisch, aber so ganz aus der holländischen Schule, daß ich's gern auf der Leinwand gesehen hätte. Ein Kätzchen wälzte sich zwischen meinen Füßen; zwei junge Hähne kämpften am Boden und die Aufwärterin, die im Grunde schmuck bäurisch gekleidet und bäurisch gesund war, reichte mir mit solcher Gleichgültigkeit ein Glas Milch, als ob es eine That der Barmherzigkeit wäre; sie kümmerte sich so wenig um mich, daß sie vor dem Spiegel trat, ihre Toilette machte, ihre lange Haare losband und dieselben über die Schultern und den Nacken herabfallen ließ; ich seh' es noch lebhaft und wünschte, mein Leser, du sähest es mit; denn es war so übel nicht!

Zwei oder drei Stunden ging ich, ohne auf eine menschliche Seele zu treffen. Bald war der Weg so breit als zehn andere, bald so schmal, daß auch nicht ein Wagen darauf fahren konnte. Ich trieb mich wild umher und fragte zwei ansehnliche Bauern, die mir wie Landsleute aussahen, nach dem Wege; allein sie schüttelten die Wipfel und — wußten nichts. Auf einer Wiese traf ich ein menschliches Wesen, einen Hirten, einen wirklichen, ächten Hirten mit Tasche und Stab, ja obenein mit einem Strohhute auf dem Kopfe, welcher das Ansehen hatte, als ob er bereits einmal in Schäferstücken auf dem Theater debütirt hätte. Er machte sich aus der Ferne mit dem großen Heerdengewimmel um sich sehr gut; allein man mußte ihn auch nur aus der Ferne beschauen, in der Nähe sahen er und seine Schutzbefohlnen sehr schattirt aus. Er saß auf einem Steine unter einer verwachsenen Eiche, und die beiden großen, grimmigen Köter lagen vor ihm und sahen ihm klug in die Augen.

Den rechten Weg erfuhr ich hier nun, allein nicht lange befand ich mich auf demselben, so war ich mitten in einem Kornfelde, wo nur ein schmaler, kleiner Pfad ging, der an manchen Stellen selbst nicht recht wußte, wohin er sich wenden solle. Ein kleines Bauermädchen begegnete mir hier und bat mich, ihr den Weg zu einem benachbarten Dorfe zu weisen, dessen Namen ich nie gehört hätte; allein mit dem besten Willen vermochte ich's nicht.

Der Fußsteig führte mich auf ein kleines Dorf, wo auf einem großen Platze vor einem Hause Tanz und Fröhlichkeit war. Ganz junge, halb erwachsene Mädchen walzten zusammen nach einer Violine, welche ein alter Holzbein-Orpheus spielte. Die Mütter und Dorf-Aelteſtinnen saßen ringsum auf Gartenbänken, die Hände im Schooß und schauten zu, ohne des Fremden zu achten, der neben ihnen stand. Das älteste Mütterchen, das hier mit dem kleinen, schwarzen Hute über dem grauen Haare saß, dachte vielleicht an ihre schöne Jugend, da sie auch nach der Violine unter Gottes blauem Himmel sprang. Die Sprünge waren jetzt vorbei, ja der beste Tänzer lag vielleicht bereits lange und schlief unterm kühlen Rasen und sprang längst nicht mehr.

Allein Bild auf Bild ermüdet; das Kind selbst wird es überdrüßig im buntesten Bilderbuche zu blättern; wir wollen daher keine weiter sehen, obgleich das folgende hübsch, sehr hübsch war. Ich möchte noch das malerische Leimbach beschreiben, das nicht weit von da in einem Thale lag, fast verhüllt in Rauch und versteckt hinter hohen Hügeln von Schlacken. Ich möchte noch den steilen Hohlweg zeigen, welcher jäh gegen den Kirchthurm herabfiel, und wie dennoch ein großer Frachtwagen durch vier Pferde hinaufgeschleppt ward; allein — wie gesagt — das ermüdet; ich will daher ganz einfach auf die gewöhnliche Manier erzählen, damit der Leser und ich uns erholen mögen.

Leimbach, eine offene Mediatſtadt mit 660 Einwohnern, Kupferſchmelzöfen, Silberhütten, Rathhaus ꝛc.

Die folgende Stadt nehmen wir eben ſo vor; es iſt ohnehin ſehr bequem. Mansfeld, eine halbe Meile von Leimbach, hat 1600 Einwohner und einen Gaſthof: zum braunen Hirſch.

Nun habe ich mich ausgeruht! Ich weiß nicht, ob der Leſer auch. Wir ſind inzwiſchen zu Eisleben.

Zwiſchen hohen, grünen Hügeln
Streckt ſich hin die kleine Stadt;
Lange Strahlen wirft die Sonne
Durch das dunkle Firmament.
Scheinet an die hohen Thürme,
Deren Glocken alle tönen;
Und auf Straß' und Gaße ſehet
Alles Volk im Sonntagsſchmuck;
Mönche mit Geſang und Fahnen
Treten aus der Stadt hervor.
Was hat dieſes zu bedeuten?
Iſt ein Feſt, iſt Hochzeit hier?
Doch zwei hohe Herren kommen
Mit Geſolg' und All' zu Roß.
Mit dem Biſchof iſt zu Gaße
Herr der Herzog bei der Stadt.
An der Mauer, an den Thoren
Iſt ein wimmelnd bunter Schwarm.
Männer, Weiber, Jung' und Alte
Liegen, ſtehn und ſitzen hier.
Doch mit ſeinem Weib' ein Bergmann
Stehet ſtill in jener Schaar;
Und der kleine Sohn zur Seite
Hat ein ſchönes blondes Haar.
Fromm hat er die Händ' gefalten,
Schaut die ganze Pracht ſich an;
Biſchofskleid und Fürſtenſäbel,
Die behagen ihm gar ſehr.

Wunderbar bewegt's ihm im Herzen,
Tummelnder Gedanken voll.
Volk, von jener Seit' der Berge,
Kommt, die Pracht sich anzuschauen.

Zwischen hohen, grünen Hügeln
Streckt sich hin die kleine Stadt.
Lange Strahlen wirft die Sonne
Durch das dunkle Firmament,
Scheinet an die hohen Thürme —
Doch nun ist es stille hier,
Denn nicht Bischof oder Herzog
Halten ihren Einzug jetzt.
Gleichwohl recht das Herz bewegt,
Denkt für jetzt nicht seines Weh's.
Was will ich, was wollen Andre
In der kleinen Stadt doch sehn?
»Bischofskleid und Fürstenlabel«
Die sind jetzt nur Asch' und Staub!
Nein, wir wallen her als Pilger,
Um zu sehn ein ärmlich Haus.
Enge ist die kleine Gasse
Und ringsum ist es wie todt;
Hier wohnt' einst der alte Bergmann
Und der Knab' ward hier gelehrt. —
Bischof, Herzog sind vergessen,
Und die Mau'r der Stadt ist Schutt;
Doch erhebt sich Alles wieder,
Steht man in dem kleinen Haus.

Die Stadt hatte für mich etwas sehr Freundliches. Ein kleiner Knabe spielte vor der alten Kirche und zeichnete mit Kreide auf den großen Zeitsteinen; vielleicht waren diese auch einst Luthers Schreibtafel, als derselbe hier spielte. Das Rathhaus hat ein eckiges finsteres Aussehen, wie sein Zeitalter; es hat natürlich in seiner Zeit wohl eben so ausgesehen als jetzt; Luthers Haus dagegen hat manche Veränderungen erlitten. Es wird jetzt als Schule benutzt. An einem Fenster befinden sich Luther und Melanchton in Glasmalerei

und über der Thür lieſt man rings um ein illuminirtes Basrelief mit Luthers Portrait:

Gottes Wort iſt Luthers Lehr',
Darum weicht ſie nimmer mehr.

Auf der Straße ſtand ein alter Bauer mit ſeiner Frau; ſie buchſtabirten jenen Vers und ich konnte auf ihrem Angeſichte erkennen, welche Maſſe von tiefer und herrlicher Poeſie für ſie in jedem Worte lag; denn ihr Blick verklärte ſich wunderbar, und als er das letzte ſprach, war es, als hätte er eines Engels Offenbarung geſprochen und glaubte dieſelbe.

„Luther!“ ſagt Jean Paul, „du gleichſt dem Rheinfalle; wie mächtig ſtürmeſt und donnerſt du nicht; wie aber ein Regenbogen unbeweglich über jenem Strome ſchwebt, ſo wohnt auch der Bogen der Gnade, Friede mit Gott und den Menſchen in deiner Bruſt. Du erſchütterſt nur deine Erde, aber nicht Deinen Himmel!“

Das iſt recht poetiſch; für mich lag aber in dem Tone und Ausdrucke, womit der Alte zu ſeinem Weibe ſprach: das war ein Mann! etwas Stärkeres, Richtigeres, Größeres. Ich glaube, Jean Paul ſelbſt würde dieß gefunden haben, hätte er's gehört.

Luther „das war ein Mann“, drum brach er des Pabſtthums Joch, drum ſang er:

Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang!

deßhalb warf er dem Fürſten der Hölle das Tintenfaß an's Haupt, denn wie ein deutſcher Dichter, ich glaube Börne, ſagt: „Tinte und Druckerſchwärze ſind dem Teufel die gefährlichſten Waffen; ſie werden ihn einſt ganz aus der Welt vertreiben.“

X.

Reise durch Halle und Merseburg nach Leipzig. — Die blinde Mutter. — Der Invalide. — Die Nicolai Kirche. — Gellerts Grab. — Auerbach's Keller. — Die Italienische Oper. — Poniatowsky's Denkmal.

Im Sächsischen „Eilwagen“ rollten wir gegen Mitternacht aus dem alten Eisleben. Die ersten grünen Weinberge begrüßten mich mit aufgehender Sonne. Der Postillon blies recht hübsch ein Stück nach dem andern. Wir kamen an zwei großen Landseen vorbei, in deren stillen Fluth die grünen Berge und rothen Wolken sich spiegelten. Hier lag auch eine alte Ritterburg, eckigt und bethürmt mit hohen Mauern und Gräben. Es befand sich an dieser Stelle auch ein schönes Echo; wir hielten einen Augenblick, der Postillon blies und von den Bergen tönte fast das ganze Stück zurück. Ich habe ein Echo niemals so viele Töne wiederholen hören. Diesen schönen Morgen vergesse ich nie; er stehet in der Gemäldesammlung meiner Erinnerung in Musik gesetzt. Postillon und Echo gaben der ganzen Gegend eine höhere Schönheits-Potenz, wobei möglicher Weise die gelehrte Stadt Halle nachher verlor; sie sah mir so enge, so unheimlich aus, der Saalfluß führte ein unreines, gelbliches Wasser und die Straßen der Stadt, einzelne wenigstens, glaube ich, waren nicht gepflastert. Draußen vorm Universitäts-Gebäude stand ein Gewimmel von Studenten mit Collegienheften unter'm Arme und Tabackspfeifen im Munde. Auf den Straßen trafen wir und rings in den Fenstern lagen dergleichen Minervensöhne, wenigstens hielten wir sie dafür.

Die Bauernweiber, welche auf dem Markte saßen und ihre Waaren verkauften, hatten für mich ganz wunderliche, tartarbraune Gesichter; ich hätte an die erste beste herantreten und derselben meine Hand reichen mögen, überzeugt, daß sie eine Zigeunerin und mir anzugeben im Stande sei,

wie ſtark mein Honorar für Alles, was ich in der Welt noch denken und ſchreiben würde, in Gelde und Unſterblichkeit ſein werde.

Der Weg nach Merſeburg war mit Kirſchbäumen bepflanzt, die Stadt ſelbſt finſter und enge, wie Halle, allein wegen ihrer alten gothiſchen Domkirche doch eines Beſuches werth.

Man erzählte mir hier auch eine Volksſage, ganz eine Geſchichte a la gazza ladra. Ein Biſchof hier hatte ſeinen Diener unſchuldig hinrichten laſſen; als er ſpäter entdeckte, daß ſein Lieblingsrabe der Dieb ſei, zerfiel er in Schwermuth, ließ den Vogel in einen eiſernen Käfich ſperren, ſetzte denſelben zu Spott und Hohn aus, beſtimmte auch ein Capital, von welchem der Rath in Merſeburg auf ewige Zeiten einen Raben halten ſollte, welcher des Dieners Namen: „Jacob“ rufen mußte. So oft nun ein Rabe ſtirbt, wird's wie beim Dalai Lama und Pabſte gehalten; es verſammelt ſich der Rath und wählt einen neuen.

Da ſaß nun, erzählte man mir, denn ich konnt' es nicht finden, ſo ein unſchuldiges ſchwarzes Thier und rief: „Jacob“, ohne ſich träumen zu laſſen, weshalb es freie Koſt und Wohnung erhalte, und vielleicht ohne aus der Familie des biſchöflichen Diebs zu ſein, um deſſen willen das Raben-Legat geſtiftet war.

Die Sonne brannte heiß, da wir aus der Stadt rollten, um dem Teutſchen Buchladen: Leipzig zuzueilen. An der Gränze hatte der Chauſſee-Einnehmer eine lange Stange mit einem Beutel daran, wie man deren bei uns in den Kirchen findet: nur war die Stange länger; er ſteckte ſie aus ſeinem Fenſter in einen Wagen, der draußen hielt, und empfing ſeinen Zoll darein. Eine Familie gab ihm unrichtiges Geld und fuhr weiter; er ſtürzte nun, wiewohl ſchon hoch am Tage, noch in ziemlich tiefem Negligee heraus

ſchwang ſeine bekeutelte Lanze und verfocht das Geſetz und deſſen Befolgung, und der Mann hatte Recht.

Die Gegend ringsum ſah recht Däniſch aus; es kam noch eine Waldpartie, nachher verlor ſich Alles in eine unabſehliche Ebene, welche Menſchenblut mit unauslöſchlichen Chiffern gezeichnet hat.

Die blinde Mutter.

Trommeln wirbeln; ſie ſind nah'.
Mächtig weh'n des Heeres Fahnen.
„Mutter, nur der Wind iſt da,
Und durchſtreicht des Waldes Bahnen.“
Hörſt du nicht die Hufe ſtolz,
Und wie dröhnen Pulverwagen?
„Dieſer Weg führt durch ein Holz,
Was du hörſt, ſind Reiſewagen.“

Nein, mein Kind! ſie ſind uns nah',
Und es ſauſt kein Wind im Holz;
Siehſt du nicht das ganze Heer?
Vater trägt die Fahne ſtolz;
Nein, das iſt kein nächtlich Stürmen,
Iſt kein Fremder, welcher reiſet,
Denn wo Heer an Heer ſich thürmen:
Sich zu Preß der Kaiſer weiſet.

Vor mein Auge tritt kein Tag;
Durch die Nacht kenn' ich Geſtalten;
Kind, ich finde mich zu ſchwach,
Willſt mir drum die Hände falten.
Durch die Fahnen ſauſt der Wind,
Milde winkt dein Vater mir,
Leg mich an die Fichte, Kind,
Denn mein Tod ereilt mich hier.

Ein wunderbares Gefühl ergriff mich, als wir über die große unabſehliche Leipziger Ebene fuhren, worin jedes einzelne Dorf durch die Kriegsgeſchichte denkwürdig iſt. Hier

war Napoleon geweſen; hier hatte der groſſe Feldherr gefühlt und gedacht; üppig wogte das Getraide über den ungeheuren Kampfplatz; keine Wunde heilt ſo ſchnell als die der groſſen Natur geſchlagene, nur eines Kreuzes bedarf's, um die älteſte Ruine mit Blumen und Grün zu ſchmücken; es ward an einem neuen Wege gearbeitet; ich ſah Menſchengebeine und Kugeln, welche man beim Graben gefunden hatte. Unter einem Baume ſaß ein alter Mann mit einem hölzernen Beine; er hatte gewiß hier mehr geſehen als das Korn, welches jetzt vor ihm wogte und einen tiefern Geſang vernommen, als die Vögel in den Aeſten über ihm ertönen ließen. Die kleine Pfeife im Munde, raſtete er hier und gedachte voriger Zeiten.

Der Invalide.

Rauchwolk' an Rauchwolk' zog über's Land,
Wo Feuerſchlünde das Auge nur fand;
Die Erde dröhnt unter der Roſſe Stolz,
Wie im Sturm ächzet die Fichte im Holz.
Kaum tönte zum »Vorwärts« der Schaar das Gebot,
So fand mein Bruder den Heldentod.
Nichts fühlt' ich; kein Schmerz mir am Innern zehrt',
Denn ſelbſt der Trommeln Getön' ich überhört'.
Die Trommete erſchellt, wir drauſſen hinein,
Da ſtürzt mir das Roß, ich verlor mein Bein.
Das ganze Heer ging mir über's Genick.
Nichts wußt' ich; es ſchwärzte ſich mein Blick;
Und als ich erwachte, war Alles ſo ſtill.
Das Herz erbebt' vor Grauß in ſeiner Hüll'!
Durſt brannte die Lippen, aber Feuer das Bein,
Als Leiche lag ich, kein Gedanke war mein.
Ich fühlt' des Nachtwind's Geſäuſele bloß,
Und neben mir ächzt' ein verwundetes Roß.
Ein Franzmann lag unfern im Todeskampf,
»Napoleon!« ſeufzt er, dann war er todt.
Ich wollte jetzt beten, erhob meinen Blick,
Da ſiel ich bewußtlos nieder zurück.

Wie lang' ich so lag, weiß ich selber nicht,
Was mir zuerst wieder zeigt' mein Gesicht,
War ein Mann, der den Mantel sich umgeschlagen!
Er kam: zwei Raben von mir zu jagen;
Ich hörte sie heiser schreiend entweichen;
Eine Leiche war ich ja unter den Leichen,
Und der Mann stand schweigend; nicht sah ich's Gesicht,
Das hatt' er verhüllt in den Mantel dicht,
Zum Himmel auf blickt er in die Nacht hinein,
Da flammte mit Eins auch ein Sternenschein.
Ich hörte genau, daß mon etoile er rief.
Wie vor seinem Gotte beugt' er sich tief;
Der Mantel fiel von seinen Schultern zurück,
Und ich gewahrte den offenen Heilandsblick.
Es drängte ein Seufzer sich aus meinem Herzen.
Er bebt' und schwieg; ich vergaß alle Schmerzen;
Doch nimmermehr vergeß ich den tiefen Blick;
Er deckt mit dem Mantel mich, und ging zurück.
Ich lag gestreckt zwischen Tod und Leben,
Und bat den Himmel, mir Rettung zu geben.
In der Franken Lager nahm man mich an,
Doch nimmermehr sah ich den schweigenden Mann.
Er war's doch, der Leben und Hilfe mir gab;
Nun wächst vielleicht Gras schon auf seinem Grab,
Vielleicht noch lebt er, lebt lange noch fort,
Ist glücklich; mein Herz bejahet dies Wort!

Wir fuhren über den Elsterfluß, worin Poniatowsky seinen Tod fand; man zeigte mir in der Vorstadt verschiedene Stellungen, welche die feindliche Armee inne gehabt, wie man durch die Gärten eingedrungen war und wo Napoleon sich zurückgezogen hatte. Leipzig selbst machte einen behaglichen Eindruck auf mich; es ist eine große, freundliche Stadt; die Hauptstraßen gleichen sehr unserer Osterstraße, doch sind sie breiter, und, was sie verschönert, ebener. Ich glaube, daß in jeder Straße zwei bis drei Buchhändler wohnen; überall hingen Schränke mit Büchern und in den großen hellen Glasfenstern Kupfer und Bilder. Auf den Gassen lie-

sen Burschen mit langen Pfeifen im Munde und Collegienheften unter dem Arme; einige waren in ihre Deutsche Original-Tracht gekleidet, trugen weiße Pantalons, kurze Röcke und die Haare lang über den weißen Kragen. Ich besuchte die Nikolaikirche; hier sind Gemälde von Oehr; dasjenige, welches Christus am Brunnen darstellt, gefiel mir sehr; ob es mir hätte gefallen sollen, weiß ich nicht, da ich einen Kunstkenner darüber noch nicht befragt habe; in der Kuppel über dem Altar war ein schwebender Engel gemalt, der weniger ein Gemälde als ein lebendes Wesen zu sein schien. Die hohen Gewölbe wurden grade abgestäubt; man hatte einige künstliche Säulen errichtet, und auf diesen erhob sich eine ungeheuere lange Leiter, hoch, wie ein Schiffsmast; oben auf dem wankenden Gerüste saß ein Mann gleich Puds im „Siegfried unterm Pöbel" und fegte nach äußerstem Vermögen; malerisch genug sah dieß aus; allein nicht wenig fürchterlich. Mir kam es vor, als sei der Mann da hinauf gesetzt, damit mittelst seiner anscheinenden Gefahr die Kirche höher aussehen möge als sie eigentlich ist.

In einem kleinen Verschlusse zeigte man uns einen alten Predigtstuhl, auf welchem Luther gepredigt haben soll; ich erhob mich auf den Zehenspitzen, um so hoch zu reichen, daß ich meine Hände auf die Stelle legen konnte, wo die seinigen gelegen hatten.

Von der alten Kirche wanderte ich aus der Stadt an Gellerts Grab. Ein platter, einfacher Stein mit seinem Namen und Sterbejahr lag darauf; zur Seite war ein Rosenbaum gepflanzt, und ringsum stand ein niedriges Gitter, woran alle, welche des Dichters Grab besucht, ihre Namen geschrieben hatten; ich schrieb also auch den meinigen hin.

Rings umher waren viele weit geschmücktere Gräber, welche gewiß weit vornehmern Leuten als Gellert angehörten; allein keine fremde Hand hatte seine Erinnerung darauf gezeichnet; selbst die Kapellen von Eisengittern umher standen

nur einer Mauer gleich, welche das einfache Dichtergrab zu umschließen dienten. Hier war der Dichter der Angesehenste, durch ihn erhielt diese Stätte mit seinem Tode Interesse. So hat der Großherzog von Weimar bestimmt, daß Schillers und Göthes Leichen in der fürstlichen Gruft an seinen beiden Seiten ruhen sollten. So kann der Mensch einen Regenbogen um sich her ziehen, wenn er zwischen der Sonne und dem brausenden Wasserfalle stehet.

Die anderen frischen Gräber umher waren übrigens auf wunderliche Art herausgeputzt; man hatte außer Blumen und Kränzen auch Zitronen und Apfelsinen darauf gelegt, von denen einige sogar in Scheiben zerschnitten waren; von den Kränzen herab flatterten lange Bänder mit Gold- und Silber-Franzen, was, wenn der ganze Staat erst etwas alt war, recht häßlich aussah. Auf den Bändern waren Verse abgedruckt, theils selbstverfertigte, theils aus Dichtern ausgewählte; so fand ich auf einem Hölty's:

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe,
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Daß man ein Grab mit einem simpeln Kranze schmückt, finde ich schön und sinnig; der Zimmermann setzt ja auch seinen Kranz mit dem bunten Flittergolde auf das Dach des Hauses, welches gerichtet ward, warum sollen wir nicht gleich ihm auch einen Kranz setzen auf das Grab, welches das Dach bildet über unsers Erdenleibes Behausung; erst wenn jenes sich gewölbt hat, ist diese vollkommen gerichtet.

Es ward gerade eine Leiche auf dem Kirchhofe beerdigt; es war ein alter Tischler, der vielleicht selbst das Holz zu seiner engen Schlafkammer gekauft hatte. Der Sarg ward auf den Schultern von Männern hergetragen und war mit Blumen, Zitronen und Apfelsinen verziert; es war ein großes Gedränge von Kindern und Weibern; doch kam ich dem

Grabe ziemlich nahe, wo die Chorknaben mit ihren Kinderstimmen sangen, während die Sonne hinter hohe Pappeln zu sinken begann.

Als ich Abends die Straßen der fremden Stadt durchwanderte, um das Hôtel de Bavière zu finden, ging ich fehl und gerieth zu Auerbachs Keller, welcher dadurch bekannt und merkwürdig ist, daß der Dr. Faust einst auf einem Weinfasse reitend aus einem Fenster hinaus fuhr; ich ging hinunter, um doch in dem merkwürdigen Zimmer gewesen zu sein, worin diese Geschichte sich zutrug; es war sehr klein und hatte nur das eine Fenster, aus welchem Faust herausgeritten war. Auf den Tapeten war die ganze Begebenheit abgebildet. Schade! daß sie ein wenig schwarz und undeutlich war.

Hier saßen übrigens drei alte Leute im ernsthaften Disputte; ich glaube über den unbegreiflichen Satz, daß ein Dreieck im Grunde doch ein halbes Viereck ist; es hatte den Anschein als ob sie mit der Zeit auf dem Weindunste noch weiter als aus dem Fenster fliegen würden. Zuletzt begannen sie wie Frosch und Brander bei Göthe zu singen: Es war eine Ratt' im Kellernest, das heißt, sie sangen gerade nicht dieses; allein die Situation war die nämliche, so daß ich alle Augenblicke auf die Thüre sah, ob nicht Mephisto mit dem Doctor einträten.

Die Italienische Opern-Gesellschaft von Dresden befand sich in Leipzig und gab bei meiner Ankunft bereits die zehnte Vorstellung. Ich sah Rossini's Tell, eine Oper in vier Acten; da sie für Sänger und Zuhörer zu lang und zu ermüdend war, so hatte man, wie bei „des Menschengeschlechts Zerstörung" dieselbe mitten durchgeschnitten, so daß man an einem Abende die beiden ersten Acte und am nächsten die beiden letzten sah. Man war also genöthigt doppelt zu zahlen, wenn man das ganze Stück sehen wollte. Ich war an beiden Abenden da und bekam in der Art etwas Ganzes.

Kein Wort ward gesprochen; der Dialog bestand in Recitativen; werden Recitative aber mit dem Ausdrucke gesungen als hier, so haben dieselben nichts Ermüdendes. Signor Zezi war ein trefflicher Tell, hatte ein angenehmes Aeußere und zeigte Gedanken und Spiel, welche man bei Signora Pellagesi, welche die Parthie der Mathilde sang, vermißt; allein sie sang schön, hatte Schule, Innigkeit und Stärke; nur hätte sie nicht so viele Grimassen machen, den Kopf nicht so weit zurückwerfen sollen, wenn sie Triller schlug und Läufe machte. Das Publicum empfing sie mit stürmendem Beifall und Klatschen, denn sie war lange nicht auf der Bühne erschienen und trat zum ersten Male, nachdem sie die Influenza überstanden, wiederum auf.

Ein Signor Rubini sang Arnolds Parthie, ich sage sang; denn an Spiel war kein Gedanke; er glich einer künstlichen Marionette, welche nur zwei Armbewegungen hat; ausstrecken und die Hände aufs Herz; allein in dem gutem Manne steckte ein hübsches Ton-Register.

Wie weich und ausdrucksvoll klang mir die Italienische Sprache! Die Töne selbst versteinten zu Worten; wie schön muß es klingen in der stillen Nacht unter dem südlichen Himmel, diese Töne zu hören, Liebe verkündigen zu hören! liebe (Kjaerlighed im Dänischen) du! wie häßlich, hart und schnurrend klingt doch im Dänischen das Wort, welches das Geistigste in der Seele und dem Gedanken ausdrücken soll. — Kjaerlighed, o der hat sie schlecht gekannt und empfunden, der das häßliche mißtönende Wort erfand! Sicher war's ein alter mürrischer Papa, welcher den jungen Herzen ihre seligen Träume mißgönnte und nun ihre Kjaerlighed, wie er es nannte, entnurrte.

Was die Musik zum Tell betrifft, so hörte ich dieselbe nur einmal, außerdem ist sehr viel zu ihrem Vortheil gesagt und geschrieben, daß meine Meinung so gut als keine gilt. Mir däucht, sie gehöre einer andern Gattung an, als worin

Rossini vorher componirt hatte, und ich glaube, grade dieß hat viel mehr frappirt als die Composition selbst. Mir gefiel sie minder als die Musik im Barbier vom Sevilla; es gibt da wohl ein herrliches Terzett, ein Duett und einige Chöre, welche jeden ergreifen; keins von diesen hat indeß das Charakteristische als z. B. Basilio's Arie von der Verläumdung, welche ich für ein wahres Meisterstück halte. Orpheus bewegte durch sein Spiel Bäume und Steine zum Tanz; darin liegt wirklich etwas; die Musik hat eine wunderbare Kraft, Leben in das Todte zu bringen, wovon die meisten Musikstücke uns den Beweis liefern. Die Töne werfen um's Ganze gleichsam ein poetisches Gewand. Doch kam mir Tell in dieser geistigen Verkleidung so wunderlich eingeschrumpft vor, daß er der Schillerschen Heldengestalt nicht glich.

Es war noch nicht 9 Uhr, als die Oper zu Ende war; ich besuchte Reichenbachs Garten, um die Stelle zu sehen, wo Poniatowsky seinen Tod in der Elster fand. Dieser Garten gehört dem reichen Kaufmann Gerhardt, welcher sich für das Versehen dieser Stelle bezahlen läßt.

Hier unter diese hohen Bäume sprengte der schwer verwundete Held, vom überlegenen Feinde verfolgt. Es ist fast unglaublich, daß Jemand in diesem unbedeutenden, schmalen Wasser ertrinken könnte! Ein Denkstein war auf der Stelle errichtet, von wo er mit seinem Rosse hineingesetzt war und einige Schritte davon, wo man seine Leiche gefunden, stand eine kleine, einfache Säule, überall beschrieben, besonders mit Namen seiner Landsleute. — — Eine wunderbare Abenddämmerung lag über der Stelle.

XI.

Abreise. — Meißen. — Der erste Tag in Dresden. Dahl und Tieck.

Nach dreitägigem Aufenthalte verließ ich das freundliche Leipzig, wo ich mehrere herrliche Menschen kennen gelernt hatte. Meine Reisegesellschaft auf der Schnellpost bestand in zwei jungen Herrn aus Frankfurt an der Oder und einem alten Doctor; dieser war in der dänischen Litteratur ziemlich bewandert fragte, als er meinen Namen hörte, ob ich aus einer Familie mit dem Verfasser des »sterbenden Kindes« sei. Ich erwiederte ihm, daß ich dieser selbst sei, und nur fragte er mich ganz naiv, ob ich ein Kind verloren, als ich es dichtete: denn er konnte sich nicht denken, daß ich als Junggeselle dergleichen fühlen könne; er war sehr verwundert, zu hören, daß dieß Kind noch aus meinen Schuljahren herrührte, wo ich dasselbe mitten unter: katal, katalta ꝛc. fühlte und schrieb.

Am dunkeln Abend rollten wir vor dem Jagdschlosse Hubertsburg und seinen großen Gärten vorbei. Mengs Pinsel soll viele Fremde zur Schloßkapelle locken; wir hatten dazu keine Zeit, auch kein Verlangen nach Gemälden, denn vor uns löste eins das andere ab, indem wir aus dem geöffneten Fenster des Wagens heraussahen. Hier war ein Wirthshaus mit Reisenden, ein Kerl mit seiner Leuchte stand an der Thüre; dieß war ein Nachtstück. Rembrand würde diese Gattung ausgeführt haben. Dort sah man eine sumpfige Wiese im Morgenlichte, einige wilde Enten plätscherten im Schilf; in dieser Manier componirte Ruysdael. Dort wieder lag ein Flecken mit halb niedergestürzter Mauer: im Vordergrund saßen unter einem großen Baum ein Paar junge Leute und küßten einander, in dieser Manier hätte ich selbst am liebsten gearbeitet.

Als wir uns Meißen näherten, nahm die Gegend ein romantischeres Ansehn an, Felsen begannen sich zu erheben, allein mit einem ganz anderen Character als die im Harze.

In rothgelben Steinmassen, worauf junge Büchen grünten, hingen sie über unsern Häuptern herein; auf der andern Seite des Weges lagen die grünen Weinberge mit den rothgedeckten Häusern darauf, und unten schlang sich die Elbe in malerischen Wendungen. Schiffe wurden durch Menschen und Pferde den Fluß heraufgezogen, während andere mit geschwollenen Segeln stromab fuhren. Meißen selbst hat enge Gassen und sah mir so unerquicklich aus, man muß es wie jede treffliche Schilderei nicht mit nahen Augen, sondern das Ganze aus der Ferne ansehn. Ohne eine besondere Anweisung aus Dresden kann man die große Porcellan-Fabrik nicht zu sehen bekommen, ich mußte mich also mit einem Theil davon, einem sehr geringen Theil, begnügen, nämlich der Tasse, aus welcher ich im Wirthshause Kaffee trank, und nach dieser kleinen Probe kann ich mich bei aller Phantasie und dem besten Willen nicht darauf einlassen, einige Notizen von der ganzen Fabrik beizubringen.

Die Domkirche ist ein herrliches gothisches Gebäude; die Sonne schien durch das hohe Fenster, an welchem ein kleiner Vogel, welcher sich hinein verirrt hatte, hin und her flatterte und mit den Flügeln an die Scheiben schlug, um hinaus zu kommen. Hierin erblickte ich meiner eignen Kindheit Walten. Die Kindheit ist auch eine solche heilige, große Kirche, welche die Sonne durch die bunten Fenster so schön bescheint, worin jeder dunkle Winkel ein mächtiges Gefühl erweckt und das einfachste Bild durch seine Beleuchtung und die Sage eine um so tiefere Bedeutung gewinnt; das Werkeltagsleben zeigt sich hier in seinen Sonntagskleidern, Gott und Welt liegen einander weit näher und doch flattert das Herz gleich dem kleinen Vogel hier in der Kirche nach der neuen Zukunft

draußen, wo vielleicht ein Jäger hinter dem Busche lauert nur ihm seinen Hagel durch die Schwingen zu jagen.

Der Weg von Meißen nach Dresden ist mit Akazien und Birnbäumen bepflanzt, die Felder sind mit Kohl und Kartoffeln besetzt, es ist ein ganzer Küchengarten! freundliche Bergköhen mit Weinranken und Laubholz liegen auf beiden Seiten, und hinten zeigt sich Meißen selbst, welches als herrlichster Punkt mit seinem Schlosse und seiner Kirche hoch liegt; eine gemauerte Brücke über die Elbe zeigt sich unter der Stadt; darauf gehen und fahren Leute, ohne sich etwas weniger dabei zu denken, als daß sie dazu beitragen, das Leben, welches das Ganze zeigt, hervorzubringen.

Je weiter man vorwärts kommt, desto höher werden die Berge und bald gewahrt man, wie durch einen blaulichten Schleier, das Deutsche Florenz-Dresden mit seinen hohen Thürmen und Kuppeln vor sich liegen.

In einem kleinen Dorfe, welches hier ganz romantisch an einer Krümmung der Elbe liegt, hielten wir beim Kruge an. Um die Fenster zog sich ein Spalier von Rosen, runde und gefüllte; wie kindische Mädchenköpfe nickten sie in die Stube hinein, worin die Postknechte in ihren neuen brandgelben Uniformen mit blauen Aufschlägen und die Trompeten auf dem Rücken, saßen. In großen Glaskrügen stand der Landwein auf dem Tische, und einige Kinder spielten mit einem kleinen Hunde, welcher, mit einem Blumenkranze um den Kopf, auf den Hinterbeinen tanzte.

Hier bekam ich zum ersten Mal Erdbeeren: in Dänemark standen sie schwerlich erst in Blüthen. Der Postillon blies und — mit den letzten Erdbeeren in einem Weinblatt hielt ich vor Dresden. Am Thore ward mir der Paß abgefordert, und ich erhielt dafür eine Aufenthaltskarte. Die Neustadt sah mir recht ansehnlich aus, ich hatte mir dieselbe ganz anders vorgestellt; allein als ich an die Augustbrücke kam, welche ich aus Kupferstichen genau kannte, war mir's

als ſei ich in Träumen einmal hier geweſen; die Elbe wälzt ihre gelben Wellen unter die ſtolzen Bogen; Leben und Treiben herrſchte auf dem Fluſſe noch mehr aber auf der Brücke Wagen und Reiter jagten auf der Mitte umher, und auf beiden Seiten war eine große Mannigfaltigkeit von Fußgängern; ungefähr über der Mitte des Fluſſes ſtand auf einem der Vorſprünge, welche die einzelnen Bogen bilden, ein Chriſtus am Kreuze und ich glaube von Erz. Nun kamen wir zur Altſtadt, dem eigentlichen Dresden; die Brühlſchen Terraſſen mit ihren breiten Treppen lagen uns zur Linken, die katholiſche Kirche mit ihren Thürmen zur Rechten, und gerade vor uns das Thor, welches uns in die Stadt ſelbſt einließ. Dresden erſcheint wie der Uebergangspunkt vom nördlichen zum ſüdlichen Deutſchland und hat einen aus beiden gemiſchten Charakter; es war die letzte große Stadt, welche ich nach Süden zu in Deutſchland ſehen ſollte. Dieſer Gedanke hing ſich an mich und bewirkte, daß ich mit einer Art Wehmuth in die theure Stadt einfuhr.

Meine zwei Frankfurter wollten im Hôtel de Russie einkehren, ich entſchloß mich ihnen Geſellſchaft zu leiſten und befand mich nachher recht wohl dabei.

Die Stadt hatte etwas Einnehmendes, Freundliches für mich; ich fühlte mich ſogleich heimiſch darin. Meine erſte Ausflucht war nach unſerm berühmten Landſchaftsmahler Dahl. Ich hatte keinen Empfehlungsbrief an ihn, allein als Däne war ich herzlich willkommen. Wie viel Theilnahme, ja Zeitaufopferung ſchenkte er nicht mir und andern Landsleuten, welche mit mir zu gleicher Zeit hier waren. Abends wollte er mit zwei Norwegern zu Tieck; dieſer große Dichter wollte einem Kreiſe von Freunden vorleſen: da ich an ihn von Ingemann ein Empfehlungsſchreiben und außerdem zuvor an den Dichter geſchrieben hatte, ſo forderte er mich auf, ihm zu folgen, bat mich aber, nicht die Zeit bei ihm zu verzetteln, ſondern in die katholiſche Kirche zu gehen; es war grade

das Fest corpus domini, die meisten Ceremonien waren zwar vorbei, allein ich wollte die Castraten hören. Ich fand bald den Weg über die Brühlsche Terrasse, welche von Spaziergängern wimmelte; es lag etwas sehr Schönes im Anblicke der Augustbrücke mit ihrem Menschengetümmel, der Elbe mit ihren Schiffen und den Weinbergen längs derselben; allein ich hatte nicht Zeit, ich mußte mich beeilen.

Jetzt stand ich in der katholischen Kirche. Wie groß und hell! Die Chöre brausten über mein Haupt hin; auf allen Altären brannte Licht, ringsum in den Seitenkapellen und in den großen Gängen kniete Volk. Die Königliche Familie war in der Kirche; ich sah den König mit großer Andacht beten. Drei Priester in Goldmor standen am Altare, und eine Menge Knaben in rothen Kleidern mit einem weißen, kurzen Rock darüber schwangen die Rauchfässer, die Castraten sangen; es waren nicht Männer- auch nicht Weiberstimmen- es waren wunderbare, nackte Molltöne; es lag etwas so tiefes Wehmüthiges in ihrem Gesange, als ob des Herzens ganze Sehnsucht sich in Tönen ausspreche, sie machten einen wunderbaren Eindruck auf mich, allein ich fühlte mich nicht froh.

Am Hauptaltare war eine beständige Bewegung, welche den festlichen Eindruck störte, den das Ganze auf mich machte. Oberknaben gingen und kamen mit großen Kerzen und die Priester verneigten sich jeden Augenblick und ließen die Silberglocke ertönen.

Schweizer in gelben Kleidern mit großen Silberstöcken gingen in den Gängen auf und ab, um die Ruhe zu sichern und darauf zu wachen, daß die Böcke von den Schafen wohl geschieden blieben. Leute kamen und gingen. Aber Alles war sehr still; ich sah Böhmische Weiber und Mädchen, welche mit ihrer Waare auf dem Markt gewesen und mit ihrem Korbe oder Bündel in die Kirche gekommen waren, sie knieeten in einem Gange, beteten ihren Rosenkranz und gingen

eilends wieder von dannen. In den Kapellen knieeten Männer und Frauen vor dem Bilde der Madonna und in manchem Antlitz gewahrte ich die innigste Hingebung und Verehrung. Die Sonne schien durch die Fenster und mischte sich wunderbar mit dem Scheine der vielen Lichter und duftenden Räucherkerzen; hierin und dem Donnern der Musik lag wirklich Etwas, welches rasch den Weg zum Herzen fand.

Es war Abends 7 Uhr als ich mich mit Dahl und den beiden jungen Norwegern zu Tieck begab; ich sollte nun den Dichter sehen und kennen lernen, mit welchem ich mich so lange und stark geistig beschäftigt hatte; ich dachte nicht an seinen gestiefelten Kater oder Prinzen Zerbin, seine schöne Elfenwelt und die herrlichen Novellen; nein, Alles vergaß ich in dem Manne selber, in Deutschlands Tieck; dem Manne, der als Meister einer ganzen Schule dasteht, der romantischen Poesie, dem Dichter, welcher Göthen an Alter, Werth und Bewunderung bei seinen Landsleuten zunächst steht.

Das Zimmer, welches wir betraten, war nicht groß. Hier saß die Familie um den Theetisch nebst einer Anzahl Fremder, meist Auswärtiger. Ich hatte Ingemanns: „Ole Novelose“ vom Dichter selbst mitgebracht, so wie meine: Phantasien und Skizzen. Dahl stellte die beiden Norweger und mich als seine Landsleute vor; der Dichter grüßte uns freundlich und hieß uns willkommen. Als ich ihm die Bücher und Ingemanns Brief übergab, nahm er mich freundlich bei der Hand und fragte: ob ich der Verfasser der „Fußreise“ sei? und als ich dies bejahte, sagte er mir eine Verbindlichkeit, wünschte mir Willkommen in Deutschland und fragte nach Ingemann, auf den er viel hielt. Welcher Ausdruck lag in seinem Blick! Nie sah ich ein offneres Gesicht, sein Ton war so gutherzig und blickte man ihm in die großen blauen Augen, dann mußte man Vertrauen zu ihm gewinnen, nicht den Dichter blos liebte ich, der Mensch war mir jetzt nur theuer! Ja so hatte ich mir ihn vorgestellt,

als ich die Elfen las; allein so oft hatten meine Träume fehl geschlagen, daß ich zuweilen glaubte in der Wirklichkeit ist er vielleicht ein steifer, vornehmer Hofrath, und dies würde mich völlig abgestoßen haben. So war auch meine Vorstellung von Göthe, und die hatte mir die Lust genommen, den großen Dichter zu sehen; er erhebt sich, dünkt mir, am schönsten, wie der Kirchthurm in der Ferne. Nicht so ist es mit Tieck; ist man mit ihm eine halbe Stunde zusammen gewesen, so vergißt man den Dichter über dem Menschen.

Die Gesellschaft bestand aus Leuten von verschiedenen Ländern, einer war aus Amerika, der Andere hatte eine Reise um die Erde gemacht, hier waren Norweger, Deutsche, ich war der einzige Däne. Tieck liebt Holberg, den er in einer alten Deutschen Uebersetzung hat, woraus er zuweilen und zwar ganz vortrefflich vorliest. An diesem Abend las er den zweiten Theil von Shakespeares Heinrich IV. Er braucht die Personen, wenn er liest, nicht zu nennen, er spielt jede so, daß man sogleich weiß, wer es ist. Besonders die komischen Scenen gab er ganz meisterlich und es war unmöglich sich des Lachens über Falstaff und Frau Hurtig zu enthalten. Als wir Abends aufbrachen, bat Tieck mich, ihn, während ich in Dresden sei, öfter zu besuchen und bereitete mich auf die Genüsse vor, welche mir in der Sächsischen-Schweiz und der Bilder-Gallerie bevorständen; die letztere war unglücklicher Weise geschlossen, weil die Bilder neu arrangirt wurden; allein Tabl hatte mir versprochen, mich am folgenden Morgen da hinauf zu bringen, wo doch wenigstens die besten Sachen alle aufgehängt waren. Ich sagte Tieck gute Nacht; Tabl wies mir den rechten Weg' ins Quartier. — Dies war der erste Tag in Dresden. —

XII.

Bildergallerie. — Das Linkesche Bad. — Das grüne Gewölbe. — Rüstkammer. — Ausflug nach der Sächsischen Schweiz. — Pillnitz. — Liebenthaler Grund. — Lohmen, Ottowalder Grund. — Amor als Führer. — Die Bastei. — Wolfsschlucht. — Hohenstein. — Der Kuhstall.

Mit Dahl, unserm Gesandten und den beiden jungen Norwegern ging ich nun auf die Bildergallerie. In einigen Zimmern lagen die Bilder auf dem Boden, in den meisten waren dieselben aber bereits aufgehangen und geordnet. Welche Menge von Kunstwerken! ein Bild verdrängte das andre, kaum das einzelne blieb noch in der Erinnerung; es ist wirklich des Guten zu viel auf einmal, und ermattet deshalb wie eine Art geistiger Erschlaffung, ungefähr als ob man auf einmal eine Menge Aphorismen von Seneca, Jean Paul oder Rochefoucauld lesen wollte.

Was soll ich von den großen Einzelheiten berichten, welche den tiefsten Eindruck auf mich machten? Allein kann da eine Frage sein? Rafaels Madonna. Ich durchflog die Zimmer, um dieß Bild zu finden, und als ich davor stand, überraschte es mich gar nicht. Es war mir ein schönes Frauengesicht, allein nicht schöner als ich deren ähnliche oft gesehen. Ist dieß das weltberühmte Bild? dachte ich und wollte bei seinem Anblicke überrascht werden; allein es blieb das Nämliche. Mir kam sogar vor, daß mehre Madonnenbilder, wahre weibliche Gesichter, hier auf der Gallerie weit schöner seien; ich ging nun zu diesen zurück; allein nun fiel der Schleier mir von den Augen: sie waren nur gemahlte Menschengesichter, dort hatte ich das Göttliche selbst gesehen. Ich trat wiederum vor sie hin und nun erst fühlte ich die unendliche Wahrheit und Herrlichkeit dieses Bildes. Es war darin nichts, das überraschte, nichts, das

schmeichelt; je aufmerksamer man sie mit ihrem Jesuskinde betrachtet, desto göttlicher erscheinen sie. Ein so überirdisches, kindliches Antlitz hat kein Weib, und doch ist es die reine Natur. Mir schien, daß jedes fromme, unschuldige Mädchenantlitz einige Aehnlichkeit mit diesen hätte, allein dieß war das Ideal, wonach jene rangen. Keine Liebe, eine Anbetung weckte dieser Blick. Nie ward mir klar, wie der vernünftige Katholik vor dem Bilde knieen kann. Nicht die Farbe auf der Leinewand betet er an, den Geist, den göttlichen Geist, der sich hier dem leiblichen Auge, leiblich versichtbart, während die mächtigen Orgeltöne über ihn hinbrausen und seiner Seele Dissonanzen lösen, so daß Harmonie zwischen dem Irdischen und Ewigen entstehet. Die Zeit hat die Farben des Bildes gebleicht, allein dennoch scheint Alles zu leben; die große Glorie der Engelsköpfe unten entwickelt sich mehr und mehr, und im Blicke des Jesuskindes sammelt sich der ganze große Ausdruck; solchen Blick, so ein kluges Auge hat kein Kind, und doch ist's grade die natürliche Kindlichkeit, welche uns hier so mächtig ergreift! Und dazu die lieblichen Engelskinder unten! Sie stehen wie ein schönes Bild irdischer Unschuld da, in kindlicher Ruhe sehen die jüngern vor sich, während die ältern den Blick gegen das Himmlische über sich erheben. Dieß eine Bild würde die Gallerie berühmt machen, so wie dies eine hinreichte, seinen Meister unsterblich zu machen. In dem nämlichen Zimmer hingen noch drei Meisterstücke; hier war Correggios Nacht, eine herrlich aufgefaßte und poetisch ausgeführte Idee. Von Jesus strömt das Licht aus über alles Andere. Besonders frappirte mich eine weibliche Figur, welche die Hand über die Augen hält und sich vom starken, blendenden Lichte halb hinwegwendet. Die meisten setzen dieß Stück über die andern Arbeiten des großen Meisters; ich ziehe jedoch den heiligen Sebastian vor, welcher gleichfalls in diesem Zimmer seinen Platz hat. Welche herrliche Gruppe von Engeln! Sie

ſchweben hernieder auf leichtem Gewölk um den frommen Märtyrer mit dem ruhigen begeiſternden Blicke. Noch war hier ein Stück, welches ich als viertes den gottbeſeelten Bildern hinzuzählen darf: ein Chriſtus von Carlo Dolce. Hoheit und Leiden verſchmelzen ſich in dem edeln, gottergebenen Antlitze. Ich ging von Zimmer zu Zimmer und beſah die großen Kunſtherrlichkeiten: allein ſtets mußte ich zu dieſen vier Schätzen, zu Rafaels Madonna, zu Correggios Engelgruppen wiederkehren. — Doch bewahre ich noch von meinem erſten Beſuche auf der Gallerie den Eindruck anderer herrlicher Stücke — das jüngſte Gericht von Rubens, worin er ſeine drei Frauen abporträtirt hat: zwei werden von Engeln in den Himmel gehoben, die dritte dagegen ſchleppt der Teufel in den Abgrund; Rubens ſelbſt ſitzt auf ſeinem Grabe. Niemand ſcheint auf ihn zu merken, er iſt in tiefen Gedanken; vermuthlich ſinnet er nach, wohin er kommen werde und erwartet ruhig ſein Schickſal.

Auf einem Bilde Baſſanos, welches die Arche vorſtellte, war es poſſierlich, daß das Schwein zuerſt hineingebracht ward und ſo den beſten Platz erhielt. Die heilige Magdalena von Batoni war ſchön, ſchien mir indeß etwas zu weltlich, ja ſogar mit ihrer Heiligkeit zu kokettiren. Ein alter Obriſt, welchen wir auf der Gallerie trafen, machte dazu eine Randgloſſe, ſo derb, daß ich ſie hier nicht wieder geben mag.

Geiſtig erſchöpft vom Genuſſe dieſer Herrlichkeiten und körperlich vom Umherwandeln, verließ ich die Gallerie mit der Abſicht, dieſelbe bald wieder zu beſuchen.

Im königlichen Theater war kein Schauſpiel, weil die Schauſpieler während der Sommermonate faſt Alle auf Reiſen waren. Außerhalb der Stadt, im Linkeſchen Bade, gaben die Zurückgebliebenen ihre Stücke. Eine junge Dame, Alexandrine Gebhart, vom Hoftheater in Petersburg, gab

als Gastrolle: Christine, in der Königin von sechszehn Jahren oder Christinens Liebe und Entsagung, einer deutschen Bearbeitung von einer Vaudeville Scribe's. Das Theater hatte viele Aehnlichkeit mit dem unsern auf der Weserbrücke und lag an der Elbe in einem kleinen Gehölze, worin Musik und Zelte waren. Familien aus Dresden saßen ringsum in der grünen Natur und genossen Erfrischungen, während Andre spazieren gingen und noch Andre in bunten Gondeln auf der Elbe segelten. Das Ganze war eine Art Charlottenlunds-Scene.

Die junge Schauspielerin machte viel Glück und verdiente es; sie gab die Rolle mit einer Annehmlichkeit und Feinheit, welche eine denkende Künstlerin bewiesen. Zum Beschlusse erhielten wir eine Art Ballet: der Faßbinder, dessen Inhalt viele Aehnlichkeit mit unserm alten Singspiele: der Böttcher, hatte. Der Balletmeister Herr Gärtner ward gerufen: der Vorhang rollte auf, alle Tänzer standen im Halbkreise, der Gerufene in ihrer Mitte; er machte eine Attitude, legte die Hand aufs Herz, stellte sich ungeheuer an, und so klatschte und lachte man; das war vom Ganzen das Ende.

Draußen war ein schöner Abend; unter dem grünen Gehege klang die Musik bedeutungsvoll. Ich nahm mir eine Gondel, um die Elbe herab heim zu fahren. Die Augustusbrücke spiegelte sich im Wasser, und Dresden selbst erhob seine hohen Thürme und Kuppeln hoch in die Luft; das waren Schattenbilder auf goldnem Grunde; als das Boot sich von dem kleinen Gehölze entfernte, erstarb die Musik in der Luft, eine Fackel brannte unter der Brühlschen Terrasse, wo ich ans Land stieg. Hier oben war ein Gewimmel von Spaziergängern, stark dufteten die Jasminsträucher und unten im Boote sangen einige lustige Matrosen die Barcarole aus der Stummen.

Welche Abwechslung brachte mir jeder Tag, jede Stunde in dieser lieben Stadt. Welche Masse von Ideen und Gefühlen durchströmte mich während der neun Tage, die ich hier zubrachte! Vom Morgen bis zum Abende tummelte ich mich umher und sah jeden Augenblick etwas Neues. Man empfahl mir das grüne Gewölbe zu sehen. Der Führer verschaffte mir Gesellschaft, unter welcher sich außer mir zwei Damen befanden; wir wanderten nach dem Schlosse. Das grüne Gewölbe ist eine Reihe von Zimmern, welche rücksichtlich ihrer Bestimmung viel Aehnlichkeit mit unserm Rosenborgschlosse haben. Sie waren übrigens nicht grün und Niemand wußte recht, wie sie zu diesem Namen gekommen waren. Es waren viele große Tische von Mosaik mit Blumen und Früchten, die Bilder der Sächsischen Herrscher hingen in Lebensgröße an der Wand; ferner waren da Becher von Silber und Gold und ein ganzes Zimmer voll Spielzeug von Perlen und Edelsteinen. Aechte Perlen in ihrer natürlichen Gestalt waren als solche Gliedmaßen angebracht, denen sie am meisten glichen; die Fassung war von Gold und Silber. Eine Perle war so ein Magen, Kopf, Bein u. s. w. Ich sah Luthers Ring und ganze Schränke voll Edelsteine und Kostbarkeiten, die mit allem ihrem Schimmer so todt und nichtssagend umher lagen, daß ich nahe am Verzweifeln über den gesegneten Reichthum war, der mich nicht anzog. Wären die Wände nicht von Spiegelglas gewesen, und hätte ich darin zur Abwechslung nicht mein Gesicht sehen können mit seiner ganzen langen Weile, und mich daran in aller Genügsamkeit ergötzt, so würde es recht schlimm aufgesehen haben.

Mehr als das grüne Gewölbe vergnügte mich die Rüstkammer; in den großen Zimmern waren Waffen an Waffen aufgehängt; manches berühmte Roß, welches einen königlichen Prinzen auf seinem Nacken getragen, stand hier in Holz ausgehauen, bemalt und mit Sattel und Zaum geschmückt; wie

wohl der Mann, welcher uns herumführte, erklärte, das und das hölzerne Bild ſtelle ein Dänenroß vor, ſo machte das doch eben keinen Eindruck auf mich. Könige und Ritter in Wachs ſtanden wie verzauberte Trabanten rings an den Thüren und ſtierten uns mit ihren todten Augen an. Es gab hier ganze Schränke voll Pfeile und Piſtolen; ich ſah eine Trommel von Menſchenhaut; mir ward die Rüſtung gezeigt, welche Guſtav Adolph am Tage der Schlacht bei Lützen getragen, ferner ein Sattel, auf welchem Napoleon geritten hatte u. ſ. w.

In der ganzen Nacht darauf träumte mir von nichts Anderem als Dolchen, Meſſern, mächtigen Wachsbildern und großen Holzpferden, ſo daß mir nicht ganz wohl war.

Es war ein ſchöner Morgen! Ich ging in die katholiſche Kirche. Die Altarkerzen brannten und in der einen Capelle lag eine liebliche Gruppe von Kindern, Mädchen und Knaben, welche mit kindlicher Stimme ſangen, während die Sonne das Madonnenbild mit ihren Strahlen erleuchtete. Ich lehnte mich an einen Pfeiler, während Geſang und Orgeltöne über mich hinbrauſten. Ein alter ärmlicher Mann, in Lumpen gehüllt und mit der tiefſten Zerknirſchung in ſeinem finſtern, barſchen Antlitz, lag tief gebückt im Gange, als ob er nicht Muth hätte, ſich dem Altare zu nähern; aufrichtige Reue ſtand auf ſeinem Angeſichte; er blickte gegen die Erde und betete ſeinen Roſenkranz, während die Kinder unſchuldig und fromm ihren Morgengeſang ſangen; auch ich mußte mein Herz vor meinem Gotte beugen. Mir war es, als ob der Geſang und die Töne der Orgel zu mächtigen Lebensbildern anſchwöllen, welche an mir hinrauſchten. Wenn nur das Ganze kein Traum wäre, dachte ich, wenn ich nun vielleicht daheim in Dänemark bin und ſchlafe und träume mich in dieſe fremde Stadt zwiſchen die Berge hinein, träume dieſe Orgeltöne und den frommen Kindergeſang, während der ärmliche Bettler mir zur Seite vor der Mutter Gottes kniet.

nein ich träumte Alles dies nicht! und doch träumte das Herz, und auch es löste sich hier in Töne auf; denn das Herz ist eine Welt, wo die Gefühle, diese zwitschernden Vögel, Nester bauen, wo der kleine Colibri der Liebe singt, doch nur einmal singt, und dann bleibt das Herz eine Memnons-Säule, worin die Töne stets bei des Gesanges starkem Morgenlichte erwachen. In Liebe ward der Mensch erschaffen; Liebe ist unsere Heimath, und deshalb ist jede Musik ein Kuhreigen, welcher Erinnerungen an die Heimath weckt! Ich mußte mich von meinen Träumen losreißen; ich ward an der Elbe erwartet, wo eine Gondel lag; die Ausflucht nach der Sächsischen Schweiz sollte nun angetreten werden; bald schwoll das Segel im Winde; der rasche Ruderschlag furchte den Wasserspiegel, meine Reisegesellschaft sang und lachte, ich mußte mitlachen, während die wachen Lebenserinnerungen meines Herzens durch diesen jähen Uebergang vom Traume zur Wirklichkeit in schneidende Dissonanzen zertheilt wurden. Allein so war ich wieder ein Mensch wie andere. Wir kamen an mehreren großen Booten vorbei, welche mit Landvolk, Mädchen und Weibern besetzt und mit Milch in Dresden gewesen waren; sie lagen in verschiedenen Gruppen und deckten sich gegen die Sonne zu, während der Wind im Segel sich nur leise rührte. Die Weiber waren im Gesichte ganz gelbbraun, die Mädchen dagegen roth und weiß mit lebhaften, dunkeln Augen; ich dachte an die Donau-Nixen und stellte mir nun diese ländlichen Schönen als Herrscherinnen der Elbe vor; ich blickte einer der freundlichsten in die großen schwarzblauen Augen und sofort fuhr ein ganzes Dutzend Romanzen und Balladen mir durchs Haupt. Die Weinberge nahmen ein frischeres, die Fichtenwälder ein dunkleres Grün an, und alle die rothgedeckten Gebäude auf den Bergbängen standen wie Kobolde da, welche im starken Sonnenlichte ihr Leben verloren hatten.

Beim Schloſſe Pillnitz, der Sommer-Reſidenz der Könige von Sachſen, ſtiegen wir ans Land; das ganze Gebäude ſieht ſo Chineſiſch aus, als ob es daheim auf ein Paar Theetaſſen und nicht in die ſchöne Deutſche Bergnatur gehöre. Ein Speiſeſaal geht durch das ganze Hauptgebäude, die Decke erhebt ſich zu einer Kuppel, welche auf 20 freiſtehenden Säulen ruhet und die weißen Arabeſken auf den lichtblauen Wänden geben dem Ganzen einen hellen und freundlichen Anſtrich; ſiehet man aber mitten im Schloßgarten, wo man die vier Palläſte mit ihren Chineſiſchen Kupferdächern vor ſich hat, dann bedarf es keiner ſtarken Phantaſie, um ſich nach Tſchungting-fu oder an den Strand des Jangſetkjang zu verſetzen. Aus einem der Fenſter ſah ich ein feiſtes, rundes Angeſicht mit der Pfeife heraus nicken und mir war nicht anders, als müſſe daſſelbe der Dynaſtie Zing angehören. Die anderen Reiſenden fanden übrigens das Schloß hübſch und ich fand das nämliche; denn ein ſo großes Stück Chineſiſches Spielzeug hatte ich noch nie geſehen; ich ward auch ganz poetiſch dabei und ſang in Einem fort:

Koang-Hi, Hoangho, Kong-Fut-Tſee
Oyang-Tſchew, Mandſiu, Makao-Thee.

Ob dies gut Chineſiſch iſt, kann ich nicht ſagen; allein das Letzte hat man direct aus China.

Unſer Weg ging nun durch ein freundliches kleines Dorf hinaus in die freie, ſchöne Natur; alsbald näherten wir uns dem Liebenthaler Grunde, einem herrlichen langen Felſenthale! Oben ſind auf beiden Seiten Felder und Wieſen, man läßt ſich aber davon nichts träumen. Gelbe und graue Steinmaſſen mit Buſchwerk umwachſen, erheben ſich auf beiden Seiten; der Fluß Weſenitz ſtrömt hier durch. Arbeitsleute ſprengten Sandſteine vom Felſen: der große Steinblock hing über ihrem Haupte und drohte auf ſie niederzuſtürzen. Man hatte uns geſagt, wir ſollten den Fußſteig nur gerade zu verfolgen und wir würden nach Lohmen kommen; allein wir

gingen fehl; je weiter wir kamen, deſto enger ward das Thal, die Felſenwände rückten näher zuſammen, wir konnten kaum ein Mann hoch auf dem ſchmalen Pfade gehen, welcher bald über niedergeſtürzte Klippen, bald durch Röhricht führte, das am Flußbett gewachſen war. Nur einzelne Sonnenſtrahlen fielen zwiſchen den Felſen nieder, welche ſo halb in Dämmerung, halb in voller Beleuchtung da ſtanden; eine wunderbare Ruhe lag über dem Ganzen, welche meiner Seele Innerſtes ergriff; auch alle Uebrigen wurden ſtill. Wir kehrten wieder um, ſuchten uns einen Führer in der Mühle und wollten nun von oben in den ſtillen, romantiſchen Liebthaler Grund, welchen wir in ſeinem tiefſten Heiligthume kennen gelernt hatten, hinabſchauen.

Laß uns ſitzen hier im Thale!
Schön're Stell' iſt nicht zu finden;
Bei der Mühle woll'n wir ruhen
Unter dieſen alten Linden.
Ueber's Rad ſtürzt ſich das Waſſer;
Höre an nur das Gebraus!
Und die ſchöne Müllerstochter
Schaut zum Fenſter dort hinaus.
Unſchuld wohnt auf ihrer Stirne,
Milde Treu' in ihrem Blick.
Von der Wieſe, ſeh' ich, ſchauet
Achtſam ſie auf mich zurück.
Stolze Felſen, grüne, rothe,
Sich am Fluß entlang erſtrecken;
Sonne ſcheint und Vöglein ſinget
Ueber Bäumen, Blumen, Hecken.
Welche Landſchaft! Laß uns weilen!
Alles will in Luſt ſich einen
Und doch ängſtet's mich im Innern,
Und mir iſt, als müßt' ich weinen.
Höre, wie das Vöglein klaget:
Meine Jungen ſind gediebt
Und mein Gatte iſt erſchoſſen,
Darum ſitz' ich ſo betrübt.

Malerisch hebt sich der Felsen!
Neulich stürzt' herab ein Stück,
Schmettert' einen Vater nieder;
Nennt man dieses auch ein Glück?
Auf die halbe Erde streuet
Freundlich Licht die schöne Sonne.
Auf die Guten, auf die Bösen,
Trägt sie Fried' herab und Wonne;
Und es ist als ob das Mühlrad
Säng' und braust' im lauten Sprechen.
Unter mir im Wasser mußte
Eines Kindes Herz jüngst brechen,
Und das Mädchen — Laß mich weinen!
Dieses Bitt're, dieser Schmerz
Leben nicht hier um mich Außen;
Nein! sie birgt mein eignes Herz.

In der Natur und Welt sind keine Dissonanzen; eine löst sich in die andern auf und nur in unserer eigenen Brust dürfen wir dieselben suchen; der höhere Meister allein kann sie lösen.

Diese schöne Felspartie, von welcher die Steinblöcke in wilden Gestalten über des Wanderers Haupt herabhangen, würden diese scharfen, malerischen Formen nicht gehabt haben, wenn das oberste Stück nicht niedergestürzt gewesen wäre. Allein dies kostete ein Menschenleben. — Ein Leben? Ist es dem großen Rechenmeister nicht vergönnt, eine unrichtige Zahl in seinem Exempel auszulöschen, die einen Fehler im Ganzen hervorbringen konnte?

Wir gingen längs der hohen Felsenkante und schauten hinab ins Thal, welches da lag, ein mächtiges Bild von meinem eigenen Herzen, still und dunkel mit dem brausenden Flusse, während die Sonne oben warm und hübsch über die schwellenden Kornfelder und den Weg hinschien, auf welchem Kinder spielten und sich umhertummelten.

Bei Michelsdorf stiegen wir vom Felsenwege hinab; eine Brücke führte über die Wesenitz und wir befanden uns

in Lohmen. Dieß war früher eine kleine Stadt und hat auch noch einige Marktgerechtigkeiten; das Schloß erhebt ſich auf einer hervorragenden Kuppe weit über den Fluß; beide Hauptgebäude ſind mittelſt eines Altans verbunden, welcher auf einer Felſenſpitze angebracht iſt, von wo herab man in die ſchöne, romantiſche Umgebung hineinſchaut. Auf einer Tafel lieſt man die gereimte Inſchrift, welche meldet, daß vor 50 Jahren ein junger Landmann hier herabgeſtürzt iſt, welcher auf dem Altan liegend eingeſchlafen war; allein obgleich er 76 Fuß hoch herabfiel, kam er mit Gottes Beiſtande doch glücklich davon.

Nicht fern von da liegt die Kirche; man ſagt, ſie ſei eine der ſchönſten Dorfkirchen in Sachſen. Sie hatte etwas ſehr Freundliches; ein friſches Grab war jüngſt aufgeworfen und weißer Sand darauf geſtreut; allein der Wind hatte die Blumen vom Grabe hinweggeriſſen: ich ſammelte dieſelben wiederum zu einem Kranze, den ich darauf legte; ein kleiner Vogel flötete in einem nahen Baume, als ob er mir danken wolle; er hatte gewiß den ſtillen Schläfer, welcher hier in der kühlen Erde ſein müdes Haupt anruhete, geſehen und gekannt.

Vom Ruheplatze der Todten wanderten wir zu dem der Lebenden; bei einem Parke, an dem eine Menge ſchnatternder Enten ſchwammen, lag das Wirthshaus; wir traten in die Stube; hier gab es Etwas für einen Maler; eine Anzahl Bauern ſaßen in einer Gruppe und ſpielte Karten; charakteriſtiſches Gemälde! die Magd kam grade mit Licht die hohe Treppe herab, welche vom Seitengebäude hierherführte; der Lichtſchein fiel auf das jugendlich friſche Antlitz, welches ſich gegen die Fremden wandte. Zwei Weiber ſangen zur Harfe; ſie griffen einem Sturmwinde gleich in die Saiten und ſangen mit etwas kreiſchender Stimme: Herz mein Herz warum ſo traurig? daß wir alle ganz trübſelig davon wurden. Alsbald dampfte das Abendeſſen auf dem Tiſche; das-

ſelbe beſtand in einigen gebratenen Enten, welche in ihrem Alter ſich ganz ehrwürdig ausnahmen. Der Wirth ſtand in einer angenehmen, ernſthaften Stellung, die Arme übers Kreuz und ſah auf uns und die Enten mit einer Miene, als ob es ihm wie irgend einem ſchmecke. Wir gingen zur Ruh — es ſei erlaubt die Nacht zu überſpringen, ich hatte in der Wirklichkeit genug daran; Natur und Kunſt hatte einen Geniestreich gemacht; die erſte nämlich hatte mich zu lang erſchaffen, die letztere dagegen das Bette zu kurz; aus Verzweiflung ſpielte ich den Nachtwandler und ging in die große Wirthsſtube hinab. Allein hier ſah es romantiſch aus; ringsum ſchliefen auf Strohbündeln mehrere Gensdarmen (Trabanten) mit dicken, ſchwarzen Bärten; ein häßlicher, ſchwarzer Bullenbeißer, welcher wie ein abgenutzter Koffer ausſah, tönte mir ſeinen brüllenden Kriegsgeſang entgegen, ſo daß ich als ein kluger General Rechtsum machte. Draußen regnete es in großen Strömen, und plätſcherte, als ob es ſagen wollte: Sehet, ſo ging es bei der Sündfluth her! Der Tag begann anzubrechen, allein nicht die Hoffnung, die Berge beſteigen zu können. Dieß war das erſte ſchlechte Wetter, welches ich auf meiner Reiſe antraf, ich fand es deshalb recht intereſſant; mit dem Tage wird's wohl beſſer werden, dachte ich, und kaum war eine Stunde vergangen, ſo minderte ſich der Regen; wir faßten uns ein Herz, und mit einem zehnjährigen Bauern-Knaben als Führer begaben wir uns nun auf die Reiſe, um durch den Ottenwalder Grund zur Baſtei hinaufzuſteigen. Der Junge lief mit bloßen Füßen, lachte und ſcherzte in Einem fort; und es kam mir vor, als habe er den Schelm hinterm Ohre, als wäre der leibhaftige Amor unſer Führer geworden; wenn er nur kein Verführer wird, dachte ich und mir fielen manche ſeiner ſchlimmen Streiche ein. Der kleine Gelbſchnabel, der mit den Pfeilen umherläuft, nennt ihn Veſſel und ärgerlich fuhrwahr iſt es, daß ſo ein Jüngelchen das Recht haben ſoll, nach großen und herangewachſenen

Leuten zu schießen. Die, welche einander bekommen, sagt man, helfen sich gegenseitig die Pfeile herausziehen und so geht die Liebe vorüber; allein die übrigen behalten die Pfeile im Herzen und da werden sie oft tödtlich.

Es begann inzwischen wieder zu regnen, allein ganz schwach; wir stiegen stufenweis tiefer und tiefer in ein Felsenthal hinab und das war der Ottowalder Grund. In den wunderbarsten Bildungen erhoben sich auf beiden Seiten die Felsenwände schön mit Kräutern und Moose begrünt; Büsche und Bäume standen in malerischen Gruppen zwischen den Klüften, tief nieder stürzte ein kleiner Bach und über uns sahen wir nur einmal ein kleines Stück vom grauen Wolkenhimmel. Bald traten die Felsenwände so nahe zusammen, daß wir kaum hinter einander gehen konnten; drei ungeheure Felsenblöcke waren herabgestürzt und bildeten ein natürliches Gewölbe, durch welches wir gehen mußten; hier war's ganz dunkel; ich sah ganz bedenklich auf unsere kleine Edition von einem Führer, welcher mit dem Hakelstocke in der Hand lustig voraushüpfte.

Das Thal ward plötzlich breiter, um sich wiederum zu verengen; der Kleine zeigte uns das steinerne Haus, eine Menge Steinblöcke, welche Dächern gleichen und über einigen Höhlen liegen, worin die Umwohnenden zu Kriegszeiten ihr Eigenthum bergen sollen; wir betraten die Teufelsküche, eine wilde Felsenkluft, wo die zusammengestürzten Felsenmassen eine lange schornsteinähnliche Oeffnung gebildet haben. Ich sah hinauf: es flogen gerade einige Wolken vorüber und es war, als drücke ein gespensterhaftes Wesen sich hinaus in die freie Luft. — Bald weichen die Felsen zurück; ein weites Thal breitete sich aus; die weißblauen Nebel hingen in leichten Wolken um die Bergspitzen; Himmel und Erde schienen zu einer großen Felsmasse zusammenschmelzen zu wollen. Immer ging's fürder und immer wechselte das

große Panorama der Natur um uns her. Der kleine Amor wußte recht gut Beſcheid; er wollte uns nicht irre führen; man urtheilt auch zu ſtrenge über den Gott der Liebe.

Amor als Führer.

Nicht ſo ſchlimm, als ich erſcheine,
Bin ich, das wollt mir nur glauben:
Denn ich führe alle Kleine
Ihrer Eltern Liebe zu.
Auf des Vaters Schooße ſchaukelnd,
Und der Mutter einzig Sinnen,
Lacht die Welt ſie freudig an!
Sagt wer dieſes wirken kann?

Ich bin's, der ſie alſo führet!
Wachſen ſpäter ſie heran,
Rühret mich ihr Eintagsleben
Und mein Spiel beginnet dann.
Einem gab ich bunte Schwingen,
Daß er gleich der Pſyche flattert;
Eva'n muß ich Adam bringen
Und das Eden ihnen bauen.

Jener flattere und brauſe,
Dieſe enden nur mit Hochzeit.
Doch wo göttlich Volk im Hauſe,
Tritt auch göttlich Volk gern ab.
Und ſo weiß ich denn zu bringen
Zwei zu Dreien und mehre noch;
Das ſind Engel, deren Schwingen
Hier nur noch nicht ſichtbar ſind.

Wollen mählich ſie ermüden
Groß und Kleine endlich beide,
Dann muß Hülf' ich wieder bieten,
Sorgen, daß ſie können ſchlafen.
Jeder find't ein kühl Gemach
Und ſchläft dort nach heißem Tag.
Einen Blüthenkranz den bring ich,
Schlummre ſelber dann mit ihnen,

Der Weg ging fortwährend bergauf durch dicht stehende Fichten; die weißen Nebelwolken hingen nahe über unsere Häupter; ein großes schönes Gebäude lag vor uns: es war das Wirthshaus auf der Bastei. Hier ist's hoch, sehr hoch! Du magst ein Paar Kirchthürme über einander stellen und dich auf der äußersten Spitze des Schwindels erwähren. Hier ist ein Geländer davor, du fällst nicht! das lange weißgelbe Band dort unten, welches deinem Auge nicht bretter erscheint als Schiefersteine auf der Straße, ist die Elbe; das braungelbe länglichte Blatt, welches du darauf schwimmen zu sehen vermeinest, ist ein langes Flußschiff; du kannst auch, jedoch nur klein wie Punkte, Menschen darauf erkennen. Versuch' es, einen Stein in die Elbe hinab zu werfen, strenge deine ganze Kraft an: gleichwohl wird er diesseits ins Gras fallen; die Dörfer liegen da unten wie Spielzeug auf einem Markttische. Hier erheben sich halb im Nebelgewölk Königstein und Sonnenstein; doch sieh, jenes zertheilt sich, die Sonnenstrahlen fallen auf den Pfaffenstein und die Kuppelberge. Der ganze Wolkenvorhang rollet auf und in bläulichter Ferne erblickst du die Böhmischen Rosenberge und den Geisingberg im Erzgebirge. Dicht bei uns zur Linken erheben sich nur wilde Felsenstücke aus dem tiefen Abgrunde, und aus der Tiefe empor steigt ein gemauerter Pfeiler, auf welchem eine Brücke ruhet, welche die Bastei mit dem Felsenschloß verbindet; in der Klippenschlucht unter uns ist es ganz finster; der Führer zeigt uns Spuren im Felsen, daß hier Menschen gelebt haben; wir erblicken die eingebauenen Höhlen, wo sie lebten und sich umher tummelten. Es sieht aus, als wäre die große Felsenmasse gesprengt, als habe eine mächtige Naturkraft versucht, die stolze Erdkugel zu spalten.

Ein Pfad lief längs des tiefen Abgrunds hinab, Felsenwände und Klüfte wechseln mit einander ab. Bald waren wir in einem dunkeln Gehölze, bald auf einem offenen

Fahrwege; es war eine Abwechslung, welche zu schildern die Lippe ermüdet. Von einer Klippe stürzte ein kleiner Bach sich hernieder: er fiel aus solcher Höhe, daß man unten zwischen den Klippenwänden und dem heranrauschenden Strome gehen konnte. Hier unten war eine tiefe Höhle, worin man kaum die Wassermasse gewahrte, welche von oben hineinstürzte.

Die ganze Natur war für mich ein großes lyrisch-dramatisches Gedicht in allen möglichen Versarten. Der Bach zankte in den trefflichsten Jamben über die vielen Steine, welche ihm im Wege lagen; die Felsen standen so breit und stolz als respectable Hexameter; die Schmetterlinge zischelten den Blumen Sonette zu, indem sie ihre duftenden Blätter küßten, und alle Singvögel ließen aus ihren Schnäbeln Sapphische und Alcäische Versweisen erschallen. Ich dagegen schwieg — und will auch hier schweigen. Wir kamen zum Braudt, einer Felsen-Parthie mit einer herrlichen Aussicht nach dem Königstein und Pirna. Ein kleiner Fluß wand sich im tiefen Thale; er glich einem weißen Faden über dem grünen Platz. Eine Hütte von Baumrinde lud uns zur Rast ein, während ein runzliches Mütterchen — ich kann nicht errathen, ob es die Fee des Waldes gewesen — einige Reiser zusammenlas, Feuer anzündete und uns Theewasser bereitete. Zum Dank dafür machte ich sie zu einer Räuberhexe und uns zu ihren wilden Söhnen.

Der Weg ging nun nach Hohenstein, doch wollten wir erst einen kleinen Abstecher machen, um die groteske Parthie der Teufelsbrücke zu sehen. Der Teufel hat wirklich Geschmack, jede Stätte, welche seinen Namen führt oder auf ihn hindeutet, hat etwas höchst Pikantes; mit seinem Interesse hat man die romantischsten Gegenden in Verbindung gesetzt. Wie gesagt, er hat Geschmack und das ist eine gute Eigenschaft. Der Wagen, welcher sich neigt, schießt über alle hinaus, sagt ein altes Sprichwort; Alle sprechen Uebels vom

Teufel und denken nicht daran, daß er doch seine Pflicht thut. Es ist nun einmal seines Amtes, die Menschenkinder zu verführen. Er ist der Prüfstein in der Welt, d. h. mittelst seiner sollen wir für das Bessere geläutert werden; er ist jener Kampf, jene Flamme, jene aspera auf der Fahrt ad astra, und er hat demnach eine wichtige, verdienstliche Rolle im großen Drama des Lebens.

Die Teufelsbrücke ist gleichsam über ein Gewölbe zwischen zwei senkrechte Felsen hingeworfen. Es ist ein Felsen, der hier von seiner obersten Spitze bis zum grünen Anger hinab gespalten ist; allein die ganze Oeffnung ist nur 4—5 Ellen breit. Einige Schritte davon ist eine ähnliche tiefe Spalte, allein diese ziehet sich in wunderlichen Zickzacks und gleicht dem Laufe eines Blitzes. Durch den Dichter Kind hat diese Stätte ein eigenes Interesse erhalten, da er die Beschwörungs-Scene in seinem Freischützen hierher verlegt hat. Diese tiefe Spalte ist die vom Theater her bekannte Wolfsschlucht. Nichts gleicht derselben aber weniger als die Decorationen, welche sie vorstellen sollen; es möchte auch sehr schwierig sein, diese Partbie so darzustellen, wie sie hier in der Wirklichkeit ist. Von des Felsens höchster Spitze steigt man durch sie hindurch ins Thal hernieder; man kann auch hier nur ein Mann hoch gehen, so nahe sind die Felsen aneinander; bald klettert man einen Pfad hinunter, bald findet man in den Felsen selber Stufen eingehauen, und drunten sieht man endlich in einer engen Höhle, wo nicht mehr Raum als für drei oder vier Menschen ist.

Hilf, Samiel! riefen wir, da wir kaum den Weg halb herab waren, denn es schien uns grundlos zu sein. So oft wir um ein Felsenstück kamen, glaubten wir, es verdecke den Ausgang, allein stets lag noch eine große Tiefe unter uns.

Endlich traten wir heraus. Doch so können wir die Wolfsschlucht nicht verlassen!

Freikugeln gieß' ich jetzo hier,
Samiel! Samiel hilf! hilf mir!
Lustig kugeln wir in Sturmes Schrein,
Sechse mir, die siebente Dein!
Die erste ist schon so gut als dein,
Ihr Ziel soll ein Jesuite sein;
Und wenn's damit gut von Statten geht,
Fällt durch die zweit' ein schlechter Poet.
Doch lieber bleib er unversehrt,
Er ist des Pulvers doch wohl nicht werth.
Der Vogel des Glücks, der stets uns will äffen,
Den Papagei, den will ich treffen.
Wen die dritte Kugel treffen muß,
Dem ende Sorg' und jeder Verdruß.
Die vierte? Sie fahre auf Sack und Pack
Des im Herzen blutet Lüge und Schnack.
Doch die fünfte, wem thut die wohl genug?
Ja Einem, den schieß ich nimmer wieder,
Er zeigte so leise mir sein Gefieder,
Amor'n — für seinen letzten Besuch.
Die sechste? Ja mit dieser geschicht's,
Sie mache dein mich und völlig zu Nichts.

Bald befanden wir uns bei Hohenstein, einer kleinen Bergstadt mit einem Schlosse. In den finstern Gewölben des letztern waren ehedem Gefängnisse gewesen. Ich fand hier eine frisch duftende Rose, welche Jemand kürzlich verloren haben mußte. Dieselbe machte hier einen weit stärkern Eindruck auf mich, als ob sie im hellen Sonnenschein auf dem grünen Aste über dem klaren Bache sich geschaukelt hätte.

Unser nächster Besuch galt Schandau, einer freundlichen kleinen Stadt dicht an der Elbe, umgeben von hohen Bergen und Sandsteinfelsen, welche mit Nadelholz bedeckt sind. Hier ist ein Gesundbrunnen und ein Badehaus. Wir sahen keins von beiden; dagegen waren wir in der Kirche, wo man an der Wand über'm Altar die Jahre angezeichnet findet, wo sich das Wasser hierher verstiegen hatte; einige

Male war es über den Altar und hoch hinauf zur Kanzel gedrungen. Im Wirthshause fand ich einen Comödienzettel, es war heute Abend Schauspiel in der kleinen Stadt; Kotzebues Hausgesinde sollte gegeben werden, und man ersuchte das verehrte Publikum, die Kinder dazu zu liefern. Diese werden vermuthlich nicht fehlen und eben so wenig die Zuschauer; denn wer würde nicht hingeben, seine Söhnlein oder Töchterchen Comödie spielen zu sehen? Man fand es gewiß auch höchst abgeschmackt von uns, daß wir es vorzogen, einige öde Klippen und Wald lieber zu sehen, als das schöne Stuck, welches man in Schandau aufführte.

Wir stoßen wieder in die freie Natur; ein breiter Fahrweg längs eines kleinen Flusses führte uns durch grüne Waldung in die wilde Felsengegend. Die Damen wurden nun in Tragsesseln den Steig hinan getragen, wir andern trugen uns selber, und so gelangten wir nach einer Stunde zum Ziele unserer Tageswanderung. Eine hohe gewölbte Felsenhalle lag vor uns, es war der Kuhstall. Beim ersten Anblick hatte es den Anschein, als sey derselbe durch Menschenhand aufgeführt; betrachtet man aber die stolze Masse näher, so fühlt man, daß nur die Natur solchen Riesenbau aufführen konnte. Im dreißigjährigen Kriege sollen die Bewohner der Umgegend hier eine Zuflucht gefunden haben; hier hatten sie einen großen Theil ihres Viehes geborgen, wovon die Stätte den Namen erhalten haben soll. Es begann zu regnen, allein wir saßen trocken unter dem hohen Portale, während ein Regenbogen sich herrlich über den Wald und zwischen den gegenüberstehenden Klippen hinwälzte. Nie sah ich so starke Farben, nie einen so herrlichen Regenbogen; nicht bloß in der Luft zeigte sich derselbe, nein, er lief auch längs der Felsenwände herab und bog sich tief unter uns über die Wipfel des schwärzlichen Waldes; es war ein vollkommener Kreis. Ein alter Mann in einem abgetragenen grauen Rocke saß auf einem Steinblocke am Ein-

gange der Halle und spielte uns etwas vor. Mehrere Saiten auf seiner Harfe wären zersprungen, Dissonanz folgte auf Dissonanz; sah man aber den Alten an, dessen Leben gewiß seinem Harfenspiele glich, dann kam in das Ganze Harmonie. Die Dissonanzen lösten sich in meinem Herzen zu Wehmuth auf.

Ein schmaler, gleichsam durch den Felsen gehöhlter Weg führte uns zu einer dritten Seite des Felsen-Portals; nackte Steinwände erhoben sich auf beiden Seiten; wir mußten über Tritte und Stufen, um auf die höchste Spitze des Felsens zu gelangen. Die erste Höhle heißt das Wochenbett, denn hier gebaren unglückliche Mütter während der Kriegszeit ihre Kinder. Der Steig wand sich dicht neben dem tiefen Abgrunde hin.

Wir kamen über eine kleine Brücke zu einer andern Felsen-Parthie. Hier war eine große Scheere abgebildet; die Stätte heißt Schneiderloch und soll der Aufenthalt einer Räuberbande gewesen sein, deren Anführer ein gelernter Schneider war, der aber Lust bekommen hatte, statt der Kleider die Menschen selbst zuzuschneiden. Um herein und herauszukommen, mußte man auf Händen und Füßen kriechen und es hatte im dämmernden Abendlichte wirklich etwas Furchtbares, den Einen nach dem Andern aus der tiefen Höhle hoch über gähnenden Abgründen hervorkriechen zu sehen. Hier war übrigens ein herrliches Echo, welches die Worte 6—7 mal wiederholte. Dicht daneben ist das Pfaffenloch, eine Oeffnung im Felsen, aus welcher während einer Religions-Verfolgung ein Priester heruntergestürzt ward. Ich schauete in die Tiefe; dort war vollkommen Nacht, während der Himmel über uns noch von der untergehenden Sonne geröthet war. Ehe wir wieder herabkamen, mußten wir auf Händen und Füßen durch „die krumme Caroline" kriechen, einer weit geborstnen Höhle, welche auf den Felssteig zurückführte. Nirgends habe ich so viel Namen gesehen als hier

auf dem Kuhstalle; nicht einmal im Adreßkalender sind deren so viele. Die ganze Felsenhalle, inwendig und auswendig, war überall und durchgängig eine bunte Malerei von bloßen Namen; einige waren sogar eingebauen, getheert und nachher eingebrannt. Einige Umstände hat doch diese Unsterblichkeit gekostet. Als Curiositäten will ich doch zwei Verse anführen, welche ich in einem der Bücher, worin die Reisenden ihre Namen einzeichnen, antraf. Einer hatte nämlich, als er heraufgekommen war, geschrieben:

Es ist geschehn, es ist geschehen;
Ich habe den göttlichen Kuhstall gesehn!

Ein Anderer schrieb unter diese Verse:

Ich habe gelesen, ich habe gelesen:
Es ist ein Ochs im Kuhstall gewesen!

XIII.

Wanderung in Böhmen hinein. — Rückreise über Pirna. — Sonnenstein. — Die letzten Tage in Dresden.

Mit dem Frühroth waren wir Alle wieder auf den Beinen; das Nachtlager war zwar nicht das beste, allein doch untadelhaft gewesen. Das Hôtel de Kuhstall, wenn man es so nennen kann, ist fast nur von roten Planken errichtet; es ward uns mitten auf dem Boden ein Familienbett zurecht gemacht; eine große Klippe ragte einem Schornsteine gleich ins Zimmer, wo wir in unsern Kleidern Mann an Mann schliefen; während die Damen im obern Stock in ein ähnliches Bett untergebracht waren. Die Vögel trillerten lustig, allein dieselben hatten gewiß auch besser geschlafen als wir,

mindestens hatten sie das Bette gehabt, welches sie gewohnt waren. Der Nebelschleier hing der ganzen Natur wie Schlaf in den Augen, so daß sie eben nicht vergnüglich aussah. Endlich brach die Sonne hindurch; allein ich war des steten Fichtenholzes endlich müde, selbst in der besten Beleuchtung siehet es kalt und steif aus. Der Weg ging über Basaltstucken in einem beständigen Zickzack bergauf; wir kamen so zum kleinen Winterberge. Hier soll Churfürst August von Sachsen 1588 einen mächtigen Hirsch bis zum äußersten Felsenrande verfolgt haben; der Churfurst stand auf dem engen Pfade unterm Felsen; das von den Hunden verfolgte Thier über ihm; es war im Begriff auf ihn herab zu springen und alsdann stürzte er unfehlbar in den Abgrund; zur Rettung war nur die Erlegung des Thieres das einzige Mittel; er legte an und war glücklich. Sein Sohn ließ nachmals auf dieser Stelle ein Jagdhaus erbauen, das noch steht und dessen Dach mit dem Geweihe dieses Thieres geschmückt ist.

Nach einer etwas ermüdenden Wanderung hörten die Fichten auf und wir standen unter grünen, herrlichen Buchen; ringsum hüpften Quellen auf dem freundlichen Grunde und noch einige Schritt, so standen wir 1780 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Welche Unendlichkeit breitete sich um uns her aus; tief unten in der waldgrünen Tiefe schlängelte die Elbe wie ein schmales Band sich allmählig verlierend gegen Dresden, dessen Kuppeln und Thürme sich vor den blaulichten Bergen von Meißen erheben. Es war doch herrlich in Böhmen; nie habe ich mir den dunkelblauen Schein der Berge vorstellen können; wie ein versteinertes Meer lagen sie vor mir und draußen am fernen Horizonte erhob sich das Riesengebirge mit seinem Schnee wie ein luftiges Schattenland, wo man bis zum Colmberg schauet, obgleich 4 — 5 Meilen dazwischen liegen. Dicke Wolken zogen an den Seiten der Berge hin; hier lag eine Parthie völlig im Schatten, während eine andere sich in den hellen Sonnenschein erhob.

Auch in meinem Herzen leuchtete die Sonne, während dichte Wolken über die innere Welt hinfuhren. Es liegt etwas mächtig Ergreifendes darin, so ein großes Land zu überschauen; wie manches Herz klopft vor Sehnsucht und Freude tief unten im Thale; wie manche Zähre fällt nicht brennend heiß hoch über den Wolken auf den stolzen Bergen. Könnte man im Herzen des Fremdlings lesen, welcher hier unter dem Haidekraut sitzt, welche Idylle oder Epos würde man da nicht finden! Er sieht auf die freundliche Landschaft unter den wilden Felsenmassen nieder, und auf die wogenden Wolken, welche sich bald schließen, bald öffnen und dieses friedliche Paradies sehen lassen.

Hoch auf Bergen, wo die Wolken gehn,
Wo die schwarzen Fichten stehen,
Wo der Quell rieselt ins Felsengestein
Sitz' ich allein!
Eine Insel ist des Felsens Höh',
Der Himmel umgiebt sie als mächtige See.
Ein Riß fällt in die Wolken hinein
Und im Sonnenschein
Seh' ich drunten die grüne Welt,
Wo ich die Heimath einst hatte.
Dort, wo die Vöglein schlagen,
Wo die dunkeln Hütten ragen,
Wo Rauch in blaulichter Weite
Wirbelt an des Berges Seite,
Da kehrt' ich sonst heimwärts
Und fand ein liebend Herz.
Seel' und Sinne mochten allein
Ihr, der Einzigen, sich weihn.
Sie liebte mich, war mir treu —
Treu? — Drum schied man uns zwei.
Braut ward sie — dort auf den Matten,
Wo Eichen ihre Hütte beschatten,
Wo Wipfel den Rauch zertheilen,
Da wird ihr Sinnen weilen,
Sie wagt nicht zu denken an mich,
Doch mein Herz träumt nur Dich.

Sünd' auf Sünde häuf' ich im Schmerz,
Du mir bewahrst beständig mein Herz.
O du wogendes Wolkenmeer,
Zeig meiner Liebe Grab mir nicht mehr.

Zuweilen kann eine einzige Melodie, welche wir nur einmal hören, einen so mächtigen Eindruck auf unser Herz machen, daß sie mitten unter der Eilfertigkeit unserer Welt uns wieder ertönt, ohne daß wir sie laut zu singen vermögen, indeß sie lebendig durch unser Innerstes brauset; so geht mirs auch mit den herrlichen Natur-Scenen und dem in Farben und Licht hervortretenden Tonstücke, welches ich auf meiner mehrstündigen Wanderung in den Böhmischen Bergen kennen lernte. Vieles trug hierzu auch der Umstand bei, daß hier die südlichste Parthie war, welche ich sehen sollte, und ich, nachdem ich den Rücken gewandt, beständig nordwärts reisen mußte. In der schönsten Sonnenbeleuchtung liegt die ganze Landschaft in meiner Erinnerung; ich sehe jeden Punkt lebendig und wie entschwundene Melodieen tönt es oft durch meine Seele, ohne daß ich es recht in Tönen oder Gesang auszusprechen vermöchte. Ich sehe den großen Platz im Walde mit den umgehauenen Fichten, wo man uns sagte, wir träten nun über die Grenze; ich sehe das von der Sonne gebräunte Böhmische Mädchen mit dem weißen Tuche um den Kopf und den entblößten Füßen, die uns im dunkeln Walde begegnete; und nun die wilde Parthie Prebischthor, wo wir unter dem mächtigen Felsenbogen standen, den der mächtige Naturgeist keck über unserm Haupte gewölbt hatte. Ich erblicke die unabsehliche schwarze Waldung tief unter uns und die fernen Berge mit ihrem Schnee, den helle Sonnenstrahlen bescheinen. „Nur in dieß Thal hinab, dachte ich, und nicht weiter!“ und doch öffnet sich hinter jenen Bergen ein noch schöneres Thal, wo man Tyrols Grenze erblickt, wo man auf den hohen Bergen bereits Italiens Lüfte einathmet. Nur in dies Thal noch und dann heimwärts — heimwärts

gegen Norden, um vielleicht nie mehr hierher zurückzukehren, nie wieder Berge mit ihrer dunkeln Waldung zu sehen, hoch im weißblauen Gewölke; ich gerieth recht in die Betrachtung der Schattenseite meiner Heimath; ich sah recht leibhaft die Ostergasse an einem vogelreichen Herbsttage, worauf die großen und kleinen Leute eilig auf und ab laufen. Statt der Vögel Gesang hörte ich das nichtssagende Geschwätz, die frischen Kritiker, die Bitterkeit und den vornehmen Ton, womit Alle mir entgegen kommen werden.

Ein Dichter ist ein kleiner Singvogel, der seinen Sang zwitschern mag, allein er ist kein Aar, den die Menge fürchtet oder eine Schwalbe, welche man blindhin nicht anfallen zu dürfen glaubt, und er muß sich gefallen lassen, daß jeder Junge, dem's einfällt, einen Stein nach ihm werfen kann.

Wär' ich allein hier zwischen den Felsen gewesen, ich möchte geweint haben und dann würden gewiß wieder Bilder von daheim in meinem Herzen erwacht sein, welche mich mit der Welt wieder würden versöhnt haben.

Wir liefen den steilen Bergbang hinab, an dem der Pfad sich in weiten Beugungen hinschlängelte; durch „die heiligen Hallen", eine romantische Felsen-Parthie unter dem Berge kamen wir auf die breite Landstraße im Walde; Böhmische Bauern fuhren vorbei; große starkgebaute Ochsen zogen die Wagen, das Holz durchtönten Artschläge, wir kamen bei mehreren Holzbauern vorbei, welche unter Singen die Bäume fällten. Die Böhmen haben einen angebornen Hang zur Musik, fast jeder Bauer spielt die Violine oder bläst die Flöte. Das allein macht mir die Leute lieb, denn wer Musik liebt, muß auch ein gutes, offenes Herz haben. Die Töne sind doch der Friedbogen, welcher den Himmel mit dem Irdischen verknüpft. Farbe, Ton und Gedanken sind doch eigentlich des großen Alls Dreieinigkeit. Das Irdische spricht sich in der Macht der verschiedenen Farben aus und diese

offenbaren sich wiederum geistig in den mächtigen Tönen, welche wiederum der Schlüssel zu des Herzens tiefstem Verwahrsam sind. Die Töne allein sind es, welche die tiefen Gedankenräthsel, die in unserer Seele sich erheben, zu lösen vermögen.

Wir kamen vor einem kleinen freundlichen Hause mit roth angestrichenem Holzwerke und Weinranken an der Wand vorbei; hier saß ein kleiner, von der Sonne gebräunter Knabe mit silberweißem Haar und übte sich auf einer alten Violine; vielleicht wird der kleine einst ein großer Virtuos, setzt die Welt durch sein Spiel in Erstaunen, wird bewundert und verehrt, während ein geheimer Wurm alle grünen Blätter seines Lebensbaums hinwegnagt.

Das Holz verlor sich inzwischen immer mehr; der Weg lief zwischen wilden Felswänden, ein kleiner Fluß gab dem Ganzen Abwechslung, Mühle lag an Mühle, wo große Planken und Stämme zersägt wurden; an mehreren Stellen fanden wir zum Uebergange über den Fluß nur ein kleines Brett ohne Geländer. Endlich traten wir ein in die Böhmische Gränzstadt: Hirnikretzschen.

Alles um mich her hatte einen ganz neuen Charakter! Das Ganze trug ein fremdes eigenthümliches Gepräge; ich sehe noch so lebendig unter den gelbgrauen Felsen mit dem grünen Buschwerke die netten roth gemalten Häuser mit ihren hölzernen Altanen, hohen Treppen und Geländern, dem Christusbilde oder der Madonna über der Thür, welche, wie schlecht sie auch gemalt waren, dem Ganzen doch einen interessanten Anstrich gaben. Ich sehe noch die vielen Weiber, die muntern Mädchen und Knaben, welche mit entblößten Füßen im Flusse standen und mit langen Stangen die Holzscheite, welche hergeflößt waren, ans Land zogen. Ich sehe das alte gelbbraune Böhmerweib am offenen Fenster, die uns in des heiligen Josephs und Maria's Namen grüßte. Ich

sehe das wunderbare, bunte Bild mit dem frischen Blumenkranze mitten auf dem Markte, wo ein alter Bauer knieend sein Ave Maria abliest, und wo das junge, hübsche vorbeigehende Mädchen sich tief verneigt und das Zeichen des Kreuzes macht.

Hier sah ich auch ein Bild des Böhmischen Schutz-Patrons, des Heiligen Nepomuck. Es kam mir ganz sonderbar vor, mich in einem Lande zu wissen, wo ich für einen Ketzer galt. Die katholische Kirche in Dresden mit ihren Ceremonieen und ihrer Kirchenmusik versetzte mich dem päbstlichen Stuhle nicht so nahe, als diese Heiligenbilder unter dem freien Himmel und der Gruß der katholischen Alten. Wir gingen eine Strecke längs der Elbe, wo wir auf Oestreichische Grenz-Soldaten stießen, welche aus der Stummen sangen; die bekannte Melodie bewirkte, daß ich mich der Heimath näher träumte, als ich war. Die Böhmischen Ruderer warteten mit einer Gondel, welche uns nach Sachsen zurückbringen sollte. Der Wind blies in die Segel, auf beiden Seiten erhoben sich bewaldete Berge; wir kamen an mehren großen Schiffen vorbei, welche mit Zimmerholz und Planken tief aus Böhmen herkamen; dicht bei der Elbe sahen wir einen großen Steinbruch, welcher für einen Dänen besonders merkwürdig ist, weil hier die Steine zum Schlosse Christianborg gebrochen sind. Nicht weit von hier erhob sich über den Pfad, welcher längs der Elbe läuft, ein Felsen, welcher in der Ferne von Natur ganz wunderbar Ludwig XVI. Büste glich und hievon auch seinen Namen hatte; es war der ganze Ausdruck seines Gesichts, auch die große Allongeperücke hing um das Riesenhaupt; kommt man dicht unter die Klippe, so wird das Ganze undeutlich und man sieht nur die wilden Felsenstücke über einander mit grünen Büschen an den tiefen Klüften.

Bei Schandau stiegen wir ans Land, in der Absicht am nämlichen Abend nach Dresden zurück zu kehren; allein wir

hatten erst noch eine Felsenparthie, den bekannten Lilienstein, zu besuchen. Senkrecht erheben sich die stolzen Felsenblöcke, wir standen unten an ihrem Fuße unter der alten Linde, welche auch Friedrich II. ihren Schatten bot. Eine Menge Fußsteige kreuzten einander hinaufwärts; bald sanken wir ein im tiefen Sande, bald mußten wir fast lothrecht eine Treppe hinan steigen, welche in die Felsen eingehauen war. Ueber einer gähnenden Kluft lag eine kleine hölzerne Brücke, der Pfad wand sich immer mehr; endlich standen wir da auf der obersten Spitze, welche eine große Fläche bildet und den ganzen Umfang des Felsens einnimmt, mit Fichten bedeckt. Auf einer hervorspringenden Klippe stand eine Säule zur Erinnerung an's Jahr 1708, wo König Friedrich August, Churfürst von Sachsen, den Lilienstein bestieg. Welch' eine herrliche Aussicht hat man nicht von hier oben über Schandau bis zu den Böhmischen Bergen. Tief unten zwischen sandigen grünen Matten lief die Elbe und jenseit zeigte sich der Flecken Königstein unter dem stolzen Felsen, worauf die Festung liegt. Die ganze Gegend unter diesen Bergen ist, wie bekannt, merkwürdig durch Friedrich II. glücklichen Feldzug gegen die Sachsen 1756, welche er hier einschloß und zur Uebergabe zwang.

Weder der Lilienstein noch der Königstein hatten übrigens für mein Auge aus der Ferne etwas Malerisches, sie waren mir zu gerundet. Beide erheben sich gleich zwei ungeheuren Torten, auf denen das Gehölz für einen Aufsatz und die Gebäude selbst mit ihren rothen Dächern für einen Putz gelten konnte, welcher auf den Kuchen gelegt wird. Unser Führer erzählte uns, daß es hier unten am Lilienstein nicht ganz richtig sei: es liege dort ein böser Schatz, den böse Geister bewachten. Zu Zeiten sahen die Schiffer, welche in mondhellen Nächten die Elbe hinabsegelten, Lichtflammen hier oben sich bewegen und der einsame Wanderer, dessen Weg zur Nachtzeit hier vorüber führte, hörte tiefes Dröhnen im Felsen; das waren die Geister, welche die Schätze hin und her schafften.

Ein kleiner Steg längs der Elbe führt uns unter hohen Felswänden nach Pirna. Wir kamen vor der Bastei vorbei, die Reisenden droben sahen kaum aus wie schwarze bewegliche Punkte auf den himmelhohen Felsenspitzen. An mehreren Steinbrüchen waren hölzerne Tafeln aufgeschlagen, worauf man die Warnung las, sich nicht länger, als nöthig, hier aufzuhalten, da öfters Steinblöcke sich ablösen und niederstürzen; wir sahen umher Felsenstücke im Thal zerstreut liegen. Bald gelangten wir zu freundlichen Bauerhäusern mit großen Küchen- und Hopfen-Gärten; die Kirschen waren reif und hingen roth und saftig unter grünen Blättern. Das freundliche Pirna dehnt sich mit seinen rothen Dächern am jenseitigen Ufer und die Sonne warf ihre letzten Strahlen gegen das hohe Bergschloß Sonnenstein, welches sich neben der Stadt erhebt. In einer großen Fähre wurden wir über die Elbe gesetzt und traten nun in die hübsche, freundliche Stadt; sie soll 5000 Einwohner zählen und sah auch recht ansehnlich aus. Die gothische, große Hauptkirche erhob sich stolz mit ihren alten Glasmalereien in den spitzen Fenstern; Spaliere mit schönen, gefüllten Moosrosen richteten sich an den Wänden mehrerer Häuser empor.

Eine hohe Treppe führte zum Altane von Sonnenstein hinauf, von wo aus man über den großen Elbstrom nach Dresden schauete. Fast aus ganz Deutschland werden Wahnsinnige hierher gesandt und sie erhalten hier neben der besten Pflege oft ihre Gesundheit wieder.

Ein ganz wunderliches Gefühl muß einen Jeden, bei einem Besuche in diese Mauern, ergreifen, welche eine Welt für sich umschließen, eine Welt, welche aus ihrer natürlichen Bahn gerissen ist, und wo deßhalb das lebensgrüne, junge Sproß zusammenschrumpft oder sich zu einer geistigen Mißgestalt entwickelt. Die Phantasie, dieses Lebens bester Cherub, welcher uns den Sand der Wüste in ein Eden umzaubert,

die uns mit ihren starken Armen über den tiefsten Abgrund hinweg hebt, über den höchsten Berg und in Gottes herrlichen Himmel hinauf, ist hier eine furchtbare Chimäre, deren Medusenhaupt die Ideen der Vernunft versteinert, und haucht einen magischen Kreis um das unglückliche Opfer, welches für die Welt verloren ist.

Siehst du das kleine viereckige Zimmer mit dem eisenvergitterten Fenster oben? Mitten unter Stroh auf dem Boden sitzt der nackte Mann mit dem schwarzen Barte und dem Strohkranze um das Haupt, der seine Krone ist; eine Distel, welche er im Stroh fand, ist sein Scepter; er schlägt nach den Fliegen, welche ihn umsummen; denn er ist König, er ist Despot; die Fliegen sind seine Unterthanen, sie haben sich, sagt er, empört, sie wollen seinen Kopf, sie sind darin zusammengedrängt; er begreift selbst nicht, wie? allein er fühlt, wie sie drinnen stürmen und ihm den Kopf doch nicht von den Schultern reißen können.

Hier nahet sich uns ein Frauenzimmer, sie ist hübsch gewesen, allein der Schmerz hat ihre Züge verzerrt. „Ich bin Tasso's Leonore! Heine hat mich auch besungen! Ach, ja, manche Dichter haben mich besungen, und das kann ein weibliches Herz recht kitzeln; das ist mein Triumph; da war auch Einer, doch er konnte mich nicht besingen, da schoß er sich ins Herz und das war doch eben so gut als ein Gesang; nur ist nun die ganze Welt rasend aus Liebe zu mir, deßhalb bin ich heraus und auf dieß fremde Schloß gebracht, allein hier sind sie, da sie mich sehen, alle zusammen närrisch geworden, allein ich kann doch nichts dazu thun!“ Am offenen Fenster sitzt ein junger, bleicher Mann; er stützt den Kopf auf den Arm und siehet hinaus in den rothen Abendhimmel und auf die Schiffe, welche mit ausgespannten Segeln im Winde die Elbe hinangleiten. Als wir uns nähern, stört ihn dies nicht in seinen Betrachtungen; er siehet sein ganzes Dasein für einen

Traum an, erinnert sich einer glücklichern Zeit, die er erlebt hat und betrachtet nur uns und die ganze Natur als Traumbilder.

Einer hat die fire Idee, er könne jeden klopfenden Herzens-Pulsschlag vernehmen, könne es im Tode brechen hören, — es bricht für ihn in den wildesten Tönen, so wird er rasend. Man bindet ihn auf einen Stuhl, welcher mittelst eines Rades in eine wirbelnde Drehung versetzt werden kann. Mit einem wilden Schrei sauset er herum, bis ihm das Bewußtsein vergehet, dann hält man das Rad auf.

Doch hinweg mit diesen furchtbaren Bildern, der Wagen, welcher uns in einigen Stunden nach Dresden zurückbringen soll, erwartet uns bereits. Vor der Stadt sah ich in einem Sumpfe zum ersten Mal in meinem Leben ein Irrlicht, es hüpfte lustig mit weißblauer Flamme am Boden hin; es war bereits ganz finster, da wir zur Stadt hinein rollten. Nur noch drei Tage konnte ich hier bleiben und noch waren so manche Dinge zu sehen, vieles Andere wollte ich auch noch einmal sehen. Wie Wolken in einer stürmischen Nacht jagen die Bilder dieser Tage vor meiner Seele vorüber; jede Stunde brachte mir etwas Interessantes. Ich war auf der Bilder-Gallerie, sah noch einmal die Werke der großen Meister und prägte mir die herrlichen Bilder in's Herz, hörte die Messe in der katholischen Kirche und bestieg noch einmal zum Abschiede die Berge im Plauenschen Grunde, einer romantischen Gegend nahe bei Dresden, welche mich an Rübeland erinnerte, obwohl sie weit reichere Abwechselung darbietet, als jene Harzgegend. Der Weg lief durch die jähen Klippen; da war ein Bach, welcher einen Wasserfall bildete, dabei lag eine Mühle, Köhler fuhren in den Wald und oben auf dem Felsenhang saß ein Knabe und hütete Gänse. In der ganzen Dresdner Bilder-Gallerie war kein Gemälde, auf welchem die Figuren besser angebracht sein konnten, als es hier der Fall war. Eine lebende Ruhe lag auf der freundlichen Landschaft, es war als ob Felsen, Wald und Blumen einen

südlichern Himmel träumten, während der Fluß zwischen Steinen fortrieselte und der ganzen Natur ein mächtiges, Schlaf bringendes Wiegenlied sang. Dresden selbst lag so freundlich zwischen den grünen Weinbergen, die ganze Landschaft war ein Bild von des Kindes Frieden, von des unschuldigen Herzens romantischen Träumereien. Manche ziehen Tharand dem Plauenschen Grunde vor, andere thun das Umgekehrte, ich weiß nicht, welchem Urtheile ich beitreten soll, beide haben für mich etwas Eigenthümliches, Etwas, welches macht, daß man sich darin ungemein wohl fühlt. Die Beleuchtung einer Gegend und die Beleuchtung unsers eigenen Herzens während des Anschauens wirkt unendlich viel. Der Plauensche Grund mit seinem unter Klippen sich hinwindenden Wege, wo Leben und Treiben ist, kommt mir lebendiger vor und veranschaulicht mehr einen männlichen Character, wogegen Tharand mit seiner Ruine, seinem spiegelklaren See, seiner tiefen Einsamkeit, etwas mehr Passives, Weibliches zeigt.

Ich mußte recht an den alten Schulmeister denken und mit ihm sagen: „Hier ist guter Platz, hier können sich doch viele Menschen der Herrlichkeit freuen!“ Allein wie Wenige giebt es doch, welche alles das Prächtige sehen, womit Gott unsere Erde geschmückt hat. — Bisweilen ist doch nur ein geringer Unterschied zwischen dem Menschen und dem Hunde, der an sein Gebäus gekettet nur ein Paar Sprünge auf seinem gewöhnlichen Tummelplatz zu machen im Stande ist.

Auch die Bibliothek und Antiken hatte ich noch nicht gesehen, der Ober-Bibliothekar, Hofrath Ebert, ein herzlicher Mann, an welchen mich unser Molbech empfohlen hatte, zeigte mir viel Zuvorkommenheit. Alles war geschmückt und hell, der Boden in den großen Sälen war polirt wie ein Spiegel und durch die Fenster — — ja ich vergaß ganz die gelehrte Welt um mich her. — Welches Panorama da draußen! Berge mit lichtgrünen Reben und drunter schwarze Waldung, die Elbe, welche sich in großen Krümmungen

schlang, auf welchem Kähne mit weißen Segeln und große Bauholzflöße herabgleiten, nur ein Paar Kerle mit bloßen Füßen, kurzen weißen Beinkleidern, aufgeschürzt und mit weißen Strohhüten auf dem Korfe, steuerten die ganze Holzmasse. Es ist unmöglich hier Sinn für die Bücher zu behalten, wenn man diese Natur draußen im hellsten Sonnenschein siehet.

Daß Dresden als Uebergangspunkt zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland auch jenen Charakter zeigen kann, davon erhielt ich am letzten Vormittage meines Aufenthalts eine Vorstellung. Es war kalt, so daß mich fror, der Regen strömte nieder und Alles erhielt ein finsteres nördliches Ansehn, Träger liefen mit Portechaisen in den Gassen umher, hinter deren rothen Vorhängen Damen hervorsahen. Die Elbe sah aus wie Kaffee gelb und dick; fast Niemand ließ sich auf den Gassen sehen.

Es rauschet der Regen, der Himmel ist grau,
Fern stehen die Berge in nebligem Thau,
Die Elbe fließt her aus Bohemiens Land,
Wo im Lehm sie gelbliche Farbe fand.
Ein Krieger geht, in den Mantel gehüllt,
Ueber die Brücke, wo steht des Gekreuzigten Bild.
An Sturm und Regen denkt nicht sein Herz,
Sein Sinnen richtet er heimatwärts.
Da scheinet die Sonne, da ist es nicht trüb',
Denn da weilt seines Herzens Lieb
Sie denket er — Was mag sie nun wohl thun?
Sie ist ein Weib — nichts Andres — ja nun —
Die Treue ist trübe als hier die Elb',
Laß sie gleich dieser werden auch gelb!

Höher am Tage ward es wieder sonnenklar und sonnenwarm, das Menschengetümmel regte sich wieder auf der Brühlschen Terrasse, wo die Bäume, vom Regen erfrischt, dufteten. Oben brauste Musik, Gondeln, Boote und Schiffe kreuzten einander auf der Elbe. Dahl hatte am Abende eine kleine Gesellschaft von Norwegern und Dänen versammelt, er war

ein' munterer freundlicher Wirth, wir sprachen alle Dänisch und träumten uns in die Heimath zurück an's herrliche Meer. Spät schieden wir, am nächsten Tage zogen Einige nach Osten, Andere gen Westen, zwei gingen nach Rom und Neapel — ich —, triste dictu nach Berlin.

Der letzte Morgen in Dresden brach mir nun an. Ich mußte hinaus, um nochmals die herrlichen Töne unterm Kirchengewölbe brausen zu hören, um noch einmal die grünen Weinberge in der Morgenbeleuchtung zu sehen. Der Tag war so schön, die ganze Gegend an der Elbe lag im herrlichsten Sonnenschein, mir war's als habe Alles Sonntagskleider angezogen, um mir Lebewohl zu sagen! Dieß fühlte ich denn auch um so stärker. Es war keine Messe in der katholischen Kirche, die Orgel spielte nur ihre einfachen Melodien, allein es war ja der Abschiedsgesang, die letzten tiefen Töne, welche ich vielleicht in meinem Leben hier vernahm. In einem Beichtstuhle sah ich einen alten Priester mit einem ehrwürdigen Gesichte, ein junges Mädchen kniete auf der andern Seite vor dem Gitter und beichtete; ich wünschte mir auch einen solchen Freund, einen Vater, vor dem ich meine Gefühle recht ausschütten könnte, die so mächtig in meiner Brust beim Abschiede von der theuren fremden Stadt sich regten, die dem Herzen nicht länger fremd war.

Was ich mich nicht scheue dem Papier anzuvertrauen, dessen Blatt doch ein Midas-Sieb ist, wodurch Alles der Welt ausgeplaudert wird, das muß ich doch vor den Menschen verhehlen, wenn ich selber mit ihnen zusammentreffe. In meiner Jugend war ich meiner natürlichen Empfindsamkeit wegen verspottet, die doch keine Empfindelei war, so daß ich mit meinem eigenen Herzen und den besten Gefühlen spielen mußte, um nicht zwischen andern vernünftigen Leuten für einen fühlenden Narren zu gelten. Derselbe eisige Schreck überfällt

mich noch jetzt, wenn mein Herz es selbst wird, und ich mache dann oft ein lächerliches Gesicht, um nicht zu zeigen, daß ich weine. So schämte ich mich auch als ich Dahl Lebewohl sagen wollte, daß derselbe meine innere Betrübtheit bemerken wurde, ich lachte und scherzte, bis ich ins Freie kam, wo mir Sand in die Augen wehete, daß sie vom Wasser überliefen. Dahl gab mir beim Abschiede einige Zeichnungen zur Erinnerung und eine Skizze in Oel, damit ich doch sagen könne, ich habe etwas Gemaltes von ihm, das ganze Stück war so groß, daß ich's in der flachen Hand verbergen konnte Im nächsten Sommer, sagte er, seh ich sicherlich Dänemark und alle gute Freunde und Bekannte; er reichte mir die Hand zum Abschiede „das ist auf Dänisch" sprach er, „und dies" fugte er hinzu, indem er mich küßte, „ist auf Deutsch" wir werden, uns in dieser Welt noch öfters sehen! Ich konnte jetzt Tieck nicht Lebewohl sagen, ich mußte in Gottes freie Luft laufen, bis die bunten Waldbilder ringsum sich in Herz und Sinn wieder abzuspiegeln anfingen, denn diese sind wie das Meer, wenn es stürmt kann, kein Stern sich abspiegeln, doch erblickt man erst die grünen Küsten und zeigen sich des Alltagslebens rothgedeckte Häuser auf der Fluth, so ist es auch wieder ruhig.

Tieck empfing mich in seinem Arbeitszimmer und blickte mich mit seinen großen, klugen Augen recht herzlich an, ich machte mich stark, da ich die jüngst gedämpfte Wehmuth stärker wiederkehren fühlte. Er schien gütig von mir zu denken, rühmte diejenigen meiner Productionen, welche er kannte und da ich kein Stammbuch bei mir führte, schrieb er mir auf einen Bogen Papier folgende Zeilen zur Erinnerung:

Gedenken Sie auch in der Ferne meiner, wandeln Sie wohlgemuth und heiter auf dem Wege der Poesie fort, den Sie so schön und muthig betreten haben. Verlieren Sie nicht den Muth, wenn nüchterne Kritik Sie ärgern will. Grüßen

Sie den theuren Ingemann und alle Befreundete und kehren Sie uns bald einmal frisch, gesund und reichbegabt von den Musen nach Deutschland zurück.

Dresden, den 10. Junius 1831.

Ihr wahrer Freund
Ludwig Tieck.

Ich sagte ihm Lebewohl! Kein Fremder sah zu und darum durfte ich weinen, er drückte mich an sein Herz, weissagte mir eine glückliche Zukunft als Dichter und — dachte sicherlich, ich sei ein weit besserer Mensch, als ich bin. Sein Kuß glühte auf meiner Stirn, ich weiß nicht was ich fühlte, allein ich liebte alle Menschen, könnte ich doch einst als Dichter der Welt Etwas schenken, wodurch ich dem großen Dichter beweisen dürfte, daß er in dem Fremdlinge sich nicht irrte.

Es war 6 Uhr Abends, als ich mit der Schnellpost aus Dresden wegfuhr; ich sah nun zum letzten Male die katholische Kirche und die Brühlsche Terrasse, indem wir vorbeifuhren. Von der Augustusbrücke schweifte mein Blick über die Elbe nach Dahls Hause hinüber; ich glaubte ihn am offenen Fenster zu bemerken.

Bald lag die Neustadt hinter uns; Felder und Wiesen erstreckten sich zu beiden Seiten; wir waren Unserer neun im Wagen und in diesem Kegelspiel saß ich als König in der Mitte. Gott weiß, dachte ich, wen der Tod zuerst aus uns hinauswirft? Wir alle werden wohl nicht auf einmal geworfen, vielleicht aber die Erdkugel. In der einen Ecke saß ein junger Russischer Woiwode. Er kam von Paris, ging über Dresden und Berlin nach Bremen und wollte von dort nach Italien; er hielt nicht viel vom kürzesten Weg. In der andern Ecke saß ein Engländer, der Dänemark sehr herausstrich, wo er gewesen war, und dem nach seiner Ansicht nichts fehlte, als daß es Englisch wäre, um die erste Perle in Europas Krone zu sein; allein ich dankte ihm für sein

Compliment. In der dritten Ecke saß ein reisender Schauspieler, woher? weiß ich nicht mehr; und in der vierten ein junger Wollhändler mit seiner noch jüngern Frau, welche aus den Rheingegenden kamen und sich nun in Berlin etabliren wollten; kaum 14 Tage waren seit ihrer Verheirathung verflossen, und deßhalb küßten sie einander in Einem fort, spielten mit ihren Händen und recitirten aus Don Carlos. Uebrigens waren sie sehr gute Leute, welche mich mit Wein und Carbonade tractirten; die mittelaltrige Schwiegermutter war mit ihnen. Ich hatte dieselbe gerade hinter mir und hörte ihr Klagen, da die Gegend flach zu werden begann; sie hatte nämlich nicht die Vorstellung des Jeppe vom Berg und seines Nachbarn, daß die Erde flach sei; allein dieselbe begann hier auf ihrer ersten Reise nach Berlin sich bei ihr zu bilden. Ich selbst saß zwischen einem Priester und — bald hätt' ich gesagt, einer Priesterin. Ich glaube bestimmt, es war der „Gott und die Bajadere."

Es mangelte also nicht an Gesellschaft; die Gegend war auch schöner als die Lüneburger Haide; aber kein Charakter entwickelte sich recht, keine Alfen spielten hier in Träumen, und der Berliner Sirocco blies mir so viel Prosa ins Herz, daß mein ganzer Zustand auf dieser Nacht- und Tagreise ganz der anderer Situationsmenschen war, ein beständiges Wogen zwischen Schlafen und Wachen. Das Ganze erschien mir als ein Traum, worin die acht Kegel, nämlich die Passagiere, wie menschliche Figuren ohne Bedeutung standen. Dorf folgte auf Dorf, indeß die ganze Gegend allmählig von einer vollen, gesundheitblühenden Natur zur personificirten Schwindsucht überging. Nur einzelne Bilder traten recht aus diesem Traum-Chaos hervor. So sah ich auf der flachen Ebene in der dämmernden Sommernacht einen Marktflecken, Namens Gerstenhain, liegen. Hier war eine Kirche, deren sämmtliche Fenster und Thüren vermauert wa-

ren; das Ganze bildete ein hohes Steingewölbe, wo hinein Niemand gelangen konnte, und man erzählte, das sei zur Zeit der Pest geschehen; die Kranken waren hieher gebracht, und als der Letzte das Auge schloß, verschloß man auch die ganze Kirche und wagte dieselbe nicht wieder zu öffnen.

Ich sehe früh am Morgen in Jüterbock die fette Wirthin mit dem bedeutungsvollen Lächeln über meine Unwissenheit, da ich nach einem draußen am Rathhause aufgestellten steinernen Ritterbilde fragte. Jedes Kind kenne ja den alten Mauritius, meinte sie. Ich mochte wohl der erste sein, welcher ihr diese wunderliche Frage vorgelegt hatte.

Ich sehe die weltberühmte Mühle bei Sanssouci, welche ihre großen Flügel so langsam drehte, als könne sie bei deren großen Ruhme ihres Namens nicht länger, wie andere bürgerliche Mühlen Ich bewegen; aber hier bekam ich doch etwas Grünes vors Auge, hier war auch ein Binnensee; leichte Kähne mit weißen Segeln schwammen auf der Havel dahin. Sanssouci erhob sich auf seinen Terrassen und schaute auf das steife Potsdam; dieses sah so militairisch und schnurgerade aus. Ich sehe das große Schloß mit den langen Colonaden, eine lange Reihe von Säulen, mit den vielen Gruppen von Statuen und lebenden Soldaten, welche auch wie Bildsäulen aussahen, hübsch formirt vom Schöpfer und vom Schneider, und nicht minder hübsch dressirt vom Corporale.

Potsdam giebt wirklich einen guten Vorgeschmack von Berlin; nur hat Berlin kaum einen grünen Halm vor seinen Thoren, wenn man diejenigen ausnimmt, welche durch Anpflanzung, also künstlich gewachsen sind. Allein die Stadt selbst ist auf dieselbe Weise emporgewachsen.

Es war bereits Abend, als wir in ihre Straßen hineinrollten, welche mit ihrer ganzen Unendlichkeit vor und

neben uns lagen. Alles sah mir so vornehm aus! Es imponirte durch seine Größe, Alles war Reichthum und Pracht, alle Leute schienen mir auch so geputzt.

Es ist doch heute nicht Sonntag? fragte ich. Nein, im Kalender war Sonnabend, aber Berlin sieht stets aus, als müßte es Sonntag Nachmittag sein.

Wo sollte ich meinen Wohnsitz hier aufschlagen? Da schwebte mir der alte König aus „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ vor, den wir Alle aus dem Kapitel von Braunschweig kennen. Louis Angely, der Uebersetzer der „drei Tage ꝛc.“ und Verfasser vieler Vaudevilles, besitzt in Berlin einen der ersten Gasthöfe, den Kaiser von Rußland; wie konnte ich also wegen der Wahl des Logis in Zweifel sein? Hier wollte und mußte ich einkehren.

XIV.

Berlin. — Adelbert v. Chamisso. — Theater. — Thiergarten. — Bilder Gallerie. — Reisegesellschaft. — Drei Tage aus dem Leben eines Gauners. — Der Vogel. — Ende der Reise.

Schnurgrade Straßen, Pallast an Pallast,
Gehn und Betrachten ermüdet fast,
Unter den Linden erging sich alle Welt
(Die besser im Kupferstich mir gefällt,)
Die Gassen stauben, die Jugend thuts mit,
Das Auge schmerzet, kaum daß es sieht.
Aechte Berliner Witze findet man hier,
Und köstlich sind sie, man glaube mir;
Doch wollte man sie zur Schnellpost versenden,

Zu schwer wird's, man könnt's nicht dran wenden.
Man schnudret das R, mein Zott wird gesagt,
Sonst haben recht gut mir die Leute behagt.
Durchzieht man die Stadt in die Kreuz und Quer,
Zu groß ist sie, geht in den Vers nicht hieher.

Moral.

Merkts Euch: Sehr feine Moral ist zu ziehn
Aus dem Wesen, das herrscht im großen Berlin.

Dieß ist das Resultat meines erstägigen Umherschweifens in Preußens Hauptstadt. Sollte es nicht praktisch genug sein, so erwäge man sich, daß es ein ächtes Berliner Erzeugniß ist, mitten im Sande entsprungen. Ich kann nichts dafür, allein es ist wahr, Berlin behagt mir übel. Alles ist darauf angelegt, zu frappiren; doch sind die Häuser nicht hoch, sondern auseinander gezogen, damit die Straßen desto länger wurden. Sie kamen mir vor als wie Theater-Decorationen. Man sagte auch, die Stadt nehme sich im Winter und bei Lichte am besten aus; das ist begreiflich! Kömmt man von den Bergen, hat man die Riesenbauten der Natur gesehen, dann erscheint alle diese Größe so klein; die hübschen Formen behagen dem Auge wohl, allein das Ganze stehet so leer! Und ich kann einmal die Formen nicht venia verbo — für die Hauptsache ansehen.

Die Soldaten waren wie gegossen, hatten einen gewissen Anstand und glichen unsern Offizieren, nur waren sie meist größer als diese.

Mit einem Empfehlungsbriefe von unserm Oersted besuchte ich den Dichter Adelbert von Chamisso. Er ist bekanntlich ein Franzose von Geburt, war Offizier, machte dann als Naturforscher eine Reise um die Erde und ist jetzt in Berlin am Botanischen Garten angestellt. Ich war sehr begierig, ihn zu sehen, den Verfasser von Peter Schlemihls wundersamer Geschichte; ich trat ein und — Peter Schle-

mihl stand lebend vor mir, wenigstens in derselben Gestalt, als er auf dem Kupferstiche im Buche abgebildet ist. Eine hohe, hagere Gestalt mit langen grauen Locken auf die Schultern hinab und einem offenen und gutmüthigen Gesichte. Er war in einem braunen Schlafrocke und ein Haufen rothwangiger Kinder spielte um ihn her. Mit der innigsten Herzlichkeit bot er mir Willkommen, und ich hatte nun einen Bekannten in der fremden Stadt. Abends ward im Opernhause Webers Oberon aufgeführt; ich war sehr erfreut darüber, und, obgleich ich mir einen gesperrten Sitz genommen, war ich doch einer der ersten drinnen. Hier sollte ich ja erst eine rechte Vorstellung von einer Oper erhalten, die Decorations-Malerei als eine eigne Kunst behandelt sehen, und kennen lernen, was die Maschinerie zu leisten vermag. Nach der Ouvertüre ward Da Capo gerufen, der Vorhang rollte auf, und während jene wiederholt ward, hatte man Zeit, die prachtvollen Decorationen und die niedlichen Gruppen zu betrachten. Oberon lag hier nicht, wie bei uns in einem soliden Bette, nein, die ganze luftige Halle war mit Lilien besetzt, und auf einer von diesen lag er im schwankenden Kelche und rings in den andern Lilien standen lächelnde Genien, während die größern im leichten, luftigen Tanze umherschwebten. Jede Decoration war ein eigenes Kunstwerk, so wie das Arrangement des Ganzen; allein die Maschinerie war in Verhältniß zu den Mitteln schlecht. Ich nenne sie schlecht, denn die Wolken blieben auf halbem Wege hängen, so daß die Genien ihnen herunter helfen mußten; ferner konnte man an der übrigens herrlichen Meerdecoration des zweiten Akts, wo die Luft ganz täuschend dargestellt war, aber durch die Himmelsdecke in die Balken sehen, wenn man mitten im Parket auf der zweiten Bank saß. Die ganze Luftbeleuchtung war herrlich; man sah die Sterne nach einander hinaufkommen; wären die Balken nicht mit zum Vorschein gekommen, so wäre es vortreff-

lich gewesen! Mit den Verwandlungen ging es auch närrisch, und im Hafen von Astrachan sah man einen Maschinenkerl übers Wasser laufen, was mir sehr auffiel, obgleich ich dieß Experiment von der Heimath her kannte. Man sagte mir übrigens, daß es sonst nicht so unglücklich ablaufe als an diesem Abend — daß die Maschinerie hier ein wahres Kunstwerk sei, — es war also an diesem Abend ein Mißgeschick, allein ich darf es nicht unangeführt lassen. Kann dergleichen aber auch auf dem großen Berliner Theater Statt finden, wo die Mittel so mächtig sind, was sollen wir da von unserm kleinen sagen, wo diese fast gänzlich fehlen. Eine Madam Walker, geborne Gehse, erste Sängerin vom Dresdener Hoftheater, gab die Rezia. Das Spiel — ja ich darf nicht als Kritiker auftreten — allein bei den meisten Sängerinnen darf man ein Fragezeichen daneben setzen. Sie verbeugte sich auf deutsche Art bei jedem Applaus, und als sie am Schlusse gerufen ward, war sie gerührt — natürlich! denn aufs Spielen hatte sie sich kaum eingelassen; sie sagte uns einige Worte zum Dank und versprach, bald wieder zu kommen; allein ihr Gesang war herrlich. Herr Bader spielte und sang Hüons Rolle; er ist ein rechter Mann, bei dem ich den Schauspieler und Sänger antraf. Ein Pas de deux von Herrn und Madam Taglioni und eines von Mademoiselle St. Romain und Herrn Stüllmüller machte, was man hier nennt, großes Glück, und waren gewiß dieses Beifalles werth.

Weit besser ging es mit der Maschinerie im Königsstädtischen Theater; hier war ich einige Abend später und sah ein großes romantisches Zauberspiel von Adolph Bäuerle mit neuen Decorationen und neuer Maschinerie, betitelt: Lindane oder der Pantoffelmacher im Feenreiche. Es war ein Mischmasch von Unsinn, eine Wassersuppe mit hübschen Melodieen aufgefärbt und mit Decorationen verziert. Ich glaube

etwas Aehnliches einmal geträumt zu haben, wenigstens war hier der lose Zusammenhang, wie er in Träumen Statt zu finden pflegt. Unter den Melodien zeichnete sich ein Weine-Duett, ein Spinnelied und eine große Singenummer aus, welche aus gewiß 40 Melodieen aus der Stummen, dem Freischützen, Don Juan zusammengesetzt war. Demoiselle Vio, eine ausgezeichnete Seeuenkünstlerin, führte dieselbe aus. Ich sah übrigens die beiden berühmten Komiker Schmelka und Spitzeder; letzterer gab den Pantoffelmacher, einen ehrlichen Burgersmann, welcher an seinem Hochzeitstage einen Brief erhält, daß sein Vetter am Tode liege und er unverweilt kommen musse; allein er wird auf der Reise durch einen Wald, wo er auf Krähwinklisch einen hölzernen Wegweiser mit sich führt, von einer Fee aufgefangen, welche ihn so lieb gewinnt, daß sie ihm zuletzt ihren Zauberstab giebt, wobei die Zuschauer eine Reihe Decorationen und Verwandlungen zu sehen bekommen z. B. „Tivoli," einen Dampfwagen mit Passagieren, welcher durch die Luft segelt, und eine ganze Zelt-Decoration, welche aus einem Becher herausspringt.

Im dritten Theater, dem eigentlich sogenannten Schauspielhause bekam ich den ältern Devrient als Onkel Brand im Lustspiel gleichen Namens nach dem Französischen zu sehen; mit der größten Natur und Wahrheit gab er diesen Charakter, den Brauskopf mit dem herrlichen Gemüthe. Seine Ausführung, Spiel und ganzes Costum machten einen so lebhaften Eindruck auf mich, daß mir noch ist, als hätte ich lange mit dem guten Herrn Brand gelebt, hätte mit ihm wirklich im Leben in Verbindung gestanden; ich kann mir Devrient in keiner andern Rolle denken, ohne daß sein Onkel Brand hindurch scheinen müßte und doch ist es kein Zufall, daß er seinen Charakteren eine große Verschiedenheit soll geben können. Shylock im Kaufmann von Venedig nennt man als seine Hauptrolle.

In einer großen Stadt ist es ein bequemer Umstand, daß dort mehrere Theater sind, unter denen man wählen kann; allein wenn an einem Abend in allen gute Stücke gegeben werden, kann man mit sich selber in Zwiespalt gerathen; denn an mehr als höchstens zwei Orte kann man doch nicht gehen. Dieß fühlte ich recht eines Abends; die Französische Gesellschaft führte im Schauspielhause drei Vaudevilles von Scribe auf: 1) La devote. 2) La famille Riquebourg. 3) Les premiers amours. — In Charlottenburg ward gegeben: der Fächer, ein Lustspiel und der Nasenstüber, eine Posse; im Königstädtischen Theater: das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär; im Opernhause aber das berühmte Ballet: die neue Amazone. Hierzu kam noch, daß Chamisso mich in den Thiergarten zu sich eingeladen hatte, wo er mich unter den schönen Geistern Berlins einführen wollte; ich stand wirklich wie Herkules am Scheidewege und — folgte Chamisso. Im Thiergarten fand ich übrigens keine wilde Thiere, sondern lauter gute Berliner, sehr gutmüthige freundliche Leute. Hier war auf Veranlassung der Rückkehr des Dichters Holtei aus Darmstadt, wo er Vorlesungen gehalten und seine am Königstädtischen Theater engagirte Frau Gastrollen gegeben hatte, ein kleines Fest veranstaltet.

La Motte Fouqué, Raupach, Clauren und Streckfuß waren alle auf Reisen, sonst würde ich hier deren Bekanntschaft haben machen können. Doch waren außerdem noch Viele hier; mit denen zusammenzutreffen, ich mich freuete. Mein Platz war zwischen Chamisso und Simrock, einem jungen Dichter, welcher durch ein politisches Gedicht: drei Tage und drei Farben großes Aufsehen erregt hatte, deßhalb seines Amtes entsetzt war, indeß allgemeine Achtung genoß und seine Wiedereinsetzung erwartete. Hier traf ich auch den Freund des Dichters Hoffmann, den bekannten Hitzig, und machte

Bekanntschaft mit Willibald Alexis (Häring), der mit vieler Wärme von Dänemark und den angenehmen Stunden, welche er bei Oehlenschläger verlebt hatte, sprach. Es erregt ein eigenes, behagliches Gefühl in einem fremden Lande seine Heimath loben zu hören; da fühlt man erst recht, daß man doch Bein von deren Bein und Fleisch von ihrem Fleisch ist, so daß jeder Tadel und jedes Preisen, welche darüber ergehen, auch auf uns zu fallen scheinen, ein so geringer Theil wir auch davon sind; allein hier geht es wie überall, man legt das Vaterland in die eine Wagschaale und sich selbst in die andere.

Der Abend verstrich unter Vorlesungen, Gesang und Fröhlichkeit; hätte ich hier St. Peters Brillen oder v. Tützens (v. Meister Floh von Hoffmann) mikroskopisches Glas gehabt, womit man in den Leuten schauen konnte, was sie dachten, dann würde dies Berliner Capitel das anziehendste auf der Reise hier, im Kreise der *καλοι και αγαθοι* sein: dann würden wir sehen, wie hier in einem Kopfe ein ganzer Liebes-Roman spuckte, hier ein Bändchen niedlicher Lieder; dort Polemik, hier Politik; da — — hier war auch wohl ein Kopf, der rein gar nichts enthielt. Vieles war hier, welches mich nach Dänemark versetzte, besonders die warme Liebe, womit man den König nannte, dessen Gesundheit eine der ersten war, welche wir tranken.

Erst spät am Abend schieden wir von einander. Die Nacht brachte Schlaf und Ruhe und der nächste Tag neue Dinge, die ich noch nicht gesehen hatte.

Das Museum ist nur an gewissen Tagen in der Woche zu sehen; allein Fremde haben dort zu jeder Zeit Zutritt, wenn sie dem Castellan ihren Paß vorzeigen können. Das Gebäude hat etwas dem Auge Imponirendes; eine hohe Treppe nimmt fast die Breite der ganzen Façade ein; Säulen und Bogen erheben sich auf eine gefällige Weise über derselben; man

tritt in eine mit Antiken verzierte Rotunde; eine Reihe von Zimmern eröffnen sich, voll dieser herrlichen Schöpfungen des Alterthums. Geschmack und Eleganz zeichnen das Ganze aus. Eine Treppe höher tritt man in die Bilder-Gallerie, welche an königlicher Pracht die Dresdner und Kopenhagener übertrifft, an Werthe aber mit diesen sich nicht messen kann. Der Boden war polirt und Aufwärter in neuen Livreen mit Silbertressen standen an den Thüren. Uebrigens findet man hier Gemälde der größten Meister; nur fielen mir die vielen häßlichen Ideen, welche darin ausgeführt waren, auf. Besonders war dies der Fall mit den zusammengehörenden Stücken des Hieronymus Bosch, welche die Schöpfung, das jüngste Gericht und die Hölle darstellten; das jüngste Gericht zeigte so häßliche Bilder, daß ich nicht wage, sie in ihrer ganzen Ekelhaftigkeit zu schildern. Ich stieß auf mehr als einen Christuskopf von Hugo van der Goes, welche gewiß für Meisterstücke gelten konnten, weil sie wie aus der Natur gegriffen waren; indeß hier waren sie bis zum Ekel ausgeführt. Die Dornenkrone war dem Erlöser tief ins Haupt gedrückt, so daß die dicken Blutstropfen hervordrangen; jede Ader war aufgeschwollen; die Lippen schwarzblau und dicke Schweißtropfen lagen in abstoßender Natürlichkeit auf dem ganzen Gesichte. Es hatte für mich etwas Empörendes. Das Poetische des Schmerzes sollte der Maler ausdrücken, nicht das prosaisch Häßliche! Ich kann die häßlichen Bilder nicht vergessen; sie sind mir lebhafter im Gedächtniß geblieben, als Guido Reni's Fortuna, van Dyk's Sendung des heiligen Geistes und Michel Angelo's Begräbniß Christi, die ich hier auch sah.

Fünf Tage vergehen im großen Berlin wie ein Augenblick; man weiß im Grunde nur, daß sie anfingen und verliefen; doch erhielt ich auf den weiten, langen Straßen noch genug des gesegneten Staubes und eine Menge Berliner

Witz, welcher mich lebhaft an die Kellermannskrankheit (?), die im vorigen Winter bei uns graſſirte, erinnerte. Auf der Polizei, wo ich mich vor meiner Abreiſe perſönlich melden mußte, fragte man mich, nachdem man aus meinem Paſſe erſehen, daß ich in Fuhnen geboren ſei, ob ich ein Finnländer wäre? Chamiſſo war der letzte, dem ich Lebewohl ſagte! Auf ſeinem Tiſche fand ich eine Menge guter Freunde: Triſtan und Iſalde, Kaiſer Octavianus, Peter mit dem Silbernagel und die ſchöne Magellone und man konnte ihnen anmerken, daß man hier mehr mit ihnen verkehrte, als ich (?), ſie ſahen ſo lachend aus; vielleicht hatte der Dichter gelobt, ihnen neue Kleider und Manieren zu geben, damit ſie wieder in die Welt und in gute Geſellſchaft kommen könnten. Ehe wir uns trennten, ſchrieb der Dichter mir dieß kleine Impromptü zur Erinnerung, welches ich hier neben meinem Schattenriß von Berlin hängen will:

O laſſet uns in dieſer düſtern bangen Zeit,
Wo doch anſchwellend donnernd der Geſchichte Strom
Die ſtarre, langgehegte Eisdecke ſprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und ſich in Stürmen umgeſtalten will die Welt;
O laſſet uns, ihr Freunde, — rings verhallt das Lied
Und unſerm heitern Saitenſpiele lauſcht kein Ohr! —
Dennoch die Göttergabe des Geſanges treu
Im reinen Buſen hegen, wehren, daß vielleicht
Wir hochergraute Barden einſt die Sonne noch
Mit Hochgeſang begrüßen, welche das Gewölk
Zertheilend die verjüngte Welt beſcheinen wird.
Prophetiſch, Freunde, bring' ich dieſes volle Glas
Der fernen Zukunft einer beſſeren Liederzeit.

Der Weg zur Heimath führte durch das Brandenburger Thor. Ich warf der Göttin des Sieges, welche mit ihren feurigen, ehernen Roſſen ganz andere Scenen geſehen hatte, als ich, ein Lebewohl zu. In ihren jungen Tagen ſoll ſie

so gestanden haben, als fahre sie aus Berlin heraus. Da sie aber wirklich damit Ernst machte und nach Paris gezogen war, ließ man sie nach ihrer Rückkehr mit dem Gesicht nach der Stadt gekehrt aufstellen und es ist auch besser, daß der Sieg in eine Stadt einzieht als seinen Auszug daraus hält.

Meine Reisegesellschaft bestand dieses Mal aus einem Bäcker, zwei Müllerskindern, d. h. einem Er und einer Sie; die letzte können wir „die schöne Müllerin" nennen; außerdem war noch eine alte Gouvernante und ein — ja, entweder war es ein echter Schneider oder ein unechter Poet, vielleicht beides zusammen. Wir freueten uns Alle über die grünen Bäume, so lange wir deren zu sehen hatten, über das hübsche Sommerschloß Charlottenburg, wo die Spree sich durch grüne Wiesen schlang, welche alsbald Sand und Fichtenpartieen Platz machten.

Spandau begrüßte uns mit seinen hohen alten Mauern; meist alle Einwohner alldort, mindestens diejenigen, welche wir sahen, waren in Soldaten-Uniformen. Es zeigte sich uns, daß Preußen wirklich ein militairischer Staat ist; ich beobachtete besonders einen alten Spandauer Graubart, welcher sich auf das Geländer am Flusse lehnte; er würde manch Kriegsabenteuer haben erzählen, unserm geistigen Auge manchen Kampf im tiefen Walde und auf unabsehlichen Ebenen haben vorführen können. Er nickte uns freundlich: guten Morgen und wir rollten hinweg von der alten Stadt.

Die Sonne brannte wie Feuer und die Gegend begann ihre abgenutzte Seite heraus zu kehren, es war als ob wir über eine Landkarte führen, so flach lag das Ganze, ja endlich kroch die schöne Natur in einen Grashalm zusammen, der hie und dort wankte. Der Bäcker, welcher ungeheuer an Hitze und Furcht vor der Cholera litt, pruſtete und stöhnte. Er führte 5 oder 6 Flaschen Wein bei sich, worunter etwas war, was er Choleratropfen nannte und welche er eine nach

der andern leerte; zuletzt fing er an aus Verzweiflung sich aufs Jodeln zu legen, dieß klang wie ein geradebrechter Jammerschrei, zuletzt, da die Fläschchen immer lustiger wurden, ward er ganz poetisch und fing an zu declamiren, er gab einige furchterliche Gedichte vom Tode, Satan und der weißen Frau. Alles ging in einem Tone.

Nun kam die Sonne auch in den Wagen, um die Herrlichkeit mit anzusehen; auf dem Wagen begann es zu stäuben, so daß wir die Fenster aufziehen mußten. Da saßen wir nun 6 Seelen in 6½ Leibern, denn der des Bäckers konnte für 1½ gelten. Er kam in Schuß; die kleinen Wassertropfen traten ihm aufs Gesicht hervor, sein Nachbar, der junge poetische Schneider saß vor Hitze bleich und sagte bei jedem Verse: göttlich! Die alte Gouvernante sah so vornehm aus und roch in Einem fort an einer Citrone, während ich auf alle Weise meine armen Beine auszustrecken trachtete und dieselben endlich zwischen die schöne Müllerin und deren Bruder einbohrte, sie schliefen und nickten im Schlafe, wie zwei Kuhblumen im Felde, wenn's windig ist. Der Bäcker nahm es für Nicken des Beifalls und erhob die Stimme stärker; da fuhr ein kohlschwarzer Kopf mit Bellen und Heulen aus dem Arbeitsbeutel der Gouvernante hervor, hier hatte sie ihren Hund versteckt, da Hunde nicht in den Wagen genommen werden dürfen; er hatte sich bisher ruhig verhalten, verlor nun aber die Geduld. Es gab einiges Gebell, so daß das schlafende Geschwisterpaar und wir andern halb todt im Wagen auffuhren und mit den Köpfen in das große Netz, welches von der Decke mit unsern Stöcken, Regenschirmen und andern kurzen Waaren herabhing. Die schöne Müllerin hatte dorthin auch ein großes Papier voll Streuzucker gesteckt, welcher nun losbrach und auf den armen Bäcker herabströmte, der im Gesichte aussah wie eine lebendige Wasserquelle. Zum Glücke waren wir nahe bei einer Stadt, ich glaube

es war Pensin, hier fand er Trost und wir übrigen Präliminarien zum Ruhen, d. h. kaum hatten wir uns niedergesetzt, so blies der Postillon und wir wurden wieder in unser wanderndes Gefängniß eingeschichtet. Der Bäcker redete nun nicht weiter in Versen, sondern vermöge einer Ideen-Association kam er vom Hunde der Gouvernante zu Göthes Faust wo besonders der Hund gut entzaubert wird; er hatte dieß Stück in Berlin gesehen und setzte es eben so hoch als Rollas Tod, welcher sein Lieblingsstück war, denn er hatte in seiner Jugend einmal als wilder Mann darin mitgespielt. Die schöne Müllerin und ich unterhielten uns über die verschiedenen Arten Käse, und ich stieg ziemlich in ihrer Achtung, da ich ihr die Art der Finnischen Brechkäse zuzubereiten lehrte. Inzwischen gings in sausendem Galopp vorwärts und so oft ich aus dem Wagen hinaus sah erblickte ich weißen Sand und dunkles Fichtengehölz, so daß die einzige poetische Blume, welche in meinem Herzen sich entwickeln konnte, die Preußische Sandblume war.

Ja Preußen wär' ein schmuckes Land,
Hegt es nur etwas minder Sand
Und mehr des Waldes Grün.
Doch jetzt schreibt ja doch Jedermann,
Es dringt schon mancher Sand sich an,
Und Sand muß man beziehn.
Doch schriebe man auch tausend Jahr
So rasch als nun und rascher gar,
Und schriebe ohne End und Ziel,
Und wär' die Sandbüchs Preußenland,
Es fände jeder doch noch Sand!
Und das sagt doch sehr viel.

Der göttliche Schneider saß sicherlich ebenfalls in poetischen Gedanken, allein da er seinen Platz zwischen Knochen und Fleisch d. h. zwischen der Gouvernante und dem Bäcker hatte, mußte er einen Schwanenhals machen, um aus dem Fenster hinauszusehen, und das war gerade vor einer großen

Distel vorbeikamen, die hier als Symbol der Fruchtbarkeit stand, lispelte er mit einem Blicke auf den Bäcker, als ob er seine Bekanntschaft mit der Litteratur darthun wollte:

Röslein, Röslein, Rötlein roth,
Röslein auf der Haide

dann stockte er aber ganz verlegen und sah auf sein Taschentuch nieder, womit er spielte, indem er vermuthlich fürchtete, der Bäcker möchte diesen Ausbruch als eine Anspielung auf sich ansehen, denn er saß wirklich mit seinem runden, rothen Gesichte hier wie ein Röslein roth, Röslein, auf der Haide. Wir fuhren in Einem fort; es war, als ob ein ewig grünes Lattenstück mit weißen Flecken ins Wagenfenster gespannt wäre, keine Abwechslung in der ganzen Gegend. Ich hätte Gott gedankt, nur den letzten Akt aus den drei Tagen aus dem Leben eines Spielers zu haben, dessen ich verlustig gegangen war; hier konnt' ich ihn brauchen. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo in alten Zeiten ein Galgen gestanden hatte; allein dieß Phantasiestück war auch bereits weg. Ich möchte selbst eins schaffen; es nimmt sich so aus:

Der erste Tag — deß erinner' ich mich wohl,
Vor einem Schlosse da war ein Ort,
Man hängt' an den Galgen Einen dort.
Mein Vater war's, zahlt' als Dieb seinen Zoll.
Die Mutter steckte man in ein Loch.
Ein elendes Schloß eröffnet sie leicht,
Worauf sie mit mir in den Wald entweicht.
Und so entkamen wir glücklich noch,
Ein Knäblein war ich damals erst.

Der andre Tag — wie vergeht doch die Zeit,
Neunzehn Jahre sind fast eine Ewigkeit.
Ich wurde verliebt — ein verdrehter Kopf,
Wär' ich nur geblieben ein ehrlicher Tropf!
Was die Liebste wollte, das war mir Gebot,
So machte ich mich zu der Liebe Spott.

Sie war wie die andern von Eva Geschlecht,
Ein Dieb nun ward ich und Mammonsknecht,
Und das soll ja Niemand doch sein.

Der dritte Tag — ja daß er vergehen mag,
Ich arte meinem Vater wohl nach;
Die Mutter ging vor Hunger schon lang,
Ich aber mach einen kürzern Gang.
Etwas hoch sind stets die Ideen mir gegangen,
Nun bring ich's auch hoch — ich werde gehangen.
Vielleicht sieht die Liebste das Alles mit an
Und fand sich ein mit Kind und mit Mann,
Zu sehen wie zappelt beim Hängen der Dieb.

Die dunkle Nacht brachte uns ein Abenteuer oder richtiger eine komische Scene; nur Schade, daß dieselbe mehr dramatisch als episch war, und sich also minder gut erzählen als ausführen läßt. Vor einem der hübschen zweistöckigen Gasthöfe mit gereifelten Säulen in der Wand und der schönen Façaden, welche man auf der Straße von Berlin nach Hamburg antrifft, hielten wir an, um die Pferde zu wechseln. Wir stiegen Alle bis auf die Gouvernante mit ihrem Schooßhunde aus, um uns in der angenehmen Gaststube ein wenig zu erfrischen. Die alte Dame war inzwischen in Schlaf gesunken und träumte von ihrer blühenden Jugend, da sie eine Rose war, denn jede Kornelkirsche ist ja einst eine solche Blume gewesen. Endlich erwacht sie; außer ihr und ihrem Hunde befindet sich Niemand im Wagen; sie sieht hinaus, alles dunkel und todtenstill, kein Licht scheint durch die Fenster auf den Hof, die Pferde sind ausgespannt, kein Mensch ist draußen; sie stößt einen Schrei aus, glaubt man ist abgereist, habe sie mitten im Preußischen Sande vergessen; einsam sitzt sie in der finstern Nacht hier auf der Landstraße. Wir befanden uns alle in dem entgegengesetzt belegenen Gastzimmer; es war noch nicht angespannt und wir konnten noch einige Minuten verweilen; wir hörten den

Schrei und fuhren Alle aus dem Hause hervor, um zu helfen; wir stürzten an den Wagen und rissen die Thür auf. Allein nun wurde ihr Schrecken noch größer, denn sie bildete sich ein, überfallen zu werden. Sie schrie, der Hund heulte, wir überriefen einander, um Aufklärung zu erhalten, die sich indeß nicht so leicht erlangen ließ.

Bald rollten wir wieder von dannen! Die Preußischen Wege sind herrlich, es ist als ob man auf einer Diele hinfuhre; allein die Gegend — kann man, glaube ich, am besten durch geometrische Proportionen beschreiben. Die Preußischen Wege verhalten sich zur Gegend hier, wie die Gegend zwischen Hamburg und Lubeck zum dortigen Wege. Das ist ein hartes Wort, aber es ist nicht minder hart, so viel Sand sehen oder zwischen Hamburg und Lubeck fahren zu müssen.

Ludwigslust mit seinem Schlosse, seinen großen Gärten und den breiten Alleen lag vor uns. Ein Fenster in dem Gasthofe, wo wir abgetreten, stand offen, ein Spatz setzte sich hinein und zwitscherte lustig — ich weiß nicht, allein sowohl der Vogel als sein Organ kamen mir bekannt vor: es war sicherlich die nämliche kleine Person, welche am letzten Morgen meines Aufenthaltes in Dänemark vor meinem Fenster sich vernehmen ließ, welche ich aber damals nicht verstand; sollt' es ein Rezensent sein? Gern wollte ich nun in Versen und Prosa mahlen, wie wir hinter Ludwigslust von Ost zu Ost fuhren, wo im Grunde nichts zu sehen war; doch das können wir auf alle Fälle selbst abbüßen. Gern wollt' ich die romantische Gegend bei Lauenburg zeichnen, wo allerdings weder Wald noch Fluß, weder Weinberge noch Ruinen sich befanden, und welche doch romantisch war. Es waren ungeheure Sandbänke und dahinter wiederum Sandbänke! Es sah aus, als ob das Meer kürzlich hier geflüchtet und jene zurückgelassen hätte. Bald war

der Weg so breit, daß er selbst nicht wußte, wo er eigentlich ende; bald lief er mitten durch diese weißen Berge, wo der Wagen tief einsank und fast nicht aus der Stelle kam. Man bedenke, daß Mondschein war und wir draußen weder ein lebendes Wesen hörten noch sahen. Wie gesagt, ich wollte dieß malen, Hamburg und Lübeck auf der Heimreise malen, da ich nun zur Ruhe gekommen bin innerhalb Kopenhagens Mauern; allein indem ich die Feder ergreife, sitzt der kleine Vogel vor'm Fenster und zwitschert eben so, als da ich verreiste und wie er in Ludwigslust trillerte. Ich glaube auch, daß er das Nämliche sagt; das ist nun zum dritten Male.

Er muß ein Rezensent sein, denn er versetzt mich in üble Laune! Es kommen also keine Reisebilder mehr, nicht einmal von dem herrlichen Meere, welches indeß auch übel aufgelegt war, als ich heimzog; allein es stand ihm doch wohl an, dieser finstre Blick, dieser frische Wind, welcher ins Segel griff und die schwarzen Rauchsäulen hoch in der Luft aufwirbelte. Kopenhagens Thürme erhoben sich vor uns; sie sahen mir so spitz, so satyrisch aus, als ob sie ein Bild derjenigen Feder wären, welche vielleicht auf meine Reisebilder kritzeln wird.

Der Maler geht hinaus in Gottes freie Natur, skizzirt sich da den einzelnen Baum, das einzelne Blatt, welche durch ihre Schönheit oder besondern Charakter seine Aufmerksamkeit erregen, und sammelt sich so eine Menge Studien, von welchen er nachmals in seinen Compositionen Gebrauch macht. Des Dichters Skizzenbuch ist dagegen sein eigenes Herz. Hier prägen sich die großen Lebensbilder ab, welche nachher in seinen Werken hervortreten. Ich habe meinen Freunden und Nichtfreunden in der besten Absicht diese losen Skizzen, diese Schattenrisse von einer kleinen sechswöchentlichen Reise vorgelegt. So wie ich jede Einzel-

heit sehe, bringe ich dieselbe, bevor das Ganze nun schnell zusammenschmilzt zu einem einzigen Stücke aus meinem Leben: eine hübsche Sommerlandschaft mit dem stillen Meere, die fremden Länder mit ihren Menschen und hohen Bergen, mit Wäldern zwischen den leichten Nebelwolken.

Immerfort zwitschert der Vogel draußen, keinen rechtschaffenen Gesang kann er ausführen, piepen und schlagen ist Alles, was er vermag.

Nun will ich schnell abbrechen; aber dieß Lebewohl hat ganz etwas Eigenes. Es ist wunderbar, so seine Gedanken und Träume in die Welt hinausflattern zu lassen. Mancher wird finden, daß ich wirklich gab, was ich sah und fühlte, während Andere die Bilder durchnehmen werden, als gingen sie ein Schul-Exercitium durch, um die Fehler darin aufzufinden. Hier ist ein Strich zu krumm, hier einer zu gerade, hier ein Comma vergessen u. s. w. Bitterkeit, vornehmes Wesen, Strenge sind die Erzieher eines jungen Dichters! Drei solche Meister müssen ja wohl recht weit bringen — oder das Ganze auslöschen.

Manch kleiner Vogel, der im Walde singt, würde gewiß, sollte er so für jeden Gesang, den er anstimmt, Schulrecht über sich abhalten lassen, bald schweigen und sich hinter dem grünen Gehege todt grämen. Allein der Dichter —

Nicht hemmet Rühmen ihn, nicht Tadelsucht,
Die Blume reift trotz Sonn' und Sturm' zur Frucht.

H. C. Andersen's

Bilderbuch

ohne Bilder.

G. Nicolai.

Aus dem Dänischen übertragen

von

L. M. Fouqué.

H. 1913. 199

Berlin, bei Wilhelm Besser.

[1842]

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

FERDINAND BECKER
vorm: Hugo Reinecke
Buch-, Kunst- & Musikalienhandlung
Papier- & Schreibmaterialien
Bergen a. Rügen

Das ist doch verwunderlich! Wenn ich mich in mir selbst am allerwärmsten und besten fühle, wird mir just, als wäre mir Hand und Zunge gebunden, so daß ich nichts darstellen, nichts einmal irgend aussprechen kann von Alledem, was sich in meinem Innern regt. Und dennoch bin ich ein Maler. Das sagt mir mein Blick, und Alle haben es anerkannt, die meine Skizzen und meine Bilder sahen.

Ich bin ein armer Bursch; ich wohne hier in einer der allerengesten Gassen. Aber an Licht mangelt's mir nicht. Wohn' ich doch hoch hinauf, mit der Aussicht über alle Dächer fort.

In den erſten Tagen, wo ich hier in die Stadt hereingezogen war, kam Alles mir ſo gepreßt und vereinſamt vor. An Stelle der Haine und der grünen Hügel, gewahrte ich nur die grauen Schornſteine am Horizont. Keinen Befreundeten traf ich hier an, kein bekanntes Antlitz grüßte mich.

Eines Abends ſtand ich recht betrübt an meinem Fenſter. Ich that es auf, und ſah hinaus. Aber wie innig ward ich da erfreu't! Ich ſah ein mir bekanntes Antlitz, ein rundes, freundliches Antlitz, meinen beſten Freund in der Heimath da droben. Der Mond nehmlich war es, der liebe alte Mond, unverändert derſelbe, akkurat, wie er damals ausſah, wo er zwiſchen dem Weidengezweig nach mir herniederkuckte auf Moos und Ried. Ich warf ihm eine Kußhand zu, und er ſtrahlte juſt in meine Kammer, und ver-

ſprach, allabendlich, ſo oft er ausgehe, wolle er ein Bischen zu mir hereinkucken; das hat er denn ſeither auch redlich gethan. Schade nur, daß er ſo kurze Zeit verweilen kann. Jedesmal wenn er kommt, erzählt er mir Das oder Jenes, was er in der vergangenen Nacht, oder auch noch ſelbigen Abends geſehen hat. „Malſt nun Du, was ich Dir erzähle", — ſagte er, als er mich zum Erſtenmal beſuchte, — „ſo bekommſt Du ein hübſches Bilderbuch". So hab' ich es durch manch einen Abend gehalten. Nach meiner Weiſe könnte ich nun eine neue „Tauſend und Eine Nacht" in Bildern liefern, aber es würde doch wohl deſſen allzuviel. Die Bilder, welche ich bringe, ſind eben nicht ausgewählt, aber ſie kommen, wie ich ſie vernahm. Ein großer genialer Maler, ein Dichter oder Tonkünſtler, — ſie möchten daraus was ſchaffen,

wenn ſie wollten. Was ich darbiete, ſind nur leichte Umriſſe auf dem Papier, inmitten meine eigenen Gedanken. Denn nicht an jeglichem Abend geſchah es, daß der Mond kam. Oftmal trat auch eine Wolke dazwiſchen, oder ein paar.

Bilderbuch ohne Bilder.

Erſter Abend.

„Vorige Nacht“ — dies ſind des Mondes eigene Worte — „glitt ich durch Indiens klare Luft. Ich ſpiegelte mich im Ganges. Meine Strahlen ſtrebten, durch das dichte Gehäge zu dringen, welches die alten Platanen flechten, ſich zuſammendrängend wie Schildkrötſchalen. Da kam aus dem Dickicht ein Hindu-Mägdlein, ſchlank wie eine Gazelle, ſchön wie Eva. Es war etwas ſo Luftiges und doch von ſo leiblicher Fülle um das Indiſche Kind. Ich konnte ihre Gedanken ſehen unter der zarten Haut. Die dornigen Lianenranken zerriſſen ihre Sandalen; raſch aber ſchritt ſie durchhin. Das wilde Gethier, das vom Strome kam, wo es ſeinen Durſt gelöſcht hatte, floh ſcheu von hinnen, denn das Mägdlein hielt eine brennende Lampe in der Hand. Ich konnte das friſche Blut ſehen in den feinen Fingern, die ſich wie zum Schirm über die Lichtflamme wölbten. Sie nahte ſich dem Fluß, ſetzte die Lampe auf den Strom,

und die Lampe ſegelte von dannen. Wol wehete die Luft, als wolle ſie das Licht verlöſchen, aber es leuchtete fürder, und des Mägdleins dunkle Funkelaugen folgten mit einem Seelenblick unter der Augenlieder langen Seidenwimpern nach. Sie wußte, brenne die Lampe, ſo lange ſie ihr noch nachſehen konnte, lebe auch noch ihr Geliebter; verlöſche ſie aber, ſo ſei er todt. Und die Lampe brannte und bebte, und des Mägdleins Herz brannte und bebte. Sie kniete nieder und ſprach ein Gebet. Neben ihr lag eine verderbliche Schlange im Graſe. Sie aber dachte nur an Brama und an ihren Bräutigam. „Er lebt!“ jubelte ſie, und von den Bergen tönte der Widerhall: „Er lebt!“

Zweiter Abend.

„Es war Gestern," — erzählte mir der Mond, — „da kuckte ich in einen kleinen Hof hinein, rings von Häusern umschlossen; dort lag ein Huhn mit elf Küchlein. Ein kleines niedliches Mägdlein hüpfte darum her. Das Huhn kluckte und breitete erschreckt seine Fittige über die Kleinen. Da kam des Mägdleins Vater und schalt, und ich glitt von dannen, ohne just weiter daran zu denken. Aber heute Abend, nur ein paar Minuten sind's her, sah ich wiederum in denselbigen Hof. Alles war still, aber bald kam das kleine Mädchen. Sie schlich sich sachtchen nach dem Hühnerhause, klinkte die Thür auf und schlüpfte zu dem Huhn und den Küchlein hinein. Sie schrien laut und flatterten rings umher; die Kleine lief hinter ihnen drein; ich sah es ganz deutlich, denn ich kuckte durch eine Mauerspalte in's Innere. Ich ward ganz ärgerlich auf das schlimme Kind, und es war mir lieb, daß der Vater kam und noch heftiger schalt

als geſtern, und ſie am Arm ergriff. Sie bog den Kopf zurück; in den blauen Augen ſtanden große Thränen. „Was machſt Du hier?“ fragte er. Sie weinte. „Ich wollte,“ ſagte ſie, „herein und die Henne küſſen, und ſie um Verzeihung bitten wegen geſtern. Aber das unterſtand ich mich nicht, Dir zu ſagen.“ Und der Vater küßte die ſüße Unſchuld auf die Stirn; ich aber küßte ſie auf Augen und Mund.“

Dritter Abend.

„In der engen Gasse hier nahe bei, — sie ist so schmal, daß ich nur auf eine Minute meine Strahlen an den Hauswänden kann hinunter gleiten lassen, aber in dieser Minute seh' ich genug, um die kleine Welt zu erfassen, die sich dorten regt, — sah ich ein Weib. Sechzehn Jahre früher war sie ein Kind. Draußen auf dem Lande, in des alten Pfarrhofes Garten pflegte sie zu spielen. Die Rosenhecken waren schon bei Jahren, und abgeblüht. Sie wucherten wild in den Gängen, und rankten langes Gezweig nach den Apfelbäumen hinauf; und hin und her saß noch eine Rose, freilich nicht so lieblich, als die Königin der Blumen sich oftmals zeigt, doch Farbe gab es noch, und gab auch noch Duft. Des Pfarrers kleine Tochter schien mir eine weit schönere Rose. Sie saß auf ihrem Bänkchen unter der verwilderten Hecke, und küßte die schon etwas geknautschten Pappwangen ihres Püppchens."

„Zehn Jahre ſpäter ſah ich ſie wieder. Ich ſah ſie im prächtigen Ballſaale. Sie war des reichen Kaufherrn anmuthige Braut. Ich freute mich ihres Glück's; ich ſuchte ſie an ſtillen Abenden wiederum auf; — ach, Niemand achtete meines klaren Auges, meines ſtetigen Blickes! Meine Roſe wuchs auch ſo in wilden Ranken empor, wie die Roſen im Garten des Pfarrhofes. Das Leben in der Alltagswelt hat auch ſeine Tragödie. Heut' Abend ſah ich einen letzten Akt."

„Im engen Gäßlein, todtkrank, lag ſie auf dem Bett, und der ſchlimme Hauswirth, roh und kalt, jetzt ihr einziger Anhalt noch, riß die Vorhänge auseinander. „Steh auf!" ſagte er. „Deine Wangen ſehen zum Erſchrecken aus. Putz' Dich heraus! Schaff' Geld, oder ich werfe Dich auf die Straße. — Raſch aufgeſtanden! Raſch!" —

„Der Tod iſt in meiner Bruſt," ſagte ſie. „O gönnet es mir, zu ruhen!" Und er zog ſie empor, malte ihre Wangen an, flocht Roſen in ihr Haar, ſetzte ſie an's Fenſter, das brennende Licht dabei und ging aus dem Hauſe. Ich ſtarrte nach ihr empor. Sie ſaß unbeweglich; nur die Hände ſanken ihr nieder in den Schooß. Der Wind ſtieß an das

Fenſter, ſo daß eine der Scheiben brach. Aber ſie ſaß ſtille. Der Fenſtervorhang flatterte gleich einer Flamme um ſie her, — ſie war todt. Aus dem offnen Fenſter predigte die Geſtorbne noch Moral; meine Roſe aus des Predigerhofes Garten!“ —

Vierter Abend.

„Heut Abend war ich in einer deutſchen Komödie," ſagte der Mond. „Es war in einer kleinen Stadt, und man hatte einen Pferdeſtall zum Theater umgeſchaffen. Das heißt, die Ständer der Gäule waren geblieben, und zu Logen aufgeſchmückt, indem man alles Holzwerk mit buntem Papier überkleidet hatte. Unter der niedrigen Decke hing ein kleiner eiſerner Armleuchter, und damit er wie auf großen Bühnen aufſteigen könne, wenn die Souffleur-Glocke ihr: „Klingling" anſtimme, ſo war über ihn ein umgewandtes Faß eingemauert. „Klingling!" und der kleine eiſerne Armleuchter machte einen Satz von einer halben Elle. Somit wußte man, das Schauſpiel beginne. Ein junger Fürſt, der mit ſeiner Gemahlin durch die Stadt reiſ'te, wohnte der Vorſtellung bei, und deshalb gab es ein gepreßt volles Haus. Nur unter dem Armleuchter ſah es wie ein kleiner Krater aus. Hier nämlich ſaß keine Seele,

denn die Lichter des Armleuchters träufelten hernieder: „Tropf, tropf!“

Ich konnte das Allzumal gut ſehen, weil es dermaßen heiß war, daß man alle Wandluken hatte aufthun müſſen, und zu allen dieſen Luken luckten jetzt von außen Dienſtmägde und Knechte herein, obgleich in dem innern Raum Polizei poſtirt war, und die Zudringlichen mit Stöcken bedrohete. Dicht am Orcheſter ſah man das jugendliche Fürſtenpaar in zwei alten Lehnſtühlen, welche außerdem der Bürgermeiſter und ſeine Ehefrau inne zu haben pflegten. Dieſen Abend jedoch mußten Beide auf den Holzbänken ſitzen, wie das andere Bürgervolk. „Da ſieht man's denn doch, wie Ein Sperber noch den Andern überfliegt!“ flüſterten die Bürgerfrauen miteinander, und Alles geſtaltete ſich ſomit um deſto feſtlicher. Der Armleuchter tanzte, der Pöbel bekam was auf die Finger, und ich — nun ja, der Mond war eben während der ganzen Komödie auch mit dabei.“

Fünfter Abend.

„Geſtern," ſagte der Mond, „ſah ich nieder auf das bewegliche Paris. Mein Auge drang hinein in die Gemächer des Louvre. Eine alte Großmutter, ärmlich gekleidet, — ſie gehörte zur Almoſen-Klaſſe, — folgte einem der untergeordneten Aufwärter in den großen leeren Thronſaal. Den wollte ſie ſehen, den mußte ſie ſehen; wohl mochte es ihr manche kleine Ausgaben und viele gute Worte gekoſtet haben, ehe ſie ſo weit herein gelangt war."

„Sie faltete die magren Hände und blickte feierlich umher, als ſtände ſie in einer Kirche. „Hier war es!" ſagte ſie: „hier!" und näherte ſich dem Throne, von wo die reichen goldverbrämten Sammetdecken niederhingen. „Dort!" ſagte ſie: „dort!" und ſie beugte ihre Knie, und küßte den Purpurteppich; — ich weinte; ſie weinte. „Dieſer Sammet war es nicht;" ſagte der Aufwärter, und es zuckte ein Lächeln um ſeinen Mund. „Aber hier war es doch!" ſagte die Alte.

„Und so sah es hier aus.“ „So und auch nicht so,“ erwiederte er. „Damals waren die Fenster zerschlagen, die Thüren aufgesprengt und der Boden war blutig. — Freilich kann Sie doch immer sagen: mein Enkel ist auf dem Throne Frankreichs gestorben!“ — „Gestorben!“ wiederholte die alte Frau, — ich meine nicht, daß eben mehr gesprochen ward. Sie verliessen auch bald den Saal, die Abenddämmerung erloſch, und mein Licht strahlte zwiefach klar auf die reichen Sammetvorhänge um Frankreichs Thron. Wer, meinst Du, daß die Alte gewesen sei? — Ich will Dir eine Historie erzählen. Es war in der Julius-Revolution, gegen Abend vor des Sieges glänzendstem Tage, wo jedes Haus eine Festung war, jedes Fenster eine Schanze. Das Volk bestürmte die Tulerien. Selbst Frauen und Kinder stritten zwischen den Kämpfenden; man drang ein durch des Schlosses Gemächer und Säle. Ein armer, halberwachsener Bursch in Lumpen kämpfte muthig in den Reihen der ältern Krieger. Todtwund von mehren Bajonetstichen sank er zu Boden. Es geschah im Thronsaal, und man legte den Blutenden auf den Thron Frankreichs, deckte den Sammet über seine Wunden, und über den Königlichen Pur-

pur ſtrömte ſein Blut. Das gab ein Bild! Der prachtvolle Saal, die kämpfenden Gruppen! Eine zerbrochene Fahne lag am Boden, die dreifarbige Flagge wehete über den Bajonneten, und auf dem Throne der ärmliche Knabe, mit ſeinem bleichen Verklärungs-Antlitz, die Augen Himmel-an, während die übrigen Glieder ſchon zum Todeskrampf erſtarrten; über ſeine nackte Bruſt, über ſeine zerriſſenen Kleider halb hingebreitet, die reiche Sammetdrapperie mit den Silber-Lilien darauf. Es war dem Burſchen an der Wiege prophezeihet worden: „Er wird auf dem Throne Frankreichs ſterben.“ Das Mutterherz hatte von einem neuen Napoleon geträumt. Mein Strahl hat den Immortellenkranz auf ſeinem Grabe geküßt, mein Strahl hat in der vergangenen Nacht die Stirn der alten Großmutter geküßt, da ſie im Traume das Bild ſah, welches Du hier zeichnen magſt. „Der ärmliche Knabe auf Frankreichs Thron.“

Sechster Abend.

„Zu Upſala bin ich geweſen," ſagte der Mond. „Ich blickte nieder auf die weite Ebne mit dem ſpärlichen Graswuchs und den verödeten Äckern. Ich ſpiegelte mich im Fyris-Strom, während das Dampfſchiff die Fiſche in's Schilf hineinſchreckte. Unter mir jagten die Wolken, und warfen lange Schatten über Odins, Thors und Freiers Gräber hin, wie man die Hügel dorten benennt. In den dünnen Raſen auf den Höhen ſind Namen eingeſchnitten. Es giebt hier nämlich keine Bautaſteine, worin der Reiſende ſeinen Namenszug könnte eingraben laſſen, keine Felswand, um ihn etwa daran zu malen. Deshalb ließ der Beſuchende hier die Grasnarbe abſtechen, und die nackte Erde trägt nun Buchſtaben und Namen, ein ganzes Netz bildend über die mächtigen Hügel hin. Eine Unſterblichkeit, welche freilich der nächſte Raſenwuchs wiederum verhüllt." —

„Es ſtand ein Mann dort oben, ein Sänger.

Der leerte ein mit breitem Silberreif geſchmücktes Meeth-Horn, und flüſterte einen Namen, den er den Luftzügen nicht zu verrathen, gebot, aber ich hörte den Namen dennoch, denn ich kannte ihn. Eine Grafenkrone funkelt darüber, und deshalb nannte er ihn nicht laut. Ich lächelte; funkelt ja doch eine Dichterkrone über dem ſeinigen! Eleonora's von Eſte Adel iſt Eines mit Taſſo's Namen. Auch ich weiß, wo die Roſe der Schönheit erblüht —!"

So ſprach der Mond; da zog ſich eine Wolke vor ihn. — Möchten doch nimmer Gewölke zwiſchen den Dichter und die Roſe treten!

Siebenter Abend.

„Den Strand entlang erſtreckt ſich ein Hain von Eichen und Buchen, friſch und duftreich, welchen mit jeglichem Lenz Hundert von Nachtigallen beſuchen. Nahebei iſt das Meer, das ewig wandelbare Meer, und zwiſchen Beiden zieht ſich die breite Landſtraße hin. Ein Wagen nach dem andern rollet vorüber; ich folge ihnen nicht. Mein Blick verweilt meiſt immer nur auf Einem Punkt. Hier iſt ein Kämpfer-Grab. Brombeerranken und Schleedorn wachſen zwiſchen dem Geſtein hervor. Hier lebt Poeſie in der Natur. Wie meinſt Du, daß die Menſchen es auffaſſen? Nun, ich will Dir erzählen, was ich am letztern Abend und in der verwichenen Nacht davon vernahm. Erſt kamen zwei reiche Landleute gefahren. „Da giebt es köſtliche Bäume;“ ſagte der Eine. „Jedweder giebt zehn Fuder Brennholz;“ entgegnete der Andre. „Der Winter wird ſtreng werden. Voriges Jahr nahmen wir Vierzehn Reichsthaler für den Faden ein.“ Und ſomit waren ſie

vorüber. „Hier iſt der Weg abſcheulich," ſagte ein Andrer zu Wagen. „Das kommt von den verwünſchten Bäumen!" erwiederte ſein Gefährte. „Der Luftzug kann hier nicht anders durch, als von der Seeſeite her." Sie rolleten fürder. Auch die Schnellpoſt zog vorüber. Alle darin ſchliefen feſt, juſt an der anmuthigſten Wendung der Fahrt. Der Kutſcher blies ins Horn. Aber er dachte nur: „ich blaſe gut, und der Wiederhall hier iſt ſchön. Aber was machen ſich nur Die daraus?" Und die Schnellpoſt verſchwand. Da kamen zwei junge Burſchen zu Roß angeſprengt. „Hier ſprüht Jugend und Champagner im Blut!" meinte ich. Auch blickten ſie mit einem Lächeln um ihre Lippen nach den moosgrünen Hügeln und dem dunkelnden Gebüſch. „Hier möchte ich wohl mit des Müllers Chriſtine gehn!" ſagte der Eine, und fort waren ſie. Die Blumen dufteten ſo ſtark; jeder Lufthauch ſchwieg. Es war, als ſei das Meer ein Theil des Himmels, der ſich ausſpannte über das tiefe Thal. Da rollte ein Wagen vorüber mit ſechs Perſonen. Viere davon ſchliefen. Der Fünfte überlegte, wie ſein neuer Sommer-Frack ihn kleiden müſſe; der Sechſte beugte ſich nach dem Kutſcher hinaus, und fragte ob es irgend Merkwürdiges

an dem Steinhaufen dorten gebe. „Nein," ſagte der Fuhrknecht, „das iſt eben nur ein Steinhaufen; aber die Bäume dorten, die ſind merkwürdig." — „Erzähl' mir das." — „Ja, die ſind höchſt merkwürdig," ſprach er. „Wenn im Winter der Schnee ſo hoch liegt, daß Alles wie in Eins verſchwimmt, da geben mir die Bäume ein Merkzeichen, danach ich mich richten kann, um nicht in die See zu fahren. Seht, darum ſind ſie merkwürdig." Und er kutſchirte weiter. Nun kam ein Maler. Seine Augen funkelten, er ſprach kein Wort, er pfiff nur ſo vor ſich hin. Die Nachtigallen ſangen, Eine immer gewaltiger als die Andre. „Haltet Euer Maul!" brach er plötzlich los, und notirte nun um ſo genauer alle Farben und Abſchattungen: „Blau, Lila, Dunkelbraun! das muß ein herrliches Gemälde geben!" Er faßte das Alles ſo auf, wie der Spiegel ein Bild, und pfiff zwiſchen durch einen Marſch von Roſſini. Wer zu allerletzt kam, das war ein armes Mädchen. Sie ruhete ſich auf dem Kämpfergrabe, und ſetzte ihre Laſt ab. Das lieblich bleiche Angeſicht neigte ſich lauſchend gegen den Hain hinab; ihr Auge funkelte, da ſie es wiederum über das Meer hin gegen den Himmel erhob. Ihre Hände falte-

ten ſich. Sie betete, glaub' ich, ihr Vater-Unſer. Nicht ſelbſt begriff ſie völlig das Gefühl, welches ſie durchſtrömte, aber ich weiß, daß annoch Jahr auf Jahr dieſe Minute, im Kreiſe der Natur umher, weit ſchöner, ja auch richtiger, als der Maler es in beſtimmten Farben niederſchrieb, ſie erinnernd umgeben wird. Meine Strahlen folgten ihr, bis die Tagesdämmerung ihre Stirne küßte."

Achter Abend.

Da gab es ſchweres Gewölk am Himmel. Der Mond kam durchaus nicht hervor. Ich ſtand zwiefach einſam in meiner kleinen Kammer, und ſah nach der Luftgegend, von wo er hätte erſcheinen ſollen. Meine Gedanken flogen fern, fern umher, hinauf zu dem erhabenen Freunde, der mir ſonſt ſo anmuthig allabends Geſchichten erzählte, und mir Bilder zeigte. Ja, was der nicht ſchon Alles erlebt hat! Er ſchwebte ja über der Sündfluth Wogen, und lächelte nieder auf die Arche, wie nun auf mich, und kündete den Troſt, eine neue Welt ſolle wiederum aufblühen dereinſt. — Als das Volk Israel weinend an den Waſſerflüſſen Babylons ſaß, ſchauete er wehmüthig durch das Gezweig, woran die Harfen hingen. — Als Romeo zum Balkon hinaufklomm und der Liebeskuß gleich einem Cherubsgedanken ſich von der Erde emporſchwang, ſtand das Mondesſchild halb verhüllt hinter den dunkeln Cypreſſen in dem

durchsichtigen Lüfteraum. Er hat den Helden auf St. Helena gesehen, wenn der von der einsamen Klippe hinausschaute über das Weltmeer, seine Brust von großen Gedanken geschwellt. Ja, was nicht kann Alles der Mond erzählen! Der Weltlauf ist eine Abenteuerkunde für ihn. Heute zu Nacht seh' ich Dich nun nicht mehr, alter Freund, und kann kein Erinnerungsbild an Deinen Besuch für dasmal aufzeichnen! — Und wie ich so träumerisch aufblickte nach dem Firmament, leuchtete mir es von dort. Es war ein Strahl des Mondes, jedoch erlosch er bald. Schwarze Gewölke glitten dazwischen. Aber es war denn doch ein Gruß gewesen, ein freundlicher Abendgruß, vom Monde mir dargebracht.

Neunter Abend.

Die Luft war wiederum klar. Mehre Abende waren inzwiſchen vergangen. Er ſtand im erſten Viertel. Ich empfing die Idee zu einer Skizze. — Vernehmt, was der Mond mir erzählte. —

„Ich folgte dem Polarvogel und dem ſchwimmenden Wallfiſch nach Grönlands öſtlicher Küſte. Nackte Felſen voll Eis und Gewölk umſchlieſſen ein Thal, wo Weidengeflecht und Blaubeerenkraut juſt in reichſter Blüthe ſtanden; die duftende Lychnis athmete ihren ſüſſen Hauch. Mein Licht war matt, bleich mein Schiff, wie das Akanthusblatt, ſeit Wochen auf dem Waſſer umgetrieben, von ſeinem Stengel abgeriſſen; die Nordlichtkrone brannte mit breitem Ring, und gleich wirbelnden Feuerſäulen gingen Strahlen davon aus über den ganzen Himmel, in Roth und Grün ſeltſamlich ſpielend. Die Nächſtwohnenden hatten ſich hier zu Tanz und aller Luſtigkeit verſammelt, aber Keiner, der etwa bewundernd

nach der ihnen gewohnten Pracht geſehn hätte. „Laſſet die Seelen der Todten nur Ball ſpielen mit den Köpfen der Wallroſſe!“ meinten ſie, ihrem Volksglauben gemäß, und hatten blos Sinn und Auge für Geſang und Tanz. Mitten im Kreiſe ſtand, ohne Pelz, ein Grönlandsmann mit ſeiner Handtrommel und ſtimmte einen Geſang an über den Seehundsfang, und der Reigen antwortete mit einem: „Eia, eia!“ ꝛc., und Alle hüpften in ihren weißen Pelzen rings rund herum im Kreiſe. Es war anzuſchauen, wie ein Bärenball. Augen und Köpfe bewegten ſich auf das keck verwunderlichſte. Nun hub Gericht und Urtheilsſpruch an. Die in Unfrieden Gekommenen traten vor, und der Beleidigte improviſirte ſeines Widerſachers Mängel, keck und ſpottend, und All das im Tanze zur Trommel. Der Angeklagte erwiederte eben ſo gewandt, während die Verſammlung lachte, und inzwiſchen das Urtheil ſprach. Von den Felſen erſcholl es wie ein Donner, denn die Eisfelder droben zerkrachten. Die ungeheuern Sturzmaſſen löſ'ten ſich im Niedergleiten zu Staub. Auf Grönland war's eine gar ſchöne Sommernacht. — Hundert Schritte davon, unter dem offnen Lederhautgezelte, lag ein Kranker. An-

noch rieſelte das Leben durch ſein warmes Blut, aber ſterben mußte er nun doch, denn er glaubte es, und auch Alle rings um ihn her glaubten es, weshalb ſeine Frau ſchon rings um ihn her den Lederbezug feſt zuſammennähete, damit ſie nachher den Todten nicht fürder anzurühren brauche, und ihn befragte: „Willſt Du hoch auf dem Felſen begraben werden, in den feſten Schnee? Ich will die Stätte mit Deinem Kajak und mit Deinen Pfeilen zieren. Der Angekobb mag dann tanzen überhin. Oder willſt Du lieber verſenkt ſein in das Meer?“ — „In's Meer!“ nickte er mit einem wehmüthigen Lächeln. „Ja, es iſt ein laues Sommergezelt;“ ſagte ſeine Frau. „Da hüpfen tauſend Seehunde, da ſchlafen Wallroſſe zu Deinen Füßen, und das Waidwerk iſt ſicher und ſehr vergnüglich dort.“ —

„Die Kinder jedoch riſſen jammernd das ausgeſpannte Fell von dem Eingange fort, damit man den Sterbenden zum Meere führen könne, zum ſchwellenden Meere, das ihm Nahrung im Leben bot, jetzt Ruhe im Tode bieten mag. Sein Grabdenkmal bilden die ſchwimmenden Eisfelder, wie ſie wechſelnd umziehen Tag und Nacht. Seehunde ſchlummern auf den Eisblöcken, Sturmvögel ziehen hoch darüber hin.“

Zehnter Abend.

„Ich habe eine alte Jungfer gekannt;“ ſagte der Mond. „Sie trug allwinterlich einen gelben Atlaspelz, den man immerdar neu heißen konnte, denn er blieb immerdar ihre einzige Mode. Jeden Sommer trug ſie denſelben Strohhut, und, wie ich meine, daſſelbe grau-blaue Kleid. Nur zu einer alten Freundin, ihr quer gegenüber wohnend, ging ſie aus, doch in den letzten Jahren that ſie auch das nicht mehr; denn die Freundin war geſtorben. Einſam geſchäftig trippelte meine alte Jungfer hinter dem Fenſter herum, wo den Sommer hindurch hübſche Blumen ſtanden, und im Winter ſchöne Kreſſe auf einem Hutfilzkopfe grünte. Während des letzten Monates ſaß ſie nicht mehr am Fenſter, aber daß ſie noch am Leben ſei, wußte ich wohl, denn ich hatte ſie noch nicht die große Reiſe machen ſehn, von der ſo oft zwiſchen ihr und ihrer Freundin die Rede geweſen war. „Ja,“ pflegte ſie dann zu ſagen, „wenn ich einſtmal ſterbe,

werde ich zu einer weitern Reiſe gelangen, als je bei meinen Leb'stagen. Sechs Meilen von hier liegt das Familien-Begräbniß, wohin man mich führen ſoll, damit ich dorten ruhe ſammt den Andren meines Geſchlechts." Geſtern Nachts hielt ein Wagen vor der Wohnung, und man trug einen Sarg heraus. Da wußte ich, daß ſie geſtorben ſei. Man häufte Stroh um den Sarg her, und fuhr von hinnen. So ſchlief nun die ſtille alte Jungfer, die während des letzten Jahres nicht aus dem Hauſe gekommen war, und der Wagen rollte zur Stadt hinaus, raſch, als gelt' es nur eben einer Luſtfahrt. Der Fuhrknecht ſah ſich mitunter ſcheu um; ich meine, es bangte ihn, er möge ſie dorthinten im gelben Atlaspelz auf der Sargkiſte ſitzen ſehn. Deshalb ſchlug er auch ſo unbedacht auf die Gäule los, und hielt ſie doch zugleich ſo ſtraff im Zügel, daß ihre Gebiſſe ſchäumten. Sie waren jung und raſch; ein Haſe ſprang über den Weg, und ſie gingen zügellos durch. Die ſtille, alte Jungfer, die, Jahraus, Jahrein, ſich nur langſam bewegt hatte, im Zirkelgange der Gewohnheit, fuhr nun als Leiche über Stock und Stein den offnen Landweg entlang. Der mit Matten umwundne Sarg ward emporgeſchleu-

dert, und lag auf der Fahrſtraße, während Gäule, Fuhrknecht und Wagen in wilder Flucht von hinnen jagten. Eine Lerche ſtieg ſingend aus dem Felde empor, zwitſcherte ihr Morgenlied über dem Sarg, und ſetzte ſich dann auf ihn nieder, mit dem Schnäblein an den Matten pickend, als wolle ſie die Puppe zerſtücken. Die Lerche ſtieg wiederum jubilirend empor, und ich verbarg mich hinter das röthelnde Morgengewölk."

Elfter Abend.

„Es galt ein Hochzeitfeſt," erzählte der Mond. „Lieder wurden geſungen, Trinkſprüche ausgebracht, Mitternacht war vorüber. Die Mutter küßte Bräutigam und Braut; ich ſah das Paar allein, aber die Gardinen waren beinah völlig zugezogen. Die Lampe beleuchtete das wohnliche Gemach. „Gott ſei Lob! ſie ſind fort;" ſagte er, und küßte ihr Hände und Lippen. Sie lächelte und weinte, ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt, bebend, wie die Lotosblume auf rinnender Woge ruht, und Beide ſprachen holde, lebensſeelige Worte. „Schlafe ſüß!" rief er aus, und ſie zog die Fenſtervorhänge zur Seite. „Wie lieblich doch der Mond ſcheint!" ſagte ſie. „Schau, wie ſtille, wie klar!" Und ſie löſchte die Lampe. Es ward dunkel in der hochzeitlichen Kammer, und dennoch ſtrahlte mein Licht, wie ſein Auge ſtrahlte. Weiblichkeit, küſſe du des Dichters Harfe, wann er von den Myſterien des Lebens ſingt!"

Zwölfter Abend.

„Ich will Dir ein Bild von Pompeji geben,“ ſagte der Mond. „Ich war in der Vorſtadt, in der Gräberſtraße, wie ſie's nennen, wo die ſchönen Monumente ſind, wo ehemals die jubelnden Jünglinge, Roſen um die Schläfe geflochten, mit den ſchönen Laisſchweſtern tanzten. Nun gab's da Todesſtellen. Deutſche Soldaten, im Neapolitaniſchen Sold, hielten Wacht, und ſpielten Karten oder Würfel. Eine Schaar Fremde, von jenſeit der Berge her, wandelte im Schutz der Wachen zur Stadt herein; in meinem vollklaren Lichte wollten ſie die aus dem Grabe erſtandene Stadt beſchauen, und ich zeigte ihnen die Spur der Wagengeleiſe in den mit breiten Lavaſteinen gepflaſterten Straßen. Ich zeigte ihnen die Namen an den Thüren und die annoch aushängenden Gewerbſchilder; ſie ſahen in den engen Höfen die Waſſerbehälter für Springbrunnen, mit Muſcheln und Conchylien ausgeziert; aber kein Waſſerſtrahl

mehr ſtieg empor, kein Sang ertönte mehr aus den reichbemalten Kammern, vor deren Thüren Hunde aus Metall Wache hielten. Es war die Stadt der Todten. Nur der Veſuv donnerte noch ſeinen ewigen Hymnus fürder, deſſen einzelne Strophen bei den Menſchen ein neuer Ausbruch heißen. Wir gingen zu dem Venustempel. Von ſchimmerweißem Marmor iſt er aufgeführt, ſammt ſeinem Hochaltar vorn an der breiten Treppe; zwiſchen den Säulen ſind friſche Trauerweiden aufgeſchoſſen. Die Luft war ganz durchſichtig blau, und im Hintergrunde ſtand der kohlenſchwarze Veſuv, aus dem die Gluth emporſtieg wie ein Pinienſtamm. Die beleuchtete Rauchwolke lag in der nächtigen Ruhe ſtill, wie eine Pinienkrone, aber blutigroth.

In der Geſellſchaft befand ſich eine Sängerin, eine echte und erhabene; ich habe geſehn, wie man ihr in Europa's ausgezeichnetſten Städten gehuldigt hat. Als ſie ſich dem tragiſchen Theater näherten, ſetzten ſie ſich auf des Amphitheaters Steintreppe, und ein kleiner Raum ward in der Weiſe ausgefüllt, wie ehedem das Ganze vor Jahrtauſenden. Noch ſtand ja die Bühne, wie dazumal, mit ihren gemauerten Seitenwänden feſt und mit den zwei Schwieb-

bogen im Hintergrunde, durch welche man immer noch dieſelbe Dekorazion gewahrte, wie in der Vorzeit: die Natur ſelbſt, uns darbietend die Berge zwiſchen Sorento und Amalfi. Die Sängerin beſtieg im Scherz die Bühne der alten Welt und ſang. Die Stätte begeiſterte ſie. Ich mußte an Arabiens freie Roſſe gedenken, wann ſie ſchnauben, die Mähne ſträuben und von hinnen ſprengen. Es war dieſelbe Leichtigkeit und Sicherheit. Ja, denken ſogar mußte ich an die Schmerzensmutter unter Golgatha's Kreuz, im ähnlich tief empfundenen Leid. Und ringsum ward es laut, wie hier vor Tauſend Jahren einſt, von Beifallsjubel und Händeklatſchen. „Glückliche! Himmliſchbegabte!“ riefen ſie Alle. Drei Minuten ſpäter war die Scene leer. Alle hinaus, kein Ton ward fürder vernommen. Die Geſellſchaft war von hinnen gewandelt, aber die Ruine ſtand, unverändert, wie ſie annoch durch Jahrhunderte ſtehn wird. Niemand weiß dann von dem augenblicklichen Beifall mehr, Niemand von der ſchönen Sängerin, von ihren Tönen und ihrem Lächeln, — Alles vergeſſen und vorüber. Selbſt für mich iſt jene Stunde nur eine ſchwindende Erinnerung.“

Dreizehnter Abend.

„Ich kuckte in das Fenſter eines Zeitungsredacteurs hinein," ſagte der Mond. „Es war in einer deutſchen Stadt. Hier gab es gute Meublen, mancherlei Bücher und ein Chaos von Zeitblättern. Mehre junge Männer waren im Zimmer. Der Redacteur ſelbſt ſtand am Pult; zwei kleine Bücher, beide von ungenannten Verfaſſern, ſollten angezeigt werden. — „Das Eine iſt mir zugeſandt," ſprach er. „Noch hab' ich's nicht geleſen, aber es iſt hübſch ausgeſtattet. Was ſagen Sie zu dem Inhalte?" — „O," ſagte der Eine, ſelbſt ein Dichter, „es iſt recht gut, Weniges ausgenommen, aber, Du lieber Gott, es iſt ein junger Menſch! Die Verſe könnten denn freilich auch ſchon was beſſer ſein. Die Gedanken ſind ganz geſund, dieſe denn allerdings ganz allgemeine Gedanken. Aber was ſoll man ſagen! Nicht immerdar findet man was Neues. Sie mögen ihn ſchon emporheben. Ich meine zwar mit ziemlicher

Beſtimmtheit, es wird als Dichter juſt nichts Groſſes aus ihm. Aber er hat Beleſenheit, iſt ein ausgezeichneter Orientaliſt, und zeigt ſelbſt ein ziemlich geſundes, kritiſches Urtheil. Es iſt er, welcher die hübſche Anzeige meiner: „Phantaſien über das heutige Leben" ſchrieb. Man muß ſich mild gegen einen Jüngling erweiſen."

„Aber der iſt ja ein reiner Eſel!" ſagte ein andrer Herr im Zimmer. „Nichts iſt ärger in der Poeſie, als Mittelmäßigkeit, und höher bringt er's nicht hinauf."

„Der ärmliche Burſch!" ſagte ein Dritter. „Und ſeine Tante iſt doch ſo glücklich über ihn. Es iſt dieſelbe, Herr Redacteur, welche ſo viele Subſcribenten geſammelt hat für Ihre letzte Ueberſetzung —"

„Die gute Frau! ja, ich habe hier das Buch ganz in der Kürze angezeigt. Unverkennbares Talent! Eine willkommne Gabe! Eine Blume im Garten der Poeſie; gut ausgeſteuert, u. ſ. w. Aber nun zu dem andern Buch. Das werd' ich wol gar noch kaufen ſollen. — Ich höre, es ſei belobt worden. Genie hat der Verfaſſer. Meinen Sie nicht auch?" —

„Nun, das ſchreien jetzt ja Alle aus," ſagte der Dichter. „Aber es geſtaltet ſich was wild damit

Die Interpunction iſt denn vollends höchſt genialiſch gerathen. Es kann ihm gut thun, durchgehechelt zu werden, und auch etwas geärgert. Sonſt bekommt er allzugroße Gedanken von ſich ſelbſt."

„Aber das iſt unbillig!" brach ein Vierter los. „Laßt uns nicht an kleinen Mängeln mäkeln, ſondern uns Freude finden an dem Guten, und deſſen wahrlich! iſt hier Viel. Er ſticht denn doch die Andren alleſammt aus."

„Behüt' uns der Himmel! Wenn er ein dermaßen echtes Genie iſt, wird er auch noch wol die ſcharfe Lauge gut genug überſtehen. Es giebt der Leute genug, die ihn privatim rühmen. Laſſet uns ihn nicht toll machen!"

„Unverkennbares Talent!" ſchrieb der Redacteur. „Die gewöhnlichen Nachläſſigkeiten. Daß er auch verunglückte Verſe ſchreiben kann, erweiſt Pagina Fünfundzwanzig, woſelbſt ſich zwei Hiatus befinden. Das Studium der Alten anempfohlen u. ſ. w." — „Ich ging fürder," ſagte der Mond, „und ſchauete durch das Fenſter in das Haus der Tante hinein. Da ſaß der verehrte Dichter; der Zahme, mein' ich, gehuldigt durch all die zuſammengebetenen Gäſte, und war glücklich."

„Ich ſuchte den andren Dichter auf, den Wilden. Der war gleichfalls in einer groſsen Geſellſchaft, und zwar bei einem Beſchützer, wo von des andren Dichters Buche die Rede war. — „Ich werde auch noch das Ihrige leſen," ſagte der Mäcen, „aber ehrlich geſagt, — Sie wiſſen, ich ſpreche nie anders, wie ich's meine, — ich erwarte nicht eben viel davon. Es iſt mir zu wild, zu phantaſtiſch. Aber gern geſteh' ich's ein, als Menſch ſind Sie höchſt reſpektabel." Ein junges Mädchen ſaſs im Winkel, und las in einem Buche:

„In den Staub mit der Anmuth Glorie!
Staubwerk prang' ohne Scheu,
Das iſt eine alte Hiſtorie,
Sie wird aber täglich neu."

Vierzehnter Abend.

Der Mond erzählte: „Am Waldwege liegen zwei Bauernhütten, ihre Thüren niedrig, die Fenſter bald hoch, bald tief geſtellt; und um ſie her ranken ſich Weißdorn und Berberiſſe. Das mooſige Dach iſt mit gelben Blumen bewachſen und mit Hauslaub. In dem kleinen Garten giebt es nur Grünkohl und Kartoffeln, aber am Zaune blühet ein Flieder, und unter ihm ſaß ein kleines Mädchen. Sie heftete ihre Augen auf den alten Eichbaum zwiſchen den Häuſern. Der hat einen hohen, faſt erſtorbenen Stamm, oben am Wipfel abgeſägt, und dorten hat der Storch ſein Neſt hingebaut. Er ſtand juſt oben, und klapperte mit dem Schnabel. Ein kleiner Burſch kam heraus, und ſtellte ſich neben das Mädchen. Sie waren Bruder und Schweſter. „Wonach ſiehſt Du?“ fragte er. — „Ich ſehe nach dem Storch,“ ſagte ſie. „Die Nachbarin hat mir geſagt, daß der noch heut Abend uns einen kleinen Bruder bringen wird, oder

eine kleine Schweſter. Nun will ich aufpaſſen, damit ich ſie ſehe, wann ſie kommen.“ — „Der Storch bringt gar nichts;“ ſagte der Junge. „Du kannſt es glauben, die Nachbarin hat auch mir das vorerzählt, aber ſie lachte, indem ſie ſo redete; und da fragte ich ſie, ob ſie dazu ſprechen dürfte: „wahrhaftigen Gott!“ — Das durfte ſie nicht, und nun weiß ich wohl, mit dem Storch iſt es nur ſo was, wie man es uns Kindern einbildet.“ — „Aber woher ſoll denn ſonſt nur das kleine Kind kommen?“ ſagte das Mädchen. — „Das bringt unſer Herr mit;“ ſagte der Knabe. „Gott hat es unter ſeinem Mantel, aber kein Menſch kann Gott ſehen. Und deshalb können wir auch nicht ſehen, daß Er es bringt.“ — Jetzt wehete es in den Zweigen des Fliederbaums. Die Kinder falteten die Hände und ſahen einander an. Das war gewißlich Gott, der mit dem Kindlein kam. — Und ſie faßten einander bei den Händen. Die Hausthür ging auf. Da ſagte die Nachbarin: „Kommt nun herein, und ſeht, was der Storch gebracht hat; es iſt ein kleiner Bruder.“ — Und die Kinder nickten bejahend; ſie wußten ja ſchon, er war gekommen.“

Funfzehnter Abend.

„Ich glitt hin über die Lüneburger-Haide;“ ſagte der Mond. „Dort lag eine einſame Hütte am Wege. Einige dürre Gebüſche ſtanden ringsumher, und drinnen ſang eine Nachtigall, die ſich verflogen hatte. In der Nachtkühle muſte ſie verkommen; ihr Schwanenſang war's, den ich vernahm. Da ſtieg die Morgendämmerung auf, und eine Caravane ausgewanderter Bauern-Familien kam heran, nach Bremen oder Hamburg ſich richtend, um mit einem Schiffe nach Amerika zu gelangen, wo das Glück emporblühen ſollte. Die Weiber trugen ihre kleinſten Kindlein auf dem Rücken, die gröſeren hüpften beiher; ein kläglicher Gaul ſchleppte auf einem Karren einzelne Stücken Hausgeräth. Der Wind blies kalt; deshalb klammerte das kleine Mädchen ſich dichter an die Mutter, die zu meiner im Abnehmen begriffenen Rundſcheibe aufblickte, und der bittern Noth gedachte, die ſie in der Heimath erlitten, wegen der

ſchweren unbezahlbaren Steuern. Ihre Gedanken waren die der geſammten Caravane. Der röthliche Tagesſchimmer leuchtete deshalb wie der Verheißungs-Gruß einer Glückesſonne, die wiederum aufſteigen werde. Sie hörten die ſterbende Nachtigall ſingen; ihnen galt ſie für keinen falſchen Propheten, ſondern für einen Verkünder des Glückes. Der Wind pfiff; deſſen Weiſſagung verſtanden ſie nicht: „Seegelt nur hin über's Meer! Die lange Ueberfahrt habt Ihr ja bezahlt mit Allem, was Euer war; arm und hülflos werdet Ihr's betreten, Euer Kanaans-Land. Da mögt Ihr Euch ſelbſt verhandeln, Eure Weiber und Eure Kinder. Doch allzulange duldet Ihr nicht. Hinter dem breiten, duftenden Blatte ſitzt die Todesgöttin. Ihr Willkommsgruß hauchet tödtliche Fieber in Euer Blut. Fahret denn hin! Fahret hin über die ſchwellenden Wogen!“ — Und die Caravane lauſchte heiter auf den Nachtigallſang; — der bedeute ja Glück! Der Tag leuchtete aus leichten Schleiern auf. Die Bauersleute gingen über die Haide zur Kirche. Die ſchwarzgekleideten Frauen, das weiße Linnen dicht um's Haupt gewunden, glichen Erſcheinungen, aus alten Kirchenbildern herausgeſtiegen. Rings lag die weite,

todte Umgebung: das welke, braune Haidekraut, dunkle, abgeſengte Ebenen zwiſchen weißen Sandhügeln. Die Frauen, ihr Pſalmenbuch in Händen, wanderten zur Kirche. O betet! Betet für die, welche zum Grabe wallen, Ihr dieſſeit der ſchwellenden Wogen!“

Sechzehnter Abend.

„Ich kenne einen Pulcinella;“ ſagte der Mond. „Das Publikum jubelt, ſo oft es ihn ſieht. Jede ſeiner Bewegungen iſt komiſch, und bringt das Haus zum gellenden Gelächter, und dennoch iſt nichts darauf berechnet; 's iſt eben nur ſeine Eigenthümlichkeit. Als er noch klein war, und ſich mit andren Knaben herumtummelte, damals ſchon war er ein Pulcinella. Die Natur hatte ihn dazu geſtempelt, indem ſie ihm einen Buckel auf den Rücken ſetzte und einen auf die Bruſt. Das Inn're dagegen, das Seeliſche, — ja, das war allerdings reichlich ausgeſtattet. Niemand trug in ſich ein tieferes Empfinden, eine kräftigere Elaſtizität im Geiſt, als eben er. Die Schaubühne war ſeine Idealwelt. Wär' er ſchlank und hübſch gebildet geweſen, ihn hätte jegliche Bühne als den erſten Tragiker anerkannt. Das Hereiſche, das Große erfüllte ſeine ganze Seele,

und dennoch mußte er zum Pulcinella werden. Selbſt ſein Schmerz, ſeine Melancholie, — es erhöhete die komiſche Trockenheit im ſcharfgezeichneten Antlitz, und erweckte das Gelächter eines empfänglichen Publikums, das ſeinen Liebling beklatſchte. Die liebliche Colombine war ihm freundlich und gut, aber zog es doch vor, ſich dem Arlechino zu ergeben. Es wäre doch allzukomiſch in der Wirklichkeit herausgekommen, hätten: „Die Schöne und das Monſtrum" ſich mit einander verbunden. War der Pulcinella recht mißmuthig, ſo war ſie die Einzige, die ihn zum Lächeln bringen konnte, ja zum lauten Gelächter ſogar. Erſt war ſie melancholiſch gleich ihm, dann etwas ruhiger, endlich aber überſtrömend von Spaß. „Ich weiß wohl, was Euch fehlet!" ſagte ſie dann. „Lieb' iſt's, und Lieb' allein" — und dann mußte er lachen. „Lieb' und ich!" brach er dann los. „Das müßte ſich drollig ausnehmen. Wie würde das Publikum mächtig applaudiren!" — „Das iſt die Lieb' allein!" wiederholte ſie mit komiſchem Pathos: „Sie lieben, — lieben mich!" — Ja, ſo dürfen die Leute ſchon ſprechen, wenn ſie ſich einbilden, daß es bei dem Andern gar keine Liebe giebt. Und Pulcinella ſprang hoch in die Luft vor

Lachen; und die Melancholie war fort. Und dennoch hatte ſie die Wahrheit geſprochen. Er liebte ſie, liebte ſie echt und innig, wie er alles Erhabne und Schöne in der Kunſt liebte. An ihrem Hochzeitstag war er die luſtigſte Figur; aber in der Nacht weinte er. Hätte das Publikum ſein verzerrtes Antlitz geſehn, es hätte in die Hände geklatſcht. — Vor Kurzem iſt Colombine geſtorben. Am Begräbnißtage blieb dem Arlechino das Erſcheinen auf den Brettern erlaſſen. War er ja doch ein betrübter Wittwer. Der Directeur aber mußte recht was Luſtiges geben, damit das Publikum deſto minder die hübſche Colombine vermiſſe und den flinken Arlechino. So mußte denn alſo der flinke Pulcinella doppelt luſtig ſein. Er tanzte und ſprang, die Verzweiflung in ſeinem Herzen, und Alles klatſchte und jubelte: „bravo, bravissimo!“ Der Pulcinella ward herausgerufen. O, er war ganz unbezahlbar! — Geſtern Nacht nach der Vorſtellung, wandelte der kleine Unhold aus der Stadt, hin nach dem einſamlichen Kirchhof. Der Blumenkranz auf Colombinens Grab war ſchon verwelkt. Dorthin ſetzte er ſich; man hätt' es ſchon malen mögen; die Hand unter dem Kinn, die Augen nach mir empor; ein

Pulcinella auf dem Grabe, eigenthümlich und komiſch. Hätte das Publikum ſeinen Liebling geſehn, es würde applaudirt haben: „bravo, Pulcinella, bravo, bravissimo!“ —

Siebzehnter Abend.

Hört, was der Mond zunächſt erzählte: „Wohl ſah ich's oft ſchon, wie Kadetten Offiziere geworden waren, und zuerſt in ihrer prächtigſten Kriegstracht prangten; junge Mädchen ſah ich in ihrem Ballſtaat; des Fürſten junge Braut in ihrem Feſtſchmuck beglückt; aber Niemands Glückſeeligkeit läßt ſich vergleichen mit der, die ich geſtern Abend an einem Kinde wahrnahm, einem kleinen vierjährigen Mägdlein. Man hatte ihr ein neues blaues Kleidchen geſchenkt, einen neuen roſefarbenen Hut; der Schmuck war bereits angelegt, und nun rief Alles nach Licht, denn die durch's Fenſter leuchtenden Mondesſtrahlen waren viel zu geringe. Alles mußte noch anderweitig beleuchtet werden. Da ſtand das kleine Mädchen, ſteif, wie ein Döckchen. Die Ärmchen ängſtlich weit vom Kleidchen abgeſperrt, die Fingerchen weit von einander ausgeſpannt, und o! wie ihre Augen, wie alle Züge ihres Antlitzes ſtrahlten von Beglückung!

„Morgen ſollſt Du ausgehn!“ ſagte die Mutter, und die Kleine blickte nach ihrem Hut empor, blickte nach ihrem Kleidchen nieder, und lächelte glückſeelig. „Mutter,“ ſagte ſie, „was werden die Hunde denken, wenn ſie mich in alle dem Schmuck ſehn!“ —

Achtzehnter Abend.

„Ich habe," ſagte der Mond, „Dir was erzählt von Pompeji, dieſer Leiche einer Stadt, wiederum mit-aufgeſtellt in die Reihe der lebendigen Städte, — ich kenne noch eine andre weit ſeltſamere; die iſt keine Leiche, wohl aber das Spukbild einer Stadt. Ueberall, wo die Springbrunnen in Marmorbecken plätſchern, iſt mir es, als höre ich Abenteuerkunden von der ſchwimmenden Stadt. Ja, der Waſſerſtrahl mag erzählen von ihr, ſingen das Strandgewoge von ihr. Ueber der Meeresfläche ſchwebt oftmal ein Nebel; das iſt ihr Wittwenſchleier. Der Bräutigam des Meeres iſt todt. Seine Burg und Stadt ſind nur noch ein Mauſoleum. Kenneſt Du dieſe Stadt? Nimmer hörte ſie das Wagenrollen-Geraſſel oder den Hufſchlag der Roſſe in ihren Straßen. Fiſche nur ſchwimmen dort, und geſpenſtiſch fliegen ſchwarze Gondeln hin über das grüne Gewäſſer. Ich will" — ſo ſprach der Mond fürder — „Dir das Forum

der Stadt zeigen, ihren Hauptplatz, und Du meinſt, in einer Mährchenſtadt zu ſein. Gras zwiſchen den breiten Flieſen ſprießt auf, und in der Morgendämmerung flattern da Tauſende von Tauben rings um den freiſtehenden Thurm. Von drei Seiten her umgeben Dich Bogengänge. Der Türk mit ſeiner langen Pfeife ſitzt regungslos darunter; der hübſche Griechenjüngling lehnt ſich an eine Säule, und blickt nach den aufgeſtellten Trophäen; nach den hohen Maſten, den Denkmalen einer alten Macht. Die Flaggen hängen gleich Trauerflören hernieder von ihnen. Ein Mädchen ruht ſich dorten. Die ſchwer mit Waſſer gefüllten Eimer hat ſie niedergeſetzt. Die Trage, woran ſie geführt werden, hängt noch auf ihren Schultern. Sie lehnt ſich an die Siegs-Maſten. Das Alles iſt kein Feien-Schloß, aber es iſt eine Kirche, was Du vor Dir ſiehſt! Die vergoldeten Kuppeln, die goldnen Kugeln ringsum ſtrahlen in meinem Licht. Die prachtvollen Erzroſſe da droben haben Reiſe-Fahrten gemacht, wie die Erzroſſe in den Zaubermährchen; dorthin ſind ſie gefahren, weit in die Ferne von hier, und nun wiederum zurück. Siehſt Du die farbighelle Pracht an den Mauern und auf den Fenſterſcheiben? Iſt's doch, als ob

ein Genius ſich gefügt hätte in eines Kindes Begehr, um dieſen ſeltſamlichen Tempel auszuſchmücken. Siehſt Du auf der Säule dorten den beflügelten Löwen? Goldig glänzet er noch, aber die Fittige ſind ihm gebunden. Der Löwe iſt todt, denn des Meeres König iſt todt. Öd' und leer iſt es in den weiten Hallen, und wo ehedem die köſtlichen Bilder hingen, klafft nun die nackte Mauer vor. Lazaroni ſchlafen unter den Schwibbogen, deren Pflaſter einſt nur der hohe Adel betreten durfte. Aus den tiefen Brunnen, oder aus den Bleikammern, nahe an der Seufzerbrücke, hallet manchmal ein Seufzer, wo damals Tamburinenklänge aus den geſchmückten Gondeln tönten, als der Brautring aus dem glänzenden Bucentauro zur Adria flog, der verlobten Meereskönigin. Adria, hülle Dich in Nebel! Ziehe Wittwenſchleier über Deine Bruſt, und hänge ſie über Deines Bräutigams Mauſoleum, das marmorerbauete, geſpenſthafte Venedig!" —

Neunzehnter Abend.

„Ich ſah auf ein großes Theater nieder," ſagte der Mond. „Das ganze Haus war mit Zuſchauern gefüllt, denn ein neuer Schauſpieler debütirte. Mein Strahl glitt an einem kleinen Wandfenſter hin. Ein geſchminktes Antlitz drückte die Stirn gegen die Scheiben. Es war der Held dieſes Abends. Der ritterliche Bart krauſete ſich um das Kinn, aber in des Mannes Augen ſtanden Thränen, denn er war ausgepfiffen, und zwar ausgepfiffen mit Grund. Armer Burſch! Aber das Ärmliche findet nun einmal keine Duldung im Reiche der Kunſt. Er hatte tiefes Gefühl, und liebte die Kunſt mit Begeiſterung. Aber die Kunſt liebte nicht ihn. — Abermals gellte die Glocke des Regiſſeurs. — In der Rolle ſtand: „Keck und muthig tritt der Held hervor." — Hervortreten ſollte er vor ein Publikum, dem er zum Gelächter galt. — Als das Stück beendet war, ſah ich einen Mann, in einen Mantel gehüllt, ſich die

Treppe hinunterſchleichen. Er war es, der zermalmte Ritter dieſes Abends; die Maſchinenleute flüſterten untereinander. Ich folgte dem armen Sünder in die Kammer ſeiner Behauſung hinauf. Sich hängen, iſt ein unſchöner Tod, und Gift hat man nicht allzeit zur Hand. Ich weiß, er dachte an beide Wege. Ich ſah, er ſpiegelte ſein bleiches Antlitz, und blinzelte durch halbgeſchloſſene Augen, ob er ſich als Leiche gut ausnehmen werde. Ein Menſch kann höchſt unglücklich ſein, und doch zu ſelbiger Zeit höchſt affektirt. Er dachte an Tod, an Selbſtmord, ich meine, er beweinte ſich ſelbſt. Er weinte bitterlich, und wenn man ſich erſt recht ausgeweint hat, ermordet man ſich nicht. Ein ganzes Jahr ſeither iſt vergangen. Wiederum galt es ein Schauſpiel, aber auf einer kleinen Bühne. Eine ärmlich umreiſende Truppe war's. Wiederum ſah ich das bekannte Antlitz, die geſchminkten Wangen, den gekrauſeten Bart. Abermal blickte er nach mir herauf, lächelte, — und dennoch war er auf's Neue ausgepfiffen, vor kaum nur erſt einer Minute ausgepfiffen, ausgepfiffen auf einer ruppigen Bühne, von einem ruppigen Publikum! — Selbigen Abends fuhr ein ärmlicher Leichenwagen aus dem Stadtthor,

kein andrer Wagen folgte. Ein Selbſtmörder war es; nämlich unſer geſchminkter, ausgepfiffener Held. Der Kutſcher auf dem Bock war der einzige Geleitsmann. Niemand folgte, Niemand, als nur der Mond. In einem Winkel an der Kirchhofsmauer haben ſie den Selbſtmörder verſcharrt. Dort werden bald Neſſeln aufſchießen, dort wird der Todtengräber Dornen und Unkraut hinſchleudern, ausgerodet von den Grüften der Andren."

Zwanzigſter Abend.

„Aus Rom komm' ich," ſagte der Mond. „Dort, mitten in der Stadt, auf einem der ſieben Hügel, liegen die Ruinen der Kaiſerburg. Wilde Feigenbäume wachſen in drei Mauerſpalten, und bedecken das nackte Gemäuer mit ihren breiten, graugrünen Blättern. Zwiſchen Schutthaufen treten Eſel auf grüne Lorbeergeflechte, und erquicken ſich an der fruchtleeren Diſtel. Hier, von wo einſt Roma's Adler hinausflogen über die Welt, kamen, ſahen und ſiegten, — hier führt nun der Eingang durch ein kleines ärmliches Haus, aus Lehm zwiſchen zwei gebrochne Marmorſäulen eingeklebt. Weinranken hängen, gleich Trauergewinden, über das verſchobne Fenſterlein herab. Eine alte Frau, nebſt ihrer kleinen Enkeltochter wohnt darin. Die Beiden herrſchen jetzt in der Kaiſerburg, und zeigen hier den Fremden die geſunkene Stätte. Von dem reichen Thronſaal iſt nur noch eine nackte Wand übrig.

und eine dunkle Cypreſſe zeigt mit ihrem langen Schatten dorthin, wo ehemal der Thron geſtanden hat. Erde liegt Ellenhoch über dem zerſprengten Fußboden. Dorten ſitzt das kleine Mädchen, jetzt Tochter der Kaiſerburg, oftmal auf ihrem Schemel, wann die Abendglocke läutet. Das Schlüſſelloch in einer Thüre dicht daneben heißt ſie ihren Balkon, weil ſie dahindurch über das halbe Rom hinblicken kann, und über der Peterskirche mächtige Kuppel. Still, wie immer, war es dorten auch an dieſem Abend, und in meinem vollklaren Licht kam von unten herauf das kleine Mädchen. Auf ihrem Haupte trug ſie einen antik geformten Lehm-Krug mit Waſſer; ſie ging barfuß. Das Röckchen und die Hemdärmelchen waren zerriſſen. Ich küßte des Kindleins feine, runde Schultern, die ſchwarzen Augen und das dunkle, leuchtende Haar. Sie ſtieg die ſteile Treppe des Hauſes hinan, geformt aus Mauerbrüchen und einem zertrümmerten Kapitäl. Die buntfarbigen Eidechſen fuhren ſcheu an ihren Füßchen vorüber, aber es erſchreckte ſie nicht. Schon hob ſie die Hand, um an der Thüre zu ſchellen. Dort hing ein Haſenfuß an einem Bindfaden, jetzt bildend den Klingelzug zur Kaiſerburg. Sie ſtand einen

Augenblick; — woran mochte ſie denken? Mag ſein an das ſchöne Jeſuskind, gekleidet in Silber und Gold, dort unten in der Kapelle, wo die Silberlampen ſtrahlten, wo ihre Freundinnen den Geſang anſtimmten, auch ihr liebwohlbekannt. Ich weiß es nicht. Aber ſie bewegte ſich abermal und wankte. Der Lehmkrug fiel von ihrem Haupt, und zerbrach auf dem gereiften Marmelgeſtein. Sie brach in Thränen aus. Der Kaiſerburg liebliche Tochter weinte über den ärmlichen, zertrümmerten Lehmkrug. Barfüßig ſtand ſie und weinte, und wagte nicht an dem Bindfaden zu ziehen, dem Glockenſtrang zur Kaiſerburg."

Bei Wilhelm Beſſer iſt kürzlich erſchienen:

Jacob Grimm

Frau Aventiure klopfet an Deneke's Thür.

3. Auguſt 1842.

H. C. Andersen.

In Spanien.

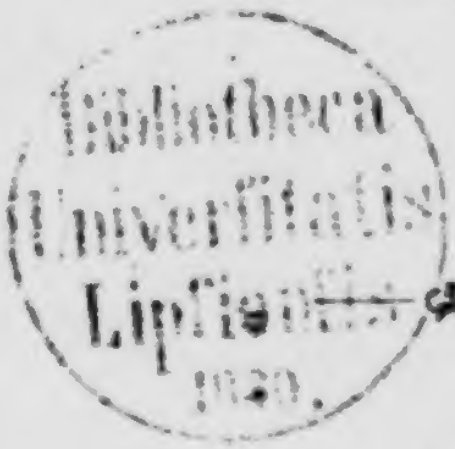
In Spanien.

Von

H. C. Anderſen.

3625

Deutſche, vom Verfaſſer beſorgte Original-Ausgabe.



Leipzig.
L. Wiedemann.

I.

Eintritt in Spanien.

Als in Europa die Eisenbahnen eröffnet wurden, erhoben die Leute ein Geschrei, daß es mit der alten, schönen Art und Weise zu reisen vorbei sei, die Reise-Poesie sei verschwunden, der Zauber dahin. Grade damals begann der Zauber. Jetzt fliegen wir auf den Flügeln des Dampfes und vor uns und rings um uns her taucht Bild auf Bild herauf in reicher Abwechselung; wie Bouquets werden uns bald ein ganzer Wald, bald eine Stadt, bald Berge und Thäler zugeworfen. Wir können aussteigen und bei dem Schönen verweilen, an dem Langweiligen vorüberfliegen, mit dem schnellen Flug des Vogels das Ziel erreichen; ist das nicht wie Zauberei?

Erfrischt wird der Geist und bereichert mit Bildern!
O ärmliche Sprache, wie könnt'st Du das schildern!
So süß ist's zu jubeln im frohen Gewimmel,
Dir Dank für mein Glück, Dir, o Vater! im Himmel.

So sang und klang es in mir und aus mir.
Durch Deutschland, die Schweiz, in Frankreich

hinein war der Flug ſchon zu Ende; das Ziel der Reiſe lag vor mir: das ſchöne, nur noch wenig beſuchte Spanien; ich ſah ſchon die blauen Berge, die Pyrenäen.

In Frankreich, bei Perpignan, hatte es ein Ende mit den Eiſenbahnen; allein von hier aus ſind nur wenige Stunden Weges nach Spanien hinein. Von dem Reiſen dort waren mir die abſchreckendſten Schilderungen gemacht worden; die Poſtwagen hatte man als Torturkaſten beſchrieben, als große ſchwere Omnibuſſe, in die nur von einer Seite hinein zu gelangen ſei, ſo daß man nicht heraus könne, wenn der Wagen zufällig nach der Seite umwerfe, und umwerfen thäte er auf jeder Tour. Die Proteſtanten ſeien in dieſem Lande Hohn und Verfolgung ausgeſetzt, wie die Heiden; fortwährend ſei man den Ueberfällen von Räubern ausgeſetzt, und was die Nahrungsmittel beträfe, ſo ſei das Eſſen gar nicht zu genießen! Ja, das hörte ich erzählen, das las ich, und dem Allen ging ich nun entgegen. In Perpignan, wo die Eiſenbahn aufhörte, ſollte ich alſo nun die eigentliche Reiſe antreten, ich ſollte wieder einmal in das poetiſche Fuhrwerk unſerer alten poetiſchen Zeit hinein, und ich bin nicht genug Poet, um mich an der guten alten Zeit zu erwärmen, ich liebe mehr die neue mit all dem Segen, den ſie bringt; allein ich mußte nun einmal in die alte Zeit hinein, da half kein Maulſpitzen.

Um drei Uhr des Morgens geht die Post, die Diligence ab; um drei Uhr fahren, heißt um Zwei aufstehen, und man könnte sich füglich das Niederlegen ersparen; ich legte mich aber doch und schlief in halben Portionen, erhob mich, sah auf die Uhr, sah den Sternenhimmel an; um halb Drei weckte ich die Leute im Hause, die um die Zeit mich hätten wecken sollen; ein Trunk kalten Wassers war Alles, was um diese Zeit aufzutreiben war, und nun wanderten ich und mein Reisegenosse, Jonas Collin aus Kopenhagen, nach dem Diligence-Bureau, einem großen, finstern Stallgebäude in der engen Gasse. Hier stand auf einer großen Tonne ein flammendes Licht, bei dessen Schein wir sechs Diligencen, dicht an einander gereiht, erblickten; für die vielen Menschen, die von hier aus abreisen wollten, gab es keinen Platz. Allmälig langten die Mitreisenden an, bald der Eine, bald der Andere, Niemand kannte sich, Einer sprach nicht zum Andern; Einer setzte sich auf eine umgeworfene Kiste, ein Anderer auf einen Koffer, ein Dritter verschwand zwischen dem an der Wand hängenden Pferdegeschirr und mehr denn Einer verlor sich in den finsteren Winkeln des Schuppens. Der Wagen ward mit Gütern und mit Menschen beladen, zwölf Pferde, behangen mit klingenden Schellen, wurden ihm vorgespannt, es war großartig! Ich war in einem Coupé bei einer Mutter nebst Tochter placirt, beide Spanierinnen, und in unerlaubt großen Crinolinen steckend,

mir war zu Muthe, als ſäße ich auf dem Rande eines Ballons, der gefüllt würde.

Die Peitſche knallte, wir rollten dahin um eine Straßenecke nach der anderen in den ſchmalen Gaſſen, über Feſtungsbrücken, durch Feſtungswerke, durch Umgebungen hindurch, die als Theaterdecorationen zu einem mittelalterlichen Drama gemalt werden könnten. Endlich lag die offene breite Landſtraße vor uns; Senora ſchlief, ſie träumte ſicherlich von ihrem ſchönen Spanien, wo ſie geliebt hatte, ſie hatte ja eine Tochter; auch ich träumte von Spanien, träumte mit offenen Augen und wachen Gedanken, erwartungsvoll Deſſen harrend, das ſich vor meinen Blicken aufrollen würde. Die Tochter ſchlief weder noch träumte ſie; ihre Gedanken befanden ſich in der kleinen Reiſetaſche oder dem großen Strickbeutel, den ſie in der Hand hielt; ihre Gedanken waren in dem Beutel, den hob ſie, den rückte ſie hin und her, mit dem beläſtigte ſie mich; ich hatte mich ſchon an den Druck der Crinoline gewöhnt. Was mochte wohl in dem Beutel ſtecken, und was mochte wohl jenſeit der Pyrenäen liegen? Ja, dieſe beiden Gedanken lagen bei mir gleichſam in einer Windel zuſammen.

Eine grell leuchtende Laterne vorne am Wagen erhellte den Weg und deſſen Alleen von Pinien und Platanen, ein wenig entfernter ſtanden als Ausrufungszeichen die ſchlanken Cypreſſen; zuſammengeſchlagene Regenſchirme hat man ſie genannt, und

hier in der wolkenfreien leichten Luft ſchien es auch als riefen ſie mir zu: es iſt jetzt vorbei mit Regen und Nebel, laß nur den Regenſchirm zuſammengefaltet ſein, Du fliegſt hier in das ſonnige Spanien hinein. Das Laternenlicht beſtrahlte die Regenſchirme, das heißt die Cypreſſen, aber weiter reichte es auch nicht; das Tohuwabohu, das Chaotiſche, in die Finſterniß Verſchwindende, das Geheimnißvolle war die Umzäunung unſerer Welt; von Dem, was hinter derſelben lag, wußten wir gerade ebenſo wenig als ich wußte, was in dem Beutel der Jungfrau lag; aber ich konnte mir ja das Köſtlichſte in dieſem Beutel denken, nicht Gold oder Silber in geprägter Münze, nicht Duros oder Realen, keine ſtrahlenden Schmuckſachen, keinen Pariſer Damenputz, der über die Grenze geſchmuggelt werden ſollte, — nein, die Augen eines Dichters dringen bald durch einen gewöhnlichen Strickbeutel hindurch. Ich ſah ſchon was d'rin ſaß: einen ganzen Mann, einen guten Freund, einen Menſchen, wie es keinen zweiten giebt, in Photographie, vom friſirten Haar bis zur blankpolirten Stiefelſpitze herab, außerordentlich wohlgebildet, und doch in eigener Perſon noch ſchöner. Ich, an der Seite ſeiner Geliebten, genirte ihn, und nun genirte er als Conterfei in ſeinem Futteral, dem großen zur Reiſetaſche entwickelten Strickbeutel, wiederum mich; bald knuffte er mich in den Magen, bald legte er ſich auf meine Bruſt, je nachdem die junge ſpaniſche Jungfrau dieſe oder jene gewiß höchſt

plaſtiſche Stellung einnahm, immer ihren Schatz feſthaltend, während Mama ſchlief und Rouladen zum Beſten gab, ſolche, wie eben ein Schlafender ſie giebt, wenn ihm das Athemholen beſchwerlich wird.

Im Oſten, in der Richtung nach dem mittelländiſchen Meere, flimmerte ein Stern dermaßen wunderbar groß und hell, daß ich in Zweifel war, ob ich einen Stern oder das Blinkfeuer eines Leuchtthurmes ſähe. Schon lange hatte ich den Wunſch gehegt, ein Geſpräch mit der jungen Spanierin anzuknüpfen, meinen ganzen ſpaniſchen Wortſchatz, faſt hundert gangbare Gloſſen, in eine Redefigur zu geſtalten, und ich beſitze dazu eine Art von Talent. Wußte ich nun auch nicht, wie ein Leuchtthurm auf Spaniſch hieße, ſo wußte ich dafür das Wort für Stern, und ſo ſagte ich eben was ich wußte: „estrella!“ und das Wort ſchlug ein und zündete den Redefaden bei der jungen Spanierin an, ſie ſprach: es war ein ſprudelnder Quell, ich verſtand kein Wort von Dem, was ſie ſagte. Als der Tag zu dämmern begann, erblickte ich das Meer und ſagte: „el mar!“ und nun begann die Converſation. „Inglés?“ ſagte ſie. „Danés!“ ſagte ich, und ein Geſpräch war angeknüpft, das heißt, ich gab das Stichwort, ſie ſpann den Faden weiter. Ich ſagte: „La poesia de la Espana, Cervantes, Calderon, Moreto —!“ ich nannte nur die Namen, und bei Nennung jedes Namens ſchwoll ihre Beredtheit, ſo daß zuletzt Mama erwachte, der ſie nun erzählte, daß ich ſie

höchſt intereſſant von der ſpaniſchen Literatur unterhalten habe, aber ſie war es, die geſprochen hatte, denn ich konnte nicht ſprechen.

Ein Stück Alpenland, ein mächtiger Schneeberg, erhob ſich vor uns, die aufgehende Sonne warf dort plötzlich ihre Strahlen auf den weißen Schnee, der Berggipfel wurde wie ein glühendes Eiſen, dem ganzen Berge theilte dieſe Gluth und dieſer Glanz ſich mit, und als die Sonne höher ſtieg und die Gluth des Schnee's erloſch, behielt der untere Theil des Berges und das vor Kurzem nächtlich finſtere Thal noch lange einen violetrothen Schimmer. Es war ein Anblick ſonder Gleichen, es war eine Ouverture in Farben zu dem Spanien-Drama, das nun für uns begann.

Der Weg führt immer höher aufwärts, die Mehrzahl der Paſſagiere ſtieg aus dem Wagen; wir gingen zu Fuß in der friſchen Morgenluft eine lange immer emporſteigende Strecke zwiſchen nackten Felsblöcken, und ehe ich's verſah, waren wir aus Frankreich heraus; die Peitſche knallte, der Wagen rollte, — wo blieben die hohen Pyrenäen!

Wir waren in Spanien, befanden uns in der erſten ſpaniſchen Grenzſtadt la Junquera! Die Viſitation, die inquiſitoriſch empörend geſchildert worden war, fanden wir human; es gab jedoch hier noch die Beläſtigung der alten Zeit durch Paßviſa, die Gebühren waren die Hauptſache. Wir tranken unſere

Chocolate auf offener Straße, die Reiſeſachen wurden wieder auf den Wagen geſtapelt, die Paſſagiere wie vorher zuſammengepfercht, der Raum ſchien kleiner, die Sitze härter geworden, die Sonnenſtrahlen fielen uns jetzt grade in die Augen, der Strickbeutel der Senora genirte, die Crinolinen genirten. Wir fuhren dahin über Stock und Stein, durch Bäche und Flüſſe, nirgends war eine Brücke, und war ausnahmsweiſe eine ſolche vorhanden, ſo fuhr die Diligence doch unten um ſie herum, das Waſſer ſpritzte nach allen Seiten, der ſchwere Wagen ſchwankte und hüpfte, aber hatte nicht Zeit, umzuwerfen, er hatte einen Anlauf genommen, wie ein Elephant im Wettrennen.

In Figueras ſtand der Frühſtückstiſch gedeckt, hier erſt bekamen die ſämmtlichen Mitglieder der Reiſegeſellſchaft einander zu Geſicht. Eins derſelben war ein gutmüthiger Engländer; man erzählte, er ſei Genie-Gärtner, er pflanze Menſchen um, — ja, das dürfte nicht gerade leicht zu verſtehen ſein. Ich erzähle was ſein Reiſe-Kamerad, ein luſtiger Franzoſe, uns erzählte. Der Engländer ſei ein reicher Mann, er habe geleſen, daß die großen Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft ſtets im eigentlichen Volke, in der größten Armuth geboren werden, und nun ginge er auf die Jagd nach ſolchen, wolle das Phänomen finden, und es über den Zaun der Widerwärtigkeiten hinüberheben, es in den großen Garten der Ausbildung umpflanzen, und dort einen Baum

pflegen, der für seinen Baum, seine Erfindung gelten könne. Sähe er auf dem Felde einen Hirtenknaben, der an einen Stecken schnitze, so bringe er sofort den Burschen zu einem Bildhauer, damit er schon nächste Ostern ein Phidias werde; sähe er einen Straßenjungen mit Kreide an den Bretterzaun eine Figur malen, die irgendwie etwas Menschliches an sich habe, so müsse der Knabe in die Zeichenschule; schreibe der Sohn einer Waschfrau einen Vers an den Ladendiener des Gewürzkrämers als Dank für eine alte Weste, die noch zu tragen sei, so sei der Knabe ein Poet und müsse umgepflanzt werden. Ganz amüsant, aber Lüge vom Anfang bis zu Ende.

Der Tisch schwankte unter der Fülle von Gerichten: Fleisch und Fisch, Gekochtes und Gebratenes, es war ein ausgezeichneter Frühstückstisch, und dazu in Spanien, wo man uns gesagt hatte, daß kein Essen genießbar sei. Herrliche Früchte, feuriger Wein, — und ich ward weder mit Sauce übergossen, noch von einem Teller mit Fischen den Rücken entlang überschüttet, was sonst gar oft mein Schicksal ist, aber ich bekam den schweren Strickbeutel meiner spanischen Nachbarin mit dem Bräutigam, der fiel mir auf das Schienbein; der Beutel wollte nun einmal mit mir anbinden, mich stoßen und knuffen.

Die Mahlzeit war zu Ende, Alle saßen wieder im Wagen zwölf frische Maulesel wurden vorge-

ſpannt, die ihre Schellen ſchüttelten; unſer Majoral, das heißt der Conducteur war gleichfalls friſch und neu, die Peitſche lag ihm gut in der Hand; der neue Zagal, der Eſeltreiber, war ein pflichtſchuldigſtes lebendiges Perpetuum mobile, eifrig und emſig und ſtets in Bewegung wie ein Irrlicht, bald auf dem Wagen, bald auf der Landſtraße, dann wieder oben, um wieder hinunter zu ſpringen, neben den Eſeln herlaufend, oder hinterdrein; er warf den vorderſten Thieren Erdklumpen nach, ſchrie immerfort ſein Thiah! und nannte jeden Eſel beim Namen, es gaben deren Citana und Caballero, Maſanaſa und Catolina u. ſ. w.; er ſchimpfte und zankte und jubelte ganze lange Sätze aus, die die Eſel verſtanden, ich aber nicht. Der Majoral ſchrie im Chor mit ihm: „Thiah! Thiah!“ der Wagen ſchwankte, hüpfte, knarrte, vorwärts ging es, das war nicht zu leugnen; die Fahrt ließ erſt vor dem kleinen Städtchen Vascara nach, wo wir über den breiten tiefen Fluß Fluvia mußten; hier war ein reißender Strom, aber eine Brücke war hier nicht. Eine andere Diligence, die der unſeren voraus gefahren war, bewegte ſich ſchon inmitten des Stromes, noch eine hielt am Ufer an, die Paſſagiere ſtiegen aus, um zu Fuß eine Strecke weiter Kähne zu finden, in welchen ſie hinübergeſetzt wurden, während der bepackte Wagen ſein Glück verſuchte, das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Unſer Majoral ließ es darauf ankommen und fuhr

ohne weiteres in den Fluß hinein; Niemand unter uns äußerte Furcht, ich fand es neu und vergnüglich und dachte an keine Gefahr, die doch, wie ich später in Barcelona erfuhr, hiermit verknüpft war; gerade an der Stelle, wo wir durchfuhren, war früher einmal eine Diligence im Strome umgeworfen und einige der Paſſagiere waren dabei ertrunken.

Bauern aus Bascara eilten uns zur Hilfe; Keiner von ihnen trug mehr als eine Jacke, und in dieſem Coſtüm ſteuerten und lenkten ſie; Einige unterſtützten den Wagen, Andere die Mauleſel, und dieſen voraus ſchritt der eigentliche Steuermann, der den Flußgrund kannte; an der tiefſten Stelle reichte das Waſſer ihnen bis an die Bruſt, wir im Wagen drin hoben die Füße in die Höhe, damit ſie nicht naß werden ſollten, und dieſes Mal lief Alles gut ab.

Als wir am Nachmittag das Städtchen Medina verlaſſen hatten und uns Gerona näherten, ward der Verkehr auf der Landſtraße immer lebhafter; wir ſetzten voraus, daß irgend ein großes Feſt, oder ein Jahrmarkt in der Stadt ſei. Wir ſahen maleriſche Anzüge, ſchöne Menſchen, die Frauen lebhaft, lachend, plaudernd, die Männer in bunter Manta auf Mauleſeln reitend, ihre Papier-Cigarette rauchend, die ſie ſich Alle ſelbſt rollen. Die Einfahrt zur Stadt führte über eine unendlich lange Brücke, die ſo ſchmal war, daß nur ein Wagen auf einmal ſie paſſiren konnte; deshalb hatte ſie auch eine Menge

Ausbaue als Halteplätze für die ſich begegnenden Wagen; die vollbepackte Diligence ſchien als herrſchaftlicher Wagen betrachtet zu werden, alle anderen Wagen wichen ihr aus; in den langen, engen Gaſſen der Stadt, glaube ich gar, daß alle entgegenkommende Wagen aus dem Wege forttrompetet waren. Wir fuhren an den Bahnhof heran und gelangten aus dem beklommenen, ſtaubfreſſenden Fuhrwerk heraus; der Eiſenbahnflug, die Zauberei der Gegenwart ſollte hier wieder angehen. Ja, mancher alten Senora war das eine Hexerei; unſere machte auch das Zeichen des Kreuzes, bevor ſie ihren Fuß auf den Tritt des Waggons ſetzte und bekreuzte ſich wieder im Wagen ſelbſt, ehe ſie in dieſem dämoniſchen Fuhrwerk ohne Pferde Platz nahm.

Wie war es hier gemächlich gegen die Diligence, wie weich die Sitze! man konnte ſich ausſtrecken und konnte auch Athem holen. Die Eiſenbahn war hier noch etwas Neues, und eine große Menſchenmenge hatte ſich beim Abgang der Züge als Zuſchauer eingefunden. Ein betrunkener Mann mit einem guten neuen Regenſchirm wollte mitfahren, allein es wurde ihm in dem Zuſtande, in welchem er ſich eben befand, nicht erlaubt; die Gensdarmen führten ihn vom Wagen fort, aber er gerieth darüber dermaßen in Zorn, daß er, der nicht die Soldaten prügeln konnte, nun ſeinen neuen Regenſchirm prügelte, ihn gegen die Steine ſchlug, zerbrach und ermordete, — ſo müßten die Gensdarmen gehandhabt werden!

Das waren ſeine Gedanken, und ſo verſchaffte er ſich Luft.

Einige ältere und jüngere Prieſter ſtiegen in den Wagen zu uns, alle rauchten ſie Cigaretten. Die Signalpfeife ertönte, die alten Damen bekreuzten ſich und wir fuhren dahin; die Pyrenäen lagen hinter uns, ein Fächer von grünen Wäldern breitete ſich immer mehr in der flachen Landſchaft aus; herrliche Pinien erheben hier ihre immergrünen Dächer, das Land war wie ein waldiger Park bis ganz hinab ans mittelländiſche Meer. Wir erreichten dieſes gegen Sonnenuntergang; blau und unendlich dehnte es ſich aus, in langen Wogen wälzte ſich die Brandung auf die ſandige Küſte, ganz nahe an die Eiſenbahn. Der Mond gelangte allmälig zu Kräften und hing ſtrahlend klar in der durchſichtigen ſüdlichen Luft.

Wie herrlich iſt es doch im Lande ſeiner Sehnſucht dahin zu fliegen, — dem rollenden Meer entlang im klaren Mondſchein dahin zu fliegen! Ja, wo findet man Worte oder Muſik, ſein Gefühl auszuſingen! Bei mir wird es des Herzens ſtiller Lobgeſang, des Dankes Lobgeſang in Gott.

Es war am ſechsten September, als ich, ein Kind, zum erſten Male nach Kopenhagen kam; am ſechsten September, viele Jahre ſpäter, betrat ich zum erſten Male Italiens Boden, und jetzt, an demſelben Tage, in demſelben Monat ſollte ſich mir Spanien aufſchließen, es traf ſich gerade ſo;

der Zufall, wie man ſagt, wollte es: in Lyon hatte ich einen Tag auf meinen Koffer warten müſſen, der auf der Eiſenbahn nach einer falſchen Station abgegangen war; in Perpignan mußte ich ein paar Tage warten, um einen Coupé-Platz in der Diligence zu bekommen, und mein ſechster September machte ſich geltend.

Ich befand mich in fremdem Lande, und fühlte mich doch ſo heimiſch; das Meer war die Spenderin des Heimiſchen, das herrliche Meer! Rollte es mir doch hier von Afrika's Küſte mit einem Wellenſchlage wie die Nordſee an Jütlands Küſte, entgegen; die blaugrüne Fläche kannte ich wieder von einem Sommerabend unter den Kreidebergen von Möen.

Eine Station nach der andern wurde zurückgelegt, alle Wagen füllten ſich und endlich, es war über zehn Uhr Abends, erreichten wir Barcelona. Der breterne Bahnhof war mit Menſchen überfüllt, von welchen kaum die Hälfte dort etwas zu thun hatte. Koffer, Kiſten und Reiſetaſchen wurden bunt unter einander geworfen. Die alte Sitte, die wir auch in der Heimath gar zu lange kannten, daß das Paſſagiergut überall in den Städten, wo ausgeſtiegen wurde, viſitirt werden mußte, findet noch in Spanien ſtatt. Hier war ein Rumoren, ein Drängen, ein Stoßen. Vor dem Bahnhofe hielten Wagen genug, einige dicht am Ausgange, andere eine Strecke weiter hinter der Umzäunung; jeder Wagen

hatte ſeine Packträger; Einer ergriff ein Stück, ein Andrer ein andres und ſie liefen nun eiligſt damit nach ihren verſchiedenen Wagen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob auch die Sachen des Reiſenden beiſammen blieben; es war ein Rufen und Schreien; Einer lief mit dem Koffer nach dieſem Wagen, ein Anderer mit der Reiſetaſche nach jenem Wagen, und wollte die Perſon in einen dritten ſtecken, ungeachtet jeder Wagen einen verſchiedenen Weg zu fahren hatte; man mußte ſich förmlich in einen Kampf einlaſſen, um ſeine Sachen beiſammen zu behalten, man zankte, man wurde geknufft und geſtoßen und ſtand wie inmitten einer Plünderung. Glücklicherweiſe hatte ich einen däniſchen Freund, Herrn Schierbek, der in Barcelona anſäſſig iſt, er half uns durch die Brandung der Ankunft hindurch, ſchaffte die Sachen aus dem Schiffbruche oben auf den Wagen, Collin und mich in denſelben, aber es geſchah faſt mit Gewalt, und es war unbegreiflich, daß nicht ein einziges Stück, nicht einmal wir ſelbſt in dieſer Verwirrung, dieſem Lärm und Tumult verloren gingen.

Wir ſaßen alſo im Wagen; er knarrte, er regte ſich, er fuhr dahin, die Gasbeleuchtung ſtrahlte, breite Straßen thaten ſich auf mit palaſtähnlichen Gebäuden und führten uns nach der mit Menſchen angefüllten Promenade „la rambla.“ Die Gasflammen ſtrömten aus den Läden heraus, hier war ein wogendes Leben. Wir hielten vor dem Hôtel Fonda del Oriente an, in welchem unſer

zwei Zimmer mit Alkoven und Balcons, ja mit einem gedeckten Abendtiſch warteten. Die Freunde verließen uns, damit wir in Ruhe ſpeiſen und es uns bequem machen könnten. Die Zimmer ſahen recht traulich aus, und wir ſpeiſten gut.

Die Balconthüre ſtand offen, unten in der breiten, mit Bäumen bepflanzten Promenade herrſchte Leben und Luſt. Die Luft war unendlich klar, ganz grünblau, der Mond ſegelte dort oben wie eine ſtrahlende Kugel durch den Raum, hinter dem Monde war es noch ſehr, ſehr hoch. Aus den Seitenſtraßen klangen die Caſtagnetten mit ſtarken, lautvollen Schlägen. Ich vermochte es nicht, mich zur Ruhe zu begeben und wünſchte doch die Nacht eiligſt zu verſchlafen, um baldigſt bei Tageslicht die mir neue, fremde Stadt Barcelona, die Hauptſtadt Cataloniens zu ſehen.

II.

Barcelona.

Am frühen Morgen wurde ich durch Muſik geweckt; ein Regiment Soldaten in breiten Zügen, marſchirten die Rambla entlang. Ich ſtand bald unten auf der langen Promenade, welche die Stadt in zwei Hälften von Puerta del Mar, die Mauerpromenade längs den Hafen bis Puerta Iſabel Segunda theilt, vor

welchem der Pamplona-Bahnhof liegt. Es war noch nicht Promenadenzeit, es war eher Geſchäftszeit, es fand ein emſiger Verkehr von Städtern und Landleuten ſtatt, Comptoirmenſchen zu Fuß, Bauern auf ihren Maulthieren, ſchwere Wagen mit ſchwerer Ladung, leichte Wagen mit gar Nichts, Karren und Omnibuſſe unter einander, Rufen und Schreien, Knallen mit Peitſchen, Klingen von Schellen und Meſſingzierathen am Geſchirr der Pferde und Maulthiere, Alles unter einander lärmend, tobend, ſich kreuzend, — man fühlte, daß man in einer großen Stadt war. Große ſtrahlende Cafés lagen hier prahlend in der Morgenſonne, die Tiſche vor denſelben waren ſchon alle beſetzt. Zierliche Barbierſtuben mit thorweit aufgeſchlagenen Thüren traten in die Reihe mit den Cafés, es wurde geſeift, raſirt und friſirt. Holzbuden mit Orangen, Kürbiſſen und Melonen traten einen Schritt weiter auf den Bürgerſtieg heraus, wo bald ein Haus, bald eine Kirchenmauer mit Groſchenbildern, Räubergeſchichten, Liedern und Verſen „gedruckt in dieſem Jahre", behangen waren. Hier war Vieles zu ſehen, wo ſoll ich beginnen, wo ſoll ich enden auf Rambla, dem Boulevard Barcelona's?

Als ich voriges Jahr zum erſten Male Turin beſuchte, hatte ich das Gefühl, in dem Paris Italiens zu ſein; hier fühlte ich, daß Barcelona das Paris Spaniens iſt; es hat in Allem einen

Duft von Frankreich. Eine der engen nächsten Seitengassen war namentlich mit Menschen angefüllt, hier lag ein Laden neben dem andern, strotzend von bunten Sachen; Mantas, Mantillen, Fächer von Papier und Bändern prahlten, strahlten und glotzten und lockten, ich mußte hinein, ich ließ mich vom Zufall führen. Die Seitengassen hier wurden noch enger, die Häuser derselben noch sonnenscheuer; viele Fenster sind hier nicht beliebt, dagegen dicke Mauern und Sonnenzelte über den Hofraum ausgespannt. Ich gelangte auf einen kleinen Platz oder Markt, eine Trompete erklang, die Leute strömten zusammen, einige Gaukler, in Tricot, bunten Schwimmhosen und ihrem Bewußtsein zu Künstlern geboren zu sein, die in geschlossenen Räumen, nicht auf offener Straße gaukeln sollten, breiteten hier einen großen Teppich über die Pflastersteine aus, um auf diesem ihre Kunst zu zeigen. Ein kleines schwarzäugiges Mädchen, eine Mignon des spanischen Landes, tanzte und schlug das Tambourin, ließ sich um und um drehen und gleichsam in Knoten schlagen von ihrem halbnackten Papa. Ich war, um es zu sehen, ein paar Stufen am Eingange zu einem alten Hause mit einem einzigen großen Fenster im maurischen Styl, hinangestiegen; zwei in der Form von Hufeisen gearbeitete Bogen wurden hier von schlanken marmornen Säulen gestützt; hinter mir stand der Thorweg halb offen; ich warf einen Blick hinein: große Geraniumhecken umstanden ein ausgetrocknetes

Wasserbassin, ein mächtiger Weinstock überschattete das halbe Haus, das öde und verlassen zu sein schien; die Läden hingen schon im Fallen an einer Angel in den fensterlosen Nischen; im Hause selbst war es, als wohne dort nur die Dämmerstunde mit ihren Fledermäusen.

Ich ging weiter und gerieth in eine Gasse, die noch enger und mit noch mehr Leuten angefüllt war als die, von welcher ich kam. Die Gasse der Kirchgänger will ich sie nennen. Hier, eingezwängt zwischen hohen Häusern, liegt der Dom von Barcelona, er liegt hier ohne alle Wirkung, ohne alle Größe, man könnte an ihm vorübergehen, ohne ihn zu beachten, man muß hier erst, wie bei mancher bemerkenswerthen Persönlichkeit, angestoßen und zur Aufmerksamkeit geweckt werden. Das Gedränge erfaßte mich und führte mich mit durch den kleinen Thorweg in den offnen Bogengang hinein, der mit einer Reihe von Altären an die Kirche lehnt und einen kleinen Hain von Orangen umschließt, noch aus den Zeiten stammend, als hier eine Moschee stand: Noch plätschert das Wasser in den großen marmornen Bassins, in welchen die Muselmänner ihr Antlitz wuschen vor und nach dem Gebet. Eine niedliche kleine Bronze-Statue, ein Reiter auf seinem Pferde, steht frei auf einer metallnen Röhre mitten im Bassin, das Wasser strahlt vorn und hinten vom Pferde heraus. Dicht daneben schwimmen Goldfische zwischen saftigen Wasserpflanzen umher,

und dort hinter dem hohen Gitter ſchwimmen Gänſe — ich hätte freilich lieber Schwäne geſagt, aber man muß der Wahrheit getreu bleiben, will man irgendwie als Reiſebeſchreibender originell ſein. Springbrunnenreiter und lebendige Gänſe ſind nicht gerade erforderlich, um zur Andacht zu ſtimmen, allein viel Anderes und Kirchliches war hier überwiegend. Vor den Altären im Bogengange knieten die Menſchen andächtig nieder, und von dem großen offnen Portal der Kirche duftete die Räucherung, klang die Orgel und der Geſang heraus. Ich trat ein unter die gewaltigen Wölbungen; hier war Ernſt und Größe, aber die Sonne Gottes vermochte nicht durch die gemalten Fenſterſcheiben zu dringen, ein Halbdunkel, durch die Räucherung geſteigert, brütete in dieſen Räumen, mein an Gott gerichteter Gedanke fühlte ſich hier zu beengt. Es ergriff mich eine Sehnſucht nach der offnen Kirchenhalle, wo der Himmel die Decke bildet, wo die Sonnenſtrahlen zwiſchen Orangen und rieſelnde Gewäſſer hineinſpielen; draußen, wo fromme Menſchen ihre Kniee beugten, trugen die weichen, vollen Töne der Orgel meine Gedanken zu Gott; hier war mein erſter Kirchgang in Spanien.

Von der Kirche kommend gelangte ich in eine andere ebenſo enge aber von Gold und Silber ſtrahlende Gaſſe. In Barcelona und mehren Städten Spaniens beſteht noch die mittelalterliche Einrichtung, daß die verſchiedenen Innungen, jede

für ſich, in verſchiedenen Gaſſen hauſen, die Schuhmacher haben ihre Straße, wo ihre Verkaufsläden ſind, die Metallarbeiter die ihrige und ſo fort, man hat durch dieſe Einrichtung die ganze Auswahl der Stadt in einer Branche auf einmal geſammelt vor Augen; ich befand mich jetzt in der Straße der Goldſchmiede; hier reihte ſich Laden an Laden mit goldenen Ketten und ſtrahlendem Geſchmeide.

In einer der Nebengaſſen wurde ein großes altes Haus eingeriſſen, die ſteinerne Treppe hing ſchwebend der Mauer entlang durch mehre Etagen hindurch, ein großer Brunnen mit wunderlichen Verzierungen ragte empor aus Schutt und Geſtein; es war das Haus des Großinquiſitors, das jetzt verſchwinden ſollte; die Inquiſition ſelbſt iſt hier längſt verſchwunden, wie heut zu Tage die Mönche; ihre Kloſter ſtehen öde.

Von dem offenen Platz am Palaſt der Königin und den ſchönen Gebäuden daſelbſt mit ihren Bogengängen gelangt man auf die Mauerpromenade längs dem Hafen; die Ausſicht iſt hier beſonders weit, man erblickt den alten Mons Jovis; das Auge vermag von hier aus den gelben Zickzackſtreifen des Weges nach dem Fort Monjuich zu verfolgen, das in den Fels gehauen, ſich ſtolz erhebt; man ſchaut das offne Meer, die vielen Schiffe im Hafen, die ganze Vorſtadt Barcelonetta, und geht man in dieſelbe hinaus, ja dann, welcher Lärm!

Die Straßen ſind rechtwinkelig, lang und zeigen

nur niedrige, ärmlich aussehende Häuser, Buden mit Kleidungsstücken, Stände mit Eßwaaren, Gerumpel und Gerimpel ringsum; Packwagen, Droschken und Maulthiere bewegen sich unter einander; halbnackte Knaben schmauchen ihre Cigarre, Arbeitsleute, Matrosen, Bauern und Städter tummeln sich hier im Sonnenschein und Staub; man geräth ins Gedränge, kann aber auch, wenn man will, ein erfrischendes Bad genießen, in die See gelangen; hier lagen die Badehäuser.

Wie warm auch Luft und Wasser waren, man riß doch schon die großen hölzernen Buden nieder; nur noch eine schirmende Bretterwand längs der verkehrsreichen Landstraße war stehen geblieben, und man mußte erst durch den tiefen Sand waten, bis man die Brandung erreichte und ein Bad nehmen konnte, aber wie salzig, wie erfrischend! Man erhob sich aus demselben wie verjüngt und gelangte mit jugendlichem Appetit ins Hôtel, woselbst unser ein reichbesetzter Tisch, eine vortreffliche Mahlzeit harrte. Es war als hätte der Wirth es darauf angelegt, zu zeigen, eine wie ungerechte Behauptung es sei, daß man in Spanien Nichts von einer guten Küche wisse.

Vom Mittagstisch begaben wir uns in die schöne Abendluft hinaus, auf die mit Spazierenden erfüllte Rambla. Die Herren waren über die Maßen elegant, frisirt, und mit dampfenden Cigarren versehen, Einzelne hatten das Lorgnon ins Auge

gedrückt, und ſchienen fix und fertig aus dem franzöſiſchen Modenjournal herausgeſchnitten zu ſein; die Damen trugen in der Regel die kleidſame Mantille der Spanierinnen, den langen ſchwarzen Spitzenſchleier in das Haar geheftet über den Kamm heraushängend und über die Schultern herabwallend, ihre feine Hand führte mit einer ganz eigenen Anmuth den ſchwarzen, mit Pailletten beſetzten Fächer. Einzelne Damen trugen Hut und Shawl nach franzöſiſcher Art. In Reihen zu beiden Seiten, auf ſteinernen Bänken und Stühlen unter den Bäumen, ſaßen Leute, ſie waren weit auf die Straße an den vor den großen Cafés aufgeſtellten Tiſchen vorgeſchoben. Alle Plätze außen und innen waren beſetzt.

In keinem andern Lande außer Spanien habe ich ſolche glänzende Cafés, eine ſolche Pracht und einen ſolchen Geſchmack vereinigt geſehen; ſelbſt Paris ſteht in dieſer Hinſicht weit zurück. Eins der ſchönſten in der Rambla, wo ich täglich mit den Freunden verkehrte, wurde durch mehre hunderte von Gasflammen erleuchtet; die geſchmackvoll gemalte Zimmerdecke ruhte auf ſchlanken Säulen, an den Wänden befanden ſich gute Gemälde und Spiegel, von welchen einzelne auf tauſend Thaler geſchätzt wurden. Unter der Decke hin liefen Galerien, die in kleine Cabinets und Billardzimmer führten; über den Garten mit Springbrunnen und blühendem Gebüſch war ein großes Zeltdach ausgeſpannt,

welches ſich Abends aufthat und den blaugrünen, klaren Himmel ſehen ließ. Es war oft unmöglich, einen unbeſetzten Tiſch außen oder innen, oben oder unten zu finden, alle Plätze waren eingenommen; man ſah hier Leute aus den verſchiedenſten Ständen, elegante Herren und Damen, hohe und niedere Militairs, Bauern in Sammet, die bunte Manta, loſe über den Arm geworfen. Ich ſah eines Abends einen Mann aus der niederen Claſſe mit ſeinen vier kleinen Mädchen hier eintreten, dieſe ſchauten neugierig um ſich, faſt mit Andacht all dieſe Pracht ringsum an; der Beſuch im Café hatte für ſie gewiß dieſelbe Bedeutung als für viele Kinder wenn ſie das erſte Mal ins Theater geführt werden. Des lebhaften Redens der großen Menſchenmenge ungeachtet, fand hier kein Lärm ſtatt, nur ein eigenthümliches Geſäuſel, accompagnirt von einem Clavier vernahm man. In allen den größern ſpaniſchen Cafés ſitzt den ganzen Abend ein Mann an einem Clavier, ein Muſikſtück nach dem andern ſpielend, aber Niemand nimmt hiervon Notiz, es iſt wie ein Klang, der zu dieſer großen Maſchinerie gehört.

Auf der Rámbla ward es immer lebhafter, die unendlich lange Straße geſtaltete ſich in einen mit Menſchen erfüllten Feſtſalon.

Die gegenſeitige Geſelligkeit des Familienlebens kennt man nicht. Auf der Promenade werden an ſchönen Abenden die Bekanntſchaften geſtiftet; auf der Rambla findet man ſich zufällig zuſammen,

ſpricht zuſammen, findet Gefallen an einander, und verabredet alsdann, ſich am folgenden Abend wieder zu treffen; die Annäherung beginnt, die jungen Leute geben ſich Rendezvous, aber bevor nicht die Verlobung bekannt gemacht iſt, beſuchen ſie ſich nicht in den Häuſern der Familie. Der junge Mann findet ſomit auf der Rambla ſeine Zukünftige.

Der erſte Tag in Barcelona war reich und bunt, die darauf folgenden waren es nicht minder; hier war ſo viel Neues zu ſehen, ſo viel Eigenthümliches und echt Spaniſches, ungeachtet man immerhin die Einwirkung des franzöſiſchen Landes, hier ſo nahe an der Grenze, verſpürte.

Während meines Aufenthalts in Barcelona waren die dortigen beiden großen Theater Principal und del Liceo geſchloſſen: dieſelben liegen beide auf der Rambla. Teatro del Liceo ſoll das größte in ganz Spanien ſein; ich ſah es bei Tageslicht. Die Bühne iſt außerordentlich groß, tief und hoch. Ich betrat ſie gerade während der Probe einer Operette mit klingender Lirumlarum-Muſik; die Bühnenmitglieder und Choriſten wollten dieſelbe am Abend in einem der Vorſtadttheater geben.

Der Zuſchauerplatz iſt großartig und geſchmackvoll, die Logen ſind reich vergoldet, und jede derſelben hat ihr Vorzimmer mit ſammtbezogenen Sophas und Stühlen. In der Mitte, dem Podium gegenüber, iſt die Loge der Direction, von welcher

aus verborgene Telegraphendrähte auf die Bühne gehen; durch einen Druck gelangen die verschiedenen Ordres blitzschnell an Regisseur, Maschinenmeister und jeden der Mitwirkenden. In der Vestibüle vor der schönen marmornen Treppe ist die Büste der Königin aufgestellt; das Foyer des Publikums übertrifft an Pracht Alles, was Paris von der Art aufzuweisen hat. Vom Balcon des Theaters ist eine großartige Aussicht über Barcelona und das weite Meer.

Im Teatro del Circo gab eine italienische Gesellschaft Vorstellungen, aber auch hier wurden Einem, wie auf der Mehrzahl der spanischen Bühnen, nur Uebersetzungen aus dem Französischen dargeboten; der Name Scribe war sehr oft auf dem Anschlagezettel zu lesen. Ich sah übrigens ein langes, langweiliges Melodrama: „der Schloßhund" betitelt. Der Eigenthümer des Schlosses war während der Revolution getödtet, sein Sohn verjagt worden, aber erst nachdem man ihn durch einen Säbelhieb in den Kopf zum Idioten geschlagen hatte; der Instinkt führt ihn zurück in seine Heimath; Niemand von den früher hier Lebenden ist in der Gegend geblieben, selbst der Kettenhund ist getödtet, seine Hütte steht leer, und in diese Hundehütte kriecht nun der eigentliche Besitzer des Schlosses; seine vornehmen und reichen Verwandten haben ihn vergeblich überall suchen und nach ihm forschen lassen. Er aber weiß nichts mehr von diesen, weiß auch ebenso wenig, daß die Papiere,

die er inſtinctmäßig noch auf ſeiner Bruſt trägt, ihn wieder in den Beſitz des Erbe's ſeiner Väter ſetzen könnten. Ein Abenteurer, ein früherer Haarkünſtler, beſucht die Gegend, trifft mit dem armen Idioten zuſammen, lieſt deſſen Papiere und kauft ihm dieſelben für ein blankes neues Fünffrancſtück ab; dieſe Perſon tritt nun als der Beſitzer und Erbe des Schloſſes auf; er gefällt jedoch durchaus nicht dem jungen Mädchen, welches die vornehmen Anverwandten ihm zur Gemahlin auserſehen haben; fortwährend legt er ſeine Unkenntniß mit Allem hier in der Heimath an den Tag. Der arme Idiot hingegen wird, ſobald er ins Schloß tritt, von Erinnerungen überwältigt; er kennt jedes Stück Spielzeug aus der Zeit ſeiner Kindheit, die chineſiſche Puppe hebt er vom Tiſch herunter auf den Fußboden, ſie muß nicken wie in alten Tagen; auch weiß er und zeigt, wo der Degen ſeines Vaters liegt, er allein weiß den Ort, wo derſelbe zu finden iſt. Die Wahrheit macht ſich geltend; von der Kammerjungfer protegirt, gelangt er zu ſeinem Rechte, aber nicht zu ſeinem Verſtand.

Die Rolle des Idioten wurde vortrefflich, faſt zu natürlich geſpielt, aus der Darſtellung derſelben ſprach eine ſolche Wahrheit, daß ſie beim Zuſchauer die größte Erſchütterung hervorbrachte. Das ganze Stück war im Uebrigen ein ſonderbar geſchraubtes Ding, rührend, aufregend, Komödie für Kinder und Frauen, die einer Nervenerſchütterung bedürfen. Die

Vorſtellung endigte mit der Aufführung einer Ueberſetzung eines franzöſiſchen Vaudeville's.

Das Volksvergnügen in Spanien, das alle Klaſſen am meiſten anſpricht, iſt das Stiergefecht; jede einigermaßen große Stadt hat deshalb auch ſeinen Plaza de Toros, das größte, glaube ich, befindet ſich in Valencia. Während der neun Monate des Jahres iſt dieſes Schauſpiel eine ſtehende Sonntagsbeluſtigung. In Barcelona ſollten wir nun nächſten Sonntag ein Stiergefecht erleben, es wären freilich nur ein Paar junge Stiere, und wir würden eigentlich keinen echten Kampf zu ſehen bekommen, ſagte man, allein derſelbe dürfte doch immerhin einen Begriff liefern, wie dieſes Schauſpiel ſein könne.

Auf der Rambla ſetzte man ſich in einen Omnibus oder Fiacre und fuhr den langen Weg nach der Plaza de Toros, zu einem großen, zirkelrunden ſteinernen Gebäude hinaus, nicht weit von der Eiſenbahn, die nach Gerona führt. Der große Kampfplatz in dieſem Gebäude iſt mit Sand bedeckt, und rings um denſelben erhebt ſich eine drei Ellen hohe Bretterwand, hinter welcher ein langer offener Gang für ſtehende Zuſchauer ſich befindet; fällt es nun dem Stier ein, über die Barriere zu ſetzen, ſo bleibt den Zuſchauern kein anderer Ausweg, als auf die Arena hinüber zu ſpringen, und wenn der Stier wieder dort erſcheint, abermals auf ihre Plätze zurück zu gehen. Hinter dieſer, höher liegend, erheben ſich rings

um amphitheatraliſche ſteinerne Abſätze für das Publikum, über dieſen befinden ſich wiederum ein paar hölzerne Galerien, Logen mit Bänken oder Stühlen. Wir nahmen unten Platz, um ſo recht inmitten des Volkslebens zu ſein. Die Sonne warf ihre Strahlen über die Hälfte der Arena; die mit Pailletten beſetzten Fächer der Damen blitzten, blendeten und ſahen aus wie Vögel, die mit glänzenden Flügeln ſchlugen. Das Gebäude faßt ungefähr funfzehntauſend Menſchen; ſo viele waren hier nun zwar nicht, aber es war gut beſetzt. Man hatte uns im Voraus von der Freiheit und dem Volkswillen erzählt, die hier herrſchen, und uns gewarnt, daß wir nicht durch unſern Anzug irgend welche Aufmerkſamkeit erregten, wir könnten ſonſt leicht zur Zielſcheibe des Volkshumors werden; es könnte Jemand einfallen zu rufen: fort mit den Glacéhandſchuhen! fort mit dem weißen Staatshut da! und wären dergleichen Ausrufe von einem Witz begleitet, ſo war die Scene da, kein Zaudern wird geduldet, die Stimmen mehrten ſich, der Volkswille machte ſich geltend, Handſchuh oder Hut mußte herunter, geſchähe Das nicht gutwillig, ſo geſchähe es durch Gewalt.

Eine ohrzerreißende Muſik klang uns, indem wir eintraten, entgegen, man rief und ſchrie, es war wie ein wildes Carneval. Die Herren bewarfen ſich mit Mehl aus Papierdüten und langen Wurſtſchalen, die den Damen um die Ohren flogen; hier flogen Orangen, dort flogen an Einem Handſchuhe oder ein alter Hut

vorüber, Alles unter luſtigem Geſchrei. Die blinkenden Fächer, die bunten Mantas in dem blendenden Sonnenſchein wirkten auf die Augen, wie der Lärm auf die Ohren, man befand ſich wie in einem Malſtrom von Luſtigkeit. Da bliesen die Trompeten eine Fanfare; eines der Thore, die auf die Arena führten, öffnete ſich, und der Zug der Thierfechter erſchien. Zuerſt ritten zwei ſchwarz gekleidete Männer einher mit großen weißen Halskrauſen und Stäben in der Hand. Ihnen folgten, auf alten, abgemagerten Pferden, vier Picadores, wohl ausgeſtopft am untern Körpertheil, damit ſie keinen Schaden erleiden ſollten, wenn der Stier auf ſie eindringe, ſie führten eine Lanze zu ihrer Vertheidigung, waren aber in ihrer Ausſtopfung ganz und gar hilfslos, wenn ſie vom Pferde fallen ſollten; darauf erſchienen mehrere Banderilleros, junge, hübſche, à la Figaro gekleidete Burſchen in Sammet und Gold. Hinter dieſen ging der Eſpada, ſtrahlend von Gold und Silber, ſeinen blutrothen Mantel trug er über den Arm geworfen, das gut gehaltene Schwert, mit welchem er dem Thier den Todesſtoß zu geben hatte, hielt er in der Hand. Der Zug ſchloß mit vier Maulthieren, ausgeſchmückt mit Kopffedern, Meſſingplatten, bunten Quaſten und klingenden Schellen; ihre Aufgabe war es, den getödteten Stier und die todtgeſtoßenen Pferde bei klingendem Spiel aus der Arena zu ſchleppen.

Der Zug bewegte ſich um den ganzen Platz, hielt darauf vor dem Balcon an, auf welchem der hohe Magiſtrat ſich befand; einer der beiden ſchwarzgekleideten Vorreiter, ich glaube, ſie werden Alguazils genannt, ritt vor und erſuchte um Erlaubniß, das Schauſpiel beginnen zu dürfen. Der Schlüſſel, welcher die Pforte des Stierſtalles öffnete, ward zu ihm herabgeworfen. Unter einem Theile des Zuſchauerplatzes befindet ſich dieſer Stall, hier ſind die armen Thiere eingeſchloſſen und haben die Nacht und den ganzen Vormittag ohne Nahrung und ohne Waſſer zugebracht. Aus dem Gebirge werden ſie durch Hilfe zweier abgerichteten gezähmten Stiere zur Stadt gelockt, im guten Glauben folgen ſie ihren Lenkern, um auf der Arena zu tödten und getödtet zu werden; an dieſem Tage ſollten nun freilich ſie ſelbſt keine blutige Unthat verrichten, ſie waren durch Umwickelung der Hörner ungefährlich gemacht, nur zwei von ihnen ſollten durch das Schwert des Eſpada fallen; die ganze heutige Vorſtellung war, wie bereits erwähnt, eine Spielerei, der beizuwohnen kein echter Freund des Stiergefechts gerade großen Trieb hatte, und deshalb begann auch das Schauſpiel mit einer komiſchen Scene, einem Kampf zwiſchen Mauren und Spaniern, bei welchem natürlicherweiſe den Erſteren die lächerliche Rolle, den Spaniern die mannhafte zugetheilt war. Ein Stier wurde hereingelaſſen, die Hörner deſſelben waren ſo umwickelt, daß durch ſie keine Tödtung ſtattfinden, ſondern im ſchlimmſten Falle

nur irgend Einem die Rippen eingeſtoßen werden konnten; es gab Flucht und Sprünge, Scherz und Gelächter. Nun folgte das eigentliche Stiergefecht; ein ganz junger Stier ſtürzte hervor, er blieb plötzlich wie eingewurzelt auf dem Kampfplatze ſtehen; das Sonnenlicht, die bunten Mantas, das wogende Gewimmel blendete ihn; das wilde Schreien, die Trompetentöne und die ſchmetternde Muſik machten ihn in dem Grade ſtutzig, daß er ganz beſtimmt wie der betrunkene Bauer Jeppe in der Holbergſchen Komödie, den man in das Bett des Barons gelegt hat, bei ſich geſagt haben mag: „Was iſt denn das hier? — Was iſt denn das?“ — aber er weinte freilich nicht dabei wie jener Jeppe, er ſtieß vielmehr die Hörner tief in den Sand, auch die Hinterfüße zeigten eine Kraftprobe vor, der Sand wirbelte in die Höhe, allein damit war denn auch Alles geſchehen; das Thier wurde durch das übermäßige Lärmen und Schreien ganz verdutzt und wollte wieder aus der Arena heraus; es war vergeblich, daß die Banderilleros es mit ihren rothen Mänteln reizten, vergeblich hielten die Piccadores da mit gehobenen Lanzen, welche ſie nicht eher gebrauchen dürfen als bis das Thier ſie angreift; dies geſchieht bei den echten Stiergefechten, von denen ich ſpäter erzählen werde, augenblicklich, und alsdann hebt der Stier oft Pferd und Reiter, ſo daß ſie beide zuſammenſtürzen, worauf Banderilleros die Aufgabe haben, das raſende Thier nach einer andern Seite der Arena zu treiben, unterdeß Pferd und Reiter ſich

zu einem neuen Angriff wieder erheben; das eine Auge des Pferdes iſt verbunden und dieſes ſelbſt kann ſo gelenkt und geſtellt werden, daß es ſeinen Gegner nicht ſieht und nicht erſchrickt; oft jagt der Stier beim erſten Zuſammenſtoß ſeine ſpitzen Hörner in das Pferd, daß die Gedärme herausquellen, dieſe werden wieder eingeſetzt, der Riß zuſammengenäht, und das elende Thier vermag ſeinen Reiter noch einige Minuten zu tragen. Heute wollte der Stier durchaus nicht den Kampf aufnehmen, Tauſende von Stimmen riefen ihr el ferro! die Banderilleros kamen heran mit großen Pfeilen, die mit flatternden Bändern und Raketen beſetzt waren, und in dem Augenblick, wo der Stier auf ſie eindrang, thaten ſie einen Sprung ſeitwärts und verſtanden es dabei, mit einer eigenthümlichen Behendigkeit jeden Pfeil in den Hals des Thieres zu bohren; die Rakete knallte und flog auf, der Pfeil brannte, das Thier ward wild und ſchüttelte vergeblich Hals und Kopf, das Blut floß aus den Wunden. Jetzt trat der Eſpada auf, um ihm den Todesſtoß zu geben, aber der Degen muß an einer beſtimmten Stelle in den Hals eindringen. Zu wiederholten Malen wurden falſche oder zu leichte Stöße angebracht, der Stier lief umher mit dem Degen im Nacken, ein neuer Stoß folgte; das Blut lief dem Thier aus dem Maul heraus; das Publicum pfiff den linkiſchen Eſpada aus. Endlich drang der Degen an der tödtlichen Stelle ein, augenblicklich ſank der Stier zuſammen und lag da wie ein Lappen; ein

gellendes Viva tönte aus Tausenden von Kehlen im Zusammenklang mit Fanfaren und Paukenschlägen. Die Maulthiere mit Schellen, Fahnen und Federn jagten um die Arena, das getödtete Thier hinter sich schleppend; das geflossene Blut verbarg man unter frischem Sand, und ein anderer ebenso junger Stier, als der vorige, wurde eingelassen, nachdem er erst beim Herauslassen einen aufreizenden Stich von einer scharfen eisernen Pieke erhalten hatte. Dieser Stier war anfänglich muthiger als der erste, aber bald wurde auch er furchtsam; das Publicum forderte Feuer, die Raketenpfeile wurden ihm in den Hals geworfen und nach einem kurzen Kampfe fiel er durch den Degen des Espada. —

„Betrachten Sie dieses nicht als ein echtes spanisches Stiergefecht!" sagten unsere Nachbarn im Publicum, „das ist nur Scherz!" Und mit einem Scherz sollte das Ganze abschließen. Man erlaubte jedem aus dem Publicum, über die Barriere auf die Arena zu springen; Aeltere und Jüngere nahmen hieran Theil; und nun wurden zwei Stiere mit gut umwundenen Hörnern eingelassen. Das gab ein Rennen und Springen; die Stiere selbst setzten mit dem Publicum über die vordere Schranke zu den dort befindlichen Zuschauern; ein Gelächter, ein Schreien, ein Hurrah zitterte durch die Luft, bis der Empresario, der Director des heutigen Stiergefechts, meinte, es sei genug des Scherzes, und die zwei gezähmten Stiere eintreten ließ; die beiden angreifenden folgten

sofort diesen in den Stall zurück. — Nicht ein Pferd war getödtet worden, nur das Blut zweier Stiere war geflossen, das war nach den herrschenden Begriffen Nichts, allein wir hatten die ganze regelrechte Anordnung eines Stiergefechts gesehen und ein Bild der Lebhaftigkeit des Volkes, die bis zur Leidenschaft gestiegen war, in uns aufgenommen.

Hier in dieser Arena brachen im Jahre 1833 die revolutionären Bewegungen Barcelona's aus, nachdem man in Saragossa die Ermordung der Mönche und die Verheerung ihrer Klöster durch Feuer begonnen hatte. Aus der Volksmasse in der Arena wurde auf die Soldaten geschossen, und diese schossen wiederum auf das Volk; die Bewegung durchlief mit Feuer und Verheerung das Land.

In der Nähe der Plaza de Toros liegt der Kirchhof Barcelona's, nur eine kurze Strecke Weges vom offenen Meere entfernt. Klafterhohe Aloe's umzäunen ihn, hohe Mauern umschließen hier eine Stadt, nur von Todten bewohnt. Eine Pförtnerfamilie, am großen Portal einquartiert, sind die einzigen lebendigen Menschen, die hier wohnen. Innerhalb jenes Portals erstrecken sich lange einförmige Straßen mit sechsstöckigen kasernenartigen Häusern, in welchen sich neben-, über- und untereinander gemauerte Zellen befinden, in jeder derselben eine Leiche im Sarge; eine schwarze Platte mit Namen und Inschrift schließt

die Oeffnung der Zelle. Dieſe Gebäude haben das Anſehen von großen Packhäuſern mit nebeneinander befindlichen Luken. Eine große Kapelle mit Trauer-altären bildet die Cathedrale für dieſe Todtenſtadt, ein Grasplatz mit hohen, finſtern Cypreſſen und einzelnen freiſtehenden Grabmonumenten bringt einige Abwechſelung in dieſe Straßen, durch welche die Bewohner von Barcelona von Geſchlecht zu Geſchlecht als ſtumme, ſchweigſame Bewohner in ihre Grabkammern einziehen.

Die Sonne braunte drückend zwiſchen den weißen Mauern, die Stille, die Einſamkeit machten beklommen, man ſehnte ſich wieder hinaus in das lebendige Leben; erſt in dem offenen Portal gegen die Landſtraße hinaus erklang ein Lebenszeichen — die Pfeife der Locomotive. Der Eiſenbahnzug brauſte dahin, und als dieſer Laut erſtarb, vernahm man das Rollen der Brandung vom nahen Meere; nach demſelben lenkte ich meine Schritte.

Einige Fiſcher zogen dort gerade ihren Fang ans Land; ſonderbare Fiſche, gelbe, rothe und blaugrüne ſpielten im Netze; nackte, ſchwarzbraune Kinder liefen im Sande umher; ſchmuzige Weiber, wie ich mir Zigeuner dachte, ſaßen da und beſſerten alte Kleidungsſtücke aus; ihr Haar war fettig ſchwarz, die Augen waren noch ſchwärzer; das jüngſte trug eine große rothe Blume im Haare, ſeine Zähne ſchimmerten ſo weiß wie die eines Negers. Es waren Gruppen zum Malen auf die Leinewand, die Todtenſtadt drüben

war zum Photographiren, und ein Bild genügte, denn von welcher Seite man auch kommt, der Charakter verändert ſich nicht, Todtenkaſernen, ausgedehnte, gleichförmige, hier und dort einige Cypreſſen als florumwundene zuſammengerollte Fahnen.

An einem der letzten Tage, die ich in Barcelona zubrachte, hatte es ſchon die Nacht ſtark geregnet, und es regnete noch, als ich in der Morgenſtunde zu meinem Banquier ging. Das Waſſer hatte keinen genügenden Ablauf, es lief in die Galloſchen; ich kam durchnäßt nach Hauſe, und während ich mich umkleidete, wurde gemeldet, daß die Rambla überſchwemmt und die Ueberſchwemmung im Zunehmen ſei. Da war ein Schreien und Hin- und Herlaufen; vom Balcon ſah ich, wie man vor dem Hotel große Sandhaufen aufthürmte und wie weiter oben, an jeder Seite der höher liegenden Promenade, ein kaffeegelber Strom herabwogte; die gepflaſterten Theile der Rambla waren in ein wogendes, immer ſteigendes Waſſer verwandelt. Ich beeilte mich hinabzukommen. Der Regen hatte ſo gut wie aufgehört, aber das Unglück war im Zunehmen; ich wurde Zeuge eines entſetzlichen Schauſpiels, der fürchterlichen Gewalt des Waſſers.

In den Gebirgen war der Regen in ſolcher Menge gefallen, daß ſeine reißenden Waſſer bald den kleinen Fluß gefüllt hatten, der längs der Fahrſtraße und der Eiſenbahn fließt; früher befand ſich hier, außer

dem Ausfluß ins Meer, noch ein Ablauf; das anſchwellende Waſſer ergoß ſich in den Wallgraben Barcelona's; aber dieſer war während der letzten Jahre mit Sand und Steinen angefüllt, um Bauplätze für die Stadt abzugeben, die erweitert werden ſollte. Dieſer Canal war demnach nicht mehr vorhanden, das Waſſer ſtrömte heran, der Fluß ſtieg immer höher, ergoß ſich über ſeine Ufer und durchbrach jedes Hinderniß; bald ſtand die Eiſenbahn unter Waſſer, die Fahrſtraße wurde durchbrochen, jeder Zaun umgelegt, Bäume und Aloe's von dem gewaltſamen Fluß mitfortgeriſſen, der durch das Stadtthor hereinbrach und wie ein Mühlſtrom, kaffeegelb an jeder Seite des Spazierganges dahinbrauſte; er riß hölzerne Brücken, Wannen, Karren, Fäſſer, Alles mit ſich fort, was er auf ſeinem Wege fand; Kürbiſſe, Orangen, Tiſche, Bänke ſegelten dahin, ja ein abgeſpannter Wagen, mit Porzellan beladen, wurde mehrere Ellen weit vom Strom fortgeführt. In den Verkaufsläden gingen die Leute im Waſſer bis an die Hüften; die ſtärkſten Männer zogen von den Läden aus Schnüre über das Waſſer nach den Bäumen nach dem höher gelegenen Theil der Rambla hinüber, damit die Frauen ſich an dieſen feſthalten könnten, wenn ſie durch den reißenden Strom gingen; ich ſah jedoch, wie eine Frau vom Strome fortgeriſſen wurde, zwei Männer ſprangen ihr nach, ſie wurde in bewußtloſem Zuſtande aufs Trockne gebracht. Es herrſchte ein fortwährendes Schreien und Jammern, und wie auf der Rambla,

ſo ſah es in den auf dieſelbe ſtoßenden engen Gaſſen aus, die abſchüſſig lagen; das Waſſer fuhr dahin, brauſend, als ſtröme es durch einen durchbrochenen Damm, erhob ſich zu hohen Wellen, die an die unterſten Altane der Häuſer ſchlugen; vor Thüren und Fenſter ſtellte man Balken und alte Läden und Bretter auf, damit das Waſſer an dieſen ſich breche und mit weniger Gewalt in die Zimmer ſtürze, woſelbſt es ſonſt Alles zermalmt haben würde. Man hob hier und dort die großen Deckſteine der Cloaken ab, damit das Waſſer in dieſe hinab fließen könne, allein es brachte wenig Abhilfe, wurde dagegen die Urſache zu größerm Unglück; ich erfuhr das ſpäter, mehrere Menſchen waren von den ſich ſolchergeſtalt bildenden Strudeln ergriffen, fortgeriſſen worden und in dem Abgrunde verſchwunden. Ich habe noch nie die Gewalt des Waſſers ſo geſehen, es war entſetzlich! Schon wogte es hin über die höher liegende Promenade, die Menſchen flohen, jammerten und ſchrieen. Altane und Dächer waren mit Menſchen angefüllt. Auf der Straße ſchwammen Bäume und Meubles; die Gensdarmen zeigten ſich außerordentlich thätig, leiſteten Hilfe und hielten Ordnung. Das Waſſer ſchien noch immer im Steigen begriffen zu ſein. Man erzählte ſich, daß die Prieſter in der Kirche auf der Rambla bis an die Hüften im Waſſer ſtänden und Meſſe läſen.

Nach Verlauf einer Stunde war die Ueberſchwemmung im Abnehmen, das Waſſer fiel, die Leute

drangen in die Seitengaſſen, um die Verheerung zu ſehen; ich folgte ihnen durch einen dicken, gelben Schlamm, es koſtete Mühe, vorwärts zu dringen. Aus Fenſtern und Thüren ſchöpfte man Waſſer heraus, man wurde beſchmiert und begoſſen. Endlich erreichte ich den Platz, auf welchem Herr Schierbeck wohnte; er hatte keine Ahnung von dem geſchehenen Unglück während der vielen Jahre, die er hier gelebt, hatte der Regen oftmals geſtrömt, aber noch nie eine ſolche Ueberſchwemmung und Verwüſtung angerichtet. Wir gingen zuſammen durch die tiefen, ſchlammigen Gaſſen, ſie ſahen aus wie Cloaken. Auf der Rambla lagen noch umgeworfene Wagen und Buden, Tiſche und Karren. Außerhalb des Thores nahm die Zerſtörung einen weit ernſteren Charakter an. Die Landſtraße war an mehreren Stellen durchſchnitten, das Waſſer ſtrömte hier noch und bildete einen Fall nach dem andern. Reihen von Wagen mit Landleuten hielten hier, ſie mußten ausſteigen, wollten ſie in die Stadt gelangen. Balken von einem naheliegenden Holzplatz lagen über die Felder hingeworfen und umhergeſtreut wie ein Spiel Kegel. — Erſt auf langen Umwegen, über zerknickte Bäume und umhergeſchleuderte Balken, erreichten wir den Bahnhof, der wie eine Biberwohnung ausſäh, halb im Waſſer, halb auf dem Lande lag; hier ſtand ein ganzer See unter Dach; eine weite Strecke hinaus waren die Schienen von gelbem Waſſer bedeckt. Der Rückweg zur Stadt war ebenſo mühſam als der

Hinweg; wir mußten in Vertiefungen hinabſpringen, den naſſen Boden wieder hinanklettern; Weg und Steg waren von friſchen Stromablagerungen durchſchnitten, wir wateten durch einen tiefen Schlamm und gelangten, von demſelben arg beſchmuzt, nach Barcelona zurück.

Ich hatte früher keine Vorſtellung von der Gewalt eines ſolchen Bergwaſſers gehabt. Ich dachte an den Waſſerſturz in dem Märchen Undine. Ich dachte an das Märchen, das von dieſem kleinen Bergſtrom, gewöhnlich nur ein Bach von Aloe's und Cacteen umzäunt, erzählt werden könnte, ſeine Nymphe ſei ein ſpielendes Kind, aber freilich die Mädchen Spaniens werden im Nu zu erwachſenen Jungfrauen, und hier hatte die Jungfrau ſich, energiſch und keck, nach der großen Stadt begeben, um dieſe und die Menſchen heimzuſuchen, in ihre Häuſer und Kirchen hineinzublicken, ſie auf der Promenade zu beſuchen, die ja alle Fremde beſuchen; ich war heute Zeuge ihres Einzugs geweſen.

Es war ſchon die zweite Woche, daß ich mich in Barcelona befand und mich heimiſch fühlte in deſſen Straßen und Gaſſen. „Nach Valencia!" ſprach ich, und der Gedanke an dieſes ſchöne Land war wie eine Weberſche Muſik. Ich wollte mit der Diligence reiſen; man hatte mir die Dampfſchifffahrt längs der ſpaniſchen Küſte als im höchſten Grade unangenehm geſchildert, die Schiffe wären ſchmuzig und gar nicht

zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet; würde das Wetter unruhig, sei es mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, ans Land gesetzt zu werden; die Schiffe führen nicht in die Häfen, man müsse auf offener See in die schaukelnden Boote hinabspringen, und das Wetter könne so stürmisch sein, daß gar kein Boot sich hinauswage, um die Passagiere abzuholen; wir befänden uns bereits in der Mitte des Septembers, mit dem stillen Wetter sei es vorbei; und in der That, es hatte sich während der letzten Tage ein starker Wind erhoben, in den Hafen Barcelona's rollte die See dermaßen hoch hinein, daß sie die Mauerwände mit Schaum bespritzte. Wenn ich mit der Diligence abginge, bekäme ich doch etwas vom Lande zu sehen. Diese Art des Reisens schien mir die beste zu sein, allein sowohl unser Landsmann Schierbeck als jeder Andere, mit dem ich hiervon sprach, riethen auf's Bestimmteste ab; es sei eine lange, beschwerliche Tour und die Hitze in den vollgepackten Diligencen zum Ersticken, die Wege seien außerdem in einem ganz aufgelösten Zustande; man müsse gewärtig sein, daß an Orten, wo keine Idee von einem Wirthshaus, ja vielleicht kein Obdach sei, längerer Aufenthalt eintreten könnte. Die Diligence von Madrid sei zwei Tage über die bestimmte Ankunftszeit ausgeblieben, ich müsse ja schon wissen, daß die Ueberbrückungen hier im Lande oft fehlten, wo der Weg über einen Fluß führe; habe ich doch ganz kürzlich in Barcelona selbst die Gewalt eines Gebirgs-

waſſers mit angeſehen; mit der Diligence zu reiſen, hieße für den Augenblick ſich den größten Beſchwerlichkeiten, ja der Lebensgefahr ausſetzen. Gerade auf der Straße zwiſchen Barcelona und Valencia ſei öfter an einem beſtimmten Orte, wo die Bergſtröme ihre Herrſchaft üben, Unglück geſchehen; es ſei nur wenige Jahre her, daß eine überfüllte Diligence faſt ganz und gar verſchwunden ſei; man ſei der Anſicht, der Strom habe ſie in das offene mittelländiſche Meer hinausgeführt.

Noch wenige Stunden vor dem Abgange des Dampfſchiffes ſchwankte ich in meiner Entſcheidung, ob ich mit dieſem fahren, oder zu Land reiſen ſolle. Alle riethen zur Seetour, das Dampfſchiff Catalan, das abgehen ſollte, hatte das Lob, eines der beſten und ſchnellſten zu ſein; die Maſchienerie ſollte gut und der Capitain tüchtig ſein. Ich entſchloß mich denn zur Seereiſe. Herr Schierbeck und unſer Freund Buchheiſter aus Hamburg begleiteten uns an Bord. Der Mittag kam heran, bevor das Schiff die Anker lichtete, ſchaukelnd fuhr es dahin, in das offene Meer hinaus.

Ueber eine Meile weit war draußen das Waſſer durch die Flußüberſchwemmung noch kaffeegelb, plötzlich ſchnitt es ſcharf an der klaren, grünen See ab. Im herrlichſten Sonnenlichte lag das weit ausgedehnte Barcelona da; das Fort Monjuich mit ſeinem gelben Zickzack-Bergpfad trat deutlicher hervor; die Berge hoben ſich, und über ſie alle hinweg hob ſich ein Berg, noch höher, ſonderbar gezahnt wie die Rücken-

ſinnen eines Fiſches; es war der heilige Mont Serrat, von wo Loyola ausging.

III.

Valencia.

„Ich liebe dich, du ſtolzes Meer!“ — das heißt, wenn ich auf dem Meere bin, muß es ſich ruhig verhalten, ſich blank und blau ausdehnen, ein Spiegel dem Himmel und auch mir ſein. Ich liebe dich, „wenn wilde Stürme deine Wogen peitſchen,“ — das heißt, ich muß auf dem feſten Lande ſtehen und es lieben, ſonſt bin ich von ſolchem Meere ſehr genirt. Es ſtürmte nun gerade nicht an dieſem Tage, allein das Meer war auch nicht blank und ſtill; der Wind ſtrich ſcharf über uns hin, das Schiff ſchaukelte nicht wenig, ich wagte mich nicht in die Kajüte zu dem gedeckten Mittagstiſch hinab. Mein Reiſekamerad Collin hatte ein beſſeres Loos, ja, nach der Mahlzeit ſchmauchte er ſogar ſeine Cigarre und ſtreckte ſich getroſt in ſeiner Koje; ich ſaß oben auf dem Deck in dem ſauſenden Winde, ſaß wie in einer Schaukel, und die Bewegung gefällt mir gar nicht; — aber es giebt Vieles, was Einem nicht gefällt, und worein man ſich doch ſchicken muß.

Am fernen Horizont erhoben ſich Wolken, ſie hatten ſcharfe Gebirgsformen, und die Abendſonne theilte ihnen eine blendende, rothgelbe Farbe mit; bald flimmerte

ein Stern in der hohen, hellen Luft, immer mehrere strahlten hervor; der Abend war schön, das ganze bergige Küstenland lag vor uns ausgebreitet, es zeichnete sich schwarzblau gegen das helle Wasser ab. Ich saß nicht allein, ein junger Deutscher aus Mannheim war am Bord, er wollte nach Madrid und hatte, da die Eisenbahn zwischen Barcelona und Saragossa zerstört war, den Seeweg über Valencia gewählt. Er war voll Jugendmuth, freute sich über das Meer, das er früher nicht gesehen hatte, freute sich beim Anblick der schönen Küstenländer; natürlich und offen sprach er seine Freude aus, und als er vernahm, wer ich sei, und meine Schriften kannte, so hatte ich plötzlich einen jungen, jubelnden Reisefreund neben mir, der die Aufmerksamkeit selbst gegen mich war; um es mir recht gemüthlich zu machen, wickelte er mir seinen wollenen Shawl um den Hals und legte seinen Mantel über meine Füße, denn der Wind blies kalt und die schaukelnde Bewegung des Schiffes verbot mir, meine Reisesachen, die noch im Koffer lagen, aus der Kajüte heraufzuholen.

Sympathie ist ein eigenes Ding, sie ist nicht für Geld zu erkaufen, man kann sie nicht für sein ganzes, warmes Herz eintauschen, sie muß geschenkt werden; sie fällt wie der Manna der Wüste vom Himmel herab. Hier fiel wirklich dieser Manna; ob dieselbe sich bei längerem Zusammenleben Wochen und Tage lang halten könne, ja, das habe ich kein

Recht zu bezweifeln, wohl aber ein Recht, mich nicht darauf zu verlaſſen.

Der Wind begann ſich zu legen, die See ruhiger zu werden; unten in dem dunkelblauen Gewäſſer glänzten und blinkten die leuchtenden Fiſche wie Diamanten oder dahinfliegende Feuerzungen. Der ſilberweiße Schaum der Wogen leuchtete; die Wolken der Luft bildeten am Horizonte Geſtalten, die ſo ausſahen, als hätten wir Land in der Nähe vor uns. Die fernen, ſchaumweißen Wogen ſchienen lange weiße Paläſte zu ſein, die kamen und ſchwanden. Die Uhr war ſchon nach Zehn, als ich mich in die Kajüte hinab begab und in halben Nachtwachen ſchlief; das Meer verhielt ſich ziemlich ruhig.

Mit Tagesanbruch ſtand ich wieder auf dem Verdeck. Schwere Regenwolken hingen im Norden über das Meer, die ſpaniſche Küſte zeigte ſich hoch, nackt und wild, die fernen Berge öde und finſter. Da erhob ſich die Sonne; ſie durchſtrahlte die Wolken mit Gold und Purpur, ergoß einen veilchenblauen Schimmer über die finſteren Berge und verwandelte das Meer in ein blutfarbenes Oel, rein und leuchtend, es war als glitten wir dahin über einen gewäſſerten transparenten ſeidenen Teppich, und als das Sonnenlicht in ſeiner ganzen Kraft wirkte, lag das große Meer da in majeſtätiſcher weit ausgedehnter Stille, es war, als ſegelten wir durch den luſterfüllten Raum.

Eine Menge leuchtende weiße Häuser an der Küste deuteten darauf hin, daß wir uns einer größeren Stadt näherten, man zeigte uns auf der bergigen Küste das römische Sagunt; von seinen ungeheuren Mauern, Thürmen und Amphitheatern sind jetzt nur niedrige Ruinen übrig, die mit einer Wildniß von Cacteen überwuchert sind. — Murviedro heißt die Stadt, die sich auf all dieser alten Herrlichkeit erhebt; in dem hochliegenden Fort sind Soldaten einquartiert. Die Eisenbahn von Madrid nach Valencia in ihrer Verlängerung nach Barcelona, ist erst bis hierher fertig. Wir sahen vom Schiffe aus die Locomotive mit ihrem langen Dampfschleier und der Wagenreihe längs dem Meere am Strande sich hin bewegen; es würde, hieß es, noch eine Weile dauern bis wir Valencia erreichten. Jetzt befanden wir uns der Vorstadt derselben, dem Dorfe Grao gegenüber, etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Zur Stadt selbst würden wir erst mit einem späteren Zug oder mit einer der vielen Tartanen gelangen können, die hier halten; diese sind zweiräderige Wagen mit einem Sonnenzelt, etwas größer als Droschken, und haben ausgebreitete Polstersitze. Am Landungsplatze wurden wir gleichsam überfallen von zerlumpten, schwarzbraunen Knaben und wild aussehenden Lastträgern; sie knufften und stießen einander, wälzten sich an uns heran, um unsere Sachen auf das Zollamt zu tragen. Ein Spanier, der mit uns zusammen am

Bord des Dampfschiffes gewesen war, nahm sich unserer an, besorgte unsere Sachen in einen Tartan, uns selbst in einen andern, und nun ging es vorwärts nach Valencia. Wir fuhren durch ein flaches fruchtbares Land, das uns recht an die Heimath erinnerte, die Landstraße war an beiden Seiten von Erdwällen begrenzt, und knorrige Olivenbäume, ganz als wären es unsere heimathlichen Weiden, lugten hervor durch hohes Geröhricht, hier aus Bambus bestehend; die weiß angestrichenen Bauernhäuser am Wege hatten wie in der Heimath Dächer von Rohr oder Stroh, nur der lange bunte Teppich, der vor dem offenen Eingang herabhing, sprach von dem südlichen Lande.

Zwischen den Ruinen Sagunts und der Sierra da Santa Ana, dem südlichsten Punkte vom Lande, erstreckt sich von dem steinigen Gebirge gegen das Meer hinab „la huerta", der Garten, wie diese ganze von Obst und Wein schwellende Ebene um Valencia herum genannt wird, ein außerordentlich wohlbebautes Land, das durch ein Netz von mit Ziegeln ausgelegten Gräben aus der Mauren-Zeit bewässert wird. Hier sind große Brunnen, an denen ein Pferd das Rad dreht, durch welches die mit Wasser gefüllten Krüge ihren Inhalt in die Gräben ausgießen; niedrige, dicke Weinstöcke wachsen über den warmen röthlichen Erdboden dahin, Citronen- und Apfelsinenbäume bilden kleine Haine, in welchen auch schlanke Palmen ihre Sonnenschirme erheben.

Eine große Brücke, ein ausgetrocknetes Flußbett, alte Mauern und ein Stadtthor von Quadern waren das Erste, was wir von Valencia erblickten; enge, ungepflasterte Straßen mit von Haus zu Haus ausgespannten Sonnenzelten führten auf einen Platz, wo ein paar leere Diligencen hielten, und wir befanden uns in Fonda del Cid.

Die finstern, winkeligen Treppen und Corridors, die hallenhohen nur spärlich möblirten Zimmer das ganze Aufwartungswesen deutete darauf hin daß wir uns nicht länger in dem halbfranzösischen Barcelona befanden, sondern eine gute Strecke in Spanien vorgedrungen waren. Der Frühstückstisch stand gedeckt, die Speisen waren kräftig und gut, die Weintrauben groß wie Pflaumen, das Fleisch fein und von vortrefflichem Geschmack, die Melonen schmolzen wie Eis auf der Zunge, der Wein war glühend stark und die Luft heiß um uns zu braten, es half nur wenig, daß große Rohrmatten über der offenen Balconthüre hingen, um die Sonnenstrahlen auszuschließen, sie behaupteten doch die Herrschaft; man saß auf dem Altan und schnappte nach Luft, die Damen bestrebten sich, solche mittelst des Fächers zu erhalten. Auf jeden Altan saß eine ganze luftbeflissene Familie; wenn man aus dem Fenster trat befand man sich gleich in großer Gesellschaft; das Gesellschaftsleben blühte hier die Wände hinan, durch alle Etagen. Unten auf dem Platze war es still und öde, der Sonnen-

ſchein hatte ſich dort feſtgebrannt, man verſpürte durchaus keine Luſt zum Hinuntergehen und Schattengeben.

Jetzt rief die Glocke des Hôtels zur Tafel und der Tiſch ſtrotzte wieder von Gerichten; da gab es z. B. Schneckenſuppe, der ganze Teller voll von unſern kleinen Schnecken, ſie lagen da in ihrem Gehäuſe, und das war es namentlich, was in dieſer bräunlichen Suppe ſo überaus unappetitlich war; darauf folgten Dintenfiſche in Oel gebraten; aber auch eßbare, ja gute und ausgezeichnete Gerichte wurden aufgetragen.

Der Uebergang vom Tag zum Abend war wie eine Verwandlung; einen Augenblick leuchteten die Wolken in Roth, plötzlich verſchwanden die Farben, die Sterne ſprangen hervor, unten auf dem Platze ward es finſter, vom Hauſe des Nachbars gegenüber warf eine Laterne ihren Schein auf ein blankes Barbierſchild; ein junger Burſche wanderte, klimpernd auf ſeiner Guitarre, über den Platz, er verſchwand in eine enge Gaſſe; ich hörte noch lange die Guitarre; ſie ſetzte mich in ſpaniſche Stimmung; — aber nun begann ein Hund zu bellen, nun noch einer, und bald hallte im ganzen Stadtviertel ein ſolches Gebell, daß es mit der ſpaniſchen Stimmung aus war. Das war der erſte Tag in Valencia.

Meine Wanderung durch die Stadt begann am folgenden frühen Morgen. Die Sonnenſtrahlen

fengten ſchon; es würde ein heißer Tag werden, ich hatte am vorhergehenden Tage die Sonnenhitze kennen gelernt. Wir befanden uns in der Mitte des Septembers und die Hitze war kaum auszuhalten, wie mußte es hier im Hochſommer ſein. Es hatte während der Nacht geregnet; die ungepflaſterten Straßen zeigten große Waſſerlachen und ſchlammigen Boden. Der Platz vor der Fonda, auf welchem auch der Palaſt des Erzbiſchofs lag, bot nur Schmuz und Schlamm dar; in großen Sprüngen ſetzte man über die Waſſerlachen in eine kleine Gaſſe hinein, in welcher der Dom liegt, zwiſchen Häuſern eingeengt. Der Held Cid, als er Valencia erobert hatte, nahm vom hohen Thurme dieſer Kirche die Stadt und deren Umgegend in Augenſchein, die Mehrzahl der Reiſenden beginnt ihren Beſuch mit demſelben Anblick; ich ziehe es vor, erſt an einem Orte heimiſch zu werden und dann ſpäter von der Höhe herab die ſchon bekannten Punkte zu ſammeln; jetzt ſetzte ich meinen Gang durch die Kirche fort und gelangte aus derſelben in eine ſehr belebte Straße, die auf einen großen Platz, angefüllt mit Menſchen zu Fuß und zu Maulthier, führte. Die Mehrzahl waren Bauern, kräftige Geſtalten in maleriſchen Trachten, ſie trugen eine Art Pluderhoſe, Zuragnelles, die ihnen bis ans nackte Knie reichte, Lederſandalen ſind um die blauen Strümpfe geſchnürt, ſie tragen einen rothen Gürtel und eine grasgrüne Jacke mit Schnüren beſetzt, die Bruſt

nackt, und über die Schulter die geſtreifte Manta maleriſch hingeworfen; ein Tuch um den Kopf wie ein Turban gelegt und über daſſelbe den breitrandigen Hut, es ſieht geradezu prächtig aus; übrigens hat dieſer Volksſtamm keinen guten Leumund; das Meſſer, ſagte man, ſitzt ihm ziemlich locker; früher lagen dieſe Leute fortwährend in Streit mit den Einwohnern der Stadt, die auch, dem Anſchein nach, von anderer Abſtammung ſein müſſen, was ſchon ihr helles Haar andeutet. Die häufigen Ueberfälle und Mordthaten, die vor nicht vielen Jahren in der Stadt und Umgegend geſchahen, werden den Landbewohnern zugeſchrieben, jetzt hat aber, die ſpaniſche Gensdarmerie Ordnung und Sicherheit zuwegegebracht; man paſſirt die entlegenſten Straßen Valencia's bei finſtrer Nacht ohne jede Gefahr. Die Frauen, die ich hier ſah, waren nicht ſo ſchön wie die in Barcelona, Einzelne von ihnen trugen die lange ſchwarze Mantille, die Mehrzahl hüllte ſich in blendend gelbe oder feuerfarbene Shawls, hier herrſchte überhaupt im Ganzen ein ſtrahlender Farbenwechſel, jede kleine Boutike breitete das Bunteſte aus, das ſie beſaß, und ſelbſt auf dem Boden lagen Waaren und Gemüße, namentlich rieſenhafte Zwiebeln und grasgrüne Melonen zierlich geordnet. Körbe gefüllt mit kleinen gewöhnlichen Schnecken von derſelben Art, die wir am Tage vorher in der Suppe bekommen hatten, prangten vor La Lonja de la ſeda, der Seidenbörſe, einem höchſt eigenthüm-

lichen Gebäude mit zwei colossalen Fenstern, groß wie Stadtthore: ein großer Saal, dessen Decke von spiralförmigen Säulen, hoch und schlank wie Palmen, getragen wird, bekam durch jene Fenster sein Licht. Auf Fußboden und Tischen lagen hier große Bündel glänzender gelber Seide umher.

Aus diesem lebhafteren Theile der Stadt gerieth ich in ein stilleres Viertel, wo einige Knechte die Straße mit blühenden Myrtenzweigen kehrten; zu beiden Seiten der Straße lagen palastähnliche Häuser mit Vorgärten, blühenden Rosenhecken und Springbrunnen, gestreifte Sommerzelte hingen über die Balcons hinaus, und von einem dieser Balcons blickten zwei junge Mädchen herab, die schönsten, die ich noch in Spanien gesehen hatte; ihre Augen waren wie schwarze Flammen, ihr Mund sagte mit einem einzigen Lächeln mehr als irgend ein Dichter in einem langen Gedichte zu sagen vermag, — Byron und Petrarca mögen mir vergeben! Ich gelangte auf einen großen Platz hinaus mit umzäunten Gartenanlagen, prachtvollen Blumen, Palmen, Gummibäumen, den schönsten Gewächsen eines tropischen Landes. Die Sonne brannte aber auch tropisch. Hier waren Tartanen genug, aber man sitzt unter diesen wie unter einem Deckel, man sieht nichts, und deshalb ging ich lieber zu Fuß, ja, ich gelangte in der Sonnenhitze aus dem Stadtthore hinaus, über die Brücke, die auf die Alameda, die Promenade Valencia's, führt; dieselbe streckt sich zwischen dem aus-

getrockneten Flußbett des Guadalaviars und einer Menge grüner Orangegärten hin, wo Platanen und Palmen weiß getünchte Landhäuser umschatten. Hier waren Wege und Stege die Menge, aber nur wenig Menschen, die Sonnenstrahlen fielen dermaßen glühend herab, daß man versucht ward, sich eine Mütze aus dem frischen, kühlenden Kürbiß auszuschälen und diesen anstatt des Hutes auf den Kopf zu stülpen. Ich warf mich doch zuletzt in einen Tartan, und unter dessen Dach von Segeltuch, mich auf das gepolsterte Kissen hinstreckend, jagte ich dahin nach meinem luftigen Zimmer in Fonda del Cid.

Hier kam zu gleicher Zeit die Diligence aus Barcelona an, dieselbe, mit welcher wir hatten abfahren wollen; bespritzt und bestaubt war sie nur noch ein Gespenst von dem Fuhrwerk, das wir vor zwei Tagen gesehen hatten; die Pferde troffen von Schweiß, der Wagen war macadamisirt mit Staub, die Passagiere stiegen wie die Invaliden, Einige mit Pantoffeln aus, denn während des langen Fahrens waren die Füße in den Stiefeln geschwollen, Andere ohne Röcke; diese hingen ihnen über dem Arme, der Staub hing ihnen in den Haaren, und den Magern hing er gar in den Wangenhöhlen: so sahen die Herrschaften aus. Der unglückliche Centaur, der mit dem Pferde gleichsam verwachsene Vorreiter, war noch ganz anders leidend. Vor vier Tagen setzte er sich hier in Valencia zu Pferde, und von dem Augenblick an, in Galopp, immer in Galopp, in Staub und Sonnen-

brand vorwärts, immer in derſelben Lage, nur daß er ſich auf den Stationen auf ein anderes friſches Pferd und wieder auf ein anderes ſetzte, bis er Barcelona erreichte; dann ſchnappte er dort eine Stunde oder zwei nach Luft, und nun wieder zu Pferd und nach Valencia! von der Sonne verbrannt, halb erſtickt von Staub, vorwärts, ohne Raſt — und nun war er wieder hier, ſtand wieder auf der Erde, ging, aber der Gang war ſteif, das Geſicht das einer Mumie, das Lächeln das eines Kranken, zu dem man ſagt: „Sie ſehen heute wohler aus!“ der aber wohl weiß, daß es nur leere Worte ſind.

Mit Valencia ſind mehrere der alten ſpaniſchen Romanzen vom Cid verknüpft; Cid, der in allen Kämpfen durch alle Verkennungen ſeinem Gott, ſeinem Volk und ſich ſelbſt treu blieb, der ſeiner Zeit in gleichem Range mit Spaniens Königen ſtand und heutzutage noch der Stolz des Volkes iſt. Als Sieger zog er in Valencia ein; hier lebte er in häuslichem Glück mit ſeinem edlen, heldenmüthigen Weib Ximene und ſeinen Töchtern Donna Sol und Donna Elvira; hier umſtanden alle ſeine Lieben ihn an ſeinem Todeslager; auch ſein Streitroß Babieca hatte er mit herangezogen. Rührend heißt es in dem Liede: das Pferd ſtand da fromm wie ein Lamm und betrachtete mit ſeinen großen Augen ſeinen Herrn, der es nicht anreden und den es nicht anreden konnte. —

Durch die Straßen Valencia's zog in der Nacht der ſonderbare Zug:

„Nach San Pedro de Cordona,"

wie der todte Herr angeordnet hatte. Die ſiegreiche Fahne Cid's wurde ihm vorangetragen, vierhundert Ritter umgaben ſie ſchirmend; hinter dieſen kam die Leiche. Aufrecht auf ſeinem Streitroß ſaß der Todte, angethan mit ſeiner Rüſtung, mit Helm und Schild, der lange weiße Bart wogte ihm über die Bruſt herab. Gil Diaz und der Biſchof Jeronymo ſchritten, der Eine zur rechten, der Andere zur linken Seite, neben ihm einher, und Donna Ximene mit dreihundert edlen Männern folgte. Das Stadtthor Valencia's gegen Caſtilien hin öffnete ſich und der Zug bewegte ſich ſchweigend und langſam in die Gefilde hinaus, wo die Heere der Mauren lagerten. Ein ſchwarzes mauriſches Weib ſchoß ihre vergifteten Pfeile auf den Zug ab, aber ſie und dreihundert ihrer Schweſtern mußten hierfür mit dem Leben büßen. Im Lager befanden ſich ſechsundvreißig mauriſche Könige; Entſetzen ergriff ſie, als ſie den todten Helden auf ſeinem weißen Hengſte erblickten, und

„Alle fliehen nach den Schiffen,
Und ſtürzen ſich ins Meer.
Wohl zehntauſend waren ihrer.
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verſchlang."

Und Cid gewann ſolchergeſtalt, ſelbſt nach ſeinem Tode, Ruhm und Reichthum, Zelte, Gold und Silber.

„Auch der Aermſte wurde reich," ſo lautet das Lied vom Cid in Valencia.

Noch ſteht das alte Thor von Quadern mit gezähnter Mauerkrone, durch welches der Todte hinausritt in jener Nacht der Angſt und des Todes für die Mauren. Ich ſtand im Schatten des Thores, an den Helden und ſein Streitroß denkend, und ſonderbar, wie ſpielt der Gegenſatz ſo oft eine Rolle: während ich hier ſtand, trabte ein fröhlich ſingender Knabe durch das Thor auf der elendeſten Kracke, die ich jemals geſehen habe: Haut und Knochen, ein Symbol des Hungers unter den Vierfüßlern, und der Gedanke wandte ſich von dem edlen Streitroß Cid's zu Don Quixote's Roſinante; Beide gleich unſterblich in der Welt des Geſanges, die Gegenſätze Babieca und Roſinante.

Am dritten Tage unſeres Aufenthalts hier ging Collin am frühen Morgen mit dem Eiſenbahnzug nach Murviedro; ich blieb in Valencia und trieb mich in den Straßen umher, ohne Neues oder Eigenthümliches entdecken zu können. Ich ſuchte danach und hatte deshalb Papier und Bleiſtift bei mir. Doch Eins fand ich; — das hätte ich aber auch ebenſo gut in jeder anderen großen Stadt finden können.

Vor der Thüre eines Manufacturladens, der die ganze Breite des Hauſes einnahm, hing ein großes Kleidungsſtück; es ſah aus wie eine Sturmglocke,

war aber von Leinen, das mit Stahldraht oder Bambus ausgespannt war. Es war das Kleidungsstück, das man heutzutage Crinoline nennt und in welchem alle Frauenzimmer gleich dick werden, junge Mädchen und alte Frauen: es ist als hätten sie einen Regenschirm um die Taille, was nichts mit der Natur oder dem lieben Gott zu schaffen hat. Hier hing nun dieses große, strotzende Ungeheuer, und da es sich so entsetzlich vor dem ganzen Laden ausbreitete, so hatte man es mit all dem Nippes von Kleidungsstücken behangen, die im Laden zu finden waren: mit Kinderstrümpfen, Halstüchern, Bändern und Fächern. Die Crinoline war in ein Ladenschild umgewandelt, die Sturmglocke, die die Kundschaft ins Haus läuten sollte, eine Glocke ohne Klöppel; Senora muß in die Glocke hinein, sie ist dann selbst der Klöppel in der Crinoline. Mir wurde bei diesem Anblick ordentlich ganz tiefsinnig zu Muthe; ich dachte in die Zukunft hinaus. Ja, in tausend Jahren tragen die Frauenzimmer keine Crinoline mehr, man nennt nicht mehr den Namen; er ist alsdann nur noch in alten Schriften zu finden, und wenn diese gelesen werden und die Menschen im Bilde sehen, wie eine solche Crinoline und wie die Damen unserer Zeit, mit einer solchen Crinoline angethan, ausgesehen, so rufen sie ganz laut: „Du großer Gott!“ Sie lachen, sie amüsiren sich. „Das war aber doch eine lächerliche Tracht!“ Sie lesen von der Entstehung derselben, die dann schon eine Sage ist, lesen

von der jungen, ſchönen Kaiſerin, die im weiblichen Schamgefühl dieſes Kleidungsſtück erfand, um der Welt zu verbergen, daß ſie Mutter werde; und das kleidete ſie; ſie war klug und weiſe, ſie war ſchön, und das wollten ſie Alle ſein, und deshalb legten ſie Alle Crinolinen an, die Dicken und die Dünnen, die Langen und die Kurzen; es ſah entſetzlich aus! Wie wird ſie, die ſchöne, die junge, die kluge Erfinderin gelacht haben, ſie, die einen Sinn mit der Crinoline verband. Und nun ſtolzirten ſie lange Jahre in dem Dinge umher, in ihrem Lande, im Nachbarlande, in allen Ländern; der Klöppel läutete aus: „es iſt ſchön! es iſt angenehm! es iſt unendlich kühlend!“ Das war anno crinolino, eine Plage zwar, aber eine Mode! Hier am Laden in Valencia läutete die Crinolinenglocke Käufer heran; ich zeichnete ſie ab in ihrer ganzen Größe, ſo groß, daß ſie jede weitere Beſchreibung von Valencia verdeckt.

IV.

Almanſa und Alicante.

Abreiſen wollten wir. Es war noch Nacht, als der Tartan, der uns nach dem Bahnhof bringen ſollte, vor der Thür hielt. Keine Laternen leuchteten uns, aber die Sterne funkelten in ihrer vollen Pracht. Die engen, krummen Straßen waren finſter. Kein

Menſch war zu ſehen, bis wir nach einer langen, langweiligen Fahrt den dürftigen Bahnhof erreichten. Vor dieſem, auf dem glatten Boden, flammten Lichter und Lampen; hier waren kleine Kaffeeausſchanke, hier wurde Trinkwaſſer, Aniſette und herrliches Obſt verkauft. Hier geriethen wir in ein Gedränge hinein, Männer mit Laſten und ohne Laſten füllten den Platz, Bauern, in die burnusähnlichen Mantas gehüllt, dampften ihre Cigarren, Mädchen und Frauen, mit großem Anhang von Kindern ſaßen wie auf dem Verwunderungsſtuhl. Man bekam hier Unterricht im Warten und Geduldüben: als man uns die Wagen aufſchloß, war es ſchon lange nach der beſtimmten Abgangszeit; als wir aber erſt in denſelben waren, ſaßen wir gut, in einem Wagen der erſten Klaſſe, der ein geräumiges Zimmer mit Sophas und weichen Polſtern war.

Wir fuhren endlich ab. Der Tag brach leuchtend an, die Wolken rötheten ſich, die Luft wurde ſtrahlend klar, und dies Alles geſchah in einem Fluge, dem gleich, mit welchem wir dahinfuhren. Wir flogen durch ein Land des Sonnenſcheins, in welchem große Palmen ihre grünen Fächer in die leuchtende Luft ſtreckten; weiß angeſtrichene freundliche Gebäude lagen zwiſchen den von Früchten ſtrotzenden Orangebäumen. Der Wein wuchs, einem Gewebe gleich, über den Boden hin, rieſelnde Canäle bildeten den Einſchlag; die ganze Landſchaft wird aus der Vogelperſpektive angeſehen, dachte ich mir, wie ein ungeheurer

Teppich zu ſchauen ſein, zuſammengenäht von allen den Fruchtſtücken, welche die Maler auf die Leinewand gebracht haben. Der Aufenthalt auf jeder Station dauerte ungewöhnlich lange, aber dadurch hatte man wiederum Gelegenheit, die Menſchen in ihren bunten Trachten zu beſchauen.

Bei der alten mauriſchen Stadt Jativa*), die mit ihrer Citadelle von großer maleriſcher Wirkung iſt, endigt der Garten Valencia's. Man gelangte von der fruchtſchwellenden Oaſe in die ſteinerne Wüſte. Die Sonne brannte ſehr ſtark, und es war, als wenn der ſteinigte Boden, der die Sonnenhitze des vorigen Jahres in ſich verbarg, dieſe in die ſchon gar zu heiße Luft ausſtrömen ließ. In weiter Entfernung von einander lagen vereinſamte Gehöfte, umgeben von feſtungsähnlichen Mauern, Verſchanzungen gegen wilde Thiere und böſe Menſchen; nicht ein Baum war zu entdecken; das einzige Grün, das man erblickte, waren einige große Cacteen, die in Felſenklüften oder hinter verfallenen Mauern ſchwammartig hervorſchwollen, ſchwer beladene Laſtwagen, gezogen von ſechs bis acht Maulthieren, eins vor das andere geſpannt, belebten ein wenig die ſonſt todte, ausgebrannte Wüſte; es war, als hätte ein ätzendes Gewäſſer die ganze Landſchaft überſchwemmt, die glühende Luft jeden Grashalm abgebrannt und nicht einmal die Aſche zurückgelaſſen.

*) Der Buchſtabe J wird wie K ausgeſprochen! Jativa — Kativa, Loja — Lokka, Tajo — Takko.

Plötzlich hielten wir in einem großen Bahnhof an. Die Schienen verzweigten sich in zwei Bahnen, die eine führte nach Madrid, und dorthin ging der Zug ohne Aufenthalt weiter, die andere führte nach Alicante, dem Ziel unserer Tagesreise. Es war zehn Uhr Vormittags, wir hatten bis sechs Uhr Abends zu warten, früher komme der Zug nicht, der uns weiter führen sollte. Wir mußten somit essen, schlafen, uns umsehen, so würde die Zeit schon vergehen. Hier am Bahnhofe befand sich eine sehr gute, von einem Franzosen geführte Restauration, und ganz in der Nähe derselben war zur Bequemlichkeit der Reisenden ein orientalisches, schattiges Haus mit hohen, kühlen Zimmern gebaut, in welchem man aufathmen, ja übernachten könnte, wenn man wollte; und was die Merkwürdigkeiten betrifft, so hatte man nur eine kurze Strecke zu gehen, um das offene Dorf Almansa, aus der Kriegsgeschichte bekannt, zu erreichen.

Die Straßen dehnen sich gerade aus, sind sehr breit und ohne Pflasterung, die niedrigen Häuser haben weiße Wände, statt der Fenster haben sie einfach ein Loch, hier und da eine hölzerne Luke zum Verschließen; aber in der ganzen langen Straße ist keine Glasscheibe zu entdecken. Die breite Thüröffnung ist durch eine Rohrmatte verdeckt; wo diese hinweggeschoben war, sah man in ein ärmliches, halbdunkles Zimmer hinein; dort saßen die Bewohner arbeitend, vor dem Hause konnten sie sich, der starken Sonnenhitze wegen, nicht aufhalten. Jedes Zimmer hatte

ſeinen Ausgang nach einem grünen Plätzchen, wo ein Weinſtock oder wenigſtens ein blühender Buſch ſeinen Schatten warf. Die wenigen Menſchen, denen wir auf der Straße begegneten, hatten ſchwarze Augen, ſchwarzes Haar und braungelbe Haut; die Straße ſelbſt lief an dem obern Abhang eines jähen Felſens dahin, auf welchem die Ruine eines befeſtigten Schloſſes lag; unterhalb, wo ich ſtand, in einem Sonnenſchein als befände ich mich in den Flammen des Fegefeuers, liegen die Kirche und ein paar Gebäude, von ſchweren, behauenen Steinen aufgeführt, mit Wappenſchildern über den Eingängen. Adelige Geſchlechter hatten einſt in dieſen Häuſern gewohnt, jetzt ſtehen die Säle verödet, in den Wänden ſind große Spalten, Breter ſind über zerbrochene Fenſter genagelt: Unter dieſer Verlaſſenheit und Einſamkeit am hellen Tage gelangt man an ein Monument; eine Pyramide, die am Fuße einen ausgehauenen Löwen trägt, ſie iſt eine Erinnerung an die Schlacht von Almanſa, am 25. April 1707,, an welchem Tage das Dorf den Ehrennamen fidelissima erhielt. An dieſem Tage war dieſe glühende Steinebene ein blutiges Schlachtfeld, mehrere Tauſende lagen hier verwundet, noch mehrere Tauſende getödtet; der Sieger trug vierhundertundzwölf Fahnen davon. Dies Alles iſt jetzt längſt vergeſſen und vergraben in Liedern und Sagen. Sonne und Wind ſind mit ätzendem Finger über dieſe ungeheure ſteinerne Tiſchplatte dahingefahren, in welche, wie in

Moſaik, Almanſa eingelegt iſt; Kampf- und Blut-Inſchrift des Sieges ſind verwiſcht.

Die Merkwürdigkeiten des Dorfes hatte ich nun geſehen und mußte zurück durch die breite ſonnenſcheinerfüllte Straße, immer aufwärts zwiſchen blendend weißen Häuſern; ſie leuchteten und wärmten, es war eine Wanderung durch einen hinduiſchen Scheiterhaufen, ein langſames Auto da Fé, und als ich endlich mein Zimmer mit den verſchloſſenen Fenſteröffnungen und der kühlenden Rohrdecke auf dem Fußboden erreichte, hatte ich ein Gefühl, als käme ich aus dem heißen Sand der Sahara in die Schatten einer Oaſe; ich ſank erſchöpft hin, athmete auf und wenn es möglich war, zu denken, ſo war mein Gedanke: Ich bin im Lande der Sonne, mein Blut iſt durchwärmt, daß es einen ganzen Winter daheim im Norden den Ofen entbehren kann. Welche Annehmlichkeit! Welche Erſparniß! Der glühende Sonnenkuß Spaniens war mir mit der ſonnenheißen Luft in die Lungen, in das Blut geſtrömt; ich dachte an Sonnenſchein, ich träumte von Sonnenſchein, und dann muß man ſchon acclimatiſirt werden. Blutfarbige Wolken leuchteten wie ein Fackelzug bei der Abreiſe von Almanſa.

Der Zug fuhr pfeilſchnell dahin, aber wir würden trotzdem kaum früher als gegen Mitternacht Alicante erreichen. Ringsum herrſchte Finſterniß, nur bei den verſchiedenen Stationen leuchteten ein

paar Gasflammen; Leute ſtiegen aus und ein, überall war Lärm und Gedränge; ich dachte mit einigem Schrecken an die Ankunft auf dem Bahnhof Alicante's, denn dort hatten wir Niemand, der uns, wie in Barcelona, empfangen würde. Wie würde Das ablaufen? Unſer guter Stern leuchtete indeß, wir bekamen neue Beweiſe von der Aufmerkſamkeit und dem Wohlwollen des liebenswürdigen ſpaniſchen Volkes gegen Fremde. Im Wagen mit uns ſaß ein junger Spanier aus Sevilla; auf einer der Stationen geſellte ſich ein Freund zu ihm, ein junger Offizier, der aus Alicante gebürtig war, er war die Lebhaftigkeit ſelbſt, er ſprach mit uns, wir mit ihm, — das war eine Sprach-Arabeske von Franzöſiſch und Spaniſch, zuſammengehalten durch gegenſeitiges Errathen. Wir ſprachen vom Reiſeleben, von der guten Straßenpolizei, vom Leben in Alicante; er wollte von mir meinen Stand und mein Amt wiſſen, und als ich ihm nun ſagte, ich ſei Poët und eine meiner erſten dramatiſchen Arbeiten behandle die Spanier in Dänemark unter Zamora, und er Kenntniß von dieſem Zug und von der Flucht der Spanier hatte, ſo waren wir mit einem Male wie alte gute Freunde; ich ſprach meine Freude über ſein ſchönes Vaterland und über all die Freundlichkeit und all das Wohlwollen aus, mit welchem man uns entgegenkam. Wir waren jetzt am Bahnhof von Alicante. Hier war ein ungeheures Gedränge, allein unſer junger Freund rief drei dort

poſtirte Schildwachen herbei, und dieſe, trotzdem daß ſie unter Gewehr ſtanden, kamen heran; der eine Soldat nahm den Koffer, der andere die Reiſetaſche und der dritte machte uns Platz nach dem Tartan, den uns der Offizier ſelbſt herbeiholte: die Volksmenge wich aus, ſie ſah uns wahrſcheinlich für eine vornehme Herrſchaft oder auch für Gefangene an, die ſich auf dem Transport befanden. Das blieb ſich nun gleich, wir kamen wohlbehalten in den Wagen, unſere beiden ſpaniſchen Freunde drückten uns die Hand, ſagten uns, was wir dem Kutſcher zu zahlen hatten, und dieſer fuhr nach der Fonda del Boſſio, die in einer der breiten Hauptſtraßen in der Nähe von Alameda de la Reina lag.

Ein blendendes Lampenlicht ſtrahlte von der Fonda in die finſtre Straße hinaus; breite Treppen führten hinauf in luftige Zimmer, die mit Rohrmatten belegt waren, alle Fenſter ſtanden offen, nicht ein Windzug war zu ſpüren; man ſetzte uns Früchte ſonder Gleichen vor, feſte, ſaftige Muskatellertrauben und funkelnden Wein, echten Alicante vor. Die Brandung des Meeres beſorgte die Tafelmuſik, die Sterne die Illumination, es war eine Sommernacht, wie ich ſie früher nie gekannt, und der nächſte Tag, das wußte ich ja, begann wieder ein Sommertag mit Sommernacht, und ſo noch viele in dem ſonnigen Spanien.

Am nächsten Morgen wollten wir Alicante besehen: Weiß übertünchte Häuser mit flachen Dächern und hervorspringenden Altanen, dies ist die Physiognomie; einige der Straßen sind gepflastert, die Alameda sieht aus, als sei sie ein Streifen, aus einem der Boulevards von Paris herausgeschnitten, und man würde dort ein so kleines abgeschnittenes Stück nicht vermissen; ihre Bäume geben nicht viel Schatten, aber die Leute sitzen dennoch hier reihenweise auf steinernen Bänken beisammen und sehen sich die Spaziergänger an. Zwei schwedische Matrosen gingen die Promenade entlang, sie sprachen keck und frei, sie redeten ihre Muttersprache, sie wußten, daß hier Niemand sie verstehen würde; eine junge schöne Dame in Seide und mit Spitzenmantille bekleidet, ging an ihnen vorüber, sie schwebte auf den kleinen Füßen dahin, bewegte mit Anmuth den funkelnden Fächer, bewegte die Augen, ganz natürliche Bewegungen, — es war eine Dame von Stande. „Sieh das Mädel! Sieh das Mädel!" riefen die Matrosen. „Ah, eine wunderschöne Fregatte!" rief der eine; „sie feuert Signalschüsse!" sagte der andere.

In der Nähe der Alameda, gegen den Hafen zu, gelangt man zu einem niedrigen, aber weit ausgedehnten Gebäude, eine Art Bazar für Fleischer, Fischer und Obsthändler. An den Wänden hingen blutende Hasen, Kaninchen und Fleisch für große und kleine Haushaltungen. In der Halle der Fischhändler lagen auf Tischen und in Gefäßen Fische und Waf-

ſerthiere von allen Farben, Formen und Größen: flachbäuchige Aale, häßliche ſchwarze Fiſche, geformt wie ein Kaſten. Hier ſummte Einem das immerwährende Geplauder von Käufern und Verkäufern in die Ohren. Vom Fleiſch und Fiſch gelangte man zum Gemüſe; hier lagen Orangen hingeworfen wie bei uns Kartoffeln; coloſſale Zwiebeln und Trauben hingen an den Balkenſäulen und ſchienen aus dem dürren Holze hervorzuquellen. Draußen ſtreckte ſich die Hauptſtraße der Stadt hin, unter deren anſehnlichen Gebäuden namentlich das Rathhaus ſich mit Thürmen an allen vier Ecken vortheilhaft ausnimmt; der Dom liegt einige Schritte von demſelben entfernt, verſteckt in der engen Gaſſe. Der Weg führt durch eine feuchte Wölbung und einige finſtere Bogengänge, die einige kränkelnde Bäume und eben ſolches Gebüſch umſchließen. Die gewölbten Bögen der Kirche wirken drückend, das Licht fällt hier zu ſpärlich in die ſchwere, verſchimmelte Luft hinein. Wie oft ſchon habe ich in den zur Andacht erhebenden Kirchen Spaniens einen Drang empfunden, mit der Gemeinde vor dem unſichtbaren Gotte niederzuknieen; hier aber athmete ich eine Luft ein, die nicht Gottes Odem war, ich ging in einem Halbdunkel einher, das Menſchenwerk war. In dieſer Kirche wird in einem Schrank unter Schloß und Riegel das Tuch aufbewahrt, mit welchem die heilige Veronica das Antlitz des Erlöſers abtrocknete, als er den Kreuzesweg nach Golgatha ging.

Von der Kirche beeilte ich mich hinauszukommen in Gottes frische, sonnebeleuchtete Luft, wo ich fröhliche Menschen um mich sah, Leben und Lärm vernahm. Mädchen, Frauen und Kinder standen auf den Altanen und in den Hausthüren; hier waren Motive für einen Maler zu finden.

Die Sonnenstrahlen reichten nicht zwischen die hohen Häuser hinab; die Altane begegneten sich, die Nachbarn konnten sich die Hand von Haus zu Haus reichen. Auf dem offenen Platz brannten die Sonnenstrahlen noch gewaltiger, es war, als saugten sie Kraft aus den weißen Mauern der Häuser, aus dem gelben Staubboden der Straße und aus den dürren Felsenwänden rings um die Stadt; keinen Baum, keinen Busch erblickte man; die Luft war dermaßen trocken, daß Mund und Hals ihre natürliche Feuchtigkeit einbüßten; und wollte man nun gar über den sonnegebackenen Hafenplatz nach einem der offenen Badehäuser am Strande gehen, dann hieß es, erst alle seine Kräfte sammeln, und nun vorwärts unter dem Schatten des Sonnenschirms; man that dies instinktmäßig, denn nur im Meere, wo die Wogen rollten, vermochte man den trägen, halbgekochten Gliedmaßen ihr Elastizität wiederzugeben.

Längs dem Strande, unter den von jedem Gewächs entblößten, flammengelben Felsabhängen, standen große hölzerne Buden, in welchen Löwen und Hyänen gezeigt wurden; hätten diese nur ihren Käfigen entspringen können, sie hätten wähnen müssen

ſich noch in ihrem ſonneglühenden Afrika zu befinden. Auf dem Wege fuhr ein Wagen nach dem andern dahin mit Herren und Damen in Nationaltrachten der Bauern von Sammt und Seide, ſie ließen die Caſtagnetten hören, ſie ſpielten die Mandoline und andere wunderlich langhalſige Saiteninſtrumente.

Erſt am folgenden Tage erfuhren wir von dem däniſchen Conſul, daß ein Volksfeſt etwa eine Meile von der Stadt gefeiert wurde; Damen und Herren aus der Stadt in verfeinerten Volkstrachten hatten beim Fackelſchein auf dem offenen Platze am Meere bis tief in die Nacht hinein getanzt. Schade, daß wir das nicht zeitig genug erfahren hatten. In der Stadt ſelbſt war dieſe große Auswanderung nicht zu verſpüren; es war Sonntag Abend, die Alameda bot den Anblick eines Gewimmels von Spazierenden: Militairs, Civiliſten, Damen in ſchwarzen Mantillen und mit funkelnden Fächern, Mädchen und Frauen in bunten Tüchern. Die Militairmuſik ſpielte bis gegen Mitternacht; die Kinderſchaar tanzte im Kreiſe herum inmitten des Gewimmels; alle Bänke waren mit plaudernden Gruppen beſetzt, es war, als bewege man ſich in einem Volksballſaal. Die Gaslaternen leuchteten feſtlich unter den dunklen Bäumen hin. Unten am Hafen war es dagegen leer und einſam, dort braunten keine Laternen, aber Sterne funkelten klar und groß, ich hörte die Brandung des Meeres, die Muſik von der Alameda reichte bis hier her. Gedanken an die Heimath ſtiegen in mir auf. Erin-

nerungen an heimathliche Sommernächte, an ländliches Tanzen unter den Buchen an offener Meeresküste; es war aber kein Heimweh, das ich empfand; meine Stimmung war Frohsinn, die Heimath war bei mir in Gedanken und Tönen. —

V.

Diligencefahrt über Elche nach Murcia.

Alicante ist eine der Hauptstationen für die Dampfschifffahrt längs der spanischen Küste.*) Von hier aus wäre es am bequemsten gewesen, sich nach Malaga einzuschiffen und von dort über Land nach Granada zu gehen, aber dann hätten wir allerdings Murcia aufgeben müssen, das uns als eine der interessantesten Städte geschildert worden war; dort sollten wir maurische Denkmäler und Zigeuner vorfinden, dort seien die malerischsten Trachten heimisch; der Weg nach Murcia führe durch den vor allen anderen tropischsten Theil des Landes, wir bekämen den berühmten Palmenwald Elche's, den größten in Europa, zu sehen. Dies Alles konnten wir unmöglich aufgeben! Zwar knüpften sich an diesen Weg die allerentsetzlichsten Geschichten von Ueberfall

*) Die spanischen Dampfschiffe laufen Barcelona, Alicante, Malaga und Algesiras an; die französischen zwischen Marseille und Algesiras berühren nur Alicante.

und Plünderung; die Gegend von Alicante nach Murcia und von dort weiter nach Cartagena ist ja verrufen wie das Sierra Morena-Gebirge. Indeß versicherte uns unser Consul und jeder Spanier, mit dem wir hier sprachen, daß wir nichts zu befürchten hätten; die Landstraßenpolizei sei vortrefflich und alle Straßen wären sicher, man könne mit offenem Geldbeutel in der Hand reisen, Niemand würde Einem einen Pfennig nehmen.

Eine echt spanische Diligencefahrt mußten wir denn doch auch versuchen. Wir bekamen zwei Plätze. Der Tartan hielt schon um zwei Uhr Nachts vor dem Hotel und brachte uns unter hohlem Rollen durch stockfinstere Gassen nach dem großen Packhausgebäude, wo die Diligence hielt; bis zur Abfahrt stand es Einem frei, sich hier in der engen, düstern Gasse aufzuhalten oder auch „näher zu treten", wo eine Lampe und ein halbes Licht die allernächsten Gegenstände spärlich beleuchteten. Der am meisten bestrahlte war ein halb angekleideter alter Herr, der im Büreau, das heißt in einer großen Rosinenkiste, saß; seine Cigarre dampfte ganz fürchterlich, er besorgte die Schreibereien und cassirte Geld von den Passagieren ein, die noch nicht bezahlt hatten. Zwei bewaffnete Leute hatten sich auf dem glatten Boden ausgestreckt und ein altes Frauenzimmer, in eine zerfetzte Manta gehüllt, lag schlafend auf einigen hingeworfenen gefüllten Kaffeesäcken. Kasten und Kisten, Pferdegeschirr und Reisbündel lagen einander im Wege in dem

großen Raum, der ſich in dem Dämmerlicht noch vergrößerte; ein paar glühende Cigarren weit im Hintergrunde zeigten, daß hier Platz, Tiefe und mehr Menſchen waren, als man zu erſpähen vermochte.

Die Uhr ſchlug Vier, bevor Güter und Perſonen in den engen, ſchweren, ſtoßenden Kaſten zuſammengepfercht waren, der ſich nun, von zehn ſchellenbehangenen Maulthieren gezogen, knarrend fortbewegte. Ich darf nicht ſagen, daß wir dahin fuhren, wie wir von früher her in Spanien gewohnt waren, wir bewegten uns bedächtig, Schritt vor Schritt, es ſchien, als verließe der Kutſcher ungern die ſtaubigen Straßen Alicante's. Hier und da ſtießen wir an einen Stummel Straßenpflaſterung an, man mußte glauben, derſelbe ſei einzig und allein da hingelegt, um dem Wagen und uns einen Knuff der Belebung mitzutheilen; unſere Köpfe geriethen in nahe Berührung mit dem Deckel des lärmenden, rollenden Kaſtens. Wir fuhren an der Alameda vorüber, die Laternen waren erloſchen; wir fuhren an unſerm Hotel vorüber, es ſchien wieder zu ſchlafen, mein dicker ſpaniſcher Nachbar im Wagen ſchlief ſchon, ehe wir die ſtaubige Straße Alicante's hinter uns hatten, in welcher bei der Morgendämmerung die Häuſer wie große weißgetünchte Waſſerbehälter in der Stadt des Waſſermangels ausſahen.

Je nachdem die Luft beleuchtet wurde und die Landſchaft zum Vorſchein kam, entfaltete dieſe ſich in der Geſtalt einer grauen Papierzeichnung. Die

Landstraße war von einer außerordentlichen Breite, zehn Wagen könnten hier nebeneinander fahren, bald war sie steinigt und eben, bald tief und aufgefahren. Der Gesichtskreis war von finsteren, kahlen Bergen begrenzt. Die ganze Gegend war wie eingerichtet zu Raub und Ueberfall; hier war kein lebendiges Geschöpf zu sehen; spärlich lagen einzelne Gebäude hingeworfen, groß und ausgedehnt mit ihren gemauerten Cisternen für das Regenwasser: dieses wurde gläserweise verkauft, es war warm und von grauweißer Farbe, selbst mit Anisette gemischt schmeckte es doch wie Medicin.

Der Weg wurde immer schlechter, er entsprach ganz und gar den entsetzlichsten Beschreibungen, die man von spanischen Landstraßen liest. Es war als führe man durch einen meilenweiten wasserleeren Teich. Der Majoral peitschte auf die Maulthiere los, der Zagal rief und schrie sein Thiah! und donnerte eine ganze Reihe von Eselnamen heraus, es sollte in fliegender Fahrt gehen! Der schwere, schwerbeladene Wagen, in welchem wir saßen, wurde gewaltsam nach Rechts geschleudert, gewann aber wieder das Gleichgewicht, indem er plötzlich mit den Rädern in ein Loch links hinabsank und ihm keine Zeit zum Umwerfen vergönnt wurde; dazu befand er sich in zu starker Fahrt. Nicht selten setzte der Wagen mit einem Sprunge über einen Erdhaufen hinweg, daß Einem die Eingeweide fast in Unordnung geriethen. Bald fuhren wir durch ausgedehnte Wasserlachen mit

geheimnißvollen Geleisen, bald über steinharte Abhänge, die sich auf die Landstraße hinaus verirrt hatten, und zwar offenbar deshalb, damit wir umwerfen sollten, aber wir warfen nicht um, wir eilten dermaßen dahin, daß es wahrscheinlich die Centrifugalkraft war, die den Wagen in Schranken hielt. Und dieser von Göttern und Straßeningenieuren verlassene Weg führte in die paradiesischste Gegend, in eine Schönheits-Oase wie der Zaubergarten Armida's. Wir näherten uns Elche; wir erblickten das von Früchten schwellende Thal und den sich weit ausdehnenden Palmenwald, den schönsten in Europa, das Paradiesischste, das ganz Spanien aufzuweisen hat. Mächtige Palmen erheben hier ihre schuppenbelegten Stämme, überraschend an Umfang und doch in ihrer Höhe schlank. Die Datteln hingen in großen, schweren Trauben Stiel an Stiel unter dem grünen Blattschirm; der ganze Unterwald bestand aus Granatbäumen, die feuerrothe Frucht glühte hervor zwischen den dunklen Blättern; große, prächtige Granatäpfel schwebten an langen, grünen, nur zwirndicken Stielen; hier und da stand ein Citronenbaum; die Früchte desselben erschienen blaßgelb gegen die feurigen Granatäpfel. Hier war eine Heimath der Ueppigkeit, eine Umgebung für den sonnestrahlenden Sakuntala.

„Es giebt in Spanien nur ein Elche!"

Die ganze Reise an diesem Tage hatte uns eine Umgebung, eine Natur aufgerollt, wie sie uns in Schilderungen von dem heiligen Lande ausgemalt

wird. Wir waren über ausgebrannte Felſenſteppen gefahren, hatten unſern Durſt mit dem warmen Waſſer der Ciſternen gelöſcht; die Sonnenſtrahlen hatten geſengt wie ſie es in den Thälern Paläſtina's thun; wir hatten in der heißen Luft den Schatten der Palme genoſſen, wie König David ihn genoß und wie ihn die Jünger auf ihrer Wanderung empfanden.

Die reiche Campagne Valencia's könnte ein Gemüſegarten heißen, die Umgegend von Elche iſt ein orientaliſcher Park, iſt das Palmenbouquet Spaniens, und ein Bouquet, das einen meilenweiten Umkreis hat. Die Stadt ſelbſt zählt etwa zweitauſend Häuſer und war zur Zeit der Römer größer und bedeutender; damals reichte das Meer bis an die Stadt und Elche hatte einen Hafen. Wir fuhren eine Strecke Weges längs den gelbbraunen Mauern, ſie trugen eine Draperie von Schlingpflanzen in reicher, friſcher Fülle. In der kleinen Venta, bei welcher die Diligence anhielt, tranken wir unſere Chocolate, nach einer Stunde Raſt ſchüttelten die Maulthiere wieder ihre klingenden Meſſingzierathen, und wir wurden aufs Neue in die Diligence zuſammengepfercht, die nun weiter gen Orihuela fuhr, deſſen fruchtbare Campagne bei den Spaniern in ſolchem Rufe ſteht, daß ſie von derſelben ſagen: Mag es regnen oder nicht, das Getreide wächſt doch um Orihuela herum, (Lluevo o no lluevo, trigo á Orihuela).

Die Prachtgebäude der Stadt, die großartige Cavalleriecaserne, den erzbischöflichen Palast und den Dom habe ich ganz gewiß gesehen, aber ich entsinne mich deren nicht, dagegen gedenke ich noch des Wirthshauses hier, wo wir unser Mittagsmahl einnahmen, das ist nicht so leicht zu vergessen. Der Hofraum, die Zimmer, die Küche, die ganze Bewohnerschaft waren so echt altspanisch, wie Jemand es verlangen kann. Von der Straße her gelangte man in einen Hofraum, der überfüllt war mit Fuhrwerken aller Art, mit Ghys und Tartanen, Wagen aus den Zeiten des hochseligen Ritters Don Quixote; die Diligence that sich hier groß wie ein wohldressirter Elephant zwischen den übrigen Menagerielhieren von Wagen. Truthühner, Katzen und anderes lebendiges Gethier füllte den winkeligen Weg zum Eingang des Hauses, der mit einer bestäubten halb eingegangenen Weinrebe prangte, behangen mit Waschlappen und weggeworfenen Obstschalen. Der wie ein Thorweg breite Eingang hatte weder eine Thür, noch einen Vorhang; die Zimmer waren mit Menschen überfüllt, die an gedeckten Tischen saßen, die Fliegen sausten in großen Schwärmen umher, als wehe hier ein großer schwarzer Schleier. Nicht ein leerer Stuhl oder eine Bank war aufzufinden, man mußte draußen auf dem Hofe suchen, sich eines Steines oder eines alten Gefäßes bemächtigen und sich dort unter einem Regenschirm in dem Sonnenscheine niederlassen. Die Küche war der Knoten-

punkt aller Zimmer; Flamme an Flamme brannte auf dem Heerde, es wurde gebräkelt und gebraten; die Frauenzimmer, eins weniger hübsch als das andere, junge und alte, waren emsig damit beschäftigt, Wurzeln zu reinigen, Fleisch zu zerschneiden, zu kochen, zu braten und die Gäste zu bedienen, und trotzdem ging Alles mit einer Langsamkeit, einer Schläfrigkeit, einer Gleichgiltigkeit, die für einen hungrigen Magen etwas höchst Empörendes hatte. Die Frau-Wirthin, ein junges, blondes Frauenzimmer, schwellend fett, sonst weiß und roth, führte mit tiefer Baßstimme das Commando; sie sah aus, als wenn sie tüchtige Kräfte besäße und gewiß ihren Mann stehen würde. Sie war ein echter Prototyp eines jungen Räuberweibes. Es war als ginge es ihr ganz und gar Nichts an, daß neue Zufuhr von Reisenden angelangt sei, und daß die Diligence hier ihre bestimmte Haltezeit habe. Wir Alle waren der Nahrungsmittel sehr bedürftig, und zu wiederholten Malen wurde sie aufgefordert, für uns Sorge zu tragen, aber sie gab hierauf keine Antwort, es war als sähe und höre sie Niemand; ihrer Ausgelassenheit ließ sie den Zügel schießen, sie plauderte laut und ununterbrochen mit einigen begünstigten Gästen, die da saßen und richtig ihr Futter bekamen. Als ich, nachdem ich mich fast eine ganze Stunde geduldet hatte, sie an den Arm faßte und sie bat, mir wenigstens ein Glas Wein zukommen zu lassen, sah sie mich mit verwunderter

Miene an, nickte halb gnädig mit dem Kopfe und ſagte: „Warten bis die Reihe an Sie kommt!“ Und ich mußte warten, wir Alle mußten warten bis die mit den klingenden Maulthieren beſpannte Diligence vorfuhr und der Majoral mit der Peitſche knallte, erſt dann wackelten auf ihren Wink ein paar alte Frauen herbei, breiteten eine Serviette auf dem Tiſche aus und trugen einen Braten nach dem andern auf. Madame ſtand hierbei mitten in der Stube, die fetten Aerme in die Seite geſtemmt, und machte ein dermaßen gebieteriſches, energiſches Geſicht, daß es ordentlich beluſtigend wurde; ſie hätte als Schild des Wirthshauſes abconterfeit ſein müſſen.

Wir ſtiegen in den Wagen und gelangten auf einen Weg hinaus, der, wo möglich noch ſchlechter war, als der, den wir ſchon gekoſtet hatten: Loch an Loch, eine Fahrt über das Convexe und Concave, wir fuhren dahin über Erdklumpen und andere Erhabenheiten, welche Regenwaſſer, Sonnenwärme und das immerwährende Gefahre geſchaffen hatten; es war kein Troſt, daß man wenige Schritte von uns entfernt eine gute Fahrſtraße ebnete und walzte, die in einigen Wochen fertig und angenehm zu befahren ſein würde. Die Königin von Spanien befand ſich für den Augenblick in Sevilla; ſie beſuchte zum erſten Male die ſüdlichen Provinzen des Reichs, man erwartete ſie gleichfalls in Murcia, und deshalb hatten die Behörden voll-

auf zu thun, Alles ſo einzurichten, daß Ihre Majeſtät erführe, wie vortrefflich die Landſtraße ſei; ja, ſie würde ſie gewiß und mit Recht loben können, wir Armen aber empfanden um ſo unzweideutiger, wie es um die Herrlichkeit des Weges ſtand.

Die nackten ſchwarzen Berge zogen ſich tiefer in den Horizont zurück; Agaven mit baumhohem blühenden Stengel ſtanden am Wege wie Wegebreit, die Felder waren überwuchert mit coloſſalen Cacteen, mit ihren reifen, rothen, gelben Früchten, und über die Hügel hin lag der blendend rothe Pimientos, der ſpaniſche Pfeffer; die feuerfarbene Samenkapſel war zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet.

Ein paar hundert Menſchen arbeiteten emſig an der neuen Eiſenbahn; wir ſaßen da nach Luft ſchnappend, nach einem Tropfen Waſſer ſchmachtend; man brachte uns Waſſer in einem großen thönernen Krug, der unter den ſchattigen Cacteen verſteckt geweſen war, es war lau und übelſchmeckend. Die Sonnenſtrahlen bereiteten uns ein andauerndes Feuerbad, mich wollte es bedünken, daß wir nicht weit vom Siedepunkte waren; die Tartanen hielten auf der Landſtraße an; die Pferde ſchliefen gewiß, der Kutſcher ſchlief, die Herrſchaft drinnen im Wagen ſtreckte ſich auf den weichen Polſtern aus, und verweilten ihre Gedanken gerade zufällig in der Bibel, ſo waren ſie gewiß bei der Stelle von den Männern im feurigen Ofen. Nicht ein Vogel flog durch

die glühende trockene Luft, und all dieſes Feuer, all dieſe Gluth, ja, die concentrirte ſich gleichſam in zwei großen leuchtenden Augen, die mich anblickten, indem ich in das niedrige Haus mit ſeinem flachen Dache, zwiſchen den beſtäubten, elephantenklotzigen Cacteen, eintrat. Hier ſaß ein zwölfjähriges, ganz ausgewachſenes Mädchen, eine echte Murillo-Schönheit, ſehr ſpärlich angekleidet — daran hatte nun die unerträgliche Hitze Schuld —; in der Hand hielt ſie eine ſchwere, ſaftige Traube, „Feuer und Labetrunk" hätte die Umſchrift dieſes bachantiſchen Bildes ſein können. Ja, hier war man freilich in den heißen Ländern!

Kein Wind regte ſich, ſelbſt der Staub hatte nicht die Kraft, ſich von der Straße zu erheben, und unten im Flußbette war kein Tropfen Waſſer vorhanden. Dem Fluſſe wird auch, wie der Spanier ſagt, zur Ader gelaſſen, und zwar in dem Grade, daß er ſchon leblos erſcheinen kann. Hier, wie um Valencia, iſt der Fluß angezapft und durch künſtliche Wäſſerung in der Campagne umher geleitet, die dadurch in einen fruchtbaren Garten umgeſtaltet wird; Wein, Mais, Bohnen und Liebesäpfel wachſen in Beeten zwiſchen Maulbeeren und Granatbäumen. Wir fuhren hinab in das waſſerloſe Flußbett längs hohen Bambuſen; die Brücke, über welche wir fahren ſollten, erhob ſich nun über uns, als ſei ſie ein alter Triumphbogen.

Vor uns, inmitten des großen Obſtgartens, erblickten wir Murcia. Der ſchlanke Thurm des

Doms ragte über alle anderen Gebäude empor, als hätte er ſich gereckt, um uns willkommen zu heißen.

VI.

Murcia.

Wir fuhren über ungepflaſterte Straßen an dem Spaziergang der Stadt, La Glorieta, dahin, und die Diligence hielt bei einem Hueſpedes an, das an das Wirthshaus von Orihuela erinnerte. Eine junge, ſchmuzige Pepita, mit friſchen, weißen Blumen in den fettigen, ſchwarzen Haaren, erfaßte ohne Weiteres unſere Hände und wollte uns in zwei Zimmer mit offenen Balcons führen; der feuerrothe Rock, das brandgelbe Tuch und der ausgeſchnittene weiße Kragen ſchrieen zuſammen laut aus, wie wenig rein ihr Hals und ihre Aerme waren; ſie ſchien ihrer Schönheit gewiß zu ſein. Hähne und Hühner flogen auf, wenn ſie über den Hof ſchritt, und als ſie erfuhr, daß wir eine andere Wohnung, anderswo in der Stadt, gewählt hatten, lehnte ſie ſich an das zerbrochene niedrige Gitter vor dem Eſelſtall des Hauſes, ſchlug mit den Caſtagnetten und zwinkerte mit den Augen, bis wir dieſem Feuerwerk aus dem Geſicht waren.

Ein dünner, alter Knecht lud mühſam unſere Koffer und Reiſetaſchen auf, die er zuſammengeſchnürt hatte, und lief mit ihnen im Galopp davon, damit

er um ſo ſchneller die Laſt los werde. Wir erreichten bald die Cathedrale und hinter derſelben, auf der Plaza de San Leandro, traten wir in das uns empfohlene Hotel: antigua casa de la hospedage de la cruz. Es war keine Fonda erſten Ranges, aber immer das beſte Haus in Murcia, in welches ein Fremder einkehren konnte. Hier war es vortrefflich und unglaublich billig. Man wies uns zwei große Zimmer mit Balcons an, der eine ging auf den Platz, der andere auf die Seitengaſſe hinaus. Wir hatten einen Brief für den Wirth Don Juan de la Cruz und ſeine Frau bei uns, allein dieſe Beiden, ſo ſagte man uns, wohnten nicht mehr im Hauſe, die Wirthſchaft war von Anverwandten, jungen, freundlichen, ſehr braven Leuten übernommen worden. Dieſe frugen uns, ob wir nach franzöſiſcher oder ſpaniſcher Art bewirthet ſein wollten; wir wählten die letztere und waren ſehr zufrieden. Wir bekamen zum Ueberfluß gebratene Pfauen und Wachteln, wunderſchönes Obſt und guten Wein, und für dieſes Alles, Koſt und Logis, bezahlten wir täglich ſechzehn Realen, ungefähr 1 Thlr. und 5 Groſchen.

Der Platz, auf dem wir wohnten, lag gerade hinter dem prächtigen Dom; Orgelmuſik und der Geſang des Ave Maria tönten aus der Kirche zu uns herüber, aber vor demſelben war es einſam und ſtill; wir ſahen einige Prieſter im vollen Ornate über den Platz hinſchreiten; ein paar Chorknaben in-

rothen Chorhemden und mit großen Spitzenkragen um den Hals begleiteten sie. Die Kirche war hier natürlicherweise der erste Ort, den wir besuchten.

In seiner ursprünglichen Gestalt als türkische Moschee, muß das Gebäude von großer Schönheit gewesen sein, es ist aber zu verschiedenen Zeitaltern mannigfachen Veränderungen unterzogen worden, und hat durch die hinzugefügten Verzierungen gelitten. Der große Haupteingang ist mit Schnörkeln und Basreliefs überladen worden, schwere steinerne Figuren drücken das ganze Portal. In dem maurischen Thurm aber, wenn an demselben auch mehrere der pferdehuffömigen schlanken Fenster vermauert sind und er unter diesem und jenem Anbau leidet, dominirt doch immerhin der maurische Styl. Niedrige, aufwärts führende schräge Stufen bilden einen bequemen Aufgang von der Straße zu den Glocken in der Höhe. Luftig und frei läuten diese über Stadt und Land hinaus.

Das, was mich an Murcia besonders fesselte, war das Zigeunervolk; hier würde ich es an der Scholle haftend vorfinden, hier, wie in Granada, bewohnte es eine ganze Vorstadt. Ganz allein, war mir gesagt worden, sei es nicht gerade räthlich, sich in diese Vorstadt zu begeben, das Messer sitze ziemlich lose bei diesen Leuten. In allen Ländern Europa's, wo noch Zigeuner zu finden sind, bilden sie ein umherziehendes, in die Acht erklärtes Volk, so in Ungarn, in England und oben in Norwegen; nur

Spanien ſcheint ihnen ein Heimathland zu werden. Ohne Cultur, im Heidenthum lebend und wandernd, wurden die Gitanos, eine ägyptiſche Horde, wie jedes andere im Lande umherziehende Wild, das man leben und ſeine Nahrung ſuchen läßt. Am folgenden Tage ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte hinaus in die Vorſtadt Murcia's, wo ſie wohnten. Ich würde jedoch, ſagte man mir, nicht ein von dieſem Volke ausſchließlich bewohntes Viertel finden, im Verlauf der letzteren Jahre hätten ſich auch Chriſtenfamilien dort niedergelaſſen, und einzelne Gitanos hatten ſich wiederum in der Stadt ſeßhaft gemacht, Gitanos und Spanier gingen Ehen mit einander ein; die Entwickelung ſchritt fort auf Koſten der Romantik.

Von dem ſtillen Kirchplatz, auf welchem wir wohnten, gelangt man bald in ein verkehrsvolleres Viertel; hier liegt die Alameda, auf welcher üppige Trauerweiden ſtehen, die ihre laubreichen Zweige über das ausgetrocknete Flußbett hinaushängen; eine gemauerte große Brücke führt zu einem Platze hinüber, auf welchem wir Lärm und Gedränge von Menſchen vorfanden; maleriſch gekleidete Bauern ritten auf ihren reich ausgeputzten Maulthieren einher, die Frau oder die Geliebte hatte ihren Platz hinten auf dem Thiere. Nackte Kinder von zwei, drei Jahren liefen umher und bräunten ſich in der Sonne, Eins trug eine Apfelſinenſchale um den Hals, das war ſeine Aus-

zeichnung: Lorbeerbäume und blühende Oleander wachſen hier buchſtäblich im Rinnſtein, und der Rinnſtein führte Waſſer, klares Waſſer, welches er den ausgetrockneten Tiefen des großen Flußes opferte. Wir befanden uns indeß, wie wir erfuhren, hier nicht auf dem Wege nach der Zigeunervorſtadt, aber aufgefunden mußte ſie werden, und wir fanden ſie auch. Wenn ich zeichnen könnte, würde ich nicht unterlaſſen haben, ein Bild aus derſelben mit in die Heimath zu bringen.

An einem kleinen, mit Rohr gedeckten Hauſe, an welchem ein beſtäubter blühender Oleander ſich ausbreitete, ſtand ein ſchwarzhaariger Burſche, die Haut braun, als ſei ſie mit Walnußſaft eingerieben, die Augen flammend ſchwarz, die Geſichtszüge deutlich die eines Gitano; er ſchliff ein großes Räubermeſſer und ward hierin von einem kleinen nußbraunen Mädchen in einem brandgelben Rocke unterſtützt, es fehlte dem Hemde der Kleinen ein Aermel, aber man ſah dafür einen ganz allerliebſten Kinderarm. Sie drehte den Schleifſtein und ſteckte die Zunge nach mir aus, während ich vorüberging.

Der kürzeſte Weg zurück führte durch die Hauptſtraße Calle del Caballeros; die Sonne brannte, daß man ſelbſt das Ausſehen eines Gitano bekam. Nicht weit von der Kirche entfernt lag ein Gebäude, welches wir für ein Café anſahen, von gleicher Eleganz wie wir ſolches in Barcelona geſehen hatten. Hier waren luftige Hallen; ſteinerne Säulen trugen das Dach,

ein großes Zeltdach war über den Garten gespannt in welchem zwischen Blumenbosquets und Springbrunnen Bänke und kleine Tische mit Büchern und Journalen aufgestellt waren. Collin und ich traten hier ein, wir verlangten Erfrischungen, der Aufwärter lächelte und sagte, daß wir uns im Local einer geschlossenen Gesellschaft, im Casino der Stadt, befänden, fügte aber hinzu, daß wir, weil Fremde, nur bleiben sollten, genießen, was wir wollten und die Zeitungen lesen, nur müsse er erst bei einem der Directoren Meldung machen; und wir erhielten denn auch sofort mit spanischer Höflichkeit die Erlaubniß zum Aufenthalt; man frug nicht nach unseren Namen, nur nach dem Lande, aus welchem wir wären.

Hier war es schattig, aber kein Lüftchen regte sich, die Hitze dominirte; man sollte sich aber auch während des sonnenheißen Tages ruhig verhalten, nicht immerwährend auf der Wanderung sein; uns brannten die Sohlen unter den Füßen, die Sohlen solle man aber auch erst Abends auf der hochliegenden Alameda benutzen, von welcher man über den Fluß und die Campagne in die Berge hineinschaut; diese strahlten in Flammengluth beim Sonnenuntergange, aber nur einen Augenblick, der Schimmer erlosch und die Sterne sprangen hervor, als hätten sie des Signals geharrt. Aus einem Hause klangen Castagnetten, nicht aber wie man sie im Norden hört; dort klingen sie, als lärmte man mit hölzernen Schaalen, hier schlagen sie einen Accord an, stoßen

einen Klang aus, der im ſtarken Taktſchlage in Fülle ſchwillt; ſie behaupten ihren Platz als ſelbſtſtändige Inſtrumente, ſie ſchleudern ihre Melodie hinaus, es iſt eine ganze Dichtung, die geheimen und doch laut werdenden Bekenntniſſe zweier Herzen. Wir kennen im Norden die Gewalt und die hohe Abſtammung der Caſtagnetten nicht.

Granate, Citrone, trotz vornehmem Stolze,
Gabt ihr Caſtagnetten den koſtbaren Leib;
Ihr Klang drum entſprießet dem edelſten Holze,
Und feurigem Blute bei Mann und bei Weib!

Es ſtrömt in die Finger wie Feuer vom Herzen,
Es ſchlagen die Pulſe mit Donnergewalt,
Es tönen im Takte ſo Freuden als Schmerzen;
Verſtehſt du die Worte in dieſer Geſtalt?

Verſtehſt du den Sinn, der im Klange erblühet?
Es ſagt's Dir des Herzens entſchwundene Ruh.
Granatbaum, ſo mach', daß die Blume dir glühet,
Citrone, dich zünd' ich, ſo brenn' denn auch du!
Wir koſen, wir küſſen, doch was ſich auch mühet —
Einſt decket die Aſche das Raſentuch zu.

Ja, ſo klang es aus den Caſtagnetten heraus, und der Klang der Caſtagnetten ward in Spanien mein erſter Geſang.

Aus der engen Gaſſe heraus bewegte ſich eine Proceſſion über den Platz hin, — die einzige, die mir während meines ganzen Aufenthalts hier im Lande zu Geſicht kam; die Lichter braunten mit langem Dochte, Gebet und Pſalmengeſang vermiſchten

ſich, ich verſtand die Worte nicht, aber mir fiel bei dem Allen der alte ſpaniſche Pſalm von Prudentius ein, der auch in unſerem däniſchen Geſangbuch ſteht: „Haltet Maaß mit der Trauer, mit der Klage.“ Es war das Leichenbegängniß eines jungen Mädchens; Geiſtliche mit Kreuz und Fahnen folgten, jeder Einzelne im Zuge ſchritt mit einer langen, dünnen, brennenden Wachskerze einher, Chorknaben ſchwenkten Räuchergefäße. Hoch auf den Schultern vermummter Männer wurde auf einem ſilbergeſtickten Teppich der offene Sarg einhergetragen; ein junges Mädchen lag in demſelben, wie ein ſchönes Wachsbild, überſtreut mit Blumen lag es da unter Gottes hellem Sternenhimmel; es war als ſchliefe es, als ſollte es mit Sang und Segen in ſeine Schlafkammer gebracht werden. Von allen Zuſchauern auf den Balcons und von allen Vorübergehenden bekam die Todte einen Gruß, ſie, die in ihrer Ruhe den Vorausgegangenen einen Schritt näher war, als alle wir Lebenden es ſind. Ich folgte der Proceſſion eine kleine Strecke bis hinter die Kirche, und ſah von meinem Balcon aus die letzten Lichtpunkte derſelben verſchwinden.

Der Abend war ſtill und ſternenhell; plötzlich tönten wieder Caſtagnetten, junge Herzen begegneten ſich, oder ſehnten ſich nach Begegnung. Jetzt klingelte, ringelte und raſchelte es, man vernahm ein ſchweres Gepolter, es war die Diligence, von zwölf Maulthieren gezogen, die mit Schellen und Meſſing-

zierathen behangen waren, die Laterne vor dem Sitze des Majorals warf ihren Schein über die dahin jagenden Maulthiere, und nun trat wieder Stille auf dem Platze und in den Straßen ein, selbst die Castagnetten und Guitarren verstummten; es war Friede auf Erden und im Himmel; die Sterne droben funkelten groß und klar, die Luft war leicht, und doch wie warm, wie schön zum Leben und Athmen.

Wie lange würden wir unsern Aufenthalt in Murcia wohl noch ausdehnen? Ja, das konnte das erste Dampfschiff, welches von Cartagena nach Malaga ginge, entscheiden; acht Tage wollten wir noch auf dasselbe warten, länger aber nicht, alsdann mußten wir den Weg nach Alicante wieder zurück, von welcher Stadt der Abgang der Schiffe regelmäßig ist.

Einer unserer Freunde in Murcia ließ für uns telegraphiren, und das Telegramm, welches ankam, meldete, daß ein Dampfschiff nach Malaga baldigst zu erwarten sei; wir mußten demnach schon am nächsten Tage die sechsstündige Fahrt nach Cartagena unternehmen.

Um zehn Uhr Vormittags ging die Diligence von denselben Huespedes ab, bei welchem wir vor vier Tagen abgestiegen waren. Die schmuzige Pepita stand wieder da in ihrem feuerrothen Rocke mit dem brandgelben Halstuch, eine frische Blume

in dem fettigen Haar. Die Diligence, in die wir einsteigen sollten, schien aus zwei hölzernen Buden zu bestehen, die man zusammengehämmert hatte; Collin und ich gelangten mit einem alten geistlichen Herrn in die vorderste Bude; die Scheidewand zwischen uns und der hintern Bude wurde sofort herabgelassen, so daß wir einen immerwährenden frischen Luftzug im Nacken und sechs Personen als Hinterlast hatten. Da war ein entsetzlich kokettes, affectirtes Dienstmädchen, das ein Mundwerk wie ein Mühlrad hatte, da war eine ältere Dame, fett und träge, ein Stück schlafender Speck; im äußersten Winkel saß eine Person, deren Kleider bis ans Unglaubliche geflickt waren; es war keine geringe Aufgabe, da herauszufinden, welcher Lappen an Rock und Hose dem ursprünglichen Kleidungsstücke angehöre. Von den übrigen drei Personen gehörte die eine zu den besser Gekleideten, es war ein Mann mit Busenstreif am Hemde und strahlender Busennadel, aber seine Wäsche war dermaßen schmuzig, daß er sich, wenn er alle Tage so aussieht wie an diesem, jedenfalls schmuzige Wäsche bei irgend einer Waschfrau leihen muß. Die Atmosphäre im Wagen war ein Gemisch von Tabaksrauch und Zwiebelgeruch; ich bemerkte sie schon als ich meinen Fuß auf's Rad setzte, um einzusteigen; ich mußte mich umdrehen, um einen weniger gemischten Mund voll Luft zu bekommen. Ich blickte zum Altan des nächsten Hauses hinauf, dort standen einige Frauen-

zimmer, die ihren Freunden und Freundinnen ein Lebewohl zuwinkten; ganz vorn ſtand ein allerliebſtes Kind, ein Mädchen von etwa zwei Jahren; ich nickte ihm zu, und es ward darüber ſo verlegen, daß es in ſeiner Unſchuld ſein Hemdchen über den Kopf hinaufzog. Und nun ſage mir Einer, daß die jungen Spanierinnen nicht verſchämt ſeien!

Wir rollten durchs Menſchengedränge zur Stadt hinaus in eine ſchattige Allee mit Gärten, Weinfeldern und Maulbeerhainen zu beiden Seiten, fort aus dem heißen Murcia.

VII.

Cartagena.

Während der erſten Stunde fuhren wir noch immer in der fruchtbaren Campagne, dann war es aber auch mit der Herrlichkeit aus, die Landſchaft wurde ſteinigt, dürr und ausgebrannt; ein ſtarker, durchdringender Wind blies vom Meere her; ringsum war es öde, langweilig und menſchenleer. Vor einem einſam ſtehenden Hauſe an der Landſtraße machten wir Halt, man verkaufte uns hier warmes Regenwaſſer, welches mit herber, ſchlechter Aniſette vermiſcht wurde. Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir Cartagena und gelangten durch enge finſtere Gaſſen an das uns ganz beſonders empfohlene Hôtel, Fonda Franceſa.

Lange, ſchwarze Gänge, ſchmale, ſteile Treppen mußten wir betreten, unheimlich und finſter ſah es hier aus; hohe, gefängnißhafte Kammern; die Fenſter, alle mit Eiſengittern verſehen, ſaßen ſo hoch in der Mauer, daß man auf den Tiſch ſteigen mußte, um hinauszuſehen, oder richtiger, in die offene Balconthüre des Nachbars gegenüber, hineinſehen zu können; dieſe war immer in naher Berührung mit den gegenüberliegenden Fenſtern. Ein ſolches Zimmer bekam Collin, ich erhielt eins mit Alten und einer kleinen Glasſcheibe in der dicken Mauer. Hier war es durchaus nicht gemüthlich, man müßte es denn gemüthlich nennen, daß man ſofort mit der Familie des Nachbars gleichſam zuſammen wohnt, mit ihnen in ſeiner Stube lebt, ohne doch in der Stube zu ſein, es liegt eine Straßenritze dazwiſchen, aber dieſelbe iſt zu bewältigen. Ein Schritt durch die Luft, und man befindet ſich in der Familie. Den Vorhang drüben hatte man zurückgezogen, die Sonne ſchien ja nicht hinein, nur die Augen der jungen Senora ſtrahlten, und es wäre Unrecht von mir geweſen, hätte ich dieſen Sonnenſchein aus meinem Zimmer ausſchließen wollen.

Im afrikaniſchen Städtchen
Cartagena bin ich zu Haus,
In dem ſchmalen engen Gäßchen,
So eng, kaum ſpricht es ſich aus.
Ich faß' den Balcon mit den Händen
Beim Mütterchen drüben, grad' vor,

Wo die reizende Tochter träumet
In der Jugendſchönheit Flor,
So voll, ſo kräftig, ſo feurig;
Das lange, kohlſchwarze Haar
Entwirrt behend' die Mutter,
Auf die Füße fällt es ihr gar.
Die Schulter gleicht der Antike,
Dem Blitze der Flammenblick,
Man fühlt ſich verſengt und geblendet,
Und ſucht ihn doch wie ein Glück.
Von Afrika glühen die Lüfte,
Und heiß wie ſie iſt mein Blut; —
Doch jetzt will ich löſchen die Lampe
Und löſchen mit ihr die Gluth.

Am frühen Morgen, die Uhr war kaum Vier, klopfte es an meine Thür; einer der Hausknechte meldete, daß das Dampfſchiff, welches nach Malaga abginge, eingetroffen ſei und daß es früh am Vormittage wieder abgehen würde; daß kam mir denn doch etwas überraſchend, ich war ermüdet vom Fahren und hatte mich noch nicht in Cartagena umgeſehen. Der Burſche ließ die Aeußerung fallen, daß Morgen oder Uebermorgen wieder ein Schiff, das nach Malaga ginge, ankommen werde, und als ich dieſe Möglichkeit vernahm, ließ ich es darauf ankommen und blieb.

Unſer däniſcher Conſul, der Spanier Bartolomeo Spotturno, empfing mich mit vieler Freundlichkeit und trug ſeinem jungen Sohne, der ruſſiſcher Viceconſul, in Deutſchland erzogen iſt und die deutſche

Sprache fertig ſpricht, auf, mir und meinem Reiſegenoſſen zu Dienſten zu ſein, und er war dies in der liebenswürdigſten Weiſe; wir konnten uns keinen beſſern Führer wünſchen, er machte uns mit Kenntniß und Lebendigkeit auf Alles aufmerkſam.

Durch die Puerta del Mar gelangten wir nach dem Hafen, der von groſser Ausdehnung und erſtaunlicher Tiefe iſt; eine Felſeninſel deckt ihn vor dem Wind, das Fort Fuerte de Navidad und Caſtillo de Santa Barbara ſchützen ihn gegen den Feind. Eine ſo wilde, ausgebrannte Natur, wie hier, habe ich nirgends geſehen, keine Bäume, keine Gebüſche, nicht einmal der ſonnegeborene Cactus war zu erblicken. Die Felſen nah und fern trugen die Farbe rothgelber Torfaſche. In den Bergen ſind Silberminen, und in den Thälern wächſt das Eſpartogras in einer ſolchen Fülle, daß deshalb die Stadt den Beinamen Spartaria erhielt. Wenn in ein paar Jahren die Eiſenbahn von Madrid nach Cartagena vollendet ſein wird, wird unfehlbar der hieſige Hafen von allen ſpaniſchen Häfen vorzugsweiſe beſucht ſeyn. Begleitet von einem jungen Seeoffizier, einem Anverwandten unſers Conſuls, ſetzten wir in einem Boote nach dem Arſenale über, beſahen dort die ungeheuren Schiffswerften und die groſsartigen Docks, ein ſchwindeltiefes Felſenbaſſin; überall arbeiteten Galeerenſclaven. Für den Augenblick ſchien all' die hieſige Emſigkeit ſich in Veranlaſſung des bevorſtehenden Beſuchs der Königin zu

entfalten. In mehreren Zimmern wurden Schilder ausgeſchnitten und bemalt, Transparents und andere Verzierungsgegenſtände gefertigt; vor dem Arſenale legte man einen künſtlichen Garten an, man führte Erde, Pflanzen und Büſche hierher.

Cartagena liegt niedrig, nur eine einzelne Straße ſchlängelt ſich die Felſenküſte hinan; der Anblick von hier über Bucht und Meer iſt außerordentlich maleriſch. Ich wanderte dieſen Weg allein, immer höher; ein Bauer begegnete mir, er ſaß auf ſeinem Maulthiere und hatte zwei gefüllte ſchwere Säcke vor ſich, der eine Sack war entzweigegangen und eine ockerrothe Maſſe ſickerte heraus; er mußte ihn mit einem alten Lappen und ein paar Stecknadeln bepflaſtern; es war rothe Almagroerde, die er zur Stadt brachte; dieſelbe, erzählte er mir, werde bei einem Dorfe in der Nähe von Cartagena ausgegraben und zur Vermiſchung mit dem Schnupftabak verwendet. Eine Strecke weiter gelangte ich zu einem kleinen fenſterloſen Hauſe; es erhielt für ſeinen inneren Raum das Licht nur durch die offene Thüre; vor derſelben ſaß ein junges, niedliches Mädchen und nähete an ihrem feuerrothen Rock; es war eine anſtrengende Näherei und ſie hatte deshalb auch den Rock ausgezogen, der lag ihr auf dem Schooſe; dicht neben ihr ſtand ein kleiner Knabe im kurzen Hemdchen, er lehnte an der Thürpfoſte und ſchlug die Caſtagnetten, es hatte aber nicht den

rechten Klang. Ich ſchritt vorüber, mußte aber denſelben Weg zurückgehen; große Regentropfen fielen nieder, endlich goß es vom Himmel herab; ich ſuchte Schutz in dem fenſterloſen Hauſe bei dem kleinen Knaben mit den Caſtagnetten und der jungen Schönheit. Sie ſprach mit mir, als wenn ich in Cartagena zu Hauſe wäre, als wenn wir uns ſchon öfter geſehen hätten, und hatte doch ein Benehmen, ſo weiblich, ſo niedlich, — gewiß ein vertauſchtes Grafenkind; ſie warf den Kopf als gehörte ihr ganz Cartagena, als ſtände ſie da in Sammet und Gold, und doch hatte ſie nur einen einzigen rothen Rock an. Sie zeigte dem Knaben, wie er die Caſtagnetten ſchlagen ſollte, und das mit einem Ernſt, der komiſch war. Der Regen hörte gar zu ſchnell auf, und nur der Regen gab mir ein Recht zu verweilen, aber ich hörte noch lange die Schläge ihrer Caſtagnetten; ſie wurden gleichſam von unten, wo die Straße begann, beantwortet; auch dort klangen Caſtagnetten, und als ich mein Zimmer betrat, klangen ſie vom Nachbarhauſe herüber.

Dort waren ſchöne Töchter, dort kamen junge Soldaten auf Beſuch; ſie warfen ihre Jacken ab; die Caſtagnetten ließen Rhythmen und Melodien hören, Verzierungen, Triller und Tremulanten; es war eine wahre Kunſtfertigkeit! Der Tanz begann, ſie lachten, ſie ſangen, es wurde auf der Guitarre geklimpert; der ſonnenheiße Tag ſchlug in einen ſternenhellen Abend um, aber die Luft war

heiß, man hatte ein Gefühl, als werde man zu einem Spanier angefeuert. Ich saß auf dem Balcon und schaute hinüber zu der glücklichen Jugend.

Sie tanzen mit Castagnetten,
Das ist die ganze Musik,
Berauschenden Trunk doch saugen
Sie Beid' aus der Augen Blick.

Sie wirbeln dahin wie Mänaden
Im Takte trotz aller Gewalt;
O welche unendliche Schönheit
Enthält doch des Menschen Gestalt.

Zwei Blumen, dem Süd entsprossen,
Erwachsen sie — tanzend frei,
Ihr, die ihr der Kunst Erkornen,
Besiegt mir im Tanze die Zwei!

Sie blickten einander in die Augen, sie lasen ihre Zukunft in den Sternen; die glückliche Jugend! Sie blickten in den Himmel hinein, ich blickte in ihn hinauf, hinaus in das leuchtende Unendliche. Sie küßten sich drüben und ließen es mich sehen, daß sie sich küßten, und auch die ehrwürdige alte Dame drüben mit der schwarzen Mantille sah es, sie mochte gewiß die Mutter sein, und da sie es mit ansehen durfte, so war der Kuß Verlobung. Wie herrlich, jung und lebensfroh zu sein, in Flammen aufzugehen! und es flammte drüben, und die Flamme war nahe daran, im Nachbarhause geradeüber anzustecken, — ich mußte auf den Altan hinaustreten.

Am Himmel die Sterne! Ich kenn' euch ja!
Glänzt heimiſche Freude! Ihr, ewig mir nah!
Ihr ſendet mir Kühlung, ſo friſch und ſo mild.
Erquickung beim Feuer, das hier mich erfüllt.
Es ſäuſelt mir über den glühenden Sand,
Als wär' es ein Kuß aus dem Heimathland!

Sonntags geht kein Dampfſchiff aus irgend einem ſpaniſchen Hafen; Sonnabend Abend wußten wir ſomit, daß wir wenigſtens den ganzen folgenden Tag in Cartagena bleiben könnten. Collin beſchloß, denſelben zu einem Beſuch in den Silberminen zu verwenden. Da er auf langen, mühſamen Wegen ganz anders flink war als ich, ſo bekam er auch zu Fuß weit mehr von der Umgegend der Stadt zu ſehen, als es mir möglich war. Aus den Bergen Barcelona's, Valencia's und Murcia's trug er Sammlungen für ſeine Wiſſenſchaft zuſammen, und erzählte manchen gutmüthigen Charakterzug ſpaniſcher Bauern, welche er auf ſeinen Wanderungen erlebt hatte. Bevor er noch die Minen erreichte, ſtrömte ſchon der Regen herab; ich verbrachte den größten Theil des Tages damit, Zeitungen im Circulo Cartagenero, dem Club des Ortes, zu leſen; von dem jungen Spotturno waren wir dort eingeführt worden. Schöne Zimmer rahmten einen mit Marmor gepflaſterten Hofraum ein, dieſer iſt der eigentliche Feſtſaal, er hat den Himmel zur Decke; aber unter dieſer Decke hingen heute die ſchweren Regenwolken, die ſich ihres Reich-

thums dermaßen entledigten, daß das Waſſer über den marmornen Fußboden dahinfloß, und man Dämme aus Sägeſpänen zwiſchen den Säulen vor den offenen Zimmern aufwerfen mußte, damit nicht auch dieſe unter Waſſer geſetzt würden.

Der Regen ſpielt übrigens keine geringe Rolle in Cartagena; auf einer der hohen Gebirgsebenen über der Stadt ſammelt ſich das Regenwaſſer zu einem ganzen See an, und ſtrömt daſſelbe über, ſo ergießt es ſich über Cartagena hin. Ein anderer böſer Gaſt iſt hier der ſogenannte Miſtral, ein kalter, ſchneidender Wind, den wir auch kennen lernen ſollten. Gewaltſame Windſtöße ließen ſich vernehmen und während derſelben kam die Nachricht an, daß das Schraubendampfſchiff Non plus ultra nach Mitternacht eintreffen und Paſſagiere an Bord nach Malaga einnehmen würde.

Wir ſollten mit, und der Sturm raſte! Er könnte zwar bis Morgen ausgeraſt haben, könnte aber auch ein paar Tage anhalten; es war höchſt vergnüglich, daran zu denken. Der Wind fuhr ſauſend über Cartagena hin und in die langen Gaſſen, in die Spalten zwiſchen den Häuſern hinein; es klang in der Luft wie jammernde Klagetöne. Verdi hat in ſeiner Oper Rigoletto, in den Effectſcenen des letzten Actes, dieſe Klageſeufzer des Windes nachgeahmt. Das Meer mußte in einem fürchterlichen Aufruhr ſein, und wir mußten aufs Meer; mir wurde ganz heiß bei dem Gedanken.

Der Sturm nahm zu, allein wir mußten hinaus und wollten hinaus! Angſt und Ernſt bemächtigten ſich meiner, — doch es trat wieder Ruhe ein, nicht aber in der Luft und auf der See; dort brauſte es, aber in mir ſang es:

Wo ſchwebt mein Gedanke am morgenden Tag?
Er wollte ja ewig leben!
Mein Leib als Wrack ſinkt den Anderen nach,
Allein mein irdiſches Streben
Der Ewigkeit Tropfen — ein Blitz es ſchwand,
Und doch hab' gewaltigen Kampf ich gekannt,
Gott ſah den Kampf im Gewiſſen.
Du kindlicher Glaube, an deiner Hand
Ruh' einſt ich auf weichem Kiſſen!
Ich ſchließe mein Aug', ſei's zu ewiger Ruh,
Sei's zu Klarheit im himmliſchen Licht, wo auch du!

Es war die letzte Nacht in Cartagena, der Stadt Hasdrubals, und in dieſer Nacht träumte mir, ich wandelte auf dem tiefen Meeresgrunde; ſeltſame Pflanzen, in einer Fülle und einer Kraft wie die Palmenbäume Elche's ſchlangen ſich über mich dahin; ich ſah koſtbare Perlen, aber keine derſelben hatte ſolchen Glanz wie die Augen, die ich in dem ſpaniſchen Lande geſehen; über mich dahin rollte das Meer mit Orgelklang, mit Pſalmenſang. Ich war ein Gefangener der Meerestiefe und ſehnte mich in das Leben droben im Sonnenglanze hinauf.

Als ich in der Morgenſtunde aufwachte; war es das herrlichſte Wetter, der Sturm dahin gefahren,

jedes Gewölk verſchwunden, nicht ein Lüftchen bewegte ſich, der Hafen war ſpiegelblank und auf der See, ſoweit wir hinausblicken konnten, herrſchte Meeresſtille. Das Schraubendampfſchiff, Non plus ultra genannt, lag da mit wehender Flagge. Wir gingen an Bord und genoſſen mehrere Stunden hindurch den Anblick von Cartagena und deſſen kraternackten Felſen; erſt gegen zwei Uhr Nachmittags ſtachen wir in die hohe See.

Frühere Beſchreibungen der echten ſpaniſchen ſchmuzigen Schiffe bewährten ſich hier, wir befanden uns am Bord eines ſolchen. Das Verdeck war von einer Menge Paſſagieren der zweiten Kajüte angefüllt; hier waren auch ſchmuzige Kinder, die dem Anſchein nach alle einer Familie angehörten, ſie tummelten ſich als allein Berechtigte auf dem ganzen Verdeck umher; die Eltern breiteten Betten aus zum Lager und zur Bequemlichkeit der Familie. Collin und ich waren die einzigen Reiſenden erſter Kajüte; dieſe war niedrig, eng und mit höchſt ſchmuzigen Sophakiſſen verſehen; um die Nacht auf dieſen zu ruhen, mußte ich aus meinem Koffer ein Stück reiner Wäſche heraus holen und um das Kopfkiſſen legen: daſſelbe war zu fettig, um ohne Ueberzug benutzt werden zu können. Der Steuermann und, dem Anſchein nach, auch der Maſchinenmeiſter nahmen, ganz wie ſie von ihrer Beſchäftigung am Bord kamen, Platz an dem Mittagstiſch, aber es waren gutmüthige, beſcheidene Menſchen, und der Steuermann kannte nicht allein

Hamburg, ſondern ſogar Kopenhagen: ſo weit nördlich war er vorgedrungen. Auf dem Verdeck waren wir der ſengenden Sonne ausgeſetzt, ein Sonnenzelt gab es nicht; die See war ruhig, allmälig wurde ſie blank und ſtill, ganz der Gegenſatz zu Dem, was ich mir während der ſtürmiſchen Nacht in Cartagena ausgemalt hatte. Das Meer ſchlief, meine Furcht vor dem Meer ſchlief auch ein, erwachte aber wieder, als die Finſterniß eintrat und ich in der Kajüte lag, woſelbſt die Lampe ausgegangen war, weil Niemand ſich um ſie bekümmerte. Die Schraube des Schiffes machte einen ganz entſetzlichen Lärm; irgend etwas in der Maſchinerie ſtieß und ſtampfte immerfort, als wenn es daran arbeitete, ein Loch in das Schiff zu ſchlagen. Es war als ſäßen wir alle Augenblicke feſt und ſcharrten über irgend einen Felſengrund dahin; ich konnte mir das nicht anders erklären, und nicht begreifen, daß das mit rechten Dingen zuginge, und ſtolperte nun endlich im Finſtern auf das finſtere Verdeck hinauf, woſelbſt kein Menſch außer dem Mann, der am Ruder ſtand, zu entdecken war; die Deckpaſſagiere lagen unter Säcken und wollenen Decken verſteckt. Ich beugte mich über Bord hinaus und blickte in die tiefen Gewäſſer; große, ſonderbare Fiſche bewegten ſich dort leuchtend umher. Ich ſtieg wieder, in Stockfinſterniß, in die Kajüte hinab und begegnete auf der Treppe dem Capitain, einem gemüthlichen, höflichen Manne; er zündete die Lampe wieder an, allein es war mir unmöglich zu ſchlafen. Die

Schraube oder die Stempel, oder was es sonst sein mochte, stießen und stampften fortwährend, daß ich mir immer einbildete, wir steuerten dem Lande zu nahe und es könne unmöglich gut ablaufen. Ich kletterte wieder aufs Verdeck, das Schiff ging wie ein Todtensegler, es war keine lebende Mannschaft zu sehen.

Endlich schimmerte es hell am Horizont auf, Himmel und Meer färbten sich wie Wein, die Delphine sprangen bis über den Wasserspiegel, überschlugen sich in der frischen Luft, spielten schaarenweise um das Fahrzeug herum, als harrten sie ihres Arion. Der Capitain ließ das Schiff mit nur halber Kraft gehen, wir würden sonst zu frühzeitig nach Malaga kommen, sagte er, das Gesundheits-Comité schlafe stets lange, und bis dasselbe am Bord gewesen, dürften wir nicht ans Land, woran man sich in spanischen Häfen gewöhnen müsse. Wir steuerten um den Leuchtthurm in den Hafen hinein, — und vor uns lag Malaga mit seinen weißen Häusern, seinem mächtigen Dom und dem hochliegenden Gibralfaro, einst die starke Veste der Mauren.

VIII.

Malaga.

Wir sehnten uns ans Land zu kommen. Die Sonne sengte; der Kohlenstaub vom Schornstein der

Maſchine lag dick auf dem Verdeck, auf Bord und Bänken, es war auf dem Schiffe nichts weniger als gemüthlich. Ringsum ſahen wir Leute und Waaren, die theils ans Land, theils an Bord gebracht wurden; Ruderknechte und Knaben in zerlumpten Hemdsärmeln lagen mit ihren Böten da, bereit, uns ans Land zu bringen; ſie winkten, rieſen, klammerten ſich feſt an das Schiff an; allein es war kein Boot des Geſundheits-Comité's zu erblicken, und wir mußten alſo am Bord bleiben. Der Hafen war mit Kauffahrern angefüllt und unter dieſen eine Menge däniſche, nicht weniger als vierundzwanzig, benachrichtigte man mich ſpäter. Das weiße Kreuz in dem rothen Feld flatterte im Winde, eine Verheißung all' des Heimiſchen, welches uns hier in Malaga umfangen ſollte.

Einer der Paſſagiere, ein Fabrikvorſteher von Almada, nahm ſich unſerer an, als wir endlich ans Land gehen konnten und führte uns in die Fonda del Oriente, ein wohl eingerichtetes Hôtel, wo Spaniſch, Franzöſiſch und Deutſch geſprochen wurde; einer der Aufwärter, ein jünger Berliner, ließ es ſich namentlich angelegen ſein, uns gut zu bedienen, er betrachtete uns als Landsleute.

Unſer Balcon führte auf die Alameda hinaus mit ihren grünen Bäumen, Springbrunnen und vielen Spaziergängern; dort wandelten barfüßige Beduinen in weißen Burnuſſen, afrikaniſche Juden in langen, bunten Kaftans, Spanierinnen in der

kleidſamen, ſchwarzen Mantilla, Frauen in bunten Shawls, junge, elegante Herren zu Fuß und zu Pferde, Bauern und Laſtträger; hier war Leben und Regſamkeit. Das Sonnenzelt gab uns Schatten auf unſerm Balcon; hier ſaßen wir und überſchauten das Gewimmel, die Alameda hinab, weit über den Hafen und das Meer hinaus. Der Aufwärter brachte uns engliſches Ale, einen himmliſchen Labetrunk, nachdem wir wochenlang nur feurige Weine und warmes Waſſer mit Aniſette genoſſen hatten. Es ſchien als wenn man hier wohl gedeihen könne. Die Sonne ging unter, der Abend belebte wieder Alles. Ich ſaß da, die papierne Cigarette in der Hand, wie ſie der Spanier rollt. Der erſte Zug ſchmeckt ſtets wie Cigarre, der zweite, ja, beim zweiten ſchmaucht man! Den Stummel der Cigarette wirft man fort, um eine neue oder gar eine ausgezeichnete wirkliche Cigarre zu nehmen. Im Bereiche der Kunſt, dieſe Dichter und Dichterinnen, Sänger und Sängerinnen, wie ſchnell bekommt man nicht auch ſie überdrüſſig, wenn ſie nur Papier ſind. Fort mit dem Stummel! Dort kommt eine Havanah-Cigarre! Hoſianna! Lehre du mich, Papiercigarre, daß ich in meinem Wirken, wie du es unterlaſſe, von Namen und Ruhm der Nachwelt zu träumen! Lehre mich eingedenk ſein, daß ich hingeworfen werden ſoll, daß mein Leben nur ein Rauch ohne Bedeutung für die Anderen war. Dieſe Stimmung kam über mich — und verging auch wieder mit der Cigarre. Die Laternen

wurden noch vor dem Erlöſchen des Tageslichts angebrannt, die Sterne funkelten hervor, die Volksmenge unten nahm zu, die Spaziergänger wandelten unter den Baumkronen auf dem geebneten Erdboden, Fahrende und Reitende jagten auf dem Steinpflaſter der Straße dahin. Ein Muſikcorps ſpielte einige Piecen aus Norma; der Gedanke wurde in dem ſchönen ſüdlichen Abend zum Geſang.

Dort unter den Bäumen gehen
Auf Alameda ſie itzt,
Die Kerzen brennen ſo feſtlich,
Von Sternen der Himmel blitzt.

Man ſpüret kein Lüftchen ſich regen,
Es ruhet das weite Meer,
Die Wolken ſtehen am Himmel,
Ein Dach wie aus Marmor, ſo hehr.

Mich bringt der Anblick der Wolken
Wieder zum nordiſchen Strand,
Das Meer ſcheint mir eine Straße
Zur Heimath, zum Vaterland.

Ich mußte auf die Alameda, ins Gedränge hinunter; hier waren ſchöne Frauen mit dunklen, feurigen Augen, ſie bewegten mit einer unvergleichlichen Anmuth den ſchwarzen, mit Pailletten beſetzten Fächer, und fürwahr, der alte ſpaniſche Vers hat Recht, der da ſagt:

una moger malagueña
tiene en sus ojos un sol,
en su sonrisa la aurora
y un paraiso en su amor.

Jetzt war es mit lebender Illustration zu verstehen. Alle Leute sahen aus, als seien sie guter Laune, als hätte das Leben nur seine sonnebeleuchtete Seite, man bekam den Eindruck von Freude und Lebensfrische. Malaga, herrliche Stadt, hier werde ich heimisch werden! so jubelte ich.

Niemand kennt mich, Keinen kenn' auch ich.
Wie unter neuem Geschlecht wandr' ich umher!
Gleich einem Siebenschläfer erschein ich mir selbst.
Der Ort, das Volk — Alles ist mir ja neu.
O welche Schönheit! Gleich dem Strohhalm möcht' ich jetzt
Auf dem Strome treiben, drehen im Kreis mich!
Dürft' ich's, ach! doch thun, der Strohhalm darf's,
Jedes Bläschen küßt er auf schwellendem Strom!

Ich hatte es mit Hitze! es ist aber auch außerordentlich heiß in Malaga. Und auf welchem Boden wandert man hier! Wem gehört er? Aus dem Meere stieg Venus Anadyomene empor; der Meeresgrund hier ist ihr mütterliches Erbe; hier hat er sich aus den Fluthen emporgehoben. Die ganze lange Straße dicht neben an, wo die dänische Flagge vom Hause des Consuls weht, die Strecke dort mit den Packhäusern und die grün angestrichenen Vogelkäfige oben auf dem flachen Dache, ist ein Boden, der dem Meere entrissen ist, Eigenthum der Venus Anadyomene. Zur Zeit der Mauren rollte die See über den Sand hin und schlug gegen die starken Mauern Malaga's empor. Von diesen steht noch ein Ueberrest auf der Alameda;

der pferdehufgeformte Bogen, der den Eingang bildet, sagt uns gleich, zu welcher Zeit und von welchen Geschlechtern er gebaut wurde, und daß hier einer der Eingänge zur Stadt war. Nicht weit entfernt, in der krummen, schmalen Gasse stehen noch ein paar alte, maurische Häuser mit weißgetünchten Wänden, aber der Kalk hat sich abgelöst, es kommen Unebenheiten zum Vorschein, und diese bestehen in aus Marmor gehauenen Säulen. In dem kleinen Hofraum erblickt man noch größere Marmorpracht; Vieles ist übertüncht, plumpe Anbauten sind aufgeführt, als sei es darauf angelegt gewesen, den Eindruck der ursprünglichen Schönheit zu zerstören. Wer wohnte hier in alten Zeiten? Niemand weiß es. Gegenwärtig ist hier eine Niederlage und ein Detailverkauf von Eisenwaren. Im Laden erheben sich noch schlanke Marmorsäulen mit kunstvollen Verzierungen unter der reich ausgeschnitzten hölzernen Decke; steile, steinerne Treppen und enge Gänge verbinden eine Menge Zimmer mit einander, jedes von diesen trägt das Gepräge jener längst entschwundenen Zeit. Die Decke erhebt sich zu einer Kuppel, eine durchschnittene Orange nannten sie es, und prangt mit Vergoldung und eingelegten verschiedenen Holzarten. Es ist als träume die dahingeschwundene Zeit hier innen; allein was sie träumt bleibt uns ein Räthsel. Man wandert langsamen Schrittes durch diese Zimmer, man bleibt stehen, vermag es nicht, sich loszureißen; man hat

ein Gefühl ähnlich dem vor einer Trödelbude, wenn man in derselben zwischen allerlei Dingen ein altes Portrait entdeckt, das durch das Charakteristische seiner Züge, oder durch seine Schönheit auffällt, und man sich vergegenwärtigt wie vor langen Zeiten diese Gestalt lebendig und blühend über die Erde dahinschritt. Leben und Treiben dieser Dame kennen wir nicht; ein Perlenband, der Stoff des Kleides oder dessen Farbe und Schnitt eröffnen den Gedanken ein weites Feld des Vermutheus; so auch hier in diesen zierlich gebauten Zimmern mit den leichten schwebenden Fenstern, den phantastisch sich erhebenden Decken, auch hier ist die Kenntniß des Lebens, welches sich ehedem in ihnen regte, dem Errathen anheimgegeben. Vielleicht arbeiteten kunsterfahrene Hände hier und schufen Meisterwerke, die wir an irgend einem Ort schon bewundert haben, vielleicht strahlten einst hier die schönsten Augen Malaga's, oder ein Dichter hat hier gewohnt, und bei der klingenden Laute zum ersten Male die Lieder gesungen, die noch von den Lippen der Völker tönen; vielleicht war Waffengeklirr Demjenigen die liebste Musik, der einst unter dem Chalifat der Omijaden dieses Haus das seinige nannte. —

Reicher und mehr den Stand und die Stellung des Eigenthümers andeutend ist ein anderes Gebäude in der Nähe des vorigen; zwar ist dessen offener Säulengang nach dem Hofe hinaus vermauert, aber die Säulen mit ihren Bogen treten deutlich hervor,

die ſchönen, offenen, mauriſchen Fenſtereinrahmungen ſind noch vorhanden; freilich ſind Zimmer und Säle mit Kiſten und Kaſten und allem möglichen andern Gerümpel angefüllt, aber dies Alles vermag doch nicht den Einblick in die alte Herrlichkeit zu verwehren; die prächtig geſchnitzten und vergoldeten Zimmerdecken erſchienen uns, als wären ſie erſt einige Jahre alt; die Verzierungen an den Wänden ſpringen friſch hervor. In einem der Räume erblickten wir mitten im Fußboden die marmorne Wanne mit ihrer ausgetrockneten, eiſernen Röhre, aus welchem ehedem der Waſſerſtrahl drang und plätſchernd Kühlung brachte. Draußen vor dem Gebäude, in dem von hohen Mauern umzäunten Garten, rieſelt noch das Waſſer in langen, ausgehauenen, marmornen Rinnen, Venushaar wächſt in ſchwellender Fülle aus Ritzen und Sprüngen heraus; eine große Palme erhebt ihren ſaftigen Blätterſchirm hoch über einen ganzen Hain von Orangen und Roſenbäumen; wie wunderſchön iſt das Ganze und doch iſt Alles im Verfall, ſich ſelbſt überlaſſen. Einſt wurde dieſer Garten gehegt und gepflegt, wie herrlich muß es geweſen ſein, damals nach heißem Tage, hier am ſternenhellen Abend, oder im klaren Mondſchein zu wandeln! die Waſſerſtrahlen ſprangen zwiſchen den duftenden Bäumen; viele ſelige Stunden ſind hier vielleicht verlebt, vielleicht auch Stunden der Angſt, damals, wo die Chriſten feindlich vor den Mauern

lagerten und Mangel und Noth hier innen herrschten; Gibralfaro, die Veſte dort oben auf dem Felſen wollte bis zum letzten Mann ausharren.

Auf meiner Wanderung hier ſchien es mir, als ſei der warme Sonnenſchein ein Zauberſchleier, über das alte Haus und ſeinen Garten hingeworfen, ein Schleier, der Alles in Schlaf wiegte; aber wenn der Schleier gehoben, würde auch der Zauber gehoben ſein, würden die Waſſerſtrahlen in dem marmornen Baſſin plätſchern, Bäume und Blumen friſcher und freier ihre Plätze behaupten, mauriſche Männer und Frauen ſich aus ihrem Todesſchlaf zum Leben und Wirken erheben.

Auf der Straße, auf welche ich hinaustrat, klangen Caſtagnetten; im Schatten des Hauſes ſaß eine junge, ſchöne Gitana, Kaſtanien feilbietend. Bauern wanderten umher mit großen Körben, gefüllt mit Feigen und Datteln; ſchwere, ſaftvolle Trauben lagen aufgeſchichtet, die braunrothen Weinblätter gaben eine ſchöne Ausſchmückung des Korbes ab. Von den entſchlafenden alten Erinnerungen trat man hinaus in die lebendige, erregte Zeit; es war ein Vergnügen ſich umherzutreiben wohin Einen gerade die Beine trugen. Immer zeigte ſich dem Blicke etwas Neues, ein Bild des ſüdlichen Lebens wechſelte mit dem andern ab.

Auf einem der freien Plätze, umgeben von Cafés und Kaufmannsläden ſteht eine Bildſäule, eine ſchöne, weibliche Figur, in der Rechten eine

Fackel tragend; allabendlich brennt eine kleine Flamme auf der Fackel, es iſt als ſähe man das verſteinerte Zauberweib, die Circe, aus längſt verſchwundener Zeit, noch immer mit flammender Lebenskraft wachen und warten, daß das Todte ſich erhebe, — und es wird ſich auch erheben, in der Welt der Dichtung, wenn einſt ſein Dichter kommt, es wird geweckt werden wie die Alhambra es ward, als Waſhington Irving ſie betrat.

Durch winkelige Gaſſen erreicht man von hier aus den prächtigen Dom von Malaga; ein behauener Marmorfels erhebt er ſich, durch ſeine Größe die ganze Stadt beherrſchend; namentlich iſt er, vom Hafen aus geſehen, von imponirender Wirkung. Hier gelangt man wieder auf die Alameda hinaus; durchſchreitet man dieſelbe bis ganz hinauf zum Fluſſe Guadalmedina, ſo befindet man ſich in dem Stadttheil Malaga's, in welchem ſich das Volksleben am ſtärkſten regt, und das nicht allein oben auf dem Platze, ſondern auch unten im Flußbette ſelbſt. Dieſes war bei jetziger Jahreszeit gänzlich ohne Waſſer und in ſeinem trocken gelegten Zuſtande in einen Marktplatz verwandelt. Pferde und Eſel ſtanden dort unten zuſammengekoppelt; in Töpfen und Pfannen kochte und briet man über flammendem Feuer, es waren Verkaufsſtände, Tiſche und Bänke aufgeſtellt; es war zum zeichnen! Fällt aber ein Wolkenbruch, ein gewaltſamer Platzregen oben

im Gebirge, dann füllt sich das Flußbett, das Wasser strömt in reißender Fahrt durch dasselbe dem Meere zu, Zeit zur Flucht giebt es dann nicht; man erzählte mir, daß solchergestalt in diesem Frühjahr die Ochsen vor einem Wagen ertrunken wären, sie wurden von demselben mit fortgerissen, weil sie nicht zeitig genug das nahe Uferland zu erreichen vermochten. Augenblicklich sah das Flußbett aus, als sei hier Jahrelang kein Regen gefallen.

Das Flußbett liegt ausgetrocknet
Und dient zur Landstraß' frisch.
Dort ist es Markt, man handelt, —
Der Stein dient zum Ladentisch, —
Kauft Zwirn und gebratene Schnecken,
Kauft Wasser und Eisen und Cactusfrucht;
Die Scene umrahmen Vulcane,
In welchen einst Lava gekocht.
Bauern, bewaffnet mit Büchsen,
Im Gürtel das Messer dabei,
Reiten die wilden Mäuler,
Hier ist Leben und laut' Juchhei.
Plötzlich erbebt das Gebirge,
Ein Wolkenbruch strömt herab,
Im Nu ist Alles verwandelt,
Tief gräbt der Sturzbach ein Grab.
Alles entflieht, das Flußbett
Ist für die Wege zu klein;
Schrillend, gewaltsam in Wirbeln
Stürzen die Frechen herein,
Cactus und Palme im Fluge
Reißen sie mit sich fort,
Doch ewig in meiner Erinnrung
Bleiben im Bilde sie dort.

Collin und ich fuhren etwa eine Meile in dem waſſerleeren Flußbette hinauf; einer der reichſten Kaufleute Malaga's, Herr Delius, an welchen ich empfohlen war, hatte uns zu dieſer Tour eingeladen, er wollte uns nach ſeiner Villa und nach ſeinem herrlichen Garten führen. Eine undurchdringliche Hecke von klafterhohem Cactus, in unüberſehbarer Menge die Bergwände hinan gewachſen, umzäunte dieſe Villa; der Garten hob ſich terraſſenförmig, mit einem großen Reichthum und einer prächtigen Abwechſelung von Bäumen, hier war herrlicher Schatten unter Orangen- und Bananen-Bäumen. Große Pfefferbäume mit zahlloſen roſenfarbenen Beeren, wie eine Handvoll Perlenſchnüre, ſenkten ihre Zweige gleich Trauerweiden in das klare, grünliche Waſſer des Baſſins hinab. Hier ſtanden hohe, mannsdicke Palmen und ſeltene Tannen, die auch palmenartig, in ihrer Art ſo ariſtokratiſch geboren, daß ſie mit der Familie der Tannen von Geblüt, das heißt von Saft, mitreden könnten. Welcher Duft von Citronenbäumen, von hohen, blühenden Geraniumhecken; Paſſionsblumen hingen hier in Fülle wie Caprifolium am Zaune des Bauers in der Heimath, ſonderbare lilienförmige Blumen prangten im Sonnenſcheine; mir war als kannte ich ſie aus den Arabesken in Gold und Silber, die ich in alten Legendenbüchern geſehen habe. Das koſtbarſte Gewächs des Gartens, ſagte man mir, ſei das grüne Gras; zwei große Raſenplätze dehnten ſich hier friſch und wohlgepflegt

aus, es ſah aus als ſei jeder Grashalm gewaſchen und geputzt. Die Luft fächelte friſch, faſt zu kühl für uns, die wir aus dem tiefen, heißen Thalgrunde zu Fuß bis auf die oberſte Terraſſe des Gartens gewandert waren. Malaga lag vor unſeren Blicken; der mächtige Dom zeigte ſich wie eine Arche auf einem verſteinerten, ſchaumweißen Meere.

Auf der Rückfahrt beſuchten wir eine andere Villa, die von ihrem Beſitzer verlaſſen war; er hatte ſich durch Speculationen in Waſſer ruinirt, das heißt, er hatte ſein ganzes Vermögen darauf verwendet, in ſeinem Garten große ſteinerne Baſſins zum Aufſammeln alles Regenwaſſers aus dem Gebirge einzurichten, um es zu weiterem Gebrauch zu verhandeln. Der Garten war eine Wildniß, das Waſſer ſtand dort grünlich und ſtill in den tiefen Ciſternen, als ſei es ſich ſeiner Bedeutung bewußt, und doch war es nicht trinkbar. Collin fing hier eine Tarantel, eine ekelhafte achtbeinige Spinne. Es wimmelte hier von Kriechthieren, aber kein Vogel zwitſcherte; die Sonne brannte unleidlich, und noch unleidlicher brannte ſie, als wir wieder in das trockene, ſteinigte Flußbett hinabfuhren, wir ſchmachteten vor Durſt. Es war ein wahres Labſal, eine Cactusfrucht, einen Chumbos, wie ſie genannt wird, zu bekommen; aus Dankbarkeit verſprach ich, den Cactus, der in Blume und Frucht die Farben Spaniens trägt, zu beſingen.

Ja, Gelb und Roth ſind Spaniens Farben,
Sie ſtrahlen feurig von Flagg' und Fahnen,

Die Cactusblume hat ſie verſchmolzen
Zu einer Farbe im Sonnenbrande.
Du Sonnenblume, du Spaniens Symbol,
Du bliebſt, als einſt die Mauren flohen.
Du hielſt den Boden, erwuchſt zur Wildniß
Mit Flammenblüth' und Erquickungsfrucht.
Dich retteten nicht die tauſend Dolche,
Die rings aus deinen Blättern ſtarren,
Nein, fort zum Kauf! Spottwohlfeil prangſt du,
O Sonnenblume! mit Spaniens Farben.

In keiner der Städte Spaniens habe ich mich ſo erfreut, ſo heimiſch gemüthlich befunden wie in Malaga; Volksleben, Natur, das offene Meer, jedwedes fand ich hier ſo reich und mir ſo unentbehrlich; aber was mir noch wichtiger iſt: ich fand liebenswürdige Menſchen. Unſer Miniſterium des Auswärtigen hatte mir ein offenes Schreiben an alle däniſchen Conſuln vergönnt, und zwar dermaßen empfehlend und ehrend, daß ich des beſten Empfanges gewärtig ſein durfte, aber nirgends war derſelbe herzlicher als in Malaga bei dem jungen däniſchen Conſul Scholz; ſein Familienleben war ſo glücklich, es war ſo wohlthuend, ihn zu beſuchen; ſeine Frau, eine geborene Schwedin, eine Freundin von Jenny Lind, war die Herzensgüte, die Lebensfriſche ſelbſt, durch ſie ſchien ein Stückchen nordiſcher Häuslichkeit hier an die Küſte des mittelländiſchen Meeres hingepflanzt worden zu ſein. Die Kinder, lachend und luſtig, ſchloſſen ſich ſofort an mich an, die älteſte Tochter Trinidad,

ein Mädchen von fünftehalb Jahren, für ſein Alter merkwürdig entwickelt, ſprach es gleich beim Mittagstiſch aus, in wie hoher Gunſt ich bei ihr ſtehe. „Papa! a mi me gusta mucho Andersen, yo lo quiero mucho!“ ſagte die Kleine. In der Scholziſchen Familie und bei dem Banquier Prieß, wie auch von Seiten meines aufmerkſamen Freundes Herrn Delius, erzeigte man mir ſo viele Theilnahme, daß es mir faſt ſchien, als ſei ich nicht in fremdem Lande. In der Fonda del Oriente traf ich mit einer Menge unverheiratheter, aber hier in Malaga wohnhafter Deutſcher, zuſammen, deren Umgang mir Vergnügen gewährte; kein Wort Politik wurde geſprochen, wir waren der aus derſelben entſpringenden Reibung überhoben. Unſere gewöhnliche Unterhaltung betraf die Merkwürdigkeiten der Stadt, die mauriſchen Denkmäler, Literatur, Stiergefechte und die Oper. Mehrere der vielen däniſchen Schiffe blieben noch einige Zeit im hieſigen Hafen liegen, einige der Capitaine beſuchten mich; nicht allein die Landsleute und die Perſonen, die in Beziehung zu meiner Heimath ſtanden, ſondern auch jeder Spanier, den ich kennen lernte, war entgegenkommend und voll des Wohlwollens, überall leuchtete Feiertagsſtimmung hervor. In ſolchem Sonnenſchein und in der reichen ſüdſpaniſchen Natur verjüngt ſich das Herz; Kälte zieht zuſammen, Wärme erweitert und füllt, drückende Bande lockern ſich, die Gedanken kommen in Fluß, man iſt ganz ſich ſelber, darf auch ſich ſelber ſein, man

wird nicht gehemmt von Tausenden von faden, eingeimpften Rücksichten; man lebt fröhlich in der schönen Welt Gottes, jeder Gedanke, und wenn derselbe auch mit seinen Wurzeln das Irdische umklammert, erhebt sich in den Himmel zu Gott. Nicht die Jahre von außen sind es, die unser Alter uns dictiren, es ist das Gemüth, das von innen mit Glockenschlägen des Lebens verkündet wie alt man ist. Der Zaubertrank der Medea spendet Verjüngung, der sprudelnde Quell des Reiselebens besitzt etwas von derselben Kraft. Wie selig ist es, hingerissen werden und seine Freude haben zu können an all der Herrlichkeit und all dem Segen, die Gott erschaffen hat. Im Süden ist der starke Ausbruch dieses Gefühls nie lächerlich, küsse die frische Rose, den unschuldigen Kindermund, sprich deine Gedanken in natürlichen Worten aus, dort wird das nicht misverstanden; das kindliche Gemüth, sei es der Theil, der dem Engel gehört, sei es der, der dem Teufel gehört, tritt gleich unverschleiert hervor.

Mochte ich in Gesellschaft der neuen Freunde oder allein mit mir selbst sein, fremd inmitten des Volksgewühls, immer ließ ich die Sonne der guten Laune scheinen, verjüngen, erfreuen, die Gedanken mit Freude und Gesang erfüllen. Wie herrlich war es, gegen Abend längs dem offenen Meer zu wandeln; die See rollte hoch hinauf auf den Sand und streute hier die verschiedenartigsten Gegenstände aus: Skelette von Fischen, Wrackstücke untergegangener

Schiffe, Lumpen und Obſtſchalen; die Fiſcher zogen ihre Kähne durch die Brandung ans Land; dort auf der Balkenkante ſaßen alte, ſonneverbrannte Burſchen, ihre Cigarre ſchmauchend, hier plätſcherten halbnackte Kinder im Waſſer umher, die Muſik von der Alameda klang zu uns herab, lockte und rief uns in das Gewimmel zurück, und hier war die Schönheit zu Haus, merkwürdig viele Schönheiten! Hier waren andaluſiſche Augen, und das Lächeln ſpielte um den Mund; Zauber wohnte einer Jeden inne.

„Estrella, de mi vida! wie war ſie reizend.“

Wem glaub' ich hier?
Der Augen Zier?
Wenn ſie nun lügen?
Keck, doch voll Lug
Iſt am Munde ein Zug,
Ja, der wird mich trügen!
Doch die Blicke,
Dieſe Tücke,
Dieſes Lächeln voller Zweifel
Um den Mund — iſt's nicht der Teufel,
Der mich führt in ihre Hände?
Weh, ich brenne ohne Ende!

Wo iſt mein Paß, wo meine Muſe?
Beſchützt mich
Gegen Spaniens Meduſe!
Die Inquiſition beſitzt mich.

Doch die Inquiſition iſt ja jetzt in Spanien abgeſchafft, und wie Vieles iſt abgeſchafft, und noch Mehr wird abgeſchafft werden, nicht aber andaluſiſche

Augen, und das wäre denn auch eine Weltſünde. Es wäre, als wolle man die Sterne auslöſchen, und die funkeln grad' in Spanien, am Himmel und unter den mit langen Wimpern beſetzten Augenlidern, nicht nur hinter den mit Spitzen beſetzten ſchwarzen Mantillen, ſondern auch bei dem armen Kinde, der ſchönen Zigeunerin, die wir Kaſtanien feilbieten ſahen; ja, wer die in einem Bild hätte! ſie ſelbſt zu beſitzen, würde ein zu großes Verlangen ſein.

Bei des Hauſes Mauer ein Zaun von Geranium,
Sie ſaß auf der Treppe von Marmelſtein,
So jung, ſo reizend, verkaufte Kaſtanien,
Mit Blumen im Haar und nacktem Bein.
Ihr Blick drang ſo tief in das Herz hinein —
Da ward, wer von Eis nicht, ein Sohn von Hiſpanien.

Die Memnonsſäule, der kalte Stein in der Sandwüſte, klingt, wenn die Sonne ihn beſcheint; dem Dichter wohnt ein ganzes Feuerwerk von Liedern inne, Flammen aus dem Norden, Flammen aus dem Süden, mögen ſie leuchten, mögen ſie klingen! Mag unſer geſundes Gefühl nie zuſammenſchrumpfen!

Gleich dem Lotus auf dem ſtillen See
Iſt das Weib im Norden;
Aus dem Grunde wächſt der Same in die Höh',
Bis, trotz Nordwind, er zur Blüthe worden.

Wo die Pyrenäen ſteh'n, die hohen,
Blühn Granaten plötzlich zauberreich,
Früchte glüh'n, wie einſt im Edens Reich,
Wie die Flammen aus der Erde lohen.

Lotus, ah, wie biſt du friſch und rein,
Treu im Herzen, ſchauſt du ſinnend drein,
Spaniens Feuerblume, anders du,
Kind wird Jungfrau wie in Zaubers Ru.

Küſſen gleich entſchwindet ſüß das Leben,
Laß im Flammenkuſſe mich vergehn,
Und du, Lotus, auf des Nordens Seen,
Bitte Spaniens Maid — mir Glück zu geben.

Ja, ſo ſingt gewiß jeder junge, geſunde Poet, wenn er nach Spanien kommt, und ich ſollte faſt meinen, auch die alten Poeten, denn dies iſt eine zu thörichte Anſicht, daß der Poet mit gewiſſen Jahren ausgeglühet habe, nein, er iſt wie ſein Ur-Ur-Ur-Großvater, der ewig glühende, jubelnde Apollo, der den Sonnenwagen lenkt.

Im Nord hinterm Ofen, geſchützt vor den Wettern,
Da wachſen die Märchen auf Bücherblättern,
Doch wo Pyrenäen beſchirmen die Flur,
Da wachſen ſie wild in der ganzen Natur.
Biſt ſelber du jung, recht Flamme und Gluth,
Da brennt wie im Märchen dein eigen Blut.

Wie ſo heiß es iſt! Wir müſſen hinaus, wo friſch die Lüfte wehen, längs dem Meere fahren. Wir fahren nach dem Kirchhof. Der proteſtantiſche Kirchhof Malaga's iſt ein wunderſchöner Ort.

In der Heimath, im Norden, erzählt man von finſtern Landſeen, die in geheimnißvoller Weiſe die Menſchen anziehen, ſo daß der Schwermüthige zu-

letzt wie von unsichtbaren Mächten hingerissen wird und sich in die lockende Tiefe stürzt. Etwas von dieser mystischen Anziehungskraft hatte der protestantische Kirchhof Malaga's für mich; hier verstand ich es wohl, daß ein spleenkranker Engländer sich das Leben genommen hatte, um an diesem Orte begraben zu werden; ich bin indeß, Gott sei Dank! nicht spleenkrank und verspüre große Lust, noch Mehr von dieser schönen Erde zu sehen; ich nahm mir nicht das Leben, ich wandelte in einem Stück Paradies, dem schönsten Garten. Hier standen Myrtenhecken zu Tausenden von Brautkränzen in Blüthen, hohes Geraniumgebüsch umzäunte Gedenktafeln mit Inschriften, selbst in dänischer Sprache, norwegischer kann es auch heißen, insofern es die Inschrift auf das Grab eines Norwegers war; hier war Englisch, Deutsch und Holländisch zu lesen. Ueber viele Grabsteine schlängelten sich die Ranken der Passionsblume, die Pfefferbäume senkten ihre wie die Trauerweiden hängenden Zweige über die Ruhestätten herab. Hier stand eine Palme, dort ein Gummibaum, und inmitten der grünen Umgebung ein freundliches Häuschen in pompejanischer Weise angestrichen; in demselben waren Erfrischungen zu haben, schöne Kinder mit strahlenden Augen spielten drin herum. Der ganze Garten war von einem Zaun von wildgewachsenem Cactus eingerahmt, über welchem hinaus man in das weite, rollende Meer hinabblickte; in den Strahlen der

ſinkenden Sonne wähnte ich die afrikaniſche Küſte zu erblicken.

Unterhalb des Friedhofs ſchlängelt ſich der Weg in's Gebirge hinein; ringsum wachſen Cacteen und Agaven, Alles iſt wunderſam wild, einſam und öde; der Weg führt an einem Kloſter vorüber, das einſt Iſabella die Katholiſche beſuchte und dem ſie ein ausgeſchnitztes Heiligenbild ſchenkte. Die Prieſter und das Volk wiſſen von ihm Wunder zu erzählen. Es war, als wohne die Nacht in dem Kloſter, aus keinem Fenſter leuchtete ein Licht in den ſchon halbdunkeln Abend hinaus; wie von allem Lebendigen verlaſſen, lag hier das große Gebäude in gedankenſchwerer Einſamkeit; wie überraſchend war es deshalb, beim plötzlichen Einlenken auf den Weg nach Granada, dicht vor uns das lebendige Malaga zu erblicken; von Tauſenden von Gasflammen beleuchtet, hob es ſich empor gegen den blaugrünen durchſichtigen Abendhimmel.

In den Klöſtern, in den Städten und bei einzelnen Privatleuten auf der Hauptroute, wo die Ankunft der Königin erwartet wurde, herrſchte große Emſigkeit. Schon bei unſerer Ankunft in Malaga hatten wir dort große Vorbereitungen zu Feſtlichkeiten wahrgenommen. Der Dom war an ſeiner Außenſeite bereits mit vielen Tauſenden von Lampen geſchmückt, dieſe hingen bereits mit Oel angefüllt da, und doch mußten noch Wochen verſtreichen,

bevor ihre Majeſtät einträfe, allein man hegte hier keine Furcht vor Regen, während der letzten fünf Monate war kein Tropfen Regen gefallen und die Luft würde noch lange immerfort klar und wolkenfrei bleiben. In der Alameda ſchuf man kleine künſtliche Springbrunnen, hoch in den Wipfeln der Bäume hingen die das Waſſer herableitenden blechernen Waſſerröhren. Triumphbögen wurden errichtet, und an dem Landungsplatze am Hafen erhob ſich ſchon von Gebälk und Leinwand mit buntem Farbenanſtrich eine luftige, ſchwebende, mauriſche Halle; Mauern, Baluſtraden und Thürme, Alles von Leinwand und Pappe, Theaterdecorationen lagen hier in hellem Sonnenſchein hingeworfen oder waren ſchon aufgeſtellt.

Die Autoritäten von Malaga wollten die Königin etwa eine Meile außerhalb der Stadt empfangen, und zwar grade auf einer ſchönen Villa, die den Eltern meines mir herzlich entgegenkommenden Freundes, dem Herrn Delius gehörte. Er führte mich hinaus in dieſe reiche Beſitzung, deren prachtvolle Blumengärten auf die Hauptlandſtraße von Almeria gingen. Hier war eine herrliche Ausſicht in das Gebirge, über die reichen Weinfelder und das Meer hin. Geſchmack und Reichthum entfalteten ſich im Haus und im Garten.

Der alte Herr Delius iſt Blumiſt, und in ſeiner köſtlichen Anlage befanden ſich nur tropiſche Pflanzen, und zwar in ſolcher Reichhaltigkeit, wie ich zu

Hauſe im Norden nur in einzelnen Exemplaren in den luxuriöſeſten Treibhäuſern geſehen habe. Eine der Töchter überreichte mir ein Bouquet, farbenreich, glühend roth und gelb, die Farben Spaniens; ſie ſtrahlten als ſähe ich ſie im Sonnenglanz und im Transparent. Vor dem Garten, auf den Abhängen, welche die Sonne durchhitzt und wo der Nachtthau niederfällt, werden die Muskatellertrauben zu Roſinen getrocknet; ſie lagen dort dicht ausgeſtreut, Nachts mit großen Rohrmatten überdeckt; ſie waren bereits in Gährung und für den Augenblick ungeſund zu genießen. Nach Sonnenuntergang wehte ein kalter durchdringender Wind vom Meere her, wie ich ihn noch nicht in Spanien empfunden hatte; pfeilſchnell jagten wir in dem leichten Wagen dahin und zurück nach Malaga. Der Leuchtthurm flammte, die Luft leuchtete, allabendlich war es hier wie bei einem Feſt, und uns ſtand noch das Feſt in Granada, bevor, dort wollten wir zur Zeit der Ankunft der Königin ſein.

Deshalb hatten wir ſchon an einen Landsmann in Granada geſchrieben, allein Dieſer rieth uns ab, um jene Zeit die Stadt zu beſuchen, weil die Preiſe der Logis u. ſ. w. dort eben in Folge der Ankunft der Königin bis ans Unglaubliche hinaufgeſchraubt wären; ich meinte aber, es würde daſſelbe in Malaga der Fall ſein, wenn Ihre Majeſtät hier einträfe; die Alhambra war einer der Glanzpunkte unſerer Reiſe, den konnten wir nicht aufgeben; die

Feſtlichkeiten, die während der Gegenwart der Königin dort ſtattfinden ſollten, würden unſeren Aufenthalt intereſſanter machen, und Conſul Scholz telegraphirte deshalb auch unſere Ankunft.

Die Diligence von Malaga nach Madrid geht über Granada und ſie iſt eine der theuerſten in Europa; wobei freilich in Betracht zu ziehen iſt, was dieſe Beförderung dem Eigenthümer koſtet; zehn bis zwölf Maulthiere werden vor den Wagen geſpannt, und etwa bei jeder dritten Meile ſteht eine gleiche Anzahl zu friſchem Vorſpann; und es geht vorwärts in fliegender Fahrt. Schon fünf Tage vor der Abreiſe mußten Collin' und ich uns einſchreiben laſſen, ſonſt würden wir keine Plätze bekommen haben, in ſolcher Anzahl reiſten für den Augenblick die Leute nach Granada. Die Abfahrt fand um ſieben Uhr des Abends ſtatt, allein an dem Tage, an welchem wir abfuhren, brach man erſt eine Stunde ſpäter auf und zwar in Folge eines großen Stiergefechtes in Malaga, eines der blutigſten, die ich in Spanien ſah, es machte einen erſchütternden, unvergeßlichen Eindruck auf mich.

Es war als ſtröme die ganze Stadt nach der Plaza de Toros, als wir Nachmittags dahin gingen. Damen in ſchwerſeidenen Kleidern und Mantillen ſchwebten auf zarten, niedlichen Füßchen durch die Straßen, die zu eng ſind, als daß ſie von Wagen befahren werden können; Frauen und Mädchen, in

buntfarbige ſeidene Shawls gehüllt, eilten dahin; geputzte Bauerburſchen in ſammetnen Jacken und dergleichen Beinkleidern, künſtlich benähten Ledergamaſchen um die Beine, breiträndrigen Hüten auf den Köpfen flanirten durch die Straßen mit Cigarren im Munde und führten ſich, daß man hätte glauben können, ſie gehörten zur jungen, vornehmen Welt, die im Coſtüme zum Carneval ginge. Vor dem Platze zum Stiergefecht hielt reitendes Militair mit gezogenen Säbeln, die Pferde wieherten und bäumten ſich; Limonaden- und Obſtverkäufer, zerlumpte Bummler und Bettler vergrößerten das Gedränge; die Sonnenſtrahlen fielen ſengend auf die weißen Mauern.

Endlich befanden wir uns im Amphitheater und bekamen dort glücklicherweiſe zwei Plätze im Schatten; die Tauſende von Menſchen, die im Sonnenſchein ſaßen, kämpften gegen denſelben mit Fächern und Schirmen. Die Ordnung und der Verlauf des Stiergefechts war ganz ſo wie wir es in Barcelona geſehen hatten, hier bekamen wir es aber in ſeiner ganzen Rohheit und Abſcheulichkeit zu ſehen.

Zwölf Stiere, einer nach dem andern, ſollten die armen, halbgeblendeten Pferde angreifen. Der erſte Stier rannte ſogleich dem Pferde ſeine ſpitzen Hörner in den Bauch und riß denſelben auf, daß die Eingeweide hervorquollen; einige Knechte rückten ſie wieder hinein; das Thier hielt noch einem Angriffe Stand, hinkte einige Minuten umher und verlor buchſtäblich ellenlange abgeriſſene Stücke ſeiner Ge-

därme auf der Arena. Dem nächſten Pferde erging es nicht beſſer; es bekam das eine Horn des Stiers in das Hintertheil hinein, daß das Blut über die Baluſtrade ſpritzte, es ging nur noch ein paar Schritte und ſank alsdann zuſammen. Ein drittes Pferd wurde mit ſammt ſeinem Reiter hoch empor geſchnellt; mit genauer Noth gelang es den Banderilleros, den Reiter zu retten, das Pferd wurde von dem raſenden Stier zerfleiſcht und umhergeſchleift; es war ein Anblick kaum zum Aushalten, das Waſſer quoll mir aus den Fingerſpitzen. Pferd bei Pferd lag als Leiche auf der Arena, und dann erſt, nachdem der Stier unter dem Jubel der Zuſchauer den Todesſtoß von dem Eſpada empfangen hatte, erſchien das Geſpann von Pferden, und während eine wilde, lärmende Muſik das Amphitheater erfüllte, wurden die getödteten Thiere vom Kampfplatze fortgeſchleppt.

Ein noch nicht ganz todtes Pferd ſah ich während der ſchleifenden Fahrt ſeinen Kopf mit den klapperuden Zähnen erheben, der Kopf ſank wieder zurück; es war empörend, peinlich, nicht zum Aushalten; ich war einer Ohnmacht nahe; allein ſchon jetzt das Stiergefecht verlaſſen, das ich eigentlich jetzt zum erſten und vielleicht zum letzten Male zu ſehen bekam, vermochte ich auch nicht, es lag etwas Intereſſantes und Lockendes in der Geſchmeidigkeit und Kraft, in dem ſichern Auge und der Behendigkeit, mit welchen die Banderilleros und der Eſpada

ſich auf der Arena bewegten; es war gleichſam ein einſtudirtes Spiel, es war wie ein Tanz auf der Bühne. Einzelne Male thaten ſie einen Sprung hoch über den Stier hinweg, wenn dieſer in ſeiner Wildheit hervorſtürzte. Alle Banderilleros waren junge wohlgebaute Männer, prächtig gekleidet in Gold und Seide. Oft hatten ſie ihre Noth, den ausgeſtopften hilfloſen Picadore zu retten, der unter dem geſtürzten Pferde lag, wenn der Stier daſſelbe beim erſten Zuſammenſtoß mit ſeinen Hörnern hoch von der Erde emporhob; zwar blieb das Pferd nicht ſofort todt, aber es war doch dermaßen verwundet, daß es bluttriefend wieder zuſammenſank; indem man es aus der Arena hinauszuführen ſich beſtrebte. Einen vierten Stier ſah ich, triefend von Blut über das Geländer zu den ſtehenden Zuſchauern hinüberſetzen, die ſich nun in größter Eile auf die Arena flüchteten, und, als der Stier durch das geöffnete Thor zurückgekehrt war, wieder aus derſelben über das Geländer ſpringen mußten. Dieſer Stier bekam ein paar linkiſche Degenſtöße von dem Eſpada, das Blut ſtrömte ihm aus dem Maule, das Publicum pfiff; der Eſpada hatte ſchon von dem erſten Stier einen Stoß in eine der Waden erhalten, ſie blutete, ſchwoll auf und machte ihn hinken, und das duldete man nicht; ein Witzbold entriß einem Krüppel unter den Zuſchauern eine Krücke und warf dieſe dem hinkenden Eſpada zu, der, als ein neuer Kampf begann, nicht mehr geduldet ward

ſondern unter Pfeifen und Heulen die Arena verlaſſen mußte.

Ein anderer in beſonderer Gunſt ſtehender Eſpada, Ramens Vacanegra, wurde mit Jubel begrüßt, er verſtand es auch, mit einem Stoß den Stier zu tödten, derſelbe brach zuſammen und lag da wie ein Lappen. Er ſchnitt dem Stier ein Ohr ab, und warf es dem Publicum zu, welches laut aufjubelte und ihm wieder das erſte Beſte zuwarf, Hüte, Fächer, Cigarrenetuis u. ſ. w.

Der zunächſt auftretende Stier zerfleiſchte beim erſten Zuſammenſtoß eines der Pferde; es ſah lebensgefährlich aus für den Picadore, der unter dem Pferde lag. Der Stier ſetzte ſchon zu einem neuen Angriff an, allein Vacanegra ergriff ihn am Schweife und hielt ihn mit ſolcher Kraft an demſelben feſt, daß er wie erſtaunt ſtehen blieb, den Kopf umdrehte, ihn anſah und darauf nach der entgegengeſetzten Seite der Arena fuhr; dem Picadore und ſeinem Pferde wurde wieder auf die Beine geholfen.

Etwa zwanzig Pferde und zwölf Stiere waren getödtet, noch ſieben ſollten kämpfen; ich hatte jedoch für diesmal genug geſehen und war in dem Grade von dem Geſehenen erfüllt und angegriffen, daß ich die Arena verließ, wo der Kampf ſpäter, wie man mir erzählte, noch blutiger und intereſſanter wurde

und bis zur Tödtung von zwölf Stieren fortgeſetzt wurde.

Es iſt eine rohe abſcheuliche Volksbeluſtigung! Selbſt von Spaniern hörte ich dieſe Anſicht ausſprechen; man meinte auch, ſie würde ſich nicht mehr viele Jahre halten und daß bereits ein Antrag auf Abſchaffung dieſer Kämpfe bei den Cortes eingebracht ſei.

Die Diligence ging erſt um ſieben Uhr ab. Conſul Scholz, ſeine Frau und deren kleine Tochter Trinidad begrüßten uns noch an dem Wagen, in den wir einſtiegen; Herr Delius brachte mir noch im letzten Augenblick Empfehlungsſchreiben an Freunde in Granada. Es wurde halb acht Uhr ehe wir abfuhren. Zehn Maulthiere mit klingenden Schellen jagten in Galopp mit uns durch die Alameda, in das ausgetrocknete Flußbett hinab, an den niedrigen weißgetünchten Häuſern vorüber, aus deren offenen Thüren die Lichter blitzten.

„Leb' wohl, Malaga! Ich grüße dich wieder, meine Liebe!“

IX.

Granada.

Der Weg, den jetzt die Diligence von Malaga aus nach Granada durch das Gebirge fährt, iſt länger als die frühere Straße über Velez-Malaga und Alhama, der zu Pferde zurückgelegt wurde; dieſe letztere war meiſt ſehr unſicher, und die Reiſenden paſſirten ſie deshalb nur in großen, bewaffneten Karawanen; in der Regel ſchloß der einzelne Reiſende einen Geleits-Contract mit den Schmugglerbanden ab, die dieſen Weg zu Pferde zurücklegen, und die Oertlichkeiten und übrigen Verhältniſſe genau kennen.

Als wir in das Gebirge einfuhren, war es finſterer Abend; das ſtarke Laternenlicht vom Wagen aus zeigte uns einzelne nackte Felſen und tiefe Abgründe, die noch tiefer erſchienen als ſie waren, weil das Licht nur den oberen Rand beleuchtete. Hier ſchloſſen ſich uns bewaffnete Soldaten an, die für die Sicherheit zu wachen hatten und die Diligence auf der einſamſten Strecke des Weges begleiteten. Es war noch kein Jahr her, daß ein Ueberfall ſtattgefunden hatte, der vierzigſte, von dem man während der letzteren Zeit zu erzählen wußte. Tags darauf

waren die Räuber ergriffen worden; es waren Bauern, eine Familie; der jüngſte Sohn ſollte Soldat werden, und um das Geld zu beſchaffen, das erforderlich war, ihn loszukaufen, geſchah der Ueberfall.

Die Laterne vorn am Wagen leuchtete in eine wilde, öde Natur hinaus; es war windig, die Luft dick und grau. Collin und ich hatten Eckplätze; ein junger Spanier von ſehr ſchönem Aeußern ſaß zwiſchen uns, er ſchlief die ganze Nacht hindurch; das vermochte ich aber nicht, und ich ſehnte mich deshalb ſehr nach dem Tage, damit ich mich umſchauen könnte. Der Tag brach erſt an, als wir die kleine Stadt Loja erreichten, die maleriſch auf einer Felſenhöhe liegt. Der Fluß Xenil bildet einen Waſſerfall in der romantiſchen Gebirgsſchlucht Infiernos de Loja. Eine Merkwürdigkeit der Stadt iſt ihr friſches, kühles Quellwaſſer, das ringsum aus Röhren und aus dem Boden hervorquillt; dies war für uns, die wir ſeit Wochen nur Trinkwaſſer in lauem Zuſtande genoſſen hatten, ein wahres Labſal, ein paradieſiſcher Genuß. Durch reiche Korn- und Weinfelder erreichten wir bald Santa-Fé. Während der Kriege mit den Mauren hatten die Truppen Iſabella's und Ferdinands hier ein großes Zeltlager aufgeſchlagen; daſſelbe ging in einer Nacht in Flammen auf; da aber das Herrſcherpaar geſchworen hatte, hier ſo lange zu verweilen, bis die Mauren vertrieben ſeien, ſo begann man ſofort die Erbauung einer Stadt mit Mauern und Thürmen; hier wurde Columbus

zum erſten Male zur Audienz gelaſſen. Die Ueberreſte der Feſtungswerke von Santa-Fé ſanken bei einem Erdbeben im Jahre 1807 zuſammen. Die ganze Landſchaft lag nun reich bebaut vor uns ausgebreitet; Olivenwälder und Weinfelder ſtreckten ſich weit nach allen Seiten hin; einſt ſind ſie mit dem Blute von Mauren und Chriſten gedüngt worden; Sagen und Lieder erzählen hiervon.

„Grüner Strom, du rinnſt ſo traurig,
So viel Leichen ſchwimmen in dir,
Chriſtenleichen, Mohrenleichen,
Die das harte Schwert erlegte.

Deine klaren Silberwellen
Sind mit rothem Blut gefärbet,
Mohrenblute, Chriſtenblute,
Die in großer Schlacht hier fielen.“

Endlich gelangten wir in die Vorſtadt von Granada; die Fahrt durch dieſelbe ſchien nimmer enden zu wollen; wir fuhren durch lange Gaſſen, längs alten Mauern, und ſchließlich hielten wir vor dem Stadtthore an; aber hier war es kein Leichtes, durch das Gedränge und Gewühl hindurch zu ſchlüpfen. Belaſtete Maulthiere wollten hinein, Wagen mit vorgeſpannten Ochſen wollten hinaus; endlich erreichten wir den Halteplatz am Diligencebüreau auf der Alameda, wo unſer Landsmann Herr Wisby uns erwar-

*) Alte ſpaniſche Romanze.

tete und in ein gutes Hotel, wenige Schritte weiter, führte. Wir bekamen hier zwei gute, helle Zimmer mit Fenstern nach der Promenade hinaus, die schneebedeckten Höhen der Sierra Nevada uns gerade gegenüber. Unter unseren Fenstern wimmelte es von Gehenden und Fahrenden, die Kirchenglocken läuteten; wir vernahmen Sang und Jubel. Hier war es herrlich zu sein! Unser Landsmann zeigte mir auf der Gebirgshöhe, dicht an der Stadt, eine alte Mauer mit einem röthlichen viereckigen Thurme, an dem nichts Besonderes zu sehen — es war die Alhambra, die oft beschriebene, feenhafte Alhambra, das Ziel unserer Reise. Eine Villa mit weißen Mauern dort oben, das Wohnhaus eines reichen Privatmannes, war ganz anders hervortretend und vielversprechender. Heute sollten wir jedoch nur die nächsten Umgebungen des Stadtviertels, in welchem wir wohnten, sehen.

Die ganze Stadt war in Aufregung und entfaltete eine Emsigkeit sonder Gleichen; die Königin mit ihrem Gemahl, ihren Kindern und einem großen Gefolge würden in diesen Tagen hier eintreffen. Es war das erste Mal seit dem Tode Isabella's der Katholischen, daß Granada seine Königin sehen sollte.

Mit der Fronte nach der Alameda, vor der Hauptstraße, war aus Holz und Papier ein als Marmor angestrichener Triumphbogen mit Statuen von Gyps und Leinewand errichtet. Bei Illu-

mination an ſtillem Abend und bei Nacht müſſe das Ganze von großer Wirkung ſein, jetzt im Sonnenſchein ſah es couliſſenhaft aus. Ueberall in den Straßen, wo alte Häuſer unter Reparatur oder zum Abbruch ſtanden, war dieſe Störung durch große Verſetzſtücke von Papier und Leinewand, wie Quaderſteine angeſtrichen, verdeckt. Auf den Plätzen, wo ſchon die Fundamente zu irgend einem Monument ſich befanden, das Monument ſelbſt jedoch noch nicht errichtet war, wurde ein ſolches in Form eines Obelisken von Latten und Leinewand gezimmert; unwillkürlich tauchte in Einem der Gedanke an die Reiſe der Kaiſerin Katharina von Rußland auf, bei welcher Gelegenheit ganze Städte von Couliſſen und ſpaniſchen Wänden in der Ferne aufgeſtellt waren, damit ihre Kaiſerliche Majeſtät ſich an der ſo bevölkerten weiten Landſchaft erfreuen könne. Von Baum zu Baum auf der Alameda zog man Guirlanden von bunten papiernen Laternen, und über die breite Straße, die zu dem Hauſe führte, wo die Königin wohnen ſollte, wurde von Haus zu Haus, aus den oberſten Stockwerken, Seil bei Seil geſpannt, die mit unzähligen Lampen behangen werden ſollten — eine bunte Strahlendecke hoch über dem Gewühl der Menſchen. Hier in der Nähe, in dem wohl erhaltenen mauriſchen Stadtviertel, wo Verkaufsläden und Straßenpflaſterung unverändert in ihrer alten Geſtalt vorhanden ſind, ſtreckt ſich eine ſpäter angelegte lange, enge Straße hin, die von Kaufleuten bewohnt

iſt; hier hingen aus allen Fenſtern lange blaue und rothe Flore, eine Scenerie wie zu einem Shawltanz auf der Bühne. In all dieſer leichten, luftigen Pracht waren große Glaskronleuchter mit Lichtern angebracht; dieſe ganze Straße ſollte wie ein langer, glänzender Ballſaal ſtrahlen.

Dicht an dem goldführenden Darroſluß, der mit ſeinem ausgetrockneten Bette für den Augenblick wie ein Rinnſtein ausſah, lag ein altes Gebäude in mauriſchem Style; durch das pferdehufförmige Thor gelangt man in einen großen, mit Gras überwucherten Hofraum; ein dicker Waſſerſtrahl fiel plätſchernd herab in das geborſtene ſteinerne Baſſin inmitten des Hofes, und dieſer ſelbſt wurde von einem einzigen Weinſtock überſchattet, der rieſenhaft ſeine dicken Zweige über den ganzen großen Raum ausbreitete. Zwei Eſel und etwa zehn Maulthiere ſtanden hier, alte Sättel und altes Geſchirr lagen überall umher; dieſe Umgebung paßte ganz vorzüglich zu einer Darſtellung von Don Quixote's Ritterweihe im Wirthshauſe, welches er für ein Schloß anſah. Ein junges Mädchen in feuerfarbenem Rock und weißen Hemdsärmeln, Lindaraja kann nicht beſſer ausgeſehen haben, ſaß am Rande des Baſſins und wuſch ſich Geſicht und Schultern; das Mädchen hätte mit ihren ſchwarzen Augen einen Menſchen in Brand ſtecken können, wenn er ein Menſch war. Eine ſchöne junge Spanierin in einem mauriſchen Hof, das ſchon genügte dem Sinnen eines ganzen Tags, aber es ließ Einem keine Zeit dazu,

dem nachzuhängen; ein herrliches Bild jagte das andere. Wie viel Neues war hier zu ſehen; ſelbſt die Vorfluren eines jeden kleinen Hauſes zogen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Fußboden hat in dieſen Räumen überall eine zierliche Pflaſterung von Figuren in allen wechſelnden Geſtalten des Kaleidoſkops, oder ſie ſtellte eine Vaſe, eine große Blume oder einen Doppeladler vor. Meine Sehnſucht war aber vorzugsweiſe auf die Alhambra gerichtet. Am folgenden Morgen begaben Collin und ich uns dort hinauf.

Von dem ausgetrockneten Flußbette des Darro führt die Straße ſchräg hinan auf die Mauern Granada's zu. Ein altes Thor mit dem Wappen Karls des Fünften in Stein gehauen, führt in eine dreifache Pappelallee hinaus, denſelben Weg noch, auf dem die Maurenkönige, die Zagrier und Abencerragen mit flatternden Fahnen und ſchmetternden Trompeten dahin zogen; jetzt war man damit beſchäftigt, bunte Papierlaternen hier aufzuhängen; morgenländiſche Pracht ſollte in die finſtere, lange Allee hineinſtrahlen, wenn die Königin die Alhambra beſuchte.

Links von der Allee zieht ſich ein kürzerer, aber jäherer Weg hin, der gleichfalls hinauf führt. Das Waſſer rieſelte, plätſcherte, ſtürzte hier zwiſchen üppigem Grün dahin; zarte Cypreſſen und dünne, ſchlanke Pappeln erhoben ſich in die blaue Luft vor den alten, rothen Mauern der Alhambra. An einem großen, künſtlich ausgehauenen Marmorbaſſin macht

der Weg eine Biegung, und man befindet ſich in einer langen Pappelallee*), dicht vor dem Thore der Richter, über deſſen pferdehufgeformten Bogen eine offene Hand mit aufgehobenem Finger, und innerhalb, auf der entgegengeſetzten Seite, ein Schlüſſel ausgehauen ſind. Die Worte des Baumeiſters mit Bezug auf dieſe beiden Hieroglyphen ſind bekannt: „Die Mauern der Alhambra ſollen ſo lange ſtehen, bis die Hand den Schlüſſel ergreift.“ Zwei Soldaten bewachen das Thor, und durch dieſes gelangt man, einen ſchrägen Gang hinan, zwiſchen alten Mauern hindurch, auf eine weite Terraſſe, von welcher aus ſich nach jeder Seite hin eine herrliche Ausſicht über einen Theil der Stadt und über die Campagne eröffnet. Stellen wir uns zwiſchen die zwei tiefen Brunnen hier oben und kehren den Ruinen von Thürmen und Mauern, welche die Wein- und Gemüſegärten umſchließen, den Rücken zu, ſo liegt gerade vor uns die ganze Alhambrahöhe. Die Mauren ließen dieſe Brunnen graben; das klarſte, eiskalte Waſſer wird hier aus ſchwindelnder Tiefe gehoben; es wird in großen, thönernen Gefäßen von Maulthieren nach Granada hinunter getragen; hier oben an dem Brunnen ſelbſt ſaßen zwei alte Frauen und verkauften das Waſſer gläſerweiſe. Wir trafen auch viele Fremde in der Alhambra; eine große Menge

*) Alamo iſt der ſpaniſche Name der Pappel, daher Alameda, Pappelgang, Pappelallee, wo man unter Pappeln geht.

Arbeiter waren gleichfalls hier beſchäftigt, ſie ſchleppten ſich mit Bündeln von blühenden Myrtenzweigen, mit bunten Laternen und gemalten papiernen Wappenſchildern, Alles zu einer Ausſchmückung, die ſich recht ſtörend und polterig unter den ernſten Ruinen ausnahm. Der ganze erinnerungsreiche Boden dehnt ſich hier wie eine ganze Akropolis aus. Uns zunächſt und das Ganze beherrſchend, ſteht Karls des Fünften unvollendetes Schloß, ein Viereck von mächtigen Quadern. Sein Wille ging dahin, daß dieſes Schloß an Pracht und Größe Alles übertreffen ſollte, was die Mauren hier oben gebaut hatten, und um Platz zu gewinnen, wurde deshalb ein Theil der Alhambra niedergeriſſen, allein das ſchöne Werk ſteht unvollendet da, zwar in ſchönem Styl, aber ein Koloß ohne Dach, mit fenſterloſen Rahmen, durchſauſt vom Winde. Zur Feſtlichkeit der bevorſtehenden Tage hatte man auch dieſe Mauern mit unzähligen bunten Laternen behangen.

Hinter dem Schloſſe liegt die Kirche Santa Maria de la Alhambra, und hinter dieſer wiederum eine kleine Stadt mit ärmlichen Häuſern und großen Weingärten; in dieſen Gärten ſtößt man oft unter dem knorrigen Weinſtocke auf Ueberreſte irgend eines reichen Moſaikfußbodens, auf umgeſtürzte wunderſchöne ausgehauene mauriſche Geſimſe und Bogen. Nach einer Wanderung hier, gelangt man zurück auf die große Tetraſſe, von welcher aus man über Cypreſſen und Pappeln in den tief unter der Felſen-

höhe fließenden Darro hinabſchaut. Aber wo iſt doch, ſo fragt man ſich, die eigentliche Alhambra mit dem Löwengarten, mit dem Geſandten-Saale und dem zauberiſchen Garten Lindaraja's?

Auf der Terraſſe bei dem unvollendeten Schloſſe Karls des Fünften, erblickt man gegen die Mauer hin ein paar kleine tiefliegende Gärten mit zwei, drei niedrigen Häuſern, hinter dieſen und innerhalb der Mauern der verfallenen Thürme, unter dem prunkloſen Schatz iſt der Zauber zu ſuchen.

Von einem der kleinen Häuſer aus, durch eine kleine gewöhnliche Thüre gelangt man in die reichen Höfe und Säle der Maurenkönige. Ich hatte einige Schwierigkeiten, die Erlaubniß zum Eintritt zu erlangen; man war drinnen emſig beſchäftigt mit der Ausſchmückung zu Ehren Ihrer Majeſtät der Königin. Ein paar freundliche Worte und einige Peſetas verſchafften mir indeß Zutritt.

Wunderbar ſchön, aber überraſchend klein, war es hier. Ich fand nicht die Größe und Ausdehnung, die ich mir gedacht hatte; jedoch, indem ich durch dieſe Bogen, dieſe Höfe, dieſe Säle wanderte, war es, als erweiterten ſie ſich, ich ging wie in einem verſteinerten Spitzen-Bazar der Phantaſie, wo das Waſſer in klaren Strahlen ſprang, wo es in ausgehauenen Rinnen des marmornen Fußbodens rieſelte, und die großen marmornen Baſſins füllte, in welchen die Goldfiſche ſchwammen. Der untere Theil der Wände, die Brüſtung, beſteht aus

bunten porzellanenen Kacheln, die Wände selbst sind von einem unpolirten, weißgelben Porzellan von marmornem Aussehen überzogen und dieser ist so künstlich durchbrochen, als wäre er ein Spitzenschleier über rothen, grünen und goldenen Grund ausgebreitet. Schnörkel und Inschriften, schlängeln sich arabeskenartig, das Auge verwirrend, in und aus einander, und klären sich doch, genau besehen, in bestimmte regelrechte Formen. Diese Wände schlängeln Verse zu Ehren Gottes und des Propheten Mahomeds aus; diese Wände reden laut von den Großthaten der Maurenkönige, von ritterlicher Tapferkeit und von der Gewalt der Schönheit. Die Alhambra ist wie ein altes Legendenbuch, voll phantastisch geschlängelter Bilderschrift auf Gold und Farben; jedes Zimmer, jeder Hof ist ein anderes Blatt, dieselbe Geschichte, dieselbe Sprache, und doch immer ein neues Kapitel.

Sala de los Embajadores, in welchem die Maurenkönige die fremden Gesandten empfingen, steht noch größtentheils in seiner alten Herrlichkeit da; aber wie ist diese in Worten zu geben? Was hilft es, zu erzählen, daß die Brüstung von grünen Kacheln ist, daß die Wände zu ihrer ganzen Höhe mit einem Schleier bedeckt erscheinen, der über Goldbrocat und Purpur hingeworfen ist, und daß dieser Schleier eine ausgehauene Steinmasse, eine Filigranarbeit ist, in welcher die pferdehufförmigen Fensterbogen mit schwebenden Säulen, Licht verbreiten;

über die Fensterrahmen ausgehauene, rosettenförmige Oeffnungen lassen noch mehr Tageslicht herein, so daß die prächtig geschnitzte hölzerne Zimmerdecke recht hervortritt. Nicht das Wort, sondern die Photographie vermag das Bild wiederzugeben, und doch nicht, denn man ist vor einem solchen Bild an einen bestimmten Fleck gebunden, aber hier muß man sich immer bewegen, die ganze Schönheit recht sammeln und genießen, muß an das offene Fenster treten, in das enge, wildromantische Thal hinabblicken, durch welches der Darro strömt, sich darauf umkehren und hinaus in die offene Vorhalle, in die luftigen, leichten Bogen schauen, deren Verzierungen versteinerte Schlingpflanzen zu sein scheinen, die gleichsam wie durch eine Laterna magica hingeworfene Inschriften umschließen.

Der Löwenhof prunkt in solcher Herrlichkeit. Brüsseler Spitzen von Porzellan gewebt, Tüllstickerei von Gestein, unterstützt von schlanken, marmornen Säulen, bilden hier Scheidewand, Bogen, Kioske und Alkoven. Die Löwen dagegen sind schlecht ausgeführt; plump und schwerfällig liegen sie inmitten des Hofes um den Springbrunnen. Man arbeitete auch hier, wie sie es nannten, an der Ausschmückung der an sich am schönsten geschmückten großen Halle. Ueber die Wände hing man schwere Teppiche von Tuch und Sammet mit goldenen Borten und Quasten; diese verbargen zu viel von der eigentlichen Herrlichkeit, nur die Decke war frei

zu ſehen und zu bewundern in ihrer ungeſtörten alten Pracht; ſie hob ſich in Gold und Schnitzwerk. Man ſchaute wie in den Kelch einer ſonderbaren, wunderbar geformten Blume hinein.

Gerade gegenüber, auf der andern Seite des Löwenhofes, tritt man in den Saal der Abencerragen. Derſelbe war noch vom Ausputz verſchont geblieben, und ſtand in ſeiner urſprünglichen Schönheit aus der Zeit der Mauren da. In der Mitte befindet ſich das große marmorne Baſſin, noch gefärbt mit dem unſchuldigen Blute der Abencerragen; daſſelbe iſt in das Geſtein hineingedrungen und klagt noch durch Generationen den unglücklichen Boabdil an. Mit dieſem Saal verknüpft ſich, wie man ſagt, der einzige Geſpenſterglaube, der in Spanien herrſcht; hier jammert es die Nächte, hier tönt ſeltſames Geſchrei und Wehklagen verdammter Geiſter.

Wir wandern durch ein ganzes Labyrinth von Galerien, Kiosken und Zimmern; wir ſteigen hinab in kleine Höfe, hinein in herrliche Badezimmer, an deren Eingang Nymphen und greinende Satyren von Marmor ſtehen. Das Licht fällt gedämpft durch wie Sterne geformte Oeffnungen, große, marmorne Baſſins laden zum Baden ein: Noch ſieht man in den Mauern die eiſernen Röhren, die das kalte und warme Waſſer hier herableiteten. Man ſteigt einige Stufen hinauf, gelangt über Galerien, deren Bögen von dünnen, marmornen Säulen getragen werden, blickt in kleine Blumengärten und in Höfe mit

künſtlichen Bildhauereien hinab und erreicht eine Art Pavillon el Mirador del Lindaraja, der zu dem Anmuthigſten, Eleganteſten und Geſchmackvollſten gehört, das man ſehen kann. El Mirador iſt ein ſchwebender Erker, eine Wunder-Schönheits-Blume in dieſem ganzen wunderbaren Bouquet der Architektur. Sie hängt hinaus über das ſich aufwärtsſchlängende Grün der Felſenſchlucht, hinaus über Pappeln und Cypreſſen, und man hat von hier den Anblick eines Theils der Stadt, der nahen Weingärten und Berge. Unſer Aufenthalt hier war nur von kurzer Dauer; die Arbeiter traten auch hier herein, um auszuſchmücken und auszuputzen. All dieſer Ausputz war eine gänzliche Verſtümmelung. Es könnte wohl erlaubt ſein, in dem Myrtenhofe Blumen in Töpfen hinzuſtellen, weil durch dieſe ein dichteres Grün zwiſchen den großen, marmornen Baſſins erzielt wurde, allein man ſchmückte auch mit papiernen Palmen aus, und das in einem Lande, wo Palmen wachſen. Mir war es, als ſähe ich eine ſchöne antike Statue mit Faſtnachts-Flitter ausſtaffirt.

Einen architektoniſchen Traum hat Hackländer bezeichnend die Alhambra genannt; der Traum war jetzt eine vollbrachte Thatſache, die ich nimmer vergeſſe; erfüllt und überwältigt gelangte ich nach Granada zurück.

Von Herrn Schierbeck in Barcelona hatte ich einen Empfehlungsbrief an ſeinen ſpaniſchen Schwager Don Joſé Larramendi empfangen; die Adreſſe trug ſeinen Namen und Titel: Teniente coronel de Regimiento Cordoba. Indem ich nach ihm frug und ſuchte, erhielt ich wieder einen neuen Beleg für die Höflichkeit und Dienſtwilligkeit der Spanier gegen Fremde. In der Fonda de la Alameda, wo wir wohnten, waren mehrere hohe Militairs einquartiert, unter dieſen ein General; vor der Thüre deſſelben ſaß ſtets ein Soldat; dieſen frug ich nach dem Regiment Cordoba und dem Oberſten Larramendi. Der Soldat begleitete mich ſofort auf die Straße hinaus und durch mehrere andere Straßen und Gaſſen, immer fragend, aber vergeblich; darauf führte er mich in ein militairiſches Büreau, und hier gab man uns nun die Wohnung des Oberſten genau an; der Soldat führte mich darauf zu derſelben. Ich wollte ihm jetzt ſeine Mühe bezahlen, allein er ſah mich mit großen, verwunderten Augen an, ſchüttelte den Kopf und war nicht zu überreden, irgend welche Bezahlung für ſeine Dienſtwilligkeit anzunehmen; meinen Händedruck und ſpäter meinen täglichen Gruß, wenn ich an ihm im Corridor vorüber ging, nahm er entgegen.

Durch einen kleinen Hofraum mit einem ſprudelnden Waſſerquell zwiſchen Lorbeerhecken und Granatbäumen, gelangte ich in die Zimmer, wo Larramendi, ſeine Frau und Schwiegermutter wohnten,

umgeben von einer großen Kinderschaar. Man empfing mich wie einen lang erwarteten lieben Freund. Wenige Menschen haben einen so ausdauernden Eifer, uns gefällig zu sein, an den Tag gelegt, wie dieser lebhafte, liebenswürdige Mann gegen Collin und mich während unseres Aufenthaltes in Granada bewährte; kein Tag verstrich, daß er uns nicht besuchte und nicht irgend einen wohlüberlegten Vorschlag zur besten Benutzung des Tages vorbrachte; oft sandte er uns seinen Diener, weil dieser besser als die fremden Diener des Hotels unsere Gänge in der Stadt ausrichten konnte, wenn wir welche hatten. Ich weiß, daß er oft bis tief in die Nacht arbeitete, um am Tage seine Geschäfte beendet zu haben und mit uns länger zusammen sein zu können. Er war gut, besonnen, jugendlich frischen Herzens und Gemüths; das Zusammenleben mit ihm bildete einen Theil der angenehmen Zeit, die wir in Granada verbrachten. Er sprach ein wenig Französisch, Collin hatte schon großen Anlauf im Spanischen gemacht, und wo mein Glossarium nicht ausreichte, mußten Erfindung und Mimik aushelfen. In seiner Begleitung erhielten wir Zutritt zu manchem festlich geschmückten Orte, wo man uns als Fremde sonst nicht eingelassen haben würde.

Wir besuchten mit ihm die großartige Caserne des Regiments Cordoba, die dicht an der Stadt liegt zwischen dem reichen, verlassenen Kloster Cartuja und dem Zigeunerviertel. Der weite Platz hier,

der bis an die Stadtmauern geht, war noch vor nicht langen Zeiten Abends und vollends des Nachts gefahrvoll zu paſſiren, Ueberfälle und Mord fanden damals häufig hier Statt; jetzt herrſchte überall Sicherheit in und um Granada, und für den Augenblick ſah es feſtlich und geputzt aus; Flaggen wehten, ein prächtiges Zelt mit den ſpaniſchen Farben, roth und gelb, war errichtet; es bildete drei große Abtheilungen, in welchen der Fußboden mit rothem Sammet belegt war — hier ſollte die Königin von der hohen Obrigkeit der Stadt bei ihrer Ankunft empfangen werden.

Der Platz war mit Bürgern, Bauern, Soldaten und Zigeunern angefüllt, überall war Leben und Bewegung. Maulthiere ſchrieen, Hunde bellten, ein Bänkelſänger ſtimmte ſeinen ſchnarrenden Geſang an; ein blinder Improviſator declamirte und ſein Knabe bot gedruckte Lieder aus. Ich gab dem Blinden einen Reale; Larramendi ſagte ihm, ich ſei ein Ausländer weit von hier, jenſeits Frankreich her, und nun improviſirte der Blinde ein Gedicht an mich; ich verſtand es natürlicher Weiſe nicht, aber der ganze Kreis vom Volke ringsum, Jung und Alt, halbnackte Knaben und geputzte Bauern applaudirten ihm aufs Kräftigſte.

Die Sonnenſtrahlen brannten ganz infernaliſch, es war ein Labſaal, in die kühle Wachſtube der Offiziere zu treten. Friſches Quellwaſſer aus einem Brunnen der Alhambra ſetzte Thau an der Karaffe

an, die langen, ſtengelichten Zuckerbrote, Zugarillos, verſchwanden, wie bei der Kunſt eines Taſchenſpielers, wenn ſie das Waſſer in den Gläſern berührten, und theilten demſelben Wohlgeſchmack mit; Cigarren wurden umhergereicht, es ward recht cameradlich.

Im Hofe wimmelte es von Soldaten, ſie liefen die Treppe auf und ab, ſie ſprangen umher in voller Montur und in halbem Anzuge. Wir beſuchten den Schlafſaal, der groß und luftig war und eine prächtig geſchnitzte Decke in mauriſchem Style hatte, den Equipirungsſaal mit Bekleidungsſtücken vom Hemde bis zu den Taſchentüchern; die Küche ſtrahlte mit blankpolirten Gefäßen. In der Krankenſtube war die Luft friſch und gut. Wir traten in die Marketenderei, eigentlich um ſchöne Augen zu ſehen, und die fanden wir auch hier. Die Tochter, ein ſechzehnjähriges Mädchen, war eine wirkliche Schönheit, Haar und Augen funkelnd ſchwarz, die Zähne friſch und weiß. Sie war wie eine wunderſchöne, eben entfaltete Blume anzuſchauen. Die Großmutter hatte ein höchſt charakteriſtiſches Geſicht; ſie wollte uns feſtlich empfangen, führte uns deshalb von dem Labentiſch, wo die Soldaten herantraten und ihr Gläschen Aniſette tranken, in das Zimmer nebenan; dort ſollte es feiner ſein. Auf dem Fußboden daſelbſt lagen mehrere Bündel Stockfiſch und ganze Schichten von kranzförmigen Broten, an der Wand hingen coloſſale Zwiebeln und über dieſen ein Weihwaſſergefäß und ein großes hölzernes Kreuz. Das junge

Mädchen brachte uns ſchwellende Trauben; wie ſchön, wie ſchlank, wie ſchwebend war es! Die Augen ſprachen, der Mund brauchte nichts zu ſagen; die Augen genügten, ein ganzes Gedicht mit Luſt und Feuer zu durchſtrömen, daß man ſich an demſelben verbrennen könne.

Unten auf dem Platze und in den Straßen wogte das Getümmel. Die Bauern in Jacken und Hoſen von violettem oder blauem Sammet, mit Ledergamaſchen, die zierlich um die Waden ſchloſſen; die Hoſen waren unterm Knie aufgeſchlitzt, wodurch der Gang freier ward; die Frauen trugen die ſchreiendſten Farben zur Schau. Alles in den Straßen, in den offenen Läden und Höfen war geputzt und bunt. Hier waren ſchöne Augen! Der liebe Gott hat es an ſolchen nicht mangeln laſſen, und dieſe Augen waren nicht allein die vom Lande hereingekommenen, ſie waren auch aus der Stadt, aus den verſchiedenſten Stockwerken der Häuſer.

Im Norden giebt es Herbſtnächte, in welchen der ganze Himmel mit Sternſchnuppen glänzt, hier glänzten ſie am Tage; ich mußte einige dieſer Blinkfeuer aufs Papier in Vers und Proſa bringen, aber ich wußte, daß ich zu Hauſe kein Papier hatte, und trat deshalb mit Oberſt Larramendi in den Laden eines Papierhändlers ein; der Oberſt ſtellte meinen Reiſegenoſſen und mich dem Papierhändler als Fremde aus dem Lande Dinamarca vor; wir ſprachen von Zamora's Aufenthalte dort, von andaluſiſchen Augen, und als

ich bezahlen wollte, hieß es: das Papier sei bezahlt! Larramendi hatte dem Händler ein Zeichen gegeben, wie die Spanier es in den Cafés thun, um anzudeuten, daß der Fremde ihr Gast sei; ich wußte, daß man mir nicht zu bezahlen erlaubte; als ich aber etwa acht Tage später allein in denselben Laden trat, um wieder Papier zu kaufen, hieß es abermals, als ich bezahlen wollte: „das ist bezahlt!" — „Nein," sagte ich, „das ist nicht möglich! heute bin ich allein, Niemand ist mit mir!" — „O ja, ich bin mit!" sagte der Papierhändler, „mein Haus ist das Ihrige!" — Ich betrat natürlicherweise nie wieder sein Haus, aber ich habe mich nicht des Erzählens dieses Hergangs enthalten können, weil er die spanische Höflichkeit und Zuvorkommenheit charakterisirt.

Abends war Regimentsmusik auf verschiedenen Plätzen und gerade unter unserm Balcon, weil einer der Generale im Hotel wohnte. Man spielte von La Traviata, un ballo in maschera und von anderen Verdi'schen Galoppopermelodien. Es war das Musikcorps des Regiments Cordoba, welches spielte. Oberst Larramendi besuchte uns; der Platz unten war mit Menschen angefüllt, die Luft warm und mild, ein frischer Luftzug machte sich bemerklich von dem schneebedeckten Gebirge her.

Später am Abende saß ich hier allein; die historischen Erinnerungen Granada's tauchten in mir auf; wie schön war es hier! hier sprudelte noch das lebendige Leben; ich empfand eine wahre Freude,

hier zu ſein. Drei Wochen hatten wir für den hieſigen Aufenthalt beſtimmt, einundzwanzig leuchtende, herrliche Lebenstage; ich wollte ſie recht genießen, recht dankbar dieſe Gunſt eines gnädigen Gottes genießen, und doch — die Erinnerungen aus Granada ſchließen mehr Bitterkeit als Süßigkeit in ſich; Gedankenloſigkeit, nicht gerade böſer Wille, das Uebermüthige im Menſchen trübt uns oft die reine, klare Quelle, aus der wir ſchöpfen ſollen, — aber dieſer Abend in Granada und die Erinnerung an die verſtrichenen Reiſetage, boten nur Schönheit und Freude. Ich befand mich in der alten Stadt der Mauren, ich hatte die Alhambra geſehen, war ſelbſt von andaluſiſchen Augen beſtrahlt worden; ein Bouquet nach dem andern von der Herrlichkeit Spaniens war mir auf meiner Fahrt zugeworfen worden.

Es war am Donnerſtage den zehnten October, an welchem Tage die Königin ihren Einzug zum erſten Male in Granada hielt. Vom frühen Morgen an wogte die Menſchenmenge durch die Gaſſen; Alles war geſchmückt. Ueber alle Balcons hinaus hingen bunte, goldgeſtickte Teppiche, oder wenigſtens ein weißes Betttuch, geſchmückt mit einer rothen Borde. Flaggen und Fahnen wehten; Lampen, Ballons und Blumenguirlanden hingen dicht an einander über die breite Straße und bildeten zuſammen ein ganzes Sonnenzelt. In der langen Straße

hinter den alten mauriſchen Boutiquen wehten vom oberſten bis unterſten Stockwerk herab lange, rothe und weiße Flore, als ſeien ſie die Schleier der Luftgeiſter in einem Sylphenballet; große Glaskronleuchter und über jedem eine ſchwebende goldene Krone waren hier aufgehangen, Alles arrangirt wie von glückſeligen Kindern. Die Balcons waren mit Menſchen angefüllt, von denen die Mehrzahl Damen waren, — ein Reichthum ſpaniſcher Schönheit und Anmuth. Und welcher Farbenwechſel der Anzüge, namentlich unten auf der Straße; die Bauern der Campagne und aus den Bergen zeigten ſich in einer Pracht, die zum Malen war: hier waren Gruppen, hier waren Motive zu Zeichnungen; da ritt ein Bauer auf ſeinem Eſel daher, vor ihm hing ein Querkorb, und auf jeder Seite deſſelben ſaß ein ſchönes kleines Mädchen, gewiß ſeine Kinder; ſie waren heute mit nach Granada gekommen, um die Königin und all' die Herrlichkeit zu ſehen; Verwunderung und Freude ſtrahlten aus ihren Augen.

Erſt um vier Uhr Nachmittags traf Ihre Majeſtät ein. Man erzählte ſich, ſie ſei eine halbe Stunde früher bei dem Empfangszelt angelangt als die Autoritäten, die ſie begrüßen und bewillkommnen ſollten, und ſie habe auf dieſelben warten müſſen.

Welcher Jubel! Alle Kirchenglocken läuteten; große Schaaren von Zigeunern mit Caſtagnetten und wunderlichen Saiteninſtrumenten tanzten durch die Straßen — ein lärmender, bacchantiſcher Zug.

Die ſchwarzhaarigen, braunen Geſtalten waren in ſonderbar wilder Weiſe ausſtaffirt, ich mußte unwillkürlich an Kinder denken, wenn ſie Komödie ſpielen, und ſich nun ſammt und ſonders aus der Garderobe mit alten Kleidern behängen. Die Zigeuner hatten auch Alles hervorgeſucht, was irgend glänzte und glitzerte: ſeidene Bänder, ſeidene Taſchentücher, Blumen und Gold hingen ihnen in den Haaren; ſie brauſten durch Straßen und über Plätze dahin:

„Hin zum Thore Bivarrambla!“

Von den Balcons und den Gartenmauern herab applaudirten die Zuſchauer. Das Gedränge nahm zu, ringsum ſpielten die Muſikchöre, die Fanfaren ertönten: „Viva la reina!“*); Roſen wurden entblättert, die ganze Roſe würde zu ſchwer im Falle geweſen ſein; die einzelnen Blätter ſchwebten hinab

---

*) Iſabella die Zweite, am 10. October 1830 geboren, iſt eine Tochter Ferdinand des Siebenten und deſſen vierter Gemahlin Maria Chriſtine. Nur drei Jahre alt beſtieg ſie den Thron unter der Regentſchaft der Mutter. Der Bruder des verſtorbenen Königs, Don Carlos, erhob Anſprüche auf den Thron. Blutige Bürgerkriege brachen aus. Maria Chriſtine ſchloß eine morganatiſche Ehe mit Don Fernando Munoz, Offizier in der Leibgarde, ſpäter zum Herzog von Rianzares erhoben; dieſe Verbindung raubte, in Folge der ſpaniſchen Geſetze, der Mutter die Vormundſchaft, und Eſpartero übernahm dieſelbe; im Jahre 1843 wurde Eſpartero geſtürzt und Iſabella die Zweite mündig erklärt; ſie hat ſich mit Franz, Herzog von Cadix, vermählt, der den Titel König empfangen hat.

und umwogten die Königin, die in einem von ſchönen, weißen, andaluſiſchen Pferden gezogenen Wagen ſaß.

Die Königin ſah gut und fröhlich aus; ihr Antlitz hatte etwas Offenes, das Vertrauen und Hingebung hervorrief; der Jubel, der ſie umwogte ſchien ein herzlicher zu ſein. Ihr zur Seite ſaß der König; Beiden gegenüber die junge Infantin und deren kleiner Bruder Alfons, Prinz von Aſturien. Der Zug bewegte ſich nach dem Dome, dem erſten Beſuch der Königin. Die Räucherung ſtrömte durch das offene Kirchenthor heraus, das von Menſchen umkreiſt war; ſie hingen an den Ausbauen der Mauer, an dem Fundament der in Stein gemeiſelten Heiligenbilder. Von der Kirche begab ſich die Königin unter donnerdem Jubelruf der Menge nach ihrer feſtlich eingerichteten Wohnung; Taſchentücher flatterten, Roſenblätter fielen. Der ſonnenhelle Tag ging über in Abendglanz, und nun war Granada die Stadt der Märchen, man befand ſich in der Feenwelt von Tauſend und Einer Nacht. Hoch über der Straße hingen bunte, flammende Lampen wie eine Wolke von ſtrahlenden Colibris.

Von hier, durch den errichteten Triumphbogen trat man in die neue Alameda, die ſich längs des Fluſſes Darro nach der Stadtmauer erſtreckt; große, bunte Ballons hingen hier reihenweiſe, Guirlande an Guirlande, jedes Haus zeigte eine neue Erfindungsgabe im Illuminiren; unſer Hôtel war nur

ſpärlich erleuchtet, aber deſto prächtiger ſtrahlte die in der Nähe liegende große Kaſerne hervor, dort waren Lampenreihen an allen Abſätzen, allen Ecken und Winkeln, ſie gaben die Form des ganzen ſonderbaren Gebäudes in Feuerconturen wieder, es war, als ſei hier der Abfall jedes erdenklichen Bauſtyls verwendet worden. Hier waren ſchwere Mauern, wie aus einem alten, gothiſchen Caſtell, Säulen, ſpiralförmige, wie ſie im Tempel des Königs Salomo ſtanden, und in den Niſchen Rococcoſtatuen, Grenadiere mit Biſchofsmützen auf den Köpfen, ein Stück barokker als das andere.

Ein unüberſehbares Menſchengewimmel bewegte ſich hin und her, alle Bänke waren beſetzt die Leute ſaßen auf Stühlen längs der Häuſer; aber weiter hinaus, wo die neue Alameda endet, war auch die Grenze der Illumination und der Spaziergänger; hier beginnt die eigentliche alte Alameda, die ſich, einen Winkel bildend, längs der Stadtmauern Granada's erſtreckt. Ich kenne keinen ſo großartigen Spaziergang wie dieſen, echt ſüdländiſch, paradieſiſch während der heißen Sommerzeit. Hier war es, wie bereits erwähnt, ganz öde, kein Menſch, keine einzige Lampe war zu ſehen.

Uralte, merkwürdig hohe Bäume ſtehen hier in Reihen, ſchlängeln ihre dicken, blättervollen Zweige in einander und bilden ein für das Sonnenlicht undurchdringliches Laubdach, welches ſich hoch in die Luft erhebt. Lorbeergebüſch, Oleander und dicht be-

laubte Hecken ſchützen an den Seiten gegen die ſengende Sonne, der Fluß Xenil ſtrömt dicht vorüber, um ſich bald mit dem Darro zu vereinigen; hiervon ſingen die Kinder ein Lied:

Darro that uns das Gelübde,
Daß, vermählet mit Xenil,
Er als Morgengabe bringet:
Plaza Nueva und Zacatin.

Klares Waſſer ſtrömt in ſteinernen Rinnen zu beiden Seiten der Allee und in dieſer befinden ſich zwei gigantiſche Springbrunnen mit ſteinernen Figuren, die eine wilde Phantaſie geformt hat, nur in Arabesken habe ich dergleichen geſehen: ein Zwiſchending von Pflanzen und von menſchlichen Mißgeburten; in ihrer Abſcheulichkeit üben ſie eine Art Gewalt über Einen aus, man vermag es kaum, ſich von dieſen barokken, eigenthümlichen Hexengeſtalten abzuwenden, dieſe Springbrunnen ſtehen recht bezeichnend als Zierathen längſt entſchwundener Zeiten da, noch immer lebend durch ihre rieſelnden Waſſerſtrahlen. Das Bischen Sonnenlicht, das am Tage hier hereinfällt, iſt wie ein Lächeln aus jenen Zeiten; die Finſterniß des Abends iſt unverändert dieſelbe geblieben. Keine Gasflamme leuchtet hier mit ihrem Strahl der neuen Zeit. Aller Glanz des Feſtes für Iſabella die Zweite brach ſich an dem Schatten dieſes Heiligthums.

„Jetzt iſt es überall in Spanien ganz ſicher!“

hatte man geſagt, „doch," fügte Dieſer und Jener hinzu, „ſoll man nicht grade nach Sonnenuntergang allein in der alten Alameda in Granada gehen;" allein grade hier war es ſo wunderbar lockend, ſo über das Alltagsleben weit erhebend. Und gegenwärtig, wo die neue Alameda, dicht neben an, durch die Feſtlichkeiten von Menſchen erfüllt war, wo Alle fröhlich und voller Freude waren, wer ſollte jetzt eine böſe That verüben wollen? Es war zu verführeriſch, aus dem ſummenden Gedränge heraus zu kommen, zu lockend, in die faſt ſtockfinſtre, ſtille, große Allee einzutreten, wo nur das rieſelnde Waſſer von Leben und Bewegung ſprach.

Ich wanderte einige Schritte hinein, den Arm vor mir ausſtreckend, damit ich nicht irgendwo anſtoßen ſollte. Weit unten in der Allee bemerkte ich einen leuchtenden Punkt, der ſich bewegte. Es kam Jemand näher, ein Licht in der Hand, die Luft war ganz ſtill, hier war keine Laterne nöthig, man konnte dreiſt das flammende offene Licht tragen, es würde nicht ausgehen. Es war ein junges Mädchen, ein Kind, das mir entgegenkam. Hier unter der Sonne Spaniens konnte es eine junge, ſchöne Braut heißen. Es erſchrak bei der Begegnung, das arme Kind! Es hatte Niemand hier in der finſteren entlegenen Alameda zu ſehen erwartet, es kam von einer Freundin, deren Mutter es begleitete; ſie wollten ſich nach einem der entfernteren Punkte der erleuchteten Promenade begeben: Das junge Mäd-

chen war ſein eigener Kerzenträger, trug ſelbſt das Licht, das in ihr ſchönes Antlitz hineinſtrahlte. Es blieb ſtehen, zitterte, ſo ſchien es mir, ſtand da, einer Gazelle gleich, die im Anſprung iſt.

„Denkt nichts Böſes von mir!“ ſagte die Jungfrau. „Ich denke nur alles Gute!“ antwortete ich und ſprach, wie ich eben ſprechen konnte, aber freilich ein ſo ſchlechtes Spaniſch, daß bald der liebe Humor, der, wie Cervantes uns gelehrt hat, in dieſem Lande zu Hauſe iſt, ihr wieder Muth einflößte. „Ihr ſeid kein Spanier?“ frug ſie mich. Ich erzählte, daß ich aus dem hohen Norden, aus Dänemark ſei, wo einſt die Spanier geweſen, und daß in meinem Heimathlande wir ſie lieb hätten. „Ich war damals ein Kind,“ ſagte ich, „ein ſpaniſcher Soldat hob mich auf ſeinen Arm, küßte mich und drückte ein Bild der Madonna auf meine Lippen; das iſt meine früheſte Erinnerung, ich war damals drei Jahre alt!“ Die Schöne verſtand, was ich erzählte; ſie lächelte und ergriff meine Hand; die ihrige war ſo fein, der Händedruck war wie ein Kuß, ein Kinderkuß.

Von dieſem Abend an will ich ritterlich die Spanierin vertheidigen. Aber wo blieb ſie? Erzähle mir weiter! Es war meine Muſe, der ich begegnete, die Gitana mit den meeresblauen Augen. — Finſter, ſtockfinſter ward es, als ſie verſchwand, und deshalb, ihr zu Ehren, will ich die ganze Allee mit meinen Gedichten aus Granada illuminiren.

I.

Heil mir, Granada, Du biſt's,
Hehrer Erinn'rungen Stadt!
Roma gleichſt Du darin,
Heimiſch fühlt man ſich balde.
Rings die Berge von Schnee,
Wolkenlos heiter die Luft;
Von Alameda hold
Der Gitana Stimme erſchallte.
Augen, blau, wie im Nord,
Schneeweiße Blüthen im Haare,
Meerfrau'n-Schönheit und Blick:
Wandrer, Dein Herz Dir bewahre!

II.

Ja, meerblau ſind ihre Augen,
Wie die Waldſchnecke ſchwarz iſt das Haar,
Und durch die Augen erblickt man
Gedanken im Innern klar.
Sie iſt ſo friſch wie die Traube,
Der Mund von Küſſen ein Quell
Von Melodien, die er ſinget,
Klangs träumeriſch im Ohr mir hell.
Ueber uns glüh'nde Granaten
Hingen in Bäumen rings,
Ein Lied, wie's Salomo dichtet,
Feurig durchs Herz mir ging's.

III.

In Granada iſt es Mondſchein
So hell, das Jeden man kennet,
Doch der Wächter geht mit der Leuchte
Und Licht in der Leuchte brennet.
Was ſucht er damit? er ſucht wohl
Die Sonne, die bald ſich erhebt.

Zwiſchen den Polſtern der Blätter
Träumeriſch ruhet die Nacht;
Du Roſe ſei meine Alhambra,
Du übertrifft ihre Pracht.
Wir ſind ja jung noch, doch Morgen,
Jegliches Blatt fällt ab:
Du, Lieb, ſei meiner Erinn'rung
Alsdann ein duftendes Grab.

IV.

Will leben nur in Granada,
Dort Phantaſus baute ſein Schloß.
Mein Grab in Malaga grabt mir,
Dort ruh' ich, des Meeres Genoß'.
Dort blaut es, dort rollt es gewaltig
Im bäumenden Wogenbrand.
Meinen Namen einſt ſchnitt ich in Bäume
Im däniſchen Inſelland.
Einſt wächſt, ach, die Rinde darüber,
Und was ich fühlte verſchwand!

Gedichte aus Granada, glühende Blüthen, dort verſchwindend in all' der reichen Strahlenpracht. Die Raketen knallten und leuchteten, der Mond ſelbſt trat wie im Wandsbecker Boten hervor und leuchtete bei der Illumination, indem er die Schneekuppen der Sierra Nevada beſchien. Der Feſtglanz, wie er an dieſem Tage, dieſem Abend und dieſer Nacht geweſen, zog ſich durch volle ſechs Tage und Nächte, die ganze Zeit hindurch, während welcher die Königin Granada mit ihrer Anweſenheit beehrte. Hier war ein Reichthum von Einzelheiten, ſo überwältigend viele, daß ſie nicht aufzuzählen, nicht mitzutheilen ſind; ich

trieb mich umher bei Tag und Nacht, wohin mich die Füße trugen. Das Abenteuerliche wurde alltäglich.

Auf den öffentlichen Plätzen waren Triumphbögen errichtet, meistens in maurischem Styl; am schönsten und reichsten war der große Platz

„— nah' am Thore Bivarrambla"

geschmückt, wo in alten Zeiten die Turniere stattfanden; auch jetzt, wie bei jenen beschriebenen und besungenen Festen, prangten alle Balcons mit bunten Teppichen und schönen Frauen, und wo der Kampfplatz selbst gewesen war, erhoben sich jetzt kleine Gärten; die Wasserstrahlen sprangen aus künstlichen Lilien und Tulpen.

Auf der Plaza Nueva, wo die Straße drüben über dem Darro endigt, war eine ganze Ausstellung von bemalten, in Blech ausgeschnitzten Figuren, die Mauren und Spanier im Kampfe vorstellten; sie waren auf kleinen bemoosten Terrassen aufgestellt und schossen auf einander, die Schüsse waren Wasserstrahlen; abgeschnittene Myrtenzweige, ringsum eingesteckt, vertraten die Stelle großer Bäume. Hier traf man stets ein Gewimmel von Kindern und fröhlichen Bauerleuten an, schöne Gestalten, malerische Gruppen; doch begegnete Einem auch zuweilen ein das Auge beleidigender Anblick; ich sah' hier eine Mißgestalt — dieselbe war einarmig. Das mußte zur Schau getragen werden, und deshalb war der Hemdärmel abgerissen; ganz oben an der Schulter, wo der Arm beginnt, guckte ein kleines Stückchen

Fleiſch hervor, das einem Finger ähnlich ſah; dieſes hatte nur ein Glied, das immerfort bewegt wurde, um Aufmerkſamkeit zu erregen. Am Eingange des Domes lagen zwei Albinos, Vater und Sohn, Bettler; es ſchien, als ſchliefen ſie, als ſchliefen ſie immer, ſelbſt während die Luft von Glockenklang und Vivatrufen ertönte. Dann und wann, es glich einem Nachtwandeln, erhob ſich der Vater, blinzelte mit den rothen Augen zwiſchen den weißen Augenwimpern und ſtreckte die Hand nach einer Gabe aus, — hier vor der Kirche mußten ja die Menſchen zu guten Thaten geſtimmt ſein. Die zwei armen, wehrloſen Fledermäuſe in Menſchengeſtalt! Die weißen Mäuſe und die weißen Kaninchen waren ihre lichtſcheuen Genoſſen; der Tag war ihre Qual, die Nacht ihr Lebetag; aber jetzt war die Nacht blendend wie der Tag, ein ſolches Lichtmeer durchſtrahlte die alte Stadt der Mauren. Anders wohl, aber nicht prächtiger, hatten die Feſtlichkeiten gelautet und die Herrlichkeit geleuchtet, als Zagrier und Abencerragen in goldenen Rüſtungen mit flatternden Fahnen und prunkenden Inſchriften zum Kampf und Ritterſpiel ausritten; der Halbmond blitzte und die ſchönen Töchter des Morgenlandes ſchauten ihnen von den mit Seide ausgeſchmückten Söllern nach. Ich war Zeuge des prachtvollſten Feſtes der Gegenwart Granada's, das Feſt brannte ſich mit der Farbenpracht und dem Sonnenglanz des Orients in meine Erinnerung ein; Geſang, Caſtagnetten und Inſtrumente miſchten ihren

Klang mit den läutenden Kirchenglocken, ein ſolches Feſt geht nicht zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Das Schöne, das Herrliche bleibt in der Erinnerung.

Granada iſt mir, wie Rom, eine der intereſſanteſten Städte der Welt geweſen, ein Ort, wo ich glaubte feſtwachſen zu können; und doch befielen mich an beiden Orten Gemüthsſtimmungen, welche die Glücklichen, weniger Benervten, krankhaft nennen.

Den Hiob der Bibel kennſt du fürwahr,
Der Freunde Wort nicht ganz und gar
Hat ihn getödtet, — verwundet nur,
Die tiefen Narben zeigten die Spur.
Zu ſpäteſter Zeit die Schmerzen nicht ſtarben,
Siehe — die Verſe — auch die ſind Narben!

Und in ſolcher Gemüthsſtimmung ſchreibt man Verſe — Verſe mit bitterem Geſchmack, ich that es; zur Strafe ſollen die Verſe gedruckt werden, ſie haben es wahrlich nicht verdient, ich aber hab' es verdient.

Volk und Geſchlechtern öffne dein Herz,
Hofft du auf Dank, muß ich Thoren dich nennen;
Willſt du Reſpekt — ſei kalt wie das Erz,
Dann wird nicht Spott in die Seele dir brennen.
Nein, ſie umſchwärmen dich nicht wie die Mücken,
Spotten nur deiner hinter dem Rücken;
Trau' nicht dem, den du wähnſt zu kennen,
Freundſchaft kann leicht, ach, in Feindſchaft entbrennen.

Folgſt du dem Herzen, giebſt du vom Herzen,
Freude hoffend — du ernteſt nur Schmerzen.

Mit dieſem Lied im Innern wanderte ich dahin durch die Straßen Granada's; Fröhlichkeit ringsum! Bauern und Soldaten ſaßen an Tiſchen mit Xeres- und Malagawein in großen Biergläſern vor ſich, und auch Biscuit und Trauben lagen vor ihnen. Das Feuerwerk leuchtete von der Alhambra her, die Villas oben am Abhange des Berges ſtrahlten in angebrannten Lampenreihen. Ueberall, wo man hingelangte, war Gedränge, Fröhlichkeit und gute Laune; ſie ſprudelte, athmete rings um mich her, während das Samenkorn des Gedankens Stengel trieb und zum Baum gedieh, von welchem die ſchwarze, bittre Frucht im Versmaaß herabgeſchüttelt werden konnte; eine einzige ſolche Frucht mag genügen.

Sie, die ich gab vom Herzblut mein,
Trat mich kalt mit dem Fuße fein;
Denen ich gab meines Herzens Kind,
Warfen mit Schmuz mich, arg geſinnt.
Und that ich ſeufzen mit bitterm Leid,
So nannten ſie das Undankbarkeit;
Eiſig weht's über's Herz mir hin,
Dringt wie Gift mir tief in den Sinn.
Es kommt von des Menſchen Herzensgrund —
O, dürfte meins brechen in dieſer Stund!

Noch hatte ich in Spanien weder ſpaniſche Komödie, noch ſpaniſches Ballet geſehen; es war nicht die Jahreszeit dazu; aber hier in Granada bei der feſtlichen Zuſammenkunft von Menſchen hatte man das Theater geöffnet. Es lag dicht an der Fonda de la Alameda und war im Innern aufgemalt und mit roth- und grünſeidenen Feſtons ausgeputzt worden; auf der Bühne dagegen ſah ich die häßlichſten, abgenutzteſten alten „ſpaniſchen Wände," die mir je zu Geſicht gekommen ſind. An dieſem Abende wurden ein Vaudeville und ein Ballet gegeben.

In einem fremden Lande, wo uns Niemand kennt oder nicht kennen mag, genießt man das Wohlbefinden, ganz unbeirrt ſich ſelbſt zu gehören; man iſt nicht von Tauſenden von Rückſichten, bewußt oder unbewußt, umnebelt, man braucht keine Furcht zu hegen, daß die Anſicht, die man etwa äußert, ausgetrommelt wird, und, gleich einem Peitſchenknall auf den Alpen, eine Lawine von Kränkung zur Folge hat; man fühlt gleich heraus, ob man ſich in einem Kreiſe verliebter Löwen, oder in einem Kreiſe kleiner Zeuſe vom Olymp der Kritik befindet; man darf die Mittelmäßigkeit verlaſſen ohne daß der Kreis es bemerkt, oder gar ein Aergerniß daran nimmt; man ſieht den Fehler bei Demjenigen, der in erſter Reihe ſceniſcher Koryphäen ſteht, und darf die Freude genießen, dem Talente zu applaudiren, das noch nicht in Nummer gerückt iſt.

Mit dieſem ſichern Gefühl betrat ich das Theater, mit dieſem ſichern Gefühl ſaß ich da und hörte die dürftige Orcheſtermuſik ableiern; ich reſignirte bei den Bretterbuden-Decorationen, reſignirte ſogar bei der Komödie, die aufgeführt ward, dieſelbe ſtiefelte dermaßen privatim über die Bühne, daß ich ſogleich begriff, ſie habe nichts mit der Kunſt zu ſchaffen; meine ganze Erwartung ſammelte ſich nun in einem Brennpunkt: in dem des Ballets, ein ſolches hatte ich in Spanien noch nicht kennen gelernt; auf keiner der Bühnen hatte ich ſpaniſche Tänze im ſpaniſchen Lande geſehen. Nur auf offener Straße und im Vorzimmer hatte ich in Murcia und Carthagena den Pulsſchlag der Caſtagnetten der vom Volke ſelbſt ausgeht, hatte Bolero und Seguidilla, dieſe graziöſen ſich bis zur Leidenſchaft ſteigernden Tänze geſehen, — was würde nun nicht erſt die Bühne mir bieten?

Das Ballet begann, es endigte — ich blieb bis zu Ende. Ein fürchterlich langer Burſche, der wie ein linkiſcher Handwerksgeſelle ausſah, trat hervor in einen Mantel gehüllt, die Guitarre in der Hand; er that einen Griff in die Saiten; die Geliebte zeigte ſich mit dem Fächer in der Hand am Fenſter; bald ſtieg ſie hinab auf die Straße; allein es wurde den Beiden keine Zeit gelaſſen, ihre Liebe auszutanzen; der Vater der Jungfrau trat aus dem Hauſe heraus, der Liebhaber warf ſeinen Mantel über ſie, und ſie lief davon; und damit ſie einen Vorſprung bekäme, ſtellte er ſich mit ſeiner Cigarre dem Alten

in den Weg, bat ſich die Erlaubniß aus, dieſelbe an deſſen Cigarre anzünden zu dürfen, was nicht zurückgewieſen werden konnte; ſie machten Beide flickflack mit den Beinen, es wurde ſehr ſchwierig, die Cigarre anzubrennen und als ſie endlich brannte, war die Jungfrau weit weg und beide Herren rannten ihr nach. — Changement! Die Bühne verändert ſich in eine Art von Volksgarten, woſelbſt eine ganze Menge Jungfrauen verſammelt ſind; dieſe tanzen mit Caſtagnetten, aber es war, als hätten ſie das noch nicht recht gelernt, als wären ſie noch nie in Spanien geweſen. Es war eine Sammlung von häßlichen Frauenzimmern; es kann nicht leicht geweſen ſein, in Andaluſien ſo viele ausfindig zu machen. Nun traf das Liebespaar ein: die Jungfrauen baten es ſofort, den Tanz zu tanzen, den — ihr wißt ſchon welchen! — und ſie tanzten ihm zu noch größerer Sicherheit einige Pas vor, was ſo viel heißen ſollte, als „der iſt es!" Der Tanz begann, aber nun kam der alte Papa auch wieder herbei, und der gerieth in gute Hände; jede zweite Jungfrau ergriff ihn und drehte ihn im wirbelnden Kreiſe herum, jede dritte Jungfrau ſchenkte ihm einen Schnaps ein, den er austrank, worauf er allmälig luſtig und gemüthlich wurde; die Liebenden knieten nieder, er ſegnete ſie, und die ganze Geſellſchaft tanzte die Madrilena. Das war das Ballet.

Ich ſtürzte hinaus ins Freie, in die illuminirte Stadt, über welche der Mond dahinſegelte; ich hatte

vom Theater in Granada genug, ich hatte dort die Kunſt geſehen. Am folgenden Morgen ſollte ich die Ausſtellung der Kunſtakademie ſehen.

Oberſt Larramendi führte uns in die Kunſtakademie ein; dort war eine Ausſtellung zuerſt von der Hand der Natur des ganzen Königreichs Granada: coloſſale Birnen, Melonen, Zwiebeln, Kürbiſſe, alle ausgezeichnet, was man nicht von allen Gegenſtänden aus den Händen der Kunſt ſagen konnte. Spanien hat Namen wie Murillo, Velasquez aufzuzählen; es ſchreibt noch neue Namen von Bedeutung in die Jahrbücher der Kunſt ein; hier, wie in andern Ländern, wimmelt es von Künſtlern; Alle wollen ihr Licht auf den Hochaltar der Kunſt bringen, und es giebt viele Lichter, — die großen Altarkerzen flammen und leuchten für Andere und zehren ſich ſelbſt auf, allein alle ſind nicht geweihte Wachskerzen, die aufgeſteckt werden, es giebt vielerlei Arten Lichter: Stearin-, Wachs- und Talglichter; einige ſind gegoſſen, viele nur gezogen, eingetaucht; einige brennen mit langer Schnuppe, einige laufen, andre ſpritzen, bei ſolchen iſt Waſſer im Talg.

Dergleichen Empfindungen habe ich oft gehabt auf den verſchiedenen Ausſtellungen, die ich beſuchte, und hier kehrten ſie wieder. Die Bilder, die mich am meiſten anſprachen und erfreuten, waren von einem jungen Spanier, Namens Martin, den ich, ehe ich die Ausſtellung verließ, kennen lernte. Die Akademie hatte ihm eine Prämie für ein bibliſches

Bild zuerkannt, ich würde sie ihm für seine Genrestücke gegeben haben.

Die Königin fuhr an diesem Tage, zu der Alhambra hinauf, nach der prächtigen Villa des Banquiers Calderon. Wir sollten den ganzen Zug von einem Garten an der nahe dem Thore gelegenen Straße aus ansehen, Oberst Larramendi führte uns dorthin, eine ältere Baronin mit ihrer Tochter bewohnte das Haus. Hier waren viele Gäste, der Mehrzahl nach Damen, wir saßen auf der Terrasse an der Gartenmauer im Schatten großer Bäume, die voll von Quitten und Granatäpfeln hingen. Die Damen zerpflückten Rosen und ließen die feinen Blätter auf die Königin herabschweben als sie an der Terrasse vorüberfuhr. Das junge Dienstmädchen des Hauses, wie die Anderen in schwarze Seide gekleidet, ließ auch Rosenblätter hinabfliegen; wie schön, wie schlank, wie schwebend war es! meerblaue Augen, lange schwarze Wimpern wie Seidenfransen, blendend weiße Zähne und ein unbeschreibliches Lächeln um die Lippen. Es bemerkte es gar wohl, daß ich seine Schönheit bewunderte, es brach eine duftende Blume ab, und gab sie mir und schwebte dahin wie eine Schwalbe im Fluge, und die läßt man fliegen!

Noch einige Male sah ich die Königin von meinem eigenen Balcon aus; sie und ihr Gemahl und ihre Kinder fuhren in die Campagne zu dem Lorbeerbaum hinaus, unter welchem sich Isabella die Erste,

während der Kämpfe mit den Mauren, als ſie nahe daran war, gefangen genommen zu werden, verborgen hielt. Den Baum und das kleine Beſitzthum, auf welchem derſelbe ſteht, hatte nun die regierende Königin gekauft. Der Weg zu ihm hinaus führte über den Zenil und den Darro, geradeüber der Stelle wo dieſe beiden Flüſſe ſich vereinigen. Das Waſſer im Flußbett des Darro war augenblicklich nicht breiter als ein gewöhnliches Rinnſal, man konnte mit leichter Mühe über ihn wegſchreiten, der Zenil ſah aus wie ein ſeichter Bach; ſo gering erſchienen derzeit dieſe beiden Flüſſe, die in Geſchichte und Dichtung ſo große Namen tragen; nach einem Regenguſſe, wie den, welchen wir in Barcelona erlebten, mögen ſie aber wohl ihre großen Namen behaupten können.

Nach einem ſechstägigen, feſtlichen Aufenthalte verließ die Königin Granada, um Malaga zu beſuchen.

Collin und ich zogen nach der Alhambra hinauf; in der Fonda de los ſiete ſuelos, die dicht an den Mauern der Alhambra liegt, gerade an dem zugemauerten Thor, durch welches der Mauren-König Boabdil hinausritt, als ſein Schickſal wollte, daß er von Ferdinand und Iſabella ſich beſiegt und ſammt ſeinem Volke aus dem Lande hinausgejagt ſehen ſollte, in welchem ſie Jahrhunderte hindurch die Herren geweſen waren.

Unten in Granada empfand man noch den warmen Sommertag, aber hier oben in „ſiete ſuelos" war es gar kühl, nur ſelten fielen die Sonnenſtrahlen durch das Laubwerk hindurch in die Zimmer; man wohnte unter ſchattigen Bäumen, am plätſchernden Quell und rieſelndem Gewäſſer; hier muß es paradieſiſch ſein während der glühenden Sommerzeit, jetzt war es mir nicht warm genug. — Im Garten unterm Weinlaub wurde der Mittagstiſch gedeckt; der Aufwärter lief umher in aufgekrempelten Hemdärmeln, luftig gekleidet für afrikaniſche Hitze, ich zog meinen Winterrock an, wenn ich hier zu Tiſche ging. Das Waſſer war herrlich friſch und kalt, es mundete uns beſſer als der immer hitzige, ſpaniſche Wein, allein das kalte Waſſer hier oben iſt geſchmolzener Schnee von der Sierra Nevada, und bei allem Wohlgeſchmack nicht gerade das geſundeſte. Ehe ich darüber nachgedacht hatte, fühlte ich mich krank. Collin kehrte in ſengendem Sonnenſchein zurück, der Kopf ſchmerzte ihn zum Zerſpringen, er war noch kränker als ich, legte ſich ſofort zu Bett und verlangte nach einem Arzt. Aber wo einen ſolchen auffinden? Ich lief nach Granada hinunter, Oberſt Larramendi fand einen Arzt des Regiments Cardoba auf, und dieſer verſprach, baldigſt zu uns zu kommen. Ich war in dem Grade nervös und entkräftet, als ich wieder zur Alhambra hinaufſtieg, daß ich beinahe umgeſunken wäre. Der Arzt fand

uns beide leidend; Collin hatte ein ſtarkes Fieber. Es folgte eine peinliche lange Nacht.

Auf einer Reiſe darf man nicht erkranken, und thut man es dennoch, iſt es eine Sache von ernſter Bedeutung; aber in ernſter Stunde lernen Freunde ſich ſchätzen, man vergißt ſein eigenes Ich und es leuchten Pfingſtflammen über all das Gute und Vortreffliche, das uns bei unſeren Lieben ſchon alltäglich geworden iſt. Man fühlt, daß die Sympathie Wurzel zu einem Baume geſchlagen hat, von dem man gar gern glauben möchte, daß er bis in die Ewigkeit hineinwachſen wird.

Am folgenden Tag befanden wir uns ſchon beſſer, und am nächſtfolgenden konnten wir unſere kleinen Ausflüge wieder beginnen; die meinigen gingen, ſpäter ſogar täglich, nach dem naheliegenden Generalife, der Sommerreſidenz der Maurenkönige, dem ſchattigen von Gewäſſern durchrieſelten Garten der Sultanas.

Nur wenige Schritte vom Hôtel liegt außerhalb der alten Mauern der Alhambra eine kleine Venta; ein Weinſtock breitet hier ſein Laubdach aus, unter welchem Bauern und Städter oft ihre Weinflaſche leeren, durch einen kleinen Bach mit kryſtallklarem Waſſer iſt ſie von dem vorüberführenden Wege abgegrenzt, über den Bach führt weder eine Brücke noch ein Steg, man ſchreitet über ein paar große hingeworfene Steine. Hinter dem Hauſe zieht ſich ein breiter Fahrweg in einen weiten Wein- und

Gemüſegarten hinein, der mit Orangen und Granatbäumen, mit Pappeln und Erlen prangt. Tief in dieſem Garten liegt eine freundliche, leuchtend weiße Villa; eine Allee von alten Cypreſſen und Weinſtöcken führt zu derſelben, es iſt Generalife, die Sommerreſidenz der Maurenkönige, der Lieblingsaufenthalt der Sultanas. Noch blühen hier die kleinen terraſſenförmig angelegten Gärten mit ſchönen, ſtark duftenden Blumen, durchrieſelt von klaren Bergflüſſen. Der Ort gehört einer reichen italieniſchen Familie, die hierher niemals kommt, aber für deſſen Inſtandhaltung Sorge trägt.

Einige Schläge mit dem eiſernen Hammer, und das Thor öffnet ſich. Wir traten in einen kleinen länglichen Garten, in welchem die blühenden Myrtenhecken beſchnitten ſind und da ſtehen wie die früher beliebten jetzt aber altmodiſchen Buxbaumeinfriedigungen; das Waſſer, klar und durchſichtig, rieſelt, ſtürzt und brauſt dahin durch ein langes marmornes Baſſin. Zur Rechten prangen gemauerte Wände mit Schlingpflanzen in reicher Fülle, Terraſſen, auf welchen die ſchönſten dunkelrothen Roſen wuchern, uralte Cypreſſen erheben ihre dunkelgrünen Säulen. Zur Linken führt ein in mauriſchem Style gebauter Bogengang nach den durch Corridore und Bögen verbundenen Pavillons. Ringsum prangen phantaſtiſche Arabesken von Zierathen und Verſen, in die harte porzellanene Wand eingehauen und eingegraben. Wir befinden uns in einer zweiten Alhambra, kleiner

was Reichthum und Umfang anbelagt, als die große königliche gegenüber, aber mehr von Leben durchathmet. Reihen von Portraits, unter welchen auch Boabdils und Ferdinands und Iſabella's Portraits, blicken von den Wänden zu uns herab. Der Garten ſelbſt blüht wie zu Zeiten der Sultanas, mächtige Cypreſſen, die einſt jenen vornehmen Schönen Schatten verliehen, wachſen hier noch kräftig. Man ſteigt von Terraſſe zu Terraſſe, der Aufgang beſteht abwechſelnd aus marmornen Treppenſtufen und ſchrägen aufwärts führenden Pfaden, die mit kleinen, bunten Steinen belegt ſind. Oben, jenſeit der Gartenmauer, erblickt man nur den nackten ſteinigen Boden; der Berg fährt ſanft aufwärts, ſein Kamm trägt die Ruine eines alten mauriſchen Forts. Einſt dehnten ſich blühende Gärten hier aus, jetzt treibt nur der diſtelbornige Cactus hier Blüthen. Unten in der Tiefe fließt der Darro, von dem jenſeitigen Ufer deſſelben erhebt ſich der Boden ſanft aufwärts mit den Ruinen eines Kloſters und mit ärmlichen Häuſern zwiſchen umfangreichen, weiten Weingärten; hier befanden ſich einſt prächtige aus Marmor erbaute Bäder; der Gärtner ſtößt dann und wann auf köſtliche Fußböden von Moſaik; wild wachſende Lorbeerhecken breiten ihre ruhmgrünenden Zweige über verborgene Denkmäler aus.

Generaliſe zog mich öfter an, als die Alhambra ſelbſt. Hier war ein Roſenduft, wie in Dichtungen aus jener alten Zeit; die klaren Gewäſſer ſtürzten

noch mit demſelben Murmeln und Gebrauſe dahin; die uralten Cypreſſen, ſtumme Zeugen deſſen, was die Sagen und Lieder berichten, ſtanden friſch bezweigt in der Luft, die ich einathmete, ich lebte mich hier dermaßen in die entſchwundenen Zeiten zurück, daß es mich kaum überraſcht haben würde, wenn Geſtalten aus den Tagen der Mauren in raſchelndem Damaſt und in funkelndem Brocat an mir vorübergeſchritten wären.

Die Dichter und Geſchichtſchreiber preiſen die Abencerragen als die ſchönſten und ritterlichſten Männer Granada's, ihr Edelmuth und ihre Menſchenliebe werden hervorgehoben und es wird erzählt, daß alle Frauen des Landes, die des ärmſten Hauſes gleichwie die mächtigſte Sultana der Alhambra die größte Sympathie für dieſes Geſchlecht hegte, was bei den ebenſo mächtigen Zagriern einen Neid erweckte, der bald in tödtliche Feindſchaft überging. Als nun unten in Granada, auf Geheiß des Maurenkönigs ein Turnier, aber mit ſtumpfen Waffen abgehalten werden ſollte, ſtellte ſich das Geſchlecht der Zagri verrätheriſcherweiſe mit ſcharfen Waffen bei demſelben ein und führte dieſe gegen die Abencerragen, weshalb die letzteren dann auch zu ſcharfen Waffen griffen, und erſt dem Könige, der mit ſeinen Hofleuten erſchreckt und überraſcht auf den Kampfplatz hinabſprang, gelang es, die Streitenden durch ſeinen königlichen Machtſpruch zu trennen. Der Haß ſteigerte ſich im Verlaufe der Jahrzehnte.

Da traten einmal, ſo berichten die Geſchichtſchreiber, vier Ritter aus dem Geſchlechte der Zagri vor den König Boabdil hin und erzählten, daß ſie in ſpäter Abendſtunde in den Garten der Generaliſe getreten und dort Zeuge geweſen wären, daß einer der ſtolzen Abencerragen Hand in Hand mit der ſchönſten Sultana geſeſſen, daß ſie ſie küſſen geſehen und gehört hätten. Boabdil ließ in wildem Aufbrauſen ſämmtliche Abencerragen nach der Alhambra hinaufbeſcheiden; ſie traten einzeln in den Saal, der noch ihren Namen trägt; ein jeder ward niedergeſäbelt und ſein Kopf in die große marmorne Wanne geworfen, von welcher aus das Blut bald die Kanäle der Alhambra färbte. Einer der Pagen, der Zeuge der Ermordung ſeines Herrn geweſen war, entkam vom Schloſſe und gelangte auf die Straße hinab, wo ihm eine neu angelangte Schaar der zum Könige beſchiedenen Abencerragen begegnete, die er nun warnte und die hierauf eiligſt zurückkehrte.

Ein ritterlicher Kampf, ein Gottesurtheil ſollte in der Sache entſcheiden, für oder gegen die ſchöne unglückliche Sultana. In ſchwarzem Gewande ſtand ſie auf dem offenen Marktplatze. Die vier angeklagten Zagrier traten dort wohl bewaffnet auf, um im Kampfe durch Gottesurtheil die Wahrheit ihrer Ausſage zu behaupten. Gott entſendete Streiter für ſie, heißt es, die im Kampfe die Ehre der Sultanin behaupteten und retteten, indem ſie die vier Zagrier tödteten.

Ihr ſtummen, hohen Cypreſſen im Garten Generalife's, was könntet ihr Alles erzählen! Was habt ihr Alles geſehen! Boabdils Fall, den Untergang der Mauren. Zu euch reichte das Wehgeſchrei, als Alhama fiel.

„Durch die Stadt Granada ziehet
Traurig hin der Maurenkönig,
Dorther von Elvira's Pforte,
Bis zum Thor der Bivarrambla,
Weh' um mein Alhama!"

„Briefe waren ihm gekommen
Sein Alhama ſei verloren;
Warf die Briefe auf den Boden,
Tödtet, ihn, der ſie ihm brachte.
Weh' um mein Alhama!"

„Stieg hinab von ſeinem Maulthier
Stieg dann auf ſein Roß und ritte
Zur Alhambra, ließ trommeten,
Ließ die Silberzinken tönen.
Weh' um mein Alhama!"

Und die Mauren verſammelten ſich und er verkündigte ihnen ſeinen Verluſt; der Oberprieſter verkündigte ihm ſein Schickſal.

„Recht geſchiehet's Dir, König,
Du verdienteſt ärger Schickſal."

Und er nennt die Abencerragen und die Fremden in Cordoba. Das Lied ſchließt:

„Drum wie jetzo Dein Alhama
Wirſt Du bald Dein Reich verlieren:" —
„Weh' um mein Alhama!"

Ihr hohen Cypreſſen im Garten von Generaliſe ihr hörtet es, ihr ſahet die Fahne der Chriſten zum erſten Male vom höchſten Thurme der Alhambra wehen. Ihr hohen Cypreſſen werdet wachſen in meinem ſtillen Sinn wenn ich wieder im heimathlichen Norden unter den Buchen wandele, oder in der einſamen Stube vor der Kaminflamme ſitze, und Das, was jetzt Augenblick heißt, alte Erinnerung geworden iſt.

Im Garten von Generaliſe empfand ich die erſte Berührung des Winters: einen Windſtoß, einen Kuß, der im Nu die Laubhölzer ihre gelben Blätter abzuwerfen zwang. Ich hatte mich aus meinem Zimmer in „de los ſiete ſuelos" in den Sonnenſchein hinausbegeben, der ſtark genug war, mich augenblicklich zu erwärmen, wenn ich erfroren aus der im Schatten verſteckten Fonda kam. Ich hatte nur einige hundert Schritte durch die Alleen zu wandern, und ich ſtand an dem Felſenrande, der Granada gegenüberlag. Hier brannte die Sonne und durchſengte die ſtaubigen Cacteen, die mit ihren ſchweren Blättern über die Abhänge hinauslagen. Hier lag eine elende Baracke, in welcher eine Zigeunerfamilie hauſte, die braunen Kinder liefen faſt immer nackt umher, das verfilzte, ſchwarze Haar über die Schultern herabhängend; ſie waren zeitlebens vom Sommerſonnenſchein durchglüht, ſie froren nicht. Tief unten lagen die Straßen Granada's, ich ſah die ſonnebeſtrahlte Alameda, die ganze

üppige Campagne, die reiche Vega; das junge Getreide auf dem Felde ſtand ſo friſch und grün als ſei der Frühling da, und habe während der letzten Sommertage plötzlich den Winter überſprungen und beginne nun ſchon dort unten zu walten. Ich ſchaute bis in das Gebirge hinein, hinter welchem Malaga liegt, den Weg, den ich jetzt bald reiſen ſollte; die Sierra Nevada hob ihre grüne Terraſſe hoch über Gebüſch und Obſtgärten empor, noch höher geſtaltete ſich der Berg in wilde Formen, und ganz oben prangte er mit ewigem Schnee und Gletſchern. Mein Auge folgte dem Darro und Xenil, die hier vereinigt ſich durch das fruchtbare Thal ſchlängelten. Plötzlich erhob ſich dort unten ein Rauch, derſelbe breitete ſich immer mehr aus, ähnlich dem Rauche eines Haide- oder Waldbrandes; an drei verſchiedenen Orten, in weiter Ferne zeigte er ſich; es war aber weder Rauch noch Feuer, es war der Staub der Landſtraße, der von einem Sturmwinde gehoben und fortgetrieben wurde. Ringsum, wo ich ſtand, herrſchte noch Stille, der Wind war noch nicht bis hierher gelangt, aber wenige Augenblicke ſpäter, wo ich von hier aus in den Garten von Generaliſe eintrat, jagten plötzlich einige Wolken an der Sonne vorüber, ein Windſtoß brauſte in der Luft, das Laub fiel, es war als ſchüttele eine Rieſenhand die Bäume des Gartens. Es wurde kalt, in einem Nu war ich wie nach Hauſe in den Norden verſetzt, ich ſtaunte und verließ

eiligſt den Garten, als hätte ich dem Herbſt entlaufen können. Aus dem Süden kam der eiſige Wind und auch die Wolken dahergeflogen und dabei ſchien die Sonne.

Der Norden hatte einen Schneeball in die Sandwüſte Afrika's hinüber geworfen, der wurde wieder zurückgeworfen, deshalb der eiſige Wind, der durch keinen Sonnenkuß gemildert war. Anders konnte ich es mir gar nicht erklären.

Wollte ich wieder in den Sommer hinein, wieder recht durchwärmt werden, ſo brauchte ich nur in die Straßen Granada's hinabzuſteigen; dort war die Luft warm, die Sonnenſtrahlen wurden ſengend von den weißen Häuſern und Mauern zurückgeworfen, dieſelbe glühende Luft herrſchte in der Campagne; um nun eine ſolche Erwärmung zu genießen, um wieder das Gefühl zu haben, daß ich in dem ſonneheißen Spanien ſei, begab ich mich in die Stadt hinab, und wanderte aus dem Thore nach Cartuja, dem wegen ſeines Reichthums, ſeiner Pracht und ſeines großen prächtigen Gartens berühmten Karthäuſerkloſter, hinaus. Alle Fremde, ja die Bewohner von Granada ſelbſt ſagen: „Haben Sie Cartuja nicht geſehen, ſo haben Sie nicht die größte Herrlichkeit geſehen, die Granada aufzuweiſen hat; nirgends in der Welt iſt eine ſolche Herrlichkeit zu ſchauen; man darf nicht abreiſen, ohne Cartuja geſehen zu haben.“

Der Weg nach dem Kloſter war ſtaubig und weit, die Sonnenſtrahlen ſengten, ich bekam ein wenig zu viel von der ſpaniſchen Sonne. Im Kloſter war nur ein einziger geiſtlicher Herr, derſelbe führte uns umher; die Mönche des Kloſters waren Alle vertrieben. An Gold und Marmor war hier Ueberfluß; es wollte mich aber bedünken, daß ich in Italien, namentlich in Rom, eben ſo viel geſehen hatte, und daß es dort in geſchmackvollerer Form erſcheine. Von all' der Herrlichkeit in Cartuja iſt mir nur die lebhafte Erinnerung an ein gemaltes Kreuz an einer der weißen Wände der Hallen geblieben; es iſt unmöglich, zu ſehen, daß daſſelbe gemalt iſt, ich mußte den Worten des geiſtlichen Herrn Glauben ſchenken, meinen Augen konnte ich nicht trauen, denn ſie ſagten mir: es iſt ein wirkliches, dort hingehängtes Kreuz. Die Kirchthüre iſt von Elfenbein, Perlmutter und Poliſanderholz, das iſt die Herrlichkeit, die man ſo ſehr rühmt und durch welche Cartuja an Pracht und Erhabenheit mit der Alhambra und Generalife verglichen wird.

Der Weg nach meiner Wohnung führte mich durch das Zigeunerviertel, eine Barackenſtadt in einer Cacteenwüſte; die ſchweren graugrünen Blätter mit ihren ſpitzigen Stacheln bildeten ein undurchdringliches Dornengeſtrüpp, die rothe Frucht glühte hervor unter dem ſtachlichten Rande der Blätter. Wie oft mag hier das Meſſer zum Morde geſchliffen worden ſein, wo das Kind in Sünde geboren und in Miſſethat

aufgewachſen iſt! Aber wie oft mögen auch hier die Sonnenſtrahlen und die Liebe Gottes ſeinen Geſchöpfen geleuchtet, edle Züge ſich offenbart haben, werth beſungen zu werden in Freude und zu ſeiner Verherrlichung. Der Menſch iſt als Gottes Ebenbild geſchaffen und iſt als ſolches auch unter den Parias zu finden. Du reizendes Kind mit den meerblauen ſeelenvollen Augen, das ich ſah, deſſen Stimme ich vernahm, — ſoll ich dir hier begegnen zwiſchen den hingeworfenen elenden Baracken? Du Muſe des Geſanges aus dem Lande der Märchen! — Vor einem der Häuſer ſaß eine alte ſchwarzbraune Gitana im bunten Rock und mit großen ſilbernen Ringen in den Ohren; das graugeſprenkelte Haar fiel über die faſt ſchwarzen Schultern herab; in der Hand hielt ſie ein langes Bambusrohr, es war ihr Fühlhorn — ſie war blind. An unſerm Gange hörte ſie, daß wir nicht ihres Stammes ſeien; ſie ſtreckte die Hand aus, ich legte eine Peſeta hinein; ſie ſtammelte einige Worte hervor, die ich nicht verſtand; einige halbnackte, ſonnegebräunte Kinder liefen mit bloſen Füßen ganz nahe an die ſtachlichten Cacteen und ſchnitten mit einem langen Meſſer die rothen Früchte ab; ſchwarze Augen funkelten aus einigen der Baracken heraus, aber die Muſe des Geſanges kam nicht zum Vorſchein, und ohne ſie ſoll der Dichter nicht ſingen. Deshalb ſteht hier auch kein Gedicht aus der Zigeunerſtadt.

Die Sonne ging unter, als ich mich dem Darro

näherte, an welchem die mit Bäumen und Hecken bewachsene, jähe Felsenhöhe emporsteigt, die die Alhambra trägt. Hier herrschte Ruhe, Stille — Alles war ernst träumend.

Wie eine zerbrochne Aeolsharfe,
Hängend noch jetzt an des Darro Felswand,
Seh' ich dich, Alhambra, geschmückt mit Bildern,
Reich geschnitzt; doch deine größte Schönheit
In der Erinn'rung, liegt in deinen Klängen,
Deiner zersprung'nen Saiten holden Tönen.
Liebestöne, weich in voller Süße,
Schwellend an zum stürmischen Scirocco.
Es zerbrach die Harfe, ihre Reste hängen
Einsam zwischen trauernden Cypressen,
Kostbar, reich verziert — das ist Alhambra!

Zwischen den hohen Mauern der Alhambra und dem Garten von Generalife, nicht weit von der Fonda de los siete suelos, dicht an der kleinen Venta vorüber, führt ein Fahrweg zur Stadt hinab, aber so steil, daß er kaum von Wagen befahren werden kann; ein Bogen der alten Wasserleitung, die von Generalife in die Alhambra hineingeführt ist, bildet gleichsam ein Portal über diesen Weg. Feigenbäume und blühende Reben strecken sich zu beiden Seiten in Fülle über die verfallenen Mauern. Das klare, durchsichtige Wasser aus dem Garten Generalife's rieselt über das Gestein dahin; in das Gemäuer und den Abhang hinein erstrecken sich eine Menge tiefe Höhlen; vor einer derselben sah ich öfters ein altes

Ehepaar ſitzen — vielleicht wohnten dieſe Leute ſogar hier; eines Tages kochte die Frau Eſſen an einem kleinen Feuer, das ſie angezündet hatte, ſpäter ſah ich Beide eine Cigarre rauchen, das heißt, ſie wechſelten ab im Rauchen derſelben Cigarre, erſt der Mann, dann die Frau; es lag etwas echt ehelich Treues hierin; man hätte unter eine Zeichnung dieſes Bildes ſchreiben können: „häusliches Glück und doch nur eine Cigarre", nicht davon zu reden, daß ſie gar kein Haus zu ihrem häuslichen Glück hatten.

Auf jähem Abhang ſchlängelt ſich der Weg dahin zwiſchen einer Mauer der Alhambra und einer Felswand; er iſt wie geknetet von Lehm, Kalk und unendlich kleinen Steinen; einzelne Partien ſind mit Cacteen überwachſen, man ſieht an ſolchen Stellen gleichſam einen Blattfall von gigantiſchen Cacteenpflanzen. Dieſer Weg iſt einer der romantiſchſten Hohlwege, die man ſich denken kann; bei jeder Biegung, mag man vorwärts ſchauen oder zurückblicken, zeigt ſich ein neues Bild; jähe, drohende Felſen, rothe Mauern und hervorſpringende Thürme, einer derſelben iſt bezaubernd ſchön durch ſeinen ſchlanken, ſchwebenden Bau, ſeinen echt mauriſchen Styl, ich vermochte kaum das Auge von ihm abzuwenden, es war mir, als müſſe ſich hier durchaus eine der ſchönen Sultaninnen zeigen, wo man, ungeſtört von allem Neuen der Gegenwart, zurück glitt in jene uns durch die Dichtung verherrlichte, ſo romantiſche Zeit.

Der Weg heißt die Straße der Todten, weil hier bei Abend die Todten von der Alhambra zur Bestattung nach Granáda hinabgeführt werden; ich wanderte sie öfters, eine Brücke ist hier über den Darro geführt; dicht neben derselben an der Straße liegt ein altes maurisches Badehaus, jetzt in eine Wohnung und ein Lager für die Papierfabrik umgewandelt, welcher unser Landsmann Herr Wisby vorsteht. Das Haus trägt übrigens nicht das sonstige maurische Gepräge, hat nicht die leichten Säulen, die pferdehufförmigen Fenster, es ist in schwerfälligem Styl erbaut mit einer Menge Rococo-Verzierungen. Ein von Säulen getragener Bogengang umschließt im Viereck einen Garten, in welchem Rosen, Oleander und Granatbäume wild wachsen; das Wasser plätschert und rieselt darin wie überall in Granada.

Salvator Rosa, wenn er hier gelebt hätte, würde gewiß die Straße der Todten zum Hintergrund irgend einer Räuberscene benutzt haben. Es war nervenerregend, hier nach Sonnenuntergang zu wandern; die hohen Cacteen erhoben ihre schweren Blätter gleich Köpfen, die hervorlugten; die Finsterniß brütete in den tiefen Mauerritzen und Erdhöhlen, und begegneten Einem nun ein paar bewaffnete Bauern oder man sah vermummte Gestalten einen Todten im offenen Sarge dahintragen, so war die geschraubte Phantasie eines Don Quixote gar nicht erforderlich, um sich in die Ritter- und Räuberzeit einzuleben.

Es war hier einladend zum Ueberfall, und wir bekamen denn auch eine kleine Vorstellung eines solchen hier oben, die wir in aller Bequemlichkeit von unserm Balcon aussahen.

Einige junge Burschen hatten ein wenig zu viel in der weinspendenden Venta am Garten von Generalife getrunken; Mädchen waren auch dabei und waren vielleicht die Ursache zum Streite.

Collin und ich saßen in unsern Zimmern als wir aus weiter Ferne ein durchdringendes schneidendes Geheul vernahmen; ich wähnte es seien Thiere, die so schrieen; es wiederholte sich; es kam näher heran, und bald hörten wir, daß es Frauen waren, die dieses Angstgeschrei ausstießen. Drüben beim Nachbar verschloß man Thor und Thür, so auch bei uns. Wir traten auf den Balcon hinaus; in der Allee war es stockfinster, nur von unserer Fonda fiel der Lichtschein über den Weg dahin nach der weißen Mauer gegenüber. Ein Mensch schrie laut: Hilfe! Hilfe! Er mordet mich! und in wilder Flucht stürzte Einer vorüber, verfolgt von zwei Anderen. Wir sahen ihre Messer blitzen. Die Frauenzimmer flüchteten in das finstere Gestrüpp hinein. Tiefe, heisere Männerstimmen fluchten, schimpften, es gab ein Lärmen, ein Prügeln, man hörte jeden Schlag, der ausgetheilt wurde, es war als klopften sie mit großen Knütteln Sophakissen aus. Die Schläge waren dermaßen schwer, daß ein einziger genügt haben würde,

mein Rückgrat zu zermalmen; es war unheimlich, entſetzlich!

Am folgenden Morgen lag der Wahlplatz in gewohnter Schönheit und Ruhe da; die Sonnenſtrahlen ſpielten durch die Zweige der Bäume, der Springbrunnen plätſcherte, das klare Waſſer in den Straßengräben ſtrömte vorüber und trug friſch abgebrochene Roſen. Es klangen Caſtagnetten, ein hübſcher junger Burſche in Sammet gekleidet, mit wohlgekämmtem Haar, tanzte mitten auf dem ſtaubigen Weg mit einem kaum zwölfjährigen Mädchen, ärmlich aber reinlich gekleidet, es trug ein kornblumblaues Kleid und eine roſenrothe Schürze, eine gelbe Georgine wiegte ſich im ſchwarzen Haar; der Tanz war graziös und zuletzt leidenſchaftlich; Beifall und Geld wurde ihnen von den Balcons zugeworfen. — Auch ein Schwarm feſtlich gekleideter Zigeuner, gewiß eine ganze Familie, zogen vorüber, die Frauen in ſchreiende Farben gekleidet, feuerrothe Blumen in dem glänzend ſchwarzen Haar; ſelbſt die ganz kleinen Kinder, die getragen wurden, hatten jedes eine Blume im Haar ſteckend; ſie wollten nach der Alhambra hinauf.

Als ich mich etwas ſpäter dort hinauf begab, um noch einmal ihre Herrlichkeit zu ſchauen, mußte ich mit vielen andern Fremden eine gute Weile warten, bis man uns einließ. Der Löwenhof und der Saal der „beiden Schweſtern" wurden im Auftrag

Ihrer Majeſtät der Königin von einem berühmten engliſchen Photographen aufgenommen; dieſer befand ſich gerade in voller Arbeit, Niemand durfte eingelaſſen werden, das hätte das Bild geſtört. Durch den offenen Bogen fuhren wir hinein; die ganze Zigeunerfamilie, die kürzlich an unſerm Balcon vorüberzog, war hier hinauf beſchieden worden, um Figuren in lebenden Bildern abzugeben. Sie ſtanden und lagen in Gruppen in Hofe umher; einige der kleinſten Kinder waren ganz nackt; zwei junge Mädchen mit Georginen im Haare, ſtanden in tanzender Stellung da, die Caſtagnetten in der Hand; ein alter, fabelhaft häßlicher Zigeuner mit langem grauen Haar lehnte an einer der ſchlanken marmornen Säulen und ſpielte Zamboba, eine Art großen Brummeiſens; eine fette noch ganz hübſche Frau, im aufgeſchürzten bunten Rocke, ſchlug das Tambourin. Das Bild war in einem ſolchen Nu fertig, daß ich viel längere Zeit auf meine kurze Beſchreibung verwendet habe. Vielleicht ſehe ich es einmal wieder, aber es war gewiß das letzte Mal, daß ich die Alhambra ſah.

X.

Von Granada nach Gibraltar.

Am Dienſtag Abend den einundzwanzigſten October verließen wir Granada. Oberſt Larramendi und

Herr Wisby, unſere zwei treuen Freunde in der alten Maurenſtadt, ſtanden uns zur Seite, auch meine kleinen Freunde, Larramendi's Kinder, waren da, um zu rufen: „Adios! Vaja usted con Dios!“

Die Diligence war eine Art von Omnibus mit Sitzen zu beiden Seiten; dieſe füllten ſich beide; den größten Raum nahm eine alte Großmutter nebſt einer Crinoline ein, ſo groß, daß dieſelbe uns Allen im Wagen als Zelt genügt haben würde; ſie bekam ſo viele Küſſe von den Leuten, die ſie zur Diligence gebracht hatten, daß auch dieſe, auf die ganze Reiſegeſellſchaft vertheilt, genügt haben würden. Drei junge, lebhafte Spanier befanden ſich unter der Reiſegeſellſchaft, ſie ſtrömten über von Volksliedern: ein ganzer goldführender Darro für einen Sammler von Volksmelodien. Schon in der unendlich langen Vorſtadt begann der Geſang, alle mögliche Arten Lieder wurden geſungen, die Mehrzahl in Bauernmanier, in Spanien wie in Italien in ſchnarrendem Ton. Im Verlauf der erſten drei Stunden war das ganz intereſſant, ſpäter wurde es läſtig, man gelangt zu keiner Ruhe. Auch dieſes und jenes ſaftige Lied wurde geſungen, das begriff ich aus den Wörtern, die ich verſtand und aus dem luſtigen Gelächter, in welches die jungen Leute bei jedem Vers einſtimmten. Auf die alte Großmutter nahmen ſie keine Rückſicht, ſie ſchlief auch, oder that als ſchliefe ſie. Unter ſolchem luſtigen Singen fuhren wir über die Campagne dahin, wo hie und da ein

Licht von den vielen Gehöften glänzte oder ein großes Feuer auf freiem Felde leuchtete.

Um Mitternacht erreichten wir Loja; hier trennten wir uns von unseren singenden Genossen und bekamen neue Reisegesellschaft, eine ganze Familie. Der Mann war hoch, dunkel und ernst, voll spanischer Grandezza, er sah sehr gelehrt aus und wurde Catedratico, d. h. Professor genannt, seine Frau war ein allerliebstes Kind, sie schien höchstens sechzehn Jahre alt zu sein, hatte große milde Augen und drei Kinder, die alle im Wagen waren und Alles thaten, was eben Kinder in einem Wagen thun können; sie wollten nur bei Licht schlafen und deshalb saß die junge Mama mit einer großen brennenden Wachskerze in der Hand da, und als sie schlafen wollte, mußte der Papa das Licht halten, und als auch er schlafen wollte, mußte das Dienstmädchen es halten, und als auch das Mädchen schlief und nahe daran war, Licht und Kind zu verlieren, blies ihr Nachbar ersteres aus und wir saßen in schlafeinladender Finsterniß; doch plötzlich stimmte das kleinste Kind ein lautes Schreien nach Licht an, darauf ein zweites, ein drittes; es gab ein allgemeines Erwachen und das Leuchtfeuer wurde wieder angezündet.

Der Wagen schaukelte nicht wenig, es wurde viel Tabak geschmaucht, die junge Frau war seekrank; das waren die Begebenheiten der Nacht. Draußen war die Luft kalt und feucht; ein nasser Nebel lag

über den Bergen, derſelbe vertheilte ſich erſt, als wir bei Tagesanbruch über die Bergeshöhen gelangten, und der Weg nach Malaga hinabführte. Ringsum war es einſam und öde, wir fuhren hart an tiefen Abgründen vorüber; unten in den engen Thälern brütete noch die Finſterniß, während wir oben auf den Höhen jeden Gegenſtand um uns her deutlich ſahen. Die Schellen der Maulthiere hatten in dieſem unermeßlichen Schweigen einen außergewöhnlich hellen Klang. Es begegneten uns reitende Polizeiſoldaten, immer zu Zweien; an einer Stelle neben dem Wege hatten ſie ein großes Feuer angezündet, ſie waren von den Pferden geſtiegen und wärmten ſich.

Jetzt brach die Sonne hervor, das Meer breitete ſich blank und blau vor uns aus, die weißen flachdächerigen Häuſer Malaga's, ſein mächtiger Dom und die hochliegende mauriſche Citadelle traten hervor gegen Luft und Meer. Nun erblickten wir das ausgetrocknete Flußbette des Guadalmedina; wir rollten in daſſelbe hinab zwiſchen beſtäubten großen Cacteen, der Stadt entgegen. Es war ein heimiſches Gefühl hier wieder anzukommen, Alles ſah uns ſo bekannt an, und im Hôtel empfing man uns wie alte Freunde.

Ich ſaß wieder auf dem Balcon und ſchaute in die Alameda hinab; es ſah aus als wogte daſſelbe Menſchengewimmel dort unten und als lägen dieſelben Schiffe im Hafen wie damals, wo wir hier

waren, aber dies war doch nicht der Fall; alle däniſchen Schiffe waren abgeſegelt.

Ich beeilte mich Conſul Scholz und meine andern Freunde zu beſuchen. Der Empfang war überall herzlich. Ich wanderte wieder unter den Menſchen auf der Alameda, längs der Meeresküſte, wo die Brandung hoch empor ſpritzte, ich fuhr hinaus zu meinem Lieblingsort, dem proteſtantiſchen Kirchhof; meine Gedanken waren dort geweſen, als ich mich in der Fonda de los ſiete ſuelos krank fühlte.

„An dem ſpiegelhell'n, ſchwellenden Meer
Dort grab' mir mein Grab!"

ſo ſang ich einſt im Norden unter den Buchenkronen, hier wiederholte ich es unter den ſäuſelnden Palmen, hier wo die Myrten blühen und die Geranien des Hageſtolzen hoch und voll emporſchießen: „An dem ſpiegelhellen, ſchwellenden Meere!" Es ſah dunkler aus als damals, wo ich es zuletzt erblickte und zeigte, daß der Sturm es wohl in Bewegung zu bringen vermochte; es blies ein kräftiger Wind wie im heimathlichen Norden, Wolken zogen ſich am Himmel zuſammen, ſchwere Regentropfen fielen herab.

Tags darauf las ich in einer Zeitung Malaga's: „Geſtern begann der Winter." Die kalte Jahreszeit hatte ſomit ihren Anfang genommen, kälter wurde ſie aber auch nicht, es würde ſonſt keine Wahrheit in dem Verſe ſein:

Malaga, la hechicera,
La de eterna primavera.
(Bezauberndes Malaga mit dem ewigen Frühling.)

Schon vor einigen Wochen waren eine Menge bruſtkranker Engländer eingetroffen, das iſt hier das Zeichen, daß der Winter beginnt, gerade wie bei uns in der Heimath die Ankunft des Storchs den Frühling verkündet.

Die Theater waren geöffnet; die italieniſche Oper hatte ihren Anfang mit Verdi'ſcher Muſik genommen, mit „Rigoletto," „la Traviata" und „un ballo in maſchera;" man wollte nun den Verſuch machen, eine deutſche Muſik zur Aufführung zu bringen, nämlich Flotow's „Martha".

Soweit ich habe erfahren können, iſt noch nicht eine einzige Oper von Mozart, nicht einmal ſein unſterbliches Meiſterwerk, ſein Don Juan mit ſeinem echt ſpaniſchen Sujet über die Pyrenäen gelangt. Flotow's Martha iſt die erſte Erſcheinung deutſcher Muſik. Die franzöſiſch und italieniſch klingenden Flotowſchen Melodien ſind als leichte Jägertruppen der großen muſikaliſchen Heeresmacht voran gegangen, die von den Königen der Töne, Mozart und Beethoven und den Generalen Carl Marie Weber, Marſchner ꝛc. angeführt werden. Ich wohnte der erſten Vorſtellung von „Martha" bei; die Hauptpartie wurde von einer jungen polniſchen Dame ſchön geſungen, der Tenor war aus Rußland, die anderen

Sänger und Sängerinnen waren aus Italien. Die Decorationen und die Scenerie war erbärmlich, doch die Stimmen und der Vortrag sehr schön, aber keine Hand rührte sich während der ganzen Vorstellung; man erklärte mir weshalb: die eigentlich regierende Primadonna hatte keine Partie in dieser Oper, allein sie war zugegen, sie saß in ihrer Loge über dem Orchester, und sie würde es ihrem Publicum nimmer verziehen haben, wenn Andere als sie hier im Hause den Beifallssturm erhielten. Sie hatte aber trotzdem ein gutes Herz; in den Zwischenacten, erzählte man, begebe sie sich auf die Bühne und stattete den vom Publicum verlassenen Sängerinnen ihren Dank ab.

Das Haus hat vier Etagen, aber viele Menschen waren nicht darin; einige junge Mädchen saßen auf der ersten Bank im ersten Range und sprachen sehr lebhaft mit einigen geputzten, aufmerksamen, jungen Herren; als ich mich nach ihrem Alter erkundigte, erfuhr ich, daß sie sämmtlich noch Kinder waren; die Herren fünfzehn, die Damen elf Jahre alt, aber sie waren vollständig entwickelt; die jungen Damen bewegten ihre Fächer mit der gewöhnlichen Anmuth und Zierlichkeit und warfen die Köpfe gar keck und kleidsam, niedliche kleine Mädchen! Eins von ihnen, erfuhr ich, war schon ein Jahr verheirathet und jetzt Mama.

Der Tag der Abreiſe kam heran. Das Dampfſchiff „Paris“, das ſich unterwegs von Liſſabon durch Sturm verſpätet hatte, traf am frühen Morgen ein und ſollte nun Abends die Rückfahrt antreten; wir kauften uns Plätze am Bord, ich ordnete meine Sachen zur Abreiſe und bekam dabei eine Ueberraſchung, einen Schrecken, eine Trauer darf ich es nennen.

Ich hatte natürlicherweiſe meine Ordensdecorationen in der Heimath zurückgelaſſen, aber eine Nachahmung im Kleinen, Alle an einer goldenen Kette vereinigt, führte ich mit mir; unter denſelben war auch der norwegiſche Orden der „Nordſtern“ und zwar gerade derſelbe, den Oehlenſchläger getragen und mir einmal, als ich, tief betrübt über eine gar zu ſtrenge kritiſche Behandlung eines meiner Dichterwerke war, mit Worten der Anerkennung und der Aufmunterung geſchenkt hatte; die Decoration ſollte mir ein Andenken an ihn ſein, das einzige, welches ich beſaß, und ich betrachtete es als ein Amulet auf der Reiſe. Nur in Malaga hatte ich bei Veranlaſſung eines Feſteſſens dieſen Schmuck getragen, in Granada hatte ich ihn einem meiner Freunde gezeigt und ihn darauf hingelegt. Es waren Wochen ſeitdem verſtrichen, und jetzt plötzlich, als ich die Schachtel öffnete, in welcher er liegen ſollte, war er verſchwunden. Ich durchſuchte jeden Verſchluß, ſchüttelte jedes Kleidungsſtück, aber vergeblich. Ich ſchrieb an Herrn Wibby in Granada

darüber; er ließ nachfragen und in den beiden Hôtels, in welchen wir gewohnt hatten, ſuchen, Conſul Scholz ließ in den Zeitungen Malaga's und Granada's das Verlorene oder Geſtohlene ausrufen; ich bekam es nie wieder. Der „Nordſtern," den Oehlenſchläger getragen und mir geſchenkt hatte war verloren und ſollte nie wiederkehren. Ich war tief betrübt, und noch iſt mir dies ein betrübender Gedanke.

Granada in all ſeiner Pracht und Herrlichkeit iſt der Ort in Spanien, aus welchem mehr denn eine peinliche und bittere Erinnerung mir geblieben iſt. Der Aufenthalt hier war theurer, als er ſein durfte, und verkürzte deshalb um mehrere Wochen die ganze ſpaniſche Reiſe; in Granada erkrankten, wie bereits erzählt, ich und mein Reiſegenoſſe, in Granada kam mir mehr denn ein Brief zu Händen, in dem ein „rauhkalter Odem" aus dem Lande eingeſchloſſen war, an das ich mit Leib und Seele geknüpft bin. Ich hatte ein Gefühl als wenn plötzlich die ganze Alltagsmiſere auf mich eingeſtürzt ſei, hier wo ich mich grade von ihr ſo frei und ungenirt wähnte.

„Folgſt Du dem Herzen, giebſt Du vom Herzen,
Freude hoffend, Du erntеſt nur Schmerzen."

Ja, das iſt ein Lied, das ich ſchon früher geſungen habe, aber es wird ſich wiederholen, wenn ich am Leben bleibe.

Die Sonne beſchien noch das Fort, das alte Gibralfaro, als ich, in Begleitung unſeres Conſuls, in deſſen Boot zum Dampfſchiff hinausruderte. Der Abend kam bald und plötzlich; ich zog es vor, bei Tageslicht an Bord zu gehen; Collin traf ſpäter am Abende ein, immer frühzeitig genug, weil das Schiff erſt um Mitternacht abging; die Lichter in der Stadt blitzten zu uns heraus, der Leuchtthurm war lange zu ſehen, die See war ruhig.

In der Morgendämmerung trat ich auf das Verdeck, vor uns lag die afrikaniſche Küſte mit ihren ſchwarzblauen Bergen, zur Rechten das ſpaniſche Küſtenland mit ſeinem ſüdlichſten Punkt, dem Felſen Gibraltar; dicht an demſelben leuchteten weißgetünchte Häuſer, eine ganze Stadt, die doch nicht ſo nahe lag als es den Anſchein hatte, es war die ſpaniſche Stadt Algeciras an der Weſtſeite der Gibraltarbucht; wir ſahen ſie über die Landenge hinweg, die den Gibraltarfelſen mit dem ſpaniſchen Land verbindet. Gibraltar iſt unleugbar einmal ein Felſen inmitten des Meeres geweſen, dieſes hat jedoch im Verlaufe der Zeit Sand zwiſchen Fels und Feſtland hinein getrieben und ſie vereinigt, wodurch Gibraltar zur Südſpitze Europa's geworden iſt.

Unſer Fahrzeug glitt an dem ſchmalen Sandſtreifen vorbei, unter den mächtigen Felſen hin; das Meer hat tiefe Höhlen in denſelben gebohrt; von ſchreienden Seevögeln war hier die Hülle und

Fälle. Hoch oben ſind Tunnels und ſtarke Befeſtigungen angelegt, Achtzigpfünder ſtrecken ihre todbringenden Schlünde über das Meer hinaus.

Unſer Fahrzeug ſchoß durch die Wellen, zwiſchen den lavirenden Schiffen, die ſich beſtens bemühten, den Wind aufzufangen, an den Feſtungswerken der ſüdlichſten Spitze des Felſens dahin, ſteuerte darauf nordwärts in die Bucht hinein, und eine ganze Stadt mit Häuſern, die terraſſenförmig aufgeſtellt waren, entfaltete ſich vor unſeren Blicken. Es war indeß noch nicht die Feſtungsſtadt Gibraltar, ſondern der außerhalb derſelben liegende Theil, der von den Spaniern Europa, von den Engländern Süd, das heißt Südgibraltar genannt wird, nun folgten Gartenterraſſen mit Villas und endlich hinter Baſtionen und Feſtungsmauern, die eigentliche Stadt, ſich an den mit Cacteen überwachſenen Felſen hinan lehnend.

Ein Boot kam ans Dampfſchiff heran; alle Papiere wurden mit eiſernen Zangen abgenommen, beſehen und alsdann mit den Händen wieder zurückgegeben; wir erhielten darauf die Erlaubniß, ans Land zu ſteigen, und am Landungsorte ſelbſt die fernere Erlaubniß, uns hier einige Tage aufhalten zu dürfen. Wir waren ſomit auf engliſchem Grund und Boden.

Ein buntes Gewimmel, eine ganze Muſterkarte von Nationalitäten, ſtrömte zum niedrigen Feſtungsthor ein und aus; vor demſelben ſtanden rothröckige

engliſche Soldaten mit blauen Augen und blonden Haaren. Vor dem Thore war Fleiſch- und Gemüſemarkt, innerhalb ein großer Paradeplatz, über welchen man in die lange Hauptſtraße der Stadt gelangte; hier wimmelte es von Beduinen in Burnuſſen, marokkaniſchen Juden in Kaftans, Pantoffeln und Turbans, Matroſen aller Völker, Fremde aller Nationen; Einzelne trugen einen langen grünen Schleier um den Hut, als Abwehr gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen.

Im Hôtel King arms hatte der däniſche Conſul Zimmer für uns beſorgt, der Lohndiener, der uns am Hafen empfing, wußte dies, und bald waren wir in gutem, engliſchem Comfort einquartiert. Auf den Treppen und in den Zimmern erblickte man Leute von allen Nationen und allen Sprachen. Bei Tiſche wurde ſchnell Bekanntſchaft gemacht, hier waren einige lebhafte, liebenswürdige, engliſche Seeoffiziere, zwei junge Franzoſen, ein Deutſcher und ein Ruſſe, ferner zwei junge Spanier, die ſoeben von einer Krokodilljagd auf dem Nil zurückgekehrt waren.

Während wir noch bei Tiſche ſaßen, trat Conſul Mathiaſen ein und führte uns nun nach ſeinem gaſtlichen Hauſe, in welchem Vieles: Gemälde, Bücher und Zeitungen mir Grüße aus der Heimath ſpendeten. Ein Brief von dem engliſchen Miniſterreſidenten in Tanger, Sir John Drummond Hay, lag ſchon einen ganzen Monat hier, meiner harrend;

der Miniſter hatte die Freundlichkeit, mir und meinem Reiſegenoſſen eine Wohnung in ſeinem Hauſe anzubieten für dem Fall, daß wir die afrikaniſche Küſte beſuchen ſollten.

Das Dampfſchiff zwiſchen Gibraltar und Tanger ging nur ein Mal wöchentlich, es waren uns alſo noch einige Tage bis dahin vergönnt, und wir konnten ſomit unſere Ankunft melden; einem Fiſcher, der oft Briefe zwiſchen Gibraltar und Tanger beſorgte, übergab ich mein Schreiben; nun galt es die Tage zu benutzen, die wir auf dem Felſen Gibraltar's blieben.

Conſul Mathiaſen holte uns zu einem ſchönen Ausflug ab. Wir fuhren durch die drückenden mächtigen Feſtungswerke, auf ſchmalen, ſich dahinſchlängelnden Wegen, auf die flache Landenge, die den Felſen Gibraltar mit dem ſpaniſchen Hochlande verbindet. Alles war ausgebrannt und dürr; hier und da ſtand eine Agave mit ihrem ſtumpfen, dicken Stengel, der Staub lag auf den ſchweren, ſäbellangen Blättern. Der Meerbuſen von Algeciras ſtreckte ſich nach Links, das offene Meer nach Rechts. Auf dem Sandwege, auf welchem wir fuhren, war ein Feldlager aufgeſchlagen; die Hälfte der engliſchen Beſatzung hier liegt abwechſelnd in der Stadt und vor der Stadt in Zelten, damit ſie ſich an das Feldleben gewöhnen.

Wir gelangten bald über ein kleines Stück öde, neutrales Land, und bis an das erſte kleine, ſpani-

ſche Städtchen, es war umzäunt von einer Art Planke; ſpaniſche Soldaten ſtanden vor dem Thore.

Wir kehrten um, und vor uns, aus dem Meere und der Sandebene emporſteigend, hob ſich ſenkrecht die mächtige Felswand; man ſah deutlich die Schießſcharten in den Terraſſen, die weithin in das Geſtein geſprengt ſind. Auf dem Sandiſthmus fanden Schießübungen ſtatt, und zwar wurde ſcharf geſchoſſen; wir mußten deshalb auf demſelben Weg zurück, den wir bei der Ausfahrt gekommen waren. Durch die Feſtungswerke und über die Mauern dahin, gelangten wir ſüdwärts wieder aus der Stadt nach der Alameda; hier trafen wir eine wahrhafte Gartenanlage an; bald lag Süd-Gibraltar vor uns unter der Feſtung; wir fuhren an freundlichen Landhäuſern mit weißen Wänden und grünen Jalouſien vorüber; in den Gärten prangten Bäume mit großen, rothen Schirmblüthen, hier war ein Reichthum von Grün und Schlingpflanzen. In einer Villa, die der Schwiegermutter unſeres Conſuls gehörte, einer iriſchen Dame, genoſſen wir einige Erfriſchungen und die wunderſchönſte Ausſicht über die Algeciras-Bucht, nach der Stadt, nach den Bergen, nach Tariſa und der afrikaniſchen Küſte hin. Noch großartiger entfaltete ſich aber die ganze Gegend, als wir von dem ſüdlichſten Punkte des Felſens, wo der Fahrweg nach Nordoſt ablenkt und bald ganz aufhört, zu Fuße ſo hoch es irgend möglich war, den ausgebrannten Felſen erſtiegen,

der von der Sonne und Meeresnebel verwittert iſt. An Soldaten und Kanonen vorüber erreichten wir dieſe großartige Einöde; Gurken wachſen wild über Felsblöcke hin; tief unter uns ſahen wir das dunkelblaue, faſt ſchwarze Meer, das ſeine ſchaumweißen Wogen dahinwälzte; ein Fiſcher in ſeinem Boote lag dort unten, Seevögel flogen über ihn dahin in die tiefen Felſenhöhlen hinein. Viele Schiffe hatten hier Schutz geſucht und harrten nun des günſtigen Windes, um die Meerenge zu paſſiren und in das atlantiſche Meer zu ſegeln. Unſern Augen eröffnete ſich hier eine weite Fernſicht von den dunkeln Bergen im Norden, über die Malaga-Bucht, über die ganze Küſte und über das mittelländiſche Meer hin; im Süden erhob ſich das afrikaniſche Hochland; nur ſechs Meilen weit iſt die Entfernung nach Ceuta, der ſpaniſchen Stadt auf der afrikaniſchen Küſte; ſie zeigte ſich ſehr deutlich bei der durchſichtigen klaren Luft, ſelbſt die einzelnen Gebäude traten hervor; die Contouren der Berge ſpringen gleichfalls beſtimmt hervor, eine Höhe hinter der anderen.

Auch in Begleitung des Conſuls Mathiaſen, der die Erlaubniß des Gouverneurs erhielt, ſahen wir eines ſpäten Tages die uneinnehmbaren Feſtungswerke, die ſämmtlich in die Felſenwände geſprengt ſind. Ueber einen kleinen bebauten Platz, wo ein Theil der Beſatzung mit ihren Familien wohnt, wurden wir, escortirt von zwei Soldaten, in gefäng-

nißartige Wölbungen hineingeführt; man verſchloß und verriegelte ſie hinter uns; bald tappten wir im Finſtern umher, bald wanderten wir in offenen Gängen, die klare Luft über uns; der Fels ſelbſt war eine Wand mit Schießſcharten. Es war eine ermüdende Wanderung bis zum Flaggenhauſe, am oberſten Rande des Felſens, hinauf. Der Weg von dort abwärts führte an einer großen Felſenhöhle vorüber, deren ſeltſame Tropfſteinformationen in unermeßlicher Tiefe von großem Intereſſe ſind; es geht die Sage, daß dieſe Höhle ſich unter der ganzen Meerenge hin erſtreckt und einen Ausgang auf der afrikaniſchen Küſte hat; die Affen, glaubt man, haben durch dieſen unterirdiſchen Tunnel den Weg hier hinüber gefunden. Es finden ſich viele Skelette dieſer Thiere in der Höhle vor; die Affen begraben ſelbſt ihre Todten. Als Collin die Höhle beſuchte, führte gerade der Gouverneur ſelbſt einige Freunde umher, die Höhle wurde durch blaue Flammen erhellt, wodurch die ſeltſamen Formen der Tropfſteingeſtalten wunderlich geſpenſterhaft hervortraten. Im Nordweſten ſieht man noch ein Fort aus der Zeit der Mauren, daſſelbe iſt ſo zu ſagen mit den neuen Mauerwerken und Befeſtigungen verwachſen, die von oben bis nach unten reichen. Auf Gibraltar iſt man hinter Schloß und Riegel, und namentlich wird man dies inne beim Sonnenuntergang: der Signalſchuß knallt, die Feſtungsthore werden geſchloſſen, alle und jede Verbindung mit der Außenwelt iſt dann

abgebrochen, bis beim Sonnenaufgang abermals ein Kanonenſchuß knallt, als Zeichen, daß die Thore wieder geöffnet werden können. Wenn man nicht daran denkt, ſo empfindet man nicht die Feſſel. Die lange, durch Gas erleuchtete Straße wimmelt von Menſchen aller Nationen: Türken, Arabern, Engländern und Franzoſen; die Militairmuſik ſpielt, das Theater wird geöffnet; damals wurde eine Oper gegeben, eine ganz neue, „Moreto"; die Muſik von einem Spanier, machte viel Glück.

Einen halben Tag hatten wir graues, regnigtes Wetter, es war wie an einem nordiſchen Herbſttag, aber ſolches Wetter iſt hier nicht häufig. Die ganze Winterzeit Gibraltar's hüllt ſich in einige wenige ſolcher graunaſſen Tage; um Weihnachten iſt ſchon wieder Frühling hier, ſagte man uns, mit friſchem Grün und zeitigen Blumen.

Tags darauf war es ſchönes, warmes Sonnenſcheinwetter, gerade am erſten November. Collin kletterte an dem Felſen umher und las Schnecken und andere Kriechthiere für ſeine Sammlung zuſammen; ich war auf der Wanderung mit einem jungen, lebensfrohen Franzoſen; wir begaben uns auf die Alameda, und gelangten bis zum Friedhof, der dicht vor dem ſüdlichen Thore an der Stadtmauer liegt. Feigenbäume beſchatten die Gräber, dunkle Cypreſſen und blühendes Gebüſch bringen Abwechslung; hier wachſen hohe Hecken mit glockenförmigen Blumen, die beinahe wie weiße Calla's ausſehen, ſie wachſen hier faſt in

allen Gärten und werden von den Damen zur Balltoilette verwendet; während der erſten Stunde, nachdem ſie gebrochen ſind, behalten ſie ihre urſprüngliche Farbe, im Verlauf der Nacht werden ſie lila, und in der Morgenſtunde ſind ſie roth. Bald befanden wir uns auf der Alameda, die durch Anpflanzung von Bäumen, Gebüſch und Blumen ſehr einladend iſt; hier ſtreicht der friſche Seewind, von hier ſieht man über die mit Schiffen und Booten angefüllte weite Bucht bis nach Algeciras und den nackten ſteinigen Bergen hin, mit welchen Europa endigt.

Es begegneten uns nicht wenig Spaziergänger, namentlich Damen und Kinder, die Mehrzahl blond und von engliſchem Ausſehen. Mein junger Franzoſe, ein warmes, leicht erregbares Gemüth, fühlte ſich beim Anblick einer Blondine ſogleich getroffen, ungeachtet ſein Herz ſonſt, wie er ſagte, nur für ſchwarzäugige Spanierinnen ſchlage. Aus ſeiner Rede hätte man ſchließen ſollen, daß er eben ſo unwiderſtehlich ſei als die Schönen ſelbſt, von denen er erzählte. Er war jung, flammend und mittheilſam, gleichzeitig aber auch höchſt liebenswürdig, ſo ſehr, daß ſeine alte Tante, die ihn, wie er erzählte, ſtets verhätſchelte, allerdings eine Art Grund dazu hatte, wenn ſie alle ſeine Schwächen für Ritterlichkeit nahm. Er wußte von ſpaniſchen Mädchen zu erzählen; ich glaubte aber nicht die Häfte davon.

Der Südländer beſitzt ſo viel Lebhaftigkeit, etwas ſo Kindliches und Unberechenbares, daß viele

Fremde gewiß die Frauen dieſer Länder ganz falſch beurtheilen. Man darf hier nicht Alles glauben, was irgend ein luſtiges Gemüth erzählt, nicht Alles glauben, was geſchrieben und gedruckt wird.

Die ſpaniſchen Mädel, ſo heißt es,
Schlagen gar muthig drein,
Sie tragen, kriegeriſchen Geiſtes,
Den Dolch im Strumpfband am Bein.
Es heißt, es heißt ſo Vieles,
Und flunkern thut mancher Touriſt,
Doch findlich im Leben des Spieles
Die Tochter Hiſpaniens iſt.

Da giebt's ein lachend Geſchnatter, —
Doch ſchauſt du ſiegend darein,
So hat ſie, mein guter Gevatter,
Den Dolch im Strumpfband am Bein.

XI.

Ein Beſuch in Afrika.

Am zweiten November, in früher Morgenſtunde, ging das Dampfſchiff von Gibraltar nach Tanger. Collin und ich waren ſchon am Bord, als unſer artiger Freund, Herr Conſul Mathiaſen, uns noch einmal begrüßte; er brachte uns einen Gruß von ſeiner Frau und einem jungen Unbekannten, ſeinem jüngſten Sohne, der wenige Stunden zuvor an dieſem Morgen geboren war — ein neuer Einwohner des Gibraltar-Felſens.

Die Mannſchaft am Bord des Dampfſchiffes beſtand faſt nur aus Mauren; unſer Lohndiener empfahl uns einem derſelben, der Unterſteuermann war. Das Schiff war klein und ſchaukelte ſtark auf der bewegten See; wir ſteuerten quer über die Bucht gen Algeciras, ſegelten darauf, längs der ſpaniſchen Küſte, die nackt und felſig iſt, ganz unterhalb Tarifa hin. Schwarze, finſtere Steinmaſſen ragten aus dem Meere empor, die Brandung ſchlug hoch über ſie dahin. Die ganze Südſpitze Europa's iſt ein wildes Felſenland, ausgebrannt und öde; die Stadt Tarifa verbarg ſich hinter nackten, ſchwarzen Felsblöcken, nur ein alter, ſchwarzgrauer Leuchtthurm ragte hier empor, umkreiſt von ſchreienden Vögeln. Afrika, gegen welches wir von Tarifa aus in der Richtung nach Tanger hin ſteuerten, lag lachend und fruchtbar da. Hinter Ceuta hob ſich das Land großartig mit einer dreifachen Reihe von Bergen, eine höher als die andere, und eine ſo ausgezackt wie um den Montſerrat bei Barcelona; je nachdem ſich die Küſte nach Tanger hin erſtreckt, wird ſie niedriger und trägt grüne Hügel, nicht ungleich der nördlichen Küſte der däniſchen Inſel Seeland. Endlich trat Tanger hervor mit weißen Mauern, Häuſern mit flachen Dächern und beherrſcht von einer kalkweißen Feſtung. Hinter der Stadt war gleichſam eine kleine Probe von gelbem Wüſtenſand hingeworfen, und über dieſen hin bewegte ſich ein Zug beladener Kameele. Hier iſt kein Hafen, kein Schutz gegen die

rollende See, selbst den langen, festen Molo haben die Europäer zerstört, bevor sie den Besitz von Tanger aufgaben und es verließen. Das Dampfschiff warf ziemlich weit von der Küste Anker; einige Boote, bemannt mit halbnackten, sonneverbrannten Mauren, kamen mit kräftigen Ruderschlägen zu uns heran; schreiend, winkend drangen sie auf die Schiffstreppe ein. Ich hatte erwartet, irgend Jemand aus dem Hause Drümmond Hay's zu entdecken, der uns empfangen sollte, aber ich sah Niemand.

Unser Steuermann empfahl uns eines der Boote; — sofort wurden wir und unsere Sachen gleichsam in dasselbe hinabgerissen, und in jagender Fahrt wurde nach der Küste gerudert. Die Brandung spritzte über die zerstörte Landungsbrücke hinüber; die Wellen kamen hoch rollend heran und wälzten sich weit auf den Sand hinauf. Ein halbes Schock marokkanischer Juden in Kaftans sprangen ins Wasser und wateten zu uns hinaus. Einer schnappte einen Koffer, ein Anderer eine Reisetasche hinweg, ein Dritter lief mit den Regenschirmen davon, es war gleichsam eine Plünderung; sie hörten weder auf Zureden noch auf Zurufen. Einer ergriff mich bei dem einen Beine, ein Anderer bei dem andern Beine, und ehe ich mich's versah, saß ich auf dem Kopfe eines Dritten, und in dieser Weise, getragen und gestützt, wurden ich, Collin und ein Engländer zwischen aufs Land gezogenen Fischerbooten und ausgestreckt daliegenden, halbschlafenden Mauren aufs Trockene gesetzt; einige

von dieſen Letzteren wendeten ſich um und blieben liegen, Andere erhoben ſich und begleiteten uns im Verein mit einer ganzen Schaar nackter, ſchreiender Knaben bis an das äußerſte offene Stadtthor. Wir ſtanden da, als wären wir nach Damascus oder einer andern von den Städten aus „Tauſend und Einer Nacht“ verſetzt worden. Hier ſaßen in einer offenen Halle, angethan mit Turbanen und langen Bärten, einige Männer, die wie die ſieben Weiſen ausſahen; es waren jedoch nur ſechs, und von ihrer Weisheit weiß ich nichts zu berichten, weil ich nichts von ihrer Rede verſtand. Wir befanden uns im Zollgebäude, unſere Koffer ſollten unterſucht werden. Da ich weder Marrokkaniſch noch Arabiſch verſtehe, ſo ſprach ich nur die magiſchen Worte: „the english ambassador!“ und das war denn auch genügend geſprochen; wir wurden gut behandelt, und man erlaubte uns, weiter zu ziehen, und das thaten wir denn auch in Begleitung von einigen zwanzig halbnackten Barbaren, in dem Lande, aus welchem in alter Zeit die Seeräuber ausgingen, wie von Tunis, Algier und Tripolis, um zu rauben und zu morden. Unſere Begleiter ſchrieen und ſchnatterten, daß Einem die Ohren wehthaten; Einer lief mit dieſem, ein Anderer mit einem andern Stück von unſeren Sachen; Alle wollten ſie, wie die Juden, die uns ans Land getragen, von uns Etwas verdienen. Wir wanderten durch ein zweites Stadtthor, enger noch als das Hafenthor, und nun gingen wir zwiſchen ſonneheißen weißen Mauern, Häuſern

mit niedrigen Thüren und Löchern in den Wänden ohne Fenster. Die Frauen, denen wir begegneten, hüllten ſich enger in ihre ſackähnlichen Umwürfe und ſchlichen wie Schatten vorüber. Einige Maulthiere und ein bepacktes Kameel ſperrten ganz und gar die Straße, die halsbrechend genug zwiſchen den Häuſern an der Moſchee vorüber führt. Das Thor der Moſchee ſtand offen; hineinſehen durfte man, aber dabei nicht ſtehen bleiben; der Ort ſei zu heilig für Chriſtenaugen.

Ein junger Maure führte uns in das Hotel des engliſchen Miniſters, allein die ganze Familie war auf ihr Landgut Ravensrock gezogen, das am atlantiſchen Meere liegt, etwa eine Meile von Tanger entfernt. Wir trafen indeß den Geſandtſchaftsſecretair Mr. Green an; er wußte bereits, daß wir erwartet wurden, verſicherte uns aber, daß kein Brief von mir angekommen ſei. Der Fiſcher, der ihn hatte überbringen ſollen — das erfuhren wir ſpäter —, war von Gibraltar nach Tariſa gegangen, und erſt den Tag nach unſerer Ankunft bei Drummond Hay lieferte er den Brief ab, der uns anmelden ſollte.

Bald wurden Pferde und Maulthiere für uns und unſere Sachen angeſchafft — ans Fahren iſt hier nicht zu denken, Wagen gab es gar nicht, und die Straßen von Tanger gleichen in der That einem ausgetrockneten Flußbett; über Steine, Mauerſtücke und Kehricht geht es dort hinweg. Faſt alle Häuſer zeigen eine Vereinigung von Thür und Fenſter, die

zugleich als Verkaufstisch oder Werkstätte dient. Hier saßen in orientalischer Weise Handelsleute und Handwerker, namentlich marokkanische Juden in langem Schlafrock, festgehalten mit Schärpen um den Leib. Auf den Straßen selbst sahen wir mehrere Araber in weißen Burnussen; die Wasserverkäufer gingen so gut wie im blosen Hemde umher, in ihrem rabenschwarzen verfilzten Haar trugen sie messingene Zierrathen. Sie kommen Hunderte von Meilen weit her, aus dem Innern des Landes, nach Tanger, um sich durch Wasserverkauf einen kleinen Verdienst zu verschaffen; das Wasser tragen sie auf dem Rücken in großen Säcken von Ziegenfellen, von welchen die haarige Seite nach außen gekehrt ist; das Wasser sickerte durch das Fell, hinten waren sie ganz durchnäßt; die Tropfen liefen ihnen an den schwarzbraunen Waden hinab. Halbnackte, sonneverbrannte Knaben drängten sich an uns heran, oder lagen in den Eingängen der Häuser und spielten mit hölzernen Stäben; maurische Frauen bewegten sich theilnahmlos vorüber, ganz eingehüllt in ihre sackleinenen Umwürfe; sie sahen aus wie wandernde Mehlsäcke. Das westliche Stadtthor, nach dem platten Lande hinaus, ist niedrig und schmal; die wirkliche Gasse vor demselben war mit Volk und Vieh angefüllt, es war Markttag. Dicht vor der Festungsmauer mußten wir durch ein ganzes Lager von Beduinen und Arabern hindurch, die hier mit Kameelen im tiefen Sande steckten. Zwei junge Maurenburschen lenkten unsere

Maulthiere, Herr Green begleitete uns. Wir ritten über die maleriſche Haide, auf welcher rieſige Cactuspflanzen wuchſen, hin, kamen an einigen verlaſſenen Villas vorüber, wo Orangebäume ein dichtes Wäldchen bildeten, und ritten weiter zwiſchen Erdabhängen mit Lorbeerhecken und Gebüſch von Zwergpalmen. Unſer Weg, wenn ihm dieſer Name beigelegt werden kann, war bald von derſelben Beſchaffenheit wie die Straßen von Tanger, bald wie ein ſchmaler Haidepfad, der zwiſchen den Einzäunungen um die ländliche Wohnung und dem Familienfriedhof eines Arabers mit ſeinen Gräbern hinführte; bald befanden wir uns in einer Plantage von Bambus, bald wiederum auf der Haide; tief unter uns rollte das Meer, hinter uns ſahen wir, über dunkelgrüne glänzende Wäldchen hin, die Stadt Tanger und das ganze Küſtenland, eingefaßt von dem beweglichen Saume ſchaumweißer Brandung. Mr. Green erzählte, daß ſich hier herauf vor neun Jahren ein Löwe verirrt habe; Drummond Hay mit einigen Eingebornen machten vergeblich Jagd auf denſelben; im Gebüſch, hinter hohen Steinen, habe einer der Mauren ihn zuerſt zu Geſicht bekommen, und ſei leichenblaß ſtehen geblieben, außer Stande, ein Wort hervor zu bringen, ſo groß ſei ſein Entſetzen geweſen. An wilden Thieren ſei hier Ueberfluß, Eber und Stachelſchweine würden wir bald zu ſehen bekommen, und vielleicht ſchon die Nacht das Heulen der Schakals vernehmen, die oft in den Garten von Ravensrock

hineindrängen. Wir erreichten dieſe Villa nach einem etwa einſtündigen Ritte; ſie präſentirte ſich glänzend weiß, groß wie ein Schloß inmitten grüner Umgebungen, hoch überm Meere. In dem vom Haideland eingenommenen und bebauten Garten lagen verſtreut die Wohnungen der verſchiedenen Diener, Waſchhaus, Stallgebäude, alle mit weißen, flachen Dächern; außerhalb des Gartens war ein Wäldchen von blühenden Myrten, großen Büſchen mit erdbeerähnlichen Früchten, Zwergpalmen und wilden Draugen; mehrere derſelben hatten hier bereits ſchon vor der Anlegung dieſes Gartens geſtanden. Die ganze Dienerſchaft, ſelbſt die weibliche, beſtand aus Mauren; Huſſein, der erſte Diener, ein hübſcher Burſche mit ſtattlichem Turban und weiß- und ſchwarzgeſtreiftem Burnus — jede Dame unſerer europäiſchen Städte hätte dieſen Burnus tragen können — eilte mit zwei anderen jungen Mauren, Hamed und Boomgrais, in weißen Pluderhoſen und rothem Fez auf uns zu, halfen uns von den Maulthieren herab und führten dieſe in den Stall. Sir Drummond Hay, ein Mann mit einem klugen, freundlichen Geſicht, empfing uns in der herzlichen Weiſe, die keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß man willkommen iſt. Seine Gemahlin und ſeine beiden Töchter bewillkommneten uns in däniſcher Sprache; die liebe Mutterſprache klang uns entgegen auf der afrikaniſchen Küſte, in der wunderherrlichſten Natur, am großen, rollenden atlantiſchen Meere.

Das Zimmer, welches uns angewiesen wurde, bot uns die schönste Aussicht dar: rechts, über den Garten und die grün bewachsene Küste hinweg, sah man hinter Tanger die hohen blauen Berge bei Ceuta, und vor diesen die offene Wasserstraße nach dem Mittelmeere, wo Segel- und Dampfschiffe kamen und gingen. Gerade aus lag das spanische Küstenland vor dem Gibraltar-Felsen, die ganze wilde Küste mit Tarifa, der Trafalgar-Bucht und den Bergen nach Cadiz hinauf. Das atlantische Meer streckte sich weit gen Westen.

Am schönsten war es hier Abends. Der Leuchtthurm von Tarifa schien ganz nahe zu sein, und dann und wann sah man sogar einen Blitz von dem fernen Trafalgarleuchtthurme; der Vollmond schien über das weite, wogende Meer hinaus; die Luft war unendlich durchsichtig, von grünblauer Färbung, der Mond segelte im Luftraume dahin, die einzelnen Sterne, die zu sehen waren, schienen auf dem festen Himmelsgrund nicht fest zu sitzen; sie rollten wie Weltkugeln durch das Unendliche.

Herrlich und neu war Alles ringsum, während innen im Hause englischer Comfort und die herrlichsten, besten Menschen wohnten, die nur darauf sannen, uns den Aufenthalt glücklich und angenehm zu machen. Gesegnete, unvergeßliche Tage und Abende verbrachte ich hier, ein neues, inhaltreiches Blatt im Märchen meines Lebens.

In Afrika.

Ich bin drüben in Marokko,
Wie im Märchen wallt mein Blut,
Dort im Norden liegt Europa,
Hehr dort loht Trafalgars Gluth.

Brausend tos't des Meeres Brandung,
Tönt mir wie vom dän'schen Strand;
Selbst in Afrika, so ist's mir,
Bin ich nah dem Vaterland!

Freundes Stimme kann ich hören,
All das Schöne dort ich seh.
Mag's dort regnen, Wolken schütteln
Mandelblumen, Weihnachtsschnee,

Mag's dort frieren, Schloßen hageln,
Stürme gehn durch Mark und Bein,
Durch Jahrtausende doch grünt dort
Frisch die Buche in dem Hain.

Dänemark, der Reiche ält'stes
Hoch im Nord; einst groß, jetzt klein,
Jugendmuth durchbringt dein Volk doch,
Das soll deine Größe sein.

In des Meeres Brausen hör' ich
Töne von dem dän'schen Strand,
Hörst du meines Herzens Klopfen
Wieder dort, mein Vaterland?

Heimisch war's mir; meine Muttersprache hörte ich klingen. Frau Drummond Hay, eine dieser stillen, edlen, weiblichen Naturen, ist die Tochter des hier in Tanger verstorbenen dänischen General-Con-

fuls Carſtenſen. Von Familie und Freunden im lieben Dänemark war viel zu reden; däniſche Melodien erklangen vom Klavier. Die jungen, ſchönen Töchter des Hauſes, Louiſa und Alice, ſaßen bei uns, die eine in Kopenhagen geboren, die andere in Tanger; ſie kannten meine Märchen in engliſcher Ueberſetzung; die franzöſiſche Genferausgabe, worin „des Schlammkönigs Tochter" ſteht, ein Märchen, in welchem die Handlung abwechſelnd in Dänemark und in Afrika ſpielt, erhielt einen Platz in ihrem Bücherſchrank; in dieſes Buch ſelbſt ſchrieb ich:

Aus Dänemark kommt Euch der friſche Strauß,
Däniſche Blumen drin duften und blühen;
Darf ich hoffen, im afrikaniſchen Hauſ'
Zwei junge Freundinnen zu beſitzen?

Wir wanderten aus dem Garten in die wild blühende Campagne hinaus, die in vollſter Pracht von Haideblumen ſtand, von den verſchiedenſten Arten, ein Reichthum, der jedes Treibhaus in Europa zieren würde. Die Zwergpalme breitete ihre grünen Wedel in einem ganzen Bouquet aus, wie unſere Farrne. Myrten und Lorbeeren bildeten ein dichtes Gebüſch. Hier hatte an ſonnehellem Tage ein Meteor am Himmel geleuchtet und war zwiſchen die nahen, hohen Felsblöcke hinabgefallen, die hoch über Wald und Gebüſch emporragten; vom Meteor war keine Spur zu ſehen, aber eine Ausſicht genoſſen wir, ſtrahlend und groß, über die ganze Campagne, tief ins Land ſüdoſtwärts hinein; das ſchneebedeckte Atlas-

gebirge hob ſich dort am Horizonte empor wie eine Alpenkette. Ueber uns flogen ganze Schwärme ſchwarzer, ſchreiender Raben dahin. Die große Menge, die hier von dieſen Vögeln ſich aufhält, hatte dem Orte den Namen Ravensrock gegeben.

Die Mauren erzählen eine Geſchichte von den Raben; ich hörte ſie von Drummond Hay, der mich bat, ſie einmal in einem Märchen wiederzugeben.

Die Mauren glauben, daß die Raben, wenn ſie jung aus dem Ei herauskriechen, weiß ſind, und ſie erzählen nun ſehr lebhaft, wie der Rabenpapa erſchrak, als das Junge hervor kroch und weiß war. „Was iſt denn das?“ ſagte der Rabenpapa, ſich ſelbſt anſehend; konnte aber keine einzige weiße Feder an ſeinem ganzen Körper entdecken, und das Junge war doch weiß. Er betrachtete ſeine Rabenmama; auch an ihr war auch keine weiße Feder zu erblicken, und nun richtete er ein paar Worte an die Mama und bat ſich eine Erklärung aus. „Ich begreife das nicht,“ ſagte dieſe, „aber habe nur ein wenig Geduld, ſo wird ſchon das Richtige hervorkommen.“ „Ich fliege davon,“ ſagte er, „davon, ra, ra, ra!“ und er flog davon. Da ſaß die Mama mit dem Jungen allein. Der Alte aber war entrüſtet wie es nur ein Rabenvater ſein kann, aber nachdem er eine Weile umhergeflogen war, begann er nachzudenken: „habe ich denn auch recht geſehen? — Ich muß noch einmal nachſehen!“ Und als er wieder zurückkam und nachſah, war das weiße Junge grau geworden. „Weiß iſt

das Ding doch nicht, aber ſchwarz kann man es auch nicht nennen! Weder ich noch die Mutter ſieht ſo aus!“ Und er flog abermals davon; aber er kehrte nochmals zurück, und ſiehe, das Junge war ſchwarz geworden. „Habe nur noch ein wenig Geduld, ſo wird ſchon das Richtige hervorkommen!“ Das iſt die Moral, und an die hielt ſich fernerhin der Papa. Dies iſt die Geſchichte von den Raben.

Hier in der Nähe, unter Pinien und von Früchten ſich neigenden Orangebäumen, hatte einer der reichſten Juden Tangers ſein Landhaus; dieſes und einige mauriſche Hütten bildeten die ganze Nachbarſchaft; ein ſehr wenig betretener Fußweg ſchlängelte ſich zwiſchen Gebüſch nach dem Meere hinab; auf dieſem war es, wo man vor mehreren Jahren zuerſt den oben erwähnten Löwen erblickt hatte, was mir gerade wieder einfiel, als ich hier plötzlich eines Tages ein großes gelbes Thier gewahr wurde; ich will durchaus nicht verhehlen, daß ich einen Augenblick erſchrak; das Thier war jedoch nur ein Hund, aber dieſe ſind hier durchaus nicht ganz friedfertig. Eine ſolche große herrenloſe Beſtie hatte kürzlich in Tanger ein kleines lebendiges Judenkind aufgefreſſen. Ich ſtieß übrigens weder auf Ichneumons, noch auf Eber, ungeachtet eines der letztgenannten Thiere kürzlich im Garten geſehen wurde, wo es eingebrochen war. Ein Stachelſchwein lief quer über den Fuß-

weg, auf dem ich ging; ich fand auf dem Rückwege eine seiner großen Stacheln, und dieselbe dient mir jetzt als Federhalter.

Es lag etwas wunderbar Verlockendes darin, sich immer weiter und weiter von dem bewohnten Orte zu entfernen, etwas Reizendes in der Ungewißheit über das Ziel, wohin Einem diese Wanderung führen, und über das, was Einem begegnen würde. Die ganze Umgebung war so neu, so fremd, und immerfort umbrauf'te Einen das Rollen des Meeres, die ganze Seeküste war wie besäet mit von den Wellen flachgeleckten Steinen, mit bunten Muschelschalen und Conchylien. Welche Einsamkeit hier unten! und doch welches Leben, das Leben und Sichregen des Weltmeeres! Selbst kam man sich hier in dieser Natur wie ein kleines, gedankenfliegendes Insekt vor

Hörst du des Meeres brausende Töne?
Töne in der Natur Accord!
Jede Muschel in ihm erklinget,
Nimmer schwinden die Töne fort;
Schneckenhaus du, von des Meeres Tiefen,
Wo im Korallwald die Schiffswracke stehn,
Dort wo sorglos ruhen so Viele,
Wogenschaum war ihr Leichentuch schön.
Schnecke der Tiefe, du herrschest nicht länger,
Leichenhaus bist du, Gespenster sind drin;
Ja, dir saust's und singt, was die Meere
Decken, während die Zeit rollt hin.
Dich will ans horchende Ohr ich halten,
Braus' und erzähl' von des Meeres Walten!

Am Meere, in der Campagne und auf dem hochschwebenden Balcon der Villa, überall knospte der Gedanke zur Dichtung. Was könnte hier nicht die Cigarre erzählen? Die Luft war warm, war leicht; ein Gewimmel von Fischerkähnen lag wie eine zahllose Schwanenschaar in der Trafalgarbucht und harrten des Windes; kein anderes Gewölk war zu sehen als das, welches die Cigarre emporschweben und dahinziehen ließ. Die Cigarre konnte erzählen, auch ich kann erzählen:

— „Auf Cuba standen die schwarzen Mädchen und schnitten Tabakspflanzen; ihre Augen funkelten wie Sterne, aber am hellsten funkelten die der jüngsten der Jungfrauen. Sie war eine Königstochter aus dem heißen Afrika, jetzt Sclavin auf der großen Insel des Westlandes.

Auf das Blatt, das sie von der Tabakspflanze schnitt, fiel eine Thräne; in einer Thräne lebt eine Seele, eine Seele kann nimmer sterben, und dieser wohnten Erinnerungen aus der Kindheit, Sehnsucht und Trauer inne. Das Blatt rollte — die braune Mumie hieß eine gute Cigarre.

Und gerade die Cigarre hatte ich hier auf der Küste Afrika's angezündet; sie dampfte, der Rauch wirbelte empor, ein kleines Wolkenland, eine Traumwelt. Was wohnte dieser Welt inne? Eine Seele, eine Thräne der Tochter Afrika's.

Die Thräne löste sich ab, erhob sich in ihrem Vaterland, schwang sich über das Atlasgebirge nach

dem unbekannten Innern des Landes. Die Seele der Thräne war frei im Heimathlande des Gedankens!

Auch das Leben in der Stadt Tanger lernten wir kennen; Drummond Hay und seine Familie zogen wieder in die Stadt. In einer großen Karawane zogen die Maulthiere dahin, beladen mit Sachen und Küchengeräthschaften. Spät am Nachmittage verließen wir mit unserm liebenswürdigen Wirth das romantische Ravensrock. Es war der erste Sommer, den die Familie hier verlebt hatte, in früheren Jahren hatte sie den Sommer auf einer alten maurischen Villa nahe bei Tanger verbracht; wir zogen an derselben vorüber. Der Garten war wegen seines Reichthums von Orangen und Rosen, die jetzt fast ganz sich selbst überlassen waren, sehenswerth; die freundlich pflegenden Hände waren fort. Wir ritten denselben Weg, den wir bei unsrer Ankunft gekommen waren, zwischen hohem Bambus an dem maurischen Gehöfte mit seinem stillen Friedhof und wiederum zwischen Lorbeerhecken und Zwergpalmen dahin. Der Boden wurde immer unebener, die übrige Gesellschaft ritt schnell und gelangte bald ganz aus meinem Gesichtskreis, ich selbst vermochte nicht zu unterscheiden, was hier Weg oder Steg sein sollte; ich mußte es dem Maulthier überlassen, aber etwas schneller vorwärts mußte es gehen, ich gab ihm einen kleinen Hieb mit einem

Lorbeerzweig, und es ſprang dahin. Ich bin kein Reiter, ich blieb jedoch ſitzen, aber das Thier fühlte wohl, daß ich nicht der Schöpfung Herr ſei, und an dieſem guten Gedanken ergötzte es ſich ſichtlich. Die Sonne ging unter, der Abend trat plötzlich ein, die Dämmerung lag über dem tiefen Thal, einige Feuer flammten auf an der Gebirgsſeite, der Mond leuchtete über die weite Einöde.

Dicht vor Tanger, gegen die mit Cactus bewachſenen Abhänge, lag im Sande eine ganze Karawane von Kameelen, einzelne von ihnen hoben den Kopf hoch empor und bewegten den langen Hals, die anderen ſchienen zu ſchlafen. Ein Feuer flammte mit ſtarkem Rauch unten im Stadtgraben. Wir ritten durch das niedrige, enge Thor, ein paar Araber barfüßig und in hemdähnlichen Burnuſſen, liefen mit flammenden Lichtern durch die enge halsbrecheriſche Gaſſe. Ueber Stein und Sand gelangten wir in die enge Gaſſe, wo die fremden Conſuln wohnen; hier iſt der franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Staat vertreten. Sir Drummond Hay bekleidet wohl hier den höchſten Rang, da er engliſcher Miniſterreſident im Kaiſerreich Marokko iſt. Nach Sonnenuntergang waren alle Flaggen geſtrichen, am Tage flatterten von ſeinem Hotel zwei herab, die engliſche und die däniſche, weil Drummond Hay, wie ſein Vater, zugleich däniſcher General-Conſul iſt.

Wir befanden uns in einem alten Gebäude mit

flachem Dache und hervorſpringendem Balcon nach den Garten hinaus; Alles war von dicken Mauern umſchloſſen, das Thor ward ſorgfältig verſchloſſen und verriegelt. Hier war es gemüthlich und wohl eingerichtet. Die Treppe und der Corridor war mit prächtigen Löwen-, Panther- und Tigerfellen belegt und prunkte mit mauriſchen Vaſen, Spießen, Säbeln und Gewehren, hier hingen koſtbare Sättel und Schabracken, zum größten Theil Geſchenke, die Drummond Hay bei ſeinem Beſuche beim Kaiſer von Marokko empfangen hatte*).

Die Wohnſtube, die neben einer nicht unbedeutenden Bibliothek liegt, bot unter den vielen Gemälden und Kupferſtichen, die hier ihren Platz hatten, mehr als einen bekannten Ort, als ein bekanntes Portrait der Heimath. Zwei koſtbare, ſilberne Candelaber, ein Geſchenk des ſchwediſchen Königs Oskar, ſtanden in dem einen, eine koſtbare Vaſe von Porzellan, ein Geſchenk des däniſchen Königs Chriſtian des Achten, ſtand in einem andern Winkel des Zimmers, und als nun die Fenſter verhangen wurden, erkannte ich in jedem Rouleau ein kopenhagener Fabrikat mit gemalten Proſpecten von den Schlöſſern Frederiksborg und Roſenborg, ich dachte, ich ſei in einem däniſchen Zimmer im Dänenlande, und doch war ich in einem anderen Welttheil!

*) Western Barbary, its wild tribes and savage animals, by John M. Drummond Hay. London 1844.

Alle engliſche Bequemlichkeit war hier anzutreffen, ſelbſt ein Kamin, und vom Altan ſah man über den kleinen Garten des Hauſes hinaus, deren Oleanderbüſche zwiſchen den farbenwechſelnden Glockenblumen blühten, die ich auf dem Kirchhof Gibraltars geſehen hatte; eine große Palme erhob ſich in der mondhellen, blaugrünen Luft und verlieh der Landſchaft ein beſonders fremdartiges Gepräge, das Meer wogte mit ſchaumweißen Wellen, das Leuchtfeuer bei Tariſa von der Küſte Europa's blitzte zu uns herüber, die wir in einem kleinen glücklichen Kreiſe, in dem reichen, gemüthlichen Zimmer ſaßen. Drummond Hay erzählte uns von Land und Leuten, erzählte von ſeiner Reiſe nach Marokko und ſeinem Aufenthalt in Conſtantinopel.

An der Wand hing ein Portrait von der ſchönſten Sultana Mahmuds des Zweiten, des jetzigen Sultans Großvater. Ein Portrait von einer Sultana zu erlangen, iſt etwas faſt Unglaubliches; dieſes Bild hatte denn auch ſeine eigene romantiſche Geſchichte.

Der Kaiſer hatte einen ſehr kleinen Zwerg von ungewöhnlich häßlichem Aeußeren, aber voll guter Einfälle, die die kaiſerliche Majeſtät amüſirten. Als dies eines Tages ganz beſonders der Fall geweſen war, frug der Kleine: „Was giebſt Du mir jetzt, Herr?“ — „Ich gebe Dir diejenige meiner Frauen, die Du küſſen kannſt;“ ſagte der Sultan. „Ich kann nicht ſo hoch reichen,“ ſagte der Zwerg, „ſie

werden mich auslachen." „Ja, das bleibt Deine Sache," antwortete der Sultan und verlangte nun, daß man ihm seine Tabakspfeife bringe. Die Schönste seiner Frauen brachte ihm dieselbe und überreichte sie ihm knieend, da sprang der Zwerg hinzu, schlang seine Aerme um ihren Hals und küßte sie. „Ich gebe Dir Geld, viel Geld," sagte der Sultan, „aber diese gebe ich Dir nicht!" — „Der Sultan bricht sein Wort nicht!" sagte der Zwerg. „Wohlan denn, sie sei die Deine!" antwortete der Sultan, „aber von Stund an dürft Ihr Euch nie wieder hier innerhalb der Thore des Serails blicken lassen!" — Die schöne Sultana mußte dem Zwerge folgen. Sie glühte vor Zorn. „Du setztest Deinen Willen durch!" sprach sie zu ihm; „von jetzt an will ich aber auch den meinigen haben! Ich will frei leben wie die Christenfrauen es thun, ich will ausfahren, wenn ich will, zurückkehren wenn ich will; ich werde Dich quälen und peinigen!" Dies that sie denn auch über die Maßen, und als ein französischer Maler die Stadt besuchte, ließ sie ihr Bild malen; so entstand das Bild einer Favoritsultana.

Es war Mitternacht vorüber, als ich auf mein Zimmer kam. Ich bedurfte aber weder des Schlafes noch des Ausruhens, ich hätte noch lange, in Gedanken versunken, da sitzen können und in die unendliche Luft hineinschauen. Das tiefste Meer ist seichtes Wasser gegen diese Tiefe. Ich hörte den

türkiſchen Mundin ſein Nachtwächterlied ſingen: „Beten iſt beſſer denn ſchlafen! Allah iſt groß!“ Das Meer brauſte und ſummte ſein ewiges Lied. Ich ſuchte das Lager und ſchloß meine Augen in der muhamedaniſchen Stadt.

Tanger iſt der Römer altes Tingis im weſtlichen Theile ihres Mauritanien; im achten Jahrhundert eroberten es die Mauren, im fünfzehnten Jahrhundert die Portugieſen; dieſe letztern ließen es ein Jahrhundert ſpäter als Hochzeitsgeſchenk für eine ihrer Prinzeſſinnen in den Beſitz Englands übergehen; von dieſem gerieth es nach einigen zwanzig Jahren wieder in die Hände der Mauren. Dies Alles kann man in jedem Converſationslexikon leſen, es iſt aber immer gut, einige Vorkenntniſſe zu beſitzen, und ſo unterrichtet gingen wir folgenden Tages, begleitet von dem betrauten Diener des Hauſes, Huſſein, hinaus. Wir ſollten die Merkwürdigkeiten der Stadt ſehen und außerdem hingeführt werden zu einem der jüdiſchen Handelsleute, der die größte Auswahl von mauriſchen Sachen habe, als Hemdknöpfen, Buſennadeln, Brochen u. ſ. w., Dinge die man zur Erinnerung an Tanger mit in die Heimath nehmen könne. Später fand ich freilich in Paris bei einem der dortigen türkiſchen Handelsleute, ganz dieſelben Sachen, und als ich ihn frug, ob er ſie etwa aus Tanger beziehe, erzählte er mir, daß ſie ſämmtlich in Paris fabrizirt

würden und deshalb dort nur halb ſo theuer, als drüben in Afrika wären. Die Pariſer Fabrikate gingen in großen Sendungen nach Algier, Oran und anderen Städten am mittelländiſchen Meere; in dieſen von Fremden angekauft, ſind ſie ja immer eine Erinnerung an Afrika, und in der Erinnerung leuchtet die Phantaſus-Flamme.

Haſſein führte uns durch das Gedränge von Juden und Mauren. Dieſe witterten in uns, indem er ein Zeichen mit der Hand gab, Perſonen von Bedeutung, Freunde oder Anverwandte des engliſchen Geſandten. Wir beſuchten einige Karavanſeraien — ſchwerfällige, plumpe Häuſer, aber doch ganz im mauriſchen Style erbaut. Hof und Bogengänge waren mit Arabern angefüllt, die Getreide und Hühner feilboten; in dichter Reihe ſtanden abgeladene, ausruhende Eſel; hier war faſt nicht durchzukommen, das kleinſte Plätzchen im Hofraum war beſetzt und eine Menge Weiber, in ihre großen Säcke gehüllt, breiteten ſich zwiſchen Eſeln und Getreideſäcken aus; ſie kehrten ſich nach uns und blinzelten mit einem Auge, das andere war ganz verſteckt in die Sackhülle.

Am Stadtthore ſtand das Gewimmel einen Augenblick geradezu feſt; Kameele, Eſel, Kinder und Erwachſene drängten ſich, Einige wollten hinaus, Andere herein, es war ein Rufen und Schreien. Endlich gelangten wir hinaus. Ein großes Feuer war unten im ausgetrockneten Stadtgraben angezün-

det, der ſchwarze, dicke Rauch leckte die Mauern hinan. Dort wurde geſchlachtet; ſauber ſah es da nicht aus, blutige Fleiſchſtücke hingen im Sonnenſcheine. Vor uns im Sande lagen beladene Kameele, eine andere große Schaar ſahen wir dahinziehen; man erzählte, ſie ginge nach Tetuan; einige der Führer waren bis an die Zähne bewaffnet und trugen ſonderbare lange Gewehre. Der Weg dahin ſei nicht ſicher.

Rings um uns herum wurde gekocht und gebraten; den bratenden Fiſch ſah und roch man; einige junge Frauen ſaßen im Sande und genoſſen dieſes Gericht, weshalb auch die Geſichter aus der Sacköffnung hervorguckten; als wir anlangten, kehrten ſie die Geſichter weg, allein ich hatte doch ihre hübſchen Augen geſehen. Ein Neger mit großen ſilbernen Ringen in den Ohren ſtolzirte hier umher, Waſſerträger mit Amuletts in dem wild aufgepuſterten Haar wanderten daher mit ihren gefüllten Waſſerſäcken, eine Schaar Mauren ſaß lauſchend im Kreiſe um einen Märchenerzähler, der, während er erzählte, immerfort das Tambourin ſchlug; hier waren außerordentlich gute lauſchende Geſichter; das Ganze bot einen höchſt maleriſchen Anblick dar.

Wir wanderten über unwegſame Felder nach dem Judenkirchhof, der, ohne Umzäunung, wie ein offenes Feld mit hingeworfenen flachen Grabſteinen dalag; an jedem Grabſteine war eine hebräiſche Inſchrift zu leſen. Hier verſammeln ſich die Weiber am Sab-

bath, ſchmücken die Gräber mit flammenden Lichtern und laſſen ſich an denſelben nieder im Geſpräch, oder Lieder anſtimmend, die ſie mit Saitenſpiel begleiten. Die Ausſicht hier, über die Bucht hin, iſt außerordentlich ſchön. Während wir hier ſtanden, zog die Karawane, ein langer Zug, munter an der Küſte vorüber, wo die Wogen ſchaumweiß in den Sand hinaufrollten; wir folgten ihr durch einen tiefen Hohlweg, überwuchert zu beiden Seiten mit ſtaubigen Cacteen und Feigenbüſchen. Unten am Meere ſchlugen die Brandungen hoch über den zerſtörten Molo hinauf, wir wurden einige Male tüchtig überſpritzt. Wir mußten weit hinaus und über Erdhaufen und Mauerſteine klettern, darauf wieder ſteigen, mit Gefahr keinen feſten Grund zu finden, bis wir endlich durch Dick und Dünn eine Oeffnung in der Stadtmauer erreichten, die wiederum in eine Gerberei oder Schlächterei — Schweinerei wäre vielleicht das zutreffende Wort — führte, und ſtanden endlich wieder in einer der trocknen, halsbrecheriſchen Straßen, von wo wir durch eine enge Gaſſe oder Schlippe in den bedeutendſten Laden mit geſtickten Kiſſen, Pantoffeln, Knöpfen und Brochen gelangten. Innerhalb der äußeren niedrigen Thür bekam das Haus ein höchſt einladendes Ausſehen; man befand ſich in einem mit Fließen belegten, mit ſchlanken Säulen eingerahmten Hofraume; eine Treppe, gleichfalls mit porzellanenen Fließen belegt, führte in einen offenen Gang mit kleinen Zimmern hinan, ein ganzer Bazar,

überfüllt mit goldgeſtickten Sachen und Arbeiten von Saffian und Metall; hier duftete es von Roſenöl, Moſchus und Myrrhen. Die junge Jüdin, die uns umherführte, war allerliebſt, ihre Mama hatte ein etwas derbes Aeußere, ſie hätte Modell zu einer Judith abgeben können, das heißt zu einer alten Judith, die daſitzt und ihren Enkeln von Holofernes erzählt.

Der Freitag iſt den Mauren heilig, und an dieſem Tage ſind deshalb, während die Gebete in den Moſcheen geleſen werden, die Stadtthore von Tanger geſchloſſen. Collin, der hiervon nichts wußte, war nach unſerer Wanderung durch die Stadt auf Excurſionen gegangen; am Nachmittage kehrte er zurück, ging von einem Stadtthore zum andern, konnte aber nirgends in die Stadt gelangen. Auf dieſer Wanderung gerieth er auf den Judenkirchhof; die Frauen hatten ſchon die Gräber mit Lichtern geſchmückt und ſaßen dort und ſpielten und ſangen. Ein alter Jude zeigte ihm einen Pfad nach der Citadelle hinauf, wo der Paſcha reſidirt, und ſagte ihm, daß er nur auf dieſem Umwege zu dieſer Stunde in die Stadt hineinſchlüpfen könne; nur von der Citadelle aus ſei eine kleine Thür, die in die Stadt führe; durch dieſe gelangte er denn auch zu uns, während noch die Gebete in den Moſcheen verrichtet wurden.

Auch ich wagte mich ohne Begleiter in die Stadt und ins Freie hinaus, Niemand ſah mich ſcheel an, ja einige Juden waren gar zu aufmerkſam gegen mich; ſie ſtießen die kleinen mauriſchen Kinder, die mir gar nicht im Wege ſtanden, bei Seite. Ein Jude, in ärmlicher Kleidung, lächelnd über's ganze Geſicht, wollte mich durchaus in eine Seitengaſſe hinein führen; ich fragte ihn, was dort zu ſehen ſei: „das Haus eines Juden!“ antwortete er, nickte und ſtellte ſich demüthig einladend vor mich hin; meine Neugierde wurde rege und ich folgte ihm in eine der engen Schlippen hinein; wir waren allein, er wollte mich noch weiter in dieſes „Kehrwieder“ hinein haben; ich überlegte mir, ob dem Manne auch zu trauen ſei, ich führte eine nicht ganz kleine Summe in Gold bei mir; doch er ſah in all ſeiner Armuth treu und ehrlich aus, und Alles ringsum verſprach etwas Abenteuerliches. Vor einer niedrigen Thüre in einer Mauer blieb er ſtehen, winkte mir, näher zu treten und ich folgte ihm. Wir betraten einen kleinen gepflaſterten Hofraum, in welchem ein altes ſchmuziges Judenmädchen herumwirthſchaftete. Wenige Stufen einer breiten Treppe führten hinauf in ein kleines offenes Zimmer; hier lag eine junge blaſſe Frau unter einer Decke, an der Bruſt ein kleines Kind.

„Judenfrau! Judenkind!“ ſagte der Mann und hüpfte vor Freude; er nahm das Kind auf den Arm und hielt es mir hin, damit ich ſehen ſollte, daß es

ein richtiges, wirkliches Kind Abrahams sei. Ich mußte dem Kinde eine Gabe reichen. Die Frau, reichte mir das Kissen auf welchem sie lag, und ich setzte mich nieder. Der Mann küßte seine blasse, zarte Frau, küßte das Kind und sah überglücklich aus. Das ganze Hausgeräth schien aus nur einigen Lumpen und einem großen Wasserkrug zu bestehen.

Tags darauf, schloß sich mir ganz andrer Reichthum in einem jüdischen Hause auf. Der reichste Israelit Tangers hatte mich durch Drummond Hay eingeladen, sein Gast zu sein in seinem Hause. Er selbst kam und holte mich ab in demselben Augenblick, wo Drummond Hay, der englische Consul und andere Freunde sich zu einer großen Jagdpartie begaben, von der ich, gleichsehr aus Mangel an Jagdkenntniß und an Lust, mich fern hielt. Ueber hundert Menschen waren hier versammelt um zu jagen und zu treiben. Jonas Collin ritt ein schönes arabisches Pferd, ein Geschenk des Kaisers von Marokko, es hatte einen Stammbaum der seine fünfhundert Ahnen namhaft machte. Im wilden Galopp sprengten sie dahin.

Der israelitische Kaufmann, in fränkischer Tracht, wie ich selbst, führte mich nach seinem Hause; es lag in einer ebenso engen Schlippe, wie die, in welchem ich Tags zuvor den armen Juden besucht hatte; das Haus selbst von außen gesehen, sah nicht viel besser aus, es hatte in der Mauer ein vergittertes, viereckiges Loch und eine niedrige Thüre; als ich aber

die Schwelle überschritten hatte und in dem kleinen Vorhofe stand, sah freilich Alles anders aus. Fußboden und Treppen waren mit porzellanenen Fliesen belegt, die Wände schienen blank polirtes Gestein zu sein, die Zimmer waren hoch und lustig und hatten einen offenen Säulengang nach dem Hofe hinaus, das Licht fiel von oben herein. In einem der Zimmer saß eine junge Frau, angethan mit ihrem kostbaren Brautstaat, wahrscheinlich damit ich sie sehe und bewundere; keine orientalische Prinzessin konnte prächtiger gekleidet sein. Dergleichen hatte ich nur in „Tausend und Einer Nacht" gesehen, wenn ich mit Harun al Raschid auf Abenteuer in Bagdad ausging.

Sie trug ein offenes goldgesticktes Kleid von grünem Sammet über einen weißen seidenen Rock; eine lange rothe, goldeingewirkte seidene Schürze, einen Spenser von Brocat mit vielen Knöpfen, jeder Knopf eine Perle; ein Goldflor hing in weiten Falten über die nackten Aerme herab, die wie die Finger mit kostbaren Ringen besetzt waren. Ihr Haar war, nach jüdischer Sitte abrasirt, künstliche Flechten hingen von dem als Turban geschlungenen blauseidenen Tuch um den Kopf, von der Schneppe an der Stirn strahlte ein großer Juwel. Die Ohrringe waren dermaßen massiv, daß sie kleinen Steigbügeln ähnelten. Es war eine wahre Pracht, und jung und schön war die Trägerin derselben; schwarze Augen, blendend weiße Zähne. Der Mann drehte sie um

und um im Zimmer, damit ich ſie von allen Seiten ſehe. Sie ſprach arabiſch zu ihm und richtete ein paar Worte in ſpaniſcher Sprache an mich. Beide waren fröhlichen Sinnes, und noch fröhlicher war ihr kleines dreijähriges Töchterlein, es ſtand da in Sammet und Gold, reichte mir lachend Hand und Mund, wenn auch letzterer erſt dann recht in Gang kam, als Kuchen und Orangeliqueur hereingebracht wurden.

Ein Bruder der Frau kam noch nebſt zwei älteren Damen der Familie hinzu; dieſe waren nicht in Brauttracht, aber doch eigenthümlich gekleidet. Die Bibel mit engliſchen und hebräiſchem Text wurde hervorgeholt und es war von großer Wirkung, als ich, was jeder Schüler unſerer Gymnaſien kann, den ganzen erſten Vers der Geneſis laut vorlas.

Der liebenswürdige Wirth begleitete mich wieder nach Hauſe, da wir aber unterwegs an einem andern wohlhabenden jüdiſchen Hauſe, den ſeiner Schweſter und ſeines Schwagers vorüber mußten, ſo lud er mich ein, auch dieſes zu ſehen. Der innere Hofraum deſſelben, hatte ein großes Glasdach, welches auf grünen Säulen ruhte und ſich über alle drei Etagen des Hauſes erhob, eine mächtige Halle bildend, die mit koſtbaren Teppichen behangen und belegt war. Kleine, offene Cabinete, eins mit hebräiſchen Büchern und Handſchriften, ein andres mit bibliſchen Zeichnungen, andre wiederum mit häuslichen Bequemlichkeiten, luden recht ein, hier zu verweilen,

ſich niederzulaſſen, zu leſen und zu blättern. Die Frau vom Hauſe eine nicht mehr junge Dame in einfachen dunklen Stoff gekleidet, ein Tuch künſtlich um den Kopf geſchlungen, empfing mich ſehr zuvorkommend, noch andere Damen und einige Kinder waren anweſend. Alle ſprachen arabiſch, der Mann, der ſpäter eintrat, ſprach engliſch. Einer der kleinen Judenknaben amüſirte ſich ganz beſonders während meines Beſuchs, er verbarg ſein Geſicht in dem Faltenwurfe der Damenkleider und hinter den Fenſtervorhängen, platzte aber doch zuletzt in lautes Lachen aus, und kam in Verlegenheit, als ich ihn hervorzog und fragte wie alt er ſei, wie er heiße, und was mir ſonſt noch einfiel; die Mutter überſetzte ihm meine Fragen und gab ihm die Stichworte zu den Antworten die er nicht heraus zu bringen vermochte. Ich bemerkte, daß er ſich in einen Winkel den andern Kindern gegenüberſtellte, ſich auf den Zehen hob und die Aerme hoch emporſtreckte, um ihnen zu zeigen, wie lang ich ſei. Moſes hieß mein kleiner Komiker, er war ein niedlicher Junge. Mag er wachſen und gedeihen und ſo lang werden wie ich, dann werde ich lachen.

Als wir auf die Straße traten, erblickten wir eine Menge Juden, einer derſelben war ganz in rothem Atlas gekleidet. Ein kleiner Negerknabe ſprang an uns vorüber; er trug einen glänzend weißen Anzug, goldgeſtickte Schürze und ſilberne Ringe an ſeinen ſchweren Aermen; man ſah es ihm an, daß

er das Bewußtſein hatte gut gekleidet zu ſein. Ich fragte ihn, ob heute ein Feiertag ſei, und erfuhr nun, daß es zugleich ein jüdiſches und ein mauriſches Feſt ſei.

Spät am Nachmittage kehrten unſere Jagdherren zurück. Collin hatte bis tief in die Nacht zu thun, mit dem Köpfen der erſchoſſenen Thiere, die er ſkelettirte. Auch zwei lebendige Schildkröten hatten ſie mitgebracht; dieſe machten die ganze Reiſe mit uns und nahmen mehrere Monate hindurch weder Speiſe noch Trank zu ſich, kamen aber doch noch lebendig nach Kopenhagen.

Als ich ſchon zu Bette gegangen war, wurde ich plötzlich durch ein ganz entſetzliches Trommeln aufgeſtört; ringsum aus allen Gaſſen tönte der fürchterlichſte Lärm; ich ſtand auf und erfuhr nun, daß es die Negerbevölkerung der Stadt ſei, die ſo trommele, ſie feiern irgend ein Feſt oder eine Hochzeit, ſagt man. Am folgenden Tage erzählte man, der Teufel ſei in eine Frau gefahren, und man habe ihn heraustrommeln wollen. Daß Hexen und Kobolde das Trommeln nicht lieben, iſt auch ein alter Glaube im hohen Norden; hier lernte ich nun, daß es zu den Liebhabereien ſeiner Entſetzlichkeit des Teufels auch nicht gehöre.

Am Vormittage tönte Geſang in der engen Gaſſe vor dem Geſandtſchaftshôtel, der Name Mahomed klang immerfort; ich ſah vom Balcon aus über die

Gartenmauer ſechs Mauren einen Sarg auf ihren Schultern tragen; derſelbe war mit einer rothen Schärpe umbunden, ein Zeichen, daß es eine wirkliche Leiche ſei. Der Sarg der Männer iſt ohne allen Schmuck. Eine große Schaar Menſchen folgte ihm durch die engen Gaſſen nach der Moſchee.

Nach Mittag wollte Sir Trummond Hay Collin und mich auf die Feſtung hinauf führen und uns dem Paſcha vorſtellen, wir würden dadurch einen Begriff von der Lebensweiſe daſelbſt erhalten. Der Paſcha wußte um unſer Kommen. Sein Serail wurde in Veranlaſſung unſeres Beſuches in die inneren Gemächer zurückgezogen. Seine Majeſtät der Kaiſer von Marokko hat nur, wie man mir erzählte, ein paar Hundert Frauen; ſein Vater dagegen, ungeachtet er ſiebzig Jahre alt war, hatte achthundert und bekam außerdem jeden zehnten Tag ein junges friſches Mädchen zugeſendet, in der Regel ein Geſchenk der verſchiedenen Kadis. Wie groß die Anzahl bei dem Paſcha von Tanger iſt, weiß ich nicht.

Wir gingen zwiſchen hohen Mauern und Feſtungswerken nach der Citadelle hinauf. Im vordern Hofe ſtellte ſich die ganze Wache bei unſerm Eintreten auf. Die Uniform beſtand in Burnus, gelben Saffianpantoffeln, in welchen die Füße nackt ſteckten, Turban und gezogenem Säbel. Der wachthabende Offizier drückte uns die Hand und im offenen Thor erblickten wir den Paſcha ſelbſt, einen ſchönen kräftigen Mann, ungefähr einen Funfziger, auch er trug an den bloſen

Füßen gelbe Saffianpantoffeln, war aber übrigens gut gekleidet, er trug einen koſtbaren Burnus und einen Turban von feinſtem Muſſelin. Drummond Hay ſtellte uns und ſeine zwei kleinen Töchter, die er mitgenommen hatte, ihm vor und wir wurden mit vieler Herzlichkeit und europäiſcher Artigkeit empfangen; der Paſcha drückte uns die Hand und führte uns in den inneren mit Fließen belegten Hof, der an die Alhambra erinnerte, nur daß die Säulen welche die pferdehufähnlichen Bogen trugen, hier griechiſche Capitäler hatten.

Zwei hohe vornehme marokkaniſche Offiziere begleiteten den Paſcha; uns gab man Stühle zum Setzen, der Paſcha ſelbſt nahm Platz auf einem Kiſſen auf dem Fußboden, auf welchem koſtbare Teppiche ausgebreitet waren. Er und Drummond Hay ſprachen arabiſch; es ſchien, als wenn dieſe die einzige Sprache ſei, die hier geſprochen würde. Es wurde Thee umhergereicht, jeder bekam zwei große Taſſen, die uns in eine wahre Badſtubenhitze verſetzten. Wir ſollten noch eine dritte bekommen, aber ich bat Drummond Hay, es zu verhindern und zu ſagen, es ſtreite gegen unſere Religion drei Taſſen zu trinken. Wir kamen denn auch davon mit zweien, zu welchen vorzügliches Backwerk gereicht wurde. Darauf machten wir eine Wanderung durch die dunkeln winkeligen Gänge des Schloſſes, an kleinen myſtiſchen Verſchlägen und Badezimmern vorüber. Wir gingen durch ein Orangengärtchen; hoch an

an der Mauer waren kleine vergitterte Fenster, einer der Offiziere stieß Collin an den Arm, und flüsterte ihm zu: „Schöne Augen!“ Von dort oben sahen schöne Augen auf uns herab, dort befand sich der Serail des Pascha's. Arme Täubchen im Taubenschlag! kirrend zärtlich aber gewiß auch boshaft wie die Tauben.

Der Pascha bot uns Pferde für den Rückweg zur Stadt an, wir zogen es vor, zu gehen; er begleitete uns bis an das äußerste Schloßthor, wo er uns die Hand reichte und uns mit vieler Herzlichkeit Lebewohl sagte.

Jeden zehnten Tag geht ein Kriegsdampfschiff von Algier nach Frankreich; es läuft Oran, Gibraltar, Tanger, Cadiz und noch andere Orte an. Den 9. November früh am Morgen hätte das Schiff hier sein sollen, war aber noch nicht in Sicht; wir wollten mit ihm nach Cadiz fahren.

Es war Sonntag. Die Bevölkerung Tanger's besteht aus Mauren und Juden; die vereinzelten Katholiken und Protestanten hier, haben natürlicherweise weder Kirche noch Kapelle, der sonntägliche Gottesdienst muß im Familienzimmer und im eigenen Herzen eines Jeden gefeiert werden. Unten im Gartenzimmer wurde ein Teppich über den Tisch gebreitet, die Bibel und das Gesangbuch auf denselben hingelegt; Drummond Hay las uns laut einige

Pſalmen und darauf das Evangelium des Tages vor. In dieſem ſtillen, prunkloſen Kirchendienſte ward das Gemüth zur Andacht geſtimmt.

In einigen Stunden ſollte ich dieſe Heimath verlaſſen, die ich, ein Fremder, in einem andern Welttheil gefunden hatte; ich ſollte Abſchied von Menſchen nehmen, die während unſers kurzen Zuſammenlebens nur darauf bedacht geweſen waren, mir Freude zu bereiten; es war ungewiß, ob wir uns jemals in dieſer Welt wieder begegnen würden, höchſt wahrſcheinlich dürfte ich nie wieder hierher auf Afrika's Küſte kommen.

Wir ſahen das Dampfſchiff ſich nähern, es war das franzöſiſche Kriegsſchiff Titan; bald warf es in der Bucht die Anker aus. Die Diener hoben unſere Sachen auf, Huſſein und Boomgrais gingen voran; Drummond Hay begleitete uns bis ans Boot. Ich bin kein Mann des Abſchieds, mein Herz war bewegt; noch ein Händedruck, ein warmes Lebewohl klang zu uns hinaus. Vom Boote aus ſahen wir Frau Drummond Hay und die jungen Töchter auf dem Altan des Hauſes ſtehen; ſie wehten mit ihren Taſchentüchern, wir ſchwangen unſere Hüte. Die Matroſen ruderten ſcharf. Die Sonne ging unter, es war plötzlich Abend als wir an der Fallleiter des Schiffes beilegten.

Vom Verdeck des Dampfſchiffs ſendeten wir noch ein Mal den Blick über die See nach den weißen Mauern und flachen Dächern Tangers. Die Lichter

blitzten in der Stadt. Ich war wehmüthig geſtimmt.

Der Aufenthalt auf der marokkaniſchen Küſte war noch das Intereſſanteſte von der ganzen Reiſe.

XII.

Cadix.

Wir befanden uns jetzt am Bord eines großen wohlbemannten Fahrzeugs mit Kanonen zu beiden Seiten; es hätte wohl einen Strauß mit Seeräubern beſtehen können, wenn ſolche vorhanden geweſen wären; dagegen bot es wenige Bequemlichkeiten für die Paſſagiere, nur die Kajüte der Offiziere, die ſich auf dem Verdeck ſelbſt befand, war gut und gemüthlich eingerichtet, es fehlte in dieſer ſelbſt nicht eine kleine hübſche Bücherſammlung, und einen der jungen Offiziere traf ich hier vertieft im Leſen von „Tauſend und Einer Nacht", aber er las ſie in arabiſcher Sprache. Die Uhr war ein wenig nach Sieben, als das Schiff in Bewegung geſetzt wurde; der Mond war noch nicht aufgegangen, es war ziemlich finſter. Ich legte mich frühzeitig in meine Koje und ſchlief ein; wurde aber durch einen Stoß geweckt; das Schiff lag ſtill, die Maſchine ſtand ſtill, ich hörte den Dampf aus der Röhre brauſen. Es war noch nicht halb zwei Uhr. Ueber mir vernahm ich Lärm, hörte Befehle austheilen, es

ſchien Alles auf den Beinen zu ſein, etwas Ungewöhnliches mußte geſchehen ſein. Ich ſprang aus der Koje und ſtürzte auf das Verdeck. Das Schiff lag ziemlich weit auf einer Seite hinüber, ein großer Theil der Mannſchaft beugte ſich überbords hinaus, ich fragte, was geſchehen ſei, es dauerte lange, ehe ich eine Antwort bekam; endlich ſagte man mir, daß wir auf Grund gerathen ſeien. Land war nicht zu erblicken, der Himmel war ſternenhell, die See ziemlich ruhig. Die Matroſen ſtanden mir nicht Rede, ſie hatten Alle vollauf zu thun. Wir befanden uns im atlantiſchen Meere auf der Höhe von Trafalgar. Ich hatte Collin geweckt, auch er trat jetzt auf das Verdeck; wenige Minuten ſpäter bewegte ſich das Schiff ſchon wieder, rückwärts ſchleppte es ſich aus dem weichen Grund heraus, aber zu ſchlafen vermochte ich jetzt nicht mehr. Die Waſſerſchaufeln ſchlugen kräftig in die See, wir fuhren über den Zipfel des Weltmeeres dahin; es hob ſich unter uns in großen langen Wogen. Halb fünf Uhr Morgens warfen wir Anker vor Cadiz; allein wir hatten noch viele Stunden zu warten, bis das nicht grade wachſame Quarantaine-Comité ſich einzufinden geruhte, die Papiere des Capitains zu empfangen und uns ans Land zu gehen erlauben würde.

Die Sonne ging auf; Cadiz lag vor uns, glänzend weiß mit flachgedeckten Häuſern, die ausſahen als wären ſie aus Kreide gemeiſelt; die ganze Bucht war mit Schiffen angefüllt, wir lagen ziemlich weit vom

Lande. Ein Boot nach dem andern kam an unſer Schiff heran und blieben liegen, um Paſſagiere einzunehmen. Der Platz, an welchem wir auf dem Verdeck ſtanden, wurde immer mehr eingeengt, man war ſchon im vollen Reinigen begriffen, die Matroſen ſcheuerten und ſpülten ab; ſelbſt im Maſchinenraum war große Wäſche; wir ſahen es von oben. Die Einheizer und Maſchinenwärter unten hatten ſich nackt ausgezogen, rieben ſich gegenſeitig mit Seife ein und begoſſen ſich mit Waſſer, einen Eimer nach dem andern, zur Reinigung und zum Vergnügen.

Endlich ſahen wir die rothgelbe ſpaniſche Flagge von dem Boote wehen, die das Geſundheits-Comité brachte, und wir erhielten nun die Erlaubniß, ans Land zu gehen. Es nahm mich Wunder, daß wir in Cadiz eben ſo wenig wie in Malaga und Valencia, nach unſern Päſſen gefragt wurden; als wir dagegen von der Landſeite in Spanien eintraten, und ſpäter beim Ausgang nach Bayonne, frug man nach unſern Päſſen und forderte Gebühren. Es ſcheint, als wenn Derjenige, der ſeewärts nach Spanien kommt, das Land ohne Paß bereiſen kann; im Innern war nie die Frage nach Legitimationen.

Die Viſitation auf dem Steueramte war ſehr human, und nachdem wir die gewöhnliche Prellerei von Bootführern und Trägern überſtanden hatten, gelangten wir zur Ruhe in der Fonda de Paris, einem in jeder Hinſicht ganz vortrefflichen Hôtel.

Cadiz überraschte mich durch seine große Reinlichkeit, seine geweißten, netten Häuser, seine vielen Flaggenstangen, aber sonst bot es freilich Fremden nichts Bemerkenswerthes dar; hier war keine Bildergalerie, keine maurischen Denkmäler von Bedeutung, die Straßen trugen nicht das bunte wimmelnde Leben zur Schau, welches wir in Gibraltar gesehen hatten; wir, die wir von der marokkanischen Küste kamen, fanden hier nichts Neues, nichts Eigenthümliches, wie es uns dort überwältigte, Cadiz wollte uns nicht recht ansprechen. Vielleicht wäre es doch der Fall gewesen, wären wir landwärts aus dem Norden hierher gekommen; aber eine Herrlichkeit war doch da: das Meer, das große wogende Meer. Die Alameda hat eine schöne Lage mit Aussicht auf die offene breite Meeresbucht, große Wellen wälzten sich gegen die Hafenmauer, Möven flogen schreiend über die schäumenden Wogen dahin; eine Menge Fischerkähne, gleich einer Schaar Riesenvögel mit ausgebreiteten großen Flügeln, steuerten auf den Hafen zu. Die Rhede lag voller Schiffe, die Flaggen aller Nationen wehten hier. In der Alameda befand sich eine lange Reihe mit Gittern eingezäunter Blumenhecken, ferner vier Palmen, eine in jedem Winkel der langen Promenade; Abgüsse von Statuen fehlten auch nicht. Der Wind blies viel kälter als drüben in Afrika, die Sonne schien dort warm, es war noch sommerlich, aber Cadiz erweckte keine Sympathie; mag nun die Schuld an mir liegen oder

an der Stadt Cadiz — ich ſah ſie von der Alameda, ich ſah ſie vom Hafen, von Plätzen und Gaſſen, von meinem hochliegenden Zimmer aus, vor welchem die Leute auf den flachen Dächern gingen, Waſchleinen zogen und diejenigen Kleidungsſtücke trockneten, die man von allen am wenigſten nennt.

Cadiz.

Wie große grüne Vogelbauer,
Gehängt auf des Hauſes weiße Mauer,
Kannſt hier Du Altane erblicken,
Die zahlreich die Häuſer ſchmücken.
Und droben auf dem Dach, ſo flach,
Trocknen ſie Wäſche wohl jeden Tag.
Die Reinlichkeit iſt hier zur Göttin erkor'n
Droben und drunten, hinten und vorn.
Ja ſonntäglich ſauber iſt wahrlich Cadiz,
Langweilig auch, man erlebt hier nix,
Und ſäh' man das Meer nicht blinken,
Gleich möcht' man ins Grab verſinken.

Das iſt jedoch härter geſagt, als gemeint, denn etwas Vergnügliches war hier; in Cadiz lagen liebe Briefe aus der Heimath da, in Cadiz trafen wir einige Landsleute; der junge Friedrich Zinn aus Kopenhagen lebte hier und gerade in dem Handlungshauſe, an welches ich empfohlen war; auf der Rhede lag eines der Schiffe des Hauſes Melchior in Kopenhagen, Capitain Harbo, der es führte, war in der Stadt geweſen und hatte einem ſeiner Paſſagiere, dem Marineoffizier Hohlenberg erzählt, daß ihm auf

der Straße ein Menſch begegnet ſei, der eine ganz unglaubliche Aehnlichkeit mit dem Dichter H. C. Anderſen habe, er ſei in die größte Verſuchung gerathen, ihn anzureden, aber Anderſen ſei ja nicht in Spanien. Wir trafen uns ſpäter und tauſchten unſere Nachrichten aus der lieben Heimath aus.

Cadiz beſitzt, wie alle größeren ſpaniſchen Städte, ein höchſt elegantes Caſino, wo man einen Reichthum von in- und ausländiſchen Zeitungen vorfindet; wir wurden mit großem Wohlwollen daſelbſt aufgenommen.

Als das Volk in Saragoſſa im Jahre 1835 damit begann, die Klöſter in Brand zu ſtecken und die Mönche zu morden, verbreitete ſich dieſer Aufruhr über das ganze Land; allein in Cadiz gewährte man den Mönchen eine Friſt von fünf Stunden, um ihre Klöſter zu räumen, und ſtellte Militairwachen vor denſelben auf, um die Brandſtiftungen zu verhindern; der Pöbel nahm die Mundvorräthe an ſich, verbrannte den Hausrath und die Bücher, aber die Gebäude ſchonte man; Cadiz hat aus jener Zeit keine Ruine, keine Zerſtörung aufzuweiſen; man bekommt hier einen überwiegenden Eindruck von Ordnung und Reinlichkeit, von einer großen Handelsſtadt, wo die Romantik nur im Anſchauen des Meeres und der andaluſiſchen Augen zu ſuchen iſt; dieſe leuchten prächtig bei den ſchönen, anmuthigen Damen in den Mantillen auf der Alameda; ſie

ſchleudern Blitze auf Blitze bei Laïs und Circe des Hafens.

Die Umgegend iſt außerordentlich flach und beſteht aus Flugſand, Haideland und meilenlangen Salzmoräſten. Große Salzpyramiden erheben ſich auf dem dunklen Erdboden. Zu Ausflügen ladet die Gegend nicht ein; das nahe liegende Xerez de la Frontera war der einzige Ort, den man uns als eines Beſuches werth nannte, aber nicht um Kirchen oder hiſtoriſche Denkmäler zu beſuchen, nein, um große Weinniederlagen zu bewundern und dieſe Art von Herrlichkeit anzuſtaunen.

Von Cadiz iſt nicht viel zu erzählen; dieſe Stadt war ein mühſeliger Anfang der Rückreiſe von Tanger aus. Noch hatte Spanien mir keinen Stoff zu einer einzigen Märchendichtung gegeben; ſollte es mir wohl gelingen, mein, einem lieben kleinen Kinderkreiſe gegebenes Verſprechen zu erfüllen. Was erwarteten dieſe Kinder nicht Alles erzählen zu hören von ſpaniſchen Mädchen, ſpaniſchen Fliegen, ſpaniſchem Pfeffer, ſpaniſchen Stiefeln, ſpaniſchen Wänden und ſpaniſchem Wind.

Auf meiner Wanderung durch die Stadt kam ich an einer offenen Werkſtatt vorüber, ein junger Tiſchler ſtand in derſelben und hobelte; er ſang ein luſtiges Lied, und zwar ein deutſches: ich redete ihn deshalb in ſeiner Mutterſprache an, und er wurde noch fröhlicher; er war nordiſch blond und hatte

rothe Wangen und blaue Augen; er war aus einer kleinen Stadt in Württemberg und sollte jetzt Hochzeit in Cadiz halten; er strahlte vor Freude und Vergnügen und stand dort und hobelte an einem Sarge. Genau betrachtet ist auch gar nichts Trauriges dabei.

Zur Sommerzeit wächst ein schöner Baum im Walde, die Sonne scheint darauf, die Vögel singen darin und der Wind schaukelt die grünen Zweige. Der Baum wird umgehauen, das ist einmal seine Bestimmung; es werden vier gute Bretter daraus gesägt, und diese werden in die Werkstatt des Tischlers gebracht.

Bretter vier, das unsre Pracht,
Wenn wir ruh'n in Grabes Nacht.

Dabei ist dieses und jenes zu denken. Vier Bretter mit ein wenig Sammet und Geld, das bald vergeht, ist das letzte Königreich eines Königs, vier Bretter erwarten uns Alle, den Reichsten und den Aermsten; nackt kommen wir auf die Welt, hier erst zieht man uns den Rock an, Fries- oder Sammetrock; wir erhalten verschiedene Beleuchtung, die von Gott in Geist und Wahrheit, die durch die Verwandtschaft oder die durch den Geldbeutel; letztere ist die wichtigste. Vier Bretter, der Schrein des Todes, der Schrein des abgelegten Körpers, da steht er, unser altes Sterbekleid wird darin niedergelegt, man ist mit einem neuen und bessern angethan, und das ist ja vergnüglich.

So war gewiß der Gedankengang des Tiſchlergeſellen, der meinige war wenigſtens ſo; er hobelte an dem Sarge und dachte an das Brautbett. Dies war die ganze romantiſche Ausbeute, die ich in Cadiz erhielt; ich bezweifele nicht, daß einiger Tage Zuſammenleben mit den Viehhirten auf den großen Ebenen am Guadalquivir eine etwas reichere gebracht haben würde; der für große Schiffe fahrbare Fluß ſchlängelt ſich in weiten Buchten ganz nach Sevilla hinauf; bevor die Eiſenbahn angelegt wurde, war der Flußweg der beſuchteſte. Ich bezweifele nicht, daß ein Ritt mit einem mittheilſamen Schmuggler Stoff zu einem ganzen Buche hätte abgeben können. Es ſind nicht gerade viele Jahre her, daß mehr als ein junger Mann in Andaluſien eine glänzende Rolle in dieſer oder jener Guerillabande während der Bürgerkriege ſpielte, ſein erſtes Auftreten, ſeinen Muth und ſeine Bravour hatte er bei irgend einer Plünderung oder einem kleinen Räuberanfall gezeigt, allein dergleichen ſchien ihm nichts Ehrloſes zu ſein. Vielleicht ſtand ich auf der Straße oder im Hafen dicht neben einer ſolchen Perſönlichkeit, einem brauchbaren Helden für eine höchſt intereſſante Novelle, aber der Held ſang ſich nicht aus wie der Tiſchlergeſelle, der an dem Sarge hobelte, und entfaltete nicht ſeine Lebensbilder. Cadiz birgt gewiß Stoff zur Romantik in ſich, allein der Fremde erblickt denſelben nicht. Hackländer in ſeiner maleriſchen Reiſe durch Spanien nennt Cadiz die Königin des

Meeres in Wittwenſchleier, im Uebrigen ſpricht er, wie ich, nur von den reinlichen, weißgetünchten Häuſern, den zierlichen Balcons und den ſchönen lächelnden Frauen.

Man rieth uns, mit dem Bahnzug zu reiſen und nicht die langwierige Fahrt mit einem Dampfſchiffe nach Sevilla zu verſuchen; der Guadalquivir bildet unendlich viele Buchten, und die einzige Abwechſelung an der Küſte beſchränkt ſich auf die umhertreibenden Viehheerden.

Wir fuhren mit dem Nachmittagszuge ab. Ungefähr die erſte Meile fährt man längs dem Meere; es rollten große Wellen einher, die Gegend war ungewöhnlich flach. Der Flugſand erſtreckte ſich weit im Umkreiſe bis in die großen Salzmorräſte hinein. Hier war's einſam und öde; Salzpyramiden, wie wir ſie in Frankreich, in der Gegend von Cette, geſehen hatten, hoben ſich aus dem graubraunen Erdboden empor. Wir machten Halt bei einigen Seeſtationen; die Gegend begann jetzt immer mehr den Charakter einer Haide anzunehmen; die Zwergpalme war hier das am meiſten vorkommende Gebüſch; ein großer Pinienwald, der größte, den wir in Spanien geſehen hatten, erſtreckte ſich weit über die Anhöhen dahin. Die Sonne ging unter und lieh dem Himmel ſeinen Abendglanz, einen goldenen, unendlichen Grund, in welchen das Auge hineinblickte. Wir näherten uns Xeres de la Frontera, das für Hiſtoriker ein beſonderes Intereſſe hat;

hier kämpfte im Jahre 711 der junge Feldherr Tarik in einem Alter von nur zweiundzwanzig Jahren ununterbrochen volle neun Tage hindurch und gewann einen Sieg, der in seiner Fortsetzung unter dem Befehl des Statthalters von Ceuta ganz Spanien unter das Chalifat der Omijaden brachte.

Die Eisenbahn-Station, an der wir Halt machten, liegt weit von der Stadt entfernt; wir sahen zwar ihre Kirchen und weißgetünchten Häuser sich in die strahlende Abendluft erheben, allein je nachdem wir weiter fuhren, verbargen sie sich hinter die Höhen des Haidelands. Die Dämmerung gewann immer mehr die Herrschaft; hier und dort flammte und leuchtete ein großes Feuer dicht an der Eisenbahn, umkreist von Menschen; es war ein dahinfahrender Anblick. Wir flogen gen Sevilla, die Geburtsstadt Murillo's, die Stadt, wo Cervantes einen Theil seines Don Quixote dichtete, die Stadt, mit welcher sich die Don Juan-Sage verknüpft, wo Don Juan als ein frommer, heiliger Mann starb, wo er sein Grab hat mit seiner selbstgeschriebenen Grabschrift. Die Locomotive fuhr dahin, stöhnend und brausend; ringsum war Finsterniß, wir sahen nichts von den vielen Thürmen der Stadt, von der prächtigen Giralda und den alten Mauern aus der Zeit Julius Cäsars, nur der Dampf der Locomotive war sichtbar, der schwebte dahin wie Nebelgespenster von dem Leichenbegängniß des Don Juan, und doch war es noch nicht Gespensterzeit.

Um acht Uhr Abends erreichten wir Sevilla, wo wir ausſtiegen. Der Zug brauſte weiter auf Cordova zu, wo die Eiſenbahn aufhört.

XIII.

Sevilla.

Wir logirten uns in der Fonda de Londres ein, mein Altan führte auf die Plaza Nueva, welche von großer Ausdehnung und mit Alleen von Orangebäumen bepflanzt iſt, die voll goldener Früchte hingen; marmorne Bänke für die Spaziergänger fehlten nicht. Wie klar war die Luft, wie viele Sterne glänzten!

Ich ſetzte mich draußen auf den Altan, zündete meine Cigarre an, und betrachtete ihre Gluth und ihren Dampf; der erſte Abend in Sevilla brachte einige Verſe auf die

Cigarre.

Ein Heerd iſt die Gluth der Cigarre,
Wo Geiſter des Feuers hauſen,
Der Eine bläſt mit dem Blasbalg,
Daß nicht die Flamme vergeh',
Der Andere ſchürt mit der Zange
Und miſcht die Säfte, berauſchend,
Im Dampf ſind zaubriſche Kräfte,
Den Gott der Cigarre ich ſeh!
Er baut, wie Fata Morgana,

Das Rauchſchloß, welches wir wünſchen.
Er zaubert jetzt mir die Heimath
Und was an Freunden mir dort,
Und ich vergeſſe, daß Berge
Und Meere ſo weit uns trennen,
Daß drunten am Platze erglühen
Orangen am ſüdlichen Ort;
Nun leg' ich fort die Cigarre.
Sevilla, orangengeſchmücket,
In Dänemark war ich, vergaß dich,
Als mit der Cigarre ich träumt'.

Der Dom Sevilla's, die größte aller Kirchen Spaniens, das mauriſche Alcazar und endlich Murillo's Bilder ſondergleichen machen Sevilla zu einer der intereſſanteſten Städte Europa's; nur das Meer fehlt hier, mit dieſem würde Sevilla die Stadt aller Städte ſein.

„Sevilla, du fröhliche, herrliche Stadt!"

reich an Sang und Sage, an Denkmälern der Vorzeit und großen Namen! Die ganze Stadt iſt in Muſik geſetzt, in Tönen gemalt; Roſſini hat ſeinen Noten den Text zum „Barbier von Sevilla" untergelegt; ja, das, glaube ich, hat ein Anderer ſchon vor mir geſagt und geſchrieben; allein noch Viele werden es ſagen und wiederholen.

Der Dom war einſt eine Moſchee, aber der Bauherr hat mit großem Talent das Umbauen und Anbauen verſtanden; die Kuppel ſcheint zu ſchweben, getragen wie von einer unſichtbaren Macht; die mächtige Halle erweitert und erhebt ſich zu der großartigſten Kirche

mit Kapellen und Anbauten, jedes an und für sich eine Kirche; man wird überwältigt von den künstlichen Holzschnitzereien, von der Bilderpracht in den großen Glasfenstern, von der Größe und dem Ernste im Style des ganzen Gebäudes. Die Wände sind geschmückt mit Bildern von Murillo, unter diesen sein berühmtestes Bild: „der heilige Antonius.“ Vor der Kirche erhebt sich der viereckige, schlanke maurische Glockenthurm la Giralda, der höchste in Spanien; fünfundzwanzig Glocken schwingen sich im Kreise dort oben; eine beflügelte weibliche Gestalt, sie soll den Glauben vorstellen, steht auf der obersten Spitze, strahlend im hellen Sonnenlichte. Man kann zu Pferde bis ganz oben hinauf reiten, so niedrig und sanft abgedacht sind die Stufen zum Aufsteigen angebracht. Der Erfinder der Algebra, Al-Geber, verbrachte viele Nächte auf dem alten Giraldathurme die Sterne deutend.

Vor dem westlichen Eingang der Kirche befindet sich der alte maurische, mit Orangebäumen bepflanzte Hof el patio de los naranjos, wo das Wasser rieselt und sprudelt. Hier im Freien ist eine Kanzel von behauenen Steinen errichtet. Vor dem östlichen Eingang der Kirche liegt die Börse, Lonja, ein großes viereckiges Gebäude, in deren regelmäßigem Hofraume eine kleine Statue von Christoph Columbus aufgestellt ist; die breite steinerne Treppe führt in große Säle hinein, deren Wände mit prächtigen Schränken bedeckt sind, in welchen die Archive der

Aktenstücke, betreffend Amerika, von dessen Entdeckung an bis auf unsere Zeiten enthalten sind.

Von Lonja aus gelangt man nach dem Schloß der Maurenkönige, dem prächtigen Alcazar. Gut erhalten, mit Gold und Farben prunkend, tritt es, gleichsam lebendig gemacht, unserer Zeit näher, als wären nur einige Wochen verstrichen, seitdem die Mauren hinauszogen. Die Alhambra Granada's ist wie ein Traumgesicht, heraufbeschworen in den hellen, wunderbaren Mondschein des Südens; die dahin geschwundenen Gestalten, die hier einst lebten, zeigen sich nicht und wir erwarten sie auch nicht. Der Alcazar in Sevilla ist kein Traumgesicht, er ist die Wirklichkeit am sonnenhellen Tage; man glaubt daran, daß diese mächtigen Fürsten und ihre reizenden Frauen plötzlich hervortreten könnten. Alles ist hier frisch, ist wie mit Seele angehaucht; das Auge wird durch einen Reichthum von Farben und Vergoldung überrascht, man erblickt hier wieder die wunderlichen spitzenartigen Porzellanverzierungen der Alhambra: die Thüren zeigen uns eine bunte Holzmosaik; man steht wie in einem Phantasiegebäude, in welchem Kaleidoskopbilder und Brüsseler Spitzen zu den Wänden verwendet sind, die Grundlage aber Gold zu sein scheint; das Ganze wird von schlanken leichten Marmorsäulen getragen. Das Auge vermag nicht den zahllosen Verschlingungen in diesem Chaos von Arabesken zu folgen und doch ruht es mit Gefallen an der Menge labyrinthischer Verzweigungen, die so

zu ſagen in arabiſchen Inſchriften knospen und blühen. Eine ſpäter angebaute höhere Etage, die zur Bequemlichkeit ſpäterer ſpaniſcher Könige eingerichtet worden iſt, wenn dieſe in Sevilla wohnen wollen, drückt die urſprüngliche Schönheit des Gebäudes, allein dieſe iſt doch überwiegend. Der innere Hof, man könnte ihn den Mittelſaal des Schloſſes nennen, wo Gottes freier Himmel die Decke bildet, hat etwas ſo Bezauberndes an ſich, daß man in einem Feenſchloß zu ſein wähnt. Der Alcazar gehört ganz und gar in Tauſend und Eine Nacht hinein, man wird hier ganz und gar von der Pracht und Herrlichkeit des Morgenlandes überwältigt. Alles hier iſt zwar in demſelben Styl aber doch verſchieden. Es würde uns kaum überraſchen, wenn hier Haru al Raſchid und die Prinzeſſin Scheherasade an uns vorüberſchritten, wenn ſchöne Sultanas uns von den Galerien herab zunickten.

Wir traten in den Garten ein; derſelbe iſt von Gebäuden umſchloſſen, die uns an die Renaiſſance-Zeit erinnern, ſchwer aber charakteriſtiſch, zuſammenſchmelzend mit der ganzen ſonderbar altmodiſchen Anlage, wir ſahen hier ſteife, ausgeſchnittene Myrtenhecken; große, ganz flache Gartenbeete, bepflanzt und zugeſchnitten in Form von Waffen, Kronen und Landkarten, ſelbſt den Orangebäumen hat man nicht ihre natürliche ſchöne Form gelaſſen, die Scheere hat ſie in beſtimmte Geſtalten zugeſtutzt. Inmitten großer

ausgemauerter Waſſerteiche erheben ſich künſtliche Felſen und Grotten umwuchert mit Pflanzen; mit Steinen belegte Gänge kreuzen ſich und können unter Waſſer geſetzt werden, durch ein mechaniſches Druckwerk ſprangen Waſſerſtrahlen zu hunderten hervor, aus Loch bei Loch in dieſen Gängen und kühlten die heiße Luft ab. Inmitten des Gartens liegt eine kleine mauriſche Laube, dieſelbe iſt wie eine künſtliche Kalk- und Moosblume, ein wunderliches Roccocoding, aus- und inwendig.

In den Straßen der Stadt hatte ich die Luft ein wenig zu kühl gefunden, hier im Garten des Alcazars war ſie herrlich und ſonnenwarm, die Orangen hingen im dunklen Laube, die Roſen blühten duftig und ſchön. Unter den Gebäuden befinden ſich mauriſche Bäder; wir traten in eins dieſer gemauerten Baſſins hinein, breit wie ein Fahrweg, lang wie ein Tanzſaal; ehedem wurde es mit klarem Waſſer gefüllt und die Sultanas badeten hier; jetzt wird das Baſſin als Gang benutzt. Man zeigte uns eine vermauerte Thür in der Wand, durch welche der Maurenkönig in ſeinen Harem gelangt ſei. Hier haben Tauſende von Lampen geleuchtet, aber noch herrlicher haben die ſchönen Augen geſtrahlt. Augen können nimmer ſterben! Wir ſahen ſie leben und leuchten. In dem Geſtein unter den friſchen duftenden Roſen ſtrahlte uns dann auch ein Paar ſchöner Augen entgegen, eine Frauengeſtalt ſchwebte an uns

vorüber. Maria Padilla*) in all ihrer Schönheit wandelte hier lebend wieder umher, lenkte in den Seitengang hinein, um wieder zurückzukehren in neuer Gestalt, oder barg dieser Garten wirklich soviel Schönheit, daß solche Gestalten eine nach der andern sich offenbaren könnten? Ich möchte wohl lesen, was ein warmes, glühendes, junges Herz nach einer solchen Begegnung, wenn auch nicht in Versen so doch in Briefstyl hinschreiben würde, wahrlich es muß schreiben; „man brennt, man stirbt, man gelangt nimmer wieder in die Heimath, alles ist Gluth, alles ist Feuer, aber ich kann es nicht in den Brief hineinlegen, es gäbe sonst eine Illumination, wie man sie nicht in der Heimath kennt!“

Wie warm war es hier, wie lebte noch der Sommer des Südens hier im Garten von Alcazar; draußen in den Straßen mußte man die Sonnenseite aufsuchen, um den Sommer zu genießen. Im Schatten, Morgens und Abends, verspürte man die abgekühlte Herbstluft; befanden wir uns doch auch im November.

Wir haben jetzt Mitte November
Und sind in Spanien dazu,
Doch ich geh' im Wintermantel
Und hab' vor der Kälte nicht Ruh.

---

*) Die berühmte Geliebte Pedro des Ersten; ihr Bild hängt in der Reihe von Portraits spanischer Könige und Königinnen, mit welchen Philipp der Zweite einen der Säle des Alcazars ausschmücken ließ.

Sevilla, dein heitrer Himmel,
Orangen in jeder Allee —
's iſt Alles herrlich zu ſehen,
Doch was ich fühle, thut weh.

Ich fühle die bittre Kälte,
Man wickelt in Mäntel ſich ein,
Man ſitzt auf den Marmorbänken
Unter Orangen ſo fein.

Von Allen kenn' ich nicht Einen,
Verlaſſen doch fühl' ich mich nicht.
Ich ſchaue die heimiſchen Freunde
Am Himmel, die Sterne ſo licht.

Durch ſie und die grimmige Kälte
Bin ich im däniſchen Land;
Sevilla hervor mir zu zaubern
Alſo das Liebſte verſtand.

Dies wurde an einem kalten Abend geſchrieben, aber Tags darauf ward's warm, ſo warm, daß man einen ſolchen Tag zu Hauſe im Norden zu den Schönſten des Sommers gezählt haben würde; die Luft war durchaus nicht drückend, es war wunderſchönes Wetter, wie wir ſagen, wenn es die Hälfte der Herrlichkeit beſitzt, die es hier darbot.

Sevilla iſt der Geburtsort Murillo's, hier hat er am längſten gelebt und gewirkt. Hier ſollte ich ſeine Größe ſehen, ſeine Macht empfinden; ein Sonnenſchein des Südens aus dem Reiche des Geiſtes. Vierundzwanzig unvergeßliche Bilder von ihm verherrlichen

einen der Säle der Kunstakademie. Der englische Genremaler John Phillip und der schwedische Maler Lundgreen, deren Bekanntschaft wir gemacht hatten, führten uns in die Akademie hinauf. Wir kamen durch die Zeichenschule, woselbst ein Bruchstück einer weiblichen Statue, die Brust, auf welcher die eine Hand ruht, aufbewahrt wird, und zwar ist die Ausführung dermaßen vortrefflich, daß es als Studium für die Schüler benutzt wird. Es könnte eine ganze tragische Dichtung, an diesen Torso geknüpft, geschrieben werden. Der Italiener Torregiani schuf diese Statue, er und Michel Angelo waren gleichzeitige Schüler, Torregiani schlug aber Michel Angelo derart mit einem Steine auf die Nase, daß diese barst. Torregiani ging nach Spanien, formte dort eine Madonna, und meißelte sie in Marmor; dieselbe war von einem reichen Manne in Sevilla bestellt, als sie fertig war, wollte er sie nicht bezahlen. Da schlug der Künstler in seinem Zorne die Statue in tausend Stücke, ganz blieb nur die Hand, die sich über der Brust befindet. Nun war es zwar sein eigenes Werk, welches er entzwei schlug, allein es war zugleich das Bild der Madonna, und deshalb fiel er der Inquisition anheim, die ihn in dem Grade foltern ließ, daß er daran starb.

Der Murillo-Saal öffnete sich uns. Welche Schätze, welche Herrlichkeit! Zum ersten Male ging die Größe dieses Künstlers mir auf. Niemand übertrifft ihn. Die Beschauung eines jeden dieser

Bilder ist ein Hochgenuß: Hier ist Mariä Himmelfahrt; wir sehen das Weib, schön, wie Gott es geschaffen hat, wie der Mensch ist, wenn er von Gott durchstrahlt, von Gottes heiligen Engeln getragen ist. St. Franziskus von Assisi, der Christus vom Kreuze abnimmt, erfüllt uns mit der Innigkeit und wahren Ehrfurcht, welche aus dem Antlitz des Heiligen leuchten; man begreift nicht, wie Solches durch einige Farben auf die Leinwand gebracht werden kann. Hier an der Wand hing das bekannte Bild: Madonna della Servilleta, von dessen Entstehung man sich erzählt, daß Murillo, als er eines Tages bei den Mönchen im Kloster speiste, zum Dank für ihre Gastlichkeit ihnen Mariä mit dem Kinde gemalt habe, und zwar auf die Serviette, die er am Tische vor sich gehabt hatte, wovon das Bild seinen Namen führt. Hier ist Mariä Verkündigung, Madonna ist ganz und gar eine junge, schöne Spanierin; über ihr schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube; ein kleiner Engel greift nach der Taube, als wenn er sie fangen wollte; ein naiver Humor ist über dieses ganze Bild verbreitet, alle die kleinen Engel Gottes, ringsumher schwebend, legen ein wunderlich irdisches Kinderinteresse bei dieser Begebenheit an den Tag. „Hörst Du," scheint der Eine zu sagen; „was ist doch das, was offenbart werden soll?" scheint ein Anderer zu sagen. Zwei wunderschöne heilige Frauengestalten seh ich gemalt, Santa Justa und Santa Rufina hießen sie,

glaube ich, man hätte sich in sie verlieben können. Verzeihet, ihr Frommen, verzeihet dem Protestanten, der einen solchen Gedanken hegen konnte, aber diese Beiden sind wirklich zu schön! Sie halten den Giraldothurm Sevilla's fest, damit er beim Erdbeben nicht falle, ich wollte, sie hielten mich fest. Johannes der Täufer in der Wüste, Sanct Thomas, Almosen austheilend, ja, es ist ein wahrer Segen, diese Bilder zu betrachten; mir war jedoch ein Bild am schönsten und ich mußte immer wieder zu demselben zurückkehren, nämlich zu dem Bild des heiligen Antonius; dieser ist dargestellt als junger Mann, der Bartflaum beginnt auf seinen Wangen hervorzubrechen, die heilige Schrift liegt vor ihm aufgeschlagen, und mitten im Buche sitzt das Jesuskind fröhlich lächelnd; Sanct Antonius beugt sich nach dem Kinde hin, seine Hände wagen es nicht zu berühren; in seinem Antlitz strahlt eine Innigkeit, eine Freude, die zu sehen ein wahrer Segen ist.

Noch eines Bildes von Murillo muß ich als Etwas des Unvergeßlichen Erwähnung thun, das ich hier gesehen habe, nämlich seine Darstellung von Moses in der Wüste; sie befindet sich in der Kirche la Caridad, die zu dem von Don Juan*) de Tenerorio gestifteten Spital für alte schwächliche Männer gehört; das Bild ist herrlich componirt, voll Leben und Bewegung; das Wasser sprudelt hervor, ein Kind liegt dabei und

*) Wird Don Kuan ausgesprochen.

trinkt, ein anderes, etwas größeres, harret gierig, aus derſelben Schaale gelabt zu werden; in dieſen zwei Kindern iſt eine Wahrheit und Schönheit ſondergleichen. Ein wunderſchöner Knabe ſitzt auf einem Maulthiere, nie werde ich ſein lebhaftes Antlitz vergeſſen. Niemand übertrifft Murillo darin, die ſchönſten Kindergeſtalten naturtreu zu malen. Dieſem Bilde gegenüber hängt, in ähnlicher Größe, noch ein Bild von Murillo; ich bekam indeß dieſes Bild nicht ordentlich zu ſehen, weil ein Maler, der es kopirte, mit ſeinem großen Gerüſte es faſt ganz verdeckte. In einem Winkel dieſer Kirche befindet ſich eine merkwürdige Arbeit von Valdez, dem Lehrer Murillo's; es ſtellt die Vernichtung dar. Man ſieht einen Erzbiſchof in ſeinem Sarge liegen, der Biſchofsſtab iſt entzwei gebrochen, iſt nur noch ein Stück morſches Holz; der Körper des Todten iſt in Verweſung begriffen, und dieſe iſt mit einer Wahrheit dargeſtellt, die in der That ekelhaft iſt; man erzählt auch, daß Murillo, jedesmal wenn er an dieſem Bilde vorüber ging, ſich die Naſe zuhielt, ſo treu iſt die Verweſung wiedergegeben.

Nachdem die Mönche im Kloſter la Caridad vertrieben waren, bekam das Hospital eine größere Ausdehnung, und fromme Schweſtern pflegen nun die Kranken. Der Stifter Don Juan de Tenororio ſtarb als Mönch in dieſem Kloſter und ruht auch hier; er ſelbſt hat ſeine Grabſchrift geſchrieben; ſie lautet: Hier liegt der ſchlechteſte Menſch der Welt!

Die Sage erzählt, daß Don Juan de Tenorio, ein junger, lebensfriſcher Adeliger in Sevilla, ebenſo ſtolz als geiſtreich und ſinnlich bis zur Leidenſchaft war; er verführte die Tochter des Commandanten, tödtete den Vater, und fuhr in ſeiner Gottloſigkeit in die Hölle. Eine andere Sage nennt ihn Don Juan de Maranna, und nennt ihn einen der reichſten Adeligen Sevilla's, der ein wildes luſtiges Leben führte, die Nächte in bacchanaliſchen Orgien verbrachte, ja in ſeinem zügelloſen Uebermuth la Giralda aufforderte, vom Thurm herabzuſteigen und eine Nacht mit ihm zu verbringen; und ſiehe, ſie bewegte ihre großen kupfernen Flügel ſauſend durch die Luft, und kam mit ſchweren Tritten, wie man ſie nachher dem marmornem Commandanten verliehen hat. Aber eine Mitternacht als Don Juan durch die öden einſamen Gaſſen nach Hauſe zurückkehrte, hörte er plötzlich Muſik, lange klagende Töne, er ſah den Schimmer von Fackeln, ein großer Leichenzug näherte ſich; der Todte lag in Silber und Seide auf der offenen Bahre. Wen begräbt man in dieſer Nacht? frug er, und die Antwort lautete: Don Juan de Maranna! das Leichentuch wurde gelüftet und Don Juan ſah ſeine eigene Geſtalt todt auf der Bahre ausgeſtreckt. Ein tödtliches Entſetzen durchfuhr ihn, er ſank beſinnungslos nieder, und Tags darauf vermachte er dem Kloſter la Caridads alle ſeine Reichthümer, trat in den Orden der Mönche ein, und wird als ein

reniger, frommer Mann bezeichnet. Die Namen Tenororio und Maranna in den beiden Sagen bezeichnen unleugbar dieſelben Perſonen. Der ſpaniſche Dichter Tirſo de Molina iſt der Erſte geweſen, der die Sage dramatiſirte und „den Verführer von Sevilla oder den ſteinernen Gaſt" (El Burlador de Sevilla y Convidado de Piera) ſchrieb; hier iſt der Name Don Juan de Tenororio beibehalten, trotzdem daß Familienglieder noch am Leben waren. Das Schauſpiel rief eine Menge Nachahmungen in Frankreich und Italien heror, aber ſeine Vollendung erhielt es erſt durch Moliere; ſpäter wurde es als Operntext für Mozart umgeſchrieben, deſſen unſterbliche Muſik die Don Juan-Sage durch alle Zeiten und Geſchlechter trägt. Schon bei Tirſo hat man den ganzen dramatiſchen Schluß, wie wir ihn kennen; die marmorne Statue des Commandanten ſteigt aus dem Grabe und nähert ſich dem Hauſe; man hört, daß angeklopft wird, der Diener wagt nicht zu öffnen, Don Juan ergreift einen der ſilbernen Armleuchter und geht ſelbſt, den ſteinernen Gaſt zu empfangen und herein zu leuchten, dieſer ſchreitet mit marmornen Schritten in den Speiſeſaal. Der Todte wird mit Eis tractirt, mit luſtigen Liedern und frechen Fragen über das Jenſeits empfangen; bei ſeinem Abgang ladet er Don Juan für die nächſte Nacht in der Grabkapelle zu Gaſte. Zur beſtimmten Stunde ſtellt ſich Don Juan nebſt ſeinem furchtſamen Diener ein; eine ſataniſche Mahlzeit iſt

dort bereitet, „Scorpione und Schlangen", „der Wein ist bittere Galle". Der Händedruck des steinernen Gastes weiht dem Verführer den Flammen des Abgrundes. Don Juan sinkt mit dem Todten zusammen in die Erde. Der entsetzte Diener kriecht auf Händen und Füßen in den Vordergrund der Scene, wo er in folgende Worte ausbricht:

Gott, Allmächtiger, was ist das?
Die Kapelle steht in Flammen.
Und ich muß als Wache bleiben,
Bei den Todten, bei den Leichen.

Ich will kriechen durch die Straßen,
Seinem Vater Botschaft bringen,
Sanct Georg, Sanct' agnus dei!
Helft mir gnädiglich hinaus!

In der Kirche la Caridad, wo Don Juan de Tenororio einst mit den andern Mönchen fromme Lieder anstimmte und für seine beschwerte Seele betete, sieht man sein Bild an der Wand hängen, Leidenschaft und Kummer spricht aus jedem Gesichtszug; ein rothes Kreuz prangt auf seinem schwarzen Gewand. Unter seinem Portrait hängt der Degen, mit welchem er den Commandanten Don Gonzalo tödtete.

Von la Caridad und deren Bildern und Denkmälern begaben wir uns in das Pilatushaus, welches unbedingt zu den Herrlichkeiten Sevilla's gezählt werden muß. Dieses Haus ist im Mittelalter

auf Befehl des Herzogs von Alcala erbaut worden, und ſoll eine genaue Nachahmung von dem Hauſe des römiſchen Landeshauptmanns in Jeruſalem ſein. Jede Stelle und jedes Stück iſt von hiſtoriſchem Intereſſe, und bis auf die marmorne Säule im Hofe, an welche der Erlöſer gebunden und wo er gegeißelt wurde, wiedergegeben, das ganze Gebäude mit ſeinem großen Reichthum an Marmor und Porzellan erinnert ſehr an den Alcazar. In jeder Ecke des großen Vorhofes ſind antike marmorne Statuen angebracht; der Garten hat übrigens mehr das Gepräge von Einſamkeit und Oede, als von der Romantik, welche die kleinen mauriſchen Gärten in Malaga umduftete.

Ein Gebäude iſt noch zu nennen, an Ausdehnung faſt ein ganzes Städtchen, nämlich die Tabaksfabrik; dieſelbe ſendet Cigarren über das ganze ſchmauchende Spanien hinaus, und man ſchmaucht hier bis in das Theater hinein, in die Vorhalle, und in allen Corridors; der Tabaksrauch dringt ſelbſt in die Logen hinein. Aus der Fabrik in Sevilla regnet und ſchneit es Schnupftabak über die ganze Halbinſel; fünfhundert Menſchen, meiſt Frauen, arbeiten in dieſer großen Tabaksdoſe. Ich ſah ſie nicht, aber um ſo mehr will ich ſie allen andern Reiſenden, die nach Sevilla kommen, empfehlen. Wunderſchöne Augen wären dort zu ſehen, ſagte man mir. Ja' die hatte ich näher, ich brauchte nur drüben über der Straße meine ſchöne Nachbarin anzuſchauen.

„Wer nicht Sevilla gesehen, der hat keine Wunder gesehen," sagen die Spanier selbst, und etwas Wahres liegt immer den Sprichwörtern und Redensarten eines Volkes zu Grunde. Wenn Sevilla dort läge wo Cadiz an dem offenen rollenden Meere liegt, es würde ein Venedig Spaniens sein, und dazu ein lebendiges Venedig, ein Wunder erster Classe, voll von Poesie und von Schönheit vor allen anderen Weltstädten, mögen diese noch so großartig ihre Läden und Paläste, ihre breiten Straßen und Alles, was ein wohllöblicher Magistrat zu Wege bringen kann, zur Schau stellen.

In Paris läuft man sich müde, um Schaufenster und Läden zu sehen; das mag ganz amüsant sein, man geht wie in einer Tretmühle, man sieht und sieht, und die Zeit vergeht, man kommt ermüdet und erschöpft nach Hause und hat keine Ausbeute. Anders ist es in Sevilla: die Straßen sind enger und man wird nicht von den Kaufläden geblendet; Häuser und Gebäude sehen ganz gewöhnlich aus, langweilig übertüncht und geweißt, es verhält sich mit jedem derselben fast wie mit den Menschen, auswendig sieht der Eine dem Andern so ziemlich gleich, aber inwendig, ja, da ist der Unterschied, da steckt Das, was man mehr lieb gewinnen kann, als die äußere Form. Wandere durch die Straßen Sevilla's und wirf einen Blick durch Thür und Thor, sie sind nicht

geſchloſſen. El Patio, wie er heißt, der kleine Vorhof, der iſt das Herz und zugleich das Antlitz, der offenbart uns den Geſchmack der Bewohner. In einem Hofe erblickt man eine ſchöne Statue, in einem andern einen großen, künſtlich ausgehauenen Brunnen; bei einem Nachbar erhebt ſich vielleicht eine mauriſche Halle mit kunſtfertigen Vezierungen in ſchöner Stucatur-Arbeit. Gehen wir quer über die Straße, ſo liegt dort ein palaſtartiges Gebäude, deſſen Hofraum iſt ein ganzer Roſengarten mit Springbrunnen und Statuetten; das kleine Haus dicht neben an hat zwar nur eine enge Thüre, die in einen ganz kleinen Hofraum führt, aber welche Prachtblumen entfalten ſich dort und in welche Höhe erhebt ſich dort die alleinſtehende Palme. Jetzt ſtehen wir vor einem größeren Gebäude, der Hofraum iſt von Bogengängen umgeben, die ſich drei Etagen hoch erheben und mit Bildern in Oelfarben geſchmückt ſind. Und ſo wechſelt es immer fort; es hat etwas ſo Verlockendes, ſo Zauberiſches von Haus zu Haus zu gehen, zu den Familien hineinzublicken, die Poeſie ihres häuslichen Lebens kennen zu lernen. Jetzt, ſpät im November war nicht mehr das Leben, welches ſich ſonſt hier regt. Im Frühjahr muß man nach Sevilla kommen, zur Zeit der Blumenpracht oder im heißen Hochſommer, alsdann ſieht man hier das Leben und Weben des Südländers in ſeiner Häuslichkeit, jeder noch ſo kleine Patio zeigt uns ein ganzes Genrebild. Die Bewohner verleben

hier unten den ganzen Tag, ein großes Sonnenzelt iſt hoch oben über den Hof ausgeſpannt, oder der Weinſtock bildet mit ſeinen breiten, Schatten gewährenden Blättern ein dichtes Dach; die ganze Familie und das Geſinde ſitzt unter dieſem, arbeitend, plaudernd, oder ſich in träumender Behaglichkeit ſtreckend und reckend, den ganzen warmen Tag verbleiben ſie im Freien, und erſt ſpät in der Nacht ſuchen ſie die Zimmer auf, um zu ſchlafen.

Der Südländer bedarf der Kühlung und des Schattens und an dieſen zwei Dingen fehlt es in Sevilla nicht. Die Alameda längs dem Guadalquivir iſt am meiſten beſucht, hier werfen die Pappeln und Platanen Schatten, das Waſſer macht ſeine Künſte mit Springen und Fallen und kühlt die Luft zwiſchen den blühenden Hecken ab, die Menge bewegt ſich zu Wagen, zu Fuß, zu Pferd, man beſchaut ſich gegenſeitig und betrachtet die vielen Schiffe, von welchen einige aus dem atlantiſchen, andere aus dem mittelländiſchen Meere kommen. Hier, in der Richtung nach dem Fluß hinab, liegt der achteckige la Torro del Oro, wo ehedem die Maurenkönige ihre Schätze aufbewahrten und von wo aus, der Sage nach, ein unterirdiſcher geheimer Gang nach dem Alcazar führen ſoll. Eine großartige Brücke über den Fluß geleitet in die Vorſtadt Triana, woſelbſt viele Gitanos wohnen. Draußen lagen die alten Entſetzen erweckenden Inquiſitionsgefängniſſe, dieſelben ſind jetzt, ſagte man mir, in

Lagerhäuſer für Wein und Spirituoſen umgewandelt. Orangegirten umſchließen die weiß ſchimmernden Häuſer und ſchönen Menſchen, ich war hier; die Caſtagneten klangen, junge Damen tanzten mit Grazie und Jugendfeuer.

In Sevilla wie in Malaga kann man Volkstänze für Bezahlung zu ſehen bekommen, der untergeordnete Theil des Balletperſonals giebt dieſe Vorſtellungen. Mein Stern wollte nicht, daß ich in den Theatern in Spanien ſpaniſchen Tanz zu ſehen bekäme, allein ich ſah ihn auf den Landſtraßen, in den Gärten und in den zu Volkstänzen eingerichteten Sälen, in welchen letzteren die „Ballerinen" des Ballets auftraten.

„Dort tanzt die ſchöne Dolores," ſagte einer meiner jungen ſpaniſchen Freunde; Dolores müſſen Sie ſehen, und Sie werden jung wie ich, fröhlich wie ich, vielleicht gar glücklich wie ich," und er ſah aus, als wenn er ſehr glücklich wäre.

Welch himmelweiter Unterſchied iſt doch zwiſchen franzöſiſchem und ſpaniſchem Tanz! Laſſen wir Paris Frankreich repräſentiren, und der Cancan iſt der charakteriſtiſchſte Tanz für Paris, alſo für Frankreich. Ungenirt und frech iſt er, man muß an den Tanz der Bachantinnen denken, aber die Bachantinnen waren plaſtiſch ſchön mit ihrem ausgeſchlagnen Haar; die Griſetten, dieſe Cancanvirtuoſinnen, treten uns mit langen Kleidern, wie ſie ſie auf der Straße tragen, entgegen, da muß aufgehoben werden, damit ſie die

Beine regen können, und nun beginnen die wilden Bewegungen, die Unruh, das Jagen, das Springen, und Ausschlagen des ganzen Pariser Lebens. Diejenige, die das Bein am Höchsten über den Kopf ihres Cavaliers schwingt, ist die beste Cancantänzerin, die Bachantin der Gegenwart. Der spanische Tanz dagegen zeigt uns die schöne Menschengestalt in seinen natürlichen Bewegungen, die Castagnetten reden von dem Pulsschlag des Blutes; dieses kann zwar in Leidenschaft schwellen, allein niemals über die Grenze des Schönen hinaus; die Grazien können diesen Tanz mit ansehen, während sie vor den Mänaden fliehen würden. Die Venus kann mit eintreten beim spanischen Tanze, allein den Cancan wird sie nimmer tanzen, selbst wenn General Mars sie dazu einlüde.

Wunderschön war Dolores, wie aus einem Murillo Bild herausgesprungen; die schönen Schultern, die vollen runden Aerme, die kleinen schönen Füße! Ja, sie war schön, aber das Haupt war das Haupt des Ganzen. Blitze aus den Augen, Sonnenstrahlen in jedem Lächeln, kokett, ein Teufelskind der Leidenschaft und doch wie himmlisch! ein Kind, sagte mein junger Spanier, und er wurde Mann und Kind zugleich, indem er von ihr sprach. Ich verstand ihn sehr wohl, ich kann seine Gedanken aussprechen:

Sie ist eine Rose, so frisch und so weich,
Sie lebt als die Erste im Blüthenreich,

Sie ſteht vor mir, wie des Berggipfels Schnee,
In ihren Augen den Himmel ich ſeh.

Doch muß und darf ich es Himmel nennen,
So iſt's doch der, den die Moslemin kennen;
Eine Houris iſt ſie, mit der Höll' im Bund',
Doch Schönres trägt nicht der Erde Rund.

Mein Weſen durchleuchtet der Augen Gluth
Es wallt ſo wild im Innern mein Blut.
Da ſagt ſie zu mir — es iſt wie ein Lied —:
Geh', pflück' die Blume, dieweil ſie blüht!
O, daß ein Teufel dich ſo hat durchglüht.

In dem mit Früchten und Blüthen prangenden Garten der Venta, zwiſchen duftenden Roſen und Geranien, wurde geſungen, getanzt und geplaudert; die Sprache klang wie Muſik, die Caſtagnetten ſchlugen die Rhythmen dazu. Auf der Alameda jagten junge, elegante Herren dahin auf prächtigen, andaluſiſchen Pferden, offene Wagen mit ſchönen Damen fuhren vorüber, junge Mädchen ſchwebten auf leichten, feinen Füßen dahin unter den Platanen, junge Männer begegneten ihnen, blieben ſtehen, folgten, nur der Fremde ging allein und ſchweigſam

Ach, wenn es doch eine Sprache nur gäb',
Eine einzige Sprache hinieden,
So herrlich verſtänden wir Alle uns dann,
Vom hohen Nord bis zum Süden.

Meinſt, leicht iſt's geſagt — doch reiſe Du nur
Nach Andaluſiens Eden;
Da iſt eine Allen gemeinſame Sprach',
Denn Augen und Pulſe reden.

Nur in Malaga und Granada habe ich so viel Schönheit gesehen wie hier; und ohne diese, ohne alle diese strahlenden Augen wäre es fast noch kälter in Sevilla gewesen. Nicht wahr, man darf das schon sagen?

Man findets recht und billig den Drang,
Der mich trieb zu singen vom Schwanengesang,
Von dem schwellenden Meer, von der Sterne Pracht,
Von Gottes Natur, in Fülle und Macht.
Doch folg' ich nun meines Herzens Drang,
Und singe von Spaniens lieblichen Mädchen,
Der schwellenden Schönheit, dem schwebenden Gang,
Den Augen, den Füßen, den flammenden Blicken.
Dann tadeln sie das mit argen Tücken.
Die nordische Erhabenheit sie vermissen,
In Spanien aber will ich nichts wissen
Von ehrbarer Minne — nur kosen und küssen!
Dem Paradiese ist Spanien nah,
Das Schönste aber war Eva da,
Und all' das Schöne, das Gott gemacht
Besing ich voll Lust, wenn das Herz mir lacht!

Beliebt man keine Lieder, liebt man mehr Comödienspiel? Wohlan! Gehen wir in's Theater; Sevilla hat zwei große Theater. Wir besuchten Teatro de San Fernando. Das Gebäude ist im Innern hell und freundlich, hat vier Etagen und hohe Parquetlogen. Es werden täglich zwei Vorstellungen gegeben, die eine beginnt um drei Uhr

Nachmittags, die andere um acht Uhr des Abends, ich ſah die letztere, man gab einen zweiactigen Zarzuela, betitelt Llamada y Tropa. Unter Zarzuela verſteht man eine Art von Vaudeville, die zunächſt dem entſprechen, was wir ein Luſtſpiel nennen, aber oft durch eine eingelegte große Parabearie auf das Gebiet der Oper hinüberſtreift. Die Muſik war von dem Spanier Arrieta, einen, wie es ſchien, fleißigen Componiſten; die Mehrzahl ſpaniſcher Opern trugen ſeinen Namen. Die Muſik war lebendig, etwa franzöſiſch-ſpaniſche Muſik; es klangen Caſtagnetten und Volkslieder; der Dialog war in Verſen, und das Localpikante an der Vorſtellung beſtand darin, das dreißig ninnos del Aſilo, das heißt Aſylkinder, wirkliche Aſylkinder Sevilla's in dem Stück auftraten und ein komiſches Chor ſangen. Sie machten ihre Sachen gut, und das Publikum warf ihnen nun in reichlicher Menge Bonbons zu; ſie ſtürzten ſich über dieſelben und laſen ſie mit einer höchſt amüſanten Emſigkeit auf. Das Publikum rief Da Capo, das Chor wurde wiederholt und es folgte ein neuer Regen von Bonbons, wodurch natürlich die Illuſion aufgehoben wurde, aber auch das war recht poſſierlich.

Am neunzehnten November war der Namenstag der regierenden Königin Iſabella; derſelbe wurde in Sevilla gefeiert. Militairmuſik erklang in den Straßen; der Balkon des Rathhauſes war mit goldverbrämten bunten Teppichen bekleidet, und über die-

ſen war das Portrait der Königin in einem großen, vergoldeten Rahmen ausgeſtellt; zwei Soldaten, wirkliche lebendige Menſchen, waren kommandirt, hier unbeweglich als Wachsfiguren länger denn eine Stunde zu ſtehen. Ich hatte ſchon bei den Feſtlichkeiten in Granada dieſe erſten Portraittableaux geſehen, hier wurde dieſer Torturſchmuck wiederholt. Die Sonne brannte den zwei Unglücklichen, die kein Glied bewegen, kaum mit den Augen blinzeln durften, gerade in's Geſicht. So befahl es das Ceremoniel und was dieſes betrifft, iſt es gewiß in Spanien noch immer beim Alten.

Vor der Abreiſe von Sevilla mußte ich noch einmal den Alcazar und den unvergeßlichen Dom, der in ſeiner Größe mit noch tieferem Ernſt predigt, als der Sanct Peter in Rom, beſuchen. Um vier Uhr Nachmittags ging der Zug ab. Die Sonne warf ihre Strahlen ſommerlich auf die jugendfröhliche Stadt. Schwarze, ſchöne Augen ſchleuderten Stoff zu Sonetten in die Menge hinaus; niedliche Kinder waren da; im Norden ſagt man: „Kinder dürfen nicht mit Feuer ſpielen!“ die jungen Andaluſierinnen thuen es aber, und ich —

Ich bin wie ein Waſſer, ein tiefer Teich ...
Es ſpiegelt ſich Alles ſo klar darin,
Bin Südbewohner im Südens Reich
Die Sprödigkeit ſchmilzt vor freiem Sinn.

Wo war das Gefühl und gesund zugleich,
Da ist's als wär ein Feuerwerk drin,
Das lobert und knallt im ganzen Bereich!
Bist gegen die Jugend Du streng — dann weich'
Von hier, bist alt Du — nicht bringt Dir's Gewinn

und wir fuhren dahin.

XIV.

Cordoba.*)

Früher, als man nur mit der Diligence oder zu Pferde von Sevilla nach Cordoba gelangen konnte, ging die Reise über das sonnenheiße Ecija am Flusse Xenil. Der neunte Reisebeschreiber von Spanien, Theophil Gautier, schildert diese Stadt in einer Weise, als liege sie in China oder Japan; man möchte sie sehen, allein wir gelangten nicht dorthin. Die Eisenbahn geht ihren geraden Weg, der bald die alte Landstraße kreuzt und nichts mit derselben zu schaffen haben will; sie hatte auch nie einen guten Leumund, die Mehrzahl der Geschichten von Ueberfällen, die uns unsere Landsleute erzählt haben, erlebten sie auf diesem Wege. Hier wurde z. B. vor einigen Jahren der dänische Architekt Professor Meldahl ausgeplündert. Die Räuber nahmen ihm sogar sein Skizzenbuch. „Gieb mir doch das Buch wieder,

---

*) Die Spanier schreiben und lesen Corbôba, nicht Cordova.

ſagte unſer Architekt, „Euch iſt es doch von keinem Nutzen, für mich hat es einen Werth!“ und derjenige Räuber, der ihm das Buch abgenommen hatte, verleugnete nicht die ſpaniſche Höflichkeit, ſondern gab es ihm wieder zurück.

Der Eiſenbahnzug brauſte dahin in der heißen Abendluft, hier und dort erblickten wir vor einer vereinzelten Hütte dicht an der Bahn ein großes flammendes Feuer; Männer, Frauen und Kinder lagerten um daſſelbe, ſie grüßten uns und machten Zeichen auf uns; ſie ſprachen vielleicht davon, wie ganz anders ſchön es hier vor einigen Jahren geweſen ſei, als die ſchwere, wie eine Schnecke langſam dahinrollende Diligence des einſamen Weges zog, damals wo muthige Männer mit Leichtigkeit einen guten Verdienſt ſich holen konnten; wo die Pferde angehalten, die Piſtolen vorgehalten wurden, und die Meſſer blitzten und ein muthiger Mann alsdann Gut und Geld hatte. Jetzt waren die Zeiten vorbei.

Es wurde neun Uhr Abends bevor wir Cordoba, den Geburtsort Seneca's erreichten. Sämmtliche Reiſenden, die in die Stadt wollten, wurden in den einzigen Omnibus geſteckt, der hier am Bahnhof hielt. Wie wir eigentlich darin Platz hatten, mag der liebe Gott und der Kutſcher wiſſen. Das Gepäck wurde oben auf den Wagen geladen, es war ein ungläubliches Fuder, wie bei einem großen Umzug; der Wagen knackte und dröhnte. Die Menſchen ſaßen drinnen, Einer auf dem Schooſe des Anderen; faſt

Jeder hatte ein Packet oder einen Regenſchirm, oder dergleichen zu tragen, wir wurden zuſammen gepferchт und ſaßen wie in einer Preſſe. Keine Laterne leuchtete, eben ſo wenig vom Wagen als vom Wege her, und letzterer befand ſich noch im Naturzuſtande. Die Straße in die wir hinein fuhren, war dermaßen eng, daß kein Menſch ſtehen oder gehen konnte wo unſer Omnibus hinfuhr, und zuletzt verengte ſie ſich ſo ſehr, daß wir ſelbſt nicht weiter fahren konnten. Der Omnibus hielt an und wir wurden nun aus der Thüröffnung herausgedrängt, ungefähr in der Weiſe wie die Maler, die mit Oel geriebene Farben aus der Blaſe drücken; das war fühlbar.

Die Straße endigte in einer ſchmalen Schlippe zwiſchen hohen Häuſern, der Kutſcher deutete dort hinein, das ſei der Weg, um in die Fonda Ricci, das größte Hotel der Stadt zu gelangen. Wir ſtolperten dahin beim Scheine einer Laterne, die am Ende der Schlippe ſichtbar war. Wir gelangten endlich hin; das Portal war ſtark erhellt und hinter demſelben ſahen wir, wie in Sevilla, einen großen, prächtigen Hofraum mit blühenden Roſen und Geranien, plätſchernde Springbrunnen, umſchloſſen von Bogengängen, die von marmornen Säulen getragen wurden, ſchöne Treppen mit Rohrmatten belegt; unſere Zimmer waren hoch und luftig, aber ohne Kamin und es war kalt, bitter kalt; ein Braſero, ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen, wurde heraufgebracht, um die Zimmer zu erwärmen, während wir unten im Speiſe-

ſaale hauſten. Eine Menge Menſchen waren hier beiſammen, die alle noch dieſelbe Nacht mit der Diligence nach Madrid fahren wollten. Es war eine auserleſene Sammlung von verkrüppelten und ausgeleckten Alten, Einer huſtete, ein Anderer hinkte, ein Dritter ſeufzte, ein Vierter ſchielte, ſie hätten als Modell demjenigen Maler dienen können, der die Parabel vom Himmelreich malen wollte, wie für den König, der ſeine Truppen die eingeladenen Gäſte vernichten ließ, die nicht zur Hochzeit ſeines Sohnes erſcheinen wollten, und der als die Trauung beſtellt war, ſeine Diener auf Weg und Steg hinaus ſandte, damit ſie Alle einladen ſollten, die ſie fänden, und ſie fanden Böſe und Gute; hier waren Geſtalten für einen Maler mit Humor.

Solche Menſchen ſollten lieber zu Hauſe bleiben und nicht reiſen, ſagte der Kellner zu uns, als die Spitalleute aufbrachen und wir Platz nahmen.

Während der Herrſchaft der Mauren war Cordoba die Hauptſtadt; die Stadt hatte eine Million Einwohner, ſechshundert Moſcheen und Hundert öffentliche Bäder. Kunſt und Wiſſenſchaft blühten hier, und jetzt — wie verändert! Man findet hier engärmliche volksleere Straßen, Cordoba iſt herabgeſunken zu einem geringen Städtchen. In einigen kleinen Zimmern ſah ich einige Stücke Corduan, das berühmte Leder Cordoba's hängen. Auf dem Fleiſchermarkte waren noch einige Spuren vom alten

Glanze übrig, die Wände der Buden trugen noch die porzellanene Bekleidung aus der Zeit der Mauren, durch einsame Gassen mit geweißten, niederen Häusern gelangten wir auf die Alameda hinaus, die mit ihren hohen alten Bäumen dem Laufe des Guadalquivir's folgt, das Flußwasser war gelb, wie die Gewässer der Tiber. Hier war ein tiefer reißender Strom. Das ganze Leben, der ganze Verkehr auf der langen Alameda beschränkte sich auf eine alte Frau, die mit Anstand einen großen thönernen Krug quer über die Promenade und eine Treppe hinab zum Fluß trug; dort saßen drei bis vier Leute zwischen den Mauerresten im Wasser, die Angelruthe haltend, geduldig auf einen Biß harrend. Am Ende der Alameda lagen Ruinen von einem alten Kloster mit dessen Kirche, die Wände waren mit frommen Bildern bemalt, es hatte den Anschein, als wenn die geborstenen Mauern die schweren steinernen Heiligenbilder kaum zu tragen vermöchten. Man erzählte mir, daß dieses Kloster während der Verfolgung der Mönche im Jahre 1835 gestürmt worden sei; das Bild der Zerstörung, welches die Ruinen darboten, führte mir alle jene blutigen Greuelscenen vor meine Gedanken, der Pöbel trieb die Mönche in die brennenden Klöster, die rasenden Weiber schürten das Feuer und verhinderten die Eingesperrten hinauszukommen.

Von der Alameda hat man eine Aussicht über den breiten reißenden Fluß in eine weite, fruchtbare

Landſchaft mit wechſelnden Höhen. Hier dehnen ſich Olivenwälder aus, hier und dort hebt ſich eine hohe Palme, eine große Thurmruine ſchmückte die Silhouette am fernen Horizonte. Hinter der Stadt, gen Norden, erhebt ſich das Sierra-Morena-Gebirge, ſchwarzblau und ernſt; die Luft war ſchwer und wolkenvoll. In Sevilla hatte es fünf Monate lang nicht geregnet, jetzt begann der Regen in Cordoba zu fallen und würde wahrſcheinlich auch Sevilla heimſuchen.

Eine Herrlichkeit beſitzt Cordoba jedoch vor jeder andern ſpaniſchen Stadt, nämlich ſeine große merkwürdige Moſchee, jetzt der Dom der Stadt; derſelbe liegt in der Richtung der Alameda, und kehrt eine ſeiner Seiten dem Guadalquivir zu; er nimmt einen großen quadratiſchen Flächenraum ein, allein in ſeinem Aeußeren iſt nichts Ueberraſchendes, Maleriſches oder Großartiges. Der Orangenhof vor demſelben, in welchem die Bäume in Alleen längs friſchen, dahin rieſelnden Gewäſſern gepflanzt ſind, iſt weit und groß; hier erhebt ſich der hohe Glockenthurm, der Kirche ſelbſt gegenüber, an deren Bogengängen ein Thor neben dem andern in das mächtige Gotteshaus hineinführt; das Haus iſt unter König Abd ur Rhaman dem Erſten erbaut. Nicht weniger denn eintauſendundachtzehn marmorne Säulen tragen das Dach, ſie bilden eine ganze Säulenplantage in Alleen geſetzt, Seite um Seite einander durchkreuzend, niedere Wölbungen, Säulen und Bogen ins Unendliche, und längs den äußerſten Mauern ein Altar

neben dem andern. Halbdunkel herrſcht hier ſelbſt am hellſten Tage; durch dieſes hindurch gelangt man zur Mitte der Moſchee, woſelbſt zur Zeit der Mauren immer tauſende und aber tauſende von Lampen unter der wunderbar geſchnitzten Decke ſtrahlten, jetzt iſt dieſe abgebrochen, und hier erhebt ſich eine hohe, weißgetünchte, reich vergoldete Chriſtenkirche mit hellem Tageslichte und einem großen funkelnden Altar, vor welchem die Räucherbecken geſchwenkt und die Meſſen geſungen werden, daß ſie durch die mauriſchen Bogen hindurch ſchallen, wo die Altäre ſtehen, wo Kapellen errichtet ſind für die Todten in dem allein ſeligmachenden Glauben. Einer meiner Freunde hat von dem Dome in Cordoba bezeichnend geſagt, derſelbe ſei wie ein dichter Tannenwald, der man in der Mitte gelichtet, und hohe Buchen als Emporkirche hingepflanzt habe. In einem der Seitengebäude ſtand ein Bett mit einem Kranken, der Geneſung oder Verſcheiden in Gott erwartete. An den Mauern ſind in Gold und Farben arabiſche Inſchriften, als „Lob und Preis, ewige Ehre Gott und ſeinem Propheten Mahomed", zu leſen. Die ſpitzenartigen ausgemeiſelten Verzierungen über der niedrigen Thüre nach dem Guadalquivir hin lenken die Gedanken auf den Alcazar und die Alhambra. Während der Herrſchaft der Muſelmänner wurden hier heilige Reliquien aufbewahrt, unter welchen ein uraltes Manuſcript des Korans und der rechte Arm des Propheten Mahomed. Die frommen

Gläubigen näherten ſich dieſer Stelle nur auf den Knieen kriechend, und noch iſt dieſelbe der intereſſanteſte Punkt im ganzen Gebäude, welches hier ſeine urſprüngliche Schönheit bewahrt hat.

Während von dem Hochaltar Jeſus und Madonna im Lobgeſang geprieſen werden, predigen die Wände in arabiſchen Schriftzeichen: „Es giebt nur einen Gott und Mahomed iſt ſein Prophet!“ Das Ganze macht einen wunderlich gemiſchten Eindruck, der uns gewiß am Beſten erhebt durch Toleranz und durch das Pſalmenlied:

„Wir glauben alle an einen Gott.“

Moſes ſchrieb auf die Geſetztafeln ein: Gott iſt nur ein einiger wahrer Gott, und dieſer führt ſein Volk, und die Propheten ſprachen in ſeinem Geiſte und nach ſeinem Willen. Aus dem Geſchlecht Ismael kam ein neuer Prophet, er kam mit Feuer und Schwert, es gingen Städte in Flammen auf, ſeinen Namen ſchrieb er ein, wo kein Menſchenname eingeſchrieben werden darf. Es giebt nur einen Gott und Mahomed iſt ſein Prophet. Der einzige wahre Gott hat ſich ein einziges Volk erkoren! Dies iſt der Glaube der Juden und Muſelmänner. Der Chriſt ſagt: Gott wurde Menſch, um die Menſchen durch alle Geſchlechter zu erlöſen. Der chriſtliche Glaube iſt für alle Völker und für alle Zeiten. Gelobt ſei Gott in Jeſus Chriſtus!

Hier in dem mächtigen Dome Cordoba's haben einſt gläubige Muſelmänner ihr la illah ilallah! (es

iſt kein Gott auſser Gott) ausgejubelt, jetzt knieen hier die frommen Gläubigen der alleinſeligmachenden Kirche und fühlen ſich erheben und erlöſt bei ihrem stabat mater dolorosa. Der Proteſtant iſt ihnen ein Fremder, ein Neugieriger, ein Verdammter. Es war mir, als wenn das Streben der ganzen Menſchheit nach dem einzig wahren Gott hier während der Menſchen eigenen Kurzſichtigkeit und Eitelkeit, während ihrem Feuer und ihrer Kälte von dieſen Mauern zuſammengedrängt und umſchloſſen geweſen und noch ſei. Fromme, milde Gedanken durchleuchteten hier meinen Geiſt und mein Herz.

Wie hart, wie unliebſam richten nicht chriſtliche Brüder unter einander. Der Katholicismus iſt eine Schaale ohne Kern, ſagt der Proteſtant, während wiederum der gläubig glühende Katholik weder Schaale noch Kern im Proteſtantismus erkennen will; wir ſind verdammt, ohne Rettung verdammt. Wie hart, wie unliebſam richtet nicht in der Kirche deſſelben Glaubens ein Bruder den Andern, wenn dieſer nicht den Glauben nach Buchſtabüberſetzung jenes herſagt; iſt es doch, als wenn das Myſtiſche, das Unerklärliche, Das nämlich, daß Gott ſelbſt Menſch geworden, der Kern der ganzen Religion und nicht die Lehre ſelbſt es ſei, dieſe Quelle des Segens, der Wahrheit, dem Gotte ſelbſt entſprungen.

Allerdings lag es im Geiſte der Zeit, das Schwert in Sachen des Glaubens zu gebrauchen, ſie wollten mit dem Schwerte drein ſchlagen, wie ſie

jetzt die Worte hinausſchleudern: Du biſt kein Chriſt! Wie wenig weiß man von dem Leben, welches ſich auf der Meerestiefe regt, wohin das Senkblei zu reichen vermag, und doch will man wiſſen und richten, was in der religiöſen Herzenstiefe des Menſchen liegt, wohin kein Senkblei ausgeworfen werden kann. „Richtet nicht, damit ihr nicht auch gerichtet werdet, verdammet nicht, damit ihr nicht auch verdammet werdet!“

O Gott, Du treuer, nimm an meinen Gruß.
Es leuchte dein Licht meinem ſchwankenden Fuß;
Ins Herz mir leucht', es will nur das Rechte!
Die Diener der Schrift, ſie treiben ja Spott,
Verwiſchen, daß Du der einzge Gott;
Was Chriſtus gelehrt dem Menſchengeſchlechte,
Nicht will ich's vergeſſen, doch Du biſt der Herr,
Der Gott, der in Jeſus ſprach, der uns rettet,
In ihm gabſt Du Tod und Leben zugleich.
Leucht' tief in mein Herz, darinnen gebettet
Von Dir ward die Saat aus der Wahrheit Reich.
Ich kämpfe, ich jage — doch einſt werd ich landen,
Ich find', was mir fehlt, was die Anderen fanden,
Die Chriſtuslehr' iſt der Liebe Lehre,
Die gabſt Du durch ihn, darum Preis Dir und Ehre.

Aus dem gedankenerweckenden, Ernſt einflößenden Heiligthum tritt man hinaus an den Fluß Guadalquivir; eine großartigealte römiſche Brücke führt über denſelben; im Waſſer ſelbſt ſtehen Reſte von mauriſchen Brücken und Gebäuden. Das gelbe Gewäſſer ſtrömt durch und über dieſe ſtummen Denkmäler dahin.

Der Geiſt der Zerſtörung iſt hier hingefahren, ſchneller ſeinen Willen übend, als ſelbſt die Vergänglichkeit. Wir wandern hierauf zwiſchen großen Haufen von Schutt und Sand, wo wild wachſende Bäume und Hecken ſich wie eine Decke des Vergeſſens über entſchwundene größere Herrlichkeit breiten. Hier lag das prächtige Alcazar der Maurenkönige mit ſeinen künſtlich ausgehauenen marmornen Bogen, ſchönen Roſengärten und ſpringenden Waſſern. Hier hallte es wieder von Sang und Saitenſpiel; hier haben meſſingene Trommeln, Flöten und Trompeten geſchmettert; hier wurden Feſttage und Feſtnächte verjubelt. Geſtalten der Schönheit ſchwebten durch dieſe Säle, hinaus unter duftig friſche Roſen und fächelnde Palmen. Dieſer Glanz und dieſe Herrlichkeit ſchwand dahin wie ſtrahlende Wolken, die Finſterniß und die Angſt folgte, Spanien's Inquiſition zog in dieſe Hallen, vermauerte die leichten luftigen Fenſterbogen, ſtellten Marterwerkzeuge dort auf, wo früher weiche Kiſſen ausgebreitet lagen, der Schmerzensſchrei der zu Tode Gefolterten hallte jetzt dort, wo die Laute klang und ſchöne ſeelenvolle Stimmen getönt hatten. Die Kugeln und Bomben franzöſiſcher Soldaten zerſtörten dieſe Mauern; die wild wachſenden Hecken und alten Bäume wurden zermalmt und verbrannt, zu Schutt ward die verſchwindende Größe.

Der lehmgelbe Strom des Guadalquivir fließt

zwiſchen Ruinen und Rudera; könnte er uns die wechſelnden Spiegelbilder, die er getragen hat, vorführen, wie würde er mit Lampenreihen und Freudenfeuern der Maurenkönige ſtrahlen, wie würde er bluten mit dahin ſchwimmenden Leichen,— wir würden zu ſehen bekommen, was uns Entſetzen einflöße.

War es zufällig, oder iſt es ein Merkmal Cordoba's, der die Stadt des Geſanges, die zur Zeit der Mauren eine ganze Muſikſchule gründete, daß hier kein Sang ertönte, keine Caſtagnetten klangen, kein Tanz zu ſehen war; öde und menſchenleer ſchien es hier zu ſein. Eine einſame Sennora, das Gebetbuch in der Hand, ſchreitet durch die engen Gaſſen nach den alten Dom, die Größe und Herrlichkeit Cordoba's, hin.

An einer der Außenſeiten der Stadt liegt eine kleine Kirche; auch dieſe war einſt eine mauriſche Moſchee; jetzt iſt ſie San Nicolas geweiht; der Thurm iſt bemerkenswerth; er iſt unverändert das alte Minaret, gewiß das einzige, das jetzt in Spanien zu finden iſt. Vor der Kirche liegt ein kleiner mit Bäumen bepflanzter Platz, von wo aus man eine ſchöne Ausſicht auf die dunkle Gebirgskette der Sierra Morena hat, dieſe Berge, die einſt der Schrecken aller Reiſenden waren, weil hier die gefürchtetſten, blutdürſtigſten Räuberbanden hauſten. Dorthin durch la Mancha, das Land Don Quixote's und in Neu-Caſtilien hinein, geht die Landſtraße von Cordoba nach Madrid.

Während ich auf diesem Platze im Beschauen der ernsten Landschaft stand, begannen die schweren Regenwolken sich zu zertheilen, die Sonnenstrahlen fielen schroff gezeichnet hin über die Wolkenmasse auf die baumgrüne Campagne herab; das Gebirge ward finster wie die Nacht; ein bewaffneter Bauer auf seinem Maulthiere war der einzige lebende Gegenstand, den ich in dieser großen Einöde gewahr wurde.

XV.

Ueber Santa Cruz da Mudela nach Madrid.

Die größte Strecke der Eisenbahn von Cordoba nach Madrid ist noch nicht vollendet; man muß also die Diligence benutzen; allein ungeachtet diese, mag der Weg sein wie er will, in fliegender Fahrt, von zehn Maulthieren gezogen, dahin jagt, muß man doch ungefähr dreiundzwanzig Stunden in diesem Fuhrwerk ausharren, bis man Santa Cruz de Mudela erreicht, von wo aus bis Madrid Eisenbahn ist. Wir nahmen Platz in der Diligence, und wollten in Santa Cruz ausruhen.

Diejenige Straße in Cordoba, wo das Diligence-Büreau liegt, ist so eng, daß kein Wagen hinein kann; wir mußten uns deshalb nach der nächsten breiten Straße begeben, woselbst die Diligence hielt; wir stiegen hinein, im Ganzen nur drei Passagiere,

und hatten alſo bequem Platz. Der Wagen war nicht übel, das Wetter auch nicht, die Sonne brach hervor, der Majoral knallte mit der Peitſche, rief ſein Thiah caballo de desbocado, Gitana, Golondrina, bedeutungsvolle Namen insgeſammt. Wir fuhren durch die Hauptſtraße längs der Alameda, aus dem alten Stadtthor hinaus, die Landſchaft lag fruchtbar und reich an Olivenbäumen, aber nur wenig bewohnt, vor uns. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir Andujar, eine kleine Stadt erreichten, die mit ihren Kaufmannsläden und ihrem Verkehr auf der Straße ein ganz anderes lebhaftes Bild, als das weit größere Cordoba darbot; hier bekamen wir einen außerordentlich lebensfrohen Reiſegenoſſen, keinen jungen Mann, aber leicht erregbar, als ſei er noch im glühenden Jünglingsalter; er warf jedem Frauenzimmer, welches er ſah, und mochte es noch ſo alt ſein, Kußhände zu, und ließ es nicht an Zurufen fehlen, wie: Du Stern meines Lebens! Du deren Augen zwei Sonnen ſind! u. ſ. w. Er ſtrengte ſich ganz entſetzlich an und war auch ſichtbar ermüdet, als wir am ſpäten Abend das in in der Kriegsgeſchichte berühmte Baylem, eine nicht unbedeutende Stadt erreichten. Wir blieben an der andern Seite der Stadt halten, um die Maulthiere zu wechſeln; es war ein ſtiller ſchöner Abend, der Neumond ſtand am Himmel, er ſah aus wie eine goldne Schaale, in welcher die ſchwarzblaue Mondkugel lag. Wir hielten am Eingang eines Kirch-

hofs; zwei geiſtliche Herren in langen flatternden Mänteln ſchritten geſpenſterhaft unter den dunkeln Bäumen dahin; der Mond ſchien auf die Kirchenfenſter, ſie flimmerten als ſei Licht darinnen. Der Guadalquivir brauſte dicht an uns vorüber. Wir vernahmen das Brechen und Fließen des Stromes, es war der einzige Laut, einförmig und einſchläfernd in der großen Einſamkeit. Die Nacht rückte näher mit Schlaf und Träumen, dieſen wunderbaren „Entremeſes", oft ſo phantaſtiſch, dreiſt hingeworfen, daß wir in wacher Beſonnenheit ſagen, es war kein Sinn darin, manchmal leuchtend wie ein Geiſtesblitz, wie eine Offenbarung.

Unſer glühender Spanier ſagte, er wolle von ſchönen Augen träumen, und er ſchloß die ſeinigen. Ich ſtarrte hinaus in die helle Nacht, blinzelte auch ein wenig, es giebt aber nicht viel zu erzählen aus dem Reiſeleben mit einer Diligence während der Nacht, man erinnert ſich einer Beleuchtung bei Mondſchein oder bei Stalllaterne, einer einzelnen Geſtalt, die ſich gezeigt hat. Ich habe von dieſer Fahrt nur behalten, daß wir durch ein bebautes, flaches Land fuhren und das wir lange vor Tagesanbruch in ſchlafender Ruhe die kleine Stadt la Carolina erreichten, eine deutſche Colonie, woſelbſt aber ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die deutſche Sprache ausgeſtorben iſt.

Die Wagenthür wurde hier aufgeriſſen und zwar von einer dicken Madame, die eine Laterne empor-

hielt und mit derſelben ihr eignes Geſicht beleuchtete; ſie huſtete, der Mund hob aus zum Reden, allein es kam keine Rede, ſie nießte, und unſer verliebter Spanier ſagte Profit, und wünſchte ihr einen ſchönen Geliebten. Im Zimmer ſetzte man uns erſt ein Feuerfaß vor, einen ſchönen großen Braſero mit glühenden Kohlen, derſelbe ſollte uns erfrorne Menſchen erwärmen; darauf folgte die Chocolate, und darauf lebten wir auf, um wieder in den Wagen hineingeſteckt zu werden, wo nun alle Plätze beſetzt waren. Wir hatten jetzt eine beſchwerliche Fahrt. Von la Carolina aus ging der Weg immerfort aufwärts, ringsum traten Felsblöcke vor, wir blickten hinab in tiefe Abgründe, die Nebel ruhten dort in der Morgendämmerung. Die Gegend wurde immer wilder und ſo maleriſch ſchön, daß man von Rechts wegen nicht hätte in dem Wagen ſitzen bleiben können; die Berge der Sierra Morena zeigten eine Größe, eine Abwechſelung, die hinreißend ſchön war. Mächtige Felsblöcke lagen hingeworfen und hinabgeſtürzt; große Bäume klammerten ſich mit ihren langen Wurzeln um die Steinmaſſen, und lagen mit ihren Wipfeln über den Abgrund hinaus, in deſſen Tiefen das Waſſer ſauſte und brauſte.

Es begegneten uns bewaffnete Soldaten; ſie begleiteten uns zu unſrer Sicherheit eine weite Strecke, ich glaube aber nicht, daß hier ein Ueberfall zu befürchten war, ich fühlte mich dermaßen ſicher, daß mir plötzlich Muth und Luſt überkam,

einen kleinen Räuberüberfall zu erleben. Die ganze Gegend ſchien wie dazu eingerichtet, und ich begreife ganz gut, wenn es wahr iſt, aber das iſt es freilich nicht, daß Alexander Dumas, als er in Spanien reiſte, durchaus einen Ueberfall von Räubern haben wollte, und zwar eben ſo ſehr zu ſeinem eigenen Vergnügen, als zu dem ſeiner Leſer. Spanier haben mir die Geſchichte erzählt, um durch dieſelbe zu beweiſen, wie ſicher man jetzt reiſt. Vor ſeiner Ankunft in Spanien habe Alexander Dumas einem bekannten Räuberhauptmann einen Wechſel auf tauſend Francs eingeſandt, und ſich dafür erbeten, daß ein Ueberfall ohne allen weiteren Verluſt und ohne alle Gefahr arrangirt werde, der Räuber antwortete, das Haus ſei eingegangen, die Geſchäfte würden nicht länger fortgeführt, er überſende jedoch die Quittung für den Empfang des Wechſels. Die ganze Geſchichte iſt natürlicherweiſe erfunden.

In einer großartigen wilden Natur wie dieſe, ſoll man nicht in einer Diligence fahren, ſondern in alter Manier auf ſeinem Pferde reiten, man ſoll dieſe Berge nicht allein am ſonnenhellen Tage, ſondern auch im prächtigen Mondſchein ſehen. Wir gingen weit und lange, vermochten uns aber kaum warm zu erhalten; ringsum war das Waſſer mit Eis bedeckt. Endlich ging die Sonne auf, und nun ſahen wir auch Leben und Bewegung. Es waren Leute damit beſchäftigt, Felſen zu ſprengen und Anhöhen zu durchſtechen, hier ſoll die Eiſenbahnver-

bindung zwiſchen Cordoba und Madrid in einigen Jahren vollendet ſein. Von Baracken zuſammengeſtellte Städte, deren Häuſer mit friſchen grünen Cactusblättern gedeckt waren, lagen in kurzer Entfernung von einander, vor den Baracken ſaßen Frauen und kleideten ihre Kinder an, mehrere Familien verzehrten ſchon ihr Frühſtück. Es würden viele Bilder zu malen ſein, ſollte ich Alles wiedergeben, was wir ſahen und an dem wir in wenigen Secunden vorüberflogen.

Ungefähr um elf Uhr Vormittags erreichten wir das Ziel unſrer Reiſe, die kleine Stadt Santa Cruz de Mudela. Eine ſo ſchmuzige Stadt wie dieſe hatte ich in ganz Spanien noch nicht geſehen, die Straßen waren ungepflaſtert, und für den Augenblick in einen alten übelriechenden Moraſt aufgelöſt. Gehen konnte man hier nicht, wohnen auch nicht; die Häuſer waren alle ärmliche ſchlechte Hütten. Wir mußten durch die Stadt mit all' ihren Schmuz und Moraſt. Eine Strecke außerhalb derſelben an der Eiſenbahn lag die uns empfohlene und einzige Fonda; dieſelbe ſah durchaus nicht einladend aus; es war ein großes ſchmuziges Wirthshaus mit niedrigen, finſteren Stuben, auf deſſen Fußböden man Stroh aufgeſchüttet hatte, um die Füße warm zu erhalten, das Schlafzimmer, das man uns anwies, hatte keine Fenſter, eine große viereckige Oeffnung in der Wand mit einer hölzernen Luke trat an deren Stelle; dies hieß das beſte Zimmer

im Hauſe. Hier die Nacht über bleiben und auch den ganzen folgenden Vormittag in dieſem Verſchluß zu verbringen, oder in der magern, langweiligen Gegend ſich umherzutreiben, würde mir Buße und Pönitenz geweſen ſein, nein, dann lieber in Ueberanſtrengung von der Reiſe im Eiſenbahnwagen umkommen. Dieſer Entſchluß wurde ſofort ausgeführt; der Zug ſollte augenblicklich abgehen, wir ſtiegen in den Wagen, der um Mitternacht nach einer Fahrt von zehn Stunden Madrid erreichen würde. Wir ſaßen vortrefflich, es war eine Erfriſchung in dem Fuhrwerk der Civiliſation dahin zu brauſen, wiederum das Gefühl zu haben in der Gegenwart zu leben. Es ging in fliegender Eile. Die Gegend war flach, ohne Abwechſelung; in der alten Stadt Alcazar de San Juan, die gleichzeitig mit noch einigen andern ſpaniſchen Städten, Geburtsort des Cervantes zu ſein behauptet, gelangten wir auf die Madrid-Valencia Bahn. Wir mußten hier außerordentlich lange auf den Hauptzug warten, der erſt nach Sonnenuntergang eintraf, wir ſaßen unterdeß auf dem langweiligen Bahnhof und ſtarrten hinüber in die alte Stadt mit ihren vielen Kirchen und großen Gebäuden, dieſe ſahen intereſſant aus, man hätte hier übernachten, vielleicht einen Ausflug nach dem nahliegenden Toboſo machen können, berühmt durch die Dulcinea Don Quixote's, allein Niemand hatte uns dieſe Stadt genannt, nur in Santa Cruz de Mudela ſei eine Fonda für Reiſende. Die Eiſen-

bahnen ſind in Spanien noch etwas ſo Neues, daß man ſelbſt in den größten Städten, wenn dieſe weit von den neuen Wegen liegen, keinen Aufſchluß erhalten kann. Das gedruckte Eiſenbahnbuch, Indicador de los Caminos de Hierro, in welchem alle Bahnen und Züge genau angegeben ſind, iſt auf keiner Station zu finden, außer in Madrid.

Als wir wieder mit Dampfkraft dahin jagten, ſtand Alcazar de San Juan wie eine Silhouette auf dem rothen Abendhimmel. Der Weg war lang, die Zeit war lang; der Neumond ſtand am Himmel und beleuchtete eine große weite Campagne zu beiden Seiten, die Converſation im Waggon wurde einſilbig und beſchränkte ſich auf die Angabe der Stunden und Viertelſtunden, die wir noch bis zu Ende der Fahrt auszuhalten hatten. Es wurde finſter und noch finſtrer als wir uns plötzlich, zwiſchen Gebüſch und Bäumen, Aranjuez, einer Oaſe in der Wüſten-Landſchaft Madrids näherten. Wir gedachten ſofort des Verſes in Schillers Don Carlos:

„Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind nun zu Ende!"

Wir hielten einige Minuten am Bahnhofe an, ſahen Lampenlicht in den Alleen leuchten, ſich in den Kanälen ſpiegeln, und — die Minuten in Aranjuez waren vorüber. Der Zug ging gen Madrid, in einer Stunde konnten wir dort ſein.

Es wurde eine lange Stunde, eine finſtere

Stunde, nicht ein Licht aus Haus oder Venta blitzte zu uns herein. Wir fuhren über die öde Campagna dahin. Einst war dieselbe mit Wald bewachsen; die Sage erzählt über den Namen Madrid, daß hier ehedem ein Knabe von einem Bären verfolgt wurde, daß derselbe auf einen Baum kletterte und seiner Mutter, die ihm zu Hilfe kommen wollte, zurief: „Madre id!“ das heißt, Mutter, lauf! — Wir liefen in voller Fahrt, blickten aus dem Wagen hinaus, um die Stadt im Laternenglanze zu sehen, einen Augenblick erhaschten wir auch ein Blitzen, ein Strahlen in der Ferne, Licht bei Licht, es war Madrid, allein es verschwand wieder, indem die Bahn eine Biegung machte.

Endlich hielten wir am Bahnhofe; es war Mitternacht. Wir entgingen der langweiligen Visitation und fuhren nun über die breiten Alleen, des Prado, in die Stadt hinein, durch einige lange Straßen nach der Fonda peninsular, dem von Allen uns empfohlenen Hotel; in der mitternächtlichen Beleuchtung zeigte sich dasselbe so öde, so schmuzig, so winkelig, daß wir, da sich kein lebendes Wesen, weder im Thorwege, noch auf den Treppen blicken ließ, wieder umkehrten und den Kutscher baten, uns in ein besseres Hotel zu führen; er empfahl uns die Fonda del Oriente auf dem Platze Puerta del Sol, ganz in der Nähe, und das beste in der ganzen Stadt. Wir fuhren dort hin, wurden vortrefflich einquartiert, das Feuer flammte im Kamine, gutes Essen und guter

Wein wurde uns vorgeſetzt, das Bett war gut, der Schlaf war gut, ohne Träume, und deſſen ſoll man ſich ja erinnern, wo man zum erſten Male ſchläft.

XVI.

Madrid.

Den erſten Tag wollte ich zu Hauſe bleiben, um recht gründlich auszuruhen. Das Wetter war rauh und unfreundlich, und zu meiner Ueberraſchung waren alle Dächer mit Schnee belegt, der Winter war ſchon in Madrid. Unten auf dem Platze, auf welchen mehrere der großen Straßen der Stadt ausmünden, war es ſchwarz und ſchmuzig; Leiterwagen beſpannt mit klingelnden Maulthieren, Droſchken und Karethen bewegten ſich dort, ich ſah Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Bauern in ihre großen rothen Mantas gehüllt und mit den feuerfarbenen, baskiſchen Mützen auf den Köpfen; Frauenzimmer waren hier nicht viel, das Wetter war ihnen zu ſchlecht zum ausgehen; die Herren hüllten ſich in ihre Mäntel bis ganz über den Mund hinauf; aber irgend etwas beſonderes Neues oder Charakteriſtiſches war hier nichts zu entdecken, trotzdem die Puerta del Sol der beſuchteſte Platz Madrid's, das Herz der Stadt iſt. Der erſte Blick nach außen war ſomit wenig verſprechend, allein es

könnte wohl mit der Zeit beſſer werden, vielleicht würden wir den ganzen Winter in Madrid feſt ſitzen bleiben. Das war ein fröhlicher Gedanke! Unſern däniſchen Geſandten, Baron Brockdorff, kannte ich bereits als einen liebenswürdigen und zuvorkommenden Mann, und ich prophezeite ſchon meinem Reiſegenoſſen, daß wir es recht heimiſch in der Hauptſtadt Spaniens finden würden. Bei unſerm Geſandten ſollten wir Briefe aus der Heimath vorfinden, wir hatten lange keine empfangen, wie ſehnten wir uns nach ſolchen!

Der Portier im Hotel ſagte: in Madrid giebt es keinen däniſchen Miniſter, ſonſt müßte ich wiſſen, wo er wohne. Der Droſchkenkutſcher wurde nun gefragt, derſelbe beſann ſich ſehr lange, und fuhr gewiß in Gedanken bei allen Legationen vor, aber nicht ein einziges Land wollte ihm wie Dinamarca klingen; er rief einen zweiten Droſchkenkutſcher herbei, dieſer zog wieder einen Dritten hinzu, die Menge der Droſchkenkutſcher nahm zu, und endlich fand ſich ein wohlunterrichteter Kutſcher, der uns ſofort zu dem belgiſchen Geſandten fuhr; hier wurde uns geſagt, daß in Madrid keine däniſche Geſandtſchaft ſei; das konnte aber ſo nicht richtig ſein. Der Kutſcher mußte uns nun zu dem ſpaniſchen Miniſterium des Auswärtigen fahren; dort wurden wir benachrichtigt, daß Baron Brockdorff in Dänemark ſei. Das waren traurige Nachrichten!! und alle die Briefe, die wir erwartet hatten, wo waren

die geblieben? Wir fuhren nach der Poſt, um zu erfahren, wo die Briefe, die an die däniſche Legation adreſſirt waren, abgeliefert würden, und erhielten die Nachricht, daß in der Straße, in dem Hauſe, in der Etage ein Herr wohne, der zwar nicht bei der Legation angeſtellt ſei, aber in Abweſenheit des Geſandten, ſämmtliche an dieſen adreſſirte Briefe empfinge. Jetzt galt es, das Haus zu finden, und als dies gelungen war, den Mann zu Hauſe anzutreffen. Wir fanden in demſelben einen ſehr zuvorkommenden dienſtwilligen Spanier, dem der Briefträger in der That einen Brief an mich überbracht hatte; da aber der Spanier keinen Herrn Anderſen kannte, ſo hatte er den Brief nicht angenommen; der Briefträger war nicht aufzufinden, der Brief befand ſich in ſeiner Taſche; das war nicht ſehr erfreulich! Ich frug, an wen ich mich im Uebrigen zu halten haben würde, wo unſere Päſſe viſirt werden ſollten, wenn wir abreiſen wollten. Der ſchwediſche Geſandte Excellenz Bergman habe dies Geſchäft übernommen, antwortete der Spanier und verſprach, uns zu demſelben zu führen.

In Regen und Schmuz gelangten wir dorthin, allein der Zufall wollte, daß auch hier Niemand zu Hauſe war; unſere Ankunft war aber jetzt gemeldet, und ſchon am folgenden Tage in früher Morgenſtunde ſandte der ſchwediſche Geſandte uns einen freundlichen Gruß; einige Stunden ſpäter trat er ſelbſt in mein Zimmer. Wir kannten einander von Neapel her;

ich war nun in den beſten Händen und bei dem vortrefflichſten Herz; er erzeigte mir und meinem Reiſegefährten das größte Wohlwollen; wir empfingen täglich hiervon Beweiſe; der däniſche Geſandte, der gerade zu dieſer Zeit einen Beſuch in Kopenhagen machte, hätte uns beim beſten Willen nicht mehr ſein können, als unſer ſchwediſcher Freund und Beſchützer es war; wir ſtanden nicht länger allein und verlaſſen; daß die vielen Briefe, die ich nach Madrid mit mir führte, von keinem Nutzen zu ſein ſchienen, das ließ ſich ertragen; diejenigen, denen ich empfohlen war, waren Alle fort; Einer hatte nie in Madrid gewohnt, einen Andern wollte Niemand kennen, von einem Dritten ſagte man, er habe ſich in Alicanta niedergelaſſen, und ein Vierter hielt ſich für den Augenblick in Paris auf; der Einzige, den ich zu Hauſe antraf, war der Schriftſteller Don Sinibaldo de Mas, der ſpaniſcher Geſandter in China geweſen war, aber er lag krank darnieder.

Um ſo erfreuter war ich, hier einen Freund von „jenſeit des Sundes“ gefunden zu haben. Das Wetter war bitter kalt, der Schnee auf den Dächern ſchmolz zwar, allein am folgenden Morgen lag er wieder friſch gefallen da. Endlich wurde die Luft klar und blau, aber es wehte ein Wind, den ich, der ich doch aus der Windecke des Nordens bin, diaboliſch fand; derſelbe war in einem unglaublichen Grade kalt, durchdringend und trocken; die Spanier ſagen:

„Der Wind in Madrid kann kein Licht ausblaſen, aber er kann einen Menſchen tödten.“*)

Der ſpaniſche Dichter Gongora hat in einem Sonette die Hauptſtadt Spaniens, durch die Brille der Moral geſehen, mit grellen Farben gemalt; inwiefern dieſe Schilderung für ſeine Zeit als Wahrheit gelten kann, weiß ich nicht, ich gebe hier eine kleine Clima-Photographie:

Madrid.

Spaniens Hauptſtadt, fürwahr,
Wie doch ſtreifteſt Du ab
Alles, was ſpaniſch erſcheint;
Wenig Eignes du haſt.
Man iſt in Wien, in Paris,
Nicht in Spanien mehr,
Naßkalte Wolke des Nord
Hängt in Fülle ja hier,
Graunaß, ſchmuzig und kalt
Iſt's hier; nicht will ich klagen
Mehr über Klima der Heimath.
Nebeltag des Novembers
Schmuzig, regnigt, fürwahr
Gleiches beut mir Madrid.
Wüſtenſtadt, wenig fürwahr
Gleichet Spanien Dein Bild.

Im Norden, im Lande der Wolken, wohnt der Wind am offenen Strande und an jeder Staßenecke;

---

*) El aire de Madrid es tan sotil
Que mata á un hombre
Y no apaga á un candil.

es ſind viele Ecken dort und an jeder Ecke wohnt gleichfalls ein Poet, iſt es einer, der recht gebornen und ausgetragen iſt, dann glüht er für das Schöne, dann iſt er voller Sehnſucht nach dem romantiſchen Spanien. Mag er hierher kommen, mögen ſie alle hierher kommen, direkt nach Madrid, zu welcher Zeit ſie wollen. Treffen ſie während des Sommers ein, werden ſie von der Sonne todtgebraten, treffen ſie während des Winters ein, ſo bekommen ſie den Kuß des Eiszapfens, Froſt in die Finger, und Thauſchnee über das Stiefeloberleder bis in die Galoſchen hinein, und bleiben ſie dann hier, was haben ſie von Spanien geſehen? Madrid hat nicht den Charakter einer ſpaniſchen Stadt, geſchweige einer Hauptſtadt Spaniens; daß Madrid ſie wurde, war ein Einfall Philipps des Zweiten, und er wird gewiß eben ſo ſehr gefroren als geſchwitzt haben, kraft dieſes ſeines königlichen Willens.

Eine erſtaunliche Herrlichkeit iſt hier doch, die erſte ihrer Art, die Bildergalerie, eine Perle, ein Schatz, werth, aufgeſucht zu werden, werth, daß man eine Reiſe direkt nach Madrid macht. Während unſers Aufenthaltes hier hatten wir noch einen unendlich großen Kunſtgenuß, die italieniſche Oper; hat man aber dieſe und die Bildergalerie hervorgehoben, dann iſt auch das Bemerkenswerthe und Intereſſanteſte beſprochen. Draußen war es rauh und naß, drinnen im Theater ſaß man wie in einer Badeſtube, in Rauch und Dampf; der dicke Tabaksqualm von den

vielen Cigarren, welche die Leute in den Zwiſchenacten rauchen, und der Gasgeſtank drang in alle Logen ein. Aber man blieb trotzdem, hielt aus bis nach Mitternacht, wie feſt gezaubert durch das Meer der Töne, mit welchem Sennora la Grange labte und berauſchte.

Die Mehrzahl der neueren italieniſchen Opern ſind eine Art Canevas, in welches die Sängerin, durch Kunſtfertigkeit oder durch Seele und Genialität, das Bild hinein webt, das uns überraſcht und feſſelt. Die Signoraen la Grange und Lablache waren ſeltene, erſtaunliche Weberinnen.

Oper und Bildergalerie, letztere eine immerbleibende Herrlichkeit, müſſe ja ſomit Madrid als etwas Ueberwiegendes vor der Mehrzahl anderer Städte verleihen, will man ſagen; allein es iſt mit Städten wie mit Menſchen, ſie ziehen an oder ſtoßen ab. Paris iſt nicht der Ort, wo ich mich aus Neigung niederlaſſen würde; Venedig hat mir nie gefallen; ich hatte dort immer ein Gefühl, als befände ich mich auf einem Wrack im Meere; Madrid iſt mir ein geſtürztes Kameel in der Wüſte; ich ſaß jetzt auf ſeinem Buckel, ich ſchaute weit umher, allein ich ſaß nicht gut, und es war ein theurer Sitz.

Außer dem Platze Puerta del Sol, auf welchem wir wohnten, giebt es in Madrid noch einige Plätze, deren Erwähnung gethan werden muß, und von denen jeder

jeder ſeine beſondere Eigenthümlichkeit hat. Am ſchönſten iſt die große mit Bäumen bepflanzte, und mit Raſen beſtandenen Plaza de Oriente vor dem Reſidenzſchloß. Unter den laubreichen Bäumen ſtehen im Kreiſe die Statuen von Königen und Königinnen von Leon und Caſtilien. Das Schloß ſelbſt dehnt ſich groß und breit aus, während man von ſeiner Terraſſe und von einem Theil des Platzes ſelbſt, eine weite, ſchöne Ausſicht über Gärten und Felder, hinab zum Fluſſe Manzanares und nach den Bergen hinter Escorial genießt; dieſe waren jetzt ganz mit Schnee bedeckt, und wenn die Luft klar und blau war, nahmen ſie ſich höchſt maleriſch aus. Plaza Major, ein Platz, der nicht weit von dem vorgenannten entfernt iſt, trägt einen ganz entgegengeſetzten Character zur Schau, man fühlt ſich hier gedrückt, als ſtände man in einem Gefängnißhofe; aber er iſt unleugbar der eigenthümlichſte aller Plätze in Madrid; er hat ein mittelalterliches Ausſehen, iſt mehr lang als breit, und zeigt uns in ſeiner Mitte eine Bronzeſtatue zu Pferde von Philipp dem Dritten. Die hohen Bogengänge, die ſich ringsum hinziehen, enthalten nur kleine unbedeutende Verkaufsläden, in welchen Mützen, wollene Tücher und Eiſenwaaren feil geboten werden. Ehedem war dieſer Platz die Arena der blutigen Stiergefechte und der abſcheulichen Autadafé's. Noch ſteht hier das alte Gebäude mit Thürmen und künſtlich ausgehauenen Fenſterrahmen, von deſſen Balcon herab der König Spaniens und

ſein Hof dem Stiergefecht beiwohnten und die der Inquiſition anheimgefallenen Menſchen lebendig braten ſahen. Die kleine Glocke, die das Todesſignal gab, hängt noch an der Mauer. Auf dieſem Platze ſah ich ſtets viele Soldaten verſammelt, große Gruppen, die dieſem oder jenem Gaukler zuſchauten, die den ganzen Tag hindurch hier ihre Kunſtſtücke zeigen. Abends hatten arme Knaben hier ein großes Feuer angezündet, an welchem ſie ſich wärmten. Auf einer der Stufen, die in den Bogengang hinauf führten, ſaßen ein Paar Jammergeſtalten, eine alte Frau in Lumpen und ein weißhaariger alter Mann in einen zerfetzten ſchmuzigen Mantel gehüllt; jedes von ihnen ſpielte ein heiſeres Inſtrument und ſangen ebenſo heiſer. Kein Vorübergehender ſpendete ihnen eine Gabe, aber ſie hielten doch aus, blieben ſitzen als wären ſie an dem naſſen Steine feſtgewachſen, blieben in dem rauhen kalten Wetter, und ſangen vielleicht vom Helden Cid oder vom Glück der Liebe.

Plaza de los Cortes iſt ein ganz unbedeutender Platz, nur eine unregelmäßige Erweiterung der Straße vor dem Hauſe der Reichsverſammlung, dem Palacio de los disputados, und hat für den Fremden nur Bedeutung durch ſein Monument, die Statue eines Mannes in altſpaniſcher Militärtracht, mit geſteifter Halskrauſe und Degen. Es fehlt übrigens dem Denkmal der echt künſtleriſche Werth. Man geht gar leicht vorüber in dem Wahne, es ſei irgend einem Feldherrn errichtet, der jetzt weder unſere Gedanken,

noch unſer Herz berührt; erfahren wir aber den Namen, dann bleiben wir ſtehen, erfüllt von Dank und Freude. In jener Geſtalt, die wir dort erblicken, wandelte einſt hier ein König in Herrlichkeit des Geiſtes, ſeine Werke leuchten über die ganze gebildete Welt hinaus, ſein Andenken iſt Segen. Mit der ganzen ungeſchwächten Mannskraft trug er Sclavenketten, ſeinem Vaterlande Spanien opferte er im Kampfe ſeinen linken Arm; ſein Zeitalter ließ ihn Noth leiden, behandelte ihn mit unanſtändiger Gleichgültigkeit, wußte ihn nicht anzuerkennen und zu ſchätzen. Jetzt ſteht das Denkmal da mit der Inſchrift:

A Miguel de Cervantes Saavedra,
Principe de los ingenios espanolos.

Der Dichter Don Quixote's, der Verfaſſer der Galotea; der Gründer des Dramas, der volksthümliche Erzähler*), bewunderungswürdig als Dichter und Menſch. Die vielen, ſchweren Tage der Prüfung riefen bei ihm keinen Lebensſchmerz hervor, die Perlen des Humors erhielten gerade ihre Kraft durch dieſen Druck; jeder wahre Dichter erblickt in ihm das Beiſpiel männlicher Ausdauer und wahrer Beſcheidenheit. Schon bei ſeinen Lebzeiten wurden ſeine dramatiſchen Arbeiten von dem unglaublich fruchtbaren und genialen Lope de Vega verdrängt,

*) Unter den geſammelten kleinen Erzählungen befindet ſich die bekannte La Gitanilla di Madrid.

aber niemals wird er als erzählender Dichter verdrängt werden. Don Quixote bleibt der Roman aller Romane; nach dieſem Werk, welches er dem Grafen Lemos widmete, folgten Perſiles und Sigismunda, ein Werk, von welchem er ſelbſt während des Niederſchreibens ſagt: „es wird entweder das ſchlechteſte, oder das beſte Buch, welches in unſerer Sprache geſchrieben iſt.“ „Die Reiſe nach dem Parnaß“ iſt ſeine letzte Dichtung, dieſelbe umſtrahlt ſeinen Namen mit leuchtenden Rhythmen, mit dem Farbenſpiel der Laune und des Witzes. Niemand weiß wo ſein Grab iſt; wer von ſeinen Zeitgenoſſen ſollte ſich auch das gemerkt haben? Auf keinem Grabſtein ſteht ſein Name, aber er ſteht im Herzen des Volkes geſchrieben, Spanien iſt ſtolz auf denſelben; Europa nennt mit Bewunderung und Ehren Cervantes, während der mächtige Philipp der Zweite, in deſſen Reich die Sonne nie unterging, und die Flammen der Autodafé's nie erloſchen, verabſcheut und unbeweint einem Tode verfiel, der, wie es ſcheint, von Gott den Tyrannen beſtimmt war: bei lebendigem Leibe von Ungeziefer aufgefreſſen zu werden, während die Geiſter der Angſt der Seele keine Ruhe in dem ekelhaften Körper vergönnen.

Das Cervantes-Denkmal ſteht auf dem Platze Madrid's, wo einſt des Dichters Haus ſtand.

Bei der Erinnerung an ihn fliegt der Gedanke über die reiche Campagna der ſpaniſchen Literatur, und ſtaunt über die Blüthe und nationale Friſche,

die, aller Wetterſtürme ungeachtet, ſich bis in unſere Zeit hinein zeigt, wir freuen uns bei den wunderherrlichen Romanzen von Cid, laben uns an den kirchenduftigen Lilien des Don Gonzalo, und bewundern die herrliche Diſtelblüthe der Satyre die Prinz Don Emanuel von Caſtilien pflanzte und pflegte. In dramatiſcher Dichtung tritt uns das Volksleben und der Humor des Volkes entgegen; Spanien hat, vor Frankreich, ſeine Moliere, den Handwerker und umherreiſenden Schauſpieler, Lope de Rueda*), wir ſehen ſie ſich ſammeln in Gruppen, nahe an einander, die ewig grünen Eichen mächtigſter Genialität; Cervantes, Lope de Vega, Calderon und Moreto. Das Jahrhundert dieſer Männer ſcheint gleichſam der Höhepunkt ſpaniſcher Literatur zu ſein, aber dieſelbe iſt doch auch ſpäter nie zur Sandſteppe herabgeſunken. Während aller der blutigen Kämpfe, die dieſes Land gekämpft, ja ſelbſt während die Autodafé's aus dem Drachenſchlund der Inquiſition Feuer ſprühten, hat der nationale Dichtergeiſt ſtets friſche Reiſer getrieben. Es wohnt ein Reichthum von Humor im Volke ſelbſt, und ein großes Intereſſe für das Nationale regt ſich gegenwärtig in demſelben. Mehrere der jetzt lebenden Dichter wählen vorzugsweiſe vaterländiſche Stoffe.

Eine kleine Zarzuela: Der Tolle in der Dach-

*) Deſſen große und bedeutende Wirkſamkeit fällt zwiſchen die Jahre 1544 und 1567.

kammer, El loco de la Guardilla, erregte großes Aufſehen während ich hier war; der Verfaſſer Don Narciſſo Serra hatte die nationalen Saiten anzuſchlagen gewußt, Cervantes und Lope de Vega treten in dieſem Stücke auf; ich ſah eine Aufführung derſelben in einem der kleineren Theater Madrids, welches den Namen Lope de Vega's trägt. Der Inhalt iſt folgender:

Die Schweſter des Dichters Cervantes befindet ſich in Aengſten und in Unruhen um ihren Bruder; dieſer ſitzt immer in ſeiner kleinen Dachkammer, ſchreibt immer unermüdlich und lacht in einem fort; das iſt einer Schweſter ſehr bedenklich, der Bruder muß von Sinnen ſein. Sie ruft zwei Aerzte herbei; der Erſtere derſelben begiebt ſich ſofort in das Zimmer zu dem vermeintlich Kranken; die Schweſter und der andere Arzt, der ſpäter angelangt iſt, ſtehen vor der Thür, um zu lauſchen; plötzlich hören ſie, daß drinnen himmelhoch gelacht wird, der andere Arzt begiebt ſich nun gleichfalls ins Zimmer, die erwartungsvolle Stille wird dadurch unterbrochen, daß jetzt alle drei wie beſeſſen lachen, die Straßennachbarn vernehmen dieſes und ſtürmen zu der Schweſter ein, die nach ihren Begriffen erzählt und erklärt; alle dringen nun zu den drei lachenden Herren ein, und einen Augenblick ſpäter vernimmt man das lachende Chor der ganzen Nachbarſchaft, und zwar ſo kräftig, ſo durchdringend, daß zuletzt die Diener der Inquiſition hinzukommen, angeführt von dem

Dichter Lope de Vega*). Cervantes überreicht nun Lope das Manuſcript zu Don Quixote; während er in der ſchönſten Laune die Dichtung niederſchrieb, hat er zugleich immer geſeſſen und gelacht, er hat den beiden Aerzten und der Nachbarſchaft vorgeleſen, und Alle haben ſie aus Herzensgrund mit ihm gelacht. Lope lieſt ſtill für ſich ein paar Blätter, bricht darauf in Begeiſterung aus und verkündet, daß dieſes Werk ſeinen Dichter unſterblich machen und als ein Stern Spaniens leuchten wird, er bekränzt Cervantes; die Perſonen des Dramas jubeln, das Publikum jubelt und der Vorhang fällt. Der Beifallsſturm dauerte indeß fort, ein echter Ausbruch der kindlichen unverſchleierten Natur des Südländers.

Die Ausſtellung, la exposicion nacional de bellas artes de 1862, dauerte noch ein paar Tage. Das große neue Gebäude liegt an dem Prado. Wir fuhren bei Regenwetter dort hinaus; die ganze Promenade war ein tiefer Moraſt; ſchwere, welke Samenkapſeln hingen in den blätterloſen Bäumen, hier war ganz und gar der Anfang eines nordiſchen

---

*) Als der große Dichter Wittwer wurde trat er in den geiſtlichen Stand, und es iſt traurig hinzufügen zu müſſen, daß er ein Amt bei der Inquiſition annahm und gar Dienſt gehabt hat bei einem Autodafé.

Winters eingetreten; das Wetter war naß, grau und unheimlich. In den großen Sälen, in welchen die Kunſtgegenſtände aufgeſtellt waren, athmetete man eine Luft ein, ſo rauh, als ginge man in neuen feuchten Zimmern; aber hier war manches Intereſſante zu ſehen, ſo z. B. eine ſchöne Statue des kürzlich verſtorbenen dramatiſchen Dichters, des Staatsmannes Martinez de la Roſas. Auch er, wie ſo viele andere Größen, erfuhr ſeiner Zeit den Wechſel der Volksgunſt vom Vivat-Ruf bis zur Keſſelmuſik. Er ging nach Frankreich, von wo er ſpäter, geehrt und anerkannt, in die Heimath zurückkehrte. Im Jahre 1843 machte ich in Paris ſeine Bekanntſchaft und freute mich nun darauf, ihn in Madrid begrüßen zu können, er hatte mir den beſten Empfang verſprochen, jetzt fand ich ihn nur aus todtem Thon geformt; hier war Lope de Vega's Statue und eine intereſſante Darſtellung von der Tragödie: eine weibliche Geſtalt in tiefem ernſten Sinnen, den Dolch in der Hand. Hier war eine ſchöne Portrait-Statue der Königin, die, auf ihren Armen den jungen Infanten, einſt Spaniens König emporhielt. Zu mehreren Gemälden war der Stoff aus der Geſchichte Maria de Padilla's entnommen. Von den nationalen Schlachtſtücken ſprach mir am meiſten eins von dem Maler Navarro y Cannizares an, es ſtellte „la defenſa de Zaragoza vor; das junge Mädchen, das hier die Kanone abfeuert, war in kecker Weiſe auf die Leinwand

hingehaucht. Die alten ſpaniſchen Romanzen hatten Motive zu mehreren Bildern geliefert, um eins hervorzuheben, will ich „die Töchter Cids“ nackt an den Baum gefeſſelt und im einſamen Wald verlaſſen, nennen.

Von der Ausſtellung begaben wir uns nach dem Muſeum.

Der Reichthum an Meiſterwerken, den man hier findet, iſt überwältigend und erſtaunlich. Hier iſt Raphael, Titian, Correggio, Paul Veroneſe, Rubens, aber vor Allen andern ſind hier Murillo und Velasquez. Man müßte hier über Jahr und Tag bleiben, um ſich in alle dieſe Herrlichkeiten hinein zu leben. Hier ſah und lernte ich zum erſten Male Velasquez kennen, der ein Zeitgenoſſe Murillo's war. Mit welcher Kunſt und Genialität hat er gewußt, uns die milchblaſſen und gleichgiltigen Infantinnen in der lächerlichen Ausſtaffirung ihrer Zeit vorzuſtellen. Sie werden lebendig, ſprechend, treten in den Bereich der Schönheit über durch die Kunſt, mit welcher ſie gemalt ſind, und durch die grellen Umgebungen, die ſie an Zwergen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, und an biſſigen Hunden von charakteriſtiſcher Häßlichkeit erhalten haben. Die Portraitfiguren treten dermaßen aus dem Rahmen heraus, daß man keine Zweifel bei der Erzählung hegt, daß einige dieſer Bilder, auf der Staffelei im Atelier des Valesquez aufgeſtellt, die Leute im Nebenzimmer dahin brachten, zu glauben, die wirklichen

Perſonen ſeien darinnen. Eine ſolche magiſche Wirkung beſitzt namentlich eine Portraitfigur, die den Fabeldichter Aeſop vorſtellen ſoll; wenn man das Bild geſehen hat, welches Velasquez von ihm gegeben hat, kann man ſich unmöglich den Aeſop anders denken. König Philipp IV. war ein Freund und Bewunderer von Velasquez, verlieh ihm den Rang eines Kammerherrn und ſchmückte ſeine Bruſt mit den höchſten Orden des Landes.

Von Raphael ſind nicht weniger denn zehn Gemälde hier, und unter dieſen eins ſeiner berühmteſten: die „Kreuztragung", ferner „die heilige Familie", das Bild, dem Philipp der Vierte den Namen „die Perle" gab, aber dieſer Name kommt ihm nicht zu, ſo wenig unter den Arbeiten des Raphael als unter den Kunſtſchätzen, die ſonſt hier zu finden ſind.

Ueber Raphael, über Titian, über ſie Alle hier ſtrahlt mir Murillo. Seine himmelanſchwebende Madonna, umgeben von Engeln, iſt ſo vollendet, ſo in Gott begeiſtert, als habe er ſie geſehen und wiedergegeben während einer himmliſchen Offenbarung. Es liegt eine ſolche überirdiſche Reinheit und Unſchuld in den Augen der Gottesmutter, eine ſolche Anmuth und Kindlichkeit in den ſchwebenden Engeln, daß man von einer Freude durchſtrömt wird, als ſei es Einem vergönnt, einen Schimmer des Erhaben-Heiligen zu ſchauen. Ein anderes kleineres Bild, gleichſam von wunderbarer Wirkung, iſt das Jeſuskind mit dem Lamm und dem Hirtenſtab, es hat einen

Ausdruck von Keckheit und dazu eine ſo anmuthige kindliche Unſchuld, daß man verſucht wird, dieſen Mund und dieſe Augen zu küſſen. Noch einer Arbeit von Murillo, ſchön empfunden und ſchön wiedergegeben, muß ich hier Erwähnung thun. Daſſelbe ſtellt eine kleine häusliche Scene vor: eine junge Mutter ſitzt und windet Garn auf, der Mann hält das Kind, welches einen kleinen Vogel hoch empor hebt, während ein kleiner Hund auf den Hinterbeinen ſitzt und „die Pfote giebt".

Außerhalb Spaniens iſt Murillo nicht genugſam gekannt und deshalb auch nicht auf den hohen Platz geſtellt, den er über allen anderen Größen einnimmt. Raphael wird am Höchſten geſtellt, ſeine Darſtellung von der Madonna iſt das Ideal. Murillo giebt die Wirklichkeit in ihrer ſchönſten Offenbarung, giebt uns die Braut des Zimmermanns Joſeph, die Blüthe der Unſchuld und Treue, das Weib von Gott auserkoren, uns ſeinen Sohn, den Eingeborenen zu bringen. Die Sixtiniſche Madonna Raphaels in Dresden hat Fleiſch und Blut mit der Murillo'ſchen gemein, und man weiß nicht recht, welche das offenbarte Ebenbild iſt.

Auch von Thorwaldſen's Kunſtwerken beſitzt das Muſeum einige. Die Handzeichnungen zu ſeinem bekannten Basrelief, „der Schutzengel," findet man hier; die Zeichnung hat eine Schlange vor dem Fuße des Kindes, dieſelbe fehlt am Basrelief.

Ich hatte Gelegenheit mehrere Gelehrte und literariſche Perſönlichkeiten in Madrid kennen zu lernen. Der Miniſter Bergman führte mich zu dem in der ſpaniſchen Politik und Literatur hervorragenden Herzog von Rivas, ſein Name klingt über die ganze Halbinſel theils als Soldat und Vertheidiger der Cortes-Verfaſſung von 1820 beim Ausbruch der Revolution, theils als Miniſter, theils als Geſandter und endlich als Dichter. Seine geſammelten Schriften bilden vier große Bände. Eine außerordentliche Aufmerkſamkeit erweckte ſein volksthümliches Epos: El moro expoſito, und nicht weniger ſeine Schickſalstragödie Don Alvaro. Der alte Mann, der ſich unſerer früheren Begegnung in Neapel, als er dort ſpaniſcher Geſandter war, erinnerte, empfing mich mit vieler Herzlichkeit. Er ſprach von ſeiner Tragödie, Don Alvaro, die er kürzlich in einen Operntext für Verdi umgeſchrieben hatte. Dieſen erwartete man in jenen Tagen in Madrid, woſelbſt er die Muſik componiren wollte.

Einen andern der bedeutendſten Dichter des Landes, Don Juan Eugenio Hartzenbuſch, lernte ich gleichfalls kennen. Sein Vater war ein Deutſcher, die Mutter eine Spanierin. Hartzenbuſch iſt in Spanien geboren und groß gezogen, der Vater beſtimmte ihn für den geiſtlichen Stand, er dagegen hegte große Neigung für die Malerkunſt, war aber in derſelben nicht auf ſeinem Platze. Er begann nun Gedichte und Dramen zu ſchreiben, und zu der Zeit ſchienen ſeine

Bearbeitungen mehrerer alter ſpaniſcher Comödien die größte Bedeutung unter ſeinen dramatiſchen Arbeiten zu haben. Während der blutigen Bewegungen im Jahre 1823 verlor der Vater ſein Vermögen und wurde geiſteskrank; der junge Hartzenbuſch ſah ſich nun genöthigt, das Tiſchlerhandwerk zu ergreifen, um ſich und den Vater zu ernähren, die literariſchen Einnahmen wollten nicht ausreichen. Seine erſte Originalarbeit: Los amantes de Ternel, geſchrieben und aufgeführt im Jahre 1836, wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und gründete ihm eine glücklichere Zukunft. Mehrere vortreffliche dramatiſche Arbeiten folgten; ſeine Werke in Verſen und Proſa mehrten ſich bedeutend, und unter dieſen zeichnet ſich namentlich ſeine Cuentos y fabulas aus, ein Werk, welches überall, wo ſpaniſch geleſen wird, verbreitet und geſchätzt iſt. Seit einigen Jahren iſt er an der königlichen Bibliothek in Madrid angeſtellt und wurde gerade während meines Aufenthaltes zum erſten Bibliothekar ernannt.

Ein Brief von Hartzenbuſch an einen unſerer gemeinſchaftlichen Freunde in Malaga verſchaffte mir den beſten Empfang, den ich aber auch ohne dieſen Brief erhalten haben würde, ſagte er und ſprach mir mit vieler Wärme ſeine Anerkennung als Dichter aus, ungeachtet er gewiß ſehr wenige meiner Werke kannte. Von dieſen ſind, ſo weit ich habe in Erfahrung bringen können, nur die beiden Märchen, das Mädchen mit den Streichhölzchen und

Holger Danske ins Spanische übersetzt. Deutsch und Englisch lesen nicht viele in Spanien, und in den französischen Uebersetzungen bin ich ziemlich schlecht wieder gegeben, ganze Stücke sind umschrieben, welche mißverstanden, andere ganz weggelassen. Hartzenbusch ist am 6. September 1806 geboren, hat ein kräftiges Aeußere, aber kreideweises Haar, es war eine Freude ihn mit dem ganzen südlichen Feuer von Poesie und Kunst reden zu hören. Er arbeitete an einem Werk über Cervantes und besorgte zugleich eine neue große Ausgabe von Don Quixote. Bevor wir uns trennten, schenkte er mir zum Andenken sein Cuentos y fabulas, in welches Buch er mir eine freundliche und herzliche Widmung hineinschrieb. Er wohnte sehr einfach, aber umgeben von einem Reichthum an Büchern und Bildern. Hartzenbusch gehört zu denjenigen Naturen, von welchen man sich angezogen fühlt, es ist als hätte man ihn schon lange gekannt.

Der Verfasser Don Siniboldo de Mas, der einige Zeit spanischer Repräsentant in China war, arrangirte in einem der Hôtels von Madrid einen festlichen Mittag für mich, bei welchem ich einige Poeten kennen lernte; unter diesen befanden sich Don Rafael Garcia y Santesteban, Verfasser zu El Ramo de Ortigas und mehrere Zarzuelas. Insgesammt waren es freundliche Menschen, feurig und herzlich, im Besitz der ganzen spanischen Liebenswürdigkeit und Lust, Aufmerksamkeit und Gefällig-

keiten zu erweiſen; hierin war namentlich einer meiner neuen jungen Freunde, Jacobo Zobel Zangroniz aus Manila unermüdlich, er ſchloß ſich gar herzlich an mich an und beſtrebte ſich in jeder Weiſe mir den Aufenthalt in Madrid angenehm zu machen. Es war meine Abſicht, die Weihnachten über, bis in das neue Jahr hinein, in Madrid zu bleiben, allein ungeachtet ich allmälig immer mehr intereſſante Bekanntſchaften ſchloß und viel Wohlwollen genoß, die Oper, die Bildergalerie und, wenn ich es wollte, jeden Sonntag Stiergefechte hatte, konnte ich mich doch nicht entſchließen, hier länger als drei Wochen auszuhalten; einige dieſer Tage benutzten wir zu einem Ausflug nach Toledo. Das Klima in Madrid war unerträglich, Schnee und Regen; es iſt um dieſe Jahreszeit in Dänemark nicht ärger, und wurde es auch einige Tage hell und klar, ſo war der Wind wiederum im höchſten Grade durchdringend trocken und Nerven reizend. Der Beſuch in Toldo war ein Aufleben, eine Erfriſchung, hier war man wiederum in einer echt ſpaniſchen Stadt, die Alles beſitzt, was Madrid fehlt, der Charakter als Hauptſtadt des Landes; das alte Toledo iſt mittelalterlich, maleriſch und voller Poeſie.

XVII.

Toledo.

Mit dem Morgenzug verließen wir Madrid, und erreichten auf der Valencia-Bahn Aranjuez, von wo eine Seitenbahn nach Toledo führt. Bei Tageslicht fuhren wir über die große Campagne dahin, dieselbe war besser als ihr Gerücht, sie ist doch nicht ganz und gar eine Wüste, sie ähnelt einem sehr großen Rittergutsfeld; viele Theile von ihr sind bebaut, und das Ganze wird es werden.

Bei Aranjuez bekommt die Gegend einen ganz bänischen Charakter; sie hat große Laubbäume, viel Gestrüpp, einen Park von Kanälen durchschnitten und außerdem noch viele kleine Landsee'n umschließend; wir sahen sie in einer nordischen, kalten Herbstbeleuchtung.

Die kleine wohlgebaute Stadt mit ihrem Schlosse, Schloßplatz und Park schienen sich nach Menschen zu sehnen; es war freundlich hier, aber einsam und verlassen, wie auf einem Landhause, wo die Familie ausgezogen ist. Unter diesen alten Bäumen hat Philipp jene „schönen Tage" verlebt. Hier in den kleinen See'n des Gartens hatte Karl der Vierte sein Spielzeug, eine kleine Flotte, mit der er sich amüsirte.

Die Gegend wechselt gleich hinter Aranjuez ihr Aussehen, man glaubt sich nach der Campagne bei

Rom verſetzt, der gelbe Tajo ähnelt hier ganz merkwürdig der Tiber.

Wir fuhren an einſamen Gehöften und verlaſſenen Hütten vorüber, bunte Gruppen von Männern und Frauen ſtanden an jedem Anhaltepunkte; lebhafte ſchwarzäugige Mädchen nickten von den Balcons herab. Auf dieſer ganzen Strecke ſchien es, als ſei die Mehrzahl der Bahnwärter Frauenzimmer; aller Augenblicke ſahen wir eine Mutter, um welche die Kinder in Gruppen lagen, oder ſich an ihrem Kleide feſthielten, aufrecht ſtehend und die zuſammengerollte Fahne in der Richtung ausſtreckend, in welcher der Zug dahinbrauſte.

Gegen Mittag erreichten wir den Bahnhof in Toledo und wurden in einem Omnibus einquartiert; dieſer kroch wie eine Schnecke einen ebenen guten Weg hinan, zwiſchen nackten Felsblöcken, an einer großen Ruine vorüber, und vor uns lag überraſchend maleriſch die alte ritterliche Stadt Toledo. Wir fuhren über die ſchwindelnd hohe Alcantarabrücke, tief unter uns brauſte der gelbe reißende Strom, der einige gemauerte Waſſermühlen trieb, am Ufer hingeworfen, als wenn ſie nach einer großen Ueberſchwemmung dort auf Grund wären. Im Fluſſe lagen Ruinen von Gebäuden, die mehrere Etagen hoch waren; der reißende Strom drang durch die unterſten offenen Fenſteröffnungen, durch die Zimmer, die keine Decken hatten; und wieder hinaus. Gerade vor uns erhob ſich

über den alten gelbgrauen, verfallenen Mauern die Stadt ſelbſt, als wäre ſie die Anhöhen hinangeſchleudert, und am höchſten Orte die Ruine von Alcazar, das Schloß Karls des Dritten tragend, in welches die Spanier ſelbſt Feuer warfen, als die Franzoſen während des Unabhängigkeitskrieges es inne hatten.

Auf der andern Seite der Alcantarabrücke bog der Weg unterhalb der Mauern der Stadt ab, und wir bekamen einen neuen maleriſchen Anblick, der, indem wir höher ſtiegen, ſich immer mehr entfaltete. Alte Klöſter, zerſtörte Kirchen ſahen wir, eine Steinwüſte, eine ſonnegedörrte Natur dehnte ſich rings um in die Campagne. Das einzige Lebenszeichen war eine Schaar rabenſchwarzer Schweine, die zufällig um dieſe Zeit nach dem Tajo hinunter getrieben wurden, um dort zu ſaufen oder dort gewaſchen zu werden; allein das bekamen wir nicht zu ſehen, der Weg machte wiederum eine Biegung, wir gelangten auf eine große Terraſſe mit gemauerter Umzäunung und durch das architektoniſch prächtige Thor Puerta del Sol hindurch; jetzt waren wir in Toledo. Die Straßen ſind eng, die Alameda eng und zuſammengedrückt, es ſtanden hier einige wenige Bäume, einige Bänke von Mauerſteinen und einige höchſt dürftige Verkaufsläden; zwei Soldaten und ein Straßenjunge war der ganze Verkehr. Die Straße führte jäh hinan, der Omnibus hielt bald, er konnte nicht weiter hinauf fahren. Man trug unſere Sachen durch eine

ſchmale Schlippe, die ebenſo jäh hinab wie die Straße hinan ging und ein entſetzliches Steinpflaſter hatte; auf dieſem Wege erreichten wir die uns empfohlene Fonda.

Hier ſtanden auf der Flur zwei Eſel, ein paar Hühner und ein Hahn empfingen uns und eine Magd ſteckte den Kopf zur Thüre heraus und zog ihn wieder zurück; jetzt kam aber Sennora hervor, und als wir ihr einen Gruß von Jacobo Kornerup de Dinamarca brachten, ſtrahlte ihr freundliches Geſicht. Hier im Hauſe hatte unſer Landsmann längere Zeit gewohnt und war von der Familie ſehr geliebt.

Wir bekamen zwei kalte Schlafzimmer, die mit einem ſehr großen Saal in Verbindung ſtanden; hier wurde der Braſero herein gebracht, denn es war eine ſolche Kälte, daß wir unſern eigenen Athem ſahen. Die Dienerſchaft des Hauſes wurde in Bewegung geſetzt, das älteſte Huhn geſchlachtet, drei große Zwiebeln geſchält, das Oel in der kleinen Kruke geſchüttelt und das Frühſtück, das frugalſte, welches wir noch in Spanien erhalten hatten, uns gebracht; aber dafür war hier auch Alles unglaublich billig, wir befanden uns bei vortrefflichen Leuten, und was das Wichtigſte war, Toledo iſt eine Stadt, wo etwas zu ſehen iſt.

Wir begaben uns ſofort zur Schloßruine Alcazar hinauf. Der gothiſche König Wamba war der Erſte, der hier ſein Schloß baute, daſſelbe wurde ſpäter

von mauriſchen und caſtiliſchen Königen vergrößert und umgebaut. Karl der Dritte verlieh ihm die Großartigkeit; die noch trotz der großen Zerſtörung uns ſtaunen macht. Gewölbte Keller erſtrecken ſich unter dem Schloß und Schloßhof hin, dieſelben nehmen einen ſo ungeheuren Raum ein, daß mehrere Regimenter ſie gleichzeitig zu ihren Pferdeſtällen benutzen. Der Hof bildet ein großes Viereck, umzogen von Bogengängen, die von mächtigen Granitſäulen getragen werden; die unterſte Reihe ſteht unzerſtört da, allein die Etage über derſelben beſitzt nur eine einfache Säulenreihe, nackte Mauern mit offenen ſteinernen Fenſtereinfaſſungen, hervorſpringenden Altanen ohne Balluſtraden. Einige Ziegen ſprangen dort oben umher und ſchauten neugierig auf uns herab. Die ſchweren marmornen Treppen drohten einzuſtürzen. Alles hier iſt ein Bild der Zerſtörung. Nur ein einziger Flügel iſt noch in wohnbarem Zuſtande, Soldaten waren hier einquartiert; wir ſahen ſie halb angekleidet und in voller Montur, in rothen Hoſen, braunen Röcken, weißen Zſchakos, wie die Uniform des Regiments Cordoba; einige von ihnen bearbeiteten den Boden in den Gartenanlagen auf der großen Terraſſe nach der Alcantarabrücke hin.

Nach dieſer Seite hin hat die Façade vom Alcazar-Schloß ſich noch am beſten erhalten; hier iſt ſie noch mit Statuen und Verzierungen durch alle

Etagen geſchmückt, allein es iſt nur eine dünne Schaale, hinter welcher die Hand der Zerſtörung ſchwere Schläge geführt hat. Von der Terraſſe blickt man über die verfallenen Mauern der Stadt über den Tajo mit Ruinen von Brücken und Gebäuden hinaus; Waſſermühlen mit verſchimmelten grünen Mauern liegen dort am Ufer, als wenn ſie in den Strom hinabgeglitten wären, und dieſer droht mit ſeiner Fluth ſie hinwegzureißen. Auf der andern Seite der Alcantarabrücke ſieht man die Ruinen der alten Citadelle San Cervantes; man erzählte uns, der Dichter des Don Quixote habe hier im Kampfe für ſein Vaterland einen Arm eingebüßt, allein dies iſt falſch und ſtreitet gegen die geſchichtlichen Mittheilungen.

Nackte, graugrüne Felsblöcke liegen hier wild über einander hingeworfen, als ſei der Steinboden gewaltſam zerſprengt worden, kein Erdbeben hätte ihn dermaßen in Stücke ſchütteln können. Ein ſchmaler Pfad erſtreckt ſich längs dem Flußufer und gewährt einen höchſt maleriſchen, abwechſelnden Anblick. Man gelangt an einſam liegenden Waſſermühlen vorüber; der Pfad ſchiebt ſich ſchmal wie ein Geſims über den gelben Strom hinaus, der einen Fall nach dem andern bildet; man ſteigt zwiſchen die nackten Steinblöcke hinein, kein Baum, kein Gebuſch iſt hier zu ſehen, es iſt als ginge man in einem verlaſſenen Steinbruch. Plötzlich ſcheint es als endige Weg und Steg, hier iſt kein Haus, kein

Menſch zu erblicken, man befindet ſich in einer Steinwüſte, aber jenſeit des Fluſſes erhebt ſich ſtolz das maleriſch großartige Toledo, eine ungeheure Ruine; der Alcazar iſt ſeine königliche Mauerkrone.

Die ganze Wanderung von der Alcantarabrücke nach der San Martinsbrücke bietet eine Einſamkeit, eine Oede, aber auch eine Großartigkeit dar, welche überwältigt und packt. Nicht eine lebendige Seele erblickte man auf dieſem langen Wege; nicht ein Vogel zwitſcherte oder flog an uns vorüber. Erſt als wir die Martinsbrücke erreichten, ſahen wir wieder Menſchen, einige bewaffnete Bauern mit ihren Maulthieren; langſam ritten ſie die offene Landſtraße hinab, die ſich bald in einen Felspfad verengte, kaum breit genug für einen Wagen.

Durch das feuchte Stadtthor an der Martinsbrücke gelangt man wieder in die Stadt; Wege und Stege die Kreuz und Quere führen über große Schutthaufen und Ueberreſte von Gebäuden nach der Kirche San Juan de los Reyes; die rothen Mauern derſelben ſind mit ſchweren eiſernen Ketten behangen, die man gefangenen Chriſten abnahm, als die Mauren verjagt wurden. In der Kirche ſelbſt ſind viele alte Denkmäler; hoch unter der Wölbung ſchwebt, getragen von einer Mauerſäule, der Kirchſtuhl, in welchem Iſabella und Ferdinand der Katholiſche die Meſſen hörten; unter demſelben ſteht ein durch ſein künſtliches Schnitzwerk bemerkenswerthes Bild von Holz, den Propheten Elias vorſtellend, ein wahres

Kunſtwerk; die Falten des Gewandes ſind erſtaunlich weich und fein ausgearbeitet, das Antlitz des Propheten wunderbar lebendig. Man hielt ein brennendes Licht vor den Mund des Bildes, und wir ſahen in demſelben Zähne und Zunge künſtlich fein geſchnitzt.

Dicht an der Kirche ljegt ein großer Kloſterhof, den man auch einen Garten nennen könnte, hier gab es vollauf von Orangen. Die Roſen blühten, aber kein Waſſer ſprudelte, die Baſſins ſtanden halb angefüllt da mit trockener Erde und welken Blättern. Ringsum lagen zerbrochene Verzierungen hingeworfen, die offenen maleriſchen Bogengänge waren kaum zu paſſiren, ſolchergeſtalt hatte man hier Geſimſe, Altarbilder und Torſos von ſteinernen Heiligen umhergeſtreut und aufgeſtellt; Geſpinnſte von Spinnen hingen wie Trauerflor über die alten Ueberreſte.

Dieſelbe Zerſtörung und Verlaſſenheit trat uns in der zunächſt liegenden Straße entgegen; auf langen Strecken ſieht man weder Thor noch Thür, hier und dort, hoch oben, iſt ein Fenſter angebracht, wohl vergittert, gefängnißartig einſam. Kein Menſch war hier zu ſehen. Eine ſchmale Schlippe, eingerahmt von alten grauen Mauern, führte höher hinauf zwiſchen Erdhaufen und finſtern, einſam liegenden Häuſern. Vor einer kleinen niedrigen Thür in der baufälligen Mauer ſtand ein altes Mütterchen mit einem großen Schlüſſel in der Hand; ſie öffnete die Thür zu einem zwiſchen Schutt und Ruinen halb ver-

ſunkenen Gebäude; wir traten ein und ſtanden nun in einer prachtvollen mauriſchen Halle mit leichten anmuthigem Basrelief-Verſchlingungen und ſpitzenartigen Ausmeiſelungen in den Wänden, die Decke getragen von marmornen Säulen, der Fußboden ganz von Moſaik; aber Niemand wohnte hier, die Spinne ſpann vor dem Eingange ihren feinen feſten Faden, den wir nun zerriſſen.

Hier war das Judenviertel, einſt das reichſte in Toledo; die vermögendſten Iſraeliten Spaniens wohnten hier, nach einer Sage ſollen ſie ſogar Toledo erbaut haben. So viel iſt gewiß, daß ſie in dieſer Stadt lange Zeit hindurch größere Gerechtſame als an irgend einem andern Orte hatten; hier war es ihnen vergönnt, mehrere Synagogen zu erbauen, unanſehnlich von außen, aber ſtrahlend von Reichthum und Pracht im Innern. Noch ſtehen hier zwei Synagogen als Chriſtenkirchen, Nueſtra Sennora del Tranſito und Santa Maria la Blanca, die letztere iſt die prächtigſte, ein Tempel Gottes in ſalomoniſcher Pracht. In den künſtlichen Ausmeiſelungen der Wände, die einer Stickerei in Tüll ähneln, ſchlängeln ſich hebräiſche Bibelſprüche, von den prachtvollen Capitälern der Säulen erheben ſich, ſchwebend leicht, die pferdehufgeformten Bogen. Der Tempel ſteht noch, aber das Volk Iſraels iſt verſchwunden; ſein wohl eingerichtetes Gebäude liegt ringsum in Schutt, barackenähnliche Häuſer ſind an ſeine Stelle getreten. Bunte Eidechſen, mit Farben und Gold

gezeichnet, ſprangen jetzt hervor aus ihren Schlupfwinkeln in dieſem erinnerungsreichen Boden. Hier lebte Iſraels Volk in ſeinem Glauben und ſeinen Sitten, hier duldete man ſie eine Zeitlang, aber die Tage der Bedrängniß kamen heran, man höhnte es, es wurde von den Chriſten in der ſchändlichſten Weiſe gemartert, deshalb trat Iſraels Volk gegen die Chriſten auf, verrieth ſie an die Mauren, und die Chriſten rächten dieſen Verrath an dem ganzen Geſchlechte viele Generationen hindurch. Von welchem Entſetzen, Jammergeſchrei und welchen Thränen iſt dieſer Boden Zeuge geweſen!

Zwiſchen den Schutthaufen hier oben lag eine umgeſtürzte granitne Säule; auf dieſer ſaß, inmitten der Oede, einſam ein alter, blinder Bettler, in ſeinen zerlumpten Mantel gehüllt, ſeine Geſichtszüge waren edel, ſein weißes Haar hing über die Schultern hinab. Dieſe Geſtalt in dieſer Umgebung rief mir ein Bild ins Gedächtniß: den Propheten Jeremias auf den Ruinen Jeruſalems. Ob wohl der Alte hier hinauf geleitet worden war, um Gott zu bitten, er möge ein ſichtbares Wunder geſchehen, Jemand hier vorübergehen laſſen, der ihm eine Gabe ſpende? Hier ſah es aus, als kämen niemals Menſchen an dieſen Ort. Ein großer Raubvogel flog über uns hin, ſich ſicher fühlend wie in der Wüſte.

Nicht weit von hier liegt die berühmte Fabrik Toledo's, in welcher Damascener-Klingen, Säbel,

Dolche und Meſſer geſchmiedet werden, ſie liegt dicht an dem Tajo in der einſamen Campagne. Von der Martinsbrücke aus führt ein kurzer Weg dahin, und derſelbe geht an mehr denn einem erinnerungsreichen Punkte vorüber. Draußen im Waſſer ſtehen wieder Reſte von alten Mauern, dieſelben umſchloſſen einſt diejenigen Badezimmer, in welchen Graf Julians ſchöne Tochter Florinda Kühlung ſuchte, Najade ſpielten und von dem Gothenkönig Don Rodrigo geſehen wurde. Auf der kleinen Inſel in der Nähe ſtand ſein reiches Schloß, noch iſt von demſelben ein alleinſtehender Thurm übrig. Von dieſem aus erblickte er die junge badende Jungfrau. Er bekam ſie in ſeine Gewalt, wie Don Juan ſeine „Tauſend und Drei," allein ihr Vater rächte dieſe Schande, rief die Mauren aus Afrika herüber, die die Gothen und ihren König verjagten.

Ich kenne nichts Einſameres, als den breiten aufgefahrenen Weg dicht unter den alten Mauern von Toledo und den Anblick, den man von hier aus hat; die Campagne lag hier trauernd, die fernen finſtern Berge ſtanden drohend da, Alles ſtimmte zu Ernſt und Wehmuth, ich fühlte mich hier wie an einer Leichenbahre, auf welcher eine todte Größe ausgeſtreckt liegt. Die Kirchenglocken waren der einzige Pulsſchlag des Lebens, das Läuten der Kirchenglocken iſt in Toledo Lebenszeichen und Rede.

Wunderlich geſpenſterhaft tönen in der ſtillen Nacht namentlich die Schläge einer Glocke, dieſelben

haben einen gar ſonderbaren tiefen Klang, heiſer und unheimlich, ich mußte bei dieſem an die Todtenglocke der Auodotaſé's denken, es war mir, als ſchritten draußen an meinen Fenſtern vorüber lautloſe Phantome der heiligen Bruderſchaft Prozeſſion.

Am hellen Tage tönten zwei Kirchenglocken, ſo lebhaft, ſo klangvoll, ſie ſprachen verſtändlich einen Namen aus, der in mein Ohr hineinklang; die eine Glocke ſang: „Bianca! Bianca!“ die andere ſang: „Sancho! Sancho!“ Ja, ſo klang es und nicht anders, an wen wollte die Glocke erinnern? Niemand vermochte es mir zu ſagen, aber vieles iſt in der Welt geſchehen, wovon es keine Geſchichte oder Sage giebt. In meinem Grübeln über den Klang der Glocken war es mir, als hallten die Pflaſterſteine und Straßen wieder vom Pferdegetrappel, als jagten ritterliche Edle dahin auf ſchnaubenden Roſſen mit flatternden Mähnen und feinen ſtarken Beinen; der ſchwere, eiſerne Hammer klang aus der Werkſtatt des Waffenſchmied's heraus; ſchöne Frauen traten auf den Balkon und ſangen und ſchlugen die Laute.

Von allen Glocken Toledo's iſt keine ſo groß oder merkwürdig, wie die der Cathedrale. Fünfzehn Schuſter, ſagte man mir, könnten unter derſelben ſitzen, und ihren Pechdrath ausziehen, ohne einander zu berühren. Die Sage erzählt, daß der Klang der Glocke bis in den Himmel reichte, Sanct Peter wähnte, der Klang komme aus ſeiner eigenen Kirche in Rom. Als er ſich aber überzeugte, daß dies nicht der Fall

ſei, und daß Toledo die größte aller Glocken beſitze, gerieth er in Zorn und warf einen ſeiner Schlüſſel auf die Glocke hinab, ſie bekam dadurch einen Riß, der noch zu ſehen iſt. Wäre ich Sanct Peter und hätte ich als Solcher die Stimmung, die ich habe, ſo würde ich eher Demjenigen den Schlüſſel an den Kopf werfen, von welchem ich alsdann ſchon wüßte, daß er der Erfinder dieſer Sage wäre.

Soviel iſt indeß gewiß, die mächtige Glocke der Cathedrale iſt, wie geſagt, das Lebenszeichen von Toledo, die Kirche ſelbſt der einzige Ort, wo man hoffen darf, Menſchen zu erblicken; auf der Straße, auf der Alameda ſind keine zu finden. Die Architekten ſagen, der Dom ſei, ſeines Alters und ſeines Styles wegen, einer der merkwürdigſten im Lande; das Rathhaus, welches dicht vor der Kirche liegt, iſt ein niedres, plumpes Gebäude, ich wüßte nicht, welchem Style es beigezählt werden könnte, es müßte denn zum Style der viereckigen Meubles gehören, es ſieht aus wie eine große Kommode mit zwei Schiebekaſten, von welchen der untere ausgezogen iſt. Auf dem Platze zeigten ſich die Leute nur, wenn ſie aus der Kirche gingen. Welche Pracht und Größe im Innern! welche verſteinerte himmelhohe Laubhütte! die Bogen erheben ſich ſchwindelnd, geziert mit künſtlich ausgemeiſelten Blätterverſchlingungen, das Tageslicht ſtrahlt durch bunte, mit Bildern bemalte Fenſterſcheiben. Ringsum in den Gängen ſteht Altar bei Altar; eine Schaar von Frommen, der Mehrzahl nach

Frauen, in ihre ſchwarzen Mantillen gehüllt, knieen hier. Wir ſahen ſie tief ſich beugen und das Zeichen des Kreuzes machen, indem ſie an einem, in unſern proteſtantiſchen Augen gewöhnlichen gemeinen Pflaſterſteine vorüberſchritten, der in einem der Altäre hinter einem dünnen eiſernen Gitter verwahrt wird; auf dieſen Stein hat Madonna ihren Fuß geſetzt, als ſie vom Himmel herabſtieg zu den frommen Gläubigen Toledo's, ſo beſagt es die Legende. Die Orgel ertönte, der Pſalmenſang ſtrömte durch die Wölbung, der Klang der Kirchenglocken wurde hier innen vernommen, ſtill wanderten wir durch die mit Räucherung erfüllten Gänge und ſchauten hinter goldigen Gittern prachtvolle Kapellen, die im reichen Glanze ſtrahlten; die Wände blendeten das Auge durch Farben und ausgemeiſelte Bilder. Das Tageslicht ſtrahlte durch die bunten bemalten Scheiben auf die marmornen Sarkophage hinein.

Indem wir hinaustraten ließ die große Kirchenglocke ihren letzten Schlag des heutigen Feſtläutens erſchallen, die Luft zitterte lange mit tönendem Laut, und darauf wurde es lautlos ſtille, die Einſamkeit lag brütend über Stadt und Umgegend, das Leben glitt dahin in Ruhe, in dem ſtillen Schlummer, der entſchwundenen Zeiten gehört.

Ungern verläßt man Toledo; es iſt betrübend, ſich mit dem Gedanken losreißen zu müſſen, daß man

niemals wieder hierher kommt, nimmermehr dieſen Ort wiederſehen werde, der in ſo wunderbarer Weiſe unſere Sympathie erweckt: Ob ich wohl öfter die Gegend hier wiederſehen werde und wie in dieſer Stunde ſingen:

Ich grüß Dich, uraltes Toledo,
Dem Ruhme biſt Du vermählt;
Hier ſchmiedet man Maurenklingen,
Wovon die Welt ſich erzählt.

Hier iſts ſo ſtill und ſo einſam,
Ein großes, doch ödes Grab,
Alcazar's Thor iſt geſunken,
Aus roſtgem Angeln herab.

Die Ritterburg iſt ein Gaſthaus,
Ich wohne im Ahnenſaal,
Noch prangt das Familienwappen,
Ueber dem öffnen Portal.

Ein Feuerfaß ſtatt des Kamins!
Der Regen ſtrömet herab;
Er ſchwillet an wie die Sündfluth,
Macht die ganze Gegend zum Grab.

Die nakten grangrünen Felſen,
Stehn an des Tajo Rand:
Sie kennen die lärmende Vorzeit
Und die jetzige Oede im Land.

Sie hörten Mahomed preiſen,
Und Hymnen an Jehovah,
Nun aber die Locomotive,
Brauſet von fern und von nah.

Stille wird es dann wieder,
Groß iſt's, doch öde ringsum,
Doch lieblich ſchlingt ſich die Rebe,
Ums alte Stadtthor herum.

Und hinter dem Gitterfenſter
Blickt das holdeſte Röschen mich an;
Ach, dieſe kohlſchwarzen Augen! —
Oft werd' ich denken daran.

XVIII.

Burgos.

Mit der Eiſenbahn ſind nur einige wenige Stunden Fahrt von Toledo nach Madrid. Der Aufenthalt in letzterm Orte wurde zu vierzehn Tagen verlängert; es war kein Leichtes, ſich von Murillo und Velasquez loszureißen; es war ſchwer, den vielen liebenswürdigen Menſchen Lebewohl zu ſagen, die ich kennen gelernt hatte, allein der Winter nahm zu und wir hatten keinen Kamin in unſerm Zimmer im Hotel; der Wind wußte außerdem wunderbar genau jeden kleinen Nerv im Kopfe, Halſe und in der Bruſt zu finden, dieſer Wind war gar nicht auszuhalten. Wenn die Witterung in Burgos nicht beſſer wäre, wollte ich Ende des Jahres 1862 Spanien verlaſſen und mich nach Süd-Frankreich begeben, wo das Klima mild und freundlich iſt.

Der ſchwediſche General-Conſul, Excellenz Bergman war bis zum letzten Augenblick unverdroſſen und liebenswürdig und voller Aufmerkſamkeit gegen uns. Bei unſerer Abreiſe kam er, der ältere Mann, zu uns in den kalten Warteſaal, und blieb dort, und im Gedränge auf der offenen Straße bis wir abfuhren; auch Herr Zobel aus Manila und einige andere der jungen Dichter, meine Freunde in Spanien, riefen mir ihr Lebewohl zu; Madrid gewann ich ganz lieb wegen der herzlichen Geſinnung, die mir hier entgegengetragen wurde, und durch das friſche Leben, welches ſich hier regte.

Die Eiſenbahn in Frankreich hinein nach Bayonne leidet noch an vielen Unterbrechungen; gleich anfänglich lernten wir dieſelben kennen, indem wir ſchon beim Escorial, dem königlich ſpaniſchen Mauſoleum, ausſteigen mußten. Die Stille des Todes wohnt in dieſen Hallen, dieſen königlichen Gräbern, in ihren Wölbungen, in der Stadt ſelbſt und ihrer Umgebung.

Nur wenn die königliche Grabkammer zum Empfang eines neuen Sarges ſich öffnet, herrſcht wieder Leben hier; alsdann läuten die Glocken, die Trommeln werden gerührt, es wird gekocht und gebraten in den großen Küchen, um das Leichengefolge zu ſtärken, das wieder zum Leben zurückkehrt.

Philipp der Zweite ließ das Escorial als ſein eigenes Grabmonument erbauen. Der glühende eiſerne Roſt, auf welchem der heilige Laurentius von

den Heiden lebendig verbrannt worden war, wurde zu einem heiligen Symbol; in der Form deſſelben wurde das Escorial errichtet; ſeine Höfe und Gebäude bilden die Form eines ungeheuren Roſtes; unter dieſem ruht der königliche Herr, über demſelben ſauſt der Wind mit ſtarken Stößen vom öden, wilden Guadarama-Gebirge her, jammernd und klagend ſind dieſe Töne, aber es giebt keine heulenden Geiſter im Sturme, nicht durch das Laub des Waldes ſauſen ſie, Geiſter ſauſen durch die Blätter der Geſchichte, und erzählen von den Thaten Philipp's des Zweiten. Blut war der Born, den er ſprudeln ließ; in Spanien, in den Niederlanden, ja weit und breit auf der Erde herrſchte er, die Sonne in ſeinem großen Reiche ging nie unter; ſeine harten, finſtern Thaten glühen wie die Scheiterhaufen der Autodafé's, während Seelenmeſſen geleſen werden bis „zum jüngſten Tage."

Unter den vielen Niſchen des Hochaltars ruhen Seite an Seite in ſchwarzen marmornen Särgen die königlichen Leichen; einſam und verlaſſen ſtehen die unzähligen Zellen der Mönche in den Kellern des Schloſſes. Von Größe und vom Grabe ſpricht das aus Steinmaſſen erbaute ungeheure Gebäude.

Es war ein finſterer, unheimlicher Abend, als wir das Escorial verließen, der Wind heulte; aus dem gemächlichen Eiſenbahnwagen wurden wir in die enge Diligence hineingepackt, und ſollten in dieſer bis zum Tagesanbruch aushalten; ringsum

lag der Schnee; der Wind pfiff durch Ritzen und Spalten zu uns in den erbärmlichen Wagen herein. Ich hüllte mich in meinen Plaid, saß wie in einem Sacke da, der durchdringende Wind wurde in solcher Weise weniger fühlbar. Ein kleines Kind befand sich im Wagen, es weinte und schrie die ganze lange Nacht. Es erhob sich ein Schneesturm; derselbe rüttelte und schüttelte am Wagen, es war, als sollten wir umwerfen; eine Fensterscheibe sprang, das Glas fiel heraus, und ein Windstoß trieb den Schnee zu uns herein. Eine alte Manta mußte über die Fensteröffnung fest geschnürt werden, wir saßen leibhaftig „in dem schwarzen Topf", und der schaukelte und hüpfte so, daß kein Gedanke an Schlaf oder Ruhe, wohl aber an Arm- und Beinbrüche da war.

Endlich in San Chidrian erreichten wir wieder die Eisenbahn; allein der Zug ging erst einige Stunden nach unserer Ankunft ab. Wir mußten in einem großen, kalten, hölzernen Schuppen warten, wo Alles wie Kraut und Rüben unter einander lag, wo wir etwas altes, hartes Brot und eine dünne Chocolate verzehrten, aber auch Das wurde überstanden.

Die Signalglocke ertönte, wir begaben uns in den Wagen, die Locomotive brauste, und wir fuhren in der Morgendämmerung dahin durch die flache Landschaft. Der Schnee lag ringsherum in Haufen zusammengeweht. Hier streckte sich ein Weinfeld,

dort ſtand einſam eine Pinie, ſie dachte gewiß wie ich: „bin ich denn hier in Spanien, in einem der warmen Länder?“

Die Uhr ging auf Zwölf bevor wir Burgos erreichten. Schon lange vorher zeigten ſich uns die zwei großen Thürme des mächtigen Dom's, als wir hier aber näher kamen, ſchienen ſie in die Knie zu ſinken, und von den vielen alten Häuſern ringsum gedrückt zu ſein.

Wir zogen in die Fonda de la Rafaela ein, der Schnee lag hoch in den Straßen, es war bitter kalt hier; der Wind blies durch Ritzen und Sprünge zu uns herein; in den Zimmern und auf den Gängen war ein ganz entſetzlicher Zug. Wir trafen hier mit einigen Reiſenden aus Pamplona und Saragoſſa zuſammen; ſie erzählten, daß ganz Nord-Spanien mit Schnee bedeckt ſei, und daß, wohin man auch käme, es eben ſo kalt und unangenehm ſein würde. Von meiner Balconthüre blickte ich auf die Straße hinab; dort unten gingen die Leute und wateten im tiefen Schnee; es fielen fortwährend große ſchwere Flocken, wie ſie um Weihnachten in unſrer Heimath fallen. Es fror uns bitterlich, Kamine hatten wir nicht, ein Braſero wurde hereingebracht, und über glühenden Kohlen mußten wir Füße und Hände erwärmen.

Die armen zwei Schildkröten, die Collin aus Afrika mitgenommen hatte, krochen ganz unter das Feuergefäß und bekamen ihre Schaalen durchgeheizt.

Wir wollten Cid's Grab, außerhalb der Stadt, in dem alten Benedictinerkloſter beſuchen; auch den Dom wollten wir ſehen; aber es war ganz und gar kein Wetter zum Ausgehen und Umherſtreifen. Vielleicht würde es am folgenden Tage beſſer werden.

Ja was kann nicht geſchehen oder geſchehen ſein, wenn „das Morgen" kommt. Mein Reiſegenoſſe und ich ſelbſt hätten beinahe die große Ewigkeitsreiſe antreten können, — aber eine ſolche Begebenheit muß in Verſen erzählt werden, ich ſchrieb ſie nieder mit froſtigen, todteskalten Händen.

Burgos.

Es ſtürmet gewaltig draußen,
Schneit fußhoch für und für,
Und wie ich drinnen muß hauſen,
Da zieht's durch Fenſter und Thür.
Ein Feuergefäß ſteht im Zimmer,
Man ſieht's, doch fühlt man's kaum,
O nordiſcher Ofengluth-Schimmer,
Komm her und ſchmück' dieſen Raum!
Am Lieb kann ich kaum noch erwärmen,
Doch find' ich dort Wärme zumeiſt,
Es kneipt mich in Beinen und Armen —
Faſt glaub' ich — des Fiebers Geiſt.
Schlaft wohl! Hu! Träume mich ſchrecken,
Mir iſt, als ſchleppt man mich fort,
Nach düſteren Kloſterecken,
Wo der Cid ruht im ſtillen Ort.
Vom Schnee, der rings mich umſchwebet,
Erſtarret zu Eis ſchon mein Blut,

Des Sarges Deckel ſchon hebet
Man auf — da brenn' ich in Gluth.
Die letzten Kräfte zuſammen
Raff ich und richt' mich empor,
Da iſt's, als umhüllten mich Flammen,
Mit feſtem, giftigen Flor.
Vom Feuergefäß dampfende Gaſe
Schweben auf mich hinab
Die Kohlendampf-Hexe, die Baſe
Des Schwarzen, gräbt mir ein Grab.
Den Fuß auf die Bruſt mir geſtampfet,
Die Stirn mit Ringen umſpannt —
So zieht ſie mich fort und dampfet
Mich bald in des Todes Land.
Da ring' ich mich los aus dem Sarge,
Ans Fenſter, und auf es ſprang,
Luft, Luft! noch ſing' ich, du Arge!
Nicht meinen letzten Geſang.

Wir wären beinahe am Kohlendampfe erſtickt. Ich erwachte mit Druck in der Herzgrube und mit Folterbank um den Kopf; ich rief Collin, aber er lag noch angegriffener da als ich; nur mit der größten Anſtrengung kam ich aus dem Bette, und ſchwankend wie ein Berauſchter erreichte ich die Balkonthüre; dieſe war feſt geſchloſſen, ich empfand eine Angſt, eine Schwere in allen Gliedern, allein ich raffte alle meine Kräfte zuſammen und riß endlich die Thür auf; der Schnee ſtöberte herein.

Den ganzen folgenden Tag waren wir leidend, und wir hatten nicht einmal den Troſt, daß das Wetter ſich beſſerte. In Regen und Thau-

ſchnee wanderten wir nach der Domkirche, die ſich zwiſchen Häuſern in den engen Gaſſen verbirgt, aber groß und prächtig an Grabmonumenten und Kapellen iſt; reich und eines Tempels würdig iſt z. B. das Begräbniß der Familie Velasco. Die Gänge und Bogen der Kirche prangen mit marmornen Geſtalten und Basreliefs, mit Bilderreichthum, Portraits von Biſchöfen und Erzbiſchöfen. In einem eigenen Verſchluſſe hing gleichſam eine alte Reiſekiſte, um nicht zu ſagen ein Koffer; der Sage nach hätten zwei dieſer hiſtoriſchen Denkmäler hier ſein müſſen.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben ſich bei Tafel ſitzen
Mit viel Ceremonien;
Will von ihnen tauſend Goldſtück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kaſten, angefüllet
Mit all ſeinem Silberwerk.

Aber, wie das Lied berichtigend und entſchuldigend hinzufügt:

„So wollt' es jetzo ſeine Noth,"
„— — die ſchweren Kaſten,
Der Cid mit Sand gefüllt."

Kaum eine Stunde Weges außerhalb Burgos, dicht an der Eiſenbahn liegt das Kloſter Cartuja de Miraflores, und eine kurze Strecke entfernt von dieſem das alte Benedictinerkloſter „San Pedro de Cordonna, wo der Held Don Rodrigo Diaz del

Cid und ſeine hochherzige Gattin Ximene begraben liegen, dort wollten wir hinaus, allein wir blieben drei Tage in Burgos, kamen aber deſſenungeachtet nicht zu dem Grabe Cid's. Man konnte weder zu Fuß noch zu Wagen dorthin gelangen, der Schnee lag Ellen hoch.

Hier in dieſer Gegend wurde der berühmte Held 1026 geboren; in Burgos verbrachte er einen Theil ſeiner Tage, hier zeigt man noch die Ueberreſte ſeines Hauſes, und eine Straße der Stadt trägt ſeinen Namen.

Der Schnee ſchloß uns ein, und in dem heimathlichen Winter-Elemente kam die Muſe der Märchendichtung herbei, zeigte das Juan-Bild und erzählte die Geſchichte eines der auf der Arena beim Stiergefecht getödteten Pferde. Im Norden am Kamin werde ich ſie einmal erzählen.

Im Hotel waren eine Menge Fremde, wohlwollende Spanier, liebenswürdige junge Franzoſen mit guter Laune, und gar zwei Reiſende, deren Nationalität wir nicht ausfindig machen konnten. Der Mangel an Kaminen in dem Gaſtzimmer und das immer ſchlechte Wetter führten uns Alle öfter zuſammen. Im Speiſeſaal, vor dem großen Kamine, wo die Holzſcheite flammten und wärmten, verſammelten wir uns, die Bekanntſchaft wurde bald gemacht, das Eigenthümliche eines Jeden trat mehr hervor.

Hier befand ſich unter Anderm auch ein Curioſitätenſammler, ja, was ſammeln die Leute nicht, worauf fallen ſie nicht! Es giebt junge Mädchen, die alte Stahlfedern ſammeln, Knaben, die Siegel oder Briefmarken ſammeln, ſie ſchaffen ſich große Bücher voll davon an. Der Dichter Caſtelli ſammelte, wie bekannt, Schnupftabaksdoſen; hier hatten wir unter den fremden Gäſten einen Mann, der berühmte Zähne ſammelte, er hatte ein ganzes Zahn-Album, in demſelben befand ſich ein Zahn von einem längſt hingerichteten Räuber, von einer berühmten Sängerin, item ein Zahn, ich glaube von dem Barbier des Zumalacarregui, ſehr combinirt war wenigſtens die Berühmtheit.

Wir lernten auch zwei Gegenſätze kennen, Luſtreiſende, denen die Reiſe keine Luſt war, ſie beſaßen nichts von der Beſonnenheit des guten Zuſammenlebens; war der Eine guter Laune, ſo war der Andere mürriſch, lobte der Eine etwas, ſo taugte es dem Andern gar nichts, nur in einem Punkte waren ſie einig, erzählte man, und zwar darin — bis weit in den Tag hinein zu ſchlafen. Sie ließen ſich allerdings jeden Morgen wecken, aber bei dem erſten Ruf brummten ſie, und beim zweiten kehrten ſie ſich im Bette um, und bei dem dritten ergriffen ſie einen Strumpf, mit welchem in der Hand ſie darauf wieder einſchliefen.

Auch hier in Burgos herrſchte die gleiche Sitte, wie in Madrid und Toledo, die nämlich, daß die

Leute Einem Viſiten machten, wenn man eben erſt zu Tiſche gegangen war, bei welchen jeder Beſucher einen Stuhl herbeiholt und ſich hinter Den oder Die ſetzt, den oder die er beſuchen will. Oft kamen zwei bis drei Leute; da ſaßen ſie nun in langwierigem Geſpräche und beengten den Platz für den Aufwärter, wie ſie auch Denjenigen genirten, der neben Dem ſaß, den ſie beſuchten.

Wir waren bereits den dritten Tag in Burgos, der Schnee fiel unabläſſig herab und man ſprach ſchon davon, daß er bald eine Stockung in die Eiſenbahnfahrten bringen würde; hier zu bleiben, war grade nicht erfreulich.

Wollte man ſich in der Stadt umſehen, das große, prächtige, mit Statuen geſchmückte Thor oder den alten Dom in Augenſchein nehmen, mußte man im Winteranzug mit Galloſchen an den Füßen, mit einem großen aufgeſpannten Regenſchirm kämpfend, im tiefem Schnee dahin ſchreiten. In den großen offenen Bogengängen der Straßen war es rauh und naß. Man ermüdete bald; in ſolchem Wetter draußen zu ſein, war nicht angenehm, und man eilte baldigſt nach Hauſe in die Fonda Rafaela, wo man in ſeinem Zimmer bei dem kohlendampfenden Braſero fror, oder in das Speiſezimmer zu den andern Leuten am Kamin hinabging.

Die Aufwartung war den Dienſtmädchen überlaſſen; es herrſchte eine ſonderbare Ungenirtheit, wie in keinem andern Gaſthofe Spaniens. Hätte man

begonnen, den Cancan zu tanzen — es würde mich nicht gewundert haben.

Endlich brach ein Sonnenſtrahl hindurch, allein nur auf wenige Minuten; die Luft ward wieder dick und grau, der Schnee fiel; ginge es ſo fort, würden wir unſern Weihnachtsabend hier in der alten Stadt des Cid feiern müſſen. Unſere jungen Franzoſen verſprachen uns aber mildes, freundliches Wetter, wenn wir erſt auf der andern Seite der Pyrenäen, in ihrem ſchönen Vaterlande ſein würden, und ſie hatten in der That recht, — nördlich von den Bergen kündigte ſich ſchon der Frühling an.

XIX.

Ueber die Pyrenäen nach Biarritz.

Die Wolken theilten ſich, die Sonne brach hervor, die Stunde der Abreiſe ſchlug; wir fuhren ab. Der Schnee lag hoch aufgeworfen an beiden Seiten der Eiſenbahn; der Wind hatte das dicke Eis reingefegt, welches über Waſſergräben und Teichen lag. Das alte Cartuja mit ſeinen ſteinernen Figuren, das Dach entlang, war ganz und gar eingeſchneit. Schnee und immer Schnee ſahen wir auf der ganzen Strecke bis Vittoria, aber im Wagen bei uns war die Lebhaftigkeit des Südens, ſie blühte in Rede und in

Sang; nur noch kurze Zeit ſollte ich die ſchöne klangvolle Sprache vernehmen, die in meinem Ohre voller und kräftiger lautet als ſelbſt die italieniſche. Welche Muſik!

Von Rhythmen in Caſtagnetten
Iſt Klang in der ſpaniſchen Sprach',
Sie woget melodiſch, als ſäng ſie
Die Noten des Herzens wach!
Wie eine Toledo-Klinge
Biegſam — trifft doch ſie das Herz,
Hat Worte wie Janusköpfe
Zu friſch volksthümlichem Scherz!
Betrachte Murillo's Madonna,
Nichts Himmliſchres haſt Du geſehen,
Die ſpaniſche Sprache muß ſie ſprechen!
Die Engel müſſen's verſtehen!

Sie klang mir in Melodien ins Ohr, ſie tönte mir ins Herz hinein.

Wir befanden uns im Lande der Basken, der Zug hielt bei Vittoria, einer Stadt, die reich an Erinnerungen aus der Kriegsgeſchichte iſt. In dem blutigen Kampfe des Bürgerkrieges wurde hier (27. October 1834) das Chriſtiniſche Heer von Zumalacarregui, dem volksthümlichen Helden der Karliſten, geſchlagen; der Hirt verließ ſeine Heerde, der Bauer ſeinen Pflug, um ihm zu dienen, ſie wagten unverdroſſen ihr Leben, um ihm zu rapportiren. Die Soldaten nannten ihn ſcherzweiſe El Tio (das heißt den Onkel). Hier vor Vittoria ſtürmte er dahin auf ſeinem weißen Pferde, keine Kugel traf,

weder dieſes, noch ihn, der doch ſo leicht an der rothen baskiſchen Mütze, der Pelzjacke und dem rothen Beinkleid zu erkennen war.

Vittoria war in letzter Zeit, wenn auch nur auf einige Stunden, der bewegte Schauplatz des Augenblicks im Dienſte der Wiſſenſchaft; am 18. Juli 1860 waren hier die Aſtronomen Europa's verſammelt, um die totale Sonnenfinſterniß zu beobachten.

Wir ſahen weder Sonne, noch Himmel, nur ſchwarze, finſtere Wolken, der Schnee ſtöberte, der Wind blies; Vittoria ſelbſt verbarg ſich hinter dieſem weiten, beweglichen Vorhang. Jedesmal wenn die Wagenthür geöffnet wurde, bekamen wir eine Menge großer, ſchwerer Schneeflocken herein; jeder Reiſende, der in den Wagen ſtieg, ſchüttelte eine ganze Ladung Schnee von ſich ab. Die Eiſenbahn war hier vor nicht langer Zeit eröffnet worden, die Locomotive war etwas Neues, war mancher alten Sennora etwas Diaboliſches, eine jede ſolche bekreuzte ſich auch, wenn ſie in den Wagen ſtieg, bekreuzte ſich, wenn ſie Platz nahm und wenn ſie das Schrillern der Signalpfeife vernahm.

Es war finſterer Abend bevor wir den intermiſtiſchen Bahnhof bei Olazagoitia erreichten, wo die Eiſenbahn endigt. Eine einzige Oellaterne in der Thür ſollte Licht genug für drei Warteſäle ſpenden. Fußböden und Gänge waren ſchwarz und ſchmuzig von Schnee und lehmiger Erde; hier konnte man durchblaſen werden, wenn man ſich dieſe Geſund-

heitscur wünſchte. Hier war Wind und Zug wie vor einem Blaſebalg; heißt das in Spanien ſein? dachte ich, heißt das in warmen Ländern ſein? es war hier wie in der Heimath im hohen Norden, wenn man um die Weihnachtszeit von der Landſtraße aus in dem Warteſchuppen eines Wirthshauſes hinein fährt, wo die Thore an beiden Seiten offen ſtehen, der Wind durch und durch fährt, und Einem der Schnee um die Ohren wirbelt.

Von Olazagoitio habe ich keine Vorſtellung, ungeachtet wir hier über eine Stunde warten mußten; nicht ein Haus war in der Finſterniß, die hier waltete, zu ſehen; ein vereinzeltes Licht warf ſeinen Schein über einige Schneewehen; dort, ſagte man, ſei eine Reſtauration; die Paſſagiere wateten im Schnee bis über die Kniee hinauf, um dort hin zu gelangen. Ich blieb zurück, in der Hoffnung, unſere Koffer zu entdecken und zu controliren, daß ſie in die Diligence kämen, mit der wir weiter fahren ſollten. Es hielten hier etwa zehn verſchiedene Wagen, von welchen einige nach Bilbao, andere nach Pamplona und wieder andere nach Bayonne abgehen ſollten. Das Gepäck, Koffer, Reiſetaſchen und Hutſchachteln glitten in Schneebeleuchtung an mir vorüber; ſie wurden in die verſchiedenen Wagen geworfen, mit der Schnelligkeit von Taſchenſpielerkünſten; man mußte froh ſein, in dieſem Gewühl und in dieſer Finſterniß ſeine Sachen im rechten Wagen vorzufinden. Ich gab die Hoffnung daran auf.

Es war kalt, ich war hungrig; mein Reisegenosse brachte mir Speise und Trank, diesen soliden „rothen Faden," der sich durch jede große Reise zieht, den man aber in den Beschreibungen zu verdecken sich bestrebt. Das Brot war ehrwürdig alt, der Schinken faserig und trocken, der Wein erweckte unsere Sehnsucht nach lauwarmem Regenwasser mit Anisette, oder anderer bitteren Mixtur.

Jetzt wurden wir in den Wagen hineingepackt, die Pferde hatten keine Lust vorwärts zu gehen, sie bekamen die Peitsche, sie wurden gezogen und gelenkt, endlich kamen sie in Tritt; der Abend war finster, die Nacht war ebenso finster, der Schnee lag hoch, die Wagenlaterne leuchtete über denselben hinaus auf Felsen, auf Gebüsch und in tiefe Abgründe hinab, dicht an dem Geleise, in welchem wir fuhren, aufwärts fuhren.

Dieses Gebirge war während des Bürgerkrieges der Schauplatz vieler blutigen Guerrillakämpfe; in diesem Gebirge trieb sich Don Carlos bei Regen und Schnee umher, jeden Augenblick auf die Wachtfeuer der Christinos stoßend; jetzt aber lag Alles in Ruhe und Frieden; wir erblickten nicht einmal die auf den Gebirgswegen in der Regel zur Sicherheit des Weges umherreitenden Gendarmen; hier war es sicher in der finstern Nacht. Wir fuhren durch kleine schlummernde Städte, allein ich schlief nicht. Einige schwer bepackte Diligencen, deren leuchtende Laternen ihr Kommen aus der Ferne ankündigten, war die

einzige Begegnung; es war ſtill, einſam und winterkalt, als führen wir um die Weihnachtszeit über einen Bergkamm zwiſchen Norwegen und Schweden, und nicht zwiſchen Spanien und Frankreich.

Wir befanden uns im Lande der Basken und empfanden deſſen rauhes Klima zur Winterszeit.

Endlich ging der Weg abwärts, die Schneelagen wurden dünner und ſchließlich verſchwanden ſie ganz. Wir fuhren in eine Stadt hinein, die Straßenlaternen brannten hier noch in der Morgenſtunde. Die Stadt war anſehnlich und ſah gut aus, hatte wohlgebaute Häuſer und große Bogengänge. Wir waren in San Sebaſtian. Die Diligence hielt vor einer Fonda an, die durch ihre Reinlichkeit, ja faſt durch ihre Eleganz überraſchte. Wir ſchauten uns ſowohl im Zimmer als in der Küche um; die Chocolate und die Milch wurden in blankpolirten Gefäßen gekocht; die Küche ſtrahlte, und die junge baskiſche Magd, die darin wirthſchaftete, verſtand es auch, ihre Augen ſtrahlen zu laſſen; wie ſchwarz, wie ſchön waren ſie! Was die ſagten, war leichter zu verſtehen, als die baskiſche Sprache, die ihr Mund ſprach; in der Volksſprache heißt ſie Escuara, die Gelehrten behaupten, ſie ſei mit dem Sanſkrit verwandt; allein wie viele von uns Europäern verſtehen die Zunge Sakontala's?

San Sebastian liegt außerordentlich malerisch an einem Einschnitt des baskischen Meerbusens; die Felsen ringsum erheben sich jäh aus dem tiefen, grünen Wasser. Wir sahen die Stadt bei aufgehender Sonne, die die Wolken feuerroth malte. Niemand hatte diese Stadt als eines längeren Besuches werth hervorgehoben; allein sie verdient in vollem Maaße einen solchen; sie hat ganz und gar den Charakter einer spanischen Stadt in einer wunderschönen Umgebung. Zur Sommerszeit blühen wild wachsende Jasminen auf den Bergen, die Luft ist von ihrem Duft erfüllt. Alsdann ist San Sebastian das Ziel kleiner Ausflüge der Franzosen nach Spanien. Man befindet sich hier beim Volksstamme der Ureinwohner dieses Landes, bei den kräftigen, ausdauernden Iberiern, in ihrer baskischen Sprache Escualdunac genannt.

Es war eine große Veränderung, eine Ueberraschung, hier an der Nordseite der Pyrenäen ein weit milderes Klima vorzufinden, als das war, aus dem wir kamen. Hinter uns lagen die mit Schnee bedeckten Berge, hier dagegen, je weiter wir vordrangen, waren die Wiesen und Felder grün, und als wir Yrun, die letzte spanische Stadt auf unserer Tour, erreichten, standen alle Gärten noch in schönem Blumenflor, und Orangen hingen noch zwischen dem dunklen Laubwerk.

Unsere Pässe hatten wir in Madrid gegen sehr hohe Bezahlung visiren lassen müssen, und doch

wurde in Irun noch ein kleiner Tribut verlangt; etwas Plack müsse man doch haben, um nicht Alles in Spanien paradiesisch zu finden, und doch bleibt das der Haupteindruck; in wunderbarer Schönheit strahlt die Erinnerung!

Durch die Gedanken fliegt all' die Herrlichkeit, die Schönheit, die Ritterlichkeit, die man hier sah und genoß, das Viele, das hier zu lieben und zu bewundern ist, und man jubelt beim Abschied:

Spanien, welchen Reichthum hast du
Von der Schönheit der Natur!
Palmenhain' und Cactus-Wildniß,
Dürre Wüste, Blumenflur!
Schönheit wandelt in Gestalten,
Malerisch ist jede Tracht,
Und um deine Küsten wallet
Hoch das Meer in seiner Pracht.
Mauren gaben süße Lieder
Voller Geist und holdem Ton,
Durch Cervantes und Murillo
Stiegst du auf der Künste Thron.
Ja, dein „Heute" schwellt von Jugend,
Du warf'st ab des Mönchthums Fluch,
Spaniens Blüthe — ich verstand es —
Glänzet in der Zukunft Buch!

Eine lange Brücke bei Behobie bildet die Grenze, die eine Hälfte derselben gehört Spanien, die andere Frankreich. Die Reisebeschwerlichkeiten in dem fremden, wenig besuchten Lande, die ich gefürchtet hatte, waren so leicht dahingeglitten, als wären sie gar

nicht vorhanden. Mir war zu Muthe, als käme ich von einem Feſte, auf dem ich mich recht vergnügt hatte und recht glücklich geweſen war, und als ginge es jetzt in die Heimath, wo treue Herzen für mich ſchlagen und innigen Antheil an meinem Wohl und Wehe nehmen.

Die Zeichnung der Landkarte zeigt uns, daß Spanien der Kopf der Jungfrau Europa iſt; ich hatte hineingeſchaut in ihr wunderſchönes Antlitz; ich vergeſſe es nimmer!

Wir befanden uns in Frankreich. Die Sonne ſchien, der Frühling war hier, und bald erreichten wir Bayonne, wo Schinken auf den Tiſch kam, eine nordiſche Göttermahlzeit. Das Feuer im Kamin war unſer Weihnachtsfeuer; ein Wachsſtock, um die Champagnerflaſche geſchlungen, wurde als Weihnachtslicht angezündet, der Pfropfen knallte und wir brachten Toaſte aus auf unſere Heimath und alle unſere Lieben dort, ſie ſchienen uns ſo nah, und doch befanden wir uns jetzt nur noch wenige Stunden Wegs außerhalb Spaniens; ſeine in Winter gekleideten Berge leuchteten uns noch. Unſer Lebewohl ſollten ſie aus Biarritz empfangen; dieſer viel beſuchte Badeort liegt in der Nähe von Bayonne, an der offenen „ſpaniſchen See.“ Dorthin fuhren wir. Die Sonne ſchien wärmend; die Bäume knoſpten; es war Frühling.

In Meeresstille dehnte sich die unendliche See aus, und doch rollten von der glatten Fläche lange Wogen auf die Küste; sie kamen gleich spritzenden Walfischen, legten sich über den Sand hin und bildeten dort verschiedene schäumende Wasserlagen, einem Spitzenbesatz gleich.

Das Meer hat große Bissen aus der porösen, jähen Felsenküste verschlungen, große Höhlen gebildet, in welche hinein sein Pulsschlag wie Kanonendonner vernommen wird. Längs der Küste, draußen im Meere liegen chaotisch wild durcheinander geworfene, durchbrochene Felsblöcke, sie liegen da wie große seltsame Seeungeheuer, wie versteinerte Thiere der Vorwelt, oder wie versunkene Schiffswracke. Die Brandung spritzt klafterhoch empor, während das weite Meer selbst eine stille Fläche zu sein scheint. Erhebt sich der Wind, erhebt die baskische Bucht ihre Wogen, dann ist sie ein Weltmeer, das hier an die Küste heranwälzt; gegen dasselbe ist der Niagara wie ein Mühlbach. Von den Höhen hier sahen wir nun zum letzten Male die Pyrenäen, das schöne Gebirge Spaniens:

Ich juble vor Lust an dem fremden Strand,
Doch Freude hat Thränen im Heimathland.

Nach dem Lande der Heimath flog ich dahin mit den Heeren der Zugvögel, um die Buche ausschlagen zu sehen, den Kuckuk und alle die zwitscheru-

den Vögel zu hören, im hohen, frischen, grünen Grase zu gehen, die Muttersprache und dänische Melodien zu hören, treue Freunde zu sehen, während ich selbst in meinem Innern einen Schatz von Erinnerungen trug.

Das Leben ist das schönste Märchen, es lehrte mich jubeln:

Gott Vater im Himmel, wie bist du doch so gut,
Ich fühl' deinen Odem in meinem Blut!
Du hebst mich, du führst mich, du schenkest mir Freuden,
Dein Lächeln selbst schimmert durch bitteres Leiden,
Wie schön ist die Erd' und das Menschenkind,
Die Liebe wird Wort, und die Welt beginnt.
Ich lebe, ich juble, so groß ist die Lust?
Ich fühl's, ich lieg' an der Ewigkeit-Brust. —
Und ward auch mein Leben eine kurze Stund,
Es war doch ein Kuß von dem Vatermund!

Inhalt.

	Seite
I. Eintritt in Spanien	1
II. Barcelona	16
III. Valencia	44
IV. Almansa und Alicante	59
V. Diligencefahrt über Elche nach Murcia	71
VI. Murcia	82
VII. Cartagena	92
VIII. Malaga	104
IX. Granada	133
X. Von Granada nach Gibraltar	190
XI. Ein Besuch in Afrika	208
XII. Cadiz	243
XIII. Sevilla	254
XIV. Cordoba	279
XV. Ueber Santa Cruz de Mudela nach Madrid	291
XVI. Madrid	300
XVII. Toledo	322
XVIII. Burgos	337
XIX. Ueber die Pyrenäen nach Biarritz	348

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt

Verlag von L. Wiedemann
in Leipzig.

Boz (Dickens). Gesammelte Werke. Wohlfeile Volks-Ausgabe. 52 Bände von 10 bis 15 Bogen. 8. brosch. Preis pro Band nur 5 Sgr.

NB. Einzelne Werke werden hiervon nicht abgegeben.

Grace Dermott. Eine Erzählung für die christliche Jugend. Nach dem Englischen von Louise Marezoll. 8. brosch. Preis 22½ Sgr.

Margarethe Browning. Eine Erzählung für die christliche Jugend. Nach dem Englischen von Louise Marezoll. 8. brosch. Preis 15 Sgr.

Geschichte eines jungen Mädchens. Deutsch von H. Helms. 8. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Drei Lebens-Erfahrungen. Nach der 17. Auflage des englischen Originals von E. Mirus. 8. brosch. Preis 25 Sgr.

J. Dehn. Abwarten. Roman in zwei Büchern. 8. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

E. Shirreff. Intellectuelle Erziehung und ihr Einfluß auf Charakter und Glück der Frauen. Deutsch bearbeitet von A. v. Metzsch. gr. 8. Autorisirte Ausgabe. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

C. Rimestad. Zwei Weltbegebenheiten. (China — Nordamerika.) Deutsch von H. Helms. 8. brosch. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Henrik Herh. König René's Tochter. Miniatur-Ausgabe. 7. Auflage. Prachtvoll gebunden. Preis 25 Sgr.

H. C. Andersen. Bilderbuch ohne Bilder. Miniatur-Ausgabe. 8. Auflage. Prachtvoll geb. Preis 25 Sgr.

H. C. Andersen. Sämmtliche Märchen. Einzige vollständige, vom Verfasser besorgte deutsche Original-Ausgabe. Neunte Auflage. 64 Bogen stark, 114 Märchen enthaltend. gr. 8. brosch. in farbigem Umschlag. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. Prachtvoll gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

H. C. Andersen. Gesammelte Werke. Wohlfeile Ausgabe in 9 Bänden. 8. brosch. Preis 7 Thlr.

H. C. Andersen. Der Improvisator. 3 Bände. 4. Auflage. 8. eleg. brosch. Preis 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von L. Wiedemann in Leipzig.

Göll, Dr. H. Kulturbilder aus Hellas und Rom. I. gr. 8. eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Ossian. Deutsch von Adolf Böttger. Zweite Auflage. 8. brosch. Preis 1 Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Friedrich Friedrich. Eine Warte am Rhein. Schauspiel in 5 Acten. Miniatur-Ausgabe. eleg. brosch. Preis 20 Sgr.

Baronin von Tautphöus. Ueins. Roman in drei Bänden. Deutsche Original-Ausgabe. 8. eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 12 Sgr.

Unter der Presse befindet sich:

Königin Mab. Roman in drei Bänden von Julia Kavanagh, Verf. von „Nathalie", „Adele" ꝛc. (Autorisirte Ausgabe.) 8. eleg. brosch. Preis ca. 2½ Thlr.

Vincenzo oder verborgene Klippen. Roman in drei Bänden von J. Ruffini, Verf. von „Dr. Antonio", „Lavinia" ꝛc. (Autorisirte Ausgabe.) 8. eleg. brosch. Preis ca. 2½ Thlr.

Dieses Werkchen erscheint gleichzeitig in
COPENHAGEN, LEIPZIG, LONDON und PARIS.

DIE

DRYADE

VON

H. C. ANDERSEN.

Autorisirte Ausgabe.

A 912. (1607)

VERLAG VON L. WIEDEMANN

LEIPZIG.

1868

UNIVERSITÄTS BERLIN

Die Dryade

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Wir reisen nach Paris zur Ausstellung!

Jetzt sind wir da. Das war eine Fahrt, ein Fliegen ohne Zauberei. Wir fuhren mit Dampf über das Meer und durch die Länder.

Ja, unsere Zeit ist die Zeit des Märchens.

Wir sind mitten in Paris, in einem grossen Hôtel. Blühende Blumen schmücken die Treppenwände, weiche Teppiche die Stufen.

Unser Zimmer ist gemüthlich; durch die offene Balkonthüre hat man die Aussicht auf einen grossen Platz. Da unten wohnt das Frühjahr, es ist nach Paris gefahren und

gleichzeitig mit uns angekommen. Es ist gekommen in der Gestalt eines jungen stattlichen Kastanienbaums, mit so eben entfalteten feinen Blättern. Wie strahlt er, in Frühjahrs-Pracht gekleidet, vor allen den andern Bäumen auf dem Platze! Einer derselben ist ganz aus der Zahl der lebendigen Bäume gestrichen. Er liegt mit entblössten Wurzeln auf der Erde hingestreckt. Auf dem Platz, wo er stand, soll nun der frische Kastanienbaum gepflanzt werden und gedeihen.

Noch steht er, hoch emporragend, auf dem schweren Lastwagen, welcher ihn am frühen Morgen vom Lande, mehrere Meilen weit, nach Paris brachte. Jahrelang hatte er dort gestanden im Schutze einer mächtigen Eiche, unter welcher oft der alte ehrwürdige Pfarrer mit den, seinen Erzählungen lauschenden Kindern gesessen hatte.

Der junge Kastanienbaum hatte auch zugehört, die darin wohnende Dryade war ja auch ein Kind. Sie erinnerte sich noch der Zeit, wo der Baum so klein war, dass er nur wenig über die Grashalme und Farrenkräuter hervorragte. Diese waren schon so gross, wie sie je werden konnten, der Baum aber wuchs mit jedem Jahr weiter, genoss die Luft und den Sonnenschein, trank den Thau und den Regen. Oefters wurde er auch, wie es ja sein musste, von dem starken Winde tüchtig gezaust und gerüttelt. Das gehört nun einmal mit zur Erziehung.

Die Dryade freute sich ihres Daseins, freute sich ob des Sonnenscheins und des Vögelgezwitschers; aber am meisten erfreute sie doch die Stimme der Menschen; sie begriff ihre Rede ebenso gut, als sie die der Thiere verstand.

Schmetterlinge, Maikäfer, Libellen, Alles was fliegen konnte stattete seine Visiten ab. Klatschen konnten sie alle. Sie erzählten von dem Dorfe, von den Weinbergen, von dem Walde, von dem alten Schloss und seinem Parke mit den Canälen und Teichen. Da unten im Wasser wohnten auch lebende Wesen, die in ihrer Art von einem Orte zum andern unter dem Wasser fliegen konnten, Wesen mit Kenntnissen und Ueberlegung; sie sagten gar Nichts, so gescheut waren sie.

Und die Schwalbe, die untergetaucht war, erzählte von den niedlichen Goldfischchen, von den dicken Karauschen, von den fetten Schleien, von den bemoosten Karpfen. Die Schwalbe beschrieb das alles sehr hübsch: „Doch selbst ist der Mann", meinte sie zuletzt, „so etwas muss man mit eignen Augen sehen." Wie sollte aber die DRYADE je solche Wesen zu sehen bekommen? Sie

musste sich damit begnügen, über die herrliche Landschaft blicken und die emsige Thätigkeit der Menschen beobachten zu können.

Herrlich war es, aber am herrlichsten doch, wenn der alte Pfarrer unter der Eiche sass und von Frankreich, von den Grossthaten seiner Söhne und Töchter erzählte, deren Namen mit Bewunderung durch alle Zeiten genannt werden.

Die DRYADE hörte dann von dem Hirtenmädchen Jeanne d'Arc, von Charlotte Corday, sie hörte von Heinrich IV und von Napoleon I, sie hörte Namen, deren Klang in dem Herzen des Volkes wiederhallt.

Die Dorfkinder lauschten andächtig, nicht weniger die DRYADE, sie ward ein Schulkind mit den anderen. Sie erblickte in den Gestalten der dahinsegelnden Wolken Bild für Bild Alles was sie erzählen hörte.

Der Wolkenhimmel war ihr Bilderbuch.

Sie fühlte sich so glücklich in dem schönen Frankreich, dem fruchtbaren Erdboden des Genies mit dem Krater der Freiheit. Aber in ihrem Herzen blieb der Stachel, dass der Vogel, dass jedes Thier, welches fliegen konnte, doch weit begünstigter war als sie. Selbst die Fliege konnte sich weiter in der Welt umsehen, weit über den Gesichtskreis der DRYADE hinaus.

Frankreich war so gross und so herrlich, sie konnte aber nur eine kleine Fläche davon übersehen. Weltenweit dehnte sich das Land aus mit Weinbergen, Wäldern und grossen Städten. Von allen diesen war PARIS die prächtigste und mächtigste. Dahin konnten die Vögel, sie aber nie!

Unter den Dorfkindern war ein kleines zerlumptes und armes Mädchen, aber lieblich

zu schauen. Stets lachte oder sang sie und flocht die rothen Blumen in ihr schwarzes Haar.

„Geh' nicht nach Paris!" warnte der alte Pfarrer; „armes Kind, kommst Du dahin, so wird es Dein Untergang."

Sie ging aber doch hin.

Die Dryade dachte ihrer oft, sie hegte ja dieselben Wünsche und hatte dieselbe Sehnsucht nach der grossen Stadt.

Der Baum der Dryade trug seine ersten Kastanienblüthen, die Vögel zwitscherten um sie herum in dem herrlichsten Sonnenschein. Da kam ein stattlicher Wagen des Weges gerollt, in dem sass eine vornehme Dame, die selbst die leichtfüssigen muthigen Pferde lenkte. Auf dem Hintersitz schaukelte sich ein kleiner aufgeputzter Jockey. Die Dryade

erkannte die Dame, auch der alte Pfarrer; er schüttelte bei ihrem Anblick bedenklich sein Haupt und sagte: „Also kamst Du doch hinein, das war Dein Untergang, arme Marie!“

„Sie eine Arme?“ dachte die Dryade, „nein! welche Verwandlung! sie trägt ja das Kleid einer Gräfin; eine solche wurde sie in der Stadt der Verzauberungen. O! wäre ich doch dort unter all dem Glanz und der Pracht! Sie leuchten des Nachts selbst bis in die Wolken; wenn ich hinaufblicke, so weiss ich, wo die Stadt liegt.“

Nach dieser Richtung hin schaute die Dryade jeden Abend. Sie sah in der dunklen Nacht den leuchtenden Nebel am Horizont; in den klaren mondhellen Nächten vermisste sie die segelnden Wolken, welche ihr Bilder von der Stadt und aus der Geschichte zeigten.

Das Kind greift nach dem Bilderbuch, die Dryade griff nach der Wolkenwelt, ihrem Denkbuch. Ein sonnenwarmer, wolkenfreier Himmel war ihr ein leeres Blatt und schon seit mehreren Tagen hatte sie nur solche vor sich gehabt.

Es war die warme Sommerzeit; an den glühend heissen Tagen rührte sich kein Luftzug. Jedes Blatt, jede Blume lag wie betäubt; die Menschen ebenfalls.

Da erhoben sich die Wolken und bedeckten die Gegend dort, wo der strahlende Nebel des Nachts verkündete: „hier liegt Paris."

Die Wolken thürmten sich wie zu einer Bergkette, schoben sich durch die Luft und breiteten sich über die ganze Landschaft, soweit das Auge der Dryade reichte.

Gleichwie mächtige schwarzblaue Felsenblöcke lagen die Wolken da, eine Schicht auf

der andern. Die Blitzstrahlen fuhren heraus. „Auch sie sind die Diener Gottes des Herrn," hatte der alte Pfarrer gesagt. Und es kam ein bläulicher blendender Blitz, ein Lichtblick als sei es die Sonne selbst, welche die Felsenblöcke gesprengt habe. Der Blitz schlug ein und spaltete bis zu den Wurzeln die alte ehrwürdige Eiche. Die Krone ging auseinander; es war als breite der Baum seine Arme aus, um den Sendboten des Lichts zu umfassen.

Keine Metallkanonen vermögen bei der Geburt eines Königskindes so durch die Luft und über das Land zu dröhnen, wie es der Donner that beim Hinscheiden der alten Eiche. Der Regen strömte; ein erfrischender Wind wehte; das Unwetter war vorbei, es wurde ganz sonntagsfeierlich. Der alte Pfarrer sprach ehrende Worte der Erinnerung, ein

Maler zeichnete den Baum zum bleibenden Andenken.

„Alles fährt dahin", sprach die DRYADE, „fährt dahin wie die Wolke und kommt nie wieder!"

Der alte Pfarrer kam auch nicht wieder. Das grüne Dach seiner Schule war fort, sein Lehrstuhl verschwunden. Die Kinder kamen nicht, aber der Herbst kam, der Winter kam, dann auch das Frühjahr. In all diesem Wechsel der Zeit blickte die DRYADE nach der Gegend, wo in der Nacht PARIS mit seinem strahlenden Nebel fern am Horizont leuchtete.

Aus der Stadt heraus flog Locomotive um Locomotive, ein Bahnzug nach dem andern, sausend, brausend zu jeder Zeit des Tages. Am Abend, gegen Mitternacht, bei Tagesanbruch und den ganzen Tag hindurch

kamen die Züge. Aus jedem heraus, in jeden hinein strömten die Menschen aus aller Herren Ländern; ein neues Weltwunder hatte sie nach PARIS gerufen.

Wie zeigte sich denn dies Wunder?

„Eine Prachtblume der Kunst und der Industrie", sagte Einer, „ist in dem pflanzenlosen Sand des MARSFELDES aufgeschossen; eine riesiggrosse Sonnenblume, aus deren Blättern man Geographie und Statistik lernen, so klug wie ein Bürgermeister werden, zur Kunst und Poesie sich erheben und die Grösse und Macht der Länder studiren kann." — „Eine Märchenblume", sagte der Andere, „eine bunte Lotospflanze, welche ihre grünen Blätter als Sammetteppiche über den Sand ausbreitet. Die beginnende Frühjahrszeit hat sie keimen lassen; der Sommer wird sie in ihrer ganzen Pracht sehen; die Herbststürme

werden sie wegfegen, so dass kein Blatt, keine Wurzel übrig bleibt."

Vor der „MILITAIR-SCHULE" streckt sich in den Zeiten des Friedens die Arena des Krieges, ein Feld ohne Gras und Halm, ein Stückchen Sandsteppe, herausgeschnitten aus der Wüste Afrika's, wo FATA MORGANA ihre seltsamen Luftschlösser und hängenden Gärten vorspiegelt. Auf dem MARSFELDE standen sie aber noch prächtiger, noch wunderbarer, denn der menschliche Witz hatte die luftigen Trugbilder zur Wirklichkeit gemacht.

„Aladdins Schloss der Neuzeit ist gerichtet", so lautete es. „Tag für Tag, Stunde für Stunde entfaltet es Mehr und Mehr von seiner wunderbaren Herrlichkeit." Die endlosen Hallen prangen in Marmor und Farben. „Meister Blutlos" rührt hier seine

Gliedmassen von Stahl und Eisen in dem grossen Rundsaal der Maschinen. Kunstwerke in Metall, in Stein, in Gobelins verkünden das Leben des Geistes, das sich in allen Ländern der Welt regt. Bildersäle, Blumenpracht, Alles, was Geist und Geschick in der Werkstätte des Handwerkers schaffen kann, ist hier zur Schau gestellt. Selbst die Denkmäler der Urzeit aus alten Gräbern und Torfmooren sind zum Rendezvous erschienen.

Der überwältigende, grossartige, bunte Anblick muss in kleine Theile zerlegt werden, muss zu einem Spielwerk zusammengedrängt werden, um wiedergegeben und aufgefasst werden zu können.

Gleichwie ein grosser Weihnachtstisch trug das MARSFELD ein Wunderschloss der Industrie und der Kunst, und um dies herum waren Nippes aus allen Ländern ausgestellt,

Nippes im Grossen, jede Nation fand eine Erinnerung an ihre Heimath.

Hier stand das Königsschloss Aegyptens, dort das Karawanserai des Wüstenlandes. Der Beduine hatte sein Sonnenland verlassen und jagte auf seinem Kameel vorbei. Hier breiteten sich die russischen Ställe aus, mit den feurigen prächtigen Hengsten der Steppe. Hier stand die einfache strohgedeckte dänische Bauernwohnung mit der Dannebrogsfahne neben Gustav Wasa's hölzernem Haus aus Dalarne mit den herrlichen Schnitzereien. Amerikanische Hütten, englische Cottages, französische Pavillons, Kiosks, Theater und Kirchen, alles rings umhergestreut, und dazwischen der frische grüne Rasen, das klare, quellende Wasser, blühende Büsche, seltene Bäume, Glashäuser, in denen man sich in die tropischen Wälder versetzt glaubte, ganze von Damascus geholte Rosengärten unter

einem Dache blühend. Welche Farben, welche Düfte!

Künstliche Tropfsteinhöhlen umschlossen süsse und salzige Gewässer und gaben einen Einblick in das Reich der Fische; man weilte auf Meeresgrund zwischen Fischen und Polypen.

„Alles dies", sagten sie, „trägt und bietet das MARSFELD und um die grosse reichgedeckte Festtafel bewegt sich das Menschengewimmel, wie ein emsiger Ameisenhaufen, zu Fusse oder in kleinen Wagen, denn nicht alle Beine sind für eine so ermüdende Wanderung geschaffen."

Hierher strömen sie von dem frühen Morgen bis zum späten Abend. Dampfschiff an Dampfschiff mit Menschen überfüllt gleitet die Seine hinab. Die Menge der Wagen ist in steter Zunahme begriffen. Die Volksschaar

zu Fuss und zu Pferde wächst. Spurwagen und Omnibus sind gepfropft, gestopft und garnirt mit Menschen. Alle diese Strömungen bewegen sich gegen ein Ziel: DIE AUSSTELLUNG.

Alle Eingänge tragen die Flagge Frankreichs; um den Weltbazar herum wehen die Farben aller Nationen. Es summt und brummt aus der Halle der Maschinen heraus. Von den Thürmen klingen die Melodien der Glockenspiele hernieder. Mit den Tönen der Orgeln in den Kirchen mischen sich die heiseren, näselnden Gesänge aus den Cafés des Orients. Es ist wie ein Reich Babel, EIN WUNDER DER WELT.

In der That, so war es. So lauteten die Nachrichten davon und wer hörte sie nicht! Die DRYADE wusste Alles, was hier erzählt worden ist, von dem neuen Wunder in der Stadt der Städte.

„Fliegt doch fort, ihr Vögel; fliegt hin, um zu schauen, und dann kommt wieder und erzählet", so bat die Dryade.

Die Sehnsucht wurde Drang, wurde Lebensgedanke. Dann, in der stillen, schweigsamen Nacht — der Vollmond schien — dann sah die Dryade einen Funken aus der Scheibe des Mondes herausfliegen und gleichwie eine Sternschnuppe herunterfallen. Vor dem Baume aber, dessen Zweige, wie vom Sturme bewegt, hin und her wogten, stand eine hehre, mächtige und glänzende Gestalt. In Tönen, die zugleich weich und stark waren, wie die der Posaune des jüngsten Gerichts, welche zum Leben küsst und vor das Gericht ruft, sprach sie:

„Du sollst nach der Stadt des Zaubers kommen, Du sollst dort Wurzel fassen, Du sollst die sausenden Strömungen, die Luft

und den Sonnenschein dort geniessen. Aber Deine Lebenszeit wird dann verkürzt werden; die Reihe von Jahren, welche Dich hier im Freien erwartete, wird zu einer kleinen Summe zusammenschwinden. Arme Dryade! Es wird Dein Untergang werden. Dein Hangen und Bangen wird wachsen; Dein Verlangen wird stürmischer werden, der Baum selbst wird Dir zum Gefängniss, Du wirst Deine Hülle verlassen, Deine Natur aufgeben, hinausfliegen und Dich mischen unter die Menschen. Dann sind die Jahre, die Dir gehörten, zu der halben Lebenszeit einer Eintagsfliege zusammengeschrumpft. Nur eine Nacht; Dein Lebenslicht wird ausgeblasen, die Blätter des Baumes verwelken und verwehen, um nie wieder zu grünen."

So klang es. Die Helligkeit verschwand, aber nicht die Sehnsucht der DRYADE; sie zitterte in dem wilden Fieber der Erwartung.

„Ich komme hin“, jubelte sie. „Das Leben beginnt, es schwillt wie die Wolke; Niemand weiss wohin sie eilt.“

Bei Tagesgrauen, als der Mond bleich wurde und die Wolken sich roth färbten, schlug die ersehnte Stunde. Die Worte der Verheissung wurden erfüllt.

Leute mit Spaten und Stangen erschienen, sie gruben rings um die Wurzel des Baumes, tiefer und tiefer, darunter weg. Ein Wagen wurde vorgefahren, von vielen Pferden gezogen, der Baum sammt den Wurzeln und den anhaftenden Erdklumpen wurde herausgeholt; Schilfmatten umgaben ihn, als steckten die Füsse in einem warmen Fusssacke. Nun wurde der Baum auf den Wagen gehoben und mit Ketten festgemacht. Es ging auf die Reise, nach Paris, dort sollte der Baum wachsen, als eine Zierde der Stadt des französischen Ruhmes.

Die Zweige und Blätter des Kastanienbaumes bebten in dem ersten Augenblick der Bewegung, die DRYADE bebte in dem wollüstigen Gefühl der Erwartung.

Fort! fort! klang es in jedem Pulsschlag, fort! fort! klang es in zitternd hinschwebenden Worten. Die DRYADE vergass der heimathlichen Gegend Lebewohl zu sagen; sie dachte nicht der wogenden Grashalme und der unschuldigen Gänseblümchen, die zu ihr heraufgeschaut hatten als zu einer grossen Dame, einer jungen Prinzessin, welche hier im Freien Hirtin spielte.

Der Kastanienbaum stand auf dem Wagen, er nickte mit seinen Zweigen: ob es „Lebewohl“ oder „Vorwärts“ bedeuten sollte, wusste die DRYADE nicht; sie träumte nur von dem wunderbaren Neuen und doch so Bekannten, das sich vor ihr entfalten sollte. Kein sich in Unschuld freuendes Kinderherz,

kein von sinnlicher Lust wallendes Blut hatte von Gedanken mehr erfüllt, wie sie, die Reise nach Paris angetreten.

Ihr „Lebewohl“ ward nur ein „fort! fort!“

Die Räder rollten. Das Ferne näherte sich, das Gegenwärtige verschwand. Die Gegend wechselte, wie die Wolken wechseln. Neue Weingärten, Wälder, Dörfer, Villen schossen empor, kamen näher, verschwanden. Der Kastanienbaum bewegte sich vorwärts, die Dryade mit ihm. Locomotive brauste dicht an Locomotive vorbei und sandte Wolken in die Höhe, welche Gestalten bildeten, die von Paris erzählten, woher sie kamen, wohin die Dryade sollte.

Alles ringsum wusste es ja, und musste es begreifen, wohin ihr Weg ging. Es kam ihr vor, als ob jeder Baum, an dem sie vorüberkam, seine Zweige ihr entgegenstreckte

mit der Bitte „Nimm mich mit! nimm mich mit!“ Umschloss ja doch jeder Baum auch eine sehnsuchterfüllte Dryade.

Welcher Wechsel im Fluge! Es war als stiegen die Häuser aus der Erde, immer mehr und mehr, immer dichter und dichter. Die Essen erhoben sich wie auf oder neben einander längs der Dächer gestellte Blumentöpfe; grosse Inschriften von ellenlangen Buchstaben und Gestalten in bunten Farben, die die Wände vom Sockel bis zum Sims bedeckten, traten leuchtend hervor.

„Wo fängt Paris an und wann bin ich dort?“ frug sich die Dryade. Das Menschengewimmel wuchs, der Tumult und die Emsigkeit nahm zu, Wagen folgte auf Wagen, Menschen zu Fuss und zu Pferde bewegten sich unter einander; ringsherum Laden an Laden, Musik und Gesang, Schreien und Reden.

Die Dryade in ihrem Baum war inmitten von Paris.

Der grosse schwere Wagen machte auf einem kleinen mit Bäumen bepflanzten Platze Halt. Die hohen Häuser ringsum hatten alle Fensterbalkons, von denen die Bewohner heruntersahen auf den jungen frischen Kastanienbaum, welcher gefahren kam um hierher verpflanzt zu werden, als Stellvertreter für den abgestorbenen, an der Erde hingestreckten Baum. Die Vorübergehenden blieben stehen und bewunderten mit heiterm Lächeln das schöne Frühjahrsgrün. Die ältern Bäume, die noch die Knospen geschlossen trugen, brachten mit den sausenden Zweigen ihr: „Willkommen, Willkommen!“ Der Springbrunnen, der seine Strahlen hoch in die Höhe warf, um sie plätschernd in das breite Bassin wieder fallen zu lassen, hiess den Wind den neuen Ankömmling mit perlenden Tropfen

zu benetzen, als wollte er ihm einen Trunk zum Willkommen bringen.

Die Dryade vernahm, wie ihr Baum vom Wagen gehoben wurde, um auf seinen zukünftigen Platz gestellt zu werden. Die Wurzeln wurden mit Erde bedeckt, frischer Rasen obenauf gelegt. Blühende Büsche und Blumen in Töpfen wurden ringsum angebracht; mitten auf dem Platze entstand ein kleiner Garten. Der von dem Gasqualm, Küchendunst und der Stadtluft getödtete Baum wurde auf den Wagen geschafft und weggefahren. Die Vorübergehenden schauten zu. Kinder und Greise sassen auf der Bank und blickten ins Grüne. Und wir, die wir die Geschichte erzählen, standen auf einem Altan, blickten hinunter auf das grüne, aus der frischen Landluft eingewanderte Frühjahr und sagten, was der alte Pfarrer gesagt haben würde: „Du arme Dryade!“

„Glückselig bin ich, glückselig!“ jubelte die Dryade. „Und doch, ich kann es nicht erfassen, nicht aussprechen, was ich fühle. Alles ist, wie ich es mir gedacht, und doch auch, wie ich es nicht gedacht hatte.“

Die Häuser standen da, so hoch, so nahe! Der Sonnenschein traf nur die eine Wand und diese war bis hoch hinauf mit Zetteln und Plakaten beklebt, vor welchen die Leute stehen blieben und Gedrang verursachten. Wagen jagten vorüber, leichte und schwere untereinander; Omnibus, diese überfüllten fahrenden Häuser, rasselten einher; Reiter sprengten dazwischen; selbst Karren und Lastwagen machten ihre Rechte geltend.

Die Dryade frug sich, ob nicht auch bald diese hochgewachsenen Häuser, die so dicht um sie herumstanden, sich verziehen, gleich den Wolken am Himmel andere Gestalten

annehmen und zur Seite weichen würden, damit sie in Paris hinein und darüber hinaus einen Blick werfen könne. NOTRE-DAME musste sich zeigen, die VENDOME-SÆULE und das WUNDERWERK, welches so viele Fremde hierher gerufen hatte und noch rief.

Die Häuser rührten sich jedoch nicht von der Stelle.

Es war noch Tag, als die Laternen angezündet wurden; die Gasstrahlen leuchteten aus den Läden, schienen bis in die Zweige der Bäume, es war wie Sonnenschein im Sommer. Die Sterne oben kamen zum Vorschein, dieselben, zu welchen die DRYADE in der Heimath emporgeschaut hatte. Sie glaubte eine reine, milde, von ihnen ausgehende Luftströmung zu spüren. Sie fühlte sich gehoben und gekräftigt, empfand eine zunehmende Sehkraft durch jedes der Blätter, durch jede Faser der Wurzel. Sie wusste sich, mitten

unter dem Lärmen und den Tönen, den Farben und den Lichtern, von milden Augen beobachtet.

Aus den Seitenstrassen tönten die lustigen Melodien von Blasinstrumenten und Geigen. Auf! zum Tanz, zum Tanz, zur Fröhlichkeit und Lebenslust luden sie ein. Das war eine Musik, dass Pferde, Wagen, Bäume und Häuser getanzt haben würden, wenn sie hätten tanzen können. Das Entzücken der Berauschung hob den Busen der DRYADE. „Wie das beseligend, wie das herrlich ist!“ jubelte sie, „jetzt bin ich in PARIS!“

Der wiedererwachende Tag, die darauf folgende Nacht bot dasselbe Schauspiel, denselben Verkehr, dasselbe Leben, wechselnd zwar, aber doch immer dasselbe, und so ging es in dem Kreislaufe der Tage fort.

„Nun kenne ich jeden Baum, jede Blume hier auf dem Platze! Ich kenne jedes Haus, jeden Balkon, jeden Laden dieses engen abgeschiedenen Winkels, wo mir der Anblick der grossen mächtigen Stadt verwehrt ist. Wo sind die Triumphbögen, die Boulevards, das Welt-Wunderwerk? Nichts von allem dem sehe ich! Wie in einen Käfig gesperrt, stehe ich zwischen den hohen Häusern, die ich jetzt auswendig weiss mit ihren Aufschriften, Schildern, Plakaten: diesem ganzen Ueberpinselungs-Confect, das mir nicht mehr mundet. Wo ist doch das Alles, wovon ich hörte, wonach ich mich sehnte und weshalb ich hierher wollte? Was habe ich erfasst, gewonnen, gefunden! Ich habe dieselbe Sehnsucht wie früher, ich fühle, es giebt ein Leben, das ich ergreifen und durchleben möchte. Ich muss hinaus in die Reihe der Lebenden, mich unter sie mischen; herumfliegen

wie die Vögel; sehen und fühlen; ein ganzer Mensch werden; den halben Lebenstag geniessen, statt des jahrelangen Vegetirens in alltäglicher Schlaffheit und Langeweile, wobei ich kränkle, wie der Wiesenthau niedersinke und verschwinde. Leuchten will ich, wie die Wolke, leuchten in der Sonne des Lebens, über das Ganze hinausblicken wie die Wolke, hinfahren wie diese! Niemand weiss wohin."

So seufzte die Dryade und bat: „Nimm mir die mir beschiedenen Jahre, gieb mir die Hälfte des Lebens der Eintagsfliege! Erlöse mich aus meinem Gefängniss! Gieb mir Menschenleben, Menschenglück, nur eine kurze Frist, nur die eine Nacht, wenn es nicht anders sein kann, und strafe mich dann wegen meines Lebensmuthes, meiner Sehnsucht nach Leben. Streiche mich aus Deinen Reihen, lass meine Hülle, den frischen jungen Baum,

verdorren, gefällt werden, zu Asche verbrennen, in alle Winde zerstieben!“

Ein Sausen ging durch die Zweige des Baumes, Beben überlief jedes seiner Blätter, er war wie von Feuer durchströmt. Ein Windstoss schüttelte seine grüne Krone und aus der Mitte derselben erhob sich eine weibliche Gestalt. Es war die Dryade. In demselben Augenblicke sass sie unter den hellbeleuchteten blätterreichen Zweigen, jung und lieblich anzuschauen, wie die arme Marie, zu welcher der Pfarrer sagte: „Die grosse Stadt wird Dein Untergang.“

Die Dryade sass am Fusse des Baumes, an ihrer Hausthür, die sie verschlossen und wozu sie den Schlüssel weggeworfen hatte. So jung, so schön! Die Sterne sah sie, sie blinkten ihr zu; die Gaslampen sah sie, sie strahlten und winkten ihr. Wie war sie so

zart und doch so blühend, ein Kind und doch eine Jungfrau! Ihre Kleidung war fein wie Seide, grün wie die frisch entfalteten Blätter von der Krone des Baumes; in ihren nussbraunen Haaren stak eine halb aufgesprungene Kastanienblüthe; sie glich der Göttin des Frühjahrs.

Nur eine kurze Minute sass sie unbeweglich, dann sprang sie auf und flüchtig wie eine Gazelle eilte sie fort; blitzschnell war sie um die Ecke; sie lief, sie sprang wie der Reflex aus der Spiegelscheibe, der vom Sonnenschein getragen, bei jeder Bewegung bald hierher bald dorthin geworfen wird. Hätte man sie genau mit den Augen verfolgen können, so würde man gesehen haben, wie wunderbar ihre Kleidung und ihre Gestalt sich, je nach der Beschaffenheit des Ortes oder des Hauses, von dessen Licht sie gerade beschienen wurde, änderte.

Sie erreichte die Boulevards; hier strömte ein Lichtmeer aus den Gasflammen der Laternen, der Läden und der Cafés. Hier standen in Reihe junge und schlanke Bäume, von denen jeder seine Dryade barg und gegen die Strahlen des künstlichen Sonnenlichts schützte. Das ganze endlos lange Trottoir war ein einziger grosser Gesellschaftssaal, wo gedeckte Tische mit allerlei Erfrischungen, von Champagner und Chartreuse ab, bis auf Kaffee und Bier standen; hier war eine Ausstellung von Blumen, Statuen, Büchern und bunten Stoffen.

Aus dem Gewühl unter den hohen Häusern blickte sie hinaus über den schreckenerregenden Strom ausserhalb der Baumreihen. Dort wogte ein Fluss von rollenden Wagen, Cabrioletten, Kutschen, Omnibus, Droschken, dazwischen reitende Herren und aufmarschirende Regimenter. Es war mit Ge-

fahr für Gliedmassen und Leben verbunden, nach dem entgegengesetzten Ufer hinüber zu kreuzen. Jetzt verbreiten Windlichter ihre Helligkeit; jetzt haben die Gasflammen wieder das Uebergewicht; plötzlich steigt eine Rakete, woher? wohin?

Gewiss, es ist die grosse Fahrstrasse der Weltstadt!

Hier ertönen weiche italienische Melodien, dort spanische Lieder, begleitet von dem Klappern der Castagnetten; aber am kräftigsten, alles Andere überbrausend, schallen die Spieldosen-Melodien des Augenblicks, die aufregende Cancan-Musik, welche Orpheus nicht gekannt hat, die nie von der schönen Helene gehört ward; selbst der Schubkarren kam in Versuchung, auf seinem einen Rade zu hüpfen.

Die Dryade tanzte, schwebte, flog, jeden Augenblick Farbe wechselnd, wie der Kolibri

im Sonnenschein; jedes Haus mit der ihm eigenen besonderen Welt gab den Reflex.

Wie die strahlende Lotosblume, von ihrer Wurzel losgerissen, durch den Strom entführt wird, so trieb auch sie dahin. Wo sie stehen blieb, war sie eine andere Gestalt, so dass Niemand ihr zu folgen, sie wiederzuerkennen, sie näher zu beschauen vermochte.

Gleich Wolkenbildern flog Alles an ihr vorüber, sie sah in tausend Angesichter, aber kein einziges war ihr bekannt, sie erblickte keine Gestalt aus der Heimath. Zwei strahlende Augen waren ihr im Gedächtniss geblieben: sie dachte an Marie, die arme Marie, das zerlumpte fröhliche Kind mit den rothen Blumen in dem schwarzen Haar. Sie war ja jetzt hier in der Weltstadt, reich strahlend wie damals, als sie an dem Hause des Predigers, an dem Baum der DRYADE, an der alten Eiche vorüberfuhr.

Hier weilte sie sicherlich in dem betäubenden Lärm, vielleicht war sie so eben aus der wartenden, prachtvollen Equipage gestiegen. Glänzende Carrossen mit goldgallonirten Kutschern und seidenbestrümpften Bedienten fuhren vor. Die aussteigenden Herrschaften waren ausschliesslich reichgekleidete Frauen. Sie gingen durch das geöffnete Gatterthor und stiegen die hohe breite Freitreppe hinauf, die nach einem, auf marmorweissen Säulen ruhenden Gebäude führte. War dies vielleicht das Welt-Wunderwerk? Dort weilte gewiss Marie!

„Sancta Maria!“ ertönte es aus dem Innern, Weihrauchduft wogte durch die hohen gemalten und vergoldeten Bogengänge, unter denen ein geheimnissvolles Halbdunkel herrschte.

Es war die Magdalenenkirche.

Schwarzgekleidet in den köstlichsten Stoffen, die nach der letzten Mode gearbeitet waren, schritt die vornehme weibliche Welt über den glänzenden Fussboden einher. Die Wappen der Besitzerinnen waren auf den silbernen Deckelplatten der in Sammet gebundenen Gebetbücher eingegraben und in den Ecken der stark parfümirten, mit Brüsseler Spitzen eingefassten Schnupftücher gestickt. Einige der Damen knieten im stillen Gebet vor den Altären; Andere suchten die Beichtstühle auf.

Unruhe und Angst bemächtigten sich der DRYADE, als habe sie einen Ort betreten, wohin sie nicht gehöre. Hier war die Heimath der Schweigsamkeit, die Halle der Geheimnisse, Alles wurde gelispelt, jede Mittheilung war lautlos.

Die DRYADE sah sich selbst in Seide und in Spitzen gehüllt, gleichwie die andern

Frauen des Reichthums und der hohen Geburt. Ob wohl eine jede derselben ein Kind der Sehnsucht war, wie sie?

Ein schmerzlicher, tiefer Seufzer ertönte. Kam er aus dem verborgenen Winkel eines Beichtstuhls oder entstand er in der Brust der DRYADE? Sie zog den Schleier dichter um sich herum; sie athmete Weihrauch und nicht die frische Luft. Hier war nicht die bleibende Stätte ihrer Sehnsucht.

Fort! Fort! Ein Eilen ohne Ruhe. Die Eintagsfliege kennt die Ruhe nicht, ihr Fliegen ist Leben.

Sie war wieder draussen unter strahlenden Gas-Candelabern an einem prachtvollen Springbrunnen. „Alle strömenden Wasser vermögen doch nicht das unschuldige Blut abzuwaschen, das hier vergossen wurde.“

Solche Rede fiel. Fremde standen umher, sie führten ein lautes und lebhaftes Gespräch, wie Niemand in der grossen Prachthalle der Geheimnisse, von wo die DRYADE kam, zu führen gewagt hatte.

Eine schwere Steinplatte wurde gedreht und dann gehoben. Sie begriff nicht warum. Sie bemerkte eine offene Einfahrt in die Tiefe. Die Fremden stiegen hinunter und liessen die sternenhelle Luft und das frische Leben hinter sich.

„Ich fürchte mich", sagte eine der herumstehenden Frauen zu ihrem Mann, „ich wage es nicht hinunterzusteigen, mache mir auch nichts aus den Herrlichkeiten da unten; bleibe Du lieber bei mir!"

„Ja wohl, und nach Hause reisen!" antwortete der Mann, „Paris verlassen, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, das

eigentliche Wunderwerk der Neuzeit, durch die Kraft und den Willen eines einzigen Mannes geschaffen!“

„Ich steige doch nicht hinunter“, lautete die Antwort.

„Das Wunderwerk der Neuzeit“, hatte man gesagt; die Dryade hatte es gehört und verstanden. Das Ziel ihrer heissen Sehnsucht war also erreicht, und hier war der Eingang dazu. In die Tiefe hinunter, unter Paris? So hatte sie sich es nicht gedacht, jetzt hörte sie es aber, sah, wie die Fremden hinunterstiegen, und folgte ihnen.

Die Treppe war aus Gusseisen, schneckenförmig, breit und bequem. Unten leuchtete eine Lampe und noch tiefer wieder eine.

Sie standen in einem Labyrinth von endlosen sich kreuzenden Hallen und Bogengängen; alle die Strassen und Gässchen von

Paris waren hier wieder als in einem matten Spiegelbild zu sehen. Die Namen waren daran gemalt, jedes Haus oben hatte auch hier unten seine Nummer und streckte seine Wurzeln unter den macadamisirten Quais eines breiten Canals, worin der Schlamm sich vorwärts wälzte. Darüberweg wurde das frische fliessende Wasser auf Bogen geleitet, und ganz oben hing das verworrene Netz der Gasröhren und Telegraphendrähte.

In der Entfernung leuchteten Lampen, wie ein Wiederschein von der Weltstadt oben. Ab und zu hörte man ein dumpfes Rollen, es waren die schweren Wagen, welche über die Einfahrtsbrücken wegfuhren.

Wohin war die DRYADE gerathen?

Du hast gewiss von den Katakomben gehört; jetzt sind sie verschwindende Striche in dieser neuen unterirdischen Welt, dem

Wunderwerk der Neuzeit, den Kloaken von Paris. Dort war die DRYADE und nicht draussen in der Weltausstellung auf dem MARSFELDE.

Sie hörte Ausrufe des Staunens und der Anerkennung. „Von hier aus erwächst Gesundheit und Leben für Tausende und aber Tausende dort oben! Unsere Zeit ist die Zeit des Fortschrittes mit seinem mannigfachen Segen.“

So lautete die Ansicht und die Rede der Menschen, nicht aber derjenigen Geschöpfe, welche hier geboren waren, hier bauten und hausten, der Ratten, welche aus den Spalten einer hinfälligen Mauer ganz deutlich und für die DRYADE verständlich quiekten.

Ein alter grosser Rattenvater mit abgebissenem Schwanz machte mit durchdringendem Quieken seinen Beklemmungen

Luft, und die Familie zollte jedem seiner goldenen Worte Beifall.

„Mich ekelt dieses Menschen-Miau an, diese Ausbrüche der Unwissenheit. Das nenne ich eine schöne Herrlichkeit, dieses Gas und Petroleum. Solches Zeug fresse ich nicht. Es ist Alles jetzt hier so fein und so hell, dass man sich über sich selbst schämen muss, ohne eigentlich zu wissen warum. Ach! wenn wir doch noch in der Zeit der Talglichter lebten; sie liegt ja nicht gar zu weit hinter uns, das war eine romantische Zeit, wie man es so nennt.“

„Was erzählst Du da?“ frug die Dryade. ‚Ich habe Dich nicht früher gesehen, wovon sprichst Du denn eigentlich?“

„Von den vergangenen herrlichen Tagen“, sagten die Ratten; „von der wonnigen Zeit unserer Urgrossväter und Urgrossmütter. Da

war es eine grosse Sache hier herunter zu kommen. Das war ein Rattennest, ganz etwas Anderes als Paris! Mutter Pest wohnte damals hier; sie tödtete Menschen, aber nie Ratten. Räuber und Schmuggler konnten hier frei Athem holen. Hier war der Sammelort der interessantesten Persönlichkeiten, welche man jetzt nur auf den Melodrama-Theatern oben zu sehen bekommt. Die Zeit der Romantik ist dahin, auch in unserem Rattennest, jetzt ist auch hier frische Luft und Petroleum."

So quiekte die Ratte; sie quiekte zu Ehren der alten Zeit, als Mutter Pest noch am Leben war.

Ein Wagen hielt, eine Art von offenem, mit kleinen flinken Pferden bespanntem Omnibus. Die Gesellschaft stieg auf und fuhr davon dem Boulevard Sebastopol entlang, das heisst dem unterirdischen, darüberweg

streckte sich die bekannte menschenerfüllte Strasse.

Der Wagen verschwand im Halbdunkel, die DRYADE verschwand, emporgehoben zu der fröhlichen Frische oben. Hier und nicht unten in den sich kreuzenden Gewölben mit der schweren Luft musste das Wunderwerk zu finden sein, welches sie in ihrer kurzen Lebensnacht suchte. Es musste stärker strahlen als alle die Gasflammen, stärker als der eben vorbeigleitende Mond.

Ja sicherlich! sie erblickte es dort in der Ferne, es strahlte vor ihr, es blinkte und winkte wie der Abendstern am Himmel.

Sie sah eine strahlende Pforte sich öffnen, die zu einem kleinen Garten führte, wo Alles Helligkeit und Tanzmelodie war. Lichterrabatten umfassten kleine Seen mit von Blech geformten und dann bemalten Wasser-

pflanzen, aus deren Kelchen Wasserstrahlen in die Höhe stiegen. Darüber senkten schöne Trauerweiden — wirkliche Erzeugnisse des Frühjahrs — ihre frischen Zweige als einen grünen, durchsichtigen und doch deckenden Schleier. In dem Gebüsche brannte ein offenes Feuer, ein rothes Dämmerlicht über die schweigsamen Laubhütten werfend, in welche die Töne einer ohrkitzelnden, sinnberauschenden, das Blut durch die Adern jagenden Musik drangen.

Schöne und festlich gekleidete Mädchen mit treuherzigem Lächeln um die Lippen und dem leichten Sinn der Jugend im Herzen, „Marien", mit Rosen in den Haaren aber ohne Wagen und Jockey, wogten und schwangen sich in wilden Tänzen.

Wo waren die Köpfe, wo die Füsse? Wie von Taranteln gestochen, sprangen, lachten,

jauchzten sie, als wollten sie in ihrer Verzückung die ganze Welt umarmen.

Die DRYADE fühlte sich mit in den Wirbel des Tanzes gerissen. Um ihren kleinen feinen Fuss schmiegte sich der seidene Stiefel von kastanienbrauner Farbe, wie das Band, das von ihrem Haare herab über die unbedeckten Schultern flatterte. Der grünseidene Rock wogte in grossen Falten, verbarg aber nicht das schöngeformte Bein und den niedlichen Fuss, mit dem sie vor dem Kopfe des tanzenden Jünglings einen Zauberkreis in der Luft beschreiben zu wollen schien.

War sie in den Zaubergarten der ARMIDA gerathen? Wie wurde der Ort genannt?

Der Name leuchtete über dem Eingang in Gasflammen: MABILLE.

Das Steigen der Raketen, das Plätschern der Springbrunnen und das Knallen der

Champagnerpfropfen begleiteten den wilden bacchantischen Tanz. Ueber das Ganze glitt der Mond, klar, doch mit einem etwas schiefen Gesicht, durch die Luft. Man glaubte vom Mabille in den Himmel hinein zu blicken.

Eine verzehrende Lebenslust durchbebte die Dryade, sie war wie im Opiumrausche.

Ihre Augen sprachen, ihre Lippen sprachen, aber der Klang der Flöten und Geigen übertönte den Klang ihrer Stimme. Ihr Tänzer flüsterte ihr Worte zu, die in dem Takte des Cancans wogten: sie verstand sie nicht; auch wir verstehen sie nicht. Er streckte seine Arme gegen sie aus um sie zu umschlingen; aber er umarmte nur die durchsichtige Luft.

Die Dryade wurde davongetragen, wie ein Rosenblatt vom Winde. Vor sich sah sie eine Flamme in der Luft, ein blitzendes Licht hoch oben auf einem Thurme. Das Leuchtfeuer schien von dem Ziel ihrer Sehnsucht,

schien von dem rothen Leuchtthurme der „Fata-Morgana“ des Marsfeldes. Dorthin wurde sie vom Winde getragen. Sie umkreiste den Thurm; die Arbeiter dachten, es sei ein Schmetterling, der sich zu frühzeitig eingefunden hatte und nun sterbend niedersank.

Der Mond leuchtete, Gasflammen verbreiteten Helligkeit durch die Hallen, über die umhergestreuten „Allerwelts-Bauten“, über die Rasenhügel und die durch Menschenwitz hervorgebrachten Felsen, von denen Wasserfälle, durch die Kraft des „Meister Blutlos“ getrieben, herunter stürzten. Die Höhlen des Meeres, die Tiefen der Landseen, das Reich der Fische offenbarte sich hier. Man wandelte auf dem Grunde des tiefen Teiches, man verkehrte mitten im Meere in der Taucher-Glocke von Glas. Das Wasser

übte seinen Druck gegen die starken Glaswände oben und an den Seiten. Die Polypen, aalgeschmeidige lebendige Därme, waren an dem Grunde festgewachsen und griffen mit klafterlangen Armen nach Beute.

In der Nähe machte sich ein grosser Steinbutt in aller Ruhe breit, jedoch nicht ohne misstrauische Seitenblicke. Ueber ihn weg kletterte die Krabbe, einer riesigen Spinne ähnlich, während die Garnelen in unruhiger Hast, als wären sie die Schmetterlinge und Motten des Meeres, herumschwirrten. In dem süssen Wasser wuchsen Wasserlilien, Nymphäen, Schilfe; die Goldfische hatten sich in Reihe und Glied aufgestellt, alle mit den Köpfen nach einer Seite hin, damit die Strömung des Wassers ihnen in das Mundloch floss. Fette Karauschen glotzten mit dummen Augen die Glaswand an. Sie wussten, dass sie zur Ausstellung waren,

und dass sie in wassergefüllten Tonnen die ziemlich beschwerliche Reise hierher gemacht hatten; sie dachten mit Schrecken an die Landkrankheit, von der sie auf der Eisenbahn so sehr gelitten hatten.

Sie waren gekommen, um die Ausstellung zu sehen, und betrachteten sie nun von ihrem Süsswasser- oder Salzwasser-Standpunkte aus. Aufmerksam besahen sie sich das Menschengewimmel, welches von früh bis spät an ihnen vorüberzog. Alle Länder der Welt hatten ihre Menschen ausgestellt zur Belehrung für die Schollen, Dorsche, Hechte und Karpfen, damit sie ihr Gutachten über die verschiedenen Sorten abgeben könnten.

„Das sind Schuppenthiere", sagte ein kleiner schlammiger Weissfisch, „sie schuppen sich zwei- bis dreimal täglich und geben Töne von sich, das nennen sie sprechen. Wir schuppen uns nicht und machen uns auf

eine leichtere Weise verständlich, durch einfaches Zucken mit dem Mundwinkel und Glotzen mit den Augen! Wir haben doch Vieles vor den Menschen voraus."

„Das Schwimmen haben sie uns aber doch abgelernt", bemerkte ein gebildeter Backfisch; „ich bin nämlich aus der grossen See draussen. In der heissen Zeit steigen die Menschen dort in das Wasser, aber erst legen sie die Schuppen ab und dann schwimmen sie. Den Fröschen haben sie das Stossen mit den Hinterbeinen und das Rudern mit den Vorderfüssen abgesehen. Sie können es aber nicht lange aushalten. Sie wollen uns ähnlich werden, aber erreichen können sie uns doch nicht. Du armer Mensch Du!"

Und die Fische glotzten; sie glaubten, dass das ganze Menschengewimmel, welches sie in dem hellen Tageslicht erblickt hatten,

sich noch herumbewegte; sie waren überzeugt, noch dieselben Gestalten zu sehen, die zuerst ihre Auffassungs-Nerven getroffen hatten.

Eine hübsche Barbe mit buntgefleckter Haut und einem beneidenswerth runden Rücken versicherte, dass der „Menschenschlamm" noch da sei; „ich sehe ganz deutlich die wohl gebildete Menschengestalt; ‚hochgebeinigte Frau', oder so ähnlich, wurde sie genannt; sie hatte ein Mundloch und Glotzen wie wir, einen grossen Ballon hinten am Kopfe und einen zusammengeschlagenen Regenschirm vorne; viel Dingel-Dangel von Meerlinsen bummelte an ihr herum. Sie sollte das Zeug ganz ablegen und wie wir gehen; sie würde dann einigermaassen wie eine ehrliche Barbe aussehen, soweit dies für einen Menschen überhaupt möglich ist."

„Was ist aus dem geworden, den sie an der Angel fortzogen? Er sass auf einem Räderstuhle, hatte Papier, Tinte, Feder und schrieb Alles nieder; sie nannten ihn Scribent.“

„Sie ziehen noch immer mit ihm herum“, sagte eine moosbewachsene jungfräuliche Karausche, welche ihren Weltschmerz im Schlunde trug, so dass sie ganz heiser war; sie hatte nämlich einmal einen Angelhaken verschluckt und schwamm immer noch geduldig herum mit ihm in der Kehle. „Scribent das ist übrigens fischlich - verständlich gesprochen eine Art von Tintenfisch unter den Menschen.“

So sprachen in ihrer Art die Fische, aber in der künstlichen wassertragenden Grotte verkehrten die Arbeiter, welche die Nacht zu Hülfe nehmen mussten, um bis Tages-

anbruch fertig zu werden. Sie begleiteten mit Hammerschlägen und Gesang die Abschiedsworte der verschwindenden DRYADE.

„So habe ich euch doch gesehen, ihr lieblichen Goldfische. Ja, ich kenne euch", sagte sie ihnen zuwinkend; „ich habe euch schon lange gekannt, die Schwalbe in der Heimath hat mir von euch erzählt. Wie schön seid ihr doch, wie niedlich und glänzend, ich möchte euch alle, einen wie den andern, küssen. Ihr andern alle, auch euch kenne ich, aber ihr kennt mich nicht."

Die Fische glotzten in das Dämmerlicht hinaus, sie verstanden kein Wort davon.

Die DRYADE war nicht mehr da; sie weilte schon oben im Freien, wo die verschiedenen Länder: die Heimath des Schwarzbrodes, die

Küste des Kabliau's, das Reich der Juchten ebensowohl als die Ufer des Eau de Cologne und die Gärten des Rosenöls ihren Duft aus der Weltwunderblume ausströmen liessen.

Wenn wir nach der Ballnacht, halb wachend halb schlafend, nach Hause fahren, so klingen die Melodien noch deutlich in unsern Ohren nach, wir hören sie, wir können sie alle nachsingen. Wenn das Auge des Gemordeten bricht, so haftet das Abbild Dessen, was es zuletzt erblickte, gleichsam eine Photographie, noch eine Zeitlang daran.

So war es auch hier; das rege Leben des Tages war in der stillen Nacht noch nicht verschwunden. Die Dryade hatte es gesehen; sie wusste: so brausst es noch morgen fort.

Die Dryade stand zwischen den duftenden Rosen, sie glaubte sie aus ihrer heimathlichen Gegend wieder zu erkennen. Auch

rothe Granatblumen sah sie, wie sie die kleine Marie in ihrem schwarzen Haar getragen hatte.

Die Erinnerungen aus der Heimath der Kindheit blitzten durch ihre Gedanken, begierig tranken ihre Augen den Anblick ringsum, während fieberhafte Unruhe sie durch die wundergefüllten Säle jagte.

Eine stets zunehmende Müdigkeit bemächtigte sich ihrer. Sie fühlte den Drang auf den weichen orientalischen Teppichen drinnen auszuruhen oder sich an die Trauerweide draussen am klaren Wasser zu lehnen. Aber für die Eintagsfliege war keine Ruhe. In wenigen Minuten hatte der Tag seinen Kreislauf vollbracht.

Ihre Gedanken zitterten, ihre Glieder zitterten, sie sank zusammen in das Gras, an dem sprudelnden Wasser.

„Du springst ewig lebendig aus der Erde", klagte sie; „benetze mir die Zunge, reiche mir einen erfrischenden Trunk!"

„Ich bin kein lebendiges Wasser", war die Antwort, „ich springe nur, wenn die Maschine es will."

„Gieb mir etwas von Deiner Frische, Du grünes Gras," bat die DRYADE, „gieb mir eine Deiner duftenden Blumen!"

„Wir müssen sterben, wenn wir losgerissen werden," antworteten die Blumen und das Gras.

„Gieb mir einen Kuss, Du frischer Luftstrom, nur einen einzigen Lebens-Kuss!"

„Bald wird die Sonne die Wolken roth küssen," antwortete der Wind, „dann bist Du unter den Todten! Hingeweht wie die ganze Herrlichkeit hier, bevor das Jahr um

ist. Dann kann ich wieder mit dem leichten lockeren Sande auf dem Platze hier spielen, den Staub über die Erde und durch die Luft wirbeln. Alles ist Staub!“

Die Dryade fühlte eine Angst, wie die Frau, die sich im Bade die Pulsader durchgeschnitten hat und verblutet, aber während des Verblutens wieder von der Liebe zum Leben erfüllt wird. Sie erhob sich, that einige Schritte vorwärts und sank wieder zusammen an dem Eingang einer kleinen Kirche. Die Pforte stand offen, Lichter brannten am Altar, die Orgel tönte.

Welche Musik! Solche Töne hatte die Dryade noch nie gehört und doch war es ihr, als vernehme sie darunter bekannte Stimmen. Sie kamen tief aus dem Herzen der ganzen Schöpfung. Sie glaubte das Sausen der alten Eiche zu spüren. Sie glaubte die

Erzählungen des alten Pfarrers zu hören, von den grossen Thaten, von den berühmten Namen und von den Gaben, welche Gottes Geschöpfe den Nachkommenden darbringen können, — darbringen müssen, wenn sie ein Fortleben in der Nachwelt gewinnen wollen.

Die Töne der Orgel schwollen an; es klang in ihrem Gesang:

„Deine Sehnsucht und Deine Begierde rissen Dich mit den Wurzeln von Deinem Dir von Gott bestimmten Platz. Das ward Dein Untergang, arme Dryade!“

Die Töne wurden weich und mild, es war als starben sie in Weinen dahin.

Am Himmel zeigten sich die Wolken im rothen Schein. Der Wind sauste: „Fahret hin, ihr Todten, jetzt steht die Sonne auf!“ Der erste Strahl traf die Dryade. Ihre Ge-

stalt leuchtete wechselnd in allen Farben, wie die Seifenblase, wenn sie platzt und zum Wassertropfen wird: eine Thräne, die niederfällt und verdunstet.

Arme Dryade! nur ein Thautropfen, nur eine Thräne, auf die Erde vergossen — zerflossen!

Die Sonne beschien die Fata Morgana des Marsfeldes, beschien das grosse Paris und den kleinen Platz mit den Bäumen und dem plätschernden Springbrunnen zwischen den hohen Häusern. Der Kastanienbaum stand da, aber mit hängenden Zweigen und welken Blättern. Der Baum, der noch gestern so lebensfrisch grünte, wie das Frühjahr selbst. Er war eingegangen, sagte man. Die Dryade war herausgeflogen, fort wie die Wolke, Niemand wusste wohin.

Auf der Erde lag eine verwelkte, geknickte Kastanienblüthe, selbst das geweihte Wasser der Kirche hätte sie nicht erfrischt und zum Leben zurückgerufen. Die Füsse der Menschen zertraten sie im Sande.

Und Alles dies ist geschehen und erlebt.

Wir haben es selbst gesehen und es war in der Zeit der Ausstellung zu Paris in dem Jahre als man schrieb Achtzehn Hundert und Sieben und Sechzig, in UNSERER ZEIT, in dem grossen, wunderbaren Zeitalter des Märchens.

Buchdruckerei von W. Drugulin in Leipzig.

VERLAG VON L. WIEDEMANN IN LEIPZIG.

H. C. ANDERSEN,

SÆMMTLICHE MÆRCHEN.

10. vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Einzige vollständigste vom Verfasser besorgte Ausgabe.

Mit Portrait des Verfassers nach einer Photographie.

In Stahl gestochen von L. Sichling.

52 Bogen stark, 126 Märchen enthaltend.

Gr. 8. Eleg. in illustr. Umschlag brosch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Höchst elegant gebunden 1 Thlr. 25 Sgr.

H. C. ANDERSEN,

GESAMMELTE WERKE.

Wohlfeile Volks-Ausgabe.

24 Bände von ca. 8—15 Bogen à Band 5 Sgr.

Inhalt: Sein oder nicht sein. — Der Improvisator. — Nur ein Geiger. — O. Z. — Die beiden Baronessen. — Dramatische Schriften. Gedichte. — Eines Dichters Bazar. — Bilderbuch ohne Bilder. — Ein Besuch bei Dickens. — Ragaz. Skagen. Silkeborg. — In Spanien. — Reiseschatten. — In Schweden. — Märchen meines Lebens. — Märchen und Historien.

NB. Einzelne Werke werden von dieser Ausgabe nicht abgegeben.

VERLAG VON L. WIEDEMANN IN LEIPZIG.

H. C. ANDERSEN,
GESAMMELTE WERKE.

Ausgabe in 46 Bänden à 10 Sgr.

Inhalt:

Märchen meines Lebens. 2 Bde. — Der Improvisator. 3 Bde. — O. Z. 3 Bde. — Nur ein Geiger. 3 Bde. — Ges. Märchen. 4 Bde. — Bilderbuch ohne Bilder. 1 Bd. — Reiseschatten. 1 Bd. — Eines Dichters Bazar. 4 Bde. — Dramatische Schriften. 4 Bde. — Ges. Gedichte. 3 Bde. — Ahasverus. 2 Bde. — Neue Märchen. 1 Bd. — Die zwei Baronessen. 4 Bde. — In Schweden. 2 Bde. — Ges. Historien. 3 Bde. — Sein oder nicht sein. 3 Bde. — Neue Märchen und Geschichten. 3 Bde.

NB. Jedes Werk von dieser Ausgabe ist einzeln zu haben.

Hieran schliessen sich nachstehende 2 Werke H. C. ANDERSEN'S, die in vorstehender Ausgabe nicht aufgenommen sind, in Format und Ausstattung an:

AUS HERZ UND WELT. 8°. Eleg. brosch. 1 Thlr.

IN SPANIEN. 8°. Eleg. brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

H. C. ANDERSEN,
BILDERBUCH OHNE BILDER.

Miniatur-Ausgabe. 10. Auflage.

Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.

H. C. Andersen's

Letzte Märchen.

H. C. Andersen's
Letzte Märchen

nebſt

von ihm ſelbſt niedergeſchriebenen

Bemerkungen über Entſtehung und Fortſchreiten der Märchen

ſowie

einem Blick auf die letzten Lebenstage des Dichters

von

Dr. H. Helms.

Mit Illuſtrationen von L. Frölich.

Leipzig, 1876.

Johann Friedrich Hartknoch.

a

Agl Univ Bibl.
Berlin

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Band „Letzte Märchen“ sind nunmehr in der unterzeichneten Verlagshandlung in der That sämmtliche Märchen und Historien Anderſens erſchienen, ſodaß Dieſelbe des Dichters ſämmtliche Werke in der einzigen deutſchen **von ihm ſelbſt beſorgten Original-Ausgabe** im Verlage hat. Den deutſchen Text zu dem vorliegenden Bande hat Anderſen noch ſelbſt revidirt; derſelbe, wenn er auch erſt jetzt, nach deſſen Heimgang gedruckt erſcheint, gehört ſomit gleichfalls zu der vom Dichter ſelbſt beſorgten deutſchen Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke.

Die dieſem Band beigegebenen „Bemerkungen über Entſtehung und Fortſchreiten der Märchen“ ſind vom Dichter ſelbſt niedergeſchrieben, jedoch

iſt in der deutſchen Uebertragung Dieſes und Jenes geändert und ergänzt, Alles nach Angabe des Dichters.

Der kleine Aufſatz „Die letzten Lebenstage Anderſens“, den der unterzeichnete Ueberſetzer theilweiſe nach der Kopenhagener „Illuſtr. Tidende“ zuſammengeſtellt und ausgearbeitet hat, dürfte manches Licht auf den naiven, kindlichen Charakter des Dichters werfen und hoffentlich keine unwillkommene Beigabe dieſes letzten Bandes ſeiner Märchen ſein.

Leipzig, Weihnachten 1875.

Joh. Friedr. Hartknoch. Dr. Henr. Helms.

Inhalt.

	Seite
Großvaters Bilderbuch	1
Der Hausschlüssel	55
Die Lumpen	79
Der Floh und der Professor	83
Ein Stückchen Perlenschnur	92
Das ABC-Buch	101
Die kleinen Grünen	110
Bänd und Gländ	114
Was die alte Johanne erzählte	118
Frage die Grünfrau	148
Tante Zahnweh	151
Peiter, Peter und Pe'er	174
Die Wochentage	183
Das Glück kann in einem Stecken liegen	188
Der Krüppel	194

Bemerkungen über Entstehung und Fortschreiten der Märchen 213
Die letzten Lebenstage Andersen's 248

Das Bilderbuch meines Großvaters.

Mein lieber alter Großvater, der konnte Geschichten erzählen, viele und lange Geschichten; er konnte Bilder ausschneiden und Bilder zeichnen, und wenn es auf Weihnachten ging, holte er ein Schreibebuch mit reinen, weißen Blättern hervor und auf diese klebte er die Bilder, die er aus Büchern und Zeitungen herausgeschnitten. Hatte er nicht genug Bilder zu dem, was er erzählen wollte, so zeichnete er sie selbst. Als ich

ein kleiner Knabe war, ſchenkte er mir mehrere ſolche Bilderbücher, aber das allerſchönſte von allen war doch das von „dem merkwürdigen Jahr, in welchem Kopenhagen Gas anſtatt der alten Thranlaternen bekam“, und das ſtand ſo geſchrieben auf dem erſten Blatt.

„Das Buch muß recht ſorgfältig aufgehoben werden,“ ſagten Vater und Mutter, „es darf nur bei feſtlichen Gelegenheiten hervorgeholt werden.“

Auf den Deckel hatte der Großvater jedoch geſchrieben:

„Zerreißt Du das Buch, hat nichts zu ſagen!
Das bin ich gewohnt aus früheren Tagen.
Manch kleiner Freund hat ein Gleiches gethan
Mit dem, was von mir er freudig empfah'n.“

Am Schönſten war es, wenn der Großvater ſelbſt das Buch vorzeigte, die Verſe und das andere Geſchriebene laut las und dazu noch Vieles erzählte, dann wurde die Geſchichte erſt zu einer richtigen Geſchichte.

Auf dem erſten Blatt war ein Bild aus einer Zeitung; hier ſah man Kopenhagen mit ſeinen Thürmen und einigen Häuſern und zur linken war noch ein Bild geklebt, welches eine alte Laterne vorſtellte; auf dieſer ſtand zu leſen: „Thran“; zur rechten war ein Candelaber — an dem ſtand geſchrieben: „Gas“.

„Siehſt Du, das iſt der Komödienzettel!“ ſagte der Großvater, „das iſt die Einleitung zu der Geſchichte, die Du bekamſt. Sie hätte auch als eine ganze Komödie gegeben werden können, wenn man ſie hätte geben können: „Thran und Gas oder Kopenhagen wie es lebt und webt“. Das iſt ein ſehr guter Titel! Ganz hinten auf dem letzten Blatte ſiehſt Du ein kleines Bild; das iſt nicht ſo leicht zu begreifen, ich will es Dir deshalb erklären; es ſtellt ein Höllenpferd*) vor. Manchmal kommt dieſes Pferd jedoch nicht erſt am Ende des Buches, ſondern läuft voraus um zu ſagen, daß weder die Einleitung, noch der Kern, oder der Ausgang taugt. Das Höllenpferd konnte das Alles beſſer gemacht haben, d. h. wenn es überhaupt es hätte machen können. Das Höllenpferd, will ich Dir ſagen, ſteht tagüber in der Zeitung angebunden; wie andere Pferde an der Krippe, ſo ſteht das an den Spalten, aber Abends entſchlüpft es, ſtellt ſich vor die Thüre des Poeten auf und wiehert aus, daß der Mann ſofort zu ſterben hat; allein er ſtirbt doch nicht, wenn richtiges Leben in ihm iſt. Das Höllenpferd iſt faſt immer ein armer Kerl, der aus ſich ſelber nicht klug werden, kein Amt finden

*) Höllenpferd: ein Geſpenſt der nordiſchen Mythologie, welches den Tod ankündigte.

kann und Luft und Nahrung dadurch bekommt, das er umhergeht und wiehert. Ich bin überzeugt, daß ihm mein Bilderbuch ganz und gar nicht gefällt, aber deshalb mag es doch ſchon des Papiers werth ſein, auf dem es geſchrieben iſt."

„Siehſt Du, das iſt das erſte Blatt im Buche, das iſt der Komödienzettel!"

Es war gerade an dem letzten Abend, an welchem die alten Thranlaternen angeſteckt waren; die Stadt hatte Gas bekommen und der ſtrahlte dermaßen, daß die alten Laternen gleichſam ganz in dem Glanze verſchwanden.

„Ich ſelbſt war an dem Abend auf der Straße," ſagte der Großvater, „die Leute wogten hin und her, um die alte und die neue Beleuchtung zu betrachten. Es waren viele Menſchen auf den Beinen und noch einmal ſo viele Beine als Köpfe. Die Nachtwächter ſtanden ganz betrübt da, ſie meinten, ſie würden wohl auch bald verabſchiedet werden wie die alten Thranlaternen; dieſe ſelbſt dachten gar weit zurück in die Vergangenheit — ja vorwärts in die Zukunft wagten ſie nun nicht zu denken. Sie erinnerten ſich an ſo unendlich Vieles aus den ſtillen Abenden und den

finſteren Nächten. Ich lehnte mich an einen alten Laternenpfahl," ſagte der Großvater; „es ſpritzte aus dem Thran und dem Docht, ich hörte was die Laterne ſagte und das ſollſt Du nun auch zu hören bekommen."

„Wir haben gethan, was wir vermochten," ſagte die Thranlaterne. „Wir haben unſerer Zeit genügt,

haben geleuchtet zur Freude und zur Betrübniß; wir haben viel Bemerkenswerthes erlebt, wir ſind, ſo zu

ſagen, die Nachtaugen der Stadt geweſen. Mögen die neuen Flammen uns jetzt in Gottes Namen ablöſen; aber wie viele Jahre ſie leuchten und was ſie beleuchten werden, das wird ſich zeigen! Es ſcheint nun freilich, als ſeien ſie ein wenig ſtärker, als wir Alten, aber das iſt eben keine Kunſt, wenn man als Gas-Candelaber gegoſſen iſt und ſolche Verbindungen hat, wie ſie es haben, Eins begießt ja den Andern! Sie haben gar Röhren nach allen Ecken und können ſich friſche Kräfte in der Stadt und von außerhalb holen! Jede von uns Thranlaternen aber, leuchtet aus dem, was man ſelbſt in ſich hat und nicht durch Verwandtſchaft. Wir und unſere Vorfahren haben Kopenhagen beleuchtet ſeit undenklich alter Zeit, weit zurück. Da es aber nun der letzte Abend iſt, an dem wir leuchten und wir, ſo zu ſagen, in zweiter Reihe hier in der Straße mit Euch, ihr glänzenden Kameraden, ſtehen, ſo wollen wir nicht maulen und neiden, nein, bei weitem nicht, wir wollen fröhlich und gutmüthig ſein. Wir ſind die alten Schildwachen, die abgelöſt werden von neugegoſſenen Trabanten in beſſerer Uniform, als die unſerige. Wir werden Euch erzählen, was unſer Geſchlecht ganz bis zur Ur-Urur-Großmutter-Laterne zurück geſehen und erlebt hat: die ganze Geſchichte Kopenhagens. Mögtet Ihr und Eure Nachkommen, bis zum letzten Gas-Candelaber

ebenſo merkwürdige Dinge erleben und erzählen können wie wir, wenn Ihr einſt Euren Abſchied bekommt, denn bekommen thut Ihr ihn, darauf ſeid nur immer vorbereitet. Die Menſchen diſteln ſchon eine ſtärkere Beleuchtung aus, als der Gas gibt. Ich habe einen Studenten ſagen hören, es ſei ſchon die Rede davon, man werde dahin gelangen, Seewaſſer zu brennen! Und der Docht ſpritzte, als die Laterne dieſe Worte ſagte; es war als habe er ſchon Waſſer in ſich."

Der Großvater hörte genau zu und fand ſelbſt, es ſei eine ausgezeichnete Idee von den alten Laternen, an dieſem Abend des Ueberganges von Thran zum Gas, die ganze Geſchichte der Stadt zu erzählen. „Eine gute Idee darf man nicht loslaſſen," ſagte der Großvater, „ich nahm ſie ſogleich auf, ging nach Hauſe und machte dieſes Bilderbuch für Dich zurecht: es geht noch weiter in die Zeit zurück als es die Laternen überhaupt erzählen können.

Hier iſt das Buch und die Geſchichte:

„Leben und Weben Kopenhagens".

Es fängt mit tiefer Finſterniß, einem kohlenſchwarzen Blatte an, es iſt das der finſtere Zeitraum"

„Jetzt wenden wir das Blatt!“ ſagte der Großvater.

„Siehſt Du das Bild? Nur das wilde Meer und der ſtürmiſche Nordoſtwind; ſchwere Eisſtücke treibt der dahin; es ſegelt aber Niemand anders auf dieſen Eisſchollen als einige große Steinblöcke, die juſt in Norwegen von den Felſen herab auf's Eis ſtürzten. Der Nordoſtwind fegt das Eis dahin, er will den deutſchen Bergen zeigen, welche Blöcke oben im Norden zu Hauſe ſind. Das Eisfloß iſt ſchon unten im Sunde, an der Küſte von Seeland angelangt, wo jetzt Kopenhagen liegt, aber damals war kein Kopenhagen da. Unter dem Waſſer befanden ſich große Sandbänke, gegen eine derſelben ſtießen die Eisſtücke mit den großen Geröllſteinen an; das ganze Eisfloß blieb ſtehen, dem Nordoſtwind gelang es nicht, es wieder vom Grunde flott zu bekommen, und darob erboßte, raſte er aus voller Kraft und verfluchte die Sandbank, den „Diebesgrund“, wie er ſie nannte, und ſchwur, daß derſelbe, erhöbe er ſich jemals über die Waſſerfläche, nur Diebe und Räuber ſehen, nur Galgen und Rad dort errichtet werden ſolle.

Aber während der Nordoſt dermaßen polterte und fluchte, brach die Sonne durch, und auf den Strahlen ſchaukelten ſich lichte, freundliche Geiſter, Lichtkinder;

dieſe tanzten über die kältebringenden Eisſtücke dahin, welche dabei ſchmolzen, und die großen Geröllſteine auf den Sandgrund herabſinken ließen.“

„Sonnen-Pack!“ ſagte der Nordoſtwind. „Iſt das

Kameradſchaft und Verwandtſchaft? Das werde ich mir merken und werde es rächen. Nochmals verfluche ich dieſe Stätte!“

„Wir ſprechen den Segen über ſie aus!“ ſangen die Lichtkinder. „Der Grund ſoll ſich heben, wir werden ihn ſchützen! Das Wahre, das Gute und Schöne ſollen hier Hütten bauen!“

„Schnick-Schnack, Papperlappapp!“ heulte der Nordoſtwind.

„Doch von dem Allen,“ ſagte der Großvater, „wußten die alten Laternen nun nichts zu erzählen; ich weiß es aber, und es iſt von Wichtigkeit für die Geſchichte Kopenhagens.“

„Wenden wir das Blatt wieder!“

„Lange Jahre ſind verſtrichen, die Sandbank hat ſich gehoben; ein Seevogel hat ſich auf den größten

Stein geſetzt, der über die Gewäſſer emporragt, wie Du es auf dem Bilde ſiehſt; vom Meere wurden todte Fiſche auf den Sand angeſchwemmt, der zähe Strandhafer ſchoß empor, welkte, vermoderte und düngte; es kamen mehrere Arten Gras und Kräuter zum Vorſchein, aus der Sanddüne wurde allmälig ein grüner Werder, ein Holm. Die Seeräuber gingen hier an's Land. Mancher Kampf bis auf den Tod entſtand hier, und den Ankergrund am Holm bei Seeland hießen die Seefahrer gut.

Die erſte Thranlampe flammte hier auf, ich glaube, es wurden Fiſche bei derſelben gebraten, von Fiſchen war hier Ueberfluß. Der Häring zog in großen Schaaren durch den Sund, es war kein leichtes, das Boot über ſie hin zu ſteuern, es blitzte im Waſſer wie auf Erden zur Erntezeit, es leuchtete in der Tiefe wie vom Nordlichtſcheine, der Sund hatte einen wahren Wohlſtand von Fiſchen, deshalb wurden auch Häuſer an der Küſte von Seeland gebaut; die Wände derſelben waren von Eichenholz, die Dächer von Baumrinde, es gab Bäume genug dazu, Schiffe ſuchten den ſchützenden Hafen zwiſchen Holm und Küſte auf, die Thranlaterne hing in ihrem ſchaukelnden Tauwerk; der Nordoſtwind blies und heulte ſein „Uh-u-ud!“ Leuchtete auf dem Holm eine Laterne, ſo war es eine Diebeslaterne:

Schmuggler und Diebe trieben ihr Weſen hier, auf der „Diebesinſel“.

„Ich ſollte meinen, es wächſt und gedeiht ſchon all das Schlechte, das ich wollte,“ ſagte der Nordoſtwind. „Bald wird auch der Baum erſcheinen, von dem ich Früchte herabſchütteln werde.“

„Und hier ſteht der Baum,“ ſagte der Großvater. „Siehſt Du den Galgen auf der Diebesinſel. Dort hängen ſie, die Räuber und Mörder, an eiſernen Ketten, gerad' wie ſie zu jenen Zeiten hingen. Der Wind blies, daß die langen Gerippe klapperten, allein der Mond ſchien recht vergnüglich auf ſie herab, gerad' wie er ſonſt ſeinen Schein über irgend ein feſtliches Gelage im Freien wirft. Und auch die Sonne ſchien vergnüglich herab, die hin und her ſchwingenden Gerippe verwitterten und zerfielen in den Sonnenſtrahlen, aus welchen heraus die Lichtkinder ſangen: „Wir wiſſen es, wir wiſſen es! Hier ſoll es in kommenden Zeiten ſchön werden! Hier ſoll es gut ſein und prächtig werden!“

„Was die Gelbſchnäbel ſchnacken!“ ſagte der Nordoſtwind.

„Nun wenden wir das Blatt!“ ſagte der Großvater.

Die Glocken läuteten in der Stadt Roeskilde*) dort wohnte der Biſchof Abſalon; er verſtand es, nicht nur die Bibel zu deuten, er ſchwang auch das Schwert; er hatte Gewalt und Wille; er wollte die betriebſamen Fiſcher am Hafen, deren Städtchen emporwuchs und eine Art von Marktplatz geworden war, gegen Ueberfall ſchützen. Er ließ den unehrlichen Grund und Boden mit Weihwaſſer beſprengen; die Diebesinſel wurde als ehrlich und ehrenwerth proclamirt; Maurer und Zimmerleute gingen an's Werk, es wuchs ein großes Gebäude auf Gebot des Biſchofs empor. Die Sonnenſtrahlen küßten die rothen Mauern wie ſie ſich erhoben.

Da ſtand es, Axel's Haus,

Ein Schloß mit Thürmen,
Mit Wall zum Schirmen;
Ein hochgebornes Haus
Mit Treppen hinein, hinaus;
Mit Erkern und Söllern
Später umpflanzt mit Böllern;
Buh!
Uh!
Und der Nordoſt,
Der am liebſten Nichts läßt bemooſt,

*) Von den Deutſchen „Rothſchild" genannt, aber eine ſchlechte Ueberſetzung, dieweil Roeskilde aus „Hroar's Quelle" herſtammt und nichts mit der hohen Finanzwelt zu thut hat.

Der that ziſchen und heulen
Wie Legionen von Eulen —
Die Burg aber hielt Stand!

Und draußen vor der Burg lag der „Hafn“, der Hafen der Kaufleute.

Fremde Schiffer und Kaufleute kamen nun an und kauften hier von den vielen Fiſchen, bauten ſich Buden und Häuſer mit Blaſe vor dem Fenſterloch, Glas war noch zu theuer; es entſtanden Lagerhäuſer mit Giebeln und Winden. Drinn in den Buden ſitzen die alten Geſellen, die Handlungsdiener; ſie dürfen nicht heirathen, ſie handeln mit Ingwer und Pfeffer, und der Volkswitz hieß von da an den Hageſtolzen einen Pfeffergeſellen.

Der Nordoſtwind brauſt durch Gaſſen und Gänge, wirbelt den Staub auf, reißt auch hier und dort ein Strohdach ab. Kuh und Schwein gehen in den Gaſſengraben umher.

„Faſſen und zermalmen!“ ſagt der Nordoſtwind; „ſauſen und umbrauſen werd' ich die Häuſer und Axel's Haus! Es kann mir nicht fehlen! Sie heißen es die Galgenburg auf der Diebesinſel.“

Und der Großvater zeigte ein Bild von der Burg, welches er ſelbſt gezeichnet hatte. Auf der Mauer oben ſtand ein Pfahl neben dem andern, und an jedem

ſteckte der Kopf eines gefangenen Seeräubers und zeigte die Zähne.

„Das iſt wirklich ſo geweſen," ſagte der Großvater, „und es iſt wohl werth, daß man es weiß.

Biſchof Abſalon war in der Badſtube und vernahm dort durch die dünne Wand hindurch, daß ein Freibeuterſchiff draußen angerudert kam. Flugs ſprang er aus dem Bade, bewaffnete ſich, ging an Bord ſeines Fahrzeugs, blies in's Horn, daß auch die Mannſchaft an Bord kam; die Bogenpfeile flogen den Räubern entgegen und hafteten in deren Rücken, als ſie kehrtmachten und gar ſcharf davon ruderten; allein die Pfeile des Abſalon hefteten ſich auch feſt in die Hände der Räuber, die nicht Zeit fanden, ſie wieder heraus zu reißen. Abſalon fing ſie Alle lebendig und haute ihnen die Köpfe ab; jeder Kopf wurde auf die Ringmauer der Burg aufgeſteckt. Der Nordoſtwind blies mit dicken Pauſchbacken, mit böſem Wetter im Maul, wie der Seemann ſagt.

„Hier will ich mich dehnen und recken," ſagte der Wind; „hier will ich mich hinſtrecken und den ganzen Kram mit anſehen."

Er ſtreckte ſich ſtundenlang, er blies Tag und Nacht; es vergingen lange Jahre.

Der Wächter trat heraus auf den Thurm der Burg; er ſchaute aus gen Oſten, gen Weſten, gen Süd und Nord. „Da haſt Du es auf dem Bilde,“

ſagte der Großvater. „Das heißt, den Wächter nur ſiehſt Du dort, was er aber ſah, das will ich Dir erzählen.“

„Von den Mauern der „Galgenburg“ aus ſieht man das offene Waſſer bis in die Kjögebucht hinein, und das Fahrwaſſer iſt breit bis zur Küſte von Seeland hinüber. Vor den Serritslev und Solbjerg Feldern, wo die großen Dörfer liegen, wächſt immer mehr die neue Stadt empor, mit ihren Giebelhäuſern von Fachwerk. Es giebt hier ganze Gaſſen, in welchen Schuſter und Schneider, andere, in welchen Kräuter-

händler und Bierverzapfer wohnen; es iſt hier ein Marktplatz, ein Gildehaus, und dicht am Strande, wo ehedem eine Inſel war, dort ſteht die prächtige Kirche zu Sanct Nicolaus. Ihr Thurm und ihre Thurmſpitze, wie hoch ragen die empor und ſpiegeln ſich in dem klaren Gewäſſer! Nicht weit entfernt ſteht unſere Liebfrauenkirche, in welcher die Meſſen geleſen und geſungen werden; die Räucherung duftet und die Wachskerzen flammen. Die Stadt „Kopenhagen", Kaufmannshafen, iſt nun die Stadt des Biſchofs; der Biſchof zu Roeskilde ſchaltet und waltet dort als regierender Herr.

Biſchof Erlandſen reſidirt in Axels Haus. In der Küche wird geſchmort und gebraten, es wird Bier und Claret verſchenkt, es tönen Geigen und Trommeln. Es flammen Kerzen und Lampen, das ganze Schloß ſcheint und flammt, als ſei es die Laterne für's ganze Land und Reich. Der Nordoſtwind umbrauſt den Thurm und die Mauern; die werden aber ſchon feſt ſtehen; der Nordoſtwind umbrauſt die Befeſtigung der Stadt nach Weſten, eine alte Planke nur; ſie hält aber tapfer wider! Draußen ſteht Dänemarks König, Chriſtoph der Erſte. Die Aufrührer ſchlugen ihn bei Sjelsör; er ſucht Schutz in der Stadt des Biſchofs.

Der Wind ſauſt und ſagt wie der Biſchof: „Bleibe

Du draußen! Draußen! Für Dich iſt das Thor geſchloſſen.“

„Es iſt Unfriede, böſe Zeit, ſchwere Tage; Jedermann will ſich ſelber rathen. Das holſteiniſche Banner weht vom Thurme der Burg herab. Es herrſcht die Noth, und das Volk ſeufzt in der Nacht der Angſt: Streit im Lande, die Peſt, der „ſchwarze Tod“, graſſirt, ſtockfinſtere Nacht liegt über dem Lande — aber dann kam der König Valdemar Atterdag und es wurde „wieder Tag“, wie ſein Spruch lautete und ſein Beiname „Atterdag“ verhieß.

Die Stadt des Biſchofs iſt nun des Königs Stadt, ſie hat gegiebelte Häuſer und enge Gaſſen, hat Wächter und Rathhaus und an ſeinem Weſtthore hat ſie außerdem einen gemauerten Galgen. Kein Mann von anders woher darf in dem Galgen gehangen werden, man muß ein Bürger der Stadt ſelbſt ſein, um dort bummeln zu dürfen, um ſo hoch zu gelangen.

„Das iſt ein wunderſchöner Galgen,“ ſagte der Nordoſtwind; „das Schöne wächſt empor hier!“ er ziſchte und heulte.

Aus Deutſchland blies aber Leid und Noth herbei.

„Die Hanſen kamen,“ ſagte der Großvater; „ſie kamen direct aus dem Lagerhaus und vom Ladentiſch, die reichen Kaufleute aus Roſtock, Lübeck und Bremen,

die wollten mehr noch, als die goldene Gans vom Thurme des Waldemar wegſchnappen; ſie herrſchten mehr in der Stadt des Dänenkönigs als dieſer ſelbſt, ſie kamen an, auf bewaffneten Schiffen, Niemand war darauf vorbereitet; König Erich hatte auch gerade keine Luſt mit den deutſchen Verwandten ſich zu ſchlagen, ſie waren gar viele und ſehr ſtark. König Erich und alle ſeine Hofleute jagten ſchnellſtens zum Weſtthor hinaus nach Sorö zu, nach dem ſtillen See und den grünen Wäldern, zur Liebelei, zu Sang und Becherklang.

Aber Eine blieb in Kopenhagen zurück, ein königliches Herz, einen königlichen Sinn behaltend. Ein junges Weib, ſo fein und zart, mit blauen Augen wie das Meer und flachsgelbem Haar; es iſt Dänemarks Königin Philippa, eine engliſche Prinzeß. Sie blieb in der geängſtigten Stadt, wo die Stadtleute in den kleinen Gängen und Gaſſen, in den Häuſern mit ihren ſteilen Treppen, in Buden und Verſchlägen wimmeln und weder aus noch ein wiſſen. Sie hat Mannesmuth und das Herz auf dem rechten Flecke; ſie ruft Bürger und Bauern zuſammen, ermuntert, ermannt. Die Schiffe werden zugetakelt, die Blockhäuſer mit Mannen beſetzt, die Böller knallen, es wirbelt Feuer und Dampf empor, die Stimmung wird gut, der liebe Gott läßt ſein Dänemark nicht im Stich.

Und die Sonne ſcheint in alle Herzen hinein, ſie leuchtet aus allen Augen in Siegesfreude. Geſegnet ſei Philippa! Und das iſt ſie in Hütte, im Haus, im Schloſſe des Königs, wo ſie die Verwundeten und Kranken pflegt. Ich habe einen Kranz ausgeſchnitten und um ihr Bild gelegt," ſagte der Großvater. „Geſegnet ſei Königin Philippa!"

„Jetzt ſpringen wir viele Jahre vorwärts," ſagte der Großvater. „Kopenhagen ſpringt mit. König Chriſtian der Erſte iſt in Rom geweſen, iſt vom Papſt geſegnet und auf dem langen Weg der Reiſe geehrt und gehuldigt worden. Er bauet hier in der Heimath ein großes Haus von gebrannten Steinen; in dem Haus ſoll die Gelehrtheit wachſen, in lateiniſcher Sprache gedeihen. Armer Leute Kind, vom Pfluge und aus der Werkſtatt kann auch dort hinein, ſich durchbetteln, gelehrt werden, den langen ſchwarzen, weiten Mantel bekommen und vor der Thüre der Bürger ſingen.

Hart an dem Hauſe der Gelehrtheit, in welchem Alles lateiniſch iſt, liegt ein kleines Haus; in dem herrſcht das däniſche, in Sprache und in Sitten. Dort giebt es Bierbrodſuppe zum Frühſtück und zehn Uhr Vormittags wird Mittag gegeſſen. Die Sonne ſcheint

durch die kleinen Fenſterſcheiben hinein auf Speiſeſchrank und Bücherſchrank; in dieſem liegen geſchriebene Schätze, die Manuſcripte zu den erſten Büchern, geiſtlichen und profanen Inhalts; es gehört ſich, daß jeder Däne die kennen lernt, ſagt der Hausherr, und er iſt der Mann dazu, daß ſie bekannt werden. Er iſt der erſte Buchdrucker Dänemarks, Gottfred van Gehmen, ein geborener Holländer. Er übt die ſchwarze, geſegnete Kunſt des Buchdrucks.

Und die Bücher gelangen in das Schloß des Königs und das Haus des Bürgers. Sprüchworte und Lieder bekommen ewiges Leben. Was in Leid und Luſt der Menſch oft nicht ausſprechen darf, das ſingt der Vogel des Volksliedes, verblümt und doch klar; der fliegt frei und weit durch die Geſindeſtube, durch die Gemächer der Ritterburg, der ſitzt als Falke auf der Hand des Ritterfräuleins und zwitſchert, der ſchleicht ſich als Mäuschen ein und piept dem geknechteten Bauer im Hundeloch was vor.

„Das ſind Redensarten, lauter Redensarten!“ ſagte der ſcharfe Nordoſtwind.

„Das iſt Frühlingszeit!“ ſagen die Strahlen der Sonne; „ſeht wie das Grün hervorquillt!“

„Blättern wir weiter in unſerem Bilderbuch!“ ſagte der Großvater.

„Wie ſtrahlt Kopenhagen! Tournier und andere Spiele, prachtvolle Aufzüge giebt's; ſeht die edlen Ritter in Rüſtung, die hochvornehmen Frauen in Seide und Gold! König Hans giebt ſeine Tochter Eliſabeth dem Kurfürſten von Brandenburg. Wie jung, wie fröhlich iſt die königliche Maid! Sie ſchreitet auf Sammt einher, eine ganze Zukunft ſprießt in ihren Gedanken: das häusliche Glück. An ihrer Seite ſteht ihr königlicher Bruder, Prinz Chriſtjern mit den ſchwermüthigen Augen und dem heißen, brauſenden Blut. Ihn hat das Bürgervolk lieb, er kennt den Druck der auf demſelben laſtet, in ſeinem Gedanken formt er die Zukunft des armen Mannes.

Gott allein iſt Spender des Glücks!“

„Blättern wir weiter! Scharf bläſt der Wind, ſingt von dem ſcharfen Schwert, von der ſchweren Zeit, Zeit des Unfriedens.“

„Es iſt ein eiskalter Tag, Mitte April. Weshalb ſchaart ſich das Volk vor dem Schloß, vor dem alten Zollgebäude, wo das Königsſchiff mit Segeln und Flagge liegt? Das Volk iſt an den Fenſtern, auf den

Dächern zu ſehen. Trauer und Betrübniß, Erwartung und Angſt iſt in ſeinen Mienen zu leſen. Die Leute ſchauen nach dem Schloſſe, wo ehedem Fackeltanz in vergoldeten Sälen zu ſehen war, nun aber es ſo leer, ſo ſtill iſt; ſie blicken nach dem Fenſter im Erker, von welchem König Chriſtjern ſo oft über die Hofbrücke hinaus in die ſchmale Hofbrückengaſſe zu ſeinem Täubchen, dem holländiſchen Mädchen, hineinſchaute, das er ſich aus Bergen geholt hatte. Laden verſchließen die Fenſter. Die Menge blickt nach dem Schloſſe, das Thor öffnet ſich, die Wendelbrücke ſenkt ſich. Da kommt König Chriſtjern mit ſeiner treuen Gattin Eliſabeth; ſie will ihren königlichen Herrn nicht verlaſſen, jetzt er ſo hart bedrängt iſt.

Feuer war in ſeinem Blut, Feuer in ſeinem Gedanken; brechen wollte er mit der alten Zeit, das Joch

der Bauern brechen, gut und hold ſein dem Bürger, den „gefräßigen Habichten“ die Flügel ſtutzen; allein ſie waren ihm zu viele. Er verläßt Land und Reich, um draußen Freunde, Verwandte für ſich zu gewinnen. Seine Königin und treue Männer folgen ihm; jedwedes Auge iſt naß, jetzt in der Stunde der Trennung.

Es miſchen ſich Stimmen in den Geſang der Zeit; ein dreifaches Chor, gegen ihn und für ihn, erklingt. Hören wir die Worte des Adels, ſie ſind niedergeſchrieben und gedruckt:

„Weh über Dich, Chriſtjern den Böſen! Das vergoſſene Blut am Markte von Stockholm ſchreit laut gegen Dich, Fluch und Wehe!“

Und der Ruf der Mönche ſpricht daſſelbe Urtheil aus: „Du ſeiſt verſtoßen von Gott und von uns! Du beriefſt die Lehre Luthers hierher, der gabſt Du Kirche und Kanzel, ließeſt freie Rede des Teufels Zunge. Weh über Dich, Chriſtjern den Böſen!“

Aber Bauer und Bürger weinten gar ſehr: „Chriſtjern, Du Leutſeliger! Nicht wie das Vieh ſoll mehr der Bauer verkauft, nicht gegen einen Jagdhund eingetauſcht werden können! Das Geſetz iſt Dein Leumund!“ Aber die Worte armer Leute iſt wie Spreu im Winde.

Das Schiff ſegelt an dem Schloſſe vorüber und die Bürger drängen ſich auf den Wall, um von dort aus noch ein Mal den Königsſegler zu ſehen.

„Die Zeit iſt lang, die Zeit iſt voll Drangſal; baue nicht auf Freunde, baue nicht auf Verwandte!

Onkel Friedrich auf dem Schloſſe in Kiel möchte ſchon König im Lande ſein.

König Friedrich lagert vor Kopenhagen: Ein trauriges Bild bietet „das treue Kopenhagen“. Ringsum ſind kohlſchwarze Wolken! Dieſes Bild klingt noch nach in Sage und Sang: die ſchwere, die bittere, die Drangſalszeit während der Jahre Gang.

Wie erging es König Chriſtjern, dem umher irrenden Vogel? Davon haben die Vögel geſungen, und die fliegen weit über Land und See. Der Storch kam frühe in der Frühlingszeit an, aus dem Süden über das deutſche Land her; der Storch hatte das geſehen, was jetzt erzählt wird:

„Ich ſah den fliehenden König Chriſtjern über die ginſterbewachſene Haide dahin fahren; dort begegnete ihm ein elendes Fuhrwerk mit einem Pferd beſpannt;

drin ſaß ein Weib, König Chriſtjern's Schweſter, die Markgräfin von Brandenburg; treu der Lutheriſchen Lehre war ſie von ihrem Gemahl fortgejagt worden. Auf der öden Haide begegneten ſich die landflüchtigen Königskinder. Die Zeit iſt lang, iſt voll Drangſal; baue nicht auf Freund oder Verwandte!"

Die Schwalbe kam vom Schloſſe Sonderburg mit kläglichem Geſange. „König Chriſtjern iſt verrathen! Dort im Schloſſe ſitzt er in dem brunnentiefen Thurm; ſeine ſchweren Tritte laſſen Spuren hinter ſich in dem ſteinernen Fußboden, ſein Finger in der harten marmornen Tiſchſcheibe, um welche er ſtundenlang dahin ſchreitet."

Der Fiſchadler kam von der rollenden See einher; die iſt offen und frei, es fliegt ein Fahrzeug über ſie hin, es iſt König Chriſtjern's Admiral, der kecke Sören Nordby. Mit ihm iſt das Glück — aber das Glück iſt wechſelnd wie Wetter und Wind.

In Jütland und auf Fühnen ſchreien Raben und Krähen: „Wir ſind oben auf! Krah — bra! Es geht brav her!" Dort decken ſich die Felder mit Leichen von Pferden und auch von Menſchen. Unfrieden herrſcht, es iſt die Zeit der „Grafenfehde". Der Bauer nahm die Keule, der Stadtbewohner ſein Meſſer zur Hand:

„Wir ſchlagen die Wölfe todt, ihre ganze Brut todt, damit keiner übrig bleibt!“ Rauchwolken ſteigen aus den brennenden Burgen und Städten empor.

König Chriſtjern iſt ein Gefangener auf dem Sonderburger Schloſſe; frei kommt er nicht mehr, ſieht Kopenhagen und deſſen bittere Noth nicht mehr. Auf dem Norderfelde vor Kopenhagen ſteht Chriſtian der Dritte; dort ſtand auch der Vater. In der Stadt iſt Angſt; Hunger und Krankheit wüthen dort.

An der Kirchenmauer lehnt ein zerlumptes abgemagertes Weib, es iſt eine Leiche, zwei lebende Kinder liegen auf dem Schooß der Mutter und ſaugen Blut aus der Bruſt der Todten.

Der Muth iſt gefallen, der Widerſtand fällt. Du treues Kopenhagen!“

„Es werden Fanfaren geblaſen; es erſchallen die Trompeten und Pauken!

In reichen Gewändern von Sammet und Seide, mit wehenden Federbüſchen, kommen die adeligen Herren auf goldverbrämten Pferden an; ſie reiten nach dem Altenmarkt. Iſt hier Carrouſſel oder Tournier nach alter Sitte? Bürger und Bauer in ihrem beſten Staat

drängen ſich auch nach dem alten Marktplatz. Was iſt zu ſehen? Iſt ein Scheiterhaufen errichtet, um papiſtiſche Bücher zu verbrennen, oder iſt der Henker da? Nein, der König, der Landesherr iſt lutheriſch, das ſoll proklamirt werden.

Hochvornehme Frauen und adelige Jungfrauen ſitzen, angethan mit hohen Halskragen und perlengeſtickten Hauben, an den offenen Fenſtern und ſehen ſich den Aufzug an. Auf unterbreitetem Tuch, unter einem Dach von Tuch ſitzt der Reichsrath da in uralter Tracht, nahe am Thron des Königs. Der König ſchweigt. In däniſcher Sprache wird ſein Wille, der Wille des Reichsraths verleſen; für Bürger und Bauer enthält derſelbe ſcharfe Worte, Worte der Züchtigung wegen all des Widerſtandes, den ſie dem hohen Adel gegenüber gezeigt haben. Gedemüthigt wurde der Bürger, der Bauer geknechtet. Darauf lauten Worte des Verdammniſſes gegen die Biſchöfe des Landes. Mit deren Gewalt iſt es aus. Alles Gut der Kirche und der Klöſter verfällt dem König und dem Adel.

Hochmuth und Haß, Prunk und Elend.

„Der arme Vogel, kommt hinkend heran,
Zerruppt kann er kaum auf den Füßen ſtahn;
Der reiche Vogel, wie kommt der geſauſt —
Alles von Hochmuth um ihn erbrauſt.“

Die Zeit des Wechſels hat ſchwere Wolken, aber ſie hat auch Sonnenſchein; es loderte jetzt auf in dem alten Hauſe der Gelehrtheit, dem Heim des Studenten, das Chriſtian der Erſte gerichtet hatte, und von dort leuchten Namen gar bis in unſere Zeit hinein. Hans Tauſen, ein armer Schloſſerſohn von der Inſel Fühnen.

„Ein däniſcher Martin Luther war ſein Schwert das Wort,
Und ſiegen that er, des Wortes Hort."

Auch Petrus Palladius Biſchof zu Roeskilde, gleichfalls ein armer Schloſſerſohn, aber aus Jütland, trat ein für das Lutherthum. Und aus den Reihen der Adeligen ſtrahlt Hans Frijs, des Reiches Canzler. Er bot dem Studenten Platz an ſeinem eigenen

Tisch und sorgte für ihn wie auch für die Armen. Und Einer vor Allen ist nochmals zu nennen: König Christian der Dritte, treu der lutherischen Lehre.

Die Sonne strahlte hinein in die schweren Wolken der Zeit des Wechsels.

„Wenden wir das Blatt.

Was sauft und singt so draußen im Großen Belt, unter der Küste von Samsö? Aus den Wogen empor steigt ein Meerweib mit wallendem Haupthaar, in das sich das grüne nasse Seegras verschlungen hat; das

Meerweib prophezeit dem Bauer die Geburt eines Prinzen, der ein mächtiger großer König werden wird.

Der Prinz wurde während eines Spazierganges der königlichen Mutter an einer blühenden Weißdorn-

hecke auf freiem Felde geboren. Jetzt blüht ſein Name in Sage und Sang, in Ritterburgen und Schlöſſern ringsum. Die Börſe ſchoß empor mit Thurm und Zeigerwerk, Schloß Roſenburg erhob ſich auf Gebot des königlichen Baumeiſters und Seehelden und ſchaute weit über die Wälder der Stadt hinaus; der Student bekam ſein eigen Wohnhaus, Regents genannt, das vierhundert unvermögende Minervaſöhne aufnimmt; dem gegenüber ſteht der „runde Thurm", das erſte aſtronomiſche Obſervatorium Kopenhagens, eine Uraniaſäule, die nach der Inſel Hveen ſieht, wo Uranienburg emporſtrebte, deren goldene Kuppen im Mondſchein glänzten, während die Najaden des Meeres dem Manne in der Burg lobſangen, dem Könige und Magnaten des Geiſtes beſuchten, ihm, dem Geniegeborenen, adeligem Blute entſproſſenen Tycho Brahe. Er hob Dänemarks Name ſo hoch, daß er mit dem Sternhimmel, zuſammen in allen Landen der Erde genannt war. Und Dänemark ſtieß ihn von ſich.

Er ſang ſich Troſt in ſeinen Schmerz:

„Iſt nicht der Himmel überall —
Was brauch' ich denn noch mehr?"

Sein Sang hat Leben wie das Volkslied, wie das Lied des Meerweibs von Chriſtian dem Vierten."

„Nun kommt aber ein Blatt," ſagte der Großvater, „das hat Bild auf Bild, wie in dem Volkslied Vers an Vers ſich reiht. Es iſt ein Sang, ſo freudig in ſeinem Anfang, ſo traurig in ſeinem Ende."

„Es tanzt ein Königskind im Schloſſe des Königs; wie ſchaut es anmuthig aus! Es ſitzt auf dem Knie Chriſtian des Vierten, es iſt ſeine vielgeliebte Tochter Eleonore aus der Ehe mit Chriſtine Munk. Sie wächſt heran in weiblicher Sitte und Tugend. Der vornehmſte Mann des mächtigen Adels, Corfitz Ulfeldt iſt ihr Bräutigam. Sie iſt noch ein Kind, wird auch noch von ihrer ſtrengen Hofmeiſterin gezüchtigt; ſie beklagt ſich darüber bei ihrem Bräutigam und darin hat ſie Recht. Wie iſt ſie klug und gebildet, verſteht Griechiſch und Lateiniſch, ſingt Italieniſch zu ihrer Laute, weiß von Papſt und Luther zu ſprechen.

König Chriſtian der Vierte ruht in der Grabcapelle zu Roeskilde Dom, der Bruder Eleonore's iſt König. In dem Schloſſe zu Kopenhagen herrſchten Pracht und Glanz, Schönheit und Geiſt, die Königin ſelbſt an der Spitze, Sophie Amalie aus Lüneburg. Wer lenkt wohl ſein Pferd ſo keck wie ſie? Wer entfaltet im Tanze eine ſolche Majeſtät wie ſie, wer ſpricht mit ſolcher Kenntniß und Geiſt wie Dänemarks Königin?

„Das thut Eleonore Chriſtine Ulfeldt!“ hatte der franzöſiſche Geſandte geſagt; „an Schönheit und Geiſt überſtrahlt ſie Alle.“

Aus dem gebohnten Ballſaal des Schloſſes ſchoſſen die Ketten des Neides; ſie hingen ſich feſt und filzten ſich ein und wirbelten Hohn und Kränkung auf: „Das hochmüthige Kind vom gemiſchten Blut! Ihre Karroſſe mag künftig an der Schloßbrücke anhalten; wo die Königin fährt, mag die Frau Ulfeldt gehen!“ Bosheit und Neid ſpinnen ihre heimtückiſchen Fäden langſam aber ſicher um ihr ahnungsloſes Opfer.

Und Ulfeldt faßt in ſtiller Nacht ſeine Frau an der Hand; er hat die Schlüſſel zu den Thoren der Stadt, er öffnet eins derſelben, die Pferde harren draußen; er und Eleonore reiten zur Küſte hinab und ſchiffen ſich ein, ſie ſegeln fort und begeben ſich nach Schweden.

Wie ſich das Glück für die Beiden wendete, ſo wenden wir das Blatt.

Es iſt Herbſtzeit, der Tag iſt kurz, die Nacht iſt lang; es iſt rauh und naß, der kalte Wind erhebt ſich mit ſteigender Kraft. Es ſauſt in dem Laub der Bäume auf dem Feſtungswall, das Laub fliegt in das Haus

des Peter Oxe hinein, es ſteht öde und von ſeiner Herrſchaft verlaſſen da. Der Wind brauſt über die Vorſtadt Chriſtianshafen hinaus, umtobt das Haus des Kai Lykke, jetzt ein Zuchthaus. Kai Lykke ſelbſt, der reiche, vornehme Edelmann, iſt ehrlos erklärt und aus dem Lande hinaus gejagt, ſein adeliges Wappen vom Henker zerbrochen, ſein Bild an den höchſten Galgen angeſchlagen; ſo wurden ſeine frechen, leichtfertigen Worte von der verehrten Königin des Landes beſtraft. Auch über den offen gelegten Platz, wo des Reichshofmeiſters Ulfeldt's Haus geſtanden, fährt der Wind heulend dahin — jetzt iſt nur ein Stein von demſelben übrig, „den trieb ich als Geröllſtein hier hinab auf der Eisflöße," ſagt der heulende Wind, „der Stein blieb liegen, wo ſpäter die Diebesinſel ſich aus den Wellen erhob, von mir verflucht; dann kam er mit in das Haus des Ulfeldt, wo die Frau zu der klingenden Laute ſang, Griechiſch und Lateiniſch las und den Kopf ſtolz zurückwarf, jetzt ſtolzirt hier nur der Stein allein mit ſeiner Inſchrift:

„Dem Verräther Corfitz Ulfeldt
zu ewigem Geſpött und Hohn und Schande."

Aber wo ſteckt ſie jetzt, die vornehme gnädige Frau? Hu — ih, hu — ih! pfeift der Wind. Im

„Blauen Thurm", im Gefängniß hinter dem Schloſſe, wo die Meeresfluth an die hohe ſchleimbedeckte Mauer tobt, dort ſitzt ſie ſchon viele Jahre. In der Kammer, in der ſie hauſt, iſt mehr Rauch als Wärme, das Fenſterchen iſt hoch oben an der Decke. König Chriſtian's des Vierten verhätſchelte Kind, ſie, das feinſte Fräulein, die feinſte Frau, wie ſitzt ſie dort ſo arm,

ſo ſchlecht! Die Erinnerung nur behängt die nackten Wände des Gefängniſſes mit Gardinen und Tapeten. Sie gedenkt der wunderſchönen Zeit ihrer Kindheit, der glücklichen Mienen ihres königlichen Vaters, wenn ſie auf ſeinem Knie ſaß; gedenkt ihrer prachtvollen Brautfahrt, ihrer Drangſalszeit in Holland, in England und auf Bornholm.

„Nichts iſt zu ſchwer der Gattin Liebe;
Der Treue wegen darf man nicht erröthen.“

Doch damals, als ſie dies niederſchrieb, war ſie mit ihm, ihrem Gemahl vereint, nun iſt ſie allein, für immer allein! Sie weiß nicht, wo ſein Grab iſt und Niemand weiß es.

„Treue gegen den Mann war ihr einz'ges Verbrechen.“

— Sie ſaß im Gefängniß lange, lange Jahre während das Leben ſich draußen regte. Das ſteht niemals ſtill, aber das wollen wir hier einen Augenblick, wollen ihrer und des Liedes Worte gedenken:

„Meinem Herrn und Gemahl hielt treu ich den Eid
In Noth und im größten Elend.“

„Siehſt Du das Bild hier?“ ſagte der Großvater.

„Es iſt Winterzeit, der Froſt baut eine eiſige Brücke zwiſchen den Inſeln Laaland und Fühnen, eine Brücke für den Schwedenkönig Karl Guſtav; ohne Raſt zieht er mit ſeinem Heer vorwärts. Es wird geplündert, gemordet, geſengt, im ganzen Dänenland iſt Angſt und Noth.

Die Schweden lagern vor Kopenhagen. Es iſt beißend kalt, Wind und Schneegeſtöber; aber treu ihrem König und treu ſich ſelbſt, ſtehen Männer und Frauen zum Kampf bereit. Kein Handwerker, kein Handlungsdiener, Student und Magiſter, der nicht auf dem Feſtungswall ſtand, zur Wehr und Vertheidigung, keine Furcht vor den glühenden Kugeln. König Friedrich der Dritte ſchwur, daß er „in ſeinem Neſte ſterben wolle.“ Er reitet dort oben auf dem Walle, er und ſeine Königin; es herrſchen Muth und Manneszucht und Liebe zum Vaterland. Mag der Schwede ſein Leichenhemd anziehen und ſich heranſchleichen in dem weißen Schnee, um zu ſtürmen! Balken und Geſtein werden auf ihn hinab vom Walle geſchleudert; ja die Frauen tragen Keſſel mit kochendem Pech und Theer herbei und gießen es hinab auf den ſtürmenden Feind.

In dieſer Nacht iſt König und Bürger eine vereinte Macht. Und ſie ſind gerettet, ihnen gehört der

Sieg. Die Kirchglocken läuten, Dankgebete und Gesänge steigen gen Himmel. Bürgervolk, hier gewannst Du den Ritterſporn! Der König proklamirte, daß von nun an jeder Kopenhagener Bürger ebenbürtig dem Adel ſei."

„Was folgt wohl darauf?

Die Gemahlin des Biſchofs Svane kommt angefahren in verſchloſſener Karoſſe; ſo darf aber nur der hohe, mächtige Adel fahren. Die ſtolzen Junker zertrümmern den Wagen; die Frau Biſchof muß zu Fuß das Biſchofsgehöft zu erreichen ſuchen.

Iſt das die ganze Geſchichte? — Ganz Anderes, Bedeutſameres wird in der nächſten Stunde zertrümmert: die übermüthige Macht des Adels.

Bürgermeiſter Nanſen und Biſchof Svane reichen ſich die Hände zu einer That im Namen des Herrn. Der Adel ſoll nicht länger Land und König regieren, der König nicht durch Handſchellen an den Willen des Adels gebunden ſein. Sie reden mit Klugheit, ſprechen offen und ehrlich, und ihre Worte finden Widerhall in der Kirche und des Bürgers Haus. Ein Handſchlag des Zuſammenhaltens, und der Hafen wird geſperrt, die Stadtthore geſchloſſen; die Sturmglocke läutet, die

Gewalt iſt von nun an dem König allein übertragen, ihm, der in der Stunde der Gefahr in ſeinem Reſte verblieb; er herrſche, er regiere über Groß und Klein!

Es trat die Zeit der königlichen Alleinherrſchaft ein: jeder Unterthan ſtand nun unter Botmäßigkeit des königlichen Geſetzes.

„Wir wenden das Blatt und auch die Zeit wendet ſich.

„Halloh, hallohoi, halloh!“ Der Pflug ſteht ſtill, der Ginſter wächſt und gedeiht, aber die Jagd iſt vortrefflich. „Halloh, hallohoi!“ Hört wie die Hörner ſchmettern und die Hunde bellen. Seht die Jägerſchaar, der König ſelbſt an deren Spitze, König Chriſtian der Fünfte; er iſt jung und fröhlichen Sinnes. Im Schloß und in der Stadt geht's luſtig her. In den Sälen flammende Wachskerzen, im Hofe Fackeln, und die Straßen der Stadt mit Laternen bepflanzt. Alles ſtrahlt im neuen Gewande. Der neue Adel, einberufen aus Deutſchland, Barone und Grafen, ſtehen hoch in Gunſt und werden belehnt; jetzt gelten Titel und Rang und die deutſche Sprache am Hofe.

Da klingt aber hindurch eine Stimme mit echt däniſchem Laut; es iſt die eines armen Webers Sohn,

der ſich zum Biſchof emporgeſchwungen hat, Kingo's Stimme; er ſingt die wundervollen Pſalmen.

Es giebt einen anderen Bürgersſohn, ſein Vater iſt Weinhändler; ſeine Gedanken leuchten in Recht und Geſetz hinein; ein neues Geſetzbuch, „Chriſtian des Fünften Geſetzbuch" arbeitet er aus, es war der Goldgrund für des Königs Namen, es hat Jahrhunderte gelebt. Dieſer Bürgersſohn, der mächtigſte Mann des Landes, wird mit adeligem Schild und Wappen beſchenkt, aber es folgen damit auch Feinde, ſo daß zuletzt des Henkers Schwert auf dem Richtplatz über ſeinem, Griffenfeldt's Kopfe ſchwebt. Er wird zu ewigem Gefängniß begnadigt und auf Munkholm, die Felſeninſel an der Küſte von Drontheim, Dänemarks St. Helena, geſendet.

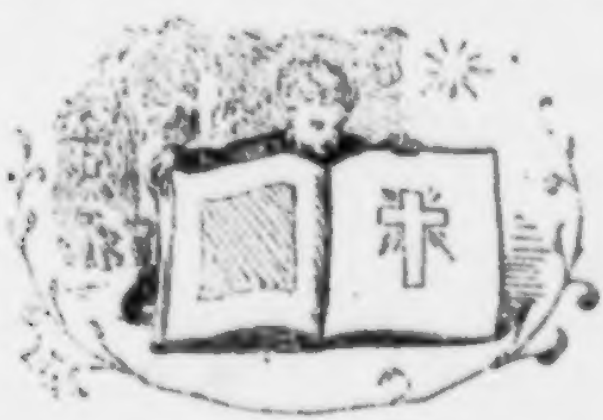
Aber der Tanz geht leicht im Saale des Schloſſes, dort iſt Glanz und Pracht, luſtige Muſik, es tanzen die Hofleute und ihre Damen.“

„Nun kommt die Zeit Friedrich des Vierten. Seht die ſtolzen Schiffe mit Siegesflaggen! Betrachte das rollende Meer! Ja, das kann erzählen von Großthaten, vom Ruhme des Reiches. Wir gedenken ſchon der Namen der ſiegreichen Seheſted und Gyldenlöve, wir gedenken des Hvitfeldt, der, um die Flotte zu retten, ſein Schiff in die Luft ſprengte und mit dem Danebrog gen Himmel fuhr. Wir gedenken damaliger Zeit und Streit und des Helden, der von den norwegiſchen Felſen herab zur Dänemarks Wehr herbeieilte: Peter Tordenſkjold, ein Seeheld, faſt in magiſcher Beleuchtung. Von dem herrlichen, ſchwellenden Meere her donnert ſein Name von Küſte zu Küſte.

„Ein Schneiderburſch vom Schneidertiſch geſprungen,
Lenkt bald ein Kriegsſchiff keck als Held; —
Der Schneider Weſſel hieß der Admiral,
Geadelt und vom König Tordenſkjold geheißen,
Hielt ſeinen Schild im Donner der Kanonen
Hoch, unbefleckt, ein wahrer Seeheld ſtets.
Gedonnert hat er vor der Schweden Ohren
Mit däniſchem Geſchütz, gedonnert ſo,
Daß Haß zur Freundſchaft iſt geworden,
Und Schwed' und Däne ſich die Hand gereicht.“

Es kam ein milder Luftzug von der Küste Grönlands, lieblich, als käme er aus dem Bethlehem-Lande: der meldete vom Licht des Evangeliums, durch Hans Egede und seiner frommen Frau.

Die Hälfte des Blattes hier hat deshalb auch einen Goldgrund; die andere Hälfte, die den Kummer deutet, ist aschgrau mit schwarzen Spritzflecken, wie aus den Feuerfunken, wie von Siechthum und Seuche.



In Kopenhagen wüthet die Pest. Die Straßen und öde, die Hausthüren verrammelt, ringsum auf denselben ist mit Kreide ein Kreuz gezeichnet, die Seuche ist in den Häusern, aber an den Thüren, wo das Kreuz schwarz ist, sind alle Hausbewohner ausgestorben.

Zur Nachtzeit werden die Leichen aus der Stadt hinausgetragen; die Träger heben von der Straße die Halbtodten mit auf und tragen auch diese in die Gruft;

die Rüſtwagen rollen lärmend dahin, ſie ſind mit Leichen beladen. Aber aus den Branntweinſchenken heraus tönt grauſiger Geſang und Geſchrei der Berauſchten. Der Trunk ſoll ihnen die bittere Noth vergeſſen machen; ſie wollen vergeſſen und enden — enden! Alles hat ja ein Ende. Hier endigt das Blatt mit anderer Noth und Prüfung für Kopenhagen.

König Friedrich der Vierte lebt noch, ſein Haar iſt in der Jahre Verlauf ergraut. Vom Fenſter des Schloſſes ſchauet er hinaus in das ſtürmiſche Wetter; es iſt Spätjahr.

In einem Häuschen an dem Weſtthor ſpielt ein Knabe mit ſeinem Ball; der Ball fliegt dabei auf den Boden des Hauſes hinauf. Der Kleine ſteigt mit einem flammenden Talglicht auf den Boden, um ſein Spielzeug zu ſuchen, da fängt das Häuschen Feuer, und bald darauf iſt die ganze Straße ein Flammenmeer. Es leuchtet in der Luft, daß die Wolken ſich roth verbrämen. Die Flammen wachſen, das Feuer hat Nahrung über und über an Heu und Stroh, an Theer und Speck, an großen Holzſchichten für den Winterbedarf. Und Alles brennt. Frauen und Kinder weinen, die Männer ſchreien und toben, die Verwirrung iſt groß. In dem Gewimmel reitet der alte König umher, ermuntert, befiehlt. Häuſer werden mit Pulver geſprengt,

andere von Menſchenhänden niedergeriſſen. Aber das Feuer verbreitet ſich weiter, es brennt zuletzt auch in der Nordſtraße, und die Sanct Petri- und die Frauenkirche brennen. Das Muſikwerk der letzteren hört man zum letzten Male den Pſalm austönen: „Sei uns gnädig, Gott, und zürne nicht, aus Gnade!“

Nur der „Runde Thurm“, das aſtronomiſche Obſervatorium, und das Schloß ſtehen noch unbehelligt da, rings um die rauchenden Baugründe. König Friedrich der Vierte iſt ein leutſeliger Herr, er tröſtet, er ſättigt, er bewegt ſich unter dem Volke, iſt der Freund der Obdachloſen. Geſegnet ſei Friedrich der Vierte.“

„Seht nun dieſes Blatt!

Seht die vergoldete Karoſſe, ringsum die Diener, vorn und hinten bewaffnete Reiter, ſie kommt vom Schloſſe her, der Platz um daſſelbe iſt mit eiſernen Ketten umzogen, damit das Volk nicht zu nahe treten mag. Jedermann, der nicht adelig iſt, darf nur entblößten Hauptes über den Schloßplatz gehen, man ſieht deshalb auch nicht Viele dort gehen, der Ort wird vom Volke gemieden. Einen ſehen wir gerade dort kommen, niedergeſchlagenen Blickes, den Hut in der Hand, und der iſt gar grade der Mann jener Zeit, den wir laut

nennen: Es iſt der Mann des Witzes und der Laune, es iſt Ludwig Holberg. Das däniſche Schauſpiel-

haus, das Schloß ſeiner Größe, hat man geſchloſſen, als ſei es ein Heim des Aergerniſſes. Ja, alle Freude iſt eingeſargt, Tanz, Geſang, Muſik ſind verboten und hinweggeſcheucht. Es waltet das finſtere Chriſtenthum.“

„Der Dänenprinz!“ wie ſeine Mutter ihn hieß, nun kommt ſeine Zeit mit ſonnigem Wetter, mit Vogelgezwitſcher, mit Freude, Dänenthum und Luſt und Leben: König Friedrich der Fünfte hat den Thron

beſtiegen. Und die eiſernen Ketten vor dem Schloſſe fallen und verſchwinden; das Schauſpielhaus, die däni-

ſche Bühne, wird wieder erſchloſſen, Holberg's Luſtſpiele machen die Hallen vom luſtigen Lachen erdröhnen, Stadt und Land ſind wieder guter Laune. Die Bauern reiten den Sommer ein, es iſt die Zeit der Fröhlichkeit nach Faſtenzeit und Verzagtheit. Das Schöne gedeiht und ſetzt Blüthe und Frucht an in Tönen und Farben, in bildender Kunſt. Hört Gretry's Muſik! Seht Londemanns Spiel! Und die Königin liebt die däniſche Sprache, die däniſche Weiſe. Louiſe von England, ſchön und mild, ſegne Dich Gott in ſeinem Himmel. Die Sonnenſtrahlen ſingen lieblich im Chor von Königinnen däniſcher Lande, von Philippa, Eliſabeth, Louiſe."

„Die irdiſche Hülle iſt längſt in den Schrein gelegt, aber die Seelen und Namen leben. Wiederum ſendet England eine Königsbraut: Mathilde, ſo jung und bald ſo verlaſſen! Von Dir werden die Dichter ſingen, noch lange ſingen, von Deinem jugendlichen Herzen, von Deiner Prüfungszeit. Und der Geſang beſitzt eine unnennbare Gewalt, durch Zeiten und Völker hindurch. — König Chriſtians Burg, das Schloß, brennt; man bemüht ſich, das Beſte, das drin ſich vorfindet, zu retten. Die Seeleute ſchleppen einen Korb mit ſilbernem Geſchirr und anderen koſtbaren Sachen fort, der Korb hat einen bedeutenden Werth, aber plötzlich erblicken ſie durch eine offene Thüre beim Schein der Flammen eine Statue von Bronce: König Chriſtian der Vierte. Da werfen ſie die werthvolle Laſt, die ſie tragen, ab; ſein Bild drinnen ſteht ihnen viel höher, das müſſen ſie retten, ſei es auch noch ſo ſchwer hinweg zu tragen. Sie kennen ihn ja aus dem Liede Ewald's: „König Chriſtian ſtand am hohen Maſt“ mit der herrlichen Melodie von Hartmann.

In Wort und Geſang liegt eine große Gewalt und die wird noch ſtärker klingen von der armen Königin Mathilde.“

„Auf „Ulfeldts Platz“ ſtand eine Schandſäule; wo in der Welt wurde ihresgleichen errichtet? Vor dem Weſtthor wurde eine andere Säule errichtet, wie viele ſolche giebt's wohl in der Welt?

Die Sonnenſtrahlen küßten das Geſtein, die Grundlage unter der „Freiheitsſäule“. Alle Kirchenglocken läuteten, die ganze Stadt war beflaggt, das Volk jubelte für Kronprinz Friedrich, ſpäter König Friedrich der Sechste. Alt und Jung trugen im Herzen und auf der Zunge die Namen Bernſtorff, Reventlow, Colbjörnſen. Strahlenden Auges und dankbaren Herzens wird die geſegnete Inſchrift der Säule geleſen:

„Der König gebot, die Leibeigenſchaft ſoll aufhören, den Ackerbaugeſetzen ſei Ordnung und Kraft zu

verleihen, auf daß der freie Bauer muthig und erleuchtet, fleißig und brav, ein ehrenhafter Bürger im Staate, glücklich werde!“

Welch sonniger Tag, an dem diese Säule enthüllt wurde!

Die Lichtgeister sangen: „Das Gute, das Schöne wächst und gedeiht! Bald fällt der Stein auf Ulfeldt's Platz, aber die Freiheitssäule wird stehen und glänzen im Sonnenschein, gesegnet von Gott, von König und Volk.“

„Wir haben eine alte Straße,
Die führt bis ans Ende der Welt“

heißt es im Liede; es ist das offene Meer, offen für Freund und Feind, und der Feind war da. Sie

ſegelte heran die mächtige engliſche Flotte; eine Großmacht gegen eine Kleinmacht. Der Kampf war hart, aber das Volk war muthig. Jedweder ſtand feſt und unverdroſſen und ſah keck dem Tod ins Auge, gewann die Bewunderung ſelbſt des Feindes und begeiſterte die Dichter ſeines Vaterlandes. Dieſes Schlachttages wird noch heutzutage mit wehenden Flaggen gedacht, des zweiten Aprils 1801, der Gründonnerstagsſchlacht auf der Rhede von Kopenhagen.

Es vergingen Jahre. Eine engliſche Flotte wurde wiederum im Sunde geſehen. Galt es Rußland oder Dänemark? Das wußte man nicht, ſelbſt Niemand an Bord wußte es.

Es geht die Sage im Volksmunde, daß an dem Morgen, an welchem die geſiegelte Ordre an Bord erbrochen und verleſen wurde, und es kund ward, ſie laute dahin, die däniſche Flotte zu nehmen, daß an dem Morgen ein junger Kapitän, ein Sohn Britanniens, hochherzig in Wort und That vor ſeinen Chef trat und ſprach: Ich habe geſchworen, bis in den Tod zu kämpfen für die engliſche Flagge in offener, ehrlicher Schlacht, nicht aber zu überfallen und übermannen — und ſtürzte ſich über Bord. Schwediſche Fiſcher fanden ſpäter erſt ſeine Leiche und würfelten um die goldgeſtickten Epauletts dieſes Opfers des Verrathes.

Der Feind lag vor Kopenhagen, er bombardirte die Stadt, sie leuchtete auf in Flammen, er raubte die im Hafen liegende ungetakelte Flotte, allein er raubte nicht den Muth, nicht den Glauben an Gott, der da demüthigt, aber auch wieder erhebt. Die Wunden heilen wie in der Schlacht der Einheriar. Die Geschichte Kopenhagens ist reich an Trost.

Bald warf die Sonne ihre glänzenden Strahlen über die aus der Asche emporsteigende Stadt, auf reiche Kornfelder, auf Geist und Witz; gesegnete Som-

mertage des Friedens brachen an, die Dichtung zeigte ihr fata morgana farbenreich und herrlich durch Oehlen-

ſchläger. Und in der Wiſſenſchaft wurde ein Fund gemacht, mehr werth als die goldenen Funde alter Zeiten, eine Brücke von Gold wurde geſchlagen,

„Eine Brücke für des Gedankens Blitz
Für alle Zonen, von Volk zu Volk.“

Hans Chriſtian Oerſted*) ſchrieb an dieſelbe ſeinen Namen.

Und ſeht! Am königlichen Schloſſe wurde in der Nähe der Schloßkirche ein Haus errichtet, zu deſſen Bau ſelbſt der Aermſte im Lande, Mann und Weib freudig ſein Scherflein ſpendete.

„Du entſinnſt Dich deſſen, was vorne im Bilderbuch ſtand,“ ſagte der Großvater, „der alten Steinblöcke, die, von den norwegiſchen Felſen herabgerollt, auf dem Eiſe hierher geführt wurden; ſie ſind wieder aus dem tiefen Sandgrund auf Thorwaldſens Geheiß heraufgehoben und in Meiſterwerke der Kunſt verwandelt worden.

„Vergiß nicht, was ich Dir gezeigt und Dir erzählte! Der Sandgrund im Meere hob ſich empor, wurde eine Wehr für den Hafen, trug Axels Haus, trug des Biſchofs Haus und des Königs Schloß und trägt jetzt den Tempel des Schönen. Die Worte des

*) Oerſted iſt bekanntlich der Entdecker des Electromagnetismus, der den electr. Telegraphen ermöglichte.

Fluchs ſind dahin geweht, aber das, was die Kinder des Sonnenlichts in Freude von einer künftigen Zeit ſangen, iſt in Erfüllung gegangen.

Gar viele Stürme ſind über die Stadt dahingefahren, es können wieder ſolche kommen, und ſie werden wieder dahinfahren. Das Wahre, Gute und Schöne behauptet den Sieg.

Und hiermit iſt das Bilderbuch zu Ende, bei weitem aber nicht die Geſchichte Kopenhagens. Wer weiß, was Du ſelbſt einſt zu erleben haſt.

Oft hat es finſter ausgeſehen, und der Sturm hat geweht, allein der Sonnenſchein iſt doch nicht fortgeblaſen worden, der bleibt! Und ſtärker als der ſtärkſte Sonnenſchein iſt Gott. Der liebe Gott waltet über Mehr als über Kopenhagen."

So ſprach der Großvater und gab mir das Buch. Seine Augen ſtrahlten, er war ſeiner Sache gar gewiß. Und ich nahm das Buch, ſo freudig, ſo ſtolz und ſo vorſichtig in die Hand, wie ich kürzlich meine kleine Schweſter zum erſten Male vorſichtig trug.

Großvater ſagte noch: „Du darfſt ſehr gern Dieſem und Jenem Dein Bilderbuch zeigen und Du darfſt auch erzählen, daß ich das ganze Werk aufgeklebt und gezeichnet habe. Aber es iſt eine Lebensfrage, daß ſie gleich erfahren, woher ich die Idee habe. Du weißt

es, erzähle es! Die Idee ſchulde ich den alten Thranlaternen, die grade an dem letzten Abend, an welchem ſie brannten, den Gascandelabern der Stadt all' das als fata morgana zeigten, was von dem Augenblicke an geſehen war, an welchem die erſte Laterne am Hafen flammte, bis dahin, da Kopenhagen an dieſem Abend von Thran und von Gas zugleich beleuchtet wurde.

Du darfſt das Buch zeigen wem Du willſt, das heißt, es müſſen Leute mit milden Augen und freundlichem Sinne ſein, will aber ein „Höllenpferd" es ſehen, dann ſchlage ſchnell ihm vor der Naſe zu

des Großvaters Bilderbuch."

Der Hausschlüssel.

Jeder Schlüssel hat seine Geschichte und es giebt gar viele Schlüssel: Kammerherrnschlüssel, Uhrschlüssel, St. Peters Schlüssel; wir könnten von allen Schlüsseln erzählen, heute wollen wir aber nur des Kammerraths Hausschlüssel heranziehen.

Derselbe hatte bei einem Schlosser oder Kleinschmied sein Dasein erhalten, aber der Mann hatte ihn dabei dermaßen angefaßt, auf ihn losgehämmert und gefeilt, daß der Schlüssel selber meinte, er sei bei einem gewöhnlichen Grobschmied zu Tage gefördert. Er war zu groß für die Hosentasche und mußte deshalb in die Rocktasche. Hier lag er oft im Finstern, aber sonst hatte er seinen bestimmten Platz an der Wand neben dem Silhouet des Kammerraths aus dessen Kindheit,

auf welchem der Herr Rath ungefähr aussah wie ein großer Mehlklos im gekräuselten Hals- und Busenstreifen.

Sagt man doch, jeder Mensch bekäme im Charakter und in seiner ganzen Art und Weise Etwas von dem Himmelszeichen, unter welchem er geboren wurde — Stier, Jungfrau, Scorpion, wie sie im Kalender heißen. Die Frau Kammerräthin nannte zwar keins dieser Zeichen, sie sagte, ihr Mann sei unter dem Zeichen der Schubkarre geboren, er müsse immer vorwärts „geschubt" werden.

Sein Vater schob ihn in ein Regierungs-Büreau hinein, seine Mutter schob ihn in den Ehestand und seine Frau schob ihn hinauf zum „Kammerrath"; aber von diesem letztern Schub sprach sie nicht, sie war eine besonnene, brave Frau, die zur rechten Zeit und am rechten Orte schwieg und sprach, je nachdem.

Jetzt war er schon bejahrt, „wohlproportionirt", wie er selbst sagte, ein belesener Mann, gutmüthig und dazu schlüsselklug, was wir schon später werden verstehen lernen. Er war stets guter Laune, liebte alle Menschen und plauderte gar zu gern. Ging er 'mal aus, hielt es sehr schwer, ihn wieder nach Hauf' zu bekommen, es müßte denn Mutter dabei sein und ihn schieben. Er mußte sprechen mit jedem Bekannten, dem

er unterwegs begegnete, und er hatte eine Menge von Bekannten.

Dies war nicht vom beſten Einfluß auf das Mittagseſſen, und die Frau Kammerräthin ſchaute zur Mittagszeit oft zum Fenſter hinaus. „Jetzt kommt er!“ ſagte ſie zum Dienſtmädchen, ſetze den Topf aufs Feuer! — Jetzt bleibt er ſtehen und ſpricht mit Jemand; nimm den Topf lieber wieder ab, ſonſt kocht Alles zu Muß! — Aber jetzt — er kommt wirklich! — ja, ſetze nur den Topf wieder zu!“

Aber deshalb kam er noch lange nicht.

Er konnte unter den Fenſtern des Hauſes ſtehen und hinaufnicken und grüßen, aber kam dann ein Bekannter gegangen, konnte er es nicht laſſen, ihn anzuhalten, er mußte ein paar Worte mit ihm ſprechen; kam nun, während er mit dieſem ſprach, ein zweiter Bekannter, ja, dann hielt er den erſteren am Knopfloch feſt und reichte dem letzteren die Hand, während er einen dritten herbeirief, der grüßend vorübergehen wollte.

Das waren die Geduldproben der Kammerräthin. „Kammerrath! Kammerrath!“ rief ſie dann, „ja, der Mann iſt unter dem Zeichen des Schubkarrens geboren, vorwärts kommt er nur, wenn er „geſchubt“ wird!“

Er liebte es ſehr in die Buchläden zu gehen, in Büchern und Zeitſchriften zu blättern. Er zahlte extra

seinem Buchhändler ein kleines Honorar für die Erlaubniß, die ihm ins Haus gesandten Neuigkeiten des Büchermarktes lesen, das heißt, sie an der Langseite aufschneiden zu dürfen, nicht an der Querseite, dann können sie nicht mehr verkauft werden. Er war in aller Gemüthlichkeit eine lebendige Zeitung, wußte Bescheid von Verlobungen, Hochzeiten und Begräbnissen, Bücherschnack und Stadtklatsch, ja, er warf geheimnißvolle Andeutungen hin, als wenn er Bescheid wisse, wo sonst Niemand 'was wußte. Er hatte seine Allwissenheit von dem Hausschlüssel.

Schon als junge Neuvermählte bewohnten der Kammerrath und seine Frau ihr eigenes Haus und seitdem hatten sie denselben Hausschlüssel, aber damals wußten sie nichts von dessen wunderbaren Eigenschaften, die lernten sie erst später kennen.

Es war zu den Zeiten Königs Friedrich des Sechsten, in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Kopenhagen hatte damals kein Gas, es hatte Thranlaternen; es hatte kein Tivoli, kein Casino, keine Omnibusse, geschweige denn Pferdeeisenbahnen. Gegen heutzutage fiel das Vergnügen etwas spärlich aus. Sonntags spazierte man zum Thore hinaus nach dem Assistenzkirchhof, las die Inschriften der Grabmonumente ab, setzte sich ins Gras, holte sein im Handkorb mit-

gebrachtes Essen hervor und trank zu denselben einen Schnaps, oder man ging hinaus in den Friedrichsberger Schloßgarten, wo auf der Terrasse die Militärmusik spielte und viele Menschen wandelten, um die königliche Familie in den kleinen engen Canälen umherrudern zu sehen; der alte König saß am Steuerruder und lenkte das Boot, er und die Königin grüßten alle Menschen ohne Ansehung der Person. Wohlhabende Familien kamen hier hinaus und tranken hier ihren Abendthee; kochendes Wasser war zu haben in einem Bauernhäuschen dicht außerhalb des Schloßgartens, aber Geschirr mußten sie selbst mitbringen.

Dort hinaus spazierten der Kammerrath nebst Frau Gemahlin an einem sonnigen Sonntag-Nachmittag. Das Dienstmädchen ging voraus mit Theemaschine und Handkorb mit Eßwaaren und Geschirr, nebst einer Flasche mit echtem Kümmelschnaps.

„Vergiß den Hausschlüssel nicht!“ sagte die Kammerräthin, „damit wir ins Haus hineinkommen, wenn wir zurückkehren. Du weißt, es wird geschlossen, wenn es dunkel ist, und die Klingelschnur ist seit heute Morgen entzwei! — Wir kommen ja erst spät nach Hause, wir gehen ja von Friedrichsberg in Casorti's Theater in der Westvorstadt, um die neue Pantomime zu sehen:

„Harlekin als Dreſcher", er kommt herab in einer Wolke; es koſtet zwei Mark die Perſon."

In Friedrichsberg Schloßgarten hörten ſie der Muſik zu, ſahen die königlichen Boote mit wehenden Flaggen, ſahen den alten König und die weißen Schwäne. Nachdem ſie ihren Thee und Abendeſſen genoſſen, beeilten ſie ſich, den Garten zu verlaſſen, kamen aber doch nicht zur rechten Zeit ins Theater.

Der Seiltanz war zu Ende, der Stelzentanz gleichfalls und die Pantomime hatte begonnen; ſie kamen, wie immer, zu ſpät, und daran war der Kammerrath Schuld; alle Augenblicke blieb er unterwegs ſtehen, um mit Bekannten zu plaudern; im Theater fand er gleichfalls Freunde vor, und als die Vorſtellung zu Ende war, nöthigte eine Familie, die in der Nähe des Theaters wohnte, ihn und ſeine Frau mit zu ſich hinein, um ein Gläschen Punſch zu genießen, „das dauert höchſtens zehn Minuten," hieß es; allein es ging eine ganze Stunde drauf. Es wurde erzählt und gelacht; ſehr unterhaltend war namentlich ein gleichfalls mitgenöthigter ſchwediſcher oder deutſcher Baron — welches von dem hatte der Kammerherr nicht recht behalten, dagegen hatte er ſich die Kunſt mit dem Schlüſſel, die der Baron ihn lehrte, um ſo beſſer gemerkt, für alle Zeiten gemerkt. Und wie intereſſant war

die Kunſt! Der Baron brachte den Hausſchlüſſel dazu, daß der auf Alles antwortete, was man ihn fragte, ſelbſt auf das Allergeheimnißvollſte ſtand der Schlüſſel Rede und Antwort.

Der Hausſchlüſſel des Kammerraths ſei ganz beſonders dazu paſſend, der hatte einen ſchweren Bart, das ſei die Hauptſache. Der Baron ließ ihn am Griff loſe und leicht auf dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand hängen, jeder Pulsſchlag der Fingerſpitze konnte ihn in Bewegung bringen, ſo daß er ſich drehte, und that er es nicht von ſelbſt, ſo verſtand es der Baron, ihn ſich drehen zu laſſen wie er wollte. Jedes Umdrehen ſei ein Buchſtabe von A an und ſo weit ins Alphabet hinein, wie man wollte. Wenn der erſte Buchſtabe gefunden war, drehte ſich der Schlüſſel nach der entgegengeſetzten Seite; darauf ſuchte man den nächſten Buchſtaben, und in der Weiſe kamen ganze Worte, ganze Sätze, Antwort auf die Fragen heraus. Das Ganze war Lüge, aber immerhin eine Beluſtigung, und ſo dachte der Kammerrath auch ungefähr zuerſt, allein den Gedanken vermochte er auf die Länge nicht feſtzuhalten, zuletzt gingen alle ſeine Gedanken in den Schlüſſel auf.

„Mann, Mann!“ rief endlich die Kammerräthin; „das Weſtthor wird ja um zwölf Uhr geſchloſſen! Wir

kommen nicht mehr in die Stadt hinein, in einer Viertelſtunde iſt es zu ſpät!“

Und ſie mußten eilen, was ſie konnten, andere Leute, die gleichfalls in die Stadt hinein wollten, eilten an ihnen vorüber. Endlich näherten ſie ſich dem äußerſten Wachthauſe, da ſchlug es plötzlich zwölf, das Stadtthor fiel klirrend zu, viele Menſchen ſtanden da und waren ausgeſchloſſen, und unter dieſen der Kammerrath mit Frau und Dienſtmädchen, Theemaſchine und leerem Handkorb. Einige ſtanden in großen Schrecken, Andere im Aerger da, Jeder nahm das Ereigniß in ſeiner Weiſe hin. Was war aber zu thun!

Glücklicherweiſe war ſeit einiger Zeit die Anordnung getroffen, daß wenigſtens eins der Stadtthore, das Nordthor, nicht geſperrt wurde, an dem Thor durften Fußgänger durch das Wachthaus in die Stadt hineingelaſſen werden.

Der Weg vom Weſtthor nach dem Nordthor, um den Wall herum, war jedoch gerade kein kurzer, allein das Wetter war gut, der Himmel blitzte voll Sternen und Sternſchnuppen, die Fröſche quakten in Graben und Teichen. Die Geſellſchaft ſelbſt, erheitert durch den gemeinſchaftlichen Schiffbruch, den ſie an dem einen Thor erlitten, ſteuerte endlich wohlgemuth dem andern zu, begannen gar auch zu quaken, ſtimmten ein Lied nach

dem andern an; nur der Kammerrath ſang nicht, guckte auch nach den Sternen nicht, ja nicht einmal nach ſeinen eigenen Beinen, er fiel ſo lang er war an den Rand des Grabens hin, man hätte meinen können, er habe zu viel getrunken; allein es war nicht der Punſch der ihm zu Kopfe geſtiegen, es war der Schlüſſel und deſſen Drehen, die ihn ganz verdreht gemacht hatten.

Endlich erreichte man das Wachthaus des Nordthors, gelangte über die Brücke und in die Stadt.

„Jetzt athme ich wieder auf!“ ſagte die Kammerräthin; „hier iſt unſere Hausthüre!“

„Aber wo iſt der Hausſchlüſſel!?“ ſagte der Kammerrath. Der ſteckte nicht in der Hintertaſche, auch nicht in der Seitentaſche.

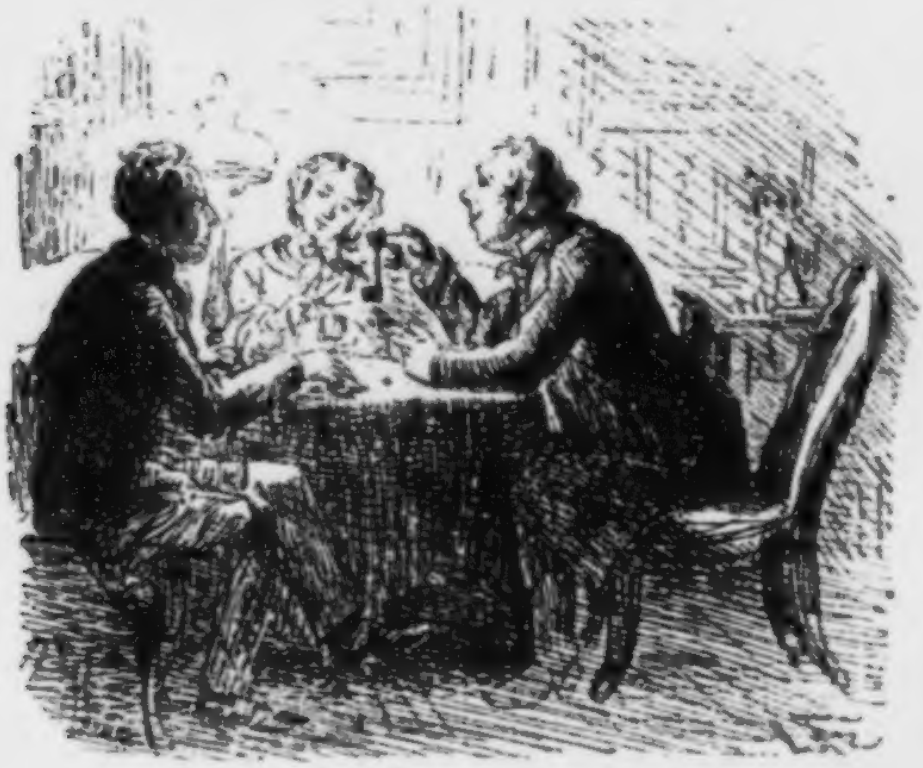
„Allmächtiger Gott!“ rief die Kammerräthin. „Du haſt den Schlüſſel nicht? Der iſt durch die Kunſtſtücke mit dem Baron verloren gegangen. Wie kommen wir nun ins Haus! Die Klingelſchnur iſt ja ſeit heute Morgen entzwei, der Nachtwächter hat keinen Schlüſſel zum Hauſe. Es iſt zum Verzweifeln!“

Das Dienſtmädchen fing zu heulen an, der Kammerrath war der Einzige, welcher Faſſung zeigte.

„Wir ſchlagen eine Fenſterſcheibe ein, hier in der Kellerwohnung bei dem Höker!“ ſagte er; Peterſen muß aufſtehen und uns ins Haus einlaſſen.“

Er ſchlug eine Scheibe ein, ja er ſchlug zwei ein; „Peterſen!“ rief er und ſteckte den Regenſchirm zum Fenſter hinein; da ſchrie endlich die Tochter des Peterſen laut auf. Gleich darauf ſchlug der Höker ſelbſt ſeine Boutike-Thür weit auf und ſchrie aus voller Kehle: „Wächter! Wächter!“ und noch ehe er die Kammerrath-Familie recht erkannt und eingelaſſen hatte, pfiff auch ſchon der Nachtwächter, und aus der nächſten Straße antwortete ihm die Pfeife eines zweiten Wächters. Es kamen hier und da Leute in den Fenſtern zum Vorſchein. „Wo iſt das Feuer? Wo iſt der Crawall?“ fragten ſie, und fragten immer noch, als der Kammerrath ſchon längſt oben in ſeiner Stube war, ſich den Rock auszog und — im Rock ſteckte der Hausſchlüſſel doch, nicht aber in der Taſche, ſondern im Futter; da hinab war er durch ein Loch entſchlüpft, welches von Rechts wegen in der Taſche nicht hätte ſein dürfen.

Von dieſem Abende an bekam der Hausſchlüſſel eine ganz beſonders große Bedeutung, nicht allein, wenn man Abends ausging, ſondern auch wenn man zu Hauſe ſitzen blieb und der Kammerrath ſeinen Witz ſpielen ließ und den Schlüſſel auf allerhand Fragen zu antworten zwang.



Er dachte ſich die möglichſt vernünftige Antwort, und darauf ließ er den Schlüſſel dieſelbe geben, zuletzt glaubte er ſelbſt daran; allein das that der Apotheker nicht, ein junger Mann, welcher nahe verwandt mit der Frau Kammerräthin war.

Dieſer Apotheker war ein guter Kopf, ein kritiſcher Kopf, er hatte ſchon als Schuljunge Kritiken über Bücher und Theater geliefert, aber ohne Namensunterſchrift, das thut viel zur Sache. Er war was man einen Schöngeiſt nennt, glaubte aber an Geiſter

ganz und gar nicht, am allerwenigſten an Schlüſſelgeiſter.

„Jawohl, ich glaube, ich glaube," ſagte er, „liebſter, beſter Herr Kammerrath, ich glaube an den Hausſchlüſſel und alle Schlüſſelgeiſter grad' ſo wie ich feſt glaube an die neue Wiſſenſchaft, die aufzutauchen beginnt, an den Tiſchtanz und die Geiſter in alten und neuen Meublen. Haben Sie 'was davon gehört? Ich habe davon geleſen! Ich habe erſt gezweifelt, Sie wiſſen, daß ich ein Zweifler bin, aber ich bin bekehrt worden, als ich in einem ſehr glaubwürdigen ausländiſchen Blatte eine ganz entſetzliche Geſchichte las. Denken Sie ſich, Herr Kammerrath! — Ja, ich gebe die Geſchichte wie ich ſie habe. Alſo: zwei kluge Kinder hatten geſehen, wie die Eltern den Geiſt in einem großen Speiſetiſch weckten. Die Kinder ſind eines Tages allein zu Hauſe und wollen nun den Verſuch machen, in derſelben Weiſe wie die Eltern, den Geiſt, das Leben in einer alten Kommode, zu wecken. Das Leben, der Geiſt erwachte, allein er duldete nicht die Botmäßigkeit von Kindern; er erhob ſich in ſeiner ganzen Größe, es knackte in der Kommode, ſie ſchob ihre Kaſten heraus, legte durch Hilfe ihrer Kommodenbeine die Kinder, jedes von ihnen in einen Kaſten und lief darauf mit ihnen zur offenen Thüre, die Treppe hinab,

auf die Straße hinaus und nach dem Canal hin, in welchen sie sich hineinstürzte und die beiden Kinder ersäufte. Die kleinen Leichen wurden in geweihter Erde begraben, aber die Kommode wurde auf's Rathhaus gebracht, wegen Kindermord verurtheilt und auf dem Marktplatz lebendig verbrannt. Ich habe es so gelesen, in einem ausländischen Blatte gelesen," sagte der Apotheker, „es ist nichts von mir selbst Erfundenes oder Erdichtetes. Es ist, hol' mich der Schlüssel, die reine Wahrheit! nun habe ich es mit einem hohen Eid bekräftigt!"

Der Kammerrath fand nun freilich, daß diese Rede ein zu grober Scherz sei; die beiden konnten nie wieder miteinander von dem Schlüssel sprechen. Der Apotheker sei schlüsseldumm.

Der Kammerrath schritt vorwärts in Schlüsselkenntniß; der Schlüssel war seine Erheiterung und mit dem that er sehr klug.

Eines Abends, der Kammerrath hatte sich schon halb ausgezogen, er wollte zu Bette gehen, klopfte es an der Entreethüre. Es war der Höker aus der Kellerwohnung, der so spät noch zu ihm kam; auch er war nicht mehr im vollen Tagesanzuge, aber ihm sei, sagte er, plötzlich eine Idee gekommen, und er fürchte, die Nacht über würde er sie nicht behalten können.

„Es iſt von meiner Tochter Lotte-Lene, von der ich ſprechen muß. Sie iſt ein hübſches Mädchen, ſie iſt confirmirt und ich möchte ſie nun gern gut angebracht ſehen!“

„Ja, ich bin noch nicht Wittwer!“ ſagte der Kammerrath und lächelte, „und einen Sohn habe ich nicht, den ich ihr bieten könnte.“

„Ne, ne, verſtehen Sie mich recht, Herr Kammerrath!“ ſagte der Höfer. „Clavier kann ſie ſpielen, ſingen kann ſie; das müſſen ſie ſchon hier ins Haus hinauf hören können. Sie glauben gar nicht, was Alles das Mädchen aufſtellen kann, ſie redet und geht nach allen Menſchen und äfft Allen nach. Sie iſt wie geſchaffen für die Komödie, und die iſt ein ſehr guter Weg zu gehen für nette Mädchen aus guter Familie, ſie können ſich manchmal eine Grafſchaft erheirathen, doch daran iſt nun kein Gedanke bei mir oder bei Lotte-Lene. Singen kann ſie, Clavier kann ſie! So ging ich denn letzthin mit ihr in die Singeſchule. Sie ſang, aber ſie hat nun das nicht, was ich Frauenzimmer-Bierbaß nenne, nicht dieſen Canarienvogelſchrei hinauf in die höchſten Töne, die man heutzutage von den Sängerinnen verlangt, und deshalb rieth man ihr ganz von dem Weg ab. Nun, dachte ich, kann ſie nicht Sängerin werden, ſo kann ſie immer Schauſpielerin

werden, dazu gehört denn doch nur, daß ſie ſprechen kann. Heute ſprach ich darüber mit dem Inſtructeur, wie ſie ihn nennen.“ — „Iſt ſie beleſen?“ fragte er; — „nein,“ ſagte ich, „leſen thut ſie gar nicht, ſo gut wie gar nicht, aber ſie ahmt allen Menſchen nach!“ — „Beleſenheit iſt nothwendig für eine Künſtlerin!“ ſagte er; die kann ſie noch kriegen, meinte ich, und ſo kehrte ich nach Hauſe. Sie kann in einer Leihbibliothek abonniren und leſen, was da iſt, dachte ich. Aber heute Abend, als ich ſchon angefangen hatte mir die Kleider auszuziehen, da fällt mir ein: wozu Bücher für Geld leihen, wenn man ſie geborgt bekommen kann; der Kammerrath hat vollauf von Büchern, mag ſie die leſen, da iſt Beleſenheit genug, und die kann ſie umſonſt haben!“

„Lotte-Lene iſt ein liebes Mädchen,“ ſagte der Kammerrath, „ein hübſches Mädchen! Bücher ſoll ſie von mir ſchon bekommen. Aber hat ſie auch das, was man Feuer im Geiſte nennt, das Geniale, das Genie? Und hat ſie, was hier ebenſo wichtig iſt, hat ſie Glück?“

„Sie hat zwei Mal in der Waaren-Lotterie gewonnen,“ ſagte der Kellerhöker; „ein Mal gewann ſie einen Kleiderſchrank und ein Mal ſechs Bettlaken, das nenne ich Glück und das hat ſie!“

„Ich werde den Schlüſſel fragen!“ ſagte der Kammerrath.

Und er hing den Schlüſſel an ſeinen rechten Zeigefinger und an des Hökers rechten Zeigefinger und ließ den Schlüſſel ſich drehen und Buchſtab auf Buchſtab bringen.

Der Schlüſſel ſagte: „Glück und Sieg!“ und damit war über die Zukunft der Lotte-Lene beſtimmt.

Der Kammerrath ſuchte gleich zwei Bücher zum Leſen für ſie hervor: das Trauerſpiel „Königs Chriſtian des Zweiten Täubchen“ und Knigge's „Umgang mit Menſchen“.

Von dieſen Abend an bahnte ſich eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen Lotte-Lene und der Kammerrathfamilie an. Sie kam öfter in die Familie, und der Kammerrath fand, daß ſie ein vernünftiges Mädchen ſei, ſie glaubte an ihn und den Schlüſſel. Die Kammerräthin ſah in dem Freimuth, mit welchem ſie jeden Augenblick ihre große Unwiſſenheit bekannte, etwas Kindliches, Unſchuldiges. Sie gefiel dem Ehepaar und ihr gefiel es gleichfalls bei demſelben.

„Es riecht ſo reizend dort oben!“ ſagte Lotte-Lene.

Im Vorſaal duftete es nach Aepfeln, die Kammerräthin hatte dort eine ganze Tonne Gravenſteiner Aepfel hingelegt, und in den Zimmern war Duft von Roſe und Lavendel.

„Das macht ſich fein!“ ſagte Lotte-Lene. Ferner hatte ſie ihre Augenweide an den vielen ſchönen Blumen, welche die Kammerräthin ſtets beſaß; ja, mitten im Winter blühten hier Flieder und Kirſchbaumzweig. Die abgeſchnittenen blattloſen Zweige wurden in Waſſer geſetzt, und in dem warmen Zimmer trugen ſie bald Blüthen und Blätter.

„Man ſollte meinen, das Leben ſei aus den nackten Zweigen entwichen, aber ſiehe doch, wie es vom Tode ſich erhebt.“

„Das iſt mir früher nie eingefallen,“ ſagte Lotte-Lene; „die Natur iſt doch reizend!“

Und der Kammerrath zeigte ihr ſein „Schlüſſelbuch“, in welches merkwürdige Dinge eingeſchrieben waren, die der Schlüſſel geſagt hatte, gar von einem halben Apfelkuchen, welcher an dem Abende aus dem Schranke verſchwunden ſei, an welchem das Dienſtmädchen ihren Liebſten zum Beſuch gehabt hatte.

Und der Kammerrath fragte ſeinen Schlüſſel: „Wer hat den Apfelkuchen verſpeiſt, die Katze oder der Liebſte?“ und der Hausſchlüſſel antwortete: „der Liebſte!“ Der Kammerrath meinte das ſchon im Voraus, ehe er fragte, und das Dienſtmädchen geſtand es auch: der verdammte Schlüſſel wußte ja Alles!

„Ja, ist es nicht merkwürdig!“ sagte der Kammerrath. „Der Schlüssel, der Schlüssel! und von Lotte-Lene hat er gesagt: „Glück und Sieg!“ — Das werden wir nun erleben! — Ich stehe dafür!“

„Das ist reizend!“ sagte Lotte-Lene.

Die Frau Kammerräthin war nicht so vertrauensvoll, aber sie sprach ihren Zweifel nicht in Gegenwart ihres Mannes aus, vertraute jedoch später Lotte-Lene, daß der Kammerrath als junger Mensch ganz und gar dem Theater verfallen gewesen sei. Hätte Jemand ihn damals vorwärts geschoben, wäre er gewiß als Schauspieler aufgetreten, allein die Familie schob davon ab. Auf die Bühne wollte er, und um dazu zu gelangen schrieb er eine Komödie.

„Es ist ein großes Geheimniß, welches ich Ihnen hier anvertraue, liebe Lotte-Lene. Die Komödie war nicht schlecht, sie wurde von der königlichen Bühne angenommen und ausgepfiffen, so daß man später niemals wieder Etwas von ihr gesehen oder gehört hat, und ich bin darüber erfreut. Ich bin seine Frau und kenne ihn genau. Sie wollen nun denselben Weg gehen; — ich wünsche Ihnen alles Gute, aber ich glaube nicht, daß es geht, ich glaube nicht an den Hausschlüssel“.

Lotte-Lene glaubte an den Hausschlüssel, und in diesem Glauben begegneten sie und der Kammerrath sich.

Ihre Herzen verſtanden ſich in aller Zucht und Ehrbarkeit.

Das Mädchen beſaß übrigens mehrere Fertigkeiten, welche die Kammerräthin ſchätzte. Lotte-Lene verſtand es, Stärke aus Kartoffeln zuzubereiten, ſie konnte aus alten ſeidenen Strümpfen neue ſeidene Handſchuhe nähen, verſtand auch ihre Tanzſchuhe neu zu überziehen, obgleich ſie die Mittel hatte, Alles was ſie brauchte neu zu kaufen. Sie hatte, wie der Kellerhöker, ihr Vater, ſagte: Geld im Tiſchkaſten und Papiere im Geldſchrank. Sie wäre eigentlich eine Frau für den Apotheker, dachte die Kammerräthin, aber ſie ſagte es nicht und ließ auch den Schlüſſel es nicht ſagen. Der Apotheker würde ſich bald niederlaſſen, ſeine eigene Apotheke bekommen und zwar in einer der größeren Provinzialſtädte.

Lotte-Lene las immer „Chriſtian des Zweiten Täubchen“ und Knigge's „Umgang mit Menſchen“. Sie behielt dieſe beiden Bücher zwei Jahre lang, aber dafür wußte ſie auch das eine, das Täubchen, auswendig, alle Rollen, doch wollte ſie nur in einer derſelben auftreten, in der des Täubchens, — und wollte nicht in der Hauptſtadt auftreten, wo ſo viel Neid herrſcht und wo man ſie nicht hatte haben wollen. Sie wollte ihre Künſtlerbahn, wie der Kammerrath ſich aus-

drückte, in einer der größeren Provinzialſtädte beginnen.

Nun traf es ſich ganz ſonderbar, daß die Stadt, in welcher Lotte-Lene beginnen wollte, grade dieſelbe war, in welcher der junge Apotheker ſich als der jüngſte, wenn auch nicht einzige Apotheker niedergelaſſen hatte.

Der große Abend voller Erwartung kam heran, Lotte-Lene ſollte auftreten, Glück und Sieg gewinnen, wie es der Schlüſſel geſagt hatte. Der Kammerrath war nicht zugegen, er hütete das Bett und die Kammerräthin pflegte ihn; er bekam heiße Servietten und Camillenthee, die Servietten um den Leib, den Thee in den Leib.

Das Ehepaar war bei der „Täubchen-Vorſtellung" nicht zugegen, aber der Apotheker war da und ſchrieb über dieſelbe an ſeine Verwandte, die Kammerräthin.

„Der ſchöne Halskragen, den ſie trug, war das Beſte von der ganzen Komödie," ſchrieb er. Hätte ich den Hausſchlüſſel des Kammerraths in der Taſche gehabt, ich hätte ihn hervorgezogen und gepfiffen, das verdiente ſie und das verdient der Schlüſſel, der ihr ſo ſchändlich von „Glück und Sieg" geſprochen und ſie betrogen hat."

Der Kammerrath las den Brief. Das ſei Alles

Bosheit, Schlüſſelhaß, ſagte er, der über das unſchuldige Mädchen ausgegoſſen werde.

Und ſobald er das Bett verlaſſen hatte und wieder geſund geworden, ſandte er dem Apotheker ein kleines, aber giftſpeiendes Schreiben, welches dieſer beantwortete, als habe er gar nichts anderes als Scherz und gute Laune aus der ganzen Epiſtel herausgeleſen.

Er ſprach ſeinen Dank aus für dieſen wie für jeden zukünftigen wohlwollenden Beitrag zur Kenntniß von dem unvergleichlichen Werth und der Bedeutung des Schlüſſels; ferner vertraute er dem Kammerrath an, daß er, außer ſeiner Thätigkeit als Apotheker, an einem großen Schlüſſel-Roman ſchriebe, in welchem alle handelnden Perſonen Schlüſſel, einzig und allein Schlüſſel ſeien; der Hausſchlüſſel ſei natürlicherweiſe die Hauptperſon und des Kammerraths Hausſchlüſſel ihr Vorbild, mit Scherblick und Prophetenbegabung ausgeſtattet; um den müßten alle die andern Schlüſſel drehen, alle: der alte Kammerherrnſchlüſſel, der von Glanz und Feſtlichkeiten zu erzählen wußte, der kleine Uhrſchlüſſel, fein und vornehm zu vier Schillinge beim Eiſenkrämer, der Schlüſſel zum Kirchenſitz, der ſich mit zur Geiſtlichkeit rechnet und, wenn er 'mal eine Nacht über in der Kirche ſtecken bleibt, auch Geiſter geſehen hat, der Speiſekammer-, Bodenkammer- und

Weinkellerschlüssel, alle treten auf, verneigen sich vor und drehen sich um den Hausschlüssel. Die Sonnenstrahlen leuchten ihn in die Region des Silbers hinein, er flammt und glänzt wie gediegenes Silber, der Wind, der Weltgeist, fährt in ihn, daß es pfeift und flötet. Er ist der Schlüssel aller Schlüssel, er war Hausschlüssel des Kammerraths, er steigt himmelan, wird Schlüssel des Himmelthors, Papstschlüssel — unfehlbar!"

„Bosheit!" sagte der Kammerrath; „Bosheit ohne Sinn und Verstand."

Er und der Apotheker sahen sich nie wieder; — und doch, sie sahen sich beim Begräbniß der Frau Kammerräthin.

Sie starb zuerst.

Es war Trauer und Kummer im Hause. Selbst die abgeschnittenen Kirschbaumzweige, welche frische Schößlinge und Blumen angesetzt hatten, trauerten und welkten dahin, sie standen vergessen da, sie wurden nicht gepflegt.

Der Kammerrath und der Apotheker schritten hinter dem Sarg her, nebeneinander als die beiden nächsten Leidtragenden, hier war jedoch der Ort und die Stimmung nicht, sich zu zanken.

Lotte-Lene umwand den Hut des Kammerraths mit Trauerflor. Sie war wieder im Hause, war längst

zurückgekehrt, ohne Glück und Sieg auf der Künſtlerbahn. Allein es könnte kommen, Lotte-Lene hatte eine Zukunft. Der Schlüſſel hatte es ja geſagt und der Kammerrath hatte es geſagt.

Sie kam oft zum Kammerrath hinauf. Sie ſprachen zuſammen von der Hingeſchiedenen und ſie weinten, Lotte-Lene war weichherzig; ſie ſprachen von der Kunſt, und Lotte-Lene war begeiſtert.

„Das Theaterleben iſt reizend!“ ſagte ſie, „aber es iſt da ſo viel unſinniges Zeug und ſo viel Neid! Ich gehe jetzt lieber meinen eigenen Weg. Erſt komm' ich, dann erſt die Kunſt!“

Knigge habe die Wahrheit geſprochen in ſeinem Capitel von den Schauſpielern, das ſah ſie ein, der Schlüſſel hatte nicht wahr geſprochen, allein davon ſprach ſie nicht zu dem Kammerrath, ſie hatte ihn zu lieb.

Der Hausſchlüſſel war übrigens während der ganzen Zeit des Trauerjahres ſein Troſt und ſeine Erheiterung. Er legte ihm Fragen vor, und der gab ihm Antwort. Und als das Jahr um war und er und Lotte-Lene an einem ſtimmungsvollen Abend beiſammen ſaßen, fragte er den Schlüſſel:

„Heirathe ich wieder und wen heirathe ich?“

Niemand war da, der ihn „ſchubte“, er ſchob an den Schlüſſel und der ſagte: „Lotte-Lene!“

Und damit war es geſagt, Lotte-Lene wurde Frau Kammerräthin.

„Glück und Sieg!“

Die Worte waren vorher ſchon geſprochen worden vom — Hausſchlüſſel.

Die Lumpen.

Draußen vor der Papierfabrik lagen in großen Haufen, hoch aufgeſchichtet die Lumpen, welche, weit und breit geſammelt, hierher gebracht worden waren. Jeder Lump hatte nun ſeine Geſchichte und ſprach von ſich; aber Alle anhören, das kann man eben nicht. Einige Lumpen waren inländiſche, andere waren aus fremden Ländern. Irgendwo lag hier nun ein däniſcher Lump dicht neben einem norwegiſchen Lumpen; überdäniſch war der Eine, übernorwegiſch der Andere,

und das war gerade das Komiſche, das Intereſſante an dieſen Zweien, was jeder vernünftige Norweger und Däne ſchon einſehen wird.

Sie erkannten ſich ſofort an der Sprache, trotzdem daß dieſe Sprachen, wie der norwegiſche Lump ſagte, ſo verſchieden ſeien wie Franzöſiſch und Hebräiſch. „Wir Norweger, wir ſteigen auf die Berge, um es recht friſch und urſprünglich zu bekommen, der Däne aber kocht ſich ſeine lutſchbeutelſüße, fade Götter-Schnack zurecht.“

Die Lumpen redeten immerfort, und Lump bleibt Lump allüberall, in jedem Lande, ſie gelten nur 'was, wenn ſie zu Haufen beiſammen ſind.

„Ich bin norwegiſch!“ ſagte der Norweger, „und wenn ich ſage, daß ich ein norwegiſcher Norweger bin, ſo glaube ich genug geſagt zu haben! Ich bin feſt in den Fäden, wie die Urfelſen in Altnorwegen, das Land, welches eine freie Conſtitution hat wie das freie Amerika! Es kitzelt mir die Faſern zu denken, was ich bin und den Gedanken erzklingen zu laſſen in Granit-Worten!“

„Aber wir haben eine Literatur,“ ſagte der däniſche Lump, „verſtehen Sie mich, wiſſen Sie, was das heißt?“

„Verſtehen!“ wiederholte der Norwegiſche, „Flachlandbewohner er, ſoll ich ihn auf den Fels heben und

ihn nordlichtiren, ein Latz, der er iſt! Wenn die norwegiſche Sonne das Eis ſchmilzt, dann kommen die däniſchen Klippkramſchüten zu uns hinauf mit Butter und Käſe und anderem Kram, recht eßbare Waare, und führen auch als Ballaſt däniſche Literatur mit. Wir brauchen ſie nicht, haben ſie nicht nöthig! Was ſoll das ſchale Bier da, wo der friſche Born ſprudelt, und hier iſt es eine Brunnenader, die nicht gebohrt iſt, nicht europäiſch faſelt, gekannt durch Zeitungen, Kameradſchaft und Schriftſtellerreiſen im Auslande. Frei ſprech' ich, frei von der Lunge weg, und der Däne muß ſich daran gewöhnen, an den freien Klang, und er wird es müſſen in ſeinem ſkandinaviſchen Anklammern an unſer ſtolzes Felſenland, der Welt Urknollen!"

„So könnte kein däniſcher Lump, ich auch nicht, ſprechen," ſagte der däniſche. „Das iſt unſere Natur nicht. Ich kenne mich ſelbſt, und ſo wie ich ſind alle däniſchen Lumpen, wir ſind ſo gutmüthig, ſo beſcheiden, wir trauen uns zu wenig zu, freilich gewinnt man dabei nichts, aber es gefällt mir doch ſo gut, ich finde es ſo lieblich. Uebrigens, und die Verſicherung kann ich Ihnen geben, kenne ich vollkommen meine eigene gute Bonität, aber ich mache kein Gerede davon, ſolchen Fehlers wird mich Niemand zeihen können. Ich bin weich und biegſam, geduldig, beneide Niemanden, rede

nur Gutes von Allen, ungeachtet, das muß ich gestehen, von den meisten Anderen nicht viel Gutes zu sagen wäre, aber das ist ihre Sache! Ich belächle das eben, mache meine Witze darüber, denn ich bin so begabt, muß ich Ihnen sagen!"

„Laß mich in Ruhe mit dieser weichen Kleisterſprache des Flachlandes, mir wird übel dabei!" sagte der Norwegische, löste sich im Winde ab von dem Haufen und gelangte hinüber in einen andern.

Papier wurden sie alle Beide und der Zufall, wollte es, daß der norwegische Lump ein Papier, auf welches ein Norweger einen treuen Liebesbrief an ein dänisches Mädchen schrieb, der dänische Lump Manuscript einer dänischen Ode zum Preise der Kraft und Herrlichkeit Norwegens wurde.

Aus Lumpen kann auch etwas Gutes werden, wenn sie erst aus dem Haufen gelangt sind und ihre Verwandlung von Statten gegangen ist; sie dienen dann oft der Wahrheit und Schönheit, leuchten in gutem Einverständniß, und in solchem ist Segen.

Das war die Geschichte, sie ist ganz vergnüglich und beleidigt durchaus Niemanden als eben — die Lumpen.

Der Floh und der Professor.

Es war 'mal ein Luftschiffer, dem erging es schlecht, der Ballon platzte, der Mann plumpste herab und schlug sich entzwei. Seinen Knaben hatte er zwei Minuten vorher mit dem Fallschirm herabgeschickt, was ein Glück für den Jungen war; der blieb unbeschädigt und trug sich mit großen Kenntnissen zum Luftschifferwerden, aber er hatte keinen Ballon und auch keine Mittel, um sich einen solchen zu verschaffen.

Leben mußte er aber, und legte er sich deshalb auf verschiedene magische Künste und darauf, aus dem Magen reden zu können, was bekanntlich Bauchredner heißt. Jung war er und er sah gut aus, und als er einen Schnurrbart bekommen hatte und in guten Kleidern steckte, so war er fast wie ein Grafenkind anzusehen. Die Damen fanden ihn hübsch, ja eine

Jungfrau wurde dermaßen von ſeiner Schönheit und ſeiner Taſchenſpielerkunſt eingenommen, daß ſie ihm nach fremden Städten und Ländern folgte; dort nannte er ſich Profeſſor, weniger konnte er natürlich nicht ſein.

Sein ſteter Gedanke war, wie er einen Luftballon bekommen ſollte, um mit ſeinem Frauchen aufſteigen zu können; aber die Mittel hatten ſie noch nicht zuſammengebracht.

„Die kommen ſchon!“ ſagte er.

„Ja, wenn ſie nur wollten!“ ſagte ſie.

„Wir ſind ja junge Leute, und ich bin jetzt Profeſſor. Krumen ſind auch Brod!“

Seine Frau half ihm treulich, ſie ſaß an der Thüre und verkaufte die Billets zu den Vorſtellungen, aber im Winter war das ein kaltes Vergnügen. Sie unterſtützte ihn auch bei einem Kunſtſtück. Er ſteckte ſie in den Tiſchkaſten, einen großen Tiſchkaſten, von da kroch ſie in den hinteren Tiſchkaſten und danach war ſie nicht mehr im vorderen Kaſten zu ſehen; das war wie Zauberei.

Allein, eines Abends, als er den Hinterkaſten herauszog, war ſie auch aus ihm verſchwunden; ſie war nicht im Hinterkaſten, nicht im Vorderkaſten, im ganzen Hauſe nicht, weder zu ſehen, noch zu hören. Das war ihre Zauberkunſt. Sie kehrte niemals wieder; ſie

hatte es satt, und er bekam es nun auch satt, verlor seine gute Laune; konnte nicht mehr lachen und Späße machen, und es kamen auch deshalb fast keine Leute mehr in die Vorstellungen, der Verdienst wurde schlecht; zuletzt bestand sein ganzes Eigenthum nur noch in einem großen Floh, welchen die Frau ihm gleichsam als ein Erbstück hinterlassen, und weßhalb er denselben auch sehr lieb hatte. Er dressirte den Floh, lehrte ihm verschiedene Kunststücke, ein Gewehr präsentiren und eine Kanone, aber eine kleine, abfeuern.

Der Professor war stolz auf den Floh, und der Floh war stolz auf sich selbst: der hatte 'was gelernt und hatte Menschenblut in sich und war in den größten Städten gewesen, war von Prinzen und Prinzessinnen gesehen worden und hatte deren hohen Beifall errungen. Das stand gar gedruckt in Zeitungen und auf Anschlagezetteln. Der Floh wußte, er sei eine Berühmtheit und könne einen Professor, ja eine ganze Familie ernähren.

Stolz war er und berühmt war er, und doch, wenn er und der Professor reisten und mit der Eisenbahn fuhren, nahmen sie stets vierten Platz; man kommt mit dem gerade so schnell wie mit dem ersten. Die Beiden hatten stillschweigend einander das Versprechen gegeben, sich nie zu trennen, sich nie zu ver-

heirathen. Der Floh wollte Junggeſelle, der Profeſſor Wittwer bleiben; das iſt ganz daſſelbe.

„Da wo man am meiſten Glück gemacht hat, darf man nicht zum zweiten Male hinkommen!“ ſagte der Profeſſor. Er war Menſchenkenner und das iſt auch eine Wiſſenſchaft.

Endlich hatte er alle Länder bereiſt, nur nicht das Land der Wilden; dort freſſen ſie freilich den Chriſtenmenſchen auf, das wußte der Profeſſor; allein er war kein richtiger Chriſt und der Floh war kein richtiger Menſch und deshalb meinte er, ſie dürften ſchon Beide es wagen, dort zu reiſen und würden guten Verdienſt erzielen.

Sie reiſten mit Dampfſchiff und mit Segelſchiff; der Floh machte ſeine Kunſtſtücke und dafür hatten ſie freie Reiſe und gelangten nach dem Lande der Wilden.

Hier regierte eine kleine Prinzeſſin, ſie war erſt acht Jahre alt, aber ſie regierte, ſie hatte Vater und Mutter die Gewalt genommen, denn ſie hatte feſten Willen und ſie war ſo wundervoll reizend und unartig.

Sogleich, als der Floh Gewehr präſentirte und die Kanone abfeuerte, wurde ſie dermaßen von dem Floh eingenommen, daß ſie rief: „Ihn oder Niemand!“ Sie wurde ganz wild vor Liebe und war ja ſchon vorher wild.

„Süßes, liebes, vernünftiges Kind!“ ſagte ihr eigener Vater, „wenn man nur erſt einen Menſchen aus ihm machen könnte!“

„Das iſt meine Sache, Alter!“ antwortete ſie, und das war gerade nicht hübſch geſagt von einer kleinen Prinzeß, die zu ihrem Vater ſpricht, aber ſie war eine Wilde.

Sie ſetzte den Floh auf ihre kleine Hand.

„Jetzt biſt Du ein Menſch, regierend zuſammen mit mir; aber Du wirſt machen, was ich will, ſonſt ſchlage ich Dich todt und freſſe Deinen Profeſſor.“

Der Profeſſor bekam einen großen Saal zu bewohnen. Die Wände waren von Zuckerrohr, er hätte umhergehen können und ſie ablecken, aber er war kein Leckmaul. Außerdem hatte er eine Hängematte, in der er ſchlief, ihm war zumuthe, als liege er in einem Luftballon, den er ſich ſtets gewünſcht hatte und der noch immer ſein ſteter Gedanke war.

Der Floh blieb bei der Prinzeſſin, ſaß auf ihrer kleinen Hand und an ihrem feinen Hals. Sie hatte ein Haar von ihrem Kopfe ausgezupft, das Haar mußte der Profeſſor dem Floh ums Bein binden, und ſo hielt ſie ihn an das große Korallenſtück gebunden, das ihr am Ohrläppchen hing.

War das eine ſchöne, herrliche Zeit für die Prin-

zeſſin, auch für den Floh, dachte ſie; aber der Profeſſor fühlte ſich nicht zufrieden; er war Reiſender, er liebte es, von Stadt zu Stadt zu ziehen, in den Zeitungen von ſeiner Ausdauer und ſeiner Begabtheit namentlich darin zu leſen, wie er einem Floh alle menſchliche Thätigkeit beigebracht habe. Tag ein, Tag aus lag er in der Hängematte, faullenzte er, bekam ſeine gute Nahrung: friſche Vogeleier, Elephanten-Augen und gebratene Giraffen-Lenden; die Menſchenfreſſer leben nicht von Menſchenfleiſch allein, das iſt ihnen Delicateſſe; „Kinder-Schultern mit ſcharfer Sauce," ſagte die Prinzeſſin Mutter, „iſt das Allerdelicateſte."

Der Profeſſor langweilte ſich und wünſchte ſich aus dem Land der Wilden hinweg; allein den Floh müſſe er mitnehmen können, der war ſo zu ſagen ſein Brod und ſein Wunderwerk. Wie ihn aber einfangen und in ſeine Gewalt wieder bekommen? Das war kein Leichtes.

Er ſpannte all' ſeine Denkfähigkeit an und darauf ſagte er: „jetzt hab' ich's!"

„Prinzeß-Vater!" ſagte er, „haben Sie die Gewogenheit, mir Etwas zu thun zu geben! Darf ich die Landesbewohner im Präſentiren einüben? Das heißt man in den größten Ländern der Welt Bildung!"

„Und was kannſt Du mich lehren?“ fragte der Prinzeß-Vater.

„Meine erſte und beſte Kunſt,“ antwortete der Profeſſor, „eine Kanone ſo abzufeuern, daß die ganze Erde zittert und bebt und alle die leckerſten Vögel gebraten vom Himmel herabfallen! Das gibt einen Knall! Hui — Bumm!“

„Bumms! Her mit der Kanone!“ ſagte der Prinzeß-Vater.

Aber im ganzen Lande war keine andere Kanone außer der, welche der Floh mitgebracht hatte, und die war zu klein.

„Ich mache eine größere Kanone,“ ſagte der Profeſſor. „Gebt mir nur die Mittel dazu! Ich brauche feines ſeidenes Zeug, Nadel, Zwirn, Taue und Schnüre, und auch Magentropfen für Luftballons muß ich dazu haben, die blaſen auf, lichten und heben; die machen den Knall in dem Kanonen-Magen.“

Er bekam Alles, was er verlangte.

Das ganze Landesvolk kam zuſammen, um die große Kanone zu ſehen. Der Profeſſor berief aber erſt dann den Hof, als er den Ballon ganz fertig zum Füllen und Aufſteigen hatte.

Der Floh ſaß auf der Hand der Prinzeſſin und ſah zu. Der Ballon wurde gefüllt. Derſelbe ſchwoll

an, daß es eine Luſt war, und war kaum zu halten, ſo wild war er.

„Ich muß ihn in die Luft hinauf haben, damit er ſich abkühlt;“ ſagte der Profeſſor und ſetzte ſich in dem Korb zurecht, der unter dem Ballon hing. „Aber, Halt! Allein vermag ich ihn nicht zu ſteuern. Ich muß einen kundigen Kameraden mit mir haben, der mir beiſteht. Niemand hier vermag das, außer dem Floh!“

„Ich erlaube das ſehr ungern!“ ſagte die Prinzeſſin, reichte aber doch dem Profeſſor den Floh hin; dieſer ſetzte ihn auf ſeine Hand.

„Laßt Tau und Schnüre los!“ ſagte er. „Jetzt geht der Ballon!“

Die Wilden glaubten, er ſagte: „Kanon!“

Und der Ballon ſtieg empor, ſtieg immer höher und höher, über die Wolken hinauf, — hinweg von dem Land der Wilden.

Die kleine Prinzeſſin, ihr Vater und ihre Mutter, das ganze Volk ſtand da und harrten des Sinkens. Sie harren Alle noch, und wenn Du es nicht glaubſt, ſo reiſe nach dem Land der Wilden, dort ſpricht jedes Kind von dem Floh und dem Profeſſor, meint, ſie werden Beide ſchon wiederkehren, wenn die Kanone abgekühlt iſt; aber ſie kommen nicht, ſie ſind zu Hauſe

bei uns, ſind in ihrem Vaterland, fahren auf Eiſenbahn, erſtem Platz, nicht viertem; ſie haben guten Verdienſt, großen Ballon. Niemand fragt, wie ſie den Ballon bekommen oder woher ſie ihn haben, ſie ſind wohlhabende Leute, geehrte Leute, der Floh und der Profeſſor.

Ein Stückchen Perlenſchnur.

I.

Die Eiſenbahn in Dänemark ſtreckte ſich damals nur von Kopenhagen nach Korsör, ſie war aber immerhin ein Stückchen Perlenſchnur und iſt es heute noch; denn haben auch andere Länder größeren Reichthum an ſolchen, und hebt man auch oft Paris, London, Wien, Neapel — als die köſtlichſten Perlen hervor, ſo gibt es doch wiederum Manchen, der dieſe großen Städte nicht als ſeine ſchönſten Perlen bezeichnet, ſondern auf irgend ein kleines, ſonſt nicht bemerkenswerthes und unbeachtetes Städtchen hinzeigt, weil es die Heimath iſt, weil ſeine Lieben dort wohnen; ja, oft iſt es nur ein vereinzeltes Gehöft, ein kleines Haus, halb verſteckt hinter grünen Hecken, ein Punkt, der gleichſam dahinfliegt, wenn der Eiſenbahnzug vorüber jagt.

Wie viele Perlen hat die Schnur von Kopenhagen nach Korsör? Die hat wenigſtens ſechs, die durch die alten Erinnerungen, die ſie erwecken und durch die Poeſie ſelbſt einen Glanz bekommen, daß ſie uns ins Herz und in die Gedanken hinein ſtrahlen.

Zuerſt Schloß Friedrichsberg, wo die Wiege Oehlenſchläger's ſtand, und, im Schutz von Wald und Wieſe, in deſſen Nähe „die Hütte Philemon's und Baucis", wie es genannt wurde, das traute Heim des Dichters Rahbeck und ſeiner Camma. Hier fanden ſich gar oft, ein ganzes Menſchenalter hindurch, die großen und ſchönen Geiſter Kopenhagens zuſammen. Drittens liegt vor uns die Stadt der Königsgräber an Hroar's Quell, das alte Roeskilde. Der ſchlanke Thurm des Doms ſpiegelt ſich in dem Iſefjord Nur ein Grab wollen wir hier aufſuchen und an die Perlenſchnur reihen — nicht das der mächtigen Unionkönigin Margarethe, nein, auf dem Kirchhofe, an deſſen weißer Mauer wir dicht vorüberfliegen, deckt es ein einfacher Stein, das Grab des Königs der Orgel, Weyſe's Grab, der Schöpfer der herrlichen Romancen-Melodien. Eine Lyra über dem Namen in den Stein gehauen bezeichnet es uns. — Wir kommen an Sigerſted bei der Stadt Ringſted. Das Flußbett iſt niedrig jetzt, wo Hagbarth's Boot landete, nicht weit von Signe's

Burg; hier ſtarben Beide in Liebe; die Flammen ſchlugen über ihnen zuſammen, aber die Sage von der ſtarken Liebe lebt noch. — Das reizende Sorö umkränzt vom Wald. Du Perle der Dichtung, Du birgſt das Grab Holberg's! Einem mächtigen weißen Schwan gleich liegt Dein Schloß und Deine Academie an dem tiefen Waldſee, und an dieſem wiederum, wie eine Sternblume im Waldesgrund, ein kleines Haus, aus welchem fromme Pſalmen klangen und vaterländiſche Schilderungen über das ganze Land hinausgingen, uns alte geſchwundene Zeiten vorführend: Ingemann's Haus. — Stadt Slagelſe — wir ſauſen vorüber, Schloß und Kloſter, die hier in alten Zeiten ſtanden, ſind verſchwunden, nur ein erneuertes und wieder und wieder erneuertes hölzernes Kreuz am Hügel erinnert uns an die Zeit der Legende, wo „heilig Anders, der Pfarrer von Slagelſe in einer Nacht von Jeruſalem hierher getragen wurde", an die Stelle, wo das Kreuz ſteht. — Korsör: die ſinkenden alten Feſtungswälle werfen ihre Schatten über die Stelle, wo hier das Geburtshaus Jens Baggeſen's ſtand. Du fröhlicher launiger Sänger! wir winden Dir einen Kranz von Waldesgrün, werfen ihn in die See, und die Woge wird ihn nach dem Kieler Meerbuſen tragen, auf deſſen Ufer Deine irdiſche Hülle gebettet iſt: der Kranz bringt

Grüße von dem jungen Geſchlecht, von Deiner Geburtsſtadt Korsör — wo damals die Perlenſchnur endigte.

II.

„Ja, das iſt freilich ein Stückchen Perlenſchnur von Kopenhagen nach Korsör," ſagte die Großmutter, die das Vorſtehende geleſen hatte. „Es iſt für mich eigens eine Perlenſchnur und wurde es ſchon vor über vierzig Jahren! Damals hatten wir die Dampfmaſchinen noch nicht, man brauchte mehrere Tage, um den Weg zurück zu legen, auf den man jetzt nur ebenſo viele Stunden verwendet. Es war im Jahre 1815, ich war einundzwanzig Jahr alt; das iſt ein reizendes Alter! Und doch, in die Sechszig hinein iſt auch ein herrliches Alter, ſo ruhig, voll Segen! — In meinen jungen Tagen, ja damals war das ein großes und ſeltenes Ereigniß nach Kopenhagen zu kommen, der Stadt der Städte, wie wir Provinzbewohner meinten. Meine Eltern wollten nach Verlauf von zwanzig Jahren wieder einmal die Stadt beſuchen, und ich durfte mitreiſen. Seit Jahren war von der Reiſe geſprochen worden, endlich ſollte ſie in der That ſtattfinden. Mir war zumuthe, als müſſe ich ein ganz neues Leben beginnen, und für mich begann denn auch ein ſolches.

Es wurde genäht und gepackt, und gute Bekannte und Freunde kamen, um uns Lebewohl und glückliche Reiſe zu wünſchen — denn wir hatten ja eine große Reiſe vor! Eines Vormittags fuhren wir denn aus der Stadt Odenſe in dem eigenen dreiſitzigen offenen Wagen meiner Eltern und hatten in der ganzen Straße zu Gott weiß wie vielen Fenſtern hinauf zu grüßen, von welchen uns viele Bekannte zunickten. Es war ſchönes Wetter, die Vögel zwitſcherten, Alles war heiter und vergnügt, man vergaß ganz, daß es bis nach Nyborg ein ſehr langer Weg ſei; gegen Abend kamen wir dort an; die Poſt würde aber erſt in der Nacht kommen und eher ginge die Fähre nicht über den Belt: erſt dann gingen wir alſo an Bord. Vor uns, ſoweit der Blick reichte, dehnte ſich das große Waſſer aus, und ganz windſtille war es. Wir legten uns in unſern Kleidern zur Ruhe und ſchliefen. Als ich in der Morgenſtunde erwachte und auf das Deck trat, war nach allen Seiten hin ganz und gar nichts zu ſehen, ein ſolcher Nebel umgab uns. Ich hörte den Hahn krähen, fühlte daß die Sonne aufgehen müſſe, hörte Kirchglocken klingen, — wo wir wohl ſein möchten? Der Nebel ſchwand und wir lagen wahrhaftig noch dicht vor Nyborg. Am Vormittag erhob ſich endlich ein wenig Wind, aber Gegenwind, wir lavirten und kreuzten und

endlich waren wir ſo glücklich, nach elf Uhr Abends Korſör zu erreichen. Wir waren zweiundzwanzig Stunden unterwegs auf den vier Meilen geweſen. Es that Einem wohl, ans Land zu gelangen; aber finſter war es, die Laternen leuchteten ſchlecht und Alles war mir ſo wildfremd, da ich nie in einer andern Stadt als Odenſe geweſen war.

„Hier wurde Baggeſen geboren," ſagte mein Vater, und mir ſchien es, als würde die alte Stadt plötzlich heller und größer; wir freuten uns überhaupt, daß wir wieder den Erdboden unter den Füßen hatten; ſchlafen konnte ich aber die Nacht ſo gut wie gar nicht, ſo aufgeregt war ich durch all' Das, was ich ſchon geſehen und erlebt hatte ſeit der Abreiſe von Odenſe, ſeit anderthalb Tagen.

Am nächſten Morgen ſtanden wir ſehr früh auf, denn wir hatten ſchlechten, hügeligten Weg von Korſör nach Slagelſe, und weiter jenſeits dieſer Stadt ſollte der Weg auch grade nicht beſſer ſein. Wir wollten aber gern ſo zeitig den Ausſpann das „Krebshaus" erreichen, daß wir von dort aus noch am Tage nach Sorö hinein gehen könnten, um Müller's Emil zu beſuchen, wie wir ihn nannten; ja, das war Euer Großvater, mein ſeliger Mann, der Propſt, er war

damals Student in Sorö und hatte grade ſein zweites Examen beendet.

Und wir kamen gleich nach Mittag nach dem „Krebshauſe“, dem beſten Wirthshauſe auf der ganzen Reiſe und in der prächtigſten Gegend, ja, die Gegend, das müßt Ihr mir doch Alle geſtehen, iſt noch ebenſo prächtig. Wir gingen nach Sorö und trafen Emil, und, glaubt mir, er freute ſich, uns zu ſehen und wir ebenſo, ihn zu ſehen. Mit ihm zuſammen beſahen wir alle Merkwürdigkeiten von Sorö, Abſalon's Grab, Holbergs Sarg, alte Inſchriften der Mönche, und ruderten über den See nach dem „Parnaß“; es war der ſchönſte Abend, den ich erlebt hatte! Emil begleitete uns nach dem „Krebshaus“ zurück und verſprach, binnen fünf Tagen bei uns in Kopenhagen zu ſein; es gingen die Pfingſtferien der Academie an. Die Stunden in Sorö und im „Krebshaus“, ja, die gehören zu den ſchönſten Perlen meines Lebens!

Am Morgen darauf reiſten wir weiter nach Roeskilde, wo wir den Dom und die Königsgräber beſahen, und Vater einen alten Schulkameraden beſuchte; die Nacht ſchliefen wir in Roeskilde, und Tags darauf, erſt nach Mittagszeit, kamen wir nach Kopenhagen. Wir hatten alſo ungefähr drei Tage von Korsör nach Kopenhagen gebraucht; Ihr macht heute dieſelbe Reiſe

in drei Stunden. Die Perlen ſind nicht köſtlicher geworden, das können ſie nicht, aber die Schnur iſt neu und wunderbar geworden. Ich blieb mit meinen Eltern drei Wochen in Kopenhagen; mit Emil waren wir dort achtzehn Tage zuſammen; und als wir dann nach Fühnen zurückreiſten, begleitete er uns ganz bis Korsör; dort wurden wir, ehe wir uns trennten, verlobt! und ſo werdet Ihr ſchon verſtehen, daß auch ich den Weg von Kopenhagen nach Korſör ein Stückchen Perlenſchnur nenne.

Später, als Emil eine Pfarre auf Fühnen bekam, wurden wir verheirathet; wir ſprachen gar oft von der Kopenhagener Reiſe und davon, daß wir ſie einmal wiederholen wollten, aber dann kam erſt Eure Mutter an, und ſo bekam ſie Geſchwiſter, was viel zu thun und zu ſchaffen gab, und als nun Euer Großvater noch Propſt wurde — ja, Alles war Segen und Freude, aber nach Kopenhagen kamen wir nicht. Niemals kam ich wieder dorthin, wie oft auch davon geſprochen wurde, und jetzt bin ich zu alt geworden und zu ſchwach, um auf Eiſenbahnen zu fahren; aber freuen thu' ich mich über die Eiſenbahnen; es iſt ein Segen, daß man ſie hat. Ihr kommt dadurch öfter und ſchneller zu mir! Ihr könnt jetzt eben ſo ſchnell nach Italien fliegen, wie wir damals nach Kopenhagen krochen. Ja, es iſt großartig! — und doch bleibe ich hier ſitzen und

laſſe die Anderen reiſen, laſſe ſie zu mir kommen. Aber Ihr braucht nicht zu lächeln, daß ich ſo ſtill ſitze! Ich habe eine ganz andere große Reiſe vor, als Ihr, eine noch ſchnellere, als ſie mit Eiſenbahnen gemacht werden können. Wenn es der liebe Gott eines Tages ſo will, reiſe ich zu dem „Großvater“ hinauf, und wenn Ihr dann hier Euer Thun verrichtet habt und Eure Freude an der geſegneten Erde gehabt, dann weiß ich, daß Ihr zu uns hinaufkommt, und wenn wir droben von den Erdentagen ſprechen, ſo glaubt mir, Kinder, ich ſage auch dorten wie jetzt: „Von Kopenhagen nach Korsör, ja, das iſt freilich ein Stückchen Perlenſchnur“.

Das ABC-Buch.

Es war 'mal ein Mann, der hatte einige neue Verſe zu dem „Abc-Buch geſchrieben, etwa ſo zwei Zeilen zu jedem Buchſtaben, wie in dem alten Abc; er meinte, man müſſe auch hier 'mal was Neues haben, die alten Verſe ſeien ſo „abgedroſchen“ und ihm gefielen ſeine neuen

nun gar zu ſehr. Dieſes neue Abc-Buch war noch nicht gedruckt und war neben das alte gedruckte in dem großen Bücherſchrank hingeſtellt, in welchem ſo viele gelehrte und erheiternde Bücher ſtanden; aber dem alten Abc mochte nun wohl dieſe Nachbarſchaft nicht grade gefallen; es war deshalb vom Regal herabgeſprungen und hatte dabei dem neuen einen ſo derben Stoß verſetzt, daß auch das auf dem Fußboden lag, und zwar ſo, daß alle die loſen Blätter weit und breit umher geſtreut waren. Das alte Abc-Buch kehrte im Sprunge ſeine erſte Seite auf, und dieſe iſt eben die wichtigſte; auf derſelben ſtehen alle Buchſtaben, die großen und die kleinen. Ja, die Seite hat nun alles Das, wovon alle andere Bücher ſich nähren: das Alphabet, die Buchſtaben, die doch genau beſehen, die Welt regieren; ja, die haben gradzu eine entſetzliche Macht! Es kommt einzig und allein darauf an, wie ſie beim Aufſtellen commandirt werden: ſie können, je nach dem, Leben erwecken, todt ſchlagen, erfreuen und betrüben. Einzeln aufgeſtellt haben ſie gar keine Gewalt, aber in Reih' und Glied aufmarſchirt — ja, als der liebe Gott ſie ſeinen Gedanken unterlegen ließ, empfanden wir mehr als wir zu tragen vermochten, wir beugten uns tief zur Erde; die Buchſtaben aber, die vermochten es zu tragen.

Da lagen ſie nun, nach oben gekehrt! und der Hahn in dem großen A ſtrahlte mit rothen, blauen und grünen Federn; er brüſtete ſich, denn er wußte, was die Buchſtaben zu bedeuten hatten und daß er der einzige Lebendige unter ihnen ſei.

Als das alte Abc-Buch auf den Fußboden hinabſprang, ſchlug er mit den Flügeln, flog aus dem A heraus und ſetzte ſich auf irgend eine Kante des Bücherſchranks, glättete ſich mit ſeinem Schnabel und krähte auf, daß es weithin ſchrillerte. Jedes Buch im Schranke, das ſonſt, wenn es nicht im Gebrauche war, Tag und Nacht hindurch wie im Duſel daſtand, vernahm dieſen Trompetenſtoß — und darauf ſprach der Hahn laut und vernehmlich von dem Unrecht, welches dem alten würdigen Abc-Buch widerfahren ſei.

„Alles ſoll heutzutage neu und anders ſein!“ ſagte er; „Alles ſoll ſo „fortbildend“ ſein! Die Kinder ſind gar ſo klug, daß ſie jetzt leſen, ehe ſie die Buchſtaben kennen. „„Ein wenig Neues will ich ihnen geben!““ ſagte Der, welcher die neuen Abc-Verſe geſchrieben hat, die da auf dem Fußboden umher liegen. Ich weiß ſie faſt auswendig! Ueber zwanzig Mal habe ich zugehört, wenn er ſie für ſich laut las! Ja, das macht ihm viel Spaß! Aber, nein, ich erbitte mir meine eigenen, die guten, alten mit „Affe“ und „Xantus“ und die Bilder,

die dazu gehören; für die will ich kämpfen, für die will ich krähen! Jedes Buch im Schranke kennt sie sehr gut. Jetzt werde ich die geschriebenen neuen lesen, sie mit aller Ruhe lesen, aber das sage ich im voraus: taugen thun sie gar nichts!"

A. Amme.

Die Amme Anderer Kinder trägt,
Nach ihren eigenen kaum sie frägt.

B. Bauer.

Der Bauer war sonst sehr gedrückt —
Vor Stolz ist jetzt er fast verrückt.

„Den Vers finde ich nun gar sehr flau!" sagte der Hahn, „aber lesen wir weiter!"

C. Columbus.

Columbus fuhr weit über's Meer
Und weiterte die Erde sehr.

D. Dänemark.

Ist Dän'mark auch ein kleines Stück,
Gott zieht sich nicht von ihm zurück.

„Das werden nun Viele sehr niedlich finden!" sagte der Hahn; „ich aber nicht, ich finde hier überhaupt nichts Gutes! — Weiter!"

E. Erde.

Die Erde iſt unſre Mutter, fürwahr,
Und wir geh'n wieder in die Mutter gar.

„Das iſt nun gar roh!“ ſagte der Hahn.

F. Finſterniß.

Die Finſterniß bringt Fried' und Ruh'
Und drückt die müden Augen zu.

G. Gründer.

Der Gründer nimmt Dir Alles Geld,
Und lebt gar herrlich in der Welt.

H. Hurrah.

Hurrah, hurrah! es heute tönt —
Und Morgen wird der Mann verhöhnt!

„Wie ſoll nun ein Kind das begreifen können!“ ſagte der Hahn. Freilich ſteht auf dem Titelblatt: „ABC-Buch für Groß und Klein“, aber die Großen haben Anderes zu thun, als Abc-Verſe zu leſen, und die Kleinen verſtehen ſie nicht! Alles hat ſeine Grenze! Weiter!“

J. Igel.

Der Igel auch, wie Ihr es ſeht,
Wie alle Welt gerüſtet ſteht.

J. Jahr.

Manch Jahr bringt Glück im Ueberfluß,
Ein andres iſt ohn' all' Genuß.

K. Kuh. Kalb.

Die Kuh, ſie hat den Stier zum Mann,
Das Kalb denſelben kriegen kann.

„Wie ſoll man nun Kindern die Verwandtſchaft erklären können?"

L. Löwe. Lorgnet.

Der wilde Löwe trägt kein Lorgnet,
Das thut der zahme im Parket.

M. Morgenſonne.

Die Morgenſonne — auf ſie geht,
Nicht aber weil der Haushahn kräht.

„So, jetzt kriege ich Grobheiten!" ſagte der Hahn; „aber ich bin jedenfalls in guter Geſellſchaft, zuſammen mit der Sonne! Weiter!"

N. Neger.

Schwarz bleibt der Neger immerdar,
Läßt ſich nicht waſchen weiß, fürwahr!

O. Oelblatt.

Das beſte Blatt das Oelblatt war,
Das uns die Sündfluth einſt gebar.

P. Punkt.

Das iſt der Punkt, man ſagen hört, —
Im Punkte Mancher ward bethört!

„Auch grad' für Kinder!“ ſagte der Hahn; „ich kriege kaum den Sinn heraus!“

Q. Qual.

Iſt immer doch ein' herbe Qual,
Wenn auf den Nachbar fällt die Wahl!

R. Räuber.

Heut' ſind die Räuber feine Leut',
Verbrecher nicht, nur ſehr „geſcheidt“!

S. Schwein.

Nicht Jeder hat das rechte „Schwein“,
Drum muß ein armer Tropf er ſein.

„Erlauben Sie jetzt, daß ich wieder 'mal krähe!“ ſagte der Hahn; „es ſtrengt an, ſo viel zu leſen, man muß ſich verſchnaufen!“ — Und er krähte, daß es wie

Meſſing-Trompete ſchallte, und das war ein großes Vergnügen zu hören — dem Hahn ein großes Vergnügen. „Weiter! ſie taugen alle nicht viel, die neuen Verſe, ich hab's geſagt!“

T. Trumpf.

Gar Mancher ſpielt den letzten Trumpf,
Und verliert dabei noch Stiel und Stumpf.

U. Uhr.

Wenn auch die Uhr ſtets ſchlägt und geht, —
Mitten in der Ewigkeit doch man ſteht.

„Das ſoll nun ein tiefer Gedanke ſein,“ ſagte der Hahn; „ich kriege das aber nicht heraus; und die Kinder erſt!“

V. Vieh.

Wer Vieh beſitzt, der hat ſchon 'was —
Selbſt Vieh zu ſein, wie elend das!

W. Wolle.

So Mancher in der Wolle ſitzt,
Und doch auf mehr davon ſich ſpitzt.

X. Xanthippe.

Zur Zeit gab es nur ein' Xanthippe,
Jetzt gibt es manche ſolche Sippe.

Y. Yacht.

Die Yacht mit ihrem einen Maſt,
Trägt auch manch' reiche, ſchöne Laſt.

Z. Zeug.

Wer das rechte Zeug nur dazu hat,
Der kommt ſchon durch mit Thun und That.

„Damit iſt das Zeug hier, Gottlob, zu Ende!“ ſagte der Hahn; „aber es iſt noch nicht fertig, es ſoll ja gar gedruckt werden! Und geleſen ſoll es auch werden! Kikeriki—üh! Das wird, anſtatt der würdigen alten Buchſtaben-Verſe in meinem Buche, geboten! Was ſagt die Verſammlung dazu, Gelehrte und Ungelehrte, einzelne und geſammelte Schriften? Was ſagt der Bücherſchrank dazu? Ich habe geſprochen — mögen die Anderen nun handeln.“

Und die Bücher ſtanden da, und der Schrank auch, aber der Hahn flog wieder in ſein großes A hinein und ſchaute ſich ſtolz um. „Ich habe gut geſprochen und gut gekräht —! Das macht mir das neue ABC-Buch nicht nach, das ſtirbt ganz gewiß! Ja, es iſt ſchon ſo gut wie todt! Es hat keinen Hahn!“

Die kleinen Grünen.

Am Fenſter ſtand ein Roſenſtock, kürzlich war er jugendfriſch, jetzt ſah er aber kränklich aus, er litt an Etwas.

Er hatte Einquartirung bekommen, und die fraß ihn auf; übrigens ſehr nette Einquartirung in grüner Uniform.

Ich ſprach mit einem der Einquartirten, er war nur drei Tage alt und ſchon Urgroßvater. Er erzählte von ſich ſelbſt und der ganzen Einquartirung. Er ſagte:

„Wir ſind das merkwürdigſte Regiment von allen Geſchöpfen der Erde. Während es warm iſt, gebären wir lebendige Junge; das Wetter iſt ja dann gut; wir verloben uns gleich und machen Hochzeit. Gegen die kalte Zeit hin, legen wir Eier und die betten wir ſehr

gut und warm. Das klügſte Thier, die Ameiſe, und wir hegen ſehr viele Achtung für die Ameiſe, ſtudirt uns, ſchätzt uns. Sie frißt uns nicht ſogleich, ſie nimmt unſere Eier, legt dieſelben in die Familienwohnung, unterſte Etage, eins neben dem anderen, Schicht auf Schicht, damit jeden Tag ein Friſches aus dem Ei hervorſpringe; dann ſetzt ſie uns in den Stall, klemmt uns über die Hinterbeine, melkt uns ſo, daß wir ſterben; das iſt höchſt angenehm! Die Ameiſen geben uns den reizendſten Namen, nennen uns ihre ſüße kleine Milchkuh. Alle Thiere, die Ameiſenverſtand haben, nennen uns ſo, nur die Menſchen nicht und kränkt uns, es iſt ſo kränkend, daß man die Süßigkeit darüber verlieren könnte, — können Sie nicht dagegen ſchreiben, nicht dieſe Menſchen zurechtweiſen! — Die ſehen uns ſo dumm an mit ihren Glotzaugen, weil wir ein Roſenblatt verſpeiſen, während ſie ſelbſt jedwedes lebendiges Geſchöpf freſſen und dazu noch Alles, was grünt und wächſt. Sie geben uns den verächtlichſten Namen von der Welt, ich mag ihn nicht nennen, uh! es dreht ſich Alles in mir um und um, wenn ich daran denke! Ich kann ihn gar nicht über die Lippen bringen, wenigſtens nicht in Uniform, und ich bin ſtets in Uniform.

Ich bin auf dem Blatt des Roſenſtocks geboren;

ich und das ganze Regiment leben vom Roſenſtock, aber der lebt wieder in uns, und wir gehören der höher geſtellten Schöpfung an. Die Menſchen dulden uns nicht, ſie kommen heran und tödten uns mit Seifenwaſſer, was ein ganz abſcheuliches Getränk iſt; es ſcheint mir als rieche ich es. Es iſt entſetzlich, gewaſchen zu werden, wenn man ſo geboren iſt, daß man nicht gewaſchen werden ſoll!

Menſch, der Du mich anſiehſt mit den geſtrengen Seifenwaſſeraugen, gedenke unſeres Platzes in der Natur, gedenke wie künſtlich wir eingerichtet ſind, daß wir Eier legen und lebendige Jungen liefern! Uns wurde der Segen: „erfüllt und vermehrt!“ Wir werden in Roſen geboren, wir ſterben in Roſen, unſer ganzes Leben iſt Poeſie. Gib uns den Namen nicht, den Du am abſcheulichſten findeſt, den Namen — ja, ich ſage ihn nicht, nenne ihn nicht! Nenne uns Milchkuh der Ameiſe, Regiment des Roſenſtocks, die kleinen Grünen!“

Und ich, der Menſch, ſtand und betrachtete den Roſenſtock und die kleinen Grünen, deren Namen ich nicht nennen, nicht einen Roſenbürger, eine große Familie mit Eiern und lebendigen Jungen, kränken werde. Das Seifenwaſſer, mit welchem ich ſie waſchen wollte, denn ich war mit Seifenwaſſer und böſen

Abſichten gekommen, will ich nun peitſchen und zu Schaum blaſen, Seifenblaſen ſteigen laſſen, deren Farbenpracht anſchauen, vielleicht iſt in jeder ein Märchen enthalten.

Und eine Seifenblaſe wurde ganz außerordentlich groß mit ſtrahlenden Farben und in ihr lag es wie eine große ſilberne Perle. Die Blaſe ſtieg, ſchwebte, flog gegen die Thüre und zerplatzte, aber die Thüre ſprang auf und da ſtand die Märchenmutter ſelbſt.

Ja, nun kann ſie beſſer als ich erzählen von — ich ſage den Namen nicht! — den kleinen Grünen.

„Blattlaus!“ ſagte die Märchenmutter. „Man muß jedes Ding bei ſeinem rechten Namen nennen, und darf man das auch ſonſt im Allgemeinen nicht, man ſoll es aber im Märchen thun.“

Wänö und Gländ.

Es lagen einſt an der Küſte von Seeland, der Holſteinburg gegenüber, zwei waldbeſtandene Inſeln, Wänö und Gländ, auf welchen Bauerngehöfte und ein Kirchdorf waren; ſie lagen nahe an der Küſte, lagen nahe an einander, jetzt ſieht man nur die eine Inſel da.

Eine Nacht war ein entſetzliches Wetter, das Meer ſtieg und ſchwoll wie es ſeit Menſchengedenken nicht geſtiegen war; der Sturm raſte mit immer ſtärkerer Gewalt, es war als ſei der jüngſte Tag, das Weltgericht da, es krachte, als wenn die Erde borſte; die Kirchglocken geriethen in Schwung und läuteten ohne menſchliche Beihilfe.

In dieſer Nacht verſchwand Wänö in die Meerestiefe; es war, als ſei die Inſel niemals dageweſen. Aber ſpäter, in mancher ſtillen Sommernacht, bei

klarem niedrigen Waſſerſtand, wenn der Fiſcher draußen bei der Flamme der Pechfackeln im Vorderſteven ſeines Bootes Aale fing, meint er, tief unter ſich Wänö mit dem weißen Kirchthurm und der hohen Kirchmauer zu ſehen. „Wänö ſehnt ſich nach Glänö" hieß es, und dieſer Spruch wurde eine Sage von Geſchlecht zu Geſchlecht; man wollte die Inſel ſehen, man wollte die Kirchglocken dort unten läuten hören — allein der Fiſcher mochte ſich doch wohl irren, es waren gewiß die vielen wilden Schwäne, die hier oft auf der Waſſerfläche ſchaukeln und gluckſen und klagen, als hörte man Glockenklang aus weiter Ferne.

Es gab eine Zeit, da noch alte Leute auf Glänö gar wohl ſich jener Sturmnacht entſannen und auch, daß ſie ſelbſt, als Kinder, bei niedrigem Waſſerſtand zwiſchen den beiden Inſeln im Wagen gefahren ſeien, grade wie man heutzutage von der Seelandsküſte, nicht weit von der Holſteinburg, nach Glänö hinüberfährt; das Waſſer reicht nur bis etwa zur Mitte der Wagenräder. „Wänö ſehnt ſich nach Glänö", das wurde ſo geſagt, es wurde eine Sage und mußte ſo ſein.

Manch Knäblein und Mägdelein lag in ſtürmiſchen Nächten und dachten: dieſe Nacht kommt die Stunde heran, da Wänö die Glänö holt. In Angſt ſprachen ſie ihr Vaterunſer, ſchliefen dann ein, träum-

ten ſüß, und am Morgen war Glänö noch da mit ihrem Wald und ihren Kornfeldern, ihren freundlichen Bauernhäuſern und Hopfengärten; die Vögel zwitſcherten, die Rehe ſprangen dahin; der Maulwurf roch kein Meereswaſſer ſo weit er ſich auch eingrub.

Und doch ſind die Tage der Glänö gezählt; wir können zwar nicht ſagen, wie viele deren es noch ſind, aber gezählt ſind ſie; eines ſchönen Morgens wird die Inſel verſchwunden ſein.

Du warſt vielleicht noch geſtern hier unten am Strande, ſahſt die wilden Schwäne auf dem Gewäſſer zwiſchen Seeland und Glänö liegen, ein Segelboot mit ausgeſpannten Segeln glitt an dem Walddickicht vorüber, Du ſelbſt fuhrſt zu Wagen über die niedrige Furt, es war kein anderer Fahrweg da; die Pferde ſtampften im Waſſer, es plätſcherte um die Wagenräder.

Du haſt die Gegend verlaſſen, reiſeſt vielleicht eine kleine Strecke in die weite Welt hinaus und kehrſt nach einigen Jahren wieder hierher zurück. Du ſiehſt nun den Wald eine große grüne Wieſenſtrecke umzäunen, das Heu duftet dort vor den ſchmucken Bauernhäuſern. Wo biſt Du? Die Holſteinburg prangt ja noch immer hier mit ihrer vergoldeten Thurmſpitze, aber nicht wie ehedem unweit des Strandes, am Sunde zwiſchen der Seelandsküſte und Glänö, nein, ſie liegt

jetzt weiter landeinwärts: Du wandelst durch Wald und über Feld dahin auf den Strand zu — wo ist Glänö? Du siehst vom Strande aus keine Waldinsel mehr vor Dir liegen, schaust über das offene Gewässer hinaus. Hat Wänö die Glänö geholt, auf die sie so lange harrte? Wann ist die Sturmnacht gewesen, in der dies geschehen ist, in der die Erde erzitterte, so daß die alte Holsteinburg tausende von Hahnenschritten ins Land hinein gesetzt wurde?

Das geschah aber in keiner Sturmnacht, sondern am hellen Sonnenscheintage. Menschenkraft setzte dem Meer einen Damm entgegen, Menschenkraft blies den Sund zwischen den beiden Stranden fort, banden Glänö an das feste Land. Der Sund ist zur Wiese geworden mit üppigem Gras, Glänö ist an Seeland fest gewachsen. Das alte Herrenhaus Holsteinburg steht wo es immer gestanden hat. Es war nicht Wänö, die Glänö holte, es war Seeland, das mit langen Deich- und Dammarmen zugriff und mit den langathmenden Pumpen blies und die Zauberworte, die Worte der Vermählung aussprach, und Seeland erhielt viele Tonnen Landes als Brautgeschenk. Das ist die Wahrheit, die ist gerichtlich festgestellt. Du hast die Thatsache statt der Sage, die Insel Glänö ist verschwunden.

Was die alte Johanne erzählte.

Der Wind ſauſte in dem alten Weidenbaum.

Es iſt als hörte man Geſang; der Wind ſingt ihn hinaus, der Baum erzählt ihn. Verſtehſt Du von beiden nichts, ſo frage die alte Johanne im Armenhauſe, ſie weiß Beſcheid, ſie iſt im Kirchſpiel geboren und hat ihr Lebelang hier verbracht.

Vor langen Jahren, als noch die Heerſtraße hier ſich hinzog, war der Baum ſchon groß und machte ſich bemerkbar. Er ſtand da, wo er noch ſteht, dem geweißten Fachwerkshaus des Schneiders gegenüber, hart an dem Teich, der damals ſo groß war, daß das Vieh hier getränkt wurde, und im warmen Sommer die kleinen Bauernknaben nackt hier umherliefen und im Waſſer plätſcherten. Dicht vor, faſt unter dem Baum, war aus behauenen Steinen ein Meilenſtein errichtet,

jetzt iſt er umgefallen. Brombeerzweige ſchlängeln ſich über das Geſtein hin.

Jenſeits des Gehöfts der reichen Bauern wurde die neue Landſtraße gezogen, die alte geſtaltete ſich zum Feldweg, der Teich verwandelte ſich in eine Pfütze überwuchert von Entengrün, fiel ein Froſch hinein, ſo trennte ſich das Entengrün und man ſah das trübe Waſſer; ringsum wuchſen Schilfkolben, Zottenkraut und gelbe Iris empor.

Des Schneiders Haus wurde alt und ſchief, das Dach ein Treibbeet für Moos und Hauslauch; der Taubenſchlag fiel zuſammen und der Staar bauete hier: die Schwalben hingen Neſt an Neſt an den Giebel und unter das Dach hin, grad' als ſei hier ein Glücksheim.

Und ein ſolches war 'mal hier, jetzt aber war es einſam und ſtill geworden. Allein und einſam lebte drin der „Rasmus Elend", wie ſie ihn nannten; er war drin geboren, hatte draußen mit den anderen Jungens auf Feld und Wieſe geſpielt und geſprungen, in dem Teich herumgeplätſchert und in dem alten Baum geklettert.

Der Baum hob ſtolz ſeine großen, prächtigen Zweige, wie er es noch thut, aber der Sturm hatte den Stamm ſchon ein wenig ſchief gerückt, und die Zeit hatte ihm eine Spalte geſchlagen; in der wächſt Gras

und anderes Grün, ja ein kleiner Vogelkirſchbaum hat ſich darin ſelbſt gepflanzt.

Wenn im Frühling die Schwalben kamen, umflogen ſie Baum und Dach, ſie klebten und beſſerten ihre alten Neſter aus, „Rasmus Elend“ ließ ſein Neſt verfallen, er klebte weder daran noch ſtützte es: „was nützt das Alles!“ war ſeine ſtehende Redensart, und dieſelbe hatte ſein Vater auch gehabt.

Er blieb in ſeinem Haus, die Schwalben flogen davon und verließen es, aber ſie kehrten wieder, die treuen Thiere. Der Staar flog auch davon, und er kehrte gleichfalls wieder und flötete aufs Neue ſeine Lieder; einſt verſtand es Rasmus ſo gut mit dem Staar um die Wette zu flöten; jetzt pfiff er weder noch ſang er.

Der Wind ſauſt in dem alten Weidenbaum, der ſauſt noch, es iſt als hörte man ein Lied; der Wind ſingt es hinaus, der Baum erzählt es; verſtehſt Du von beiden nichts, ſo frage die alte Johanne im Armenhauſe, ſie weiß Beſcheid, ſie kennt die alten Geſchichten, iſt wie eine Chronik, voll alter niedergeſchriebener Erinnerungen.

Als das Haus noch neu und gut war, bezog es der Torfſchneider Ivar Durſt mit ſeiner Frau Mari; beide waren ſtrebſame, ehrenwerthe Leute. Die alte

Johanne war damals ein Kind, ſie war die Tochter des Holzſchuhmachers, eines der Aermſten im Kirchſpiel. Von Mari, die keinen Mangel an Lebensmitteln hatte, bekam ſie manch ſchönes Butterbrod. Mari, war ſehr gut bei der Gutsherrfrau angeſchrieben, ſie lachte und war ſtets fröhlich, ließ ſich nicht einſchüchtern, ſie brauchte ihren Mund flink, aber auch ihre Hände; die Nadel ging bei ihr eben ſo flott wie der Mund und dabei lag ſie ihrer Hauswirthſchaft ob und pflegte ihre Kinder; ſie hatte faſt ein ganzes Dutzend, ganze elf, das zwölfte blieb aus.

„Arme Leute habe ſtets das Neſt voll Jungens!“ brummte der Gutsherr, „ich begreife nicht, daß man ſie nicht wie die jungen Katzen erſäuft und höchſtens eins oder zwei der kräftigſten am Leben läßt, ſo wäre es beſſer!“

„Gott ſei uns gnädig!“ ſagte die Schneiderfrau. „Sind Kinder doch ein Segen Gottes; ſie ſind die Hausfreude. Jedes Kind iſt ein Vaterunſer mehr! Geht es auch knapp her und hat man viele Mäuler zu ſättigen, nun, ſo ſpannt man ſich ſtärker an, findet Rath und That in allen Ehren und Ehrlichkeit, der liebe Gott läßt nicht von uns ab, wenn wir nicht von ihm laſſen!“

Die Gutsherrfrau gab ihr Recht, nickte freundlich

und ſtreichelte Mari die Wange; und wie oft hatte ſie das gethan und ſie auch geküßt, aber damals war die gnädige Frau ein kleines Kind und Mari ihr Kindermädchen. Die beiden hatten ſich lieb, und die Neigung war von Dauer.

Jedes Jahr um die Weinachtszeit kam vom Herrenhauſe Wintervorrath in des Schneiders Haus an: eine Tonne Mehl, ein Schwein, zwei Gänſe, ein Faß Butter, Käſe und Aepfel. Das half dort der Speiſekammer auf. Ivar Durſt ſah denn auch dabei recht vergnügt aus, kam aber doch bald wieder auf ſeinen alten Spruch: „was nützt das Alles!“

Rein und nett war es im Hauſe, Vorhänge an den Fenſtern und auch Blumen, Nelke und Balſamine. Das Modelltuch hing dort unter Glas und Rahmen und dicht daneben hing auch ein „Angebindebrief“, ein gereimter; Mari Durſt hatte ihn ſelbſt gedichtet, ſie wußte ſchon wie ſich die Reime fügten. Sie war faſt ein wenig ſtolz auf den Familiennamen „Durſt“, es mochte wohl das einzige Wort in der Sprache ſein, das auf Wurſt reimte. „So habe ich doch immerhin Etwas vor den Andern voraus!“ ſagte ſie und lachte. Sie bewahrte überhaupt ſtets ihre gute Laune, niemals ſagte ſie wie der Mann: „Was nützt das Alles!“ Ihr Spruch war: „Steh feſt und halte zu Gott!“ Und das

that sie, und das hielt auch das Ganze zusammen. Die Kinder gediehen, wuchsen hinaus über das Nest, kamen weit umher und arteten sich gut. Rasmus, wie der Vater, hieß das kleinste Kind; es war ein so reizender Junge, daß einer der großen Bildermaler in der Stadt sich ihn borgte, um ihn abzumalen und zwar so nackt abzumalen wie er zur Welt gekommen war. Und das Bild hing später im Schlosse des Königs, dort hatte die Gutsherrfrau es gesehen und den kleinen Rasmus erkannt, obgleich er keine Kleider an hatte.

Doch es kam eine schwere Zeit heran. Der Schneider bekam die Gicht in beiden Händen, es setzten sich große Gichtknoten an, kein Doctor wußte zu helfen, nicht einmal die kluge Stine, die so gut „doctorirte".

„Man darf sich nicht einschüchtern lassen!" sagte Mari. „Den Kopf hangen lassen, das hilft nie! haben wir jetzt die zwei Hände des Vaters nicht zur Hülfe, so muß ich die meinigen um so flinker gebrauchen, der kleine Rasmus versteht auch schon die Nadel zu führen!"

Er saß schon auf dem Schneidertisch pfiff und sang bei der Arbeit, er war ein lustiger Junge.

Den ganzen Tag aber dürfe er da nicht sitzen, sagte die Mutter, das sei Sünde um das Kind; spielen, umherspringen solle er auch.

Die kleine Johanne des Holzschuhmachers war sein

beſter Spielkamerad, ſie war noch ärmerer Leute Kind als Rasmus. Hübſch war ſie nicht, auf den bloßen Füßen lief ſie umher; die Kleider hingen zerlumpt an ihr, ſie hatte Niemand, der ſie hätte ein wenig ausbeſſern können, und ſelbſt dies zu thun, fiel ihr gar nicht bei; ſie war ein Kind und fröhlich wie ein Vogel im Sonnenſchein.

An dem Meilenſtein unter dem großen Weidenbaum ſpielten Johanne und Rasmus.

Er hatte hochmüthige Gedanken; er wollte 'mal ein feiner Schneider werden und drin in der Stadt wohnen, wo die Meiſter zehn Geſellen auf dem Tiſche ſitzen hatten, das habe ihm ſein Vater ſo erzählt; dort wollte er Geſelle und ſpäter ſelbſt Meiſter ſein und

dann ſolle Johanne kommen und ihn beſuchen, und verſtehe ſie dann zu kochen, ſo ſolle ſie Allen das Eſſen zubereiten und ihre eigene Putzſtube haben.

Johanne wagte nicht ſo recht an ſolche Herrlichkeit zu glauben, Rasmus aber meinte, es würde ſchon ſo kommen.

So ſaßen ſie unter dem alten Baume und der Wind ſauſte in den Zweigen und Blättern, es war als ſänge der Wind und erzähle der Baum.

Im Herbſt fiel jedes Blatt vom Baum und der Regen träufelte von dem nackten Zweigen herab.

„Die Blätter grünen wieder!“ ſagte Mutter Mari.

„Was nützt das Alles!“ ſagte der Mann. „Neues Jahr, neue Sorge für's Auskommen!“

„Die Speiſekammer iſt gefüllt!“ ſagte die Frau. „Das haben wir unſerer lieben, guten, gnäd'gen Frau zu danken. Ich bin geſund und bei Kräften. Es iſt ſündhaft, daß wir klagen!“

Die Weihnachten über blieb die Herrſchaft auf dem Gute, aber in der Woche nach Neujahr zogen ſie in die Stadt, wo ſie den Winter in Freude und Genuß zu verbringen pflegten; ſie wurden zum Feſt und zum Ball bei dem König ſelbſt geladen.

Die gnädige Frau hatte ſich zwei prächtige Kleider aus Paris kommen laſſen; die waren von einem ſolchen Schnitt und ſolcher Näherei, daß Mari Schneiders noch nie ſo 'was Schönes und Herrliches geſehen hatte. Sie erbat ſich denn auch von der Herrſchaft, daß ſie ihren Mann mit ins Herrenhaus bringen dürfe, damit auch er die Kleider ſehe. „So 'was hat kein Dorfſchneider der ganzen Welt je geſehen,“ ſagte ſie.

Er bekam ſie denn auch zu ſehen und ſtaunte dermaßen, daß er kein Wort hervorbringen konnte, erſt als er wieder zu Hauſe war, kam ihm die Sprache; und was ſagte er dann? — das, was er immer ſagte: „was nützt das Alles!“ und dieſes Mal wurden ſeine Worte zur Wahrheit.

Die Herrschaft zog in die Stadt; Bälle, Komödie, Gesellschaften wechselten dort mit einander ab, aber in all dieser Herrlichkeit starb der alte Herr, und die gnädige Frau gelangte gar nicht in die prächtigen Kleider. Sie war gar traurig und vom Hals bis zur Zehe in Schwarz, in tiefe Trauer gehüllt; nicht so viel Weißes wie ein einziger Halsstreifen war zu sehen; alle die Dienstleute gingen in Schwarz einher, selbst die Staatskutsche wurde mit feinem schwarzem Tuch überzogen.

Es war eine eisige Frostnacht, der Schnee leuchtete, die Sterne blitzten. Der schwere Rüstwagen kam aus der Stadt mit der Leiche an, er fuhr nach der Herrenhaus-Kirche, wo die irdische Hülle in das Familien-Begräbniß des adeligen Geschlechts beigesetzt werden sollte. Der Güterverwalter und der Kirchspielvoigt und eine ganze Reihe Großbauern zu Pferde hielten mit Fackeln vor dem Kirchhofthor; die Kirche war erhellt und der alte Prediger stand in der offenen Kirchthüre und empfing die Leiche. Der Sarg wurde in den Chor hinaufgetragen, die ganze Gemeinde füllte die Kirche. Der Prediger sprach, ein Psalm wurde gesungen, auch die gnädige Frau war in der Kirche, sie war hingefahren in der schwarz bezogenen Staatskutsche, die schwarz außen und schwarz innen war, eine solche hatte man im Kirchspiel früher nie gesehen.

Von all diesem Trauerstaat wurde den ganzen Winter gesprochen, ja, das war gutsherrliches Begräbniß.

„Da sah man, was der Mann zu bedeuten hatte!“ sagten die Dörfler. „Hochgeboren auf die Welt gekommen ward er auch hochgeboren begraben!“

„Was nützt das Alles!“ sagte der Schneider; jetzt hat er weder Leben noch Gut; wir haben doch das eine!“

„Sprich doch nicht solche Worte!“ sagte Frau Mari; „er hat das ewige Leben im Himmelreich!“

„Wer hat Dir das nachgewiesen, Mari?“ sagte der Schneider. „Todt, Alt oder Jung, ist guter Dung! aber der Mann hier war wohl zu vornehm, um Nutzen zu thun, selbst in der Erde nicht, er bleibt oberhalb, in der Grab-Capelle!

„Sprich doch nicht so gottlos!“ sagte Frau Mari. „Ich sag' es Dir nochmals: Er hat das ewige Leben!“

„Wer hat Dir das nachgewiesen, Mari?“ wiederholte der Schneider.

Und Frau Mari warf den kleinen Rasmus ihre Schürze über den Kopf, daß er solche Reden nicht höre.

Sie trug ihn in den Schuppen hinüber und weinte.

„Das, was Du drüben in der Stube hörtest, mein Kind, das waren nicht die Worte Deines Vaters, es war der Böse, der durch die Stube schritt und die

Sprache Deines Vaters nahm und gebrauchte. Bete Dein Vaterunſer! Wir wollen es Beide beten!“ Und ſie faltete die Hände des Kindes.

„Jetzt bin ich wieder froh!“ ſagte ſie. „Steh feſt, und halte zu Gott!“

Das Trauerjahr war zu Ende, die Frau Wittwe ging in halbem Traueranzug, ſie trug ganze Freude im Herzen.

Man munkelte, daß ſie einen Freier bekommen und daß ſie ſchon an Hochzeit denke. Frau Mari wußte ſchon 'was davon und der Pfarrer wußte noch mehr.

Am Palmſonntag nach der Predigt ſollten ſie von

der Kanzel herab aufgeboten werden, die verwittwete Gutsherrfrau und ihr Verlobter. Er war Pfahlbauer oder so was mit hauen oder bauen, man wußte den Namen ſeines Thun's nicht ſo recht, damals war Thorwaldſen und ſeine Kunſt noch nicht ſo im Volksmunde wie heutzutage. Der neue Gutsherr war nicht hochadelig, aber doch ein ſehr ſtattlicher Mann, er war Einer, der Etwas war, was Niemand recht verſtehe, ſagten die Leute, er hauete Bilder, war ſehr tüchtig dazu, jung und ſchön.

„Was nützt das Alles!“ ſagte Schneider Durſtig.

Palmſonntag wurde die Ehe von der Kanzel bekannt gemacht, darauf folgte Pſalmgeſang und Altargang. Die Schneiderfrau Mari und der kleine Rasmus waren in der Kirche, die Eltern gingen zum Tiſche des Herrn, Rasmus blieb unten in dem Kirchenſtuhl, er war noch nicht confirmirt. Es war in der letzten Zeit Mangel an Kleidern beim Schneider geweſen; die alten Kleider, die ſie hatten, waren gewendet und wieder gewendet, geflickt und gemacht; heute ſteckten alle drei in neuen Anzügen, aber ſchwarzen Anzügen, wie zum Begräbniß, ſie waren in den Ueberzug der Staatskutſche gekleidet. Der Mann hatte Rock und Hoſe, Mari ein hoch bis an den Hals gehendes Kleid, und Rasmus einen ganzen Anzug erhalten, in den er bis

zur Confirmation wachsen konnte. Zu all dem Staat war sowohl das auswendige als inwendige Futter der Trauerkutsche genommen worden. Es brauchte ja Niemand zu wissen, daß es das Zeug sei; allein die Leute kamen doch bald dahinter, die kluge Frau Stine und noch ein paar ebenso kluge Frauen, wenn sie auch keine Profession aus ihrer Klugheit machten, sagten schon, die Kleider würden Sucht und Seuche ins Haus bringen, „man darf sich nur dann in Leichenkutsche kleiden, wenn man zu Grabe fährt."

Die Johanne des Pantoffelmachers weinte, als sie diese Rede vernahm, und als es nun gerade so kam, daß der Schneider von jenem Tage an immer mehr kränkelte, so „würde es sich schon zeigen, über wen es käme!"

Und es zeigte sich.

Am ersten Sonntag nach Trinitatis starb Schneider Rasmus Durst. Frau Mari war nun allein, um das Ganze zusammenzuhalten; aber sie hielt es, stand fest und hielt zu Gott.

Am darauf folgenden Jahre wurde Rasmus confirmirt und sollte nun in die Stadt in die Lehre bei einem Groß-Schneider, freilich nicht einer der zehn Gesellen auf dem Tisch, aber immerhin einen da hatte: der kleine Rasmus mit seinen Vorkenntnissen konnte

für einen halben dazu gerechnet werden; und froh war er, erfreut sah er aus, aber Johanne weinte, sie hatte ihn mehr lieb als sie selbst wußte. Die Schneiderfrau blieb in dem alten Haus und setzte die Profession fort.

Um diese Zeit war es, da die neue Landstraße dem Verkehr übergeben wurde; die alte, an dem Weidenbaum und dem Schneider vorbei, sank herab zum Feldweg, der Teich wuchs zu, es legte sich Entengrün über die Pfütze Wasser hin, die noch übrig blieb; der Meilenstein fiel um, hatte er nun doch nichts mehr anzuzeigen, aber der Weidenbaum hielt sich kräftig und schön; der Wind sauste in Blättern und Zweigen.

Die Schwalben flogen fort, die Staare flogen fort, doch sie kehrten im Frühling wieder, und als sie nun zum vierten Male wiederkehrten, kam auch Rasmus in seine Heimath zurück. Er hatte seine Gesellenprobe bestanden, war ein hübscher, aber sehr schmächtiger junger Mensch geworden; jetzt wollte er seinen Ranzen schnüren und in die Fremde gehen. Allein seine Mutter hielt ihn zurück; die Heimath sei doch am besten, alle die anderen Kinder seien weit und breit zerstreut, er sei das jüngste, er solle bleiben und das Haus haben. Arbeit könne er vollauf kriegen, wenn er in der Gegend bleibe und vierzehn Tage in diesem Gehöft, vierzehn in jenem schneidern wolle, das sei auch reisen. Und

Rasmus befolgte den Rath seiner Mutter und wurde Reiseschneider.

Also schlief er wieder unter dem Dach seines Geburthauses, saß wieder unter dem alten Weidenbaum und hörte es sausen in dessen Blätterhang.

Gut sah er aus, pfeifen und flöten konnte er wie ein Vogel und neue und alte Lieder singen. Gern gesehen war er in den großen Bauerngehöften, namentlich bei Claus Hansen, dem nächstreichsten Bauer im Kirchspiel.

Die Tochter Else war anzusehen, wie die schönste Blume, und sie lachte fast immer; es gab Leute, die so schlecht waren, daß sie sagten, sie lache nur, um ihre schönen Zähne zu zeigen. Nun, lachen that sie viel, war stets guter Laune und liebte zu scherzen, und Alles stand ihr gut.

Sie verliebte sich in Rasmus, und er verliebte sich in sie, aber weder die Eine noch der Andere sagte es mit reinen Worten.

Er ging dabei umher und wurde schwermüthig; er hatte mehr vom Gemüth des Vaters als von dem der Mutter. Die gute Laune kam bei ihm nur, wenn Else kam, dann lachten sie Beide, scherzten und trieben manchen Schwank, aber trotzdem die Gelegenheit sich oft genug darbot, sprach er kein leises Wort von seiner

Liebe. „Was nützt das Alles!“ ſo dachte er, „die Eltern ſchauen nach Wohlſtand für ſie aus, und den habe ich nicht; am klügſten wäre es, von hier wegzuziehen!“ aber er brachte es nicht dahin, er konnte das Gehöft nicht auf immer verlaſſen, war es doch als habe Elſe ihn an einen Faden gebunden, für ſie war er wie ein abgerichteter Vogel, er ſang und pfiff ihr zu Gefallen und nach ihrem Willen.

Johanne, des Pantoffelmachers Tochter, war Dienſtmagd in Claus Hanſen's Gehöft, ſie war für die Kühe gedungen, auch hatte ſie den Milchwagen aufs Feld zu fahren und mit den andern Mägden die Kühe zu melken, ja Dünger mußte ſie auch manchmal fahren, wenn Noth am Mann war. Sie kam nicht in die Wohnſtube des Bauers und ſah nur ſelten Rasmus und Elſe, aber das hörte ſie ſchon ſagen, daß die Beiden ſo gut wie Liebesleute ſeien.

„Da kommt Rasmus zum Wohlſtand,“ ſagte ſie. „Das gönne ich ihm!“ Und ihre Augen wurden ganz naß — da ſei aber doch nichts um zu weinen

Es war Jahrmarkt in der Stadt; Claus Hanſen und ſeine Familie fuhr hinein, Rasmus war auch dabei, er ſaß neben Elſe, zur Stadt und weiter hinaus. Er war von Liebe erfüllt, aber davon ſprach er kein Wort zu ihr.

„Er muß mir doch aber Etwas darüber ſagen!“ meinte das Mädchen und darin hatte ſie Recht. „Nun, will er nicht reden, ſo werde ich ihn ſchon aufſchrecken!“

Und bald ſprach man im Gehöft davon, daß der reichſte Bauer im Kirchſpiel um Elſe angehalten habe, und das hatte er, aber die Antwort, die Elſe ihm gegeben, die kannten die Leute nicht.

Rasmus wurde ganz wirr im Kopfe.

Eines Abends ſteckte Elſe einen goldenen Ring an ihren Finger und fragte Rasmus, was das wohl bedeute.

„Verlobung!“ ſagte er.

„Und mit wem, denkſt Du?“ fragte ſie.

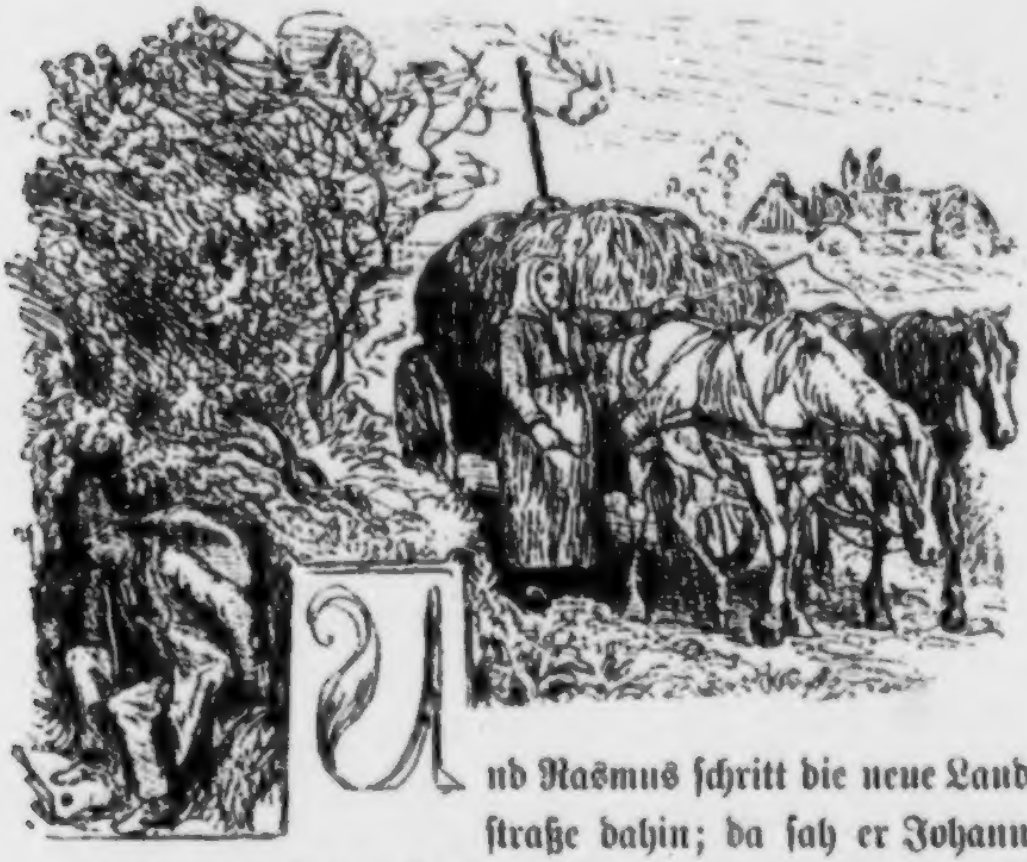
„Mit dem reichen Bauer?“ ſagte er.

„Da haſt Du's getroffen!“ ſagte ſie, warf den Kopf ſchelmiſch zurück und tanzte aus der Stube hinaus.

Allein auch er verließ die Stube und das Gehöft, kam zu Hauſe bei ſeiner Mutter wie ein wirrer Menſch an und ſchnürte ſeinen Ranzen. Hinaus in die weite Welt wollte er; es half der Mutter nicht, daß ſie darob weinte.

Er ſchnitt ſich einen Stock aus einem Zweig der alten Weide, er pfiff als ſei er in beſter Laune, gelange er doch jetzt hinaus, die Herrlichkeiten der großen Welt zu ſehen.

„Mir iſt das zu tiefer Betrübniß," ſagte die Mutter. „Aber für Dich mag es wohl das Richtigſte und Beſte ſein, daß Du von hier fortkommſt, ich muß mich wohl drein ſchicken. Steh feſt und halte zu Gott dem Herrn, ſo bekomme ich Dich ſchon fröhlich und freudig wieder!"



Und Rasmus ſchritt die neue Landſtraße dahin; da ſah er Johanne mit einem Fuder Dünger kommen, ſie hatte ihn nicht bemerkt, und er wollte von ihr am liebſten ungeſehen bleiben; ſo ſetzte er ſich hinter die Zaunhecke am Graben, da ſaß er verſteckt — und Johanne fuhr vorüber.

Er wanderte in die Welt hinaus, Niemand wußte wohin, seine Mutter dachte, er kehrt wohl wieder vor Jahresschluß; er bekommt nun Neues zu sehen, Neues zu denken, und gelangt dann wieder in die alten Falten, die doch kein Preßeisen ganz ausglätten könne. Er hat ein wenig zu viel vom Gemüth seines Vaters, ich sähe lieber, er hätte das meinige, armes Kind! Aber er kehrt schon wieder, er läßt nicht ab von mir und von dem Hause."

Die Mutter wollte das ganze Jahr ausharren; Else hielt es nur einen Monat aus, dann suchte sie heimlich die kluge Frau Stine auf, die „doctoriren", aus den Karten und aus Kaffee wahrsagen konnte und mehr wußte, als ihr Vaterunser. Sie wußte denn auch wo der Rasmus war, das las sie aus dem Kaffeesatz heraus. Er war in einer fremden Stadt, aber den Namen der Stadt konnte sie nicht herauslesen; es waren in der Stadt Soldaten und schöne Jungfrauen. Seine Gedanken waren darauf gerichtet, die Muskete oder eine der Jungfrauen zu nehmen.

Das konnte die Else nicht ruhig mit anhören. Sie wollte gern ihr Spargeld hergeben, um ihn frei zu kaufen, es dürfe nur Niemand darum wissen.

Und die alte Stine versprach, daß er zurückkehren solle, sie verstehe eine Kunst, eine gefährliche Kunst für

ihn, aber es sei das äußerste Mittel und probat. Sie wolle den Topf aufs Feuer setzen, daß der ihn „nachkoche", alsdann müsse er fort, er möchte sein wo er wolle, müsse nach Hause, wo der Topf koche und die Liebste seiner harrte; es könnten zwar Monate vergehen bis er käme, aber kommen müsse er, wenn noch Leben in ihm sei.

Ohne Ruh' und Rast, Tag und Nacht müsse er fort, über Meer und Berge, sei das Wetter milde oder hart, sei sein Fuß noch so müde. Nach Hause müsse er so kommen.

Der Mond zeigte das erste Viertel; das müsse er grade zu der Kunst, sagte die Stine. Es war ein misches Wetter, es krachte in der alten Weide; Stine schnitt einen Zweig von derselben ab, verschlang ihn zu einem Knoten, der würde schon mit dazu helfen, Rasmus zurück in das Haus der Mutter zu ziehen. Moos und Hauslauch wurden vom Dache genommen, in den Topf gelegt, der übers Feuer gesetzt wurde. Else mußte ein Blatt aus dem Gesangbuch reißen, sie riß zufällig das letzte Blatt mit den Druckfehlern heraus. „Das bleibt sich gleich!" sagte Stine und warf es in den Topf.

Vielerlei mußte in den Topf und kochen, immer kochen bis Rasmus zurückkehrte. Der schwarze Hahn, der in Stines Stube umherstolzirte, mußte seinen rothen

Kamm verlieren, der kam auch in den Topf. Ein dicker goldener Ring von Else gelangte gleichfalls in den Topf und den würde sie nie wieder zu Gesicht bekommen, das sagte ihr Stine im Voraus. Ja, die Stine war eine gar kluge Frau. Viele Dinge, die wir nicht einmal zu nennen wissen, gelangten in den Topf und dieser stand ununterbrochen über dem Feuer, oder auf glühenden Kohlen oder heißer Asche. Nur sie und Else wußten darum.

Der Mond stand im ersten, stand im letzten Viertel; jedesmal kam Else zu Mutter Stine und fragte: „Siehst Du ihn nicht kommen?"

„Vieles weiß ich!" sagte Stine, und Vieles sehe ich, aber die Wegelänge, die vor ihm liegt, kann ich nicht genau sehen. Er ist über die ersten Berge hinüber! Jetzt ist er auf der See bei Sturm und Unwetter! Der Weg ist lang, durch große Wälder, er hat Blasen an den Füßen, er hat Fieber im Körper, aber vorwärts muß er."

„Nein! Nein!" sagte Else. „Er thut mir leid!"

„Jetzt kann er aber nicht mehr stehen bleiben! Geben wir ihm Rast, so stürzt er todt auf der Landstraße nieder!" —

Jahr und Tag waren vergangen. Der Mond schien rund und groß, der Wind sauste in dem alten

Baum, es zeigte ſich am Himmel ein Regenbogen im Mondſchein.

„Das iſt das Zeichen der Beſtätigung!“ ſagte Stine. „Jetzt kommt der Rasmus.“

Allein er kam doch nicht.

„Die Zeit des Wartens iſt lang!“ ſagte Stine.

„Jetzt habe ich es überdrüſſig!“ ſagte Elſe. Sie kam ſeltener zu Stine, ſie brachte ihr keine Geſchenke mehr.

Ihr Sinn wurde leichter, das Gemüth freier, und eines ſchönen Morgens wußte das ganze Kirchſpiel, daß Elſe dem reichſten Bauer ihr Jawort gegeben hatte.

Sie reiſte hinüber um Haus und Hof, um Feld, Vieh und Loſes und Feſtes zu beſehen. Alles war im guten Stand, es lag hier kein Grund vor, mit der Hochzeit zu zögern.

Und die Hochzeit wurde mit einem großem Gelage, das drei volle Tage währte, gefeiert. Es war Tanz da zu Clarinett und Violinen. Niemand im Kirchſpiel war bei der Einladung übergangen. Auch Frau Mari war da; und als der ganze Staat zu Ende war, die Schaffner den Gäſten mit Reden und Dank auch bedient, und die Trompeten abblieſſen, ging ſie nach Hauſe, einen Korb am Arm, in welchem ſich nicht wenig von den Speiſereſten des Gelages vorfanden.

Ihre Hausthüre hatte ſie nur mit einem Stecken durch den Sperrhaken zugemacht; als ſie heran kam, war der Stecken fort, die Thüre ſtand offen und in der Stube ſaß Rasmus. Er war zurückgekehrt, in dieſer Stunde zurückgekehrt. Du lieber Gott, wie ſah er aus, Haut und Knochen nur, blaß und gelb war er.

„Rasmus!“ rief die Mutter. „Biſt Du es, den ich ſehe! — Wie ſiehſt Du elend aus! aber froh bin ich in meinem Herzen, daß ich Dich wieder habe!“

Und ſie gab ihm von der guten Speiſe, die ſie von dem Hochzeitgelage mitbrachte, ein Stück Braten und ein Stück von der Hochzeittorte.

Er habe, ſagte er, in letzter Zeit gar oft an ſeine Mutter, ſeine Heimath und die alte Weide gedacht. Es ſei ordentlich wunderbar, wie oft er im Traum den Baum und die barfüßige Johanne geſehen habe.

Elſe nannte er gar nicht. Krank war er und zu Bett mußte er; aber wir glauben nicht, daß der kochende Topf daran ſchuld, daß der irgend eine Gewalt über ihn ausgeübt hatte; nur die alte Stine und Elſe glaubten ſo, aber ſie ſprachen nicht davon.

Rasmus lag im Fieber, und zwar war das Fieber anſteckend; es kam deshalb auch Niemand in das Haus des Schneiders, außer Johanne, der Tochter des Pan-

toffelmachers. Sie weinte, als ſie ſah wie elend Rasmus war.

Der Arzt verſchrieb ihm aus der Apotheke, aber er nahm die Medicin nicht ein. „Was nützt das Alles!“ ſagte er.

„Ja, wenn Du einnimmſt, wirſt Du wieder geſund!“ ſagte die Mutter. „Steh' feſt und halte zu Gott! könnte ich doch ſehen, daß Du wieder Fleiſch an den Knochen kriegteſt, Dich pfeifen und ſingen hören, ich wollte gern mein Leben laſſen!“

Und Rasmus ging geſund aus der Krankheit hervor, aber ſeine Mutter bekam ſie, Gott rief ſie, nicht ihn.

Einſam war es im Hauſe; ärmer wurde es drin. „Er iſt abgenutzt,“ ſagten die Dorfleute. „Der elende Rasmus!“

Ein wildes Leben hatte er auf ſeiner Reiſe geführt, das und nicht der ſchwarze Topf, der ihm „nachkochte“, hatte ſein Mark verzehrt und ſeinen Körper aufgerieben; raſtlos nach Hauſe hatte es ihn endlich getrieben. Sein Haar wurde dünn und grau, was rechtes thun, mochte er nicht. „Was nützt das Alles!“ ſagte er. Er ſuchte lieber das Wirthshaus als die Kirche.

An einem Herbſtabend, bei Sturm und Regen ging er mühſam den aufgefahrenen Weg vom Kruge nach ſeinem Hauſe dahin; ſeine Mutter war längſt hinüber,

ruhte im Grabe; die Schwalben und die Staare waren nun auch fort, die treuen Thiere; aber Johanne, des Pantoffelmachers Tochter war nicht fort, sie holte ihn unterwegs ein, sie begleitete ihn eine Strecke.

„Nimm Dich zusammen, Rasmus!"

„Was nützt das Alles!" sagte er.

„Das ist eine schlechte Redensart, die Du da hast!" sagte sie. „Gedenke der Worte Deiner Mutter: „Steh' fest und halte zu Gott!" Das thust Du nicht, Rasmus! Aber das muß man, das muß man wahrhaftig. Sage nie: was nützt das Alles, Du reißt damit die Wurzel all Deines Thuns aus."

Sie begleitete ihn bis an seine Hausthüre, da verließ sie ihn. Er blieb nicht in der Stube, er schwankte unter die alte Weide hinaus, setzte sich auf einen der Steine von dem eingestürzten Meilenzeiger.

Der Wind sauste in den Zweigen des Baumes, es war wie Gesang, wie Rede. Rasmus antwortete, er sprach laut, aber Niemand hörte ihn außer der Baum und der sausende Wind.

„Welche Kälte zuckt durch meine Glieder! Es wird Zeit sein, zu Bett zu gehen. Schlafen! schlafen!"

Und er ging, aber nicht nach dem Hause, sondern nach dem alten Teich hin. Dort schwankte er und fiel zu Boden. Der Regen strömte herab, der Wind strich

eiſig kalt über ihn dahin, er empfand das nicht; als aber die Sonne aufging und die Krähen über den Schilf am Teiche dahinflogen, da erwachte er, halbtodt im Körper. Hätte er ſeinen Kopf gelegt, wo die Füße lagen, er hätte ſich nimmermehr wieder erhoben, das Entengrün wäre ſein Bahrtuch geworden.

Später am Morgen kam Johanne in des Schneiders Haus. Sie wurde ſeine Hülfe; ſie ſorgte dafür, daß er ins Krankenhaus gebracht wurde.

„Wir haben einander von Kindheit an gekannt," ſagte ſie; „Deine Mutter hat mir oft zu eſſen und zu trinken gegeben, das kann ich ihr nie vergelten! Du wirſt ſchon wieder geſund werden und Menſch werden und leben."

Und der liebe Gott wollte es, daß er am Leben bliebe. Aber mit Geſundheit und Gemüth war es bald ſo, bald ſo.

Die Schwalben und Staare kamen und flogen fort und kamen wieder. Rasmus alterte vor den Jahren. Allein, einſam ſaß er im Hauſe, das immer mehr verfiel. Arm war er, ärmer nun als Johanne.

„Du haſt den Glauben nicht," ſagte ſie; „und haben wir den lieben Gott nicht, was haben wir dann? — Du ſollteſt zum Tiſche des Herrn gehen!" ſagte ſie, „Du biſt wohl ſeit der Confirmation nicht dageweſen?"

„Ja, aber, was nützt das Alles!“ sagte er.

„Sprichst Du so und ist das Dein Glaube, so laß es lieber! Unwilligen Gast sieht der Herr nicht an seinem Tisch. Gedenke doch Deiner Mutter und Deiner Kindheit Zeit! Damals warst Du ein lieber, frommer Junge. Darf ich Dir einen Psalm vorlesen?“

„Was nützt das Alles!“ sagte er.

„Mich tröstet der Psalm immer!“ antwortete sie.

„Johanne, Du bist wohl eine Fromme geworden?“ — und er schaute sie an mit matten, müden Augen.

Und Johanne las den Psalm, aber nicht aus einem Buche, sie hatte keins, sie wußte ihn auswendig.

„Das waren schöne Worte!“ sagte er, aber ich konnte nicht recht folgen; hier, drin in meinem Kopf ist es so schwer, so wüst.“

Rasmus war ein alter Mann geworden, aber Else, — daß wir sie noch hier nennen, Rasmus nannte ihren Namen nie — war auch nicht mehr jung. Sie war schon Großmutter; ein kleines geschwätziges Mädchen hatte sie zur Enkelin, die Kleine spielte mit den anderen Kindern im Dorfe umher. Rasmus kam der Straße entlang, sich auf seinen Stock stützend, er blieb stehen, sah dem Spiele der Kinder zu, alte Zeiten leuchteten in seine Gedanken hinein. Elses Enkelin zeigte mit dem Finger auf ihn, „Rasmus Elend!“ rief

ſie; die anderen kleinen Mädchen folgten ihrem Beiſpiel, „Rasmus Elend!“ riefen ſie und verfolgten ſchreiend den alten Mann.

Es war ein grauer, ſchwerer Tag, auf den folgten mehrere, aber nach grauen ſchweren Tagen kommt auch ein Sonnenſchein-Tag.

Es war ein wunderherrlicher Pfingſtmorgen, die Kirche war ausgeſchmückt mit grünen Birkenzweigen, Waldesduft war drin und der Sonnenſchein lag ſtrahlend über die Sitze hin. Die großen Altarlichter flammten, das heilige Abendmahl fand Statt; Johanne war unter den am Altar Knieenden; aber Rasmus war nicht

unter ihnen. Grade an dem Morgen hatte Gott ihn abgerufen.

Bei Gott iſt Gnade und Barmherzigkeit.

Viele Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; des Schneiders Haus ſteht noch da, aber Niemand bewohnt es, es kann bei dem erſten beſten Nachtſturm umfallen. Der Teich iſt mit Röhricht und Zottenkraut überwuchert. Der Wind ſauſt in dem alten Baum, es iſt als hörte man Geſang; der Wind ſingt ihn hinaus, der Baum erzählt ihn; verſtehſt Du von Beiden nichts, ſo frage die alte Johanne im Armenhaus.

Sie lebt dort, ſie ſingt ihren Pſalm, denſelben, den ſie den Rasmus vorſprach, ſie denkt an ihn, betet zu Gott für ihn, ſie, die treue Seele. Sie kann erzählen von der Zeit, die verſtrichen, von dem, weſſen der alte Baum gedenkt, was in deſſen Blättern und Zweigen ſauſt und ſingt.

„Frage die Grünfrau!“

Es war 'mal ein' ganz alte Rübe —
Eine gelbe Rübe, ein Er,
Gar knollig, ſchwer und ſchon trübe,
Aber Courage, die hatte der.
Er wollt' mit Gewalt eine junge,
Eine reizende junge Rübin
Erheirathen, meinte, es „gunge“
Und würd' ſich Alles ſchon „fin'n“.
Er packte ſie keck, die Zarte
Vom feinſten Wurzelgeblüt,
Und zupfte ſich ſchmunzelnd am Barte:
Er würd' ſein Frauchen ſchon „hüt'“.
— Und richtig, die Hochzeit fand Statt.
Der Schmaus war würzig und fein,
Und koſten that er kein' Deut;

Sie läpperten Thau bei dem Schein
Des Mondes in großer Freud',
Und Blüthenstaub, frisch gebracht
Von der nächsten Wies', dazu
Sie speisten in ländlicher Ruh',
Umgeben von Kohlgartenpracht.
— Alt Rübenmann grüßte mit Knix.
Sprach lange die Kreuz und Quer',
Er kluckst' von der Leber fix,
Gott weiß, wo er's hatte her!
Jung' Rübin sprach aber kein Wort,
Weder seufzen noch lachen sie that,
Jung und schön, sie saß wie zum Tort,
Dem Alten zum Tort nichts sie that.
Frag' Du nur die Grünfrau,
Die weiß es genau.
— Rothkohlkopf als Priester fungirt',
Weiße Rüben Brautjungfern sein,
Gurk' und Sparget in schönen Reih'n
Als Ehrengäste placirt;
Kartoffel, zu hunderten, sang
Im Chor, daß reizend es klang;
Und tanzen that'n Groß und Klein,
Ja, Alles war Saus und Braus. —
Frag Du nur die Grünfrau aus!

Alt Rübenmann ſprang herum
Wie beſeſſen, ohn' Strümpf und Schuh',
Hu — hei! Dideldumdumdum! —
— Da platzte er in dem Rücken,
Fiel hin,' — in zwei großen Stücken
Ging mauſetodt er zur Ruh'.
— Nun lachte die junge Rübin
Sie wurde voll Luſt und Freud'
Und kriegte ganz anderen Sinn:
Das ſei ja doch gar zu geſcheidt,
Daß ſo ſchnell ihr Geſchick ſich that
Zum fröhlichen wenden. Sie bat,
Den Alten zu ſammeln auf,
In die Erde ihn ſcharren ein, —
Jetzt ſei ſie ein Wittwelein,
Und hab' ihren freien Lauf;
Als Jungfrau, gefiel' es ihr, gar
In der Suppenterrine fürwahr,
Sie ſchwimmen könnte umher,
Auch amüſiren ſich mehr;
Und fröhlich und friſch und frei,
Sie jauchzte vor Freude dabei!
Frag' Du nur die Grünfrau,
Die weiß es genau!

Tante Zahnweh.

„Woher wir die Geſchichte haben?"

— Willſt Du es wiſſen?

Wir haben ſie aus der Tonne, aus der, in welcher die alten Papiere ſtecken.

Manch gutes und ſeltenes Buch iſt zu dem Höker und Krämer gegangen, nicht als Lectüre, bewahre, ſondern als Maculatur. Dieſe Leute müſſen ja Papier zu Düten für Kaffeebohnen und Stärke haben, Papier, in welches ſie Heringe, Käſe, Butter einſchlagen. Geſchriebenes iſt auch zu gebrauchen. — Gar oft geht in die Tonne, was von Rechtswegen gar nicht in die Tonne gehört.

Ich kenne einen Krämerlehrling, Sohn eines Käſehökers, er iſt aus dem Hökerladen im Keller empor geſtiegen bis in den Krämerladen im Erdgeſchoß; er iſt ein Menſch mit vieler Lectüre, Düten-Lectüre, aus

Gedrucktem und Geſchriebenem. Er beſitzt eine intereſſante Sammlung, in welcher manches wichtige Actenſtück aus dem Papierkorbe dieſes und jenes vielbeſchäftigten, zerſtreuten Beamten, mancher vertrauliche Brief von einer Freundin an die andere ſich befinden: Skandal- und Klatſchmittheilungen, die nicht weiter gehen, die kein Menſch erfahren dürfte. Er iſt eine lebendige Rettungsanſtalt für einen nicht geringen Theil der Literatur und er hat ein großes Feld, nämlich ſowohl den Laden der Eltern im Keller, wie den ſeines Principals, und er hat manches Buch und manche Blätter eines Buches vor Vernichtung gerettet, die es wohl verdienen mochten, zwei Mal geleſen zu werden.

Er zeigte mir ſeine Sammlung gedruckter und geſchriebener Sachen aus der Tonne, am meiſten aus der des Käſehökers. Ein paar Blätter, aus einem größeren und geſchriebenen Heft zogen meine Aufmerkſamkeit auf ſich durch die beſonders ſchöne und deutliche Handſchrift.

„Das hat der Student geſchrieben," ſagte er, „der Student, welcher im Hauſe hier gegenüber wohnte und vor etwa einem Monat verſtarb. Man ſieht, daß der viel an Zahnweh gelitten haben muß. Es iſt recht amüſant zu leſen! Leider iſt nur noch wenig von dem Geſchriebenen übrig, es war ein ganzes Buch und noch

etwas mehr, meine Eltern gaben der Wirthin des Studenten ein halbes Pfund schwarze Seife dafür. Hier ist Alles, was mir zu retten gelang."

Ich borgte es mir, las es und theile es nun hier mit.

Ueberschrieben war es:

Tante Zahnweh.

I.

Die Tante — — ja, als ich noch klein war, gab sie mir Zuckerwerk. Meine Zähne hielten es auch aus und wurden nicht dadurch verdorben. Jetzt bin ich älter geworden, bin Student; sie verhätschelt mich noch immer mit Süßigkeiten, sie sagt, daß ich ein Dichter bin.

Ich habe Etwas vom Dichter in mir, aber nicht genug. — Oft wenn ich durch die Straßen der Stadt schlendere, kommt es mir vor, als wandere ich in einer großen Bibliothek umher; die Häuser sind Bücherregale, jede Etage stellt eine Reihe Bücher vor: Hier steht eine Alltagsgeschichte, dort eine gute alte Komödie und wissenschaftliche Werke jeden Faches, hier wieder Schmutz-Literatur dicht neben der besten Lectüre. Ich kann über all dieses Bücherwerk phantasiren und philosophiren.

Ja, es iſt Etwas vom Poeten in mir; aber nicht genug. Viele Menſchen haben gewiß ebenſo viel davon in ſich wie ich, und tragen doch kein Schild oder Halsband mit der Inſchrift Poet.

Ihnen iſt, gleich mir, eine Gottesgabe, ein Segen verliehen worden, groß genug für Einen, aber gar zu klein, um davon noch Anderen mitzutheilen. Wie ein Sonnenſtrahl kommt dieſer Segen und erfüllt Gemüth und Gedanken; kommt wie Blumenduft, wie eine uns bekannte Melodie, von welcher man ſich doch nicht zu entſinnen weiß, woher man ſie hat.

Letzthin Abends ſaß ich allein in meinem Zimmer. Ich hätte gern 'was geleſen, hatte aber kein Buch, kein Blatt zur Hand; da fiel plötzlich vom Lindenbaum draußen ein friſches grünes Blatt, und ein Luftzug trug es mir durch das offene Fenſter zu.

Ich betrachtete das weitverzweigte Geäder des Blattes; ein Würmchen kroch über daſſelbe dahin, als wollte es das Blatt gründlich ſtudiren. Da mußte mir wohl die Menſchen-Weisheit einfallen; wir Menſchen kriechen grad' ebenſo auf dem Blatte umher, kennen eben nur das Blatt, halten aber ſofort einen Vortrag über den ganzen großen Baum, über Wurzel, Stamm, Krone, — über den ganzen großen Baum Gott, Welt,

und Unſterblichkeit, und kennen von dem Ganzen nur ein kleines Blatt!

Wie ich ſo da ſaß und nachſann, trat Tante Mille zur Thür hinein.

Ich zeigte ihr das Blatt mit dem kriechenden Wurm, erzählte ihr meine Gedanken darüber, und ihre Augen leuchteten.

„Du biſt ein Dichter!“ ſagte ſie, „vielleicht der größeſte, den wir beſitzen! Wenn ich das erleben könnte, oh, dann würde ich gern ins Grab ſteigen. Immer haſt Du, ſeit damals bei dem Begräbniß des Brauers Rasmuſſen, mich durch Deine mächtige Phantaſie in Erſtaunen geſetzt!“

Das ſagte Tante Mille und küßte mich dabei.

Was für Menſchen aber waren Tante Mille und der Bierbrauer Ramuſſen?

II.

Die Tante unſerer Mutter nannten wir Kinder auch Tante, wir wußten ſonſt keinen anderen Namen für ſie.

Sie gab uns Eingemachtes und Zucker, obgleich dies unſeren Zähnen ſehr ſchädlich war; aber ſie ſei nun einmal ſo ſehr ſchwach den lieben Kindern gegen-

über, ſagte ſie. Es ſei ja grauſam, ihnen das Bischen Süßigkeiten nicht zu geben, lieben ſie das doch gerade ſo ſehr.

Und wir liebten deshalb auch die Tante ſo ſehr.

Sie war, ſo weit ich zurückdenken konnte, immer ein altes Fräulein geweſen, aber ein älteres ſchien ſie nicht zu werden.

In früheren Jahren hatte ſie ſehr an Zahnweh zu leiden gehabt und hatte auch immer darüber geklagt, weshalb ihr Freund, der Brauer Rasmuſſen, ſie in ſeiner witzigen Art und Weiſe Tante Zahnweh nannte.

Er braute nicht mehr während ſeiner letzten Lebensjahre, ſondern lebte von ſeinen Kapital-Zinſen; er beſuchte die Tante oft; er war älter als ſie; er hatte eigentlich gar keine Zähne mehr, ſondern nur einige ſchwarze Zahnſtummel im Munde.

Als kleiner Knabe habe er zu viel Zucker gegeſſen, ſagte er uns Kindern, wer das thue, würde grade ſolche ſchwarze Zähne bekommen wie er.

Die Tante mochte als Kind gewiß nie Zucker gegeſſen haben; ſie hatte die ſchönſten weißen Zähne.

Sie ſchone ſie auch ſehr, ſchlafe Nachts nicht mit ihnen, ſagte Brauer Rasmuſſen.

Wir Kinder wußten ſchon, daß das boshafte Rede

ſei, aber die Tante ſagte, er meine nichts Böſes damit.

Eines Tages beim Frühſtück erzählte ſie von einem häßlichen Traum, den ſie die Nacht gehabt habe: es ſei ihr einer ihrer Zähne ausgefallen. „Das bedeutet," ſagte ſie, „daß ich einen wahren Freund oder eine wahre Freundin verlieren werde."

„Wenn es ein falſcher Zahn war," ſagte der Bauer mit einem eigenthümlichen Lächeln, ſo kann es doch nur bedeuten, daß Sie einen falſchen Freund verlieren.

„Sie ſind ein unhöflicher alter Herr!" ſagte die Tante, und zwar ſo erboßt, wie ich ſie nie, weder früher noch ſpäter geſehen habe.

Nachher ſagte ſie, es ſei nur Neckerei von ihrem alten Freund geweſen; er ſei der edelſte Menſch auf Erden, und wenn er einmal ſterbe, werde er ein kleiner Engel Gottes im Himmel ſein.

Ich dachte viel über dieſe Verwandelung nach und ob ich wohl im Stande ſein würde, ihn in ſolcher neuen Geſtalt wieder zu erkennen.

Als die Tante noch jung war und er auch, hatte er um ſie gefreit. Sie beſann ſich zu lange, blieb ſinnend ſitzen, blieb eine alte Jungfer, aber immer eine treue Freundin.

Endlich ſtarb Bauer Rasmuſſen.

Er wurde auf dem theuerſten Leichenwagen und mit großem Geleite zur Gruft gebracht. es waren Leute mit Orden und in Uniform dabei.

Die Tante, in Trauer gekleidet, ſtand mit uns Kindern am Fenſter, nur der kleine Bruder, den der Storch acht Tage vorher gebracht hatte, war nicht dabei.

Als der Leichenwagen und das Gefolge vorübergezogen und die Straße leer war, wollte die Tante ſich vom Fenſter zurückziehen; ich aber war damit nicht einverſtanden, denn ich harrte des Engels, des Brauers-Rasmuſſen-Engels; mußte der Mann doch nun ein kleiner Himmelsbote geworden ſein und müſſe ſich zeigen.

„Tante," ſagte ich, „glaubſt Du nicht, daß er jetzt kommt? — Oder daß der Storch, wenn er uns wieder einen kleinen Bruder bringt, dann den Engel Rasmuſſen bringt?"

Die Tante fühlte ſich von meiner Phantaſie ganz überwältigt, und ſagte: „Das Kind wird ein großer Dichter werden!" und das wiederholte ſie, ſo lange ich in die Schule ging, ja noch nach meiner Confirmation, und jetzt noch ſagt ſie es nachdem ich mehrere Jahre Student bin.

Sie war und iſt mir die theilnehmendſte Freundin

ſowohl bei Dichter-Schaffenswehe als bei Zahnweh. Habe ich doch Anfälle von beiden.

„Schreibe nur alle Deine Gedanken nieder," ſagte ſie, „und ſtecke ſie ſo in den Tiſchkaſten; das that Jean Paul und er wurde ein großer Dichter, den ich freilich nicht liebe, weil er nicht ſpannt. Du mußt ſpannen! und Du wirſt ſpannen!"

In der Nacht, nachdem die Tante ſo geſprochen, lag ich da in Sehnſucht und Qual, voll Drang und Luſt, der große Dichter zu werden, den die Tante in mir ſah; ich lag da in Dichter-Weh! aber es giebt ein noch ſchlimmeres Weh: Zahnweh; das zuckte und zerrte an mir, ich wurde in einen ſich vor Schmerz krümmenden Wurm mit Kräuterkiſſen und ſpaniſchem Fliegenpflaſter umgeſtaltet.

„Das kenne ich!" ſagte die Tante.

Ein mitleidiges Lächeln zuckte dabei um ihren Mund; ihre Zähne aber, die glänzten weiß wie Elfenbein.

* * *

Aber ich muß einen neuen Abſchnitt meiner und meiner Tante Geſchichte beginnen.

III.

Ich hatte ein neues Logis bezogen und etwa einen Monat darin gewohnt. Ich ſchilderte der Tante daſſelbe.

„Ich wohne," ſagte ich, „bei einer ſtillen Familie; die Familie kümmert ſich gar nicht um mich, ſelbſt dann nicht wenn ich drei Mal hintereinander klingele. Im Uebrigen iſt das Haus ein wahrer Lärm-Kaſten, Wetter und Wind und Menſchen thun ſich zuſammen, um es dazu zu machen. Ich wohne grad über dem Thorweg. Jeder Wagen, welcher aus- und einfährt, bringt die Bilder an der Wand zum Tanzen. Das Thor wird mit einem Geknalle zugeſchlagen, daß das ganze Haus wie bei einem Erdbeben erzittert und erdröhnt. Liege ich im Bette, ſo verſpüre ich die Stöße durch alle meine Gliedmaßen hindurch; das ſoll aber nervenſtärkend ſein. Iſt es windig, und hier zu Lande iſt es immer windig, ſo ſchwingen die langen eiſernen Fenſterhaken draußen hin und her und ſchlagen raſſelnd gegen die Mauer. Die Hausklingel des Nachbars, die im Hofe hängt, klingelt bei jedem Windſtoß.

Die Hausbewohner kommen Abends ſpät, in kleinen Trupps, bis tief in die Nacht nach Hauſe; über

mir wohnt ein Privatlehrer im Posaunenblasen; am Tage gibt er Unterricht in der Stadt, Abends ist er der Letzte, welcher nach Hause kehrt, und der Letzte, welcher das Lager sucht; vorher macht er immer noch eine kleine Mitternachts-Promenade auf und ab im Zimmer mit schweren Tritten und eisenbeschlagenen Stiefeln.

Doppelfenster habe ich nicht; dafür eine zersprungene Fensterscheibe; die Wirthin hat den Sprung mit Papier überklebt, aber der Wind dringt doch durch und bringt einen Laut hervor, als wenn eine Bremse summe. Das ist meine Schlafmusik. Schlafe ich nun endlich doch ein, so werde ich sehr bald wieder vom Hahnengeschrei geweckt. Hahn und Huhn melden aus dem Hühnerstall des Kellerhökers, daß der Morgen anbricht. Die kleinen Pony's, die keinen eigentlichen Stall haben, sondern in dem Sandbehälter unter der Treppe einlogirt sind, schlagen mit den Hufen gegen Thür und Bretterwand, um sich Bewegung zu machen.

Der Tag beginnt zu dämmern, der Hausmann und Familie, die oben in einer Dachwohnung schlafen, poltern die Treppen hinab, die Holzpantoffeln klappern, die Thorflügel fliegen mit einem Knalle auf, daß das Haus erzittert, und wenn das überstanden ist, beginnt der Posaunenbläser über mir Heilgymnastik zu treiben; er

hebt mit jeder Hand eine ſchwere Kugel, da er die Kugeln aber nicht feſtzuhalten vermag, ſo fallen ſie zu wiederholten Malen donnernd zu Boden, während zu gleicher Zeit die liebe Jugend des Hauſes, die zur Schule muß, ſchreiend und tobend die Treppen hinabpoltert und zum Thorweg hinausſtürzt. Ich gehe ans Fenſter, öffne es, um friſche Luft zu ſchöpfen, was ſehr erquickend iſt, wenn es mir gelingt, ſie wirklich zu bekommen; wenn aber die alte Jungfer im Hinterhauſe ihrem Geſchäft, dem Reinigen von Handſchuhen im Fleckwaſſer grade obliegt, iſt an friſche Luft nicht zu denken. Sonſt und im Uebrigen iſt es ein ſehr angenehmes Haus und ich wohne bei einer ſtillen Familie."

So lautete die Beſchreibung, welche ich der Tante von meiner Wohnung machte; ſie war nur lebhafter, der mündliche Vortrag hat einen friſcheren Wortlaut als der geſchriebene.

„Oh, Du biſt ein Dichter!" rief die Tante. „Schreibe nur das nieder, was Du mir hier erzählt haſt, und Du biſt ebenſo gut wie Dickens! Ja, mich intereſſirſt Du nun viel mehr! Du malſt ja, wenn Du erzählſt! Du beſchreibſt das Haus ſo plaſtiſch, daß man es erzittern ſieht! Es ſchaudert Einem dabei! Dichte weiter, weiter! Lege etwas mehr Lebendes hinein,

Menſchen, reizende Menſchen, am liebſten unglückliche, zerriſſene!“

Das Haus, wie es daſteht mit ſeinem Lärm und Ungemach ſchrieb ich wirklich nieder, aber eigentliche Handlung brachte ich in die Beſchreibung nicht. Die kam ſpäter!

IV.

Es war um die Winterzeit, ſpät am Abend, nach Schluß des Theaters; ein ſchreckliches Wetter war es, ein ſolcher Schneeſturm, daß man kaum vorwärts gelangen konnte.

Die Tante war in der Theatervorſtellung geweſen, und ich ſtand im Foyer, um ſie zu erwarten und nach Hauſe zu begleiten; man hatte aber Mühe, ſelbſt vorwärts zu kommen, geſchweige denn Andere fortzubringen. Im Nu waren alle Droſchken in Beſchlag genommen; die Tante wohnte weit in der Vorſtadt, und wäre meine Wohnung nicht ganz in der Nähe des Theaters geweſen, wir hätten bis auf Weiteres in dem erſten beſten Schilderhaus Obdach ſuchen müſſen. — So ging es, wie man ſagt, wir wateten und ſtolperten in dem hohen Schnee dahin, umſauſt von den herabwirbelnden Flocken. Ich hielt die Tante, ich hob ſie, ich ſchob ſie

vorwärts. Nur zwei Mal fielen wir, aber wir fielen weich.

Wir erreichten meinen Thorweg und ſchüttelten uns dort den Schnee ab, auch die Treppe hinan ſchüttelten wir uns und behielten doch immer noch Schnee genug übrig, um den Fußboden oben im Vorſaal zu überſchütten.

Wir legten Oberzeug und Unterzeug und Alles ab, was irgendwie von Zeug abzulegen ging. Meine Wirthin lieh der Tante trockene Strümpfe und eine Morgenhaube, was ganz nothwendig ſei, ſagte ſie, und fügte noch hinzu, daß die Tante bei dem Wetter unmöglich dieſe Nacht nach Hauſe gelangen könne. Und in der That, es war auch nicht daran zu denken, weshalb ſie noch ferner die Tante bat, mit ihrer Wohnſtube fürlieb zu nehmen, woſelbſt ſie auf dem Sopha, welches an der verſchloſſenen Thüre ſtand, die in mein Zimmer führte, ein Nachtlager beſtens zurecht machen wolle.

Und dabei blieb es.

Im Ofen in meiner Stube flammte ein freundliches Feuer, es wurde Thee mit gemüthlich ſchnurrender ruſſiſcher Theemaſchine ſervirt, und bald fühlten wir uns behaglich in dem kleinen Zimmer, wenn auch nicht ſo wie zu Hauſe bei der Tante, wo im Winter

die Thüren und Fenſter mit dicken Gardinen verhängt ſind und doppelte Decken, unter welchen noch drei Schicht dickes Papier liegen, den Fußboden bedecken. Dort ſitzt man wie in einer wohlverkorkten, mit warmer Luft gefüllten Flaſche. Doch wie geſagt, auch zu Hauſe bei mir wurde es gemüthlich; draußen heulte der Wind und wirbelte die weißen Schneeflocken an die Fenſterſcheiben.

Die Tante ſelbſt war durch das kleine Abenteuer außergewöhnlich gemüthlich geworden, ſie ſprach und erzählte von ihrer Jugendzeit von Brauer Rasmuſſen und von anderen alten Erinnerungen.

Sie wußte noch, wann ich den erſten Zahn bekommen hatte, und wie die ganze Familie darob erfreut geweſen.

Den erſten Zahn! Zahn der Unſchuld, glänzend wie ein kleiner weißer Milchtropfen, der Milchzahn. Es kam einer, es kamen mehrere, eine ganze Reihe, Zahn an Zahn, oben und unten, die reizendſten Kinderzähne und doch nur die Vorhut, nicht das richtige Regiment, welches für's ganze Leben aufmarſchirt und Stand halten muß.

Auch dieſes kam angerückt und die Weisheitszähne dabei, als Flügelmänner der Reihe, groß gezogen unter Schmerzen und großer Anſtrengung.

Alle aber gehen ſie wieder ab, alle; ſie verabſchieden ſich gar noch vor Ablauf der Dienſtzeit; ſelbſt der letzte Zahn verſchwindet, und der Tag iſt kein Feſttag, der bringt Trauer. Alsdann iſt man alt, ſelbſt wenn das Herz noch jung geblieben.

Solche Gedanken und Reden ſind nicht erheiternd, aber ſie laufen mit unter in all das Gemüthliche, welches die Rückblicke in die Kinder- und Jugendjahre zu Tage fördern; und wir ſprachen und plauderten noch immer fort als die Wanduhr zwölf ſchlug und uns an die Nachtruhe gemahnte. Die Tante ſuchte dieſelbe im Nebenzimmer auf.

„Gute Nacht, mein liebes Kind!“ rief ſie mir zu; „ich liege hier ſo mollig, als läge ich in meiner eigenen Truhe, und werde gewiß ſchön ſchlafen.“

Sie war alſo zur Ruhe; aber an Ruhe im Hauſe und draußen war nicht zu denken. Der Sturm rüttelte an den Fenſtern, trieb die langen ſchwanken eiſernen Haken klirrend hin und her, klingelte mit der Hausglocke des Nachbars im Hinterhofe. Mein Poſaunenbläſer über mir kam nach Hauſe; er machte noch ſeine Mitternachtstour im Zimmer, ſchleuderte dann die Stiefeln von ſich und begab ſich endlich zur Ruhe; allein er ſchnarchte dermaßen, daß ich es durch die Zimmerdecke hindurch mit anhören mußte.

Ich fand keine Ruhe; das Wetter begab ſich auch nicht zur Ruhe; es war ganz abſcheulich lebhaft ringsum. Der Wind ſauſte und ſang in ſeiner Weiſe, meine Zähne begannen auch unruhig zu werden, ſie ſummten und brummten nach ihrer Art. Sie ſchlugen ſchon die Accorde zum großen Zahnweh an.

Vom Fenſter her ſtrich der Zug durchs Zimmer Der Mondſchein fiel über den Fußboden hin. Die Beleuchtung kam und ging je nachdem die Wolken draußen im Sturmwetter kamen und gingen. Es herrſchte eine ewige Unruhe in Licht und Schatten, zuletzt aber ſchien der Schatten am Fußboden die Geſtalt eines Etwas anzunehmen, ich erhob mich im Lager und ſchaute dieſes bewegliche Etwas an, der eiſigkalte Zugwind ſtrich über mich hin.

Am Fußboden ſaß eine Geſtalt, dürr und lang, wie wenn ein Kind auf der Tafel mit dem Griffel ein Etwas zeichnet, das einen Menſchen vorſtellen ſoll: ein einziger dünner Strich iſt der Körper, ein Strich und noch einer ſind die Arme, jedes Bein iſt gleichfalls nur ein Strich, der Kopf irgend ein vielkantiges Ding.

Bald gewann die Geſtalt an Deutlichkeit, wurde mit einer Art von Robe umgeben, ſehr dünn und durch-

ſichtig, aber es zeigte jedenfalls, daß ſie dem weiblichen Geſchlecht angehöre.

Ich vernahm ein Summen. War ſie es, die da ſummte, oder war es der Wind, der wie eine Bremſe in der zerſprungenen Fenſterſcheibe ſein Weſen trieb?

Nein, ſie war es ſelbſt, Frau Zahnweh! Ihre Entſetzlichkeit, die Satania infernalis, die Höllenſatanhoheit. Der Himmel bewahre und ſchütze uns vor ihrem Beſuch!

„Hier iſt gut ſein!“ ſummte ſie; „hier iſt gut Quartier, ſumpfiger Grund, Moorboden. Hier haben die Mücken geſummt, Gift im Stachel, jetzt hab' ich den Stachel. Der muß an Menſchenzähnen gewetzt werden. Wie weiß ſie glänzen an Dem, der da im Bette liegt. Sie haben Süßem und Saurem, Heißem und Kalten, Nußſchalen und Pflaumenkernen getrotzt! aber ich werde ſie rütteln und ſchütteln, alle Wurzeln mit Zugwind treffen und ſie mit eiſigem Hauche berühren.“

Das waren ſchreckliche Worte, war ein entſetzlicher Gaſt.

„Nun, alſo Du biſt ein Dichter!“ ſagte ſie; „ja, ich werde Dir das Dichten lehren, alle Versmaaße der Qual beibringen! Ich werde Dir Eiſen und Stahl in den Körper treiben, an allen Deinen Nervenfädchen ziehen und zerren.“

Mir war zumuthe, als ging mir eine glühende Nadel durch die Kinnbacke, ich krümmte und wand mich.

„Ein ausgezeichnetes Zahnwerk!“ ſagte ſie; „wie eine Orgel zu ſpielen. Mundharſen-Concert, groß-artiges, mit Pauken und Trompeten, mit Flöte piccolo, mit Poſaunen in dem Weisheitszahn. Großer Poet, große Muſik!“

Ja, die verſtand es aufzuſpielen und entſetzlich ſah ſie aus, ſelbſt wenn man weiter nichts von ihr zu Geſicht bekam, als die Hand, die ſchattengraue, eiskalte Hand mit den langen Fingern, dünn wie die Schuſter-pfriemen; jeder dieſer Finger war ein Folterwerkzeug: Daum und Zeigefinger hatten Kneifzange und Schraube, Langfinger endete in einem ſpitzen Pfriemen, Gold-finger war der Bohrer und Kleinfinger Spritze mit Mückengift.

„Ich werde Dir Versmaaß und Verſemachen lehren!“ ſagte ſie. „Großer Dichter — großes Zahn-weh, Dichterlein — Zahnweh klein!“

„Oh, laß mich klein — klein ſein!“ bat ich. „Laß mich gar nichts ſein! Bin ja nichts! Bin kein Poet, habe nur dann und wann Anfälle vom Dichten, Anfälle wie vom Zahnweh! Fahrt hin! Fahrt hin!“

„Geſtehſt Du alſo, daß ich mächtiger bin, als die Poeſie, als Philoſophie, Mathematik und die ganze

Muſik!“ ſagte ſie; „mächtiger als alle dieſe gemalten und in Marmor gehauenen Empfindungen! Ich bin älter als ſie Alle zuſammen. Ich ward geboren am Eingang des Paradieſes, dicht vor dem Garten, draußen wo der Wind blies und die naßſchwammigen Pilze wuchſen. Ich trieb die Eva dazu, daß ſie ſich Kleider anzog in dem kalten Wetter, und den Adam auch. Glaube mir, es war Kraft in dem erſten Zahnweh!“

„Ich glaube Alles!“ ſagte ich. „Fahrt hin! Fahrt hin!“

„Ja, wenn Du es aufgiebſt, Dichter zu ſein, wenn Du ſchwörſt, nimmer wieder Verſe zu Papier, auf die Tafel oder auf ſonſt 'was zu bringen, was Schreibmaterial heißt, dann will ich Dich laſſen, ich kehre aber wieder, werde Dich wieder faſſen, wenn Du dichteſt!“

„Ich ſchwöre!“ ſagte ich: „nur daß ich Dich nie wieder ſehe oder höre!“

„Mich ſehen ſollſt Du wohl, aber in einer volleren Geſtalt, die Dir auch lieber iſt. Du ſollſt mich als Tante Mille wieder ſehen, und ich werde zu Dir ſagen: Dichte mein lieber Junge! Du biſt ein großer Dichter, vielleicht der größte, den wir haben! Schreibe Alles nieder und ſtecke es in den Tiſchkaſten! Allein, ſollteſt Du mir Glauben ſchenken und unterfängeſt Du Dich

wieder zu dichten — dann ſetze ich Deine Verſe in Muſik und ſpiele ſie auf Deiner Mundharfe! Du lieber Junge! — Denke an mich, wenn Du Tante Mille wiederſiehſt!“

Damit verſchwand ſie.

Ich bekam zum Abſchied noch gleichſam einen glühenden Nadelſtich durch den Kinnbacken; aber der Schmerz verzog ſich bald, ich glitt gleichſam auf dem weichen Waſſerſpiegel dahin, ſah unter mir die weißen Waſſerlilien mit ihren grünen breiten Blättern ſich beugen und ſenken, ſah ſie welken, ſich auflöſen, und ich verſank mit ihnen, aufgelöſt in Frieden und Ruhe — — —

„Sterben, hinſchmelzen wie der Schnee!“ ſo ſang und klang es im Waſſer, „verdunſten in die Wolke hinein, dahinfahren wie die Wolke! — —

Zu mir herab durch die Gewäſſer ſah ich große leuchtende Namen erglänzen, ſah Inſchriften auf flatternden Sieges-Fahnen, Patente der Unſterblichkeit — auf Schwingen der Eintagsfliege geſchrieben.

Mein Schlaf war tief, Schlaf ohne Träume. Ich hörte den ſauſenden Wind nicht mehr, nicht das Geknalle des Hausthors, nicht des Nachbars ſchellende Hausklingel, nicht des Poſaunenbläſers dumpfſchwere Gymnaſtik.

Das war Glückſeligkeit!

Da brauſte ein Sturmwind durch's Zimmer dahin — die verſchloſſene Thüre hinter welcher die Tante ruhte, ſprang auf. Die Tante ſprang auf, fuhr in die Schuhe, dann in die Kleider und dann zu mir herein.

„Du ſchliefſt wie ein Engel Gottes," ſagte ſie, „ich konnte es nicht über's Herz bringen, Dich zu wecken."

Ich erwachte von ſelbſt, ſchlug die Augen auf, hatte ganz vergeſſen, daß die Tante im Hauſe war; bald beſann ich mich aber doch deſſen, beſann mich des Zahnwehs und des Geſpenſtes. Traum und Wirklichkeit verſchmolzen in einander.

„Du haſt wohl geſtern Abend; nachdem wir uns Gute Nacht wünſchten, nichts geſchrieben?" fragte ſie. „Ich wollte Du hätteſt es gethan! Du biſt und bleibſt mein Lieblingsdichter!"

Es kam mir vor, als lächele ſie recht hinterliſtig. Ich wußte im Augenblick nicht recht, war ſie die gute Tante Mille die mich ſo lieb hatte, oder die Entſetzliche, der ich in der Nacht mein Verſprechen gegeben.

„Haſt Du gedichtet, mein lieber Junge?"

„Nein, nein!" rief ich. — „Du biſt ja Tante Mille."

„Na wer denn ſonſt!" ſagte ſie. Und es war wirklich Tante Mille.

Sie küßte mich, ſtieg in eine Droſchke und fuhr nach Hauſe.

Das, was hier zu leſen ſteht, ſchrieb ich nieder. Es ſind keine Verſe und es ſoll niemals gedruckt werden — — —

Ja, hier war es mit dem Manuſcript zu Ende.

Mein junger Freund, der angehende Ladendiener, konnte das Fehlende nicht auftreiben, das nämlich, was in die Welt hinausgegangen war, um Häringe, um Butter und ſchwarze Seife einzuwickeln; es hatte ſeine Beſtimmung erfüllt.

Der Bauer Rasmuſſen iſt todt, die Tante iſt todt, der Student iſt todt — der, deſſen Geiſtesfunken in die Tonne wanderten, und das iſt das Ende der Hiſtorie — die Hiſtorie von Tante Zahnweh.

Peiter, Peter und Pe'er.

Es ist unglaublich, was heutzutage die Kinder Alles wissen! Man weiß fast nicht mehr, was sie nicht wissen. Daß der Storch sie aus dem Brunnen oder dem Mühlenteich hergeholt und, als sie ganz klein waren, Vater und Mutter gebracht hat, ist jetzt eine so alte Geschichte, daß die Kinder ihr nicht mehr Glauben schenken, und sie ist doch die einzig richtige.

Aber wie gelangen die Kleinen in den Brunnen oder in den Mühlenbach? Ja, das weiß nicht Jeder,

nur Einige wiſſen es. Haſt Du den Himmel in einer ſternhellen Nacht betrachtet, die vielen Sternſchnuppen geſehen? Iſt es doch als fiele ein Stern und verſchwinde. Die Gelehrteſten können das, was ſie ſelbſt nicht wiſſen, auch nicht erklären; allein es iſt zu erklären, wenn man es weiß. Es iſt, als fiele ein kleines Weihnachtslicht vom Himmel und erlöſche; es iſt das ein Seelenfunken, vom lieben Gott zur Erde hinab geſendet; und indem derſelbe nun in unſere dichtere, ſchwerere Luft geräth, ſchwindet der Glanz dahin, es bleibt nur das, was unſere Augen nicht zu ſehen vermögen, denn es iſt etwas weit feineres als unſere Luft, es iſt ein Himmelskind, welches geſendet wird, ein kleiner Engel, aber ohne Flügel, — ſoll das Kleine doch ein Menſch werden. Leiſe gleitet es durch die Luft, und der Wind trägt es in einen Blumenkelch, ſei es nun in der einer Nachtviole, eines Teufelsbarts, einer Roſe oder einer Pechnelke; dort bleibt es liegen und ſchlummert. Luftig und leicht iſt es, eine Fliege kann es davon tragen, um wie viel mehr eine Biene, und dieſe kommen ja heran und ſuchen das Süße im Blumenkelch auf; liegt ihnen nun das Luftkind im Wege, ſo werfen ſie es nicht hinaus, das könnten ſie nicht übers Herz bringen, ſie tragen es aber behende in die Sonne auf ein Waſſerlilienblatt, und von dieſem

kriecht es ins Waſſer hinab, wo es ſchläft und wächſt bis der Storch es ſieht und es eine Menſchen-Familie bringt, die ſich ſo ein kleines Süßes wünſcht; allein wie ſüß oder nicht ſüß hängt davon ab ob das Kleine nur von dem klaren Quell getrunken hat oder ob Schlamm und Entengrün ihm in den Magen gerathen ſind, denn das macht ſehr irdiſch. Der Storch nimmt ohne Wahl das Erſte, welches er zu Geſicht bekommt. Eins gelangt in ein gutes Haus an ganz prächtige Eltern, ein Anderes zu harten Leuten in großem Elende, es wäre viel beſſer geweſen im Mühlenteich zu bleiben.

Die Kleinen erinnern ſich nicht, was ſie unter dem Waſſerlilienblatte träumten, während ihnen Abends die Fröſche ihr „Koax, koax! Strax, strax!“ vorſangen, was in der Menſchenſprache ſo viel heißt, als: „Wollt Ihr nun machen, daß Ihr ſchlaft und träumt!“ Sie wiſſen auch nicht mehr, in welcher Blume ſie gelegen haben oder welchen Duft dieſelbe hatte, und doch iſt wenn ſie erwachſene Menſchen werden, etwas in ihrem Innern, das ihnen ſagt: „Die Blume, die liebſt Du am meiſten!“ und die iſt es, in welcher ſie als Luftkinder lagen.

Der Storch wird ein ſehr alter Vogel, und er beobachtet ſtets wie es den Kleinen ergeht, die er gebracht hat, und wie ſie ſich in der Welt arten; er kann

nun freilich nichts für ſie thun oder ihre Lage ändern, er hat ſeine eigene Familie, für die er ſorgen muß, aber aus dem Gedächtniß ſchwinden ſie ihm nie; er behält ſie immer im Auge.

Ich kenne einen alten, ſehr braven Storch, welcher viele Vorkenntniſſe beſitzt und mehrere Kleine geholt hat und ihre Geſchichte weiß, in welcher immer ein wenig Schlamm und Entengrün aus dem Mühlenteich ſteckt. Ich bat ihn, mir das Leben Eines zu erzählen, und er antwortete, daß er mir drei Lebensgeſchichten für eine aus dem Hauſe des Peterſen geben wolle.

Die Familie Peterſen ſei eine ſehr nette; der Mann ſei Mitglied des Stadtverordneten-Collegiums, er lebe und webe nur für dieſes. Der Storch brachte nun hier einen kleinen Peter, ſo wurde das Kind genannt. Im darauf folgenden Jahr kam der Storch wieder mit noch Einem, den nannten ſie Peter, und als der dritte gebracht wurde, erhielt er den Namen Pe'er, denn in den Namen Peter, Peter, Pe'er liegt der Name Peterſen.

Das waren alſo drei Brüder, drei Sternſchnuppen, jedwedes in ſeiner Blume gewiegt, im Mühlenteich unter das Waſſerlilienblatt gelegt und dann vom Storch der Familie Peterſen gebracht, deren Haus an der Ecke — Du weißt ſchon wo, liegt.

Sie wuchſen heran, körperlich und geiſtig und wollten nun Etwas ſein, aber etwas Mehr als Stadtverordnete, das genügte ihnen nicht.

Peiter ſagte, er wolle ein Räuber ſei. Er hatte die Comödie „Fra Diavolo" geſehen und ſich für das Räuberhandwerk, als das ſchönſte der Welt, beſtimmt.

Peter wollte Trompeter ſein, und Pe'er, der ein ſo ſüßer und artiger Junge war, dick und fett, aber ſeine Nägel abbiß — das war ſein einziger Fehler — Pe'er wollte „Vater" ſein.

Alle drei gingen in die Schule, tanzten auf allen noblen Kinderbällen, rauchten Cigarren, wenn Niemand es ſah, und nahmen zu an Kenntniſſen und Wiſſen.

Peiter war von Klein an widerhaarig, wie ein Räuber es ja ſein muß; er war ein ſehr unartiger Junge, aber, ſagte die Mutter, er leide an Würmern, das ſei der Grund zu ſeiner Unart; unartige Kinder haben ſtets Würmer: Schlamm im Magen.

„Stoße nicht an den Kaffeetiſch, mein Lämmchen!" ſagte eines Tages die Mutter zu ihm; „Du könnteſt den Sahnentopf umſtoßen und ich Flecke in mein neues ſeidenes Kleid bekommen!"

Und das „Lämmchen" ergriff mit feſter Hand den Sahnentopf und goß den ganzen Inhalt direct in den Schooß der Frau Mama. „Lämmchen, Lämmchen!"

ſchrie ſie freilich dabei, aber, meinte ſie gleich darauf, Willen hat das Kind! Wille zeigt Charakter, und das Alles iſt zu vielverſprechend — für eine Mutter.

Es hätte ganz gewiß ein Räuber aus ihm werden können, allein er wurde es nicht grade dem Worte nach, es gelang ihm nur ganz das Ausſehen eines Räubers zu bekommen, er trug einen eingedrückten Filzhut, ging mit bloßem Hals und langem loſe herabhängendem Haar; er ſollte Künſtler ſein, aber er gelangte nur in die Kleider und ſah dazu noch aus wie eine Stockroſe; alle Menſchen, welche er abzeichnete, ſahen aus wie Stockroſen, ſo lang machte er ſie. Er liebte auch die Blume ſehr; er habe in einer Stockroſe gelegen, ſagte der Storch.

Peter hatte in einer Butterblume gelegen. Er hatte einen recht ſchmierigen Zug um den Mund, ſeine Haut war gelblich, und man war verſucht zu glauben, es würde Butter herausſtriefen, wenn man ihm einen Schnitt in die Wange beibringe. Er war wie geboren für den Butterhandel und hätte ganz gut ſelbſt perſönlich das Schild ſeiner Boutike abgeben können; aber inwendig, ja da war er Trompeter, er war die muſikaliſche Seite der Peiterſen'ſchen Familie, aber „er genüge auch für die ganze Sippſchaft", ſagten die Nachbarn. Er ſtellte in einer Woche ſiebzehn neue Polka's auf die Beine und

ſetzte ſie darauf zu einer Oper mit Trompete und Knarre zuſammen; pfui, wie die reizend war!

Pe'er war weiß und roth, klein und von gewöhnlichen Zügen; er hatte in einer Gänſeblume gelegen. Er gab niemals die Schläge wieder zurück, die ihm die anderen Knaben verſetzten, er ſagte, er ſei der Vernünftigſte, und der Vernünftigſte gebe immer nach. Erſt ſammelte er Schieferſtifte, dann Siegel, endlich legte er ſich ein Naturalien-Cabinet an, in welchem das Skelet eines Stichlingfiſches, drei blindgeborene junge Ratten in Spiritus und ein ausgeſtopfter Maulwurf enthalten waren. Pe'er hatte Sinn für das Wiſſenſchaftliche und ein Auge für die Natur, was den Eltern viele Freude machte und dem Pe'er auch. Er ging lieber in den Wald als in die Schule, lieber in die Natur als in die Erziehung; ſeine Brüder waren ſchon verlobt, als er noch für die Vervollſtändigung ſeiner Sammlung von Eiern der Waſſervögel ſchwärmte. Er wußte bald viel mehr von den Thieren als von den Menſchen, ja er meinte, wir Menſchen könnten überhaupt das Thier nicht erreichen in dem was wir am höchſten ſetzen, nämlich in der Liebe. Er ſah, daß wenn die Nachtigall-Sie auf ihren Eiern brüte, der Vater Nachtigall die ganze Nacht hindurch da ſäße und ſeinem Frauchen „kluck, kluck! zi zi! lo lo lo!“ vor-

ſinge. Das könnte ich nicht, ſagte Pe'er. Wenn die Storchmutter mit Jungen im Neſte liege, ſtehe Storchvater die ganze Nacht auf einem Bein auf dem Dachrücken, Pe'er hätte keine Stunde ſo ſtehen können. Und als er eines Tages das Gewebe der Spinne betrachtete und ſah was in demſelben hing, ja da gab er alle Gedanken an den Eheſtand ganz und gar auf. Herr Spinne webt, um unvorſichtige Fliegen, junge und alte, blutgefüllte und ausgedörrte zu fangen, er lebt, um zu weben und um ſeine Familie zu ernähren, aber Frau Spinne lebt ausſchließlich für ihren Gemahl. Sie frißt ihn auf vor lauter Liebe, ſie frißt ſein Herz, ſeinen Kopf, ſeinen Magen, nur ſeine langen dünnen Beine bleiben zurück im Spinngewebe hangen, wo er ſaß in Nahrungsſorgen, um die ganze Familie. Das iſt reine Wahrheit direct aus der Naturgeſchichte. Das Alles ſah Pe'er, darüber ſann er nicht wenig nach, und ſo von ſeiner Frau geliebt zu ſein, in gewaltſamer Liebe von ihr aufgefreſſen zu werden — nein, ſo weit treibt es kein Menſch! und würde das auch erwünſcht ſein?

Pe'er entſchloß ſich, nie zu heirathen; niemals einen Kuß zu geben oder zu nehmen, es könnte möglicherweiſe für den erſten Schritt zum Eheſtande angeſehen werden. Aber einen Kuß bekam er doch, den Kuß, den wir Alle bekommen, den großen Schmatzkuß des Todes. Wenn

wir lange genug gelebt haben, bekommt der Tod die Ordre: „Drauf losküſſen!“ und ſo iſt der Menſch fort, es leuchtet ein Sonnenblitz vom lieben Gott, ſo ſtark, daß es Einem vor den Augen ſchwarz wird; die Menſchenſeele, die wie eine Sternſchnuppe kam, fliegt wieder davon wie eine Sternſchnuppe, aber nicht, um in einer Blume zu ruhen oder unter einem Waſſerlilienblatt zu träumen; ſie hat wichtigere Dinge vor, ſie fliegt hinein in das große Land der Ewigkeit, aber wie es da iſt und wie es da ausſieht, vermag Niemand zu ſagen. Niemand hat dort hineingeſchaut, nicht einmal der Storch, wie weit der auch ſonſt ſieht und wie viel er auch weiß; er wußte nun auch weiter gar nichts von Pe'er, dagegen aber von Peiter und Peter noch Manches; ich hatte aber von dieſen genug gehört, und das haſt Du wohl auch.

Die Wochentage.

Die Wochentage wollten sich auch einmal von den Geschäften losreißen, wollten zusammen kommen und ein Gelag haben. Jeder Tag war übrigens dermaßen von Geschäften überhäuft, daß sie das ganze Jahr hindurch über gar keine freie Zeit verfügen konnten; sie mußten einen aparten ganzen Tag haben, aber einen solchen hatten sie dann auch jedes vierte Jahr, nämlich den Schalttag, der in den Februar hineingelegt wird, um Ordnung in die Zeitrechnung zu bringen.

Am Schalttage also wollten sie sich zu einem Gelage zusammenfinden, und da der Februar Fastnachts-Monat ist, so wollten sie carnevalsmäßig angethan, jedes seinem Gefühl und seiner Bestimmung nach, kommen, wollten gut essen, gut trinken, Reden halten und einander Angenehmes und Unangenehmes in ungenirter

Kameradſchaft ſagen. Die Kämpen des Alterthums warfen ſich bei den Mahlzeiten gegenſeitig die abgegeſſenen Fleiſchknochen an den Kopf, die Wochentage dahingegen wollten einander mit Bonbons von derben und anzüglichen Witzen und Redensarten bewerfen, wie ſolche bei unſchuldigen Faſtnachtsſpäßen eben vorfallen.

Es kam alſo der Schalttag und ſie kamen zuſammen.

Der Sonntag, Vorſteher der Wochentage, trat auf in einen ſchwarzen ſeidenen Mantel gehüllt; fromme Leute könnten denken, er ſei im geiſtlichen Ornat, bereit in die Kirche zu gehen; die Kinder der Welt ſahen ſchon, daß er im Domino ſteckte, um zu einer Luſtbarkeit zu gehen, und daß die glühende Nelke, die er im Knopfloch trug, die kleine rothe Laterne des Theaters ſei, die da beſagte: „Alles iſt ausverkauft, ſeht nun zu wie Ihr Euch erluſtigt!“

Der Montag, junger Menſch, verwandt mit dem Sonntag und ganz beſonders dem Vergnügen ergeben, folgte nach. Er verließe, ſagte er, die Werkſtätte, wenn die Wachtparade aufzöge.

„Ich muß hinaus, muß Muſik von Offenbach hören, die ſteigt mir nicht zu Kopfe und geht mir auch nicht in's Herz, ſie kitzelt mir die Beinmuskeln, daß ich tanzen muß, einen Trunk über den Durſt, ein blaues

Auge, darauf zu ſchlafen, haben muß und dann den nächſten Tag arbeiten, daß es kracht. Ich bin ſo zu ſagen der Neumond der Woche!"

Dienstag, ehemals auch Dingstag genannt, der Tag an dem die Dinge angefaßt, an dem richtig gearbeitet wird.

„Ja, der bin ich!" ſagte der Dienstag. Ich ſetze Alles in Gang, ich ſchnalle des Merkur Flügel an die Stiefel des Kaufmanns, ſehe in den Fabriken nach, ob die Maſchinenräder auch gehörig geölt ſind und ſich gehörig drehen, halte darauf, daß der Schneider auf dem Tiſche ſitzt und der Steinſetzer auf dem Pflaſter; jeder liege ſeinem Geſchäft ob! Ich habe ein Auge auf das Ganze, deshalb komme ich auch an in Polizeiuniform und nenne mich Polizeidienstag. Iſt das ein ſchlechter Witz, nun ſo verſucht es, Ihr Anderen, einen beſſeren zu bringen!"

„Und dann komme ich!" ſagte der Mittwoch. „Ich ſtehe mitten drin in der Woche, Herr Mittwoch, wenn ich bitten darf! Ich ſtehe, eine Blume da mitten zwiſchen den anderen geehrten Wochentagen. Marſchiren wir Alle auf, ſo habe ich drei Tage vorne, drei Tage hinten, das iſt gleichſam eine Ehrenwache, ich ſollte meinen, ich ſei der anſehnlichſte Tag der Woche!"

Donnerstag trat als Kupferſchmied gekleidet mit Hammer und kupfernem Keſſel ein, die ſeien ſeine Adels-Attribute.

„Ich bin von höchſter Geburt!“ ſagte er, „heidniſch, göttlich! In den Landen des Nordens bin ich nach dem Donnergotte Thor genannt, in denen des Südens nach dem Jupiter, Beide verſtanden es donnern und blitzen zu laſſen, und die Eigenſchaft iſt in der Familie geblieben!“

Und dabei ſchlug er auf den kupfernen Keſſel und bewies ſeine hohe Abſtammung.

Freitag hatte ſich als junges Mädchen angekleidet und nannte ſich Freia, zur Veränderung auch Venus, das hinge von dem Sprachgebrauch in den Landen ab, in welchen ſie auftrete. Sie ſei übrigens ſtiller Natur, heute aber flott und frei, es ſei ja Schalttag und der ſchenkt dem Weibe die Freiheit, daß es, wie es in alten Tagen Sitte war, ſelbſt freien darf und nicht zu warten braucht bis es gefreit wird.

Sonnabend trat als alte Haushälterin auf mit Kehrbeſen und anderen Reinigungs-Attributen. Ihr Leibgericht ſei Bierbrodſuppe, das richtige Sonnabendsgericht, aber ſie verlangte doch nicht, daß es bei dieſer feſtlichen Gelegenheit Allen vorgeſetzt werde, nur daß ſie es bekäme, und ſie bekam es.

Und nun ſetzten ſich die Wochentage gemüthlich zu Tiſche.

Hier ſind ſie alle ſieben gezeichnet; vielleicht geben ſie ſo einige Ideen zu Tableaux im Familienkreiſe; hier auf dem apier Pbeanſpruchen ſie nur zu ſein: ein Scherz im Februar, dem einzigen Monat, welcher Zulage bekommt.

Das Glück kann in einem Stecken liegen.

Jetzt werde ich eine Geſchichte vom Glück erzählen. Wir Alle kennen das Glück: Einige ſehen es bei ſich Jahr aus Jahr ein, Andere nur in gewiſſen Jahren, an einem einzelnen Tage, ja, es gibt Menſchen, welche es nur ein einziges Mal in ihrem Leben ſehen, aber ſehen thun wir es Alle.

Nun brauche ich zwar nicht zu erzählen, denn das weiß Jeder, daß der liebe Gott das kleine Kind ſendet

und es auf den Schooß einer Mutter legt, — es geſchehe dies nun in dem reichen Schloſſe, in dem wohlhabenden Zimmer oder auf offenen Felde, wo der kalte Wind bläſt; allein Jeder weiß wohl nicht, und doch iſt es gewiß, daß der liebe Gott, indem er das Kind bringt, demſelben zugleich eine Glücksgabe ſpendet, die aber nicht offen, dicht neben das Kind hingelegt wird, ſie wird irgendwo in der Welt niedergelegt, wo man am allerwenigſten daran denkt, ſie zu finden, und ſie wird doch ſtets aufgefunden, was eben das erfreuliche iſt. Sie kann z. B. in einen Apfel gelegt werden; das war ſie für einen gelehrten Mann, der Newton hieß; der Apfel fiel herab, plumps! und er fand ſein Glück. Wenn Du die Geſchichte nicht kennſt, ſo bitte Jemand, der ſie kennt, ſie Dir zu erzählen; ich habe eine andere Geſchichte zu erzählen und zwar eine von einer Birne.

Es war ein armer Mann, in Armuth geboren, in Armuth aufgewachſen, und darauf hin hatte er ſich verheirathet. Er war übrigens von Profeſſion ein Drechsler und drechſelte namentlich Regenſchirme, Stöcke und Ringe zum Zuſammenhalten der Regenſchirme; aber es reichte kaum von der Hand in den Mund.

„Ich werde niemals das Glück finden!“ ſagte er. Es iſt eine wirklich erlebte Hiſtorie, und ich könnte das

Land und den Ort nennen, wo der Mann wohnte, aber das iſt ja nicht nöthig.

Rothe, ſaure Vogelkirſchen wuchſen um ſein Haus und ſeinen Garten herum, es waren dieſe der reichſte Schmuck deſſelben. Im Garten ſelbſt ſtand auch ein Birnbaum, aber er trug nicht eine einzige Birne, und doch war grade das Glück in dieſen Birnbaum, in die unſichtbaren Birnen gelegt.

Eine Nacht ſtürmte der Wind ganz entſetzlich. Einige Tage darauf wurde es in der Zeitung erzählt, daß die große Poſt-Diligence, vom Sturme emporgehoben von der Landſtraße, wie ein Waſchlappen dahingeſchleudert worden ſei. Es war ſomit kein Wunder, daß dieſelbe Nacht ein großer Zweig vom Birnbaum abknickte.

Der Zweig wurde in die Werkſtelle getragen und der Mann drechſelte zum Scherz aus einem Stück desſelben eine große Birne und darauf eine kleinere und endlich eine ganz kleine.

„Der Baum müſſe doch endlich einmal Birnen anſetzen," ſagte der Mann, und gab die, welche er gedrechſelt hatte, den Kindern zum Spielzeug hin.

In einem naſſen Lande iſt ein Regenſchirm Lebensbedürfniß. Im ganzen Hauſe befand ſich zum gemeinſamen Gebrauch aber nur ein ſolcher; blies der

Wind zu ſtark, ſo kehrte der Schirm ſich um und um, ja, er zerbrach gar ein paar Mal, allein der Mann ſetzte ihn ſogleich wieder in guten Stand; am ärgerlichſten war es jedoch, daß der Knopf, der den Schirm zuſammenhalten ſollte, wenn er nicht aufgeſpannt war, gar zu oft abſprang, oder der Ring, in welchen der Knopf hineinpaßte, entzwei ging.

Eines Tages ſprang wieder der Knopf ab; der Mann ſuchte vergeblich, ihn auf den Fußboden aufzufinden und faßte dabei eine der allerkleinſten Birnen, die er gedrechſelt und den Kindern als Spielzeug gegeben hatte.

„Den Knopf finde ich nicht!“ ſagte der Mann, „aber dieſes kleine Ding kann am Ende denſelben

Nutzen thun!“ Und gesagt — gethan, er bohrte ein Loch in das Birnchen, zog eine Schnur durch, und siehe, es schloß ganz gut in dem zersprungenen Ring. Es war in der That der allerbeste Zusammenhalter, den der Regenschirm bis dahin gehabt hatte.

Als der Mann einige Zeit darauf eine Sendung Regenschirmstöcke nach der Hauptstadt, wo er solche zu liefern hatte, abgehen ließ, legte er einige der gedrechselten kleinen hölzernen Birnen, umgeben von einem halben Ring, bei, und bat, man möchte diese Art eines Zusammenhalters prüfen. Von der Stadt aus gingen sie weiter nach Amerika. Dort entdeckte man bald, daß das Birnchen weit besser hielt als irgend ein anderer Knopf, und nun gab man dem Kaufmann auf, alle Regenschirme, die er künftig zu senden haben würde, mittelst solcher Birnchens schließen zu lassen.

Nun aber! Nun gab es bei unserem Drechsler zu thun! Birnen zu Tausenden! Holzbirnen an allen Regenschirmen! Da mußte angefaßt werden. Der Mann drechselte und drechselte. Der ganze Birnbaum ging drauf in kleinen Holzbirnen. Dafür gingen aber auch Schillinge, ja Thaler ein!

„In dem Birnbaum war mein Glück niedergelegt!“ sagte der Mann, er richtete sich eine große Werkstelle ein mit Gehülfen und Lehrburschen. Und stets war er

guter Laune und ſagte oft: „Das Glück kann in einem Stecken liegen!“

Ja, das ſage auch ich, der die Geſchichte erzählt.

Man hat die Redensart: „Nimm einen weißen Stecken in den Mund, und Du biſt unſichtbar!“ Aber das muß freilich der richtige weiße Stecken ſein, derjenige, der uns vom lieben Gott als Glücksſpende gegeben iſt. Den Stecken habe ich bekommen, und ich kann auch, gerade wie unſer Mann, der Drechsler, das klingende blitzende Gold, das allerbeſte Gold mir holen, das, welches aus Kinderaugen blitzt, aus Kindermunde klingt, ja, von Vater und Mutter auch mir entgegen gebracht wird. Sie leſen die Geſchichten, und ich ſtehe mitten in der Stube bei ihnen, aber unſichtbar, denn ich habe den weißen Stecken im Munde; vernehme ich nun, daß ſie ſich freuen über das, was ich erzähle, ja, dann ſage auch ich: Das Glück kann in einem Stecken liegen!

Der Krüppel.

Es war ein alter Herrenhof mit jungen prächtigen Herrenhofsleuten. Reichthum und Segen hatte dieſe Gutsherrſchaft, ſich erheitern und vergnügen wollte ſie, und Gutes that ſie auch. Alle Menſchen ſollten fröhlich ſein, wie ſie ſelbſt es war.

Am Weihnachtsabend ſtand ein großer, herrlich geputzter Weihnachtsbaum in dem alten Ritterſaal, in welchem dann das Feuer in den Kaminen loderte und Tannenreiſer um die alten Bilder an den Wänden geſchlungen waren. Hier verſammelten ſich die Herrſchaft und die Gäſte, es fand Geſang und Tanz Statt.

Früher am Abend, war die Weihnachtsfreude ſchon in der Geſindeſtube geweſen. Auch hier ſtand ein großer Tannenbaum mit flammenden rothen und weißen Lichtern, mit Flaggen, aus Papier ausgeſchnitzten

Schwänen und Netzen, die mit Zuckerplätzchen aller Art gefüllt waren. Die armen Kinder des Kirchspiels waren eingeladen, und mit den Kindern kamen auch die Mütter an. Die Mütter schauten den Baum nicht sehr an, ihre Blicke hafteten an den Weihnachtstischen, auf welchen Wollenes und Leinenes, Rockzeug und Hosenzeug lagen. Ja dahin schauten die Mütter und die erwachsenen Kinder, nur die Kleinen streckten die Hände nach den Lichtern, dem Flittergold und den Fahnen und Flaggen aus.

Diese Leute kamen schon am Nachmittag an, sie bekamen Milchreis, bestreut mit Zimmt und Zucker, und Gänsebraten mit Rothkohl. Wenn dann der Weihnachtsbaum besehen und die Geschenke vertheilt waren, erhielt noch Jeder ein Gläschen Punsch und Pfannkuchen.

Wenn sie darauf in ihre eigene ärmliche Stube zurückgekehrt waren, sprachen sie von „dem guten Leben", was so viel hieß, als das gute Essen und Trinken, und die Gaben wurden nochmals genau besehen.

Da war nun Garten-Kirstine und Garten-Ole. Mit einander verheirathet, hatten sie das Haus und das tägliche Brod für ihre Arbeit, Gäten und Graben in dem Herrenhofgarten. An jedem Weihnachtsfeste bekamen sie ihren guten Theil von den Geschenken, sie hatten

aber auch fünf Kinder, alle fünf wurden von der Herrſchaft gekleidet.

„Hier ſind gute Kleider für die vier Kinder," ſagte Garten-Ole. „Aber warum iſt hier nichts für den Krüppel? Sie pflegen doch ſonſt auch den zu bedenken, wenn er auch nicht mit iſt bei dem Feſt!"

Es war das älteſte der Kinder, welches er den „Krüppel" nannte; ſonſt hieß das Kind Hans.

Als kleines Kind war er der flinkeſte und lebhafteſte Knabe, aber dann wurde er mit einem Mal „ſchlotterig in den Beinen" wie ſie es nannten, und konnte weder ſtehen noch gehen, und nun war er ins fünfte Jahr hinein bettlägerig.

„Ja, Etwas habe ich denn doch für ihn bekommen!" ſagte die Mutter. „Aber es iſt weiter Nichts, es iſt nur ein Buch, er kann drin leſen."

„Na, dabei ſoll er nicht fett werden!" ſagte der Vater.

„Aber Hans wurde froh dabei. Er war ein recht aufgeweckter Knabe, der gern las, aber auch die Zeit zur Arbeit benutzte, soweit er, welcher stets im Bette liegen mußte, es eben konnte. Er that gern 'was Nützliches, er war fingerfertig, strickte wollene Strümpfe, ja ganze Bettdecken; die gnädige Frau auf dem Herrenhofe hatte sie gelobt und gekauft.

Das Buch, welches Hans geschenkt bekommen hatte, war ein Märchenbuch; es war drin Viel zu lesen, Vieles zum Nachdenken.

„Das Buch ist zu gar keinem Nutzen hier im Hause!“ sagten die Eltern. „Aber, mag er lesen, so vergeht ihm die Zeit, er kann doch nicht immer Strümpfe stricken.“

Der Frühling kam; Blumen und Grünes begannen zu knospen und zu treiben, auch das Unkraut knospte, wie man ja doch die Brenn-Nessel nennen kann, obgleich es im Gesangbuch so schön von ihr heißt, daß alle Könige der Erde zusammen es nicht vermögen, das kleinste Blatt an einer Nessel zu schaffen.

Im Herrenhofgarten war viel zu thun, nicht allein für den Gärtner und dessen Lehrlinge, sondern auch für Garten-Kirstine und Garten-Ole.

„Das ist ein Stück Arbeit!“ sagte sie, „und haben wir denn die Gänge geharkt und sie recht schön gemacht,

ſo werden ſie gleich wieder niedergetreten. Hier iſt aber auch ein Gedränge von Fremden auf dem Herrenhofe. Was das koſten muß! Aber die Herrſchaft iſt reich!"

„Es iſt ſchlecht vertheilt in der Welt!" ſagte Ole. „Wir ſind Alle Kinder des lieben Gottes, ſagt der Pfarrer. Warum denn aber ſolch' Unterſchied?"

„Das kommt vom Sündenfall!" ſagte Kirſtine.

Hiervon ſprachen ſie wieder am Abend, an welchem Krüppel-Hans da lag, das Märchenbuch in der Hand.

Bedrängte Lebensverhältniſſe und harte Arbeit hatten den Eltern nicht allein harte Hände gebracht, ſondern ſie auch hart in ihrem Urtheil und ihren Anſichten gemacht; ſie konnten ſich über die Welt nicht klar werden und ſprachen ſich nun immer mehr in Verdruß und Zorn hinein.

„Einige Menſchen bekommen Wohlſtand und Glück, andere nur Armuth! Warum muß der Ungehorſam und die Neugier unſerer Stamm-Eltern an uns gerächt werden. Wir hätten uns nicht ſo betragen wie die Beiden!"

„Ja, das hätten wir wohl!" ſagte plötzlich Krüppel-Hans. „Das ſteht Alles hier in meinem neuen Buche!"

„Was ſteht im Buche?" fragten die Eltern.

Und Hans las ihnen das alte Märchen von dem Holzhauer nnd ſeiner Frau vor: die Beiden ſchimpften

auch über die Neugier Adam's und Eva's, welche Schuld sei an ihrem Unglück. Der König des Landes vernahm diese Worte im Vorübergehen. „Folgt mir nach Hause!“ sagte er, „und Ihr sollt es eben so gut haben wie ich es habe, sieben Gerichte Essen und ein Schaugericht. Das letztere ist in einer mit Deckel verschlossenen Terrine, und Ihr dürft die Terrine nicht anrühren, denn in demselben Augenblick ist es aus mit dem Herrenleben!“ — „Was mag in der Terrine sein?“ sagte die Frau. „Das geht uns nichts an!“ sagte der Mann. „Ich bin aber doch neugierig;“ sagte die Frau, „ich möchte blos wissen, warum wir den Deckel nicht heben dürfen; da steckt gewiß 'was Delicates drin!“ — „Wenn nur nicht irgend eine Mechanik dabei ist!“ sagte der Mann, „so 'was wie ein Pistolenschuß, der abknallt und das ganze Haus weckt!“ — „Herrjeh!“ sagte die Frau und wagte die Terrine nicht zu berühren. Aber in der Nacht träumte ihr, daß der Deckel derselben sich von selbst hebe; es ströme ein Duft heraus von dem schönsten Punsch, wie man ihn bei Hochzeiten und Begräbnissen zu trinken bekommt, und es lag eine große silberne Münze da mit der Inschrift: „Wenn Ihr von diesem Punsch trinkt, dann werdet Ihr die zwei reichsten Menschen der Welt und alle Anderen werden Bettler!“ — und die Frau erwachte bei dem Traum

und erzählte ihn ihrem Mann. „Du denkſt gar zu viel an das Ding!“ ſagte er. „Wir können ja den Deckel ganz behutſam ein wenig heben, nur ein wenig!“ ſagte die Frau. „Ganz behutſam!“ ſagte der Mann. Und die Frau hob den Deckel ganz leiſe und ganz wenig. — Da ſprangen zwei kleine Mäuſe aus der Terrine heraus, und huſch! waren ſie verſchwunden in ein Mauſeloch. „Gute Nacht!“ ſagte der König. „Jetzt könnt Ihr nach Hauſe gehen und weiter ſchlafen auf Eurem eigenen Lager; aber ſchimpft nicht mehr auf Adam und Eva, Ihr ſelbſt ſeid eben ſo neugierig und undankbar geweſen!“

„Woher mag denn die Geſchichte da ins Buch gekommen ſein?“ ſagte Garten-Ole; „iſt es doch grad' als wäre ſie auf uns gemünzt. Sie gibt aber Viel zum Nachdenken!“

Am darauf folgenden Tage gingen ſie wieder auf Arbeit; ſie wurden von der Sonne verbrannt und nachher vom Regen naß bis auf die Haut in ihrem Innern hauſten verdrießliche Gedanken, die ſie wiederkäueten.

Es war, nachdem ſie nach Hauſe gelangt waren und ihre Milchgrütze gegeſſen hatten, noch heller Abend.

„Lies uns wieder die Geſchichte von dem Holzhauer vor,“ ſagte Garten-Ole.

„Es ſind viele andere prächtige Geſchichten in dem Buch!“ ſagte Hans; „viele, die Ihr nicht kennt.“

„Aber aus den mache ich mir nichts!“ ſagte Ole. „Ich will die hören, die ich kenne!“

Und er und die Frau hörten die Geſchichte noch ein Mal.

Sie kamen ſpäter manchen Abend immer wieder auf die Geſchichte zurück.

„Aber mir das Ganze richtig klar machen, das kann ſie doch nicht!“ ſagte Ole. „Es iſt mit den Menſchen wie mit ſüßer Milch, die gerinnt; Einige werden zu feinem Molken- oder Quarkkäſe und Andere zu dünner wäſſeriger Molke allein! Es gibt Leute, die in Allem Glück haben, alle Tage obenan ſitzen am Herrentiſche und nichts vermiſſen und keine Sorge haben!“

Dieſe Aeußerung hörte Krüppel-Hans. Elend waren ſeine Beine, aber ſein Kopf war klug. Er las den Eltern weiter aus ſeinem Märchenbuch vor, las von dem „Manne ohne Noth und Sorge“. Ja, wo ſei der zu finden? Aber gefunden mußte er werden.

Der König lag krank darnieder und konnte nur wieder geſunden, wenn ihm das Hemd angezogen, welches von einem Mann ſchon getragen wurde, der in Wahrheit ſagen konnte, er habe niemals Noth und Sorge gekannt. Das Hemd mußte aber direct vom Körper eines ſolchen Menſchen dem Körper des Königs angezogen werden.

Es wurde nach allen Ländern der Welt geſandt, in jedes Schloß, in jeden Herrenhof, zu allen wohlhabenden und fröhlichen Menſchen, aber wenn man ſie genau ausfragte, ſo hatte doch Jedweder Noth und Sorge gehabt.

„Das habe ich nicht!“ ſagte der Schweinehirt, der auf dem Feldzaun ſaß und lachte und ſang. Ich bin der glücklichſte Menſch!“

„Nun, dann gib uns Dein Hemd her,“ ſagten die Ausgeſandten, „Du ſollſt es mit einem halben Königreich bezahlt bekommen.“

Aber — der Schweinehirt hatte kein Hemd, und doch nannte er ſich den glücklichſten Menſchen.

„Das war ein feiner Kerl!“ rief Garten-Ole, und er und ſeine Frau lachten, wie ſie es ſeit Jahr und Tag nicht gethan hatten.

In dem Augenblick ging der Schulmeiſter an dem Häuschen vorbei.

„Wie Ihr vergnügt ſeid!“ ſagte er, „das iſt was Seltenes hier im Hauſe. Habt Ihr in der Lotterie gewonnen?“

„Nee, ſo iſt's nicht!“ ſagte Ole. „Es war Hans, der uns aus dem Märchenbuch vorlas, er las von dem Manne ohne Noth und Sorge, und der Kerl hatte kein Hemd. — Es thanet Einem ordentlich die Augen auf, wenn man ſo 'was hört, und dazu aus einem gedruckten Buche. Jeder hat ſchon ſein Fuder zu ziehen, aber er iſt nicht allein dabei. Darin liegt immer ein Troſt!“

„Woher habt Ihr das Buch?“ fragte der Schulmeiſter.

„Das kriegte unſer Hans Weihnachten voriges Jahr, die Herrſchaft ſchenkte es ihm. Sie wiſſen, er lieſt zu gern und iſt ja ein Krüppel, der Arme. Damals meinten wir, es ſei hübſcher geweſen, wenn er zwei neue Hemden bekommen hätte. Aber das Buch iſt merkwürdig, es kann Einem ſo zu ſagen auf ſeine Gedanken antworten!“

Der Schulmeiſter nahm das Buch zur Hand und ſchlug es auf.

„Laßt uns dieſelbe Geſchichte nochmals kriegen!“ ſagte Garten-Ole, „ich habe ſie noch nicht recht inne. Und darauf kann er uns auch die andere von dem Holzhauer vorleſen!“

Die beiden Geſchichten genügten dem Ole vollſtändig, andere wollte er gar nicht. Sie waren gleichſam zwei Sonnenſtrahlen in die ärmliche Stube hinein, in die verdrießlichen Gedanken, die ihn und Frau oft niederdrückten.

Hans hatte das ganze Buch geleſen, es viele Mal geleſen. Die Märchen trugen ihn in die Welt hinaus, wohin er ſonſt nicht gelangte, die Beine trugen ihn ja nicht.

Der Schulmeiſter ſaß an ſeinem Bette; die Beiden ſprachen zuſammen, und es war Beiden zum Vergnügen.

Von dem Tage an ſprach der Schulmeiſter öfter bei Hans vor, wenn die Eltern auf Arbeit waren. Es war gleichſam ein Feſt für Hans, jedesmal wenn er kam. Wie lauſchte er dem, was der alte Mann ihm zählte von der Größe der Erde und den vielen Ländern, und daß die Sonne doch faſt eine halbe Million Mal größer als die Erde und ſo weit fort ſei, daß eine

Kanonenkugel in ihrem Fluge, von Sonne zur Erde ganze fünfundzwanzig Jahre brauchen würde, während die Lichtstrahlen in acht Minuten die Erde erreichten.

Von diesem Allen weiß nun zwar jeder tüchtige Schuljunge Bescheid, aber Hans war das Neues und noch wunderbarer als Alles, was im Märchenbuche stand.

Der Schulmeister war ein paar Mal jährlich Gast am herrschaftlichen Tische, und bei einer solchen Gelegenheit erzählte er, welche Bedeutung das Märchenbuch in dem armen Hause erlangt hatte, woselbst blos zwei Geschichten des Buches zur Weckung und zum Segen waren. Der schwächliche, kluge, kleine Knabe habe durch sein Vorlesen Nachdenken und Freude ins Haus gebracht.

Als der Schulmeister den Herrenhof verließ, drückte die gnädige Frau ihm ein paar blanke Thaler in die Hand für den kleinen Hans.

„Die mögen Vater und Mutter haben!“ sagte der Knabe, als der Schulmeister ihm das Geld brachte.

Und Garten-Ole und Garten-Kirstine sagten: „Krüppel-Hans bringt doch auch Nutzen und Segen!“

Einige Tage später, die Eltern waren zur Arbeit auf dem Herrenhof, hielt der herrschaftliche Wagen vor dem Häuschen Ole's an; es war die herzensgute Guts-

herrfrau, die, erfreut darüber, daß ihre Weihnachtsgabe dem Knaben und den Eltern ſolchen Troſt und Freude geſpendet habe, nun den kleinen Hans beſuchte.

Sie brachte ihm feines Brod, Obſt und eine Flaſche ſüßen Saft, und, was noch mehr Freude bei ihm erregte, ſie brachte ihm, im vergoldeten Käfig, einen kleinen ſchwarzen Vogel, der ganz reizend ſang. Der Käfig mit dem Vogel wurde auf die alte hohe Kommode geſtellt, die nicht weit vom Lager des Hans ſtand, ſo könne er den Vogel immer ſehen und hören; ja, Leute weit fort auf der Landſtraße draußen konnten ihn ſingen hören.

Ole und Kirſtine kehrten erſt nach Hauſe als die Gutsherrfrau ſchon wieder abgefahren war; ſie vernahmen, wie erfreut Hans war, aber es wollte ihnen doch bedünken, daß das Geſchenk nur Mühe verurſache.

„Reiche Leute denken nun einmal nicht an ſo 'was!" ſagten ſie. „Müſſen wir nun auch auf den Vogel achten! Krüppel-Hans kann es ja nicht. Das Ende wird ſein, daß die Katze ihn nimmt."

Es verſtrichen acht Tage, und noch acht Tage. Die Katze war unterdeß oftmals in der Stube geweſen, ohne daß ſie den Vogel erſchreckt, geſchweige ihn 'was zu Leide gethan hatte. Da fand ein großes Ereigniß ſtatt. Es war Nachmittag; die Eltern und die anderen

Kinder waren auf Arbeit, Hans war ganz allein; er hielt das Märchenbuch in der Hand und las von der Fiſcherfrau, deren alle Wünſche in Erfüllung gingen; ſie wollte König ſein, und ſie wurde es; ſie wollte Kaiſer ſein, und ſie wurde es; aber dann wollte ſie der liebe Gott ſein, — und ſofort ſaß ſie wieder in dem Schlammgraben, aus welchem ſie gekommen war.

Die Geſchichte hatte nun freilich gar nichts mit dem Vogel und der Katze zu thun, aber es war gerade die Geſchichte, die er las, als dies Ereigniß ſtattfand, und das ſchwand ihm ſpäter niemals aus dem Gedächtniß.

Der Käfig ſtand auf der Kommode, die Katze ſtand auf dem Fußboden und ſah mit ihren grüngelben Augen den Vogel ſtarr an. Es war ein Etwas im Geſicht der Katze, als wolle ſie zu dem Vogel ſagen: „Wie Du reizend biſt! Ich möchte Dich auffreſſen!“

Das begriff der Hans ſchon, er las es direct aus den Augen der Katze.

„Fort, fort, Katze!“ rief er. „Willſt Du machen, daß Du aus der Stube hinaus kommſt!“

Es war als nehme die Katze ſich bei dieſen Worten zuſammen, um zu ſpringen.

Hans konnte ſie nicht erreichen, er hatte nichts Anderes nach der Katze zu werfen, als ſeinen liebſten Schatz, das Märchenbuch. Das warf er denn auch,

allein der Einband ſaß ziemlich loſe, derſelbe flog nach der einen Seite und das Buch ſelbſt mit allen Blättern flog nach der anderen. Die Katze ging langſamen Schrittes ein wenig zurück in der Stube und ſchaute Hans an, als wollte ſie ſagen:

„Miſche Du Dich nicht in die Sache, kleiner Hans! Ich kann gehen und ich kann ſpringen. Du kannſt weder das Eine noch das Andere!“

Hans behielt die Katze im Auge und war in großer Unruhe; auch der Vogel begann unruhig zu werden. Kein Menſch war da, den Hans hätte herbeirufen können; es war, als wiſſe die Katze dies; ſie machte ſich wieder fertig zum ſpringen. Hans wedelte mit ſeiner Bettdecke, die Hände konnte er gebrauchen; aber die Katze machte ſich aus der Bettdecke nichts; und da Hans auch dieſe ihr nachgeworfen, aber ohne Nutzen, ſetzte ſie mit einem Sprunge auf den Stuhl und von dieſem auf das Fenſterbrett; hier war ſie dem Vogel näher.

Hans fühlte wie ihm vor Angſt das Blut wallte, allein daran dachte er nicht, er dachte nur an die Katze und an den Vogel; außerhalb des Bettes war der Knabe ja ganz und gar hilflos, auf den Beinen ſtehen vermochte er nicht, noch weniger konnte er gehen. Ihm war als drehte ſich das Herz im Leibe um, indem er

die Katze nun weiter, vom Fensterbrett auf die Kommode springen sah und den Käfig anstoßen, daß er umfiel. Der Vogel flatterte entsetzt und verwirrt drin umher.

Hans stieß ein lautes Geschrei aus, er fühlte Etwas wie einen Ruck durch den ganzen Körper, und ohne dabei zu denken, ohne alle Besinnung sprang er in seiner Angst aus dem Bett, auf die Kommode zu, riß die Katze hinweg und ergriff mit fester Hand den Käfig, in welchem der entsetzte Vogel noch steckte. Er hielt den Käfig hoch empor und lief mit demselben zur Hausthüre, auf den Weg hinaus.

Plötzlich blieb er hier stehen, die Thränen strömten ihm aus den Augen; er jubelte laut auf: „Ich kann gehen! Ich kann gehen!“

Er hatte den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder erlangt; dergleichen kann geschehen, und mit ihm geschah es.

Der Schulmeister wohnte ganz in der Nähe; zu ihm lief Hans auf bloßen Füßen, nur im Hemd und in der Nachtjacke, das Vogelbauer immer in der Hand.

„Ich kann gehen!“ rief er. „Großer, lieber Gott!“ Und er schluchzte in Thränen vor lauter Freude.

Und im Hause bei Garten-Ole und Garten-Kirstine

zog große Freude ein. „Einen fröhlicheren Tag können wir nimmer erleben!“ ſagten ſie Beide.

Hans wurde auf den Herrenhof gerufen; den Weg dorthin war er ſeit Jahren nicht gegangen, es war ihm als wenn Baum und Gebüſch, die er ſo gut kannte, ihm zunickten und ſagten: „Guten Tag, Hans! Wie ſchön, daß Du wieder da biſt!“ Die Sonne ſchien ihm in's Geſicht, ja gradezu in's Herz hinein.

Die Herrſchaft, die jungen, prächtigen Herrenhofleute, ließen ihn bei ſich ſitzen und ſahen ſo erfreut aus, als wäre er ein Kind aus ihrer eigenen Familie.

Am meiſten freute ſich doch die gnädige Frau, welche ihm das Märchenbuch geſchenkt, und den kleinen Singvogel gebracht hatte; dieſer war nun freilich geſtorben, an dem Schreck verendet, allein der kleine gefiederte Sänger war gleichſam das Mittel zur Geneſung des Knaben geworden, und das Buch hatte ihm und den Eltern zur Weckung gedient; das Buch hatte der Hans noch, das wollte er aufheben und immer wieder leſen, wenn er auch noch ſo alt würde. Jetzt könne er auch den Eltern nützen, ſagte er; er wolle ein Handwerk erlernen, am liebſten Buchbinder werden, „denn“, meinte er, „ſo kann ich alle neuen Bücher zu leſen bekommen!“

Am Nachmittag ließ die Gutsherrfrau beide Eltern

zu ſich rufen. Sie und ihr Mann hatten wegen der Zukunft des kleinen Hans Berathung gepflogen; Hans ſei ein frommer, flinker Knabe, ſei nicht wenig begabt und möchte gern immer leſen. Der liebe Gott werde ſchon ſeinen Segen zu einer guten Sache geben.

Und an dieſem Abende kehrten die Eltern, namentlich Kirſtine, recht ſehr erfreut von ihrer Arbeit im Herrenhofgarten nach Hauſe; aber eine Woche ſpäter, an demſelben Tage, weinte ſie, denn an dieſem verließ der kleine Hans das elterliche Haus und reiſte ab; er war in gute Kleider geſteckt und hatte einen ganzen Koffer voll von ſolchen von der Gutsherrfrau erhalten; er ſei ein guter Junge, aber jetzt müſſe er über Belt und ſalzige See, weit weg, in die Schule, gar in eine „lateiniſche", und es werden viele Jahre vergehen, bis ſie ihn wieder ſehe.

Das Märchenbuch aber gab die Mutter ihm nicht mit, das wollten die Eltern zum Andenken behalten. Und Vater Ole las oft drin, doch las er nur jene beiden Geſchichten, niemals eine andere, denn die beiden kenne er!

Und es kamen Briefe von Hans an, einer in freudigerer Stimmung als der andere. Er war bei guten Menſchen, die wohlhabend ſeien, untergebracht; das Allerfreudigſte war, daß er in die Schule ging; es ſei gar

Vieles zu lernen und zu wiſſen, ſchrieb er, und er wünſche nun blos: hundert Jahre zu leben und einmal Schulmeiſter zu werden.

„Ob wir das wohl erleben werden!?“ ſagten die Eltern, und drückten ſich die Hände, wie ſie es nach dem Genuß des heiligen Abendmahls zu thun pflegten.

„Was doch dem Hans geſchehen iſt!“ ſagte Ole. „Der liebe Gott denkt auch an armer Leute Kind! Grad' an dem Krüppel ſollte es ſich zeigen! Iſt das aber nicht, als wenn Hans es uns aus dem Märchenbuche vorleſe!“

I.

Bemerkungen über Entstehung und Fortschreiten der Märchen.

Man hat mir gesagt, daß ein paar Bemerkungen über Entstehen und Fortschreiten der Märchen, für Diesen und Jenen nicht ohne Interesse sein würden, weshalb ich solche hier niederschreibe.

Um die Weihnachtszeit 1829 erschien eine kleine Sammlung „Gedichte" von mir, welcher ein in Prosa geschriebenes Märchen „der Todte" hinzugefügt war. Ich hatte dasselbe, als ich noch ein Kind war, erzählen gehört, und erzählte es nun wieder in einem Ton, welcher den von Musäus gebrauchten nachahmte, allein dasselbe fand keinen Anklang bis es mehrere Jahre später, in anderer Weise erzählt, unter dem Titel „der Reisekamerad" erschien.

In der Harzreise, 1831, klang zum ersten Mal der rechte Märchenton, und zwar in der Geschichte von dem alten König, welcher meinend, er habe noch nie eine Lüge gehört, demjenigen, der ihm eine solche vorbringen könne, die Prinzessin und die Hälfte seines Königreichs versprach.

„Märchen, den Kindern erzählt," erſtes Heft, erſchienen 1835, kleines Format, 61 Seiten; es enthielt:

Das Feuerzeug,
Der große Klaus und der kleine Klaus,
Die Prinzeſſin auf der Erbſe,
Die Blumen der kleinen Ida.

Der Erzähler dieſer Märchen ſollte „durch den Styl hörbar ſein", die Sprache mußte ſich deshalb der des mündlichen Vortrags nähern; es wurde zwar Kindern erzählt, aber ſo, daß auch Aeltere daran Vergnügen finden möchten. Die drei erſtgenannten Märchen hatte ich während meiner Kindheit in der Spinnſtube und bei der Hopfen-Ernte gehört; „die Blumen der kleinen Ida" entſtand aber in anderer Weiſe: ich erzählte eines Tages bei einem Beſuch bei dem Dichter Thiele ſeiner kleinen Tochter Ida Verſchiedenes von den Blumen im Botaniſchen Garten, und dies ſchrieb ich ſpäter nieder und formte es zu einem Märchen; einige der Bemerkungen, welche das Kind damals machte, hielt ich feſt und verwendete ſie in dem Märchen.

Das zweite Heft dieſer Sammlung, 60 Seiten, erſchien 1836 und enthielt:

Däumlinchen,
Der unartige Knabe,
Der Reiſekamerad,

und im darauf folgenden Jahr folgte das dritte Heft, in welchem die beiden Märchen:

Die kleine Seejungfer,
Des Kaiſers neue Kleider.

Die ganze Sammlung bildete nun einen kleinen Band, zu welchem ich noch ein paar Worte als „Vorwort" ſchrieb; ich ſprach in demſelben aus, wie wenig Anklang dieſe Dichtungen zu finden ſchienen, was damals der Fall war. Außerdem gab ich Rechenſchaft von meinen Stoff-Quellen. Ich ſagte u. A.:

„Zu den däniſchen Volksmärchen, die ich als Kind

gehört und nun hier frei wieder erzählt habe, sind zu rechnen: „das Feuerzeug," „der große Klaus und der kleine Klaus," „die Prinzessin auf der Erbse" und „der Reisekamerad". Die Fabel zu „Der unartige Knabe" ist aus Anakreon's Gedichten geschöpft; „Des Kaisers neue Kleider", welches das Heft beschließt, ist spanischen Ursprungs, die ganze amüsante Idee, schulden wir dem Prinzen Don Manuel, geboren 1277, gestorben 1347.*) Ganz eigene Erfindung ist „Die Blumen der kleinen Ida", so auch „Däumelinchen" und „Die kleine Seejungfer"**), und diese drei sind somit als meine drei ersten originalen Märchen zu betrachten. — Das letztere derselben erregte einige Aufmerksamkeit und spornte mich zur Selbsterfindung an; ein solches erfundenes größeres Märchen „Die Galoschen des Glücks" wurde im Jahre 1838 veröffentlicht. Der dänische Dichter Hostrup benutzte es bald darauf in sinniger Weise in einer seiner vortrefflichen Studenten-Komödien: Die Nachbarn.

In demselben Jahre um Weihnachten folgte das erste Heft einer neuen Sendung, in welcher:

Das Gänseblümchen,
Der standhafte Zinnsoldat,

beide eigener Erfindung;

Die wilden Schwäne

dahingegen einem dänischen Volksmärchen nacherzählt.

Das zweite Heft enthielt:

Der Garten des Paradieses,
Der fliegende Koffer,
Die Störche.

Ersteres ist eins der vielen Märchen, die ich als Kind er-

---

*) Dieselbe Idee ist auch von Cervantes benutzt und zwar in einem seiner meisterhaften Zwischenspiele, „entremeses", ins Deutsche unter dem Titel „Das Wundertheater" übersetzt.

**) „Die kleine Seejungfer" soll später dramatisirt und auf einem der Volkstheater in Wien aufgeführt worden sein.

zählen hörte, und welches mir ganz beſonders viele Freude machte, ſo daß ich es immer länger wünſchte; die vier Winde der Welt mußten noch Mehreres erzählen, der Garten des Paradieſes noch weit deutlicher gezeigt werden können; ich verſuchte dies nun. In „Der fliegende Koffer“ iſt das Motiv aus „Tauſend und Eine Nacht“ geſchöpft; „Die Störche“ gründen ſich auf den Volksglauben und die Kinderverſe, die ſich an die Störche knüpfen.

In den Jahren 1840—41, nach meiner Reiſe nach Griechenland und Conſtantinopel, gab ich „Eines Dichters Bazar“ heraus; von dieſem Buch wurden in die deutſche Geſammtausgabe meiner Märchen, welche V. Pederſen illuſtrirte, „Das Metallſchwein“, „Der Freundſchaftsbund“ und „Eine Roſe vom Grabe Homer's“ aufgenommen, und man hat ſie ſeitdem auch in die däniſche Ausgabe gebracht.

Drittes Heft der neuen Sammlung von „Märchen, den Kindern erzählt“ erſchien im Jahre 1842 und enthielt:

Ole Luk-Oie,
Der Roſen-Elf,
Der Schweinehirt,
Der Buchweizen.

Die mit dem Namen Ole Luk-Oie verknüpfte Vorſtellung von einem Weſen, welches bei ſeiner Ankunft die kleinen Kinder ſchlafen macht, iſt das einzige Gegebene dieſes Märchens. Durch das Märchen gewann Ole Luk-Oie Geſtalt, in der Märchen-Komödie wurde er perſönlich auf die Bühne gebracht, und jetzt iſt der kleine Traumkobold von dem Bildhauer Schierbeck in Terra cotta geformt. Die Idee zu „Der Roſen-Elf“ iſt einem italieniſchen Volkslied entlehnt; „Der Schweinehirt“ hat ein paar Züge aus einem alten däniſchen Volksmärchen, welches, ſo wie ich es als Kind hörte, nicht ſchicklicher Weiſe wieder erzählt werden konnte. Später wurde dieſes mein Märchen dramatiſirt als Kinder-Komödie unter dem Titel: „Die Prinzeſſin von Marzipan“ und der „Schweinehirt von Zuckerland“, und in Berlin aufgeführt. Die Er-

zählung von dem Buchweizen ist auf den Volksglauben begründet, daß der Blitz den Buchweizen schwärzt. Mit diesem Heft schloß der zweite Band, welcher Johanne Louise Heiberg gewidmet wurde.

Daß diese erste Widmung grade an Frau Professor Heiberg stattfand ist nicht allein darin zu suchen, daß sie schon damals die große gefeierte dramatische Künstlerin war, sondern daß sie auch zu den Wenigen zählte, die sich schon früh freundlich und ermunternd über diese, damals nicht viel beachteten Dichtungen aussprach. Ihre wohlwollenden Worte und namentlich H. C. Oersteds oft ausgesprochene Freude über das Humoristische in den Märchen war die erste bedeutende Ermunterung, die mir zu Theil wurde.

Im Jahre 1842 lieferte ich für die dänische Zeitschrift „Gäa" das Märchen „Fliedermütterchen". Der Keim zu demselben liegt in der von Thiele erzählten Volkssage: „Es wohnt in dem Fliederbaum ein Wesen, Fliedermutter oder Fliederweib genannt. Sie rächt jede Gewaltthat, die dem Baume zugefügt wird, und man weiß von einem Mann zu erzählen, der, nachdem er einen Fliederbaum umgehauen hatte, kurz darauf plötzlich starb." Fliedermutter wurde im Märchen eine dänische Dryade, die Erinnerung selbst, und so ist sie auch später in der Märchen-Komödie auf die Bühne gebracht worden.

Dasselbe Jahr gab ich einer anderen Monatsschrift das Märchen „Die Glocke"; dieses Märchen ist, wie nun fast alle die nachfolgenden Märchen und Historien, meine eigene Erfindung; sie lagen mir wie Samenkörner in den Gedanken, es brauchte nur eine Strömung, eines Sonnenstrahls, eines Wermuthtropfens, und sie schossen hervor als Blüthen.

Was im Märchen geleistet werden könnte, wurde mir immer klarer; die Kenntniß von meinen eigenen Kräften und von deren Begrenzung erweiterte sich mit den Jahren.

Die Märchen hatten sich ihren Leserkreis gewonnen,

derſelbe beſtand nicht nur aus Kindern, ſondern auch aus Erwachſenen; als nun 1845 eine neue Sammlung erſchien, gab ich dieſer den kurzen Namen: „Neue Märchen“; in dem kleinen Heft ſind enthalten:

Der Engel,
Die Nachtigall,
Das Liebespaar,
Das häßliche junge Entlein,

es wurde dem Dichter Carl Bagger gewidmet, „als einen geringen Dank für die friſchen und warmen Gefühle, welche ſeine hochpoetiſchen Dichtungen mir gebracht hatten“.

Die erſte Hälfte vom „häßlichen jungen Entlein“ iſt während eines Sommeraufenthalts auf dem adeligen Gute Giſſelfeldt auf Seeland geſchrieben, der Schluß erſt etwa ein halbes Jahr ſpäter; die anderen drei ſind gleichſam in einen Guß entſtanden. Mit dieſer Sammlung beginnt die große Anerkennung, die meine Märchen erlebt haben. Zu „Der Engel“ ſchuf ſpäter der berühmte Maler Kaulbach eine prächtige Zeichnung, die nun im Kupferſtich rings in der Welt zu finden iſt.

Im Sommer 1846, wo ich bei einem längeren Beſuch auf dem Herrenſitz Nyſö auf Seeland mit Thorwaldſen zuſammen lebte, ſprach dieſer ſeine Freude über „Das Liebespaar“ und über „Das häßliche junge Entlein“ aus, und ſagte eines Tages zu mir: „Nun, ſchreiben Sie uns doch ein neues luſtiges Märchen! Sie können ja über eine Stopfnadel 'was ſchreiben!“ und ich ſchrieb das Märchen „Die Stopfnadel“; ungefähr um dieſelbe Zeit ſchrieb ich „Die Großmutter“; bei dieſer machte man mich darauf aufmerkſam, daß die Schilderung Aehnlichkeit mit der in einem Gedicht von Lenau habe, und als ich dieſes Gedicht zu leſen bekam, fand ich, wie ſehr man in der Bemerkung Recht gehabt hatte, weshalb ich, als die Hiſtorie zum erſten Male in einem Kopenhagener Blatt abgedruckt wurde, jenes kleine Lenau'ſche Gedicht als Motto vorſetzen ließ; ich wollte

meine Arbeit nicht verwerfen, wollte aber durch das Motto den Leſer ſagen, daß ich wohl um die Aehnlichkeit wiſſe.

Die Zweite Sammlung, die beiden Märchen:

Der Tannenbaum und
Die Schneekönigin,

wurden dem Dichter Profeſſor Friedrich Høegh-Guldberg gewidmet. „Der Tannenbaum" tauchte eines Abends im königlichen Theater in mir auf, während der Aufführung der Oper Don Juan, und ich ſchrieb das Märchen noch ſpät Abends nieder, bis tief in die Nacht hinein. Das erſte Kapitel von der „Schneekönigin" iſt in Maxen bei Dresden gedichtet, das Uebrige hier zu Hauſe in Dänemark.

Die dritte Sammlung brachte ich dem Dichter Henrik Herz als Frühlingsgruß, „als Dank für die Werke, welche ſeine tiefe, poetiſche Seele, und ſein reicher Witz und ſeine Laune uns geſchenkt haben". Die Sammlung enthielt:

Der Erlenhügel,
Die rothen Schuhe,
Der Springer,
Die Hirtin und der Schornſteinfeger,
Holger Danſke.

Im „Märchen meines Lebens" habe ich erzählt, daß ich die erſten Stiefel zu meiner Confirmation bekam, „ſie knarrten, als ich über den Fußboden der Kirche dahinſchritt und ich freute mich im Herzen dabei, daß die Gemeinde ſo hören könne, daß die Stiefeln neu waren; aber meine Andacht war geſtört, ich fühlte das und hatte die entſetzlichſten Gewiſſensbiſſe darüber, daß die Gedanken ebenſo ſehr bei meinen Stiefeln, wie bei dem guten Gott ſeien. Die Erinnerung hieran ſchuf das Märchen „Die rothen Schuhe", die, wie es ſcheint, ihr größtes Publikum in Holland und Amerika gefunden haben. „Der Springer" wurde aus dem Stegreif einigen Kindern erzählt, die mich baten, ihnen eine Geſchichte zu erzählen. „Holger Danſke" gründet ſich auf die däniſche Volksſage, welche wiederum mit der Sage von Friedrich

Barbaroſſa verwandt iſt, der im Kyffhäuſerberge mit an die ſteinerne Tiſchplatte angewachſenem Barte ſitzt.

Die erſte Sammlung des zweiten Bandes erſchien 1847, gewidmet der Mutter des Dichters J. L. Heiberg, „der geiſtreichen, reich begabten Frau Gyllembourg, und enthielt:

Die alte Straßenlaterne,
Die Nachbarfamilien,
Die Stopfnadel,
Der kleine Tuck,
Der Schatten.

Das Märchen „Der kleine Tuck" wurde während eines Beſuchs in Oldenburg ausgedacht, ein paar Erinnerungen aus meiner Kindheit ſind eingeflochten; „Der Schatten" dichtete ich während des Sommeraufenthaltes in Neapel, ſchrieb die Hiſtorie aber erſt nieder in Kopenhagen nach der Rückkehr aus Italien.

Das Jahr darauf folgte die zweite Sammlung; dieſelbe enthielt:

Das alte Haus,
Der Waſſertropfen,
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen,
Die glückliche Familie,
Die Geſchichte von einer Mutter.
Die Halskragen.

In mehreren der Märchen ſind Einzelheiten enthalten, die zum Erlebten gehören; ich habe im „Märchen meines Lebens" ein paar Züge mitgetheilt, die in „Das alte Haus" aufgenommen ſind, ſo z. B. der, daß der kleine Sohn des Dichters Roſen mir bei der Abreiſe von Oldenburg einen ſeiner Zinnſoldaten gab, damit ich unterwegs nicht ſo ſchrecklich allein ſein ſollte; die kleine Maria des Componiſten Hartmann war es, die als zweijähriges Kind ſtets, wenn ſie Muſik oder Geſang hörte, zu denſelben tanzen mußte; als ſie einmal während des Pſalmengeſanges der älteren Ge-

ſchwiſter ins Zimmer trat, begann ſie ſofort zu tanzen, ihr muſikaliſcher Sinn erlaubte ihr aber nicht, aus dem Takte herauszukommen, und ſie blieb bei jedem Ton ſo lange ſtehen, wie derſelbe andauerte, erſt auf dem einen Bein, dann auf dem andern; ſie tanzte unwillkürlich im vollſtändigen Pſalmtakt. Das Märchen „Der Waſſertropfen“ wurde für H. C. Oerſted gedichtet. „Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen“ iſt auf dem Schloß Gravenſtein geſchrieben, woſelbſt ich, auf einer Reiſe ins Ausland begriffen, mich einige Tage aufhielt und von Herrn Flinch einen Brief mit der Aufforderung erhielt, ihm zu irgend einem von drei beigefügten Bildern ein Märchen für ſeinen Kalender zu ſchreiben; das Bild, welches ich wählte, war ein kleines armes Mädchen, das Schwefelhölzer verkaufte. — Auf dem Herrenhof Glorup auf der Inſel Fühnen, wo ich oft mehrere Wochen des Sommers verbrachte, war damals, aus früherer Zeit, noch ein Theil des Gartens mit großen Kletten überwuchert, die zur Nahrung für die weißen Schnecken gedient hatten, die man als Delicateſſe verſpeiſte; Kletten und Schnecken lieferten das Materiale zu dem Märchen „Die glückliche Familie“, welches ſpäter, während meines erſten Aufenthaltes in London, gedichtet wurde. „Die Geſchichte von einer Mutter“ tauchte ohne Veranlaſſung von Außen her auf, auf der Straße, während ich dieſelbe entlang ſchritt, kam mir der Gedanke und „entfaltete ſich zum Niederſchreiben“. Dieſes Märchen ſoll in Ueberſetzung namentlich den Hindus anſprechen, zu welchen es hingelangt iſt. — Das Märchen „Der Flachs“ iſt 1849 geſchrieben und zuerſt in der Kopenhagener Zeitung „Fädrelandet“ gedruckt.

Nach einem Reiſe-Ausflug nach dem Norden erſchien 1851 „In Schweden“. Aus dieſem Buch gingen ſpäter in die Deutſche Ausgabe der Märchen, welche Lieutenant P. Pederſen illuſtrirte, über:

Der Vogel Phönix,
Die Großmutter.

Eine Geſchichte,
Das ſtumme Buch.

Schon früher waren in Deutſchland mehrere der Märchen durch Hoſemann, Grafen Pocci, Ludwig Richter und Otto Speckter illuſtrirt worden; die höchſt originalen Bilder des Letztgenannten ſind ſpäter in die engliſche Ausgabe aufgenommen, die ſich betitelt: „The shoes of fortune and other tales“; nun wünſchte mein deutſcher Verleger, General-Conſul Lorck in Leipzig, die geſammelten Märchen mit Illuſtrationen herauszugeben, und übertrug mir, zu dieſen einen tüchtigen däniſchen Künſtler zu finden, und ich fand den nun verſtorbenen Marinelieutenant V. Pederſen. Von Herrn Lorck kaufte darauf Buchhändler C. A. Reitzel in Kopenhagen die Clichés's und ſo erſchien 1849 die däniſche illuſtrirte Ausgabe mit 125 Illuſtrationen.

Mit dieſen Prachtbänden, deutſch und däniſch, war die Märchenſammlung abgeſchloſſen, nicht aber meine Arbeiten in dieſer Dichtart; es mußte daher ein neuer bezeichnender Name für die neue Sammlung gewählt werden, und ſie wurde „Hiſtorien“ genannt, eine Benennung, die ich in unſerer däniſchen Sprache als die zutreffendſte für meine Märchen in ihrer ganzen Ausdehnung und ihrer ganzen Natur nach erachte. Die Volksſprache legt ſowohl der einfachen Erzählung als auch der dreiſteſten Phantaſie-Schilderung dieſen Namen bei; die Geſchichten der Amme, die Fabel, die Sage werden vom Kinde, vom Bauer mit dem kurzen Namen „Hiſtorie“ bezeichnet.

Das erſte kleine Heft, 1832, enthielt:

Die Geſchichte des Jahres,
Die lieblichſte Roſe der Welt,
Ein Bild vom Feſtungswall,
Am jüngſten Tage,
Es iſt ganz gewiß,
Das Schwanenneſt,
Eine gute Laune.

Im Jahre 1853 erschien das zweite Heft, enthaltend:

Herzeleid,
Alles am rechten Platze,
Der Kobold und der Höker,
In Jahrtausenden,
Unter dem Weidenbaume.

Der Dichter Thiele sagte einmal zu mir: „Schreiben Sie doch ein Märchen von einer Flöte, die Alles an seinen rechten Platz bläst!" In diesen Worten lag schon eine ganze Idee und das genannte Märchen entstand.

„Unter dem Weidenbaum." Hier liegen ein paar Blätter aus meiner eigenen Lebensgeschichte.

Als die erste Auflage der „Historien" vergriffen war, einigten sich C. A. Reitzel in Kopenhagen und Carl B. Lorck in Leipzig über die Herausgabe einer vermehrten Auflage, illustrirt wie die früheren Märchen; V. Pedersen lieferte die Zeichnungen und so erschienen 1835 die illustrirten Historien, die außer jenen genannten beiden Heften einzelne neue und diejenigen Historien enthielt, welche nach und nach in dem dänischen Volkskalender gestanden hatten, also vermehrt mit

Ein Unterschied ist da,
Fünf aus einer Hülse,
Ein Blatt vom Himmel,
Der alte Grabstein,
Tölpel-Hans,
Am Spittelfenster,
Ib und Christinchen,
Die letzte Perle,
Sie taugte Nichts,
Zwei Jungfern,
Am äußersten Meere,
Das Geldschwein.

Das Märchen oder die Historie „Ein Unterschied ist da" entstand während eines Besuchs auf dem Herrenhof Christinelund bei Prästö; es stand dort auf einem Feldzaun ein

blühender Aepfelbaum, ein Bild des Frühlings ſelber, dieſer Baum ſchien und duftete ſich dermaßen in meine Gedanken hinein, daß ich ihn nicht eher wieder „los wurde“ bis ich ihn in die Dichtung hineinpflanzte. „Fünf aus einer Hülſe“ wurzelt in Erinnerungen aus meiner Kindes-Heimath, wo ein kleiner hölzerner Kaſten, mit Erde gefüllt, in welche Schnittlauch und eine einzelne Erbſe wuchſen, mein eigener blühender Garten war. „Der alte Grabſtein“ iſt gleichſam eine ganze Moſaik von Erinnerungen. Der Ort, wo die Gedanken dieſe Hiſtorie hinlegten, iſt die Stadt Svendborg auf Fühnen, dort entſtand zuerſt die Idee. Ein alter abgetretener Grabſtein, welcher als Treppenſtufe vor einer der Thüren in dem alten Hauſe des Etatsraths Collin in der Breitenſtraße in Kopenhagen lag, drängte ſich gar oft mit ſeiner halbverwiſchten Inſchrift meinen Gedanken auf, und wie der alte Preben in der Stube ſitzt, neben welcher ſeine Frau als Leiche liegt, und von ihr und ihren Jugendjahren und von ihrer Verlobung erzählt, ſo daß er ſich ſelbſt jung und fröhlich dabei fühlt, ſo ſaß der alte Vater des Componiſten Hartmann uns erzählte, während ſeine liebevolle Frau da lag mit gebrochenen Augen; alle dieſe Erinnerungen ſind benutzt worden. Die Hiſtorie ſelbſt wurde übrigens zum erſten Male deutſch gedruckt in einem bayeriſchen Kalender, zu welchem man mich aufgefordert hatte, einen Beitrag zu liefern. „Tölpel-Hans“ iſt ein däniſches Volks-Märchen, frei wiedererzählt; es ſteht als eine mir fertig gegebene Hiſtorie ziemlich allein zwiſchen allen den ſpäteren von mir ſelbſt erfundenen. „Sie tauchte Nichts“ hat ihren eigentlichen Kern in einigen Worten, die ich als Kind meine Mutter ſagen hörte. Eines Tages ſah ich in Odenſe einen Knaben die Straße entlang nach dem Fluß zu ſeiner Mutter laufen, die dort auf dem hölzernen Ausbau weit in das Waſſer hinaus ſtand und Wäſche ſpülte; eine, ihrer Herbheit wegen, bekannte Wittwe ſah dem Knaben gleichfalls von einem ihrer offenen Fenſter nach und ich hörte wie ſie ihm nachrief:

„Läufſt Du nun wieder mit Branntwein zu Deiner Mutter! Das iſt abſcheulich! Pfui! Daß Du nur nie ſo wirſt wie Deine Mutter! Sie taugt nichts!“ Ich erzählte zu Hauſe, was ich gehört hatte, alle Anderen dort ſagten: „ja, die Waſchfrau ſäuft! ſie taugt nichts!“ nur meine Mutter vertheidigte ſie. „Ihr ſollt nicht ſo hart urtheilen!“ ſagte ſie, „die Arme arbeitet und plagt ſich ab, ſteht da unten in dem kalten Waſſer und bekommt oft mehrere Tage hinter einander kein warmes Eſſen, ſie muß doch Etwas genießen, um Stand zu halten, es iſt freilich nicht das Richtige, was ſie genießt, aber ſie hat nicht Beſſeres! Sie hat in ihrem Leben Vieles durchgemacht, ſie iſt ehrlich und brav und ihren kleinen Knaben hält ſie ganz und rein!“ Die milden Worte meiner Mutter machten auf mich einen tiefen Eindruck, da ich ſelbſt nahe daran geweſen war, wie die Anderen ſchlecht von der Waſchfrau zu denken und ſie hart zu beurtheilen. Viele Jahre ſpäter, da ein anderes Ereigniß mich zum Nachdenken darüber brachte, wie ſchnell und hart die Menſchen oft urtheilen, wo ein milder Sinn die Sache ganz anders anſieht, tauchten jenes Ereigniß und die Worte meiner Mutter ſo lebhaft wieder in meiner Erinnerung auf, daß ich die Hiſtorie „Sie taugt nichts“ niederſchrieb.

Als die deutſche Ausgabe ganz verkauft war, wurde eine zweite neue herausgegeben und vermehrt mit den früher genannten Hiſtorien aus „Eines Dichters Bazar“ und „In Schweden“, ferner wurde aufgenommen, früher im däniſchen Volkskalender gedruckt: „Der Dornenpfad der Ehre“, „Das Judenmädchen“, eine von mir wiedererzählte ungariſche Volksſage, und „Der Flaſchenhals“, alle illuſtrirt von V. Pederſen; das letzte meiner Märchen, zu welchem er die Bilder zeichnete, war „Der Stein der Weiſen“ — doch dieſes Märchen, ſowie „Der Flaſchenhals“ gehört zu den ſpäteren in ſechs Heften erſchienenen neuen Märchen und Hiſtorien.

Kopenhagen, im Juni 1862.

H. C. Anderſen.

II.

Nach dem Tode des Marinelieutenants B. Pederſen lag die Aufgabe vor, eine ebenſo tüchtige Kraft zu den Illuſtrationen der ſpäter erſchienen Märchen und Hiſtorien zu finden. Unter den Vielen hier in Kopenhagen, die zu ihrem eigenen Vergnügen mit Glück, und zwar früher als B. Pederſen, verſucht hatten, Bilder zu dieſen kleinen Dichtungen zu zeichnen, befand ſich Herr Lorenz Frölich, welcher ſchon durch ſeine Zeichnungen zu einigen franzöſiſchen Bilderbüchern, die von Großen und Kleinen geleſen wurden, die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte. Er folgte der Aufforderung und lieferte die Illuſtrationen zu den ſpäteren Märchen und Hiſtorien.

Auch nun, wie früher, folgen Märchen und Hiſtorien, ungefähr in der Reihenfolge, in welcher ſie geſchrieben und erſchienen ſind.

Die neue Sammlung wurde, wie alle erſten Auflagen der Märchen, begonnen und fortgeſetzt ohne beigegebene Illuſtrationen.

Das erſte Heft, oder, wie es genannt wurde, die erſte Sammlung, erſchien um die Weihnachtszeit 1857 und erlebte vier Auflagen. Sie wurde der Frau Serre in Maxen bei Dresden gewidmet und enthielt:

Suppe auf einem Wurſtſpeiler,
Der Flaſchenhals,
Die Nachtmütze des Hageſtolzen,
Etwas,
Der letzte Traum der alten Eiche,
Das ABC-Buch.

In unſeren Sprüchwörtern und Redensarten liegt oft das Samenkorn zu einer ganzen Hiſtorie; ich ſprach einmal dieſe Anſicht aus und lieferte den Beweis, indem ich das Märchen

„Suppe auf einem Wurſtſpeiler“ niederſchrieb. — Mein Freund, der Dichter Thiele*) ſagte eines Tages im Scherz: Sie müſſen uns die Geſchichte einer Flaſche ſchreiben, von dem Augenblick ihrer Entſtehung an bis ſie zu weiter nichts zu gebrauchen iſt, als der Hals zum Vogelglas, und das Märchen „Der Flaſchenhals“ entſtand.

„Die Nachtmütze des Hageſtolzen“ hat nur zwei Anknüpfungspunkte an Gegebenes: der geſchichtliche Urſprung der däniſchen Benennung (Peberſvend = Pfeffergeſell = Ladendiener im Gewürzladen) und die Sage von der heiligen Eliſabeth.

In der Hiſtorie „Etwas“ iſt eine Sage benutzt. An der Weſtküſte von Schleswig erzählte man von einer alten Frau, die ihr Haus in Brand ſteckte, um den vielen Menſchen, die ſich bei Ankunft der Springfluth auf dem Eiſe noch befanden, ein Zeichen zu geben und ſie vom Ertrinken zu retten.

„Der letzte Traum der alten Eiche“ ſo wie auch das „ABC-Buch“ ſind aus der Stimmung des Augenblicks entſtanden.

Die zweite Sammlung erſchien im Frühjahr 1858, gewidmet der Frau Läſſö, geb. Abrahamſen, und enthielt:

Des Schlammkönigs Tochter,
Die Schnellläufer,
Die Glockentiefe.

Das Erſtere gehört zu den Märchen, auf welche ich viele Zeit und vielen Fleiß verwendet habe; es dürfte vielleicht für Einzelne ein Intereſſe haben zu erfahren und gleichſam durch ein mikroſkopiſches Glas zu ſehen, wie es aufgewachſen iſt, wie es ſich entfaltet und umgeformt hat. Der eigentliche Inhalt kam mir, wie alle Märchen, plötzlich, ſo wie eine bekannte Melodie oder ein Lied Einem manchmal plötzlich im Gedächtniß auftaucht. Ich erzählte ſofort einem

*) Der Verfaſſer von „Thorwaldſens Leben und Werke“, Deutſch erſchienen (bei Carl B. Lorck 1857, jetzt Hartknoch's Verlag in Leipzig) in drei Bänden.

meiner Freunde das ganze Märchen, darauf wurde es niedergeschrieben, wieder umgearbeitet, aber selbst als es zum dritten Male auf dem Papier stand, erkannte ich, daß noch ganze Partien darin lange nicht so klar und farbenreich hervortraten, wie sie es könnten und müßten. Ich las nun einige isländische Saga's, und durch diese Lectüre wurde ich in die Zeiten des Alterthums zurückversetzt, und das Märchen, von derselben beeinflußt, kam nun der Wahrheit näher. Ich las ferner einige neue Reiseskizzen aus Afrika, die tropische Gluth und das eigenthümlich Neue erfüllte mich, ich sah das Land und vermochte mit größerer Glaubwürdigkeit von demselben zu sprechen. Einige Schriften vom Flug der Vögel thaten auch ihre Wirkung, sie erweckten neue Ideen und lieferten charakteristische Züge zu dem Leben der Vögel, wie dieses sich in diesem Märchen regt, welches somit in kurzer Zeit sechs bis sieben Mal umgearbeitet wurde, bis ich die Gewißheit hatte, daß ich es nun nicht besser gestalten könnte.

„Die Glockentiefe" gründet sich auf den Volksglauben an den „Aumann in dem Odense-Au und der Sage von der Kirchglocke, die sich vom St. Albani-Kirchthurme hinausschwang".

„Der böse Fürst" ist eine alte Sage und gehört zu den allerfrühesten meiner Märchen; es wurde zum ersten Male in einer Zeitschrift zu Kopenhagen, „Der Salon", gedruckt, und ist später in die englischen und deutschen Ausgaben der Märchen aufgenommen worden, weshalb ich es hier nicht übergehen will.

Die dritte Sammlung erschien im Frühling 1859 und wurde dem Componisten, Professor J. P. E. Hartmann gewidmet; sie enthielt:

Der Wind erzählt von Waldemar Daa
und seinen Töchtern,
Das Mädchen, welches auf das Brod trat.
Thurmwächter Ole,
Anne Lisbeth,

Kinderſchnack,
Ein Stückchen Perlenſchnur.

In däniſchen Volksſagen, ſowie in den hiſtoriſchen Nachrichten von dem alten Herrenhofe Borreby bei Skjelſkör auf Seeland ſtehen Mittheilungen von Waldemar Daa und ſeinen Töchtern. Es iſt eine der Geſchichten, die ich ſehr oft umgearbeitet habe, um der Sprache den Klang nach dem dahinfahrenden, ſauſenden Wind zu verleihen, den ich erzählen laſſe.

Schon früh hörte ich die Geſchichte von dem Mädchen, welches auf das Brod trat, das zu Stein wurde und mit ihm in die Tiefe verſchwand. Ich ſtellte mir die Aufgabe, das Mädchen pſychologiſch wieder zur Verſöhnung und Rettung zu erheben, ſo iſt die Dichtung hervorgewachſen.

In „Anne Liesbeth" habe ich zeigen wollen, daß alle guten Keime in des Menſchen Bruſt liegen und wenn auch auf Umwegen, zur Entwicklung gelangen müſſen; hier iſt es die Mutterliebe, die, durch Furcht und Beben, Leben und Kraft gewinnt.

„Kinderſchnack" gehört zu den erlebten Märchen.

„Ein Stückchen Perlenſchnur" gibt die Schilderung einer Uebergangszeit, die ich ſelbſt durchlebt habe. In meiner Kindheit war es nichts Ungewöhnliches, daß eine Reiſe, wenn man nicht gerade eilte, von Odenſe nach Kopenhagen eine Zeit von etwa fünf Tagen beanſpruchte; jetzt braucht man ungefähr ebenſo viele Stunden.

Die vierte Sammlung kam Weihnachten 1859 heraus und enthielt:

Feder und Tintenfaß,
Das Kind im Grabe,
Hofhahn und Wetterhahn,
Wunderſchön,
Eine Geſchichte aus den Dünen.

Jeder, welcher Ernſt oder Leonhard gehört hat, wird, wenn er das Märchen „Feder und Dintenfaß" lieſt, ſich des wunderbaren Violinſpiels erinnern.

„Das Kind im Grabe“ hat gleichwie „Die Geſchichte einer Mutter“ mir von allen meinen Dichtungen am meiſten Freude gebracht, indem manche tieftrauernde Mutter in ihnen Troſt und Kraft gefunden hat.

In der Hiſtorie „Wunderſchön“ ſind faſt alle die dummnaiven Aeußerungen nach der Natur wiedergegeben.

„Eine Hiſtorie aus den Dünen“ entſtand nach einem Beſuch in Skagen und an der Weſtküſte Jütlands. Hier fand ich eine Natur, welche die Gedanken unterſtützten, die ich in eine Dichtung niederzulegen wünſchte, Gedanken, die mich lange erfüllt hatten und die mir durch ein Geſpräch mit dem Dichter Oehlenſchläger gekommen waren. Seine Worte hatten einen tiefen Eindruck auf mein junges Gemüth gemacht, ich gedachte nur der Worte und wurde mir nicht, wie jetzt, darüber klar, wie dieſelben ganz gewiß entſtanden waren.

Wer kennt nicht die Stimmung, in welcher man oft einen Zweifel ausſpricht, ſelbſt wenn man im Grunde gar nicht zweifelt, ſondern nur ſeine eigene Gewißheit von einem Andern will ausſprechen hören; vielleicht war dies hier der Fall, oder es war vielmehr, um die Feſtigkeit meines Glaubens zu prüfen. Wir ſprachen vom ewigen Leben, und Oehlenſchläger warf die Worte hin: „ſind Sie deſſen ſo gewiß, daß es ein Leben nach dieſem giebt?“ Ich hielt feſt an der Ueberzeugung hiervon, als in der Gerechtigkeit Gottes begründet, gebrauchte aber in meiner ſtarken Auslaſſung die unüberlegten Worte: „Der Menſch kann es fordern!“ — Da verſetzte er: „Iſt das nicht wieder eine große Eitelkeit Ihrerſeits, daß ſie es wagen, ein ewiges Leben zu fordern? Hat Gott Ihnen nicht in dieſer Welt ſo unendlich Viel gegeben? Ich weiß“ — fuhr er fort, „welche unendliche Fülle von Güte er mir vergönnte; wenn ich im Tode meine Augen ſchließe, werde ich ihn dankbar preiſen und ſegnen; wird mir dann noch ein ewiges Leben vergönnt, ſo nehme ich es als eine neue unendliche Gnade.“

„Ja, so können Sie reden," sagte ich, „Gott gab Ihnen auf Erden so unendlich Viel; auch ich muß das sagen, aber wie viele Menschen wurden nicht ganz anders in der Welt gestellt, wurden mit einem kranken Körper, einem gedrückten Geist geboren, in die bitterſten Verhältniſſe zu Kummer und Entbehrungen hineingeführt, weshalb müſſen die so leiden, weshalb wurde es so ungleich vertheilt, es wäre ein Unrecht, und ein solches kann Gott nicht begehen, er wird Ersatz geben, wird Das heben und lösen, was wir nicht können!" Das, was ich so aussprach, wurde der Stoff zu der kleinen Erzählung „Eine Hiſtorie aus den Dünen". Als dieſelbe gedruckt erſchien, sagte ein Kritiker, ich hätte wohl das Wort des Zweifels, um welches die Erzählung ſich formte, kaum aussprechen gehört oder ſelbſt in mir getragen; es ſei somit etwas Unwahres in die Erzählung hineingelegt. Wenn ich mich recht beſinne, so war es derſelbe Kritiker, oder ein anderer ebenſo kundiger, welcher ſich dahin aussprach, daß der Leſer ſich gewiß enttäuſcht fühlen werde, wenn er, nachdem er die Naturſchilderung in meiner Erzählung, oder die Mittheilungen von Skagen, die ich dem däniſchen Volkskalender gegeben hatte, geleſen, nun in den Glauben hinauf reiſe, dort eine ſo poetiſche Natur zu finden, wie ich ſie geſchildert hatte. Ich hatte indeß die Freude, daß Brinck Seidelin, der in ſeiner Beſchreibung von dem ganzen Bezirk (Amt Hjörring), in welchem Skagen liegt, ſelbſt eine vortreffliche Schilderung dieſes Ortes gegeben hatte, zu mir kam, und auf's Wärmſte ſeinen Dank für die Treue und Wahrheit aussprach, mit welcher ich die ganze Natur dort gezeichnet hatte. Von dem Prediger zu Skagen bekam ich einen Brief, in welchem auch er ſich über die Naturſchilderungen freute und namentlich freute, weil ſie ſo wahr ſeien. Er fügte dem hinzu: „wir wollen jetzt auch glauben und erzählen, wenn Fremde auf die Höhe der in Flugſand begrabenen Kirche hinanſteigen, daß „Jörgen drinn liegt!"

Ein junger dort eben wohnhafter Mann erzeigte mir

viel Wohlwollen, fuhr mich hinaus auf den „Zweig" und nach Alt-Skagen; auf dieſem Weg kamen wir an der Kirche vorüber, von welcher nur noch der Thurm emporragt und als Seezeichen daſteht; er wollte den mühſamen Weg zum Thurme jedoch nicht gehen, ich ſtieg deshalb aus dem Wagen und machte ihn allein, und habe in der Erzählung den Eindruck von dem, was ich dort oben ſah, niedergeſchrieben; da erfahre ich bald, daß mein ſonſt liebenswürdiger Begleiter nachdem er „Eine Hiſtorie aus den Dünen" geleſen hat, erzähle, ich ſei niemals oben an der Kirche geweſen, das wiſſe er, er habe mich umhergefahren. Es ſchien den Leuten Vergnügen zu machen, daß ich das beſchriebe, was ich nicht geſehen hatte, allein mir machte das kein Vergnügen. Eines Tages in Kopenhagen begegnete mir der Mann auf der Straße und ich fragte ihn ſogleich, ob er ſich unſerer Fahrt damals erinnere: „wir fuhren ja unterhalb der Kirche nach Alt-Skagen hinaus", ſagte er; „Ja, Sie fuhren ſo," antwortete ich, „aber Sie müſſen ſich erinnern können, daß ich aus dem Wagen ſtieg und hinauf zum Thurme ging!" Und nun erzählte ich ihm, was ich beſonderes dort oben geſehen hatte. „Das iſt ganz richtig!" ſagte er; „ja, dann müſſen Sie ja dort oben geweſen ſein, das hatte ich vergeſſen!" Ich erinnerte ihn an den Sandrücken, an welchem ich ihn wieder einholte und weiter fuhr. „Ich entſinne mich, daß ich nicht oben an dem Thurme war," ſagte der Mann, „und glaubte deshalb, Sie ſeien auch nicht dageweſen." Ich theile dieſes der Wahrheit willen mit; ſonſt könnte leicht nach meinem Tode irgend Jemand von denen, die es ſo vom Begleiter ſelbſt hörten, wiederholen, daß ich nicht dort geweſen ſei, nicht mit eigenem Augen geſehen hatte. Beim Bauer und Fiſcher jener Gegend bekam ich manchen charakteriſtiſchen Zug, manche gute Erklärung, die ich ſpäter benutzt habe, aber grade einer ſolchen wegen, die mir vom Sachkundigen gegeben war, gibt mir ein Kritiker den freundlichen Rath, ich möchte mir doch

bei dergleichen Schilderungen bei Leuten an Ort und Stelle Kenntniß verschaffen, — was so hier gerade der Fall war.

„Eine Historie von den Sanddünen" verschaffte mir die herzliche Annäherung und den Dank des Dichters Paludan-Müller, auf welche ich so großen Werth lege, daß ich es hier ausspreche, wo die Rede von dieser meiner Dichtung ist.

„Die beiden Brüder" ist eine kleine Phantasie-Vignette zum Leben der Brüder Oersted.

„Die alte Kirchglocke" ist gedichtet, um der Aufforderung, einen Beitrag zum „Schiller-Album" zu liefern, zu genügen. Ich wünschte ein dänisches Element hinein zu legen, und man wird aus der Historie selbst sehen, wie ich meine Aufgabe gelöst habe.

Im Frühjahr 1861 erschienen Märchen und Historien, zweite Reihe, welche enthielt:

Zwölf mit der Post,
Der Mistkäfer,
Wie's der Alte macht, ist's immer recht,
Der Stein der Weisen,
Der Schneemann,
Im Entenhof,
Die Muse des neuen Jahrhunderts.

Dieses Heft wurde dem damaligen Cultus-Minister D. G. Monrad gewidmet.

In einer Nummer von „Household words" hatte Charles Dickens einige arabische Sprüchworte und Redensarten gesammelt, unter welchen er hervorhob: „Als das Pferd des Kaisers goldene Hufeisen bekam, streckte auch der Mistkäfer ein Bein hervor." „Wir empfehlen," sagte Dickens in einer Note, „Hans Christian Andersen hierüber ein Märchen zu schreiben"; und ich verspürte allerdings Lust dazu, aber es entstand doch kein Märchen. Erst neun Jahre später, während

eines Beſuches auf dem Herrenhof Vasnäs, wo ich zufällig wieder die Worte Dickens las, ſprang plötzlich das Märchen „Der Miſtkäfer“ hervor.

„Wie's der Alte macht iſt's immer recht“ iſt eines der däniſchen Volksmärchen, die ich als Kind gehört und hier in meiner Weiſe wiedererzählt habe.

Im Verlauf der Jahre habe ich mich ſo zu ſagen, in allen Radien des Märchen-Zirkels verſucht, und wenn deshalb, nicht ſelten, eine Idee oder eine Stimmung kam, die auf das zurückführte, was ich ſchon gegeben hatte, ſo ließ ich ſie entweder liegen, oder ich verſuchte, ſie in einer neuen Geſtalt vorzuführen; ſo bekam die Erzählung „Der Stein der Weiſen“ Etwas von der morgenländiſchen Form und ein großes Gepräge von der Allegorie. Man hat mir vorgeworfen, daß die letzteren Märchen eine philoſophiſche Richtung haben, die außerhalb der Sphäre liegt, die ich beherrſche, und man hält ſich dabei gewiß namentlich an dieſe Erzählung und an das in daſſelbe Heft aufgenommene Phantaſie-Spiel: „Die Muſe des neuen Jahrhunderts“. Dies iſt jedoch dem Grund und Boden des Märchens entſprungen. Man hat geſagt und geſchrieben, daß dieſes Heft das Schwächſte von dem ſei, was ich geſchrieben, und doch finden ſich grade in demſelben zwei meiner am beſten erzählten Märchen: „Wie's der Alte macht, iſt's immer recht“ und „Der Schneemann“. Dieſes Letztere iſt zur Weihnachtszeit, während eines Aufenthalts auf dem ſchönen Vasnäs geſchrieben, und iſt, vor manchen der anderen Märchen, bei mehreren Gelegenheiten, öfters durch den vortrefflichen Vortrag des königlichen Schauſpielers Mantzius, zu großer Anerkennung gebracht worden.

In letzterer Zeit iſt von Einzelnen geſagt worden, es ſeien namentlich meine allererſten Märchen, welche von Bedeutung wären, alle ſpäteren ſtänden vor jenen zurück. Dies iſt doch kaum der Fall, allein die Aeußerungen laſſen ſich erklären.

Diejenigen, welche in ihrer Kindheit meine erſten Mär-

chen lasen, sind älter geworden und haben den frischen Sinn eingebüßt, mit welchen sie damals die Dichtung lasen und in sich aufnahmen. Vielleicht mag auch Dieser und Jener gefunden haben, daß die Märchen eine solche Verbreitung und Anerkennung in der Welt bekämen, daß daran der Verfasser gar zu viel Freude bei Lebzeiten entsprieße, und da nun die ältesten Märchen ihre Feuerprobe bestanden haben, so läßt man diese unmolestirt und greift die neueren an, denn getadelt muß ja werden. Oft werfen die Leute Urtheile hin, ohne sich klar zu machen, welche Märchen und Historien zu den neueren oder den späteren gehören. Mehrmals hörte ich sagen: „Ja, ich liebe nun Ihre richtigen alten Märchen am meisten," und fragte ich dann: „welche sind das?" so bekam ich öfters zur Antwort: „Der Schmetterling", „Es ist ganz gewiß", „Der Schneemann", und gerade diese gehören zu den neueren, ein paar gar zu den allerneuesten.

War nun dieses letzterwähnte Heft eines der schwächeren, was ich freilich nicht glaube, so war gewißlich das Heft welches Weihnachten 1861 dem nachfolgte, eines der besten; es enthält:

Die Eisjungfer,
Der Schmetterling,
Psyche,
Die Schnecke und der Rosenstock.

Es wurde dem norwegischen Dichter Björnstjerne Björnsen gewidmet.

„Die Eisjungfer" wurde in der Schweiz geschrieben, nachdem ich mehrere Mal dieses Land besucht und mich nun, auf der Rückreise von Italien, wieder und zwar längere Zeit dort aufhielt. Die ganze Schilderung mit dem Adlernest ist erlebt und mir von dem bayerischen Volksdichter Koppel erzählt. „Der Schmetterling" wurde gleichfalls in der Schweiz auf einer Wanderung von Montreux nach Chillon geschrieben; „Psyche" dichtete ich ein paar Monate früher, als ich noch in Rom war. Ein Ereigniß während meines ersten Aufenthalts

dort 1833—34 tauchte in der Erinnerung auf und lieferte den ersten Keim: Eine junge Nonne sollte begraben werden, man grub ihr Grab und fand in demselben eine prächtige Bacchus-Statue. „Die Schnecke und der Rosenstock“ gehört zu den erlebten Märchen.

Nach dem Erscheinen dieser Sammlung verstrich nun ein bitteres, schweres Jahr, das Kriegsjahr, Dänemark verlor Schleswig und Alsen; wer konnte an irgend Etwas Anderes denken! Länger als Jahr und Tag wurde kein Märchen geschrieben; erst zu Weihnachten 1865 gab ich ein Heft heraus, welches dem Balletdichter August Bournonville gewidmet wurde; es enthielt:

Das Irrlicht ist in der Stadt, sagte die Moorfrau,
Die Windmühle,
Der silberne Schilling,
Der Bischof von Börglum und seine Mannen,
In der Kinderstube,
Der Goldschatz,
Der Sturm bewegt das Schild.

Das Märchen von dem Irrlicht entsprang der durchlebten schweren Stimmung während des Kriegsjahrs, es sind Blätter zu einem Zeit-Märchen.

Es steht am Wege zwischen Sorö und dem Herrnhof Holsteinborg eine Windmühle; ich fuhr öfter an derselben vorüber und immer war es, als wollte sie durchaus mit in ein Märchen, und sie kam mit, eingeschlossen in ein Stückchen Glaubensbekenntniß. Das ist was ich von der Windmühle hinzuzufügen habe.

„Der silberne Schilling“ ist in Livorno geschrieben. Ich kam von Civita Vecchia mit dem Dampfschiff; am Bord wechselte ich einen Scudo, um kleines Geld bei mir zu haben, man gab mir ein falsches Zweifrancstück; Niemand wollte es annehmen, es ärgerte mich, betrogen worden zu sein; aber

bald kam die Idee zu einem Märchen von demſelben, und ich hatte nun in dieſem mein Geld wieder.

„Der Biſchof von Börglum“ iſt während eines Aufenthaltes im Börglumkloſter geſchrieben. Die wohlbekannte hiſtoriſche Sage aus einem harten, finſteren Zeitalter, welches noch von Vielen als ſchön und des Wunſches werth gehalten wird, in demſelben gelebt zu haben, ſtellte ich hier dar im Gegenſatz zu unſerer gewiß helleren und glücklicheren Zeit.

„Goldſchatz“ iſt auf dem Herrenhof Friſſenberg in Jütland geſchrieben. Die Waldeinſamkeit, der blumenreiche Garten, die gemüthlichen Zimmer des Schloſſes knüpfen ſich in meiner Erinnerung an dieſe Dichtung, die hier entſtand, eine Blume glücklicher Tage.

„Der Sturm bewegt das Schild“ iſt um dieſelbe Zeit wie „Der Vogel des Volksliedes,“ gegen Weihnachten, in Kopenhagen geſchrieben. Die ganze Schilderung der Innungsfeſtlichkeiten iſt aus den Erinnerungen meiner Kindheit in Odenſe.

„Der Theetopf“ iſt in Toledo geſchrieben.

„Die kleinen Grünen“, ſo auch „Peiter, Peter und Pe'er“ ſind auf der Villa „Rolighed“ bei Kopenhagen geſchrieben, ſie ſind in zufriedener und jovialer Stimmung, wie ſolche ein glückliches Daheim gibt, entſtanden.

„Das Petermännchen und die Madame“ wurzelt in der Volksſage vom Petermännchen, welches den Kettenhund neckt.

Das folgende Heft Märchen und Hiſtorien, Weihnachten 1866, iſt dem Maler Bloch gewidmet und enthält:

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,
Des Pförtners Sohn,
Der Umziehetag,
Das Schneeglöckchen,
Die Ruhme,
Die Kröte.

In „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben“ ſind drei Bilder gegeben, das erſte derſelben hat ſein Motiv aus den däniſchen

Volkssagen; es wird von einer gnädigen Frau erzählt, welche die Räuber an die Hundehütte des Herrnhofes anketteten; die Art und Weise, wie die Frau wieder erlöst wird, habe ich hinzugedichtet. Das zweite Bild gehört unserer Zeit an, die Begebenheit ist auf dem Herrenhofe Holsteinborg erlebt. Das dritte Bild mit dem trauernden armen Mädchen ist gleichfalls Erlebtes; ich hörte aus dem eigenen Munde des Mädchen das, was hier niedergeschrieben ist.

„Der Sohn des Pförtners" hat mehrere Züge, die aus dem Leben herausgegriffen sind.

„Das Schneeglöckchen" entstand durch eine Aufforderung; mein Freund Drewsen, der mit Eifer und Innigkeit darauf sinnt, dänische Sprache und Ueberlieferungen hoch und rein zu halten, beklagte eines Tages, daß so oft die guten alten Namen verunstaltet würden. In den Zeitungen boten die Gärtner „Wintergjäk" aus, dieselbe kleine weiße Blume, die wir in unserer Jugend und zwar richtiger „Sommergjäk"*, nannten, da derselbe uns gewissermaßen mit dem Sommer neckt, indem er selbst unter dem Schnee seine Blüthen treibt. Er bat mich, ein Märchen zu schreiben, in welchen der Name sich behaupte und ich schrieb „Das Schneeglöckchen".

„Die Kröte" wurde während meines Aufenthalts in Setubal im Sommer 1866 gedichtet. Von einem der großen Brunnen dort, aus welchen das Wasser in Krügen gehoben wird, die an einem großen sich drehenden Rad sitzen und durch vielverzweigte Rinnen über die Gärten ausströmt, sah ich eines Tages eine große Kröte sich mir nähern. Indem ich das Thier näher betrachtete, wurde ich auf dessen kluge Augen aufmerksam, und bald war ein ganzes Märchen fertig.

*) Wintergjäk = Winternecker, Winternarr; Sommergjäk = Sommernecker, Sommernarr. Diesen letzteren recht bezeichnenden Namen hat die deutsche Sprache nicht und so mußte denn der Titel im deutschen Schneeglöckchen, — eben die bezeichnete Blume — umgeschrieben werden.

welches indeß ſpäter in Dänemark umſchrieben und ihm ganz däniſche Natur und Heimatlichkeit beigelegt wurde.

„Großvaters Bilderbuch“ hat ſeine eigene Geſchichte:

Eines Tages begegnete mir auf der Straße unſer verdienſtvoller Alterthumsforſcher Etatsrath Thomſen; er war kürzlich aus Paris zurückgekehrt und erzählte mir, daß er in einem der kleineren Theater dorten eine Art hiſtoriſche Volkskomödie von der Stadt Paris geſehen hatte. Das Ganze ſei ziemlich arm an Poeſie, ſei auch nicht gut zuſammengeſetzt, ſagte er, aber ihm wäre das intereſſant geweſen, dieſe Bilderreihe der verſchiedenen Zeiten zu ſehen; er meinte, ich müſſe die Idee benutzen und, mit mehr dichteriſchem Geiſt, für unſer zweites Theater eine ähnliche Volkskomödie ſchreiben können, in welcher die ganze Geſchichte Kopenhagens vorgeführt wurde. — Ich dachte darüber nach, und als der Abend kam, an welchem die Straßen der Stadt Gasbeleuchtung erhielten und das Gas angezündet, aber auch, jedoch nur für dieſen Abend, die alten Thranlaternen ebenfalls brannten, ſodaß man zu gleicher Zeit die Leuchtkraft des Gaſes und des Thrans anſchauen und vergleichen konnte, fand ich hierin den Rahmen, um die hiſtoriſchen Bilder zu umſchließen. Als Schönheits-Idee, als Geiſtesfaden durch das Ganze hindurch, dachte ich mir die mächtigen Geröllſteine, die im Alterthum auf Eisſchollen hier hinab gebracht wurden und an die Sandbänke des Meeres ſcheiterten, da wo ſich ſpäter Axelhaus, und in unſeren Tagen der Tempel für Thorwaldſen's Marmorgeſtalten auf ſein Geheiß erhob. Längere Zeit beſchäftigte ich mich mit dieſer Dichtung, ſie wurde mir jedoch zu mächtig und würde auch, wenn ſie zur Ausführung käme, unmöglich auf einer kleinen Bühne mit deren Kräften gegeben werden können. Ich gab deshalb das Ganze auf, benutzte aber ſpäter die Idee zu einem Bilderbuch, deſſen weiße gebundene Blätter ich mit Bildern beklebte, die ich von überall her geſammelt hatte, und durch

ein paar geſchriebene Worte ſo mit einander in Verbindung brachte, daß ſie eine ganze zuſammenhängende Geſchichte bildeten: Das Leben und Weben Kopenhagens bei Thran und Gas beſehen. Weit ſpäter wurde, natürlicherweiſe ohne die Bilder, die Geſchichte in der Kopenhagener Illuſtrirten Zeitung abgedruckt; darauf ſchob ich ſie in die „Reiſe-Skizzen und Federzeichnungen“ ein; die Kritik fand jedoch, daß ſie hier nicht am Platze ſei, ſondern unter Märchen und Geſchichten gehöre. Sie wurde deshalb mit Illuſtrationen von Frölich hier aufgenommen.

Das Märchen „Die Lumpen“ ſind lange vor „Großvaters Bilderbuch“ geſchrieben. — Die norwegiſche Literatur hatte ſich damals noch nicht mit der Friſche und Bedeutung und in der Mannigfaltigkeit entwickelt, wie jetzt. Munch u. A. hatten nur Wenig geſchrieben, Björnſon, Ibſen, Jonas Lie, Magdalene Thoreſen ꝛc., kannte man noch nicht, aber häufig machte man dort oben ſeine Gloſſen über däniſche Dichter, ſelbſt über Oehlenſchläger, das ärgerte mich und ich bekam die Luſt, auch ein Wort zu ſagen, irgend einen Hieb in einer kleinen Dichtung zu verſetzen. Im Sommer darauf, hielt ich mich längere Zeit bei Papierfabrikant Michael Drewſen auf Silkeborg auf und ſah hier täglich vor den Fabrikgebäuden die großen Haufen von Lumpen liegen, die aus allen Gegenden der Welt hergebracht worden waren, und ich ſchrieb das Märchen „Die Lumpen“. Man nannte es amüſant, ich ſelbſt aber fand, daß mehr Stachel als Honig der Poeſie in demſelben ſei, und legte es deshalb zurück. Mehrere Jahre ſpäter, wo die Satire, wenn eine ſolche da war, nicht mehr ganz paßte, wurde das Märchen wieder hervorgeholt, die ſtreitbaren Lumpen gleich wohlgemeint behandelt und durch das Glas der Laune betrachtet; norwegiſche und däniſche Freunde ermunterten mich, es drucken zu laſſen, und ich gab es dem däniſchen Volkskalender für 1859.

„Bänö und Gläuö“ iſt als improviſirte Rede zu einem Toaſt am Mittagstiſch auf dem Herrenhof Holſteinborg ent-

ſtanden; es waren dort Ingenieure zugegen, die den Plan, Glänö mit dem Feſtlande zu verbinden begutachten ſollten.

Im Jahre 1868 erſchien in einem kleinen Heft für ſich das Märchen „Die Dryade". Ich war im Frühling 1867, veranlaßt von der großen Weltausſtellung, nach Paris gereiſt, woſelbſt mich der Aufenthalt denn auch, während jener epochemachenden Begebenheit, in einem Grade wie weder früher noch ſpäter, hinriß und erfüllte. Bei meiner Ankunft ſtand das Ausſtellungsgebäude gerichtet und eingeweiht da, und wenn auch noch nicht ganz fertig, ſo war der Anblick deſſelben ein mächtiger und überwältigender. In Frankreich und in allen Landen berichteten die Zeitungen von dieſer Herrlichkeit. Ein däniſcher Referent verſicherte, daß nur Charles Dickens im Stande ſein würde, eine genügende Schilderung zu geben. Es ſchien mir indeß, daß das Thema auch für meine Befähigung liege; wie erfreut würde ich ſein, wenn ich die Aufgabe zu löſen vermöchte und Landsleute und Fremde dies anerkennen müßten. Erfüllt von dieſem Gedanken erblicke ich eines Tages auf dem Platz vor dem Hotel, in welchem ich wohnte, einen eingegangenen, dort hingeworfenen Kaſtanienbaum. Dicht neben demſelben lag, auf einem Arbeitswagen, ein junger friſcher Baum, welcher an demſelben Morgen vom Lande gebracht worden ſei, um hier gepflanzt zu werden. Die Idee zu einem Märchen von der Pariſer Ausſtellung war aufgehoben und mir in dem jungen Baum gegeben; die Dryade winkte mir. Jeden Tag während des Aufenthaltes in Paris und nach der Rückkehr nach Dänemark formte ſich und klang durch die Gedanken die Lebensgeſchichte der Dryade, verknüpft mit der großen Weltausſtellung. Dieſe Letztere hatte ich indeß in ihrer Vollſtändigkeit nicht geſehen; ſollte meine Dichtung ein treues und volles Bild derſelben werden, ſo mußte ich nochmals während der Ausſtellungszeit nach Paris. Und ich war denn auch ſchon im September wieder dort. In Kopenhagen wurde nun, nach dieſem zweiten Beſuch, die Dichtung

vollendet und dem langjährigen Freunde, dem Dichter J. N. Thiele, gewidmet.

1870 erſchien in demſelben größeren Format wie „Die Dryade“: „Drei neue Märchen und Hiſtorien“:

Die Familie der Hühnergrethe,
Was die Diſtel erlebte,
Was man Alles erfinden kann.

Dieſes Heft wurde meinem treuen Freund in ſchweren und guten Tagen, Etatsrath E. Collin gewidmet.

Eines Tages, las ich zufällig in einem Provinzialblatt einige hiſtoriſche Bemerkungen über die hochadelige Jungfrau Marie Grubbe, die zuerſt im Eheſtand mit König Chriſtian des Fünften Halbbruder Ulrik Frederik Gyldenlöve gelebt, ſpäter mit einem jütländiſchen adeligen Gutsbeſitzer verheirathet geweſen und zuletzt, während ihr dritter Mann, ein armer Matroſe, eine Freiheitsſtrafe, zu welcher er verurtheilt war, verbüßte, als Beſitzerin einer Fähre auf der Inſel Falſter, elend verſtarb. Dieſe Nachrichten verwieſen übrigens auf die „Epiſteln“ Holberg's. In dieſen erzählt Holberg, daß er ſich als junger Student, während die Peſt in Kopenhagen raſte, auf Falſter aufhielt und zwar bei der „Fährfrau“ Mutter Sören Sörenſen Möller, die einſt hochadelige Jungfrau Marie Grubbe, wohnte.

Hier war ein reicher Stoff zur Dichtung gegeben; „Däniſcher Atlas“ und die von Thiele herausgegebenen Volksſagen gaben noch ferner einzelne Data und ich ſchrieb die Hiſtorie: „Die Familie der Hühnergrethe“.

„Was die Diſtel erlebte“ hat keine andere Veranlaſſung, als daß ich während eines Aufenthaltes auf dem Herrenhof Vasnäs, auf einem der dortigen Felder ein ſolches Prachtexemplar von einer Diſtel ſah, daß ich nicht widerſtehen konnte, es in eine Dichtung hineinzunehmen.

„Was man Alles erfinden kann“ gehört zu den ſelbſterlebten Märchen.

Zu Weihnachten 1871 erſchienen: Neue Märchen und

Hiſtorien, Neue Sammlung, den Verlegern meiner Schriften, den Brüdern Theodor Reitzel und Carl Reitzel in Kopenhagen gewidmet.

Dieſes Heft hatte das früher bekannte Format und das gewohnte Bild auf dem Umſchlag und enthielt dreizehn Märchen und Hiſtorien:

Das Glück kann in einem Stecken liegen,
Der Komet,
Die Wochentage,
Sonnenſcheingeſchichten,
Urgroßvater,
Wer war der Glücklichſte?
Die Lichter,
Das Unglaublichſte,
Was die ganze Familie ſagte,
Tanze, tanze Püppchen mein!
Frage die Grünfrau,
Die große Seeſchlange,
Der Gärtner und die Herrſchaft.

Alle waren ſie während des letztverfloſſenen Jahres geſchrieben und die zwölf erſtgenannten ſchon in verſchiedenen Zeitſchriften und Zeitungen gedruckt.

„Das Glück kann in einem Stecken liegen“ iſt während eines Sommeraufenthaltes im Juragebirge geſchrieben. Hier hörte ich von einem armen Drechsler erzählen, welcher, als der Knopf, der ſeinen Regenſchirm zuſammenhielt, gar zu oft abſprang, ſich eines Tages eine kleine Birne aus Holz drechſelte, die, an eine Schnur gebracht und in einen halben Ring geſteckt, ſich praktiſcher zeigte, länger vorhielt und beſſer feſthielt. Für die Regenſchirme ſeiner Nachbarn drechſelte er nun auch ſolche kleine Birnen und bald bekam er Beſtellungen vom Lande und aus den Städten auf ſolche, und zwar in dem Maße, daß er nach Verlauf einiger Jahre ein wohlhabender Mann war. Dies Ereigniß gab Veranlaſſung zu dem Märchen.

Als älterer Mann ſah ich denſelben ſtrahlenden Kometen wieder, den ich als Kind geſehen hatte; mir war zu Muthe, als hätte ich ihn den Abend vorher geſehen und doch lagen ſo viele Jahre und Erinnerungen dazwiſchen, und ich ſchrieb „Der Komet".

„Die Wochentage" verdanken der Aufforderung, ſchnellſtens eine Geſchichte von den Tagen der Woche zu erzählen, ihre Entſtehung; ſpäter wurde dieſe Geſchichte zuerſt in einem Kalender gedruckt.

In den „Sonnenſcheingeſchichten" iſt der Vertheilung der Glücksſpenden, an beſtimmte bedeutende Männer Dänemarks gedacht.

„Der Urgroßvater" entſtand dadurch, daß ein Geſpräch mit H. C. Oerſted über „alte Zeit und neue Zeit", über welches Thema er einen Aufſatz im Kalender geſchrieben hatte, mir wieder einmal in der Erinnerung auftauchte.

„Die Lichter" iſt eine kleine Hiſtorie aus dem wirklichen Leben.

„Das Unglaublichſte" und „Was die ganze Familie ſagte" gehören zum Theil auch zum Erlebten.

„Die große Seeſchlange" iſt ein Märchen der Neuzeit, wie dies auch „Die Dryade" iſt. Die Regungen und Entdeckungen der Gegenwart bieten reichen Stoff zur Dichtung, und iſt mein Auge hierfür ein offenes geweſen, ſo danke ich dies H. C. Oerſted.

Zum erſten Male in dieſem Heft gedruckt iſt die Hiſtorie von „Gärtner und Herrſchaft". Auch die iſt, wie ich meine, aus unſerer Zeit herausgeſchrieben, und als ein ſolches Märchen der Gegenwart ſcheint ſie auch beſonders angeſchlagen zu haben. Sie gehört zu den Märchen und Hiſtorien, die durch Vorleſen oder Vortrag im Theater von der Bühne herab mit einem Male ein größeres Publikum ſich gewonnen. Verſchiedene unſerer größten Bühnenkünſtler haben theils als Declamations-Nummern in öffentlichen Concerten, theils von der Bühne herab mehrere meiner Märchen erzählt; ich nenne

beispielsweise: „Des Kaisers neue Kleider", „Es ist ganz gewiß", „Der Halskragen", „Tölpel-Hans".

Um Weihnachten 1873 erschien die dritte Reihe, zweite Sammlung: Neue Märchen und Historien mit Widmung an die Villa „Rolighed".*)

Die Villa „Rolighed", etwa eine Viertelmeile vom alten Kopenhagen, am Sunde, ist von Alters her zeitweilig Wohnung mehrerer Dichter und Künstler Dänemarks gewesen, auch H. C. Oersted hat hier gewohnt. Der jetzige Besitzer, Großhändler Moritz Melchior, bauete das alte Gebäude schloßmäßig um, mit Thurm und Altanen, und gewährte mir hier ein gastfreundliches, gemüthliches Daheim während der Sommerzeit; hier wurden mehrere der späteren Märchen geschrieben und namentlich die vier, welche das neue Heft 1872, mit der Widmung an dieses Daheim, enthält, nämlich:

Was die alte Johanne erzählte,
Der Hausschlüssel,
Der Krüppel,
Tante Zahnweh.

Auch zu diesen habe ich ein paar Bemerkungen.

In meiner Kindheit sah ich in Odense einen Mann, der einem Skelet ähnelte, gelb und vergilbt, nur Haut und Knochen; eine alte Frau, die mir oft Märchen und Gespenstergeschichten erzählte, gab mir auch Bescheid, weshalb der Mann so jämmerlich aussah. Der Topf habe, als er sich in fremden Landen aufhielt, nach ihm gekocht. Wenn ein Jüngling auf der Wanderschaft sei, wenn auch noch so weit fort, könne seine Geliebte, wenn ihr die Sehnsucht nach ihm zu groß werde, zur „klugen Frau" gehen, diese veranlassen, den Topf über's Feuer zu setzen, allerhand Teufelei hinein-

*) Rolighed — Ruhe, Ruhe und Frieden, gemüthliche Ruhe, Stille.

thun, und ihn dann Tag und Nacht kochen laſſen. Wie weit weg draußen in der Welt der Jüngling auch ſei, er müſſe, ohne Raſt und Ruh', nach der Heimath zurückwandern, wo „der Topf ihm nachkoche" und die Braut ſeiner harre. Wenn er dann aber die Heimath erreichte, ſei er nur Haut und Knochen und ſehe jämmerlich aus, und das oft für ſeine ganze Lebenszeit. Das ſei an jenem Manne zu ſehen, ihm habe der Topf nachgekocht! — Dieſe Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf mich und iſt benutzt in „Was die alte Johanne erzählte".

In der Hiſtorie von dem „Hausſchlüſſel" iſt gleichfalls ein Zug des Aberglaubens benutzt. Es ſind ſo viele Jahre nicht her, daß das „Tiſchrücken" auch in Kopenhagen eine Art Rolle ſpielte. Viele glaubten an dieſes Tanzen der Tiſche, ſogar Leute von Begabung und geiſtiger Bedeutung, ſie glaubten, es könne einen Geiſt geben in Tiſchen und anderen gezimmerten Meubles. — In Deutſchland auf einem größeren Herrenhofe, bei ſonſt begabten Menſchen, machte ich Bekanntſchaft mit Schlüſſel-Geiſtern. „Der Schlüſſel wiſſe von Allem Beſcheid", und Viele glaubten dies in der That. Ich habe in der Hiſtorie von dem „Hausſchlüſſel" deſſen Behandlung und Bedeutung dargelegt, aber die Zeit etwas weiter zurück verlegt als die, in welcher ich in die „Schlüſſel-Klugheit" eingeweiht wurde. — Was in dieſer Hiſtorie von dem Beſuch des Kellerhökers und von Lotte-Lene's Erziehung für die dramatiſche Kunſt erzählt wird, iſt Erlebtes.

Die Hiſtorie von dem „Krüppel", welche eine der allerletzten iſt, die ich geſchrieben habe und vielleicht ſchreibe, glaube ich, gehört zu denjenigen, die mir am beſten gelungen ſind, und als eine Art von Verherrlichung der Märchendichtung könnte ſie vielleicht paſſend die ganze Sammlung ſchließen.

Das Märchen „Tante Zahnweh" iſt indeß das zuletzt gedichtete und niedergeſchriebene.

Märchen und Hiſtorien ſind ſo gut wie in alle euro-

päiſchen Sprachen überſetzt worden*), ſie ſind in meinem Vaterland Dänemark und weit über deſſen Grenzen hinaus ſeit vielen Jahren eine Lectüre für Jung und Alt. Mir iſt ſomit das höchſte Glück, einen ſolchen Segen zu erleben, vergönnt worden; iſt man indeß, wie ich, hinauf gegen das gewöhnliche, höchſte Lebensalter der Menſchen, das „ſieben Mal zehn" der Bibel gelangt, ſo dürfte die glückliche Wirkſamkeit ſich ihrem Abſchluß nähern. Indem ich alſo um dieſe Weihnachtszeit den Reſt meines ganzen Reichthums bringe — der ganze beſteht aus Einhundertſechsundfünfzig Märchen und Hiſtorien — ſeien die Worte des Violinſpielers in dem Märchen „Feder und Dintenfaß" mein Schlußwort, habe ich etwas Gutes gewirkt, „Gott allein die Ehre!"

„Rolighed", den 6. September 1874.

H. C. Anderſen.

---

*) Eine der beſtgeſchriebenen Abhandlungen über dieſe Dichtungen hat Herr Dr. G. Brandis in der Kopenhagener Illuſtrirten Zeitung Nr. 511—513 (Zehnter Band) gebracht, ſo wie auch früher Herr Dr. A. A. Mayer, in ſeiner Abhandlung „Das Märchen", denſelben ihren Platz anweiſt und ihre Bedeutung auseinanderſetzt.

Die letzten Lebenstage

des Dichters

H. C. Andersen.

Die Völker faſt aller Länder des Erdballs haben den Märchen und Hiſtorien Anderſen's gelauſcht; „Die Geſchichte einer Mutter" z. B. hat den Miſſionären in Indien den Weg gebahnt zur Verkündigung der Lehre Chriſti, ja, unendlich viel Gutes hat Anderſen durch ſeine gemüthvollen, oft zugleich launigen Erzählungen, überall geſtiftet, — danken wir es ihm noch im Grabe! Denn am 4. Auguſt 1875 hat er für immer ſeine Feder niederlegen müſſen, hat ſein erſtes und letztes Märchen, das ſeines eigenen Lebens, vollendet, iſt, nach ſeinem ſo zuverſichtlichen Glauben, zu der Ewigkeit, zu einem höheren Leben nach dieſem Erdenwallen eingegangen.

Im verwichenen September waren es drei Jahre her, als Anderſen, gegen Ende ſeines Sommeraufenthaltes auf der Villa „Rolighed" bei Kopenhagen, von einem ſtarken Unwohlſein befallen wurde, welches ſich ſofort als mit der Leber in Verbindung ſtehend erwies, ſeine Haut färbte ſich gelb, er war ſehr matt und empfand ein unleidliches Drücken über der Herzgrube. Er zog bald darauf in die Stadt, und

ſeine Krankheit, von welcher er ſelbſt meinte, dieſelbe ſei nur eine vorübergehende, nahm dermaßen zu, daß er den ganzen Winter das Zimmer hüten mußte. Im Frühjahr 1873 reiſte er nach der Schweiz; hier, auf Glion, in den Gebirgen dem Genferſee gegenüber, brauchte er eine Molkenkur, die in Verbindung mit der kräftigenden Gebirgsluft eine ſo ausgezeichnete Wirkung übte, daß er ſich augenſcheinlich mit jedem Tag immer mehr erholte und nach Verlauf einiger Wochen lange Tagesreiſen zu Wagen, ſogar über die Alpen in Italien hinab, unternehmen konnte. Hier war jedoch die Hitze bedeutend und wirkte ermattend auf ihn, weshalb er ſich ſchnell wieder nach dem Norden wendete. In München verweilte er vier bis fünf Tage; die Cholera, welche dort bald nachher ausbrach, mochte ſchon in der Luft gelegen haben, und er bekam einen heftigen Anfall von Cholerine, der ihn alle die Kräfte raubte, die er ſich in der Schweiz geſammelt hatte. Nur mit genauer Noth, bei häufigen Ohnmachten, mehr todt als lebendig erreichte er am 29. Juli Dänemark wieder, wo er in der Villa „Nolighed" aufs gaſtfreundſchaftlichſte von ſeinen dortigen Freunden, Großhändler Melchior und Familie, aufgenommen wurde. Ihm wurde hier die ſorgfältigſte Pflege zu Theil, aber ohne eigentliche Beſſerung zu bewirken; er war ſo ſchwach, daß er auch hier das Zimmer hüten mußte. Im September zog er wieder nach Kopenhagen und ſein Zuſtand beſſerte ſich inſofern, daß er kleine Touren zu Fuß und größere zu Wagen unternehmen konnte, doch ſchreibt er am 21. September: Schwere Tage und Abende habe ich verbracht, meine Gemüthsſtimmung iſt drückend, ſodaß ich mir oft wünſche:

„Ueber die Welt viele Meilen,
In's unbekannte Land".

Freundliche Menſchen pflegten ihn, unter dieſen zwei ältere Damen, die ſich ganz dafür opferten, ihm das Leben ſo bequem wie möglich zu machen. Dann und wann folgte er einer Einladung ſeiner Freunde zu Mittag und fuhr hin,

jedoch hielt er ſich fern von eigentlichen Geſellſchaften; er las auch nun nicht mehr, wie in ſeinen jüngeren Tagen, nach Tiſche laut vor aus ſeinen eigenen Märchen, ſondern fuhr bald wieder nach Hauſe. Dann und wann ſchrieb er ein kleines Gedicht, aber die Zeit der Märchen und Hiſtorien war vorüber, er, welcher ſonſt faſt jede Weihnachten uns mit neuen Dichtungen beſchenkte, hat ſeit dem Märchen „Tante Zahnweh" (zu Weihnachten 1873) keins mehr geſchrieben. Er beſchäftigte ſich vielfach mit der Herſtellung einer ſpaniſchen Wand, die in ſechs Felder getheilt war, und fügte in jedes derſelben einzelne Bilder zu einem großen Ganzen zuſammen, und zwar nach einen beſtimmten Plan oder Idee; jedes Feld repräſentirte ein Land. Das Ganze gibt wiederum Zeugniß von ſeiner großen, eigenthümlichen Phantaſie, ſeinem maleriſchen Sinn und zugleich, in liebenswürdiger, kindlicher Art und Weiſe, von ſeinem guten Herzen. „Da ich nicht mehr Märchen ſchreiben kann", ſagte er, „ſo werde ich zeigen, daß ich ſie in dieſer Art machen kann". Dieſe ſeine Arbeit ſoll auch in der That in ſehr nahe Verwandſchaft zu ſeinen Märchen ſtehen, und nach dieſen dürfte dieſelbe die bezeichnendſte ſichtbare Erinnerung an ihn ſein; ſie geht, ſeinem Wunſche gemäß, in den Beſitz der Frau Melchior auf „Rolighed" über.

Im Verlauf des Winters 1873—74 begann Anderſen ſeine Briefſammlung durchzuſehen, die außerordentlich groß iſt, die aber, laut Beſtimmung in ſeinem Teſtament, erſt zehn Jahre nach ſeinem Tode veröffentlicht werden darf. Abends ließ er ſich gern einige der Briefe vorleſen, und wurde oft ſehr gerührt durch dabei auftauchende Erinnerungen an verſchwundene Zeiten. Es fielen ihm auch zuweilen bei ſolchen Gelegenheiten Geſchichten aus alten Tagen ein, und er erzählte dann ſolche mit einer unvergleichlichen Laune und mit großem dramatiſchem Talent; es war alsdann, als ſei alle Krankheit wie fortgeblaſen. Er machte ſich auch nichts daraus, ſich ſelbſt bei ſolchen Mittheilungen eine Blöße zu geben und

beſaß überhaupt einen ſehr klaren Blick für ſeine Eigenthümlichkeiten. Glauben Sie mir," ſagte er einmal, „ich habe oft, wo ich in meinen Märchen menſchliche Lächerlichkeiten habe darſtellen wollen, mich ſelbſt als Modell genommen!"

Der größte Kummer Anderſen's während ſeiner Krankheit war der, daß er nicht mehr das Theater beſuchen konnte. Er verfolgte jedoch die Bühnengeſchichte mit dem größten Intereſſe. Um ſieben Uhr Abends ſagte er oft: „Jetzt beginnt es!" und ſpäter wohl auch: „jetzt müſſen ſie ungefähr bei der und der Scene ſein". Die Theaterzettel hingen jeden Tag an ſeiner Wand, und häufige Beſuche von Schauſpielern und Schauſpielerinnen brachten ihm die Mittheilungen, nach welchen er ſich ſehnte. Er empfing überhaupt viele Beſuche und zwar von den beſten Männern und Frauen des Landes, er ſah auch während ſeiner Krankheit zu wiederholten Malen den König, öfter noch den Kronprinzen bei ſich.

Die Stadtwohnung unſeres Dichters war höchſt gemüthlich, er beſaß das Talent, Alles hübſch zu arrangiren, und unzählige Geſchenke, die er bekam, machten es ihm leicht, die Zimmer ſehr anſprechend zu geſtalten. Allein ſein ſteter Trieb, namentlich zur Frühlingszeit, war das Reiſen, und konnte er nicht ins Ausland gehen, mußte er wenigſtens im Vaterlande Ausflüge machen. Im Sommer 1874 gedachte er erſt nach dem Harz zu reiſen und dann einer Einladung des Großherzogs von Weimar zu folgen, allein es wurde aus Beiden nichts; er beſuchte die adeligen Güter Bregentved und Holſteinborg auf Seeland. Briefe von hier an Bekannte in Kopenhagen loben die Aufnahme, die er bei den Herrſchaften fand, von Holſteinborg ſchreibt er: „Mit Wehmuth werde ich dieſen Ort heuer verlaſſen, ich habe es hier ſo ſchön und gut, und in meinem Alter weiß man nicht, wo man das nächſte Jahr iſt und ob man je dieſelben lieben Orte wiederſieht. — — Alles hier iſt prächtig für mich arrangirt, aber trotzdem will meine Muſe mich nicht beſuchen. Wo mag meine alte Freundin ſich verſtecken? Oder denkt

ſie gar: Werde friſch und geſund, ich beſuche die kranken Dichter nicht.“ Daß ſeine Muſe hartnäckig ausblieb verdroß ihn aber um ſo mehr, als er hier und auf Schloß Bregentved recht geſundete, ſtundenlang im Garten weilte und, wie er ſchrieb, „jetzt doch meinen ſollte, daß ich wieder ein ganzer Kerl bin und meine alte gute Laune wiedergefunden habe“. — Neben dieſen Aeußerungen tauchen jedoch gleichfalls ſolche vom ſchmerzlichen Drücken in der Herzgrube und der rechten Seite und von Gicht auf. Am 9. Auguſt befand er ſich ſchon wieder in der Villa „Rolighed“, bei ſeinem theilnehmenden treuen Freunden; aber, leider, die Beſſerung, welche ihm jene Ausflüge gebracht hatten, ſchwand bald wieder dahin, zu ſeinem alten Zuſtand geſellten ſich noch Nervenleiden, und die Gicht nahm dermaßen überhand, daß ihm wieder das Gehen ſehr beſchwerlich wurde; es ſtellte ſich Fieber ein und einige Zeit lang mußte ihm das Bett gewärmt werden.

Im Verlauf des Spätherbſtes trat jedoch wieder inſoweit Beſſerung ein, daß ſein Ausſehen friſcher wurde, er in den Garten ſpazieren und ſeine kleinen Promenaden zu Wagen unternehmen konnte. Es ging aber doch aus all ſeinem Thun hervor, daß er nun auch ſelbſt den Gedanken an Rückkehr der vollſtändigen Geſundheit aufgegeben hatte, und er gelangte auch allmälig dahin, ſich ſelbſt als einen alten Mann zu betrachten, was ihm ſehr ſchwer ankam. „Daß man auch,“ ſagte er, „an dieſer alten Hülle ſchleppen muß, wenn man ſich im Gemüth ſo jung fühlt?“ Zu Anfang ſeiner Krankheit ſagte er eines Tages: „Gewiß, ich lebe kein Jahr mehr; ich habe es geſagt; ſchreiben Sie es nieder und ſehen Sie zu, ob es nicht grad' ſo ſein wird, wenn ich geſtorben bin. Aber, geſetzt, ich lebte länger, ich würde achtzig Jahre alt — was ich nun nicht werde — aber wenn ich es würde, ſo hätte ich nur noch dreizehn Jahre zu leben; o Gott, o Gott, das wäre ja gar nichts! Glauben Sie mir, wenn ich jetzt dreißig Jahr alt wäre und doch die Entwickelung hätte, die ich jetzt habe, dann würde ich es zu

Etwas bringen, dann würde ich erſt recht weltberühmt werden, — wiſſen Sie, was ich dann thun würde? Ich würde Rad ſchlagen die ganze Straße hinab, vor lauter Freude.“ — Allein die jugendliche, übermüthige Lebensluſt, die in einer ſolchen Aeußerung enthalten war, ſchwand allmälig dahin vor der Macht der Krankheit. Als ſeine Freunde ihm bei einem Mittag auf „Rolighed“, es war am 27. Auguſt, wünſchten, er möge ſich von nun an ſtets verjüngen und ſagten „bis dreißig Jahre zurück, dann aber nicht weiter, dann ſei er in ſeinem beſten Alter, dann würden ſie Halt! ſagen“, antwortete er u. A.: „Ich glaube nun, der liebe alte Gott wird mir bald ein Halt zurufen, und alsdann werde ich hinüberfahren in jene ſonderbare neblichte Welt, von der wir doch eigentlich gar wenig wiſſen, mit welcher ſich aber meine Gedanken nunmehr viel beſchäftigen. Dann aber“, ſo ungefähr ſchloß er ſeine Antwort, „will ich wünſchen, daß ich von dorther Botſchaft an alle meine Freunde ſenden kann. Es iſt geſagt worden, daß ich durch meine Schriften Gutes in der Welt ausgerichtet habe, daß ich durch ſie manche gute Botſchaft den Menſchen zugeſandt habe. Ich möchte wünſchen, daß ich aus der Welt, in welche ich nun bald eingehen werde, die beſte Botſchaft ſenden könnte, eine recht freudige, ſtärkende, Leben erweckende Botſchaft an Alle, die hier in dieſer Welt zurückgeblieben ſind.“

Mit dem Winter kehrten viele Schmerzen, viel Ungeduld und Irritabilität ein, verknüpft mit ſehr gedrückter Stimmung; es war dies eine Folge von dem ganzen Charakter der Krankheit, die nun von den Aerzten für Krebs in der Leber erklärt wurde, was Anderſen ſelbſt doch niemals erfuhr, ſo wie er auch von den eigentlichen Krebsſchmerzen verſchont blieb. Manchmal, wenn er ſich erhob, trat bedeutende Kurzathmigkeit ein und er klagte dann über heftiges Drücken in der Herzgrube, er vermochte kaum über den Fußboden des Zimmers zu gehen, es fror ihn und er hatte einen ſchlimmen Schleimhuſten. Oft, wenn man zu ihm eintrat,

fand man ihn in ſeinem Lehnſtuhl ſchlafend; Abends und Nachts, wenn er im Bette lag, befand er ſich am beſten; ſelbſt wenn er nicht ſchlief, ſchwanden die Schmerzen. Beſuche ermüdeten ihn mehr als ſonſt und ſeine Freude über dieſe war deshalb eine geringere als früher; intereſſirte ihn aber das Geſpräch, dann lebte er ſchnell auf, und es war merkwürdig zu ſehen, wie ſein lebhafter Geiſt die Schmerzen und die Müdigkeit des Körpers beſiegte, er ſprach dann viel und war ſehr unterhaltend. Kleine Spaziertouren von ſeiner Wohnung in der Stadt nach dem Local des Studenten-Vereins unternahm er zuweilen, wollte aber ſehr ungern fahren, obgleich Melchior's Equipage zu ſeiner Verfügung ſtand. Er beſuchte auch noch einige Mal das Theater. Während einiger Zeit des Winters ſchrieb er nicht wenig kleinere Gedichte, von welchen jedenfalls mehrere davon zeugen, daß er ſeine volle Geiſteskraft beſaß; er arbeitete auch ſeinen Text zu dem „Feſt auf Kenilworth" um und ſchrieb an dem „Märchen ſeines Lebens". Regelmäßig führte er ſeine Tagebücher, durch welche man ſomit ſein Leben in deſſen kleinſten Details wird verfolgen können, denn ſie ſind ſehr ausführlich, namentlich was alles Erlebte betrifft. Er las viel Neues, ſelbſt unbedeutende Kleinigkeiten der Bücherwelt, beſchäftigte ſich aber auch mit morgenländiſcher Geſchichte, mit dem Leben Mahameds und Oehlenſchlägers Schriften, namentlich mit den Erzählungen in Proſa. Auch war er noch öfters bei ſeinen beſten Freunden zu Mittag, aber er war ſtiller als ſonſt und hielt ſelten eine Tiſchrede, was früher faſt ſtets der Fall war.

Im Verlauf der Jahre hat Anderſen eine unglaubliche Menge Briefe geſchrieben, allein dieſe Correſpondenz weiter fortzuſetzen ſtrengte ihn nunmehr zu ſehr an, und er bekam auch eine Averſion davor. Er fühlte ſich ganz unglücklich über die Unmaſſe von Briefen, die er, zumeiſt aus dem Auslande, empfing und zwar mit Bitten um ſeine Handſchrift, und es ärgerte ihn, wenn er im Briefe eine Frei-

marke des betreffenden Landes fand, dazu bestimmt, bei Absendung seiner Antwort zu dienen. „Das ist ja dumm," sagte er, „ist doch unbegreiflich gedankenlos, wie kann die Freimarke benutzt werden, wenn ich einen Brief hier von Kopenhagen absende." Er seufzte bei jedem Brief, welcher ankam, um so mehr als er auch mit Bettelbriefen, mit Bitten um Durchlesen von Gedichtsammlungen und Gesuchen nach allen Richtungen hin überhäuft wurde, und es machte ihm Gewissensbisse, wenn er sich dem Allen nicht gehörig annehmen konnte. Sein Gemüth war oft sehr angegriffen durch Plagen, die von Außen auf ihn eindrangen, und die in Wirklichkeit ganz nichtssagend waren, aber unter dem Druck der Krankheit zu großen Begebenheiten anschwollen. „Man tödtet mich!" rief er und fiel matt und athemlos in seinen Stuhl zurück. Bat man ihn dann, sich zu beruhigen und zu bedenken, von wie wenig Belang das Alles sei, und brachte man es dahin, daß er die ewige Unruhe, in der er sich befand, besiegte, so kehrte die gute Stimmung oft bald zurück und er sagte alsdann: „Ich bin so grillig, ich bin Allen eine Plage, aber verzeih' mir, ich bin krank". Oft, wenn man sich von ihm verabschiedete und er in seinen Stuhl zurückgefallen, den Plaid um die Beine dasaß, winkte er mit der Hand, legte dieselbe wohl auch auf die Stirne und brach in Thränen aus.

Gegen das Frühjahr hin begann er wie immer an Reisen ins Ausland zu denken. Er erinnerte sich daran, wie sehr er sich während seines letzten Aufenthaltes an dem Genfersee erholt hatte und er sehnte sich wieder dorthin. Er saß mit den Reisehandbüchern vor sich ausgebreitet und machte seine Pläne; allein er selbst war freilich der Einzige, welcher an die Ausführung derselben glaubte. Er sagte: „Ich will im Herbst einen Monat in Montreux sein und darauf in Mentone überwintern; das wird mich viel Geld kosten, aber dann hoffe ich auch ganz hergestellt zurück zu kehren". Er kündigte seine Stadtwohnung, ließ alle seine Sachen verpacken und zur Aufbewahrung an verschiedene Orte senden, er selbst

zog darauf in die Villa „Roligheb“ ein, wo ſtets dieſelben zwei Zimmer im erſten Stock mit Veranda und Ausſicht über den Sund zu ſeiner Aufnahme bereit waren. Die kleine Fahrt zu Wagen nach „Roligheb“ hinaus ſtrengte ihn im höchſten Grade an, und nur mühſam erſtieg er die Treppen. Allein, es war ein wahres Glück, daß er dort hinaus gelangte, wo er alle Bequemlichkeiten hatte und die herzlichſte und aufopferndſte Pflege ihm in einer Weiſe zu Theil ward, daß er niemals anderes als Theilnahme und Sympathie empfand.

Nur ein einziges Mal betrat er diesmal zu Anfang des Sommers den Garten der Villa, den er ſo ſehr liebte und ſo oft durchwandert, woſelbſt er mit eigener Hand ſo viele Blumen aus Wald und Feld hineingeſetzt hatte, wobei er ſehr viel Geſchmack entwickelte und oft Pflanzen, die verachtet, aber doch ſchön ſind, zu ihrem Recht verhalf. „Die Blumen wiſſen ganz gut, daß ich ſie liebe“, ſagte er, „wenn ich bloß einen Stecken in die Erde ſetze, ſo wächſt er.“ Er konnte nun auch nicht mehr ein Stündchen des Vormittags damit verbringen, die ſo Vielen wohlbekannten eigenthümlichen kleinen Blumenſträuße zu binden, mit welchen er jedes Couvert des Mittagstiſches zu ſchmücken liebte; er mußte ſich an der Freude begnügen, welche die Blumen ſpendeten, die man in ſeine Zimmer brachte.

Um dieſe Zeit ſagte er einmal zu einem Freund, der ihn beſuchte, als man ihm gerade einige friſche Feldblumen gebracht hatte: „Wie ſind die doch ſchön! O, die Erde iſt ſo ſchön, ſo ſchön, wie gern möchte ich hier bleiben und all' dieſe Schönheit genießen, jetzt grade iſt Alles ſo licht, ſo gut, wenn ich nur geſund wäre!“ Bald darauf ſagte er: „Glauben Sie, daß es ſchlimm ſein wird zu ſterben und glauben Sie, daß ich verdammt werde?“ Der Freund, der ſich wunderte, daß er vom Tode ſprach, was er ſonſt nicht that, antwortete, daß er das nicht glaube und daß Gott uns nach unſerem Wollen richten werde. — „Das Böſe

habe ich nie gewollt," versetzte darauf Andersen, „nur das Gute, ich habe das Gute geliebt, aber ich bin doch oft böse und bitter und grillig gewesen." — „Aber," sagte der Freund, „Sie haben es immer wieder gleich bereuet und sind gut gewesen; und in Allen, was Sie in Ihren Dichtungen in die Welt unter die Menschen gesandt haben, und worin Ihr eigentliches Wesen sich zeichnet, haben Sie stets zum Guten und Edlen hinwirken wollen." — „Ich fürchte auch nicht so sehr das Urtheil," sagte Andersen nun, „sondern den Tod, vielleicht kann er ein sanfter werden, vielleicht aber auch ein harter. Wie fassen Sie ihn auf?" — „Ich," antwortete der Freund, „fasse den Tod nur als einen Uebergang auf, nicht als einen Sprung. Sie haben ja schon hier ein ewiges Leben gelebt, das ist es ja, das fortgesetzt werden soll. Es ist ja nichts Neues, es setzt ja Alles das fort, was Sie auf Erden am höchsten geliebt haben und was Sie am glücklichsten gemacht hat, so daß Sie ja zur Freude eingehen." — „Ja, ich glaube auch so sicher an ein ewiges Leben und an Gott," sagte nun Andersen, „aber es ist mir so schwer, zu dem Glauben an Christus als Gott zu gelangen, ich arbeite daran, wollte gern dahin gelangen, weil ich glaube, daß dies das Wahrste und Glücklichste ist." — „So fürchten Sie nichts," tröstete der Freund, „auch in diesem Punkt werden Sie nach Ihrem Wollen gerichtet werden und siegen, selbst, wenn es nicht vollständig geschehen ist, bevor Sie sterben." — So ungefähr fiel das Gespräch, während welches Andersen viel weinte und sehr weich und liebevoll war.

Noch einige Mal sprach Andersen vom Tod und äußerte dabei einmal: „Ja, es ist schlimm mit der Phantasie, sie steckt mir in allen Gliedern und wenn ich Zahnschmerzen in der einen Seite des Mundes habe, so kann ich sie verjagen, wenn ich mir einbilde, ich habe sie in der andern Seite. Wenn nur diese Phantasie mir nicht Schmerzen bereiten wird, wenn ich sterben muß. Es wird doch ein Kampf werden, und wenn sie dann nicht die Todesqualen zu fürch-

terlich ausmalen wird. Wenn ich doch in freudiger Stimmung sterben könnte! Einige Mal auf dem Meere habe ich gedacht, ich würde untergehen, und ich habe schreckliche Qualen ausgestanden."

Wie stark der Glaube unseres Dichters an das ewige Leben und an das Wiedersehen der vorausgegangenen Lieben war, geht aus folgender Aeußerung von ihm hervor: „Als ich an dem Sterbelager der alten Frau D. stand, hatte ich es schon auf den Lippen ihr zu sagen: Wenn es möglich sein sollte, daß Sie einen Gruß aus dieser Welt in die andere bringen könne, so bitte ich, Hans Christian Oersted auf's liebevollste von mir zu grüßen, — aber, dachte ich, das wird mißverstanden werden, und ich schwieg."

Der Gedanke an den Tod und die Hoffnung, wieder zu gesunden, stritten sich in sonderbarer Weise bei Andersen. Er beabsichtigte immer noch etwa vierzehn Tage nach dem Herrenhof Bregentwed zu reisen und hielt mit großer Bestimmtheit fest an seinem Plan, im September nach Montreux zu gehen. Es wurden mehrere Briefe nach diesem Ort geschrieben, um ihm dort Wohnung zu bestellen u. s. w. Einen Monat vor seinem Tode ließ er seinen Koffer halb fertig packen zur Reise, bestellte sich neue Wäsche, einen neuen Reiseanzug und 200 Visitenkarten. Gleichfalls hegte er den Plan, sich eine Villa zu bauen, übrigens ein Plan, welcher nicht neu war, aber nun wieder auftauchte. Die Villa sollte ein „Märchenhaus" werden und im maurischen Styl erbauet sein, Büsten der großen Dichter und Thorwaldsen's Büste sollten im Garten stehen, und dort unter diesen wolle er sitzen und dichten, „glauben Sie mir, das würde zu was werden", sagte er.

Am 6. Juli saß er auf der Veranda zu „Rolighed". Frau Melchior hatte ein ganzes Zelt von Teppichen um ihn gebauet, damit kein Zugwind ihn berühren möchte. Er hatte eine schwarze seidene Mütze auf dem Kopf, die er gern trug weil sie leicht war, aber dieselbe stellte seine gelben, durch-

sichtigen, eingefallenen, fast todtenhaften Züge in ein noch grelleres Licht. Er saß da, wie fast immer in der letzteren Zeit, mit geschlossenen Augen. „Ich habe es so gut, so gut," sagte er, „die Welt ist so schön, die Menschen so gut, es ist prächtiges Sommerwetter, und das Leben ist so schön; es ist mir, als segelte ich fort nach fernen, fernen Landen, fort von allem Schmerz und von allem Bösen." Er sprach dies, wie in der letzteren Zeit überhaupt Alles, sehr langsam, mit häufigen Unterbrechungen und kaum hörbarer Stimme. Er hatte ein Gedicht geschrieben, welches eine Parallele zwischen der Schweiz und der Insel Fühnen, wo seine Wiege in der Stadt Odense gestanden hatte, enthielt, und er glaubte nun, sein Grab würde unter den hangenden Weiden am Genfersee sein. Dies Gedicht hatte er am vorhergehenden Abend geschrieben, und als er am Abende dieses Tages sich zu Bette gelegt hatte, ließ er noch gegen 11 Uhr Frau Melchior zu sich bitten, indem er sagte, er könne wegen eines andern Gedichts nicht einschlafen; er bat sie, es niederzuschreiben, weil er fürchtete, es würde bis zum nächsten Morgen ihm aus den Gedanken schwinden. Mit geschlossenen Augen, das Gesicht nach der Wand gerichtet, dictirte er ihr das Gedicht mit langen Pausen zwischen jeder Zeile.

Am 15. Juli äußerte er: „Ich habe es gut, aber ich bin müde. Alle Menschen sind so gut, und Alles ist gut. Sagen Sie Allen, die danach fragen, daß ich es gut habe, und daß ich fröhlich bin". Nach solchen Aeußerungen konnte er eine Zeit lang mit geschlossenen Augen, halb schlafend da sitzen. Nach einer Pause sagte er an dem genannten Tage, kaum hörbar und unglaublich langsam sprechend: „Damals, als ich nicht krank war, erkundigten alle Menschen sich so sehr nach meinem Befinden und es stand so sehr viel in den Zeitungen darüber, jetzt, da ich so sehr krank bin, steht nichts in den Zeitungen, aber es thut wohl, Alles der Art überhoben zu sein, das ist das Beste, es ist am allerbesten still zu leben; das Stille ist das Beste."

Bis zum 27. Juli führte er regelmäßig seine Tagebücher fort. Am 9. Juli steht im Tagebuch: Ich bekam aus Paris meine neuen Märchen in französischer Sprache mit schönen Illustrationen; freute mich ganz besonders darüber. Am 18. Juli heißt es: Diese Nacht ganz gleichgiltig. Ganz Fräulein Bremer'sche Stimmung. Am 21. Juli: Wie ist die Zeit doch reichhaltig, wie Milliarden von Luft, Milliarden von Gedanken! Erklärlich doch durch die Absonderheit meines Gedankens. Am 23. Juli: Oft so wenig Kraft indem man stirbt, daß sie durch den kleinsten Nerv verschwindend ist. Sie führt zu einer Klarheit, die auch ihr Licht gibt. Am 25. Juli: Ich würde mich für geisteskrank halten, da ich ganz und gar nicht das mit der neuen Münze mit Thaler und Kronen begreifen kann. Am 27. Juli: Hatte eine gute Nacht aber doch sehr, sehr müde . . . Saß heute etwa drei Stunden auf dem Altan.

Hiermit hörte Andersen, wie schon erwähnt, auf, sein Tagebuch zu führen. Am Mittwoch, den 28. Juli, saß er noch auf der Veranda, sagte, daß er sich wohl befinde, war aber weder zum Schreiben noch zum Dictiren aufgelegt. Am Tage darauf fühlte er sich sehr müde und blieb im Bette liegen, was er früher während seiner Krankheit nicht einen einzigen Tag gethan hatte. Frau Melchior brachte ihm, wie gewöhnlich, am Morgen eine schöne Rose; er küßte die Rose, drückte die Hand der Ueberbringerin und schaute sie mit einem glückseligen Lächeln an. „Ich danke Ihnen, Gott segne Sie," sagte er, „Sie sind so gut, so sondersgleichen gut gegen mich!" worauf er die Augen wieder schloß und einschlummerte. Seine Kräfte nahmen augenscheinlich ab und sein Gesicht wurde immer kleiner und von fast mumienhaftem Aussehen. Er war mit Allem zufrieden und sagte, daß Alle so sehr gut mit ihm seien; er hatte keine Wünsche, keine Unruhe. „Wenn ich nicht so müde wäre," sagte er, „so würde ich ja ganz gesund sein." Sein Kopf begann nun, jedenfalls momentweise, ein wenig angegriffen zu werden, was schon

am Freitag, den 23 Juli, der Fall geweſen war, da er, nachdem er von der Kraftloſigkeit geſprochen hatte, welche der Tod begleite, kurz darauf hinzufügte: „Jeder ſechſte Wellenſchlag des Meeres ſoll in das Kleinere, aber doch ein Schlag, ſo auch der Gedanke; — iſt das klar?“ worauf er zurückſank als wenn er ſchliefe. Er begann nun, Alles oft zu wiederholen, und wenn er Beſuch hatte, ſagte er nach wenigen Augenblicken: „Darf ich allein ſein!“ Auch ſagte er: „Fragen Sie mich nicht, wie es mir geht. Ich verſtehe nichts mehr, ich begreife Nichts. Es iſt ſo ſonderbar“; allein er wiederholte ſtets, daß er ſo froh ſei. Am 1. Auguſt erſtaunte er im höchſten Grade, als er erfuhr, daß die Zeit ſchon ſo weit vorgeſchritten ſei. „Wie müſſen Sie doch ermüdet von mir ſein,“ ſagte er, bekam aber die Verſicherung, daß es im Gegentheil nur Freude ſei, ihn zu pflegen. Am 2. Auguſt ſchlief er die ganze Nacht und zwar in einer und derſelben Lage, regungslos bis 10 Uhr Vormittags. Alsdann hielt man es für nothwendig, ihn zu wecken, damit er irgend etwas Stärkendes genieße. Er ſchlug die Augen auf indem er ſagte: „O, wie voll Segen, wie wunderſchön; Guten Morgen, Alle!“ und reichte beide Hände zu gleicher Zeit der Frau Melchior und dem Diener. Nach einer Weile ſagte er: „Aber weshalb wurde ich geweckt?“ Nachdem er kurze Zeit noch gelegen hatte, umnebelte ſich wieder ſein Gedächtniß und er ſagte: „Was iſt das Alles? Ich verſtehe Nichts, ich kann in meinem Kopf Nichts ſammeln. Komme ich denn nicht mehr aus dem Bett?“ Später am Tage, nachdem er wieder klar geſprochen und ſelbſt bei einer ſcherzhaften Aeußerung gelächelt hatte, ſagte er nochmals: „Ich begreife gar Nichts; iſt mir wohl beſſer heute? Wie Alles doch ſonderbar iſt!“ Merkwürdig genug vermochte er doch das Bett zu verlaſſen und, während es friſch gemacht wurde, in ſeinem Stuhl zu ſitzen. — Die nächſte Nacht war eine ſehr unruhige, und als man ihn am Dienſtag, den 3. Auguſt, fragte, wie er ſich befinde, antwortete er wieder: „Ich weiß

gar nichts.“ Es hatte den Anſchein, als liege ein Schleier über ſeinen Augen. Am Abend ſagte er: „Der Arzt kommt heute Abend wieder, das iſt kein gutes Zeichen“; als man ihn jedoch daran erinnerte, daß der Arzt ſeit vierzehn Tagen ſtets Abends nochmals gekommen ſei, beruhigte er ſich. Um zehn Uhr ſchlief er ein. Der Diener hörte ihn einmal im Verlauf der Nacht huſten, und als er zu ihm eintrat, fand er ihn mit einer Taſſe Haferſchleim in der Hand liegen, den größten Theil des Inhalts der Taſſe war jedoch auf die Bettdecke ausgegoſſen, er hatte die Kraft nicht gehabt, die Taſſe wieder hinzuſetzen. — Am Mittwoch Morgen, den 4. Auguſt 1875, athmete er ſehr ſtark und vernehmlich als habe er Fieber, allein er erwachte nicht. Um elf Uhr Vormittags verließ Frau Melchior auf kurze Zeit ſein Lager, und fünf Minuten darauf meldete der Diener, daß Anderſen einen leichten Seufzer ausgeſtoßen, die Zunge ein wenig bewegt habe und, ohne zu erwachen, aus dieſer Welt geſchieden ſei.

Am achten Tage nach dem Tode wurde Anderſen's irdiſche Hülle der Mutter Erde übergeben. Ganz Kopenhagen, vom König bis zum geringſten Tagelöhner herab, nahm Theil an dem Begräbniß. In allen Straßen, durch welche der Sarg, unter Glockengeläute von den Kirchthürmen, geführt wurde, ſtrömten die Menſchen zuſammen und wanderten mit auf den Friedhof hinaus, es war, als habe die Stadt an dem Tage gar nichts Anderes zu thun, als dem Märchendichter das letzte Geleit in Liebe zu geben. Unzählige Kränze von Hoch und Niedrig bedeckten ſein Grab, er ruhte unter einem großen Blumenteppich, und in ſo fern kann man wohl ſagen, daß der Traum in Erfüllung ging, den der gottergebene, ſo feſt an das ewige Leben glaubende Dichter einſt hatte, und den er ſelbſt ſo erzählte: Mir träumete ich lag in der Villa „Rolighed“; ich war todt; aber dann ſproßten

Blumen aus allen meinen Gliedern hervor, und ich sagte: Seht, ich bin ja nicht todt, ich blühe ja empor zu Frühling!

Und sagen auch wir: Anderſen iſt nicht todt; in ſeinen Märchen und Hiſtorien wird er fortleben, ſie ſind die Blüthen, die aus „allen ſeinen Gliedern", aus ſeinem eigenſten Weſen hervorgeſproſſen ſind, und die in immerwährendem „Frühling" ſein Andenken in tauſenden von Herzen, von Geſchlecht zu Geſchlecht, bewahren werden.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Berichtigungen:

Seite 80, Zeile 8 v. o. muß es anſtatt „friſch", roh heißen
„ 117, „ 11 u. 12 v. o. muß es anſtatt „Menſchenk
Menſchenwitz heißen

aft",

Supplement-Band

zu allen

Ausgaben H. C. Andersens.

H. C. Andersens Briefwechsel.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. K. Hofbuchhändler.

H. C. Andersens Briefwechsel

mit

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Großherzog Carl Alexander

von Sachsen-Weimar-Eisenach

und

anderen Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Emil Jonas.

Bibl. Universitatis Lipsiensis 1894

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte, auch das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachſen-Weimar, der erhabene Freund Anderſens, haben mich Allergnädigſt mit dem ehrenvollen Auftrage betraut, H. C. Anderſens Briefe an Allerhöchſtdenſelben zu veröffentlichen. Ich war mir von Anfang an der Schwierigkeit dieſer Aufgabe vollkommen bewußt; denn dieſe Briefe, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach zuerſt in däniſcher Sprache konzipiert und dann von Anderſen — der zu Beginn des Briefwechſels mit Seiner Königlichen Hoheit, dem damaligen Erbgroßherzog von Weimar, ſchlecht deutſch ſprach und noch unkorrekter deutſch ſchrieb, aber auch ſpäter nie die ihm fremde Sprache vollkommen beherrſchte — ins Deutſche überſetzt wurden, eigneten ſich in der vorliegenden Faſſung durchaus nicht zur Veröffentlichung. Das Durchleſen aller dieſer, wenn auch intereſſanten und charakteriſtiſchen, doch an Verſtößen gegen die deutſche Sprache reichen Briefe hätte unbedingt ermüdend auf den Leſer wirken müſſen. Andererſeits durfte meine Korrektur der Anderſenſchen Schreibweiſe nicht weiter gehen, als durchaus unerläßlich erſchien, da ich ſonſt Gefahr lief, den kindlich-naiven Ton und die Treuherzigkeit, welche Anderſen anzuſchlagen wußte, und die eben dieſen Briefen den eigenthümlichen Reiz verliehen, zu vernichten. Ich habe es daher hier, wie früher bei der Herausgabe der beſten

Werke Andersens, versucht, des Dichters Gedanken in ihrer eigenartigen Ausführung zu erhalten, aber zunächst seine Interpunktation beibehalten zu müssen geglaubt.

Um jedoch dem Leser eine Idee davon zu geben, wie Andersen überhaupt deutsch schrieb, habe ich den ersten Brief an Seine Königliche Hoheit unverändert abdrucken lassen. Der Leser wird sich nun selbst ein Urtheil bilden können, in wie weit die mir gestellte Aufgabe von mir gelöst worden ist. An Pietät und Rücksichtnahme hat es mir nicht gefehlt.

Ich habe bei jedem Brief auf die betreffende Stelle in Andersens „Märchen meines Lebens", welches ich seiner Zeit bis zum Tode des Dichters ergänzte und das bei E. Bichteler & Co. in Berlin (jetzt bei R. Schultz & Co. in Straßburg im Elsaß) in zwei Bänden erschienen ist, hingewiesen, um dadurch manche von Andersen geschilderte Situation klarer zu stellen und verständlicher zu machen.

Für die Leser dieser Briefe, welche nicht im Besitze dieser meiner Ausgabe „Das Märchen meines Lebens" sind, lasse ich hier in kurzen Zügen die merkwürdige Lebensgeschichte Andersens folgen.

Hans Christian Andersen ist unter allen skandinavischen Dichtern derjenige, dessen Name sich am weitesten über die Grenzen seines Vaterlandes Bahn gebrochen hat; denn er ist bekannt von den eisigen Küsten Grönlands bis an die Gestade Afrikas, von Amerika bis Indien. Die Ursache dieser Berühmtheit ist nicht schwer zu erklären: „Wie die Sprache der Musik von Allen, unerachtet ihrer Muttersprache, verstanden wird, so muß man auf ganz dieselbe Weise zu den Kindern der ganzen Erde sprechen, um von allen verstanden zu werden, und derjenige, welcher das

Geheimniß ergründet hat, auf welche Art und Weiſe man zu den Kindern ſprechen ſoll, um von ihnen verſtanden und geliebt zu werden, hat ſich dadurch gleichzeitig ein Publikum erobert, das bei der Auffaſſung eines Dichterwerkes außerhalb des Einfluſſes der Zeit und des Ortes ſteht." Dieſes Talent beſaß Anderſen wie Wenige, und daher iſt ſein Name weit über die engen Grenzen ſeines Vaterlandes gedrungen, wie derſelbe weit über die Zeit hinaus, welche ſeine Dichtereigenthümlichkeit zur Entwickelung brachte, leben wird.

Im Frühjahr 1831 machte Anderſen die erſte Reiſe nach Deutſchland, wo er durch Empfehlungsbriefe von dem däniſchen Dichter Ingemann an Tieck in Dresden und durch ein Schreiben des berühmten Naturforſchers H. C. Oerſted an Chamiſſo in Berlin introducirt wurde. Anderſen ſprach damals ein ſehr ſchlechtes Deutſch, aber da Chamiſſo däniſch verſtehen, wenn auch nicht ſprechen konnte, ſo kam zwiſchen Beiden bald eine nähere Bekanntſchaft zu Stande, die für Anderſen von Entſcheidung wurde. Chamiſſo, dem Anderſen ſeine erſten „Gedichte" ſchenkte, war überhaupt der Erſte, der Anderſen überſetzte und beim deutſchen Publikum einführte — Schweden hat Anderſen erſt 1840 erkannt und überſetzt. — Er hatte damals außer den „Gedichten" nur noch die „Fußreiſe nach der Inſel Amager" und „Die Liebe auf dem Nicolaithurm" geſchrieben, aber in der Heimath nicht nur wenig Anerkennung gefunden, ſondern war von dem Sprachforſcher Chr. Molbech und dem Dichter Heiberg ſogar verhöhnt worden. Seitdem ſind faſt fünf Decennien verfloſſen. Dänemark ſowohl wie alle Länder Europas, namentlich aber Deutſchland, das

zuerſt Anderſen zu ſchätzen wußte und daher zu ſeiner Anerkennung in ſeinem Vaterlande am meiſten beitrug, wetteiferten ſchon lange, dem „Märchendichter“ Anderſen die verdiente Ehre zu erweiſen, die ihm H. C. Oerſted einſt prophezeit hatte. Des Dichters Heiberg Spott, „berühmt von Schonen bis zum Hundsrücken,“ iſt längſt verhallt; aber in ſeinem Buche: „Das Märchen meines Lebens“ hat Anderſen es bezeugt: „Beſitzt Dänemark in mir einen Dichter, dann hat es mich nicht dazu durch Liebe erzogen.“ Es iſt daher eine Ehre für Deutſchland, nicht unweſentlich dazu beigetragen zu haben, daß der Name des allbeliebten Märchendichters ſo hell erglänzt. Und Liebe bedurfte er, erkannte er doch dieſe als ſeine Lebensluft:

„Gott weiß, ich will ja Niemand verletzen,
Nein, lieben will ich, das iſt's, was ich will!“

Aber — erſt mußte man daheim lernen, ihn „Kind“ ſein zu laſſen, wie hoch gewachſen er auch war; dann gelangte man dazu, ihm „zu verzeihen,“ wie er war, und ſchließlich lernte man ihn „lieben,“ weil er „ein Kind“ war, kindliche Gedanken hegte und nie ablegte, was kindlich war. Eben darin lag ſeine Größe. Deshalb gerade iſt die Sprache ſeines reinen Gemüths, ſeiner edlen Gedanken, ſeines warmen Herzens faßlich für jedes kindliche Gemüth, ohne Rückſicht auf die Grenzen ſeines Vaterlandes — das haben wir erlebt — und ohne Rückſicht auf das gegenwärtige Jahrhundert — das glauben wir.

„Mein Leben iſt ein ſchönes Märchen, ſo reich, ſo überaus glücklich,“ bezeugt er ſelbſt. „Die Geſchichte meines Lebens wird der Welt erzählen, was ſie mir ſagt: es giebt einen liebevollen Gott, der Alles zum beſten lenkt!“

In einem kleinen, unansehnlichen Hause, in der „Mönchsmöllesträde“ (Mönchsmühlenstraße) der Stadt Odense, auf der Insel Fünen gelegen, wurde Andersen am 2. April 1805 in einem Bette geboren, das sein Vater aus dem Katafalk einer gräflichen Leiche gezimmert hatte; an dem noch die schwarzen Tuchreste hingen. Der Vater war Schuhmacher-Freimeister und nicht wenig belesen; die Mutter war eine brave, herzensgute Frau, doch ohne jede Bildung; aber den Knaben liebten beide mehr als sich selbst. Die Neigung des Vaters zum Lesen wurde vom Sohn sympathisch erwidert, vor dessen phantasiereichem Geiste die Wände des ärmlichen Heims in prachtvolle Säulengänge sich verwandelten, die dann mit der bunten Figurenwelt aus „Tausend und einer Nacht“ bevölkert wurden, und dessen lebhafte Einbildungskraft reichlich die Mängel ersetzte, die seinem Spielen und Dichten mit Marionetten auf dem kleinen Puppentheater, das der Vater ihm gebaut hatte, anhafteten. Seine kindliche Vorstellung vom Theater war ihm Alles, in derselben lebte und athmete er.

Zuweilen kam eine deutsche Schauspielergesellschaft damals nach Odense, und durch die Bekanntschaft mit dem Zettelankleber, dem er bei seiner Beschäftigung auch wohl half, erhielt Andersen manchmal Erlaubniß, hinter den Coulissen der Vorstellung beizuwohnen, der er, das Programm in der Hand, mit Spannung folgte. Aus dem Personenverzeichniß der Stücke verfaßte er dann ein eigenes Stück für sein Puppentheater und auf diese Weise spielte er, weil er keine Spielkameraden hatte.

Der Vater war ein großer Bewunderer Napoleons I. und hoffte schließlich als Krieger mehr Glück zu machen denn

als Schuſter. Er ließ ſich von den Dänen anwerben, aber Marſchall Bernadotte verhinderte den Abmarſch der Dänen zur Napoleoniſchen Armee. Es wurde bald Friede geſchloſſen und der Vater ſtarb kurz nach ſeiner Heimkehr. Nun war Anderſen noch verlaſſener als früher. Die Mutter mußte in fremden Häuſern als „Waſchfrau" dienen, um für ſich und ihren Sohn den Lebensunterhalt zu erringen; er ſaß allein zu Hauſe mit ſeinem Theater und las Theaterſtücke, lief barhaupt und in Holzſchuhen einher. Eine Predigerwittwe und deren alte Schwägerin, die in der Nähe des kleinen Anderſenſchen Hauſes wohnten, geſtatteten ihm, ſie zu beſuchen — das war ſein erſter „gebildeter Umgangskreis". — Dort las er Shakeſpeare und von nun an ſpielte er nur noch Shakeſpeare auf ſeinem Theater.

Einige Verſuche, den Knaben ein Handwerk lernen zu laſſen, mißlangen. Er wurde konfirmirt; die Knaben ſeines Alters nannten ihn den „Komödienſchreiber". Seine ſtets wache Phantaſie — ausgebildet mit dem lebhaften Gefühl auf Koſten des Denkens — malte ihm das Leben auf der Bühne mit ſolch verlockenden, verführeriſchen Farben aus, daß er mit wenigen Thalern in der Taſche und ſtarkem Vertrauen auf Gott, trotz aller Gegenvorſtellungen, nach der Hauptſtadt Kopenhagen wanderte, um unbekannt, mittellos und ohne Kenntniſſe in der großen Stadt ſein Glück zu machen, „erſt unausſprechlich viel zu erdulden und dann berühmt zu werden". Was er dort wollte, war ihm nicht klar: daß er dahin mußte, um „etwas zu werden", das ſtand ganz deutlich vor ihm.

* * *

In dem „Märchen meines Lebens“ schildert Anderſen ausführlich ſeine Entbehrungen und ſein Mißgeſchick, ſeinen Glauben und ſeine Ausdauer, die Güte der Menſchen gegen ihn und den Verlauf der Jahre. Man weiſt ihn ab als dramatiſchen Schriftſteller, als Schüler des Balletts und der Singſchule des Theaters. Aber — wie Adam Oehlenſchläger ein Decennium ſpäter über ihn ſchrieb — „ſchon als unerzogener Knabe, gänzlich entblößt von Kenntniſſen, zeigte er ein wunderbares Talent, ſich rhythmiſch in ſeiner Mutterſprache auszudrücken: er konnte fließende, wohlklingende Verſe mit Leichtigkeit dichten, bevor er leſen und ſchreiben konnte.“ Wohlwollende Menſchen nahmen ſich Anderſens an, unter welchen vor Allen der Geheimrath Jonas Collin zu nennen iſt, in deſſen Heim er bald wie ein Kind im Hauſe verkehrte. Durch Collin erhielt Anderſen vom Könige Frederik VI. eine jährliche Unterſtützung und einen Freiplatz in der Gelehrtenſchule in Slagelſe, von wo er mit deren Rektor nach Helſingör kam; als aber Collin erfuhr, daß dieſer es nicht verſtand, das ſonderbare Naturkind zu behandeln, nahm er ihn nach Kopenhagen, wo Anderſen Privatunterricht erhielt, 1828 Student wurde und 1829 ſein philoſophiſches Examen ablegte.

Jetzt ſollte „das Dichterleben“ im Ernſte beginnen. — „Gedichte,“ die er in der Schule geſchrieben hatte, erſchienen; es ſind dies jene, aus denen Chamiſſo die erſten Ueberſetzungen machte. Seine erſte Schrift „Die Fußreiſe“, die parodiſtiſch gehalten war, machte Glück beim Publikum, obgleich die dünkelhafte Kritik ſeiner Heimath ſie zu vernichten ſich alle Mühe gab. Schlimmer erging es ſeinen

Theaterstücken und Gedichten vor dem ästhetisch-grammatikalischen Tribunal. — Andersen machte 1830 seine erste Reise in Dänemark, 1831 ging er nach Deutschland und gab dann, heimgekehrt, seine erste Reisebeschreibung heraus — in den „Schattenbildern einer Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz“ (1831) befand sich sein erstes „Märchen“. Dann schrieb er eine „Zauberoper“ zu Hartmanns Musik, bearbeitete Walter Scotts Romane als Operntexte für andere Komponisten und ließ eine Gedichtsammlung, „Die zwölf Monate des Jahres“, erscheinen, die er König Frederik VI. widmete. Die Kritik daheim verfolgte ihn unaufhörlich und systematisch, aber seine Beschützer verließen ihn nicht, und zu diesen gehörte der König, von dem er 1833 ein Reisestipendium erhielt, infolge dessen er Deutschland, Frankreich und Italien besuchen konnte. Er sandte das Drama „Agnette und der Meermann“ heim, worüber die Meinungen jedoch sehr getheilt waren; — nach seiner Rückkehr 1835 veröffentlichte er seinen berühmten Roman „Der Improvisator“ und gab das erste Heft seiner „Märchen, erzählt für Kinder“ heraus; er hatte also in einem Alter von dreißig Jahren seinen Beruf gefunden und den Namen als Dichter gewonnen; aber es währte fast noch ein Decennium, bevor die Kopenhagener Kritik dies einsehen lernte. —

Wir sind hier in kurzen Zügen der Entwickelung des Dichters gefolgt. Ueber seine triumphreiche Laufbahn kann ich mich noch kürzer fassen.

Wie ich bereits erwähnte, war es nicht Kopenhagen, welches Andersens Größe als Dichter entdeckte, sondern Deutschland, Schweden, England und Frankreich er-

kannten ihn als Romanſchriftſteller, Lyriker und Märchenerzähler von Bedeutung an, während es in Dänemark noch nicht recht äſthetiſch und kritiſch schulgerecht war, ihn zu loben. Durch ſeine Stellung als Dramaturg — nach ſeiner eigenen Angabe war es eine Arbeit ums liebe Brot — gab er ſeinen Verfolgern und Läſterern Gelegenheit zu neuen Angriffen, und vielleicht noch mehr durch ſeine perſönlichen Eigenthümlichkeiten. Nur ſeine alten Freunde verließen ihn nicht, und auch das Publikum war ihm durchaus nicht abgeneigt. Wie früher in König Frederik VI. beſaß er ſpäter in König Chriſtian VIII. und deſſen Sohn Frederik VII. wohlwollende Beſchützer.

Zu reiſen war und blieb bis an ſein Lebensende ſeine Lebensluſt, ſeine Schule, ſein Bedürfniß. Deutſchland, das er ſehr liebte, Oeſterreich, Italien, den Orient, Schweden, England, Frankreich, die Schweiz und Holland durchreiſte er mehrmals, auch Spanien, Portugal und Norwegen beſuchte er; bei allen großen Männern war er zu Hauſe und ebenſo willkommen in den Schlöſſern der Fürſten: beſonders liebte er Weimar und ſein Fürſtenhaus, „ſeine zweite Heimath, wo Sonnenſchein in ſein Herz fiel“. Die Früchte dieſer Reiſen traten in neuen Märchen, Romanen und Reiſebeſchreibungen hervor.

Von 1838 an hatte er eine nur im ſkandinaviſchen Norden bekannte „Dichtergage“ von 800 Kronen, die im Laufe der Zeit auf 3000 Kronen (3333 Mark) erhöht wurde; 1851 erhielt Anderſen den Profeſſortitel, wurde dann „Etatsrath“ und „Conferenzrath“. Der erſte Orden, welcher Anderſens Bruſt ſchmückte, war ein deutſcher! König Friedrich Wilhelm IV. von

Preußen verlieh ihm den Rothen Adlerorden im Jahre 1846, dann erſt folgte der Dannebrogorden, der dritte kam von Schweden 1848 und einer von Weimar folgte danach. Später wuchs die Zahl immer mehr.

Während ſeiner letzten Lebensjahre ſandte Anderſen ein Heft ſeiner lieblichen Märchen nach dem andern in die Welt hinaus, die in die verſchiedenſten Sprachen überſetzt wurden. Seinen Plan und ſeine Abſicht mit dieſen Märchen fand er in den von ihm ſelbſt angeführten Worten einer deutſchen Beſprechung einer neuen Märchenſammlung klar ausgeſprochen: „Das Märchen," ſo heißt es dort, „hält ein heiteres Gericht über Schein und Wirklichkeit, über die äußere Schale und den inneren Kern. Es herrſcht ein doppelter Sinn darin. Ein ironiſcher Oberſtrom, der mit Klein und Groß ſcherzt und mit Hoch und Niedrig Federball ſpielt, und dann der tiefe, ernſte Unterſtrom, der, gerecht und wahr, Alles auf den rechten Platz ſtellt. Das iſt der wahre, der chriſtliche Humor." —

* * *

Die Reiſeluſt verließ Anderſen bis ins Alter nicht. Aber wenn er während des Sommers daheim weilte, wohnte er ſeit einer Reihe von Jahren beim Großhändler Etatsrath Melchior auf deſſen Villa „Roligheð" (Ruhe), nahe dem Sunde und bei Kopenhagen gelegen. Hier fand er in Wahrheit ein „Märchenheim" und in der Gattin des Beſitzers, Frau Dorothea Melchior geborenen Henriquez, eine treue Freundin und Pflegerin;*) denn hier in dieſer Villa

*) Beide hier gedachten Gatten ſind ihrem Freunde bald ins Jenſeits gefolgt.

wurde Andersen von seiner schweren Krankheit — Krebs an der Leber — überwältigt, und kaum war der Monat August angebrochen — der Monat, von dem er 1833 sang:

„Von der Lebenssonne geht's zum Grabesschatten"

— erlosch sein Auge im stillen Tode am 4. August 1875.

Da wurde das Füllhorn des Lobes und Preises über seinem Sarge ausgeschüttet, welcher in Gegenwart des Königs, des Kronprinzen, des diplomatischen Corps, der Großen des Landes und der Freunde des Entschlafenen in der Frauenkirche zu Kopenhagen eingeweiht wurde. — In Kopenhagen setzte man ihm bald nach seinem Tode im Rosenborger Schloß-Garten, wo die Kinderwelt verkehrt, ein Denkmal, und gerade in jetziger Zeit, wo dieses Buch erscheint, errichtet seine dankbare Vaterstadt Odense gleichfalls Andersens Statue. — —

Andersen hatte die Gewohnheit, Alles, was in irgend einer Weise ein Interesse für ihn hatte, aufzubewahren. Darunter befanden sich wichtige und unwichtige Briefe, kleine Billets, die an ihn gerichtet waren, und besonders jede geschriebene und gedruckte Zeile, die seinen Lebenslauf betraf. Er begann früh mit dem Sammeln und setzte es bis an sein Lebensende fort. Während seiner letzten Jahre begann er diese bunten Haufen zu ordnen, die viele Kisten füllten; aber seine neuen Dichtungen, die seine Seele erfüllten und die er oftmals umarbeitete, bevor sie ihn selbst befriedigten, und endlich seine Krankheit verhinderten ihn daran, diese Arbeit zu vollenden; wenn er in späterer Zeit zuweilen daran dachte, tauchten beim Lesen der Papiere alle alten Erinnerungen mit merkwürdiger Frische wieder vor ihm auf und er wurde dann traurig gestimmt. Andersen hinter-

ließ jedoch ein Teſtament, worin er den Wunſch ausſprach, daß alle Briefe von Intereſſe veröffentlicht werden möchten.

Aus der Fülle des vorhandenen Materials füge ich daher den Briefen Anderſens an Seine Königliche Hoheit den Großherzog von Sachſen-Weimar das Intereſſanteſte hinzu.

Nur wenige Dichter dürften eine ſo große Bekanntſchaft mit den Berühmtheiten des In- und Auslandes gehabt haben wie eben Anderſen. Wir treffen in dieſem Briefwechſel Perſönlichkeiten wie König Max II. von Bayern, König Frederik VII., die Königin-Wittwe Caroline Amalie, König Chriſtian IX. und Kronprinz Frederik von Dänemark, König Carl XV. und König Oscar II. von Schweden, Herzogin Louiſe Sophie von Auguſtenburg, die Dichter A. von Chamiſſo, Caſtelli, Charles Dickens, Eſaias Tegnér, Dingelſtedt, Moſenthal, ten Kate, Graf Rantzau-Breitenburg, von Beaulieu, Mary Livingſtone, Rachel Felix u. A. m. Der Briefwechſel enthält freilich keine Löſung großer Tagesfragen, keine erſchöpfende Behandlung der Motive, welche die Zeiten bewegten, aber er iſt ein bedeutungsvoller Beitrag zur Perſonalgeſchichte und als ſolcher von großem pſychologiſchen Intereſſe: die vertraulichen Mittheilungen von vielen edlen und großen Männern und Frauen, das Verhältniß, worin ſie zu Anderſens Individualität und Entwickelung treten — das iſt es, was dieſen Briefen einen großen Werth und Reiz verleiht.

Berlin im Auguſt 1887.

Emil Jonas.

I.

Glorup d. 27. Auguſt 1844.*

Mein edler Herzog!

Nach meiner Abreiſe von Weimar, ſind, täglich darf ich wohl ſagen, meine Gedanken dahin geflogen, da wo ich mich ſo heiter ſo glücklich gefühlt; ſehr oft habe ich daran gedacht, da Euer Hoheit es erlaubt, ein Brief an Sie zu ſchreiben, aber immer fürchtete ich, daß ich mich zu ſchlecht in dem Deutſchen ausdrücken ſollte, und daß mein Brief wie ein Netz von gramatikaliſchen Ungeheurn ausſehen ſollte; doch, jetzt kann ich nicht länger meinem Schreibluſt wiederſtehen, Euer Hoheit will lachen, aber im Herzen verſtehen, wie lieb Sie ſind mir, wie innig mein Wunſch iſt, dieſe Liebe auszuſprechen, und ich ſchreibe. Den eichenlichen Sommer dieſes Jahr, habe ich nur in Weimar, die acht Tage ich da war, getroffen, daher ſtehen die Erinnerungen dieſer Tagen ſo glühend, ſonnenbeleuchten; Weimar iſt der Glanzpunkt dieſer kleinen Sommer-Ausflucht. Als ein ſchönes Kapitel von dem Märchen meines Lebens ſtehen für mich die Abenden in Ettersburg; ich erinnere ſo lebendig das kluge, geſegnete Ausdruck in Euren und Eurer milden Gemalinns Augen; ich erinnere die Volksfeſt zur Freude der 24. Juni,

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band 1 Seite 316—331. — Der jetzt regierende Großherzog war damals noch Erbgroßherzog.

die Bauern die nach den Bändern kletterten auf den Schlaraffenſtang, die duftenden Linden, mit den bunten Lanternen, unſre Wandrung, mein edler Herzog, durch den Wald, nach dem Baume, wo Zeus mit ſein Blitze auch ſeine Nahme neben Göthes und Schillers, ſchreiben wollte. Ich erinnere Alles ſo klar, und bald, ich hoffe es, giebt meine Muſe mir eine Dichtung der ettersburger Tage würdig; es ſoll nicht vergeſſen werden, ich warte aber biß ich etwas würdiges bringen kann. Da aus Weimar ich fuhr und über die Brücke an der Mühle wollte, kamen mir die Thränen in die Augen, ich war ſo ſonderbar weich, es war als ging ich aus der Heimath, denn ſo war mir durch die lieben Freunde dort in den wenigen Tagen Weimar geworden; und darf ich Euch, mein Herzog, es ſagen, Sie und Ihre liebliche Gemahlinn traten in meiner Erinnerung hervor, als Menſchen, feſt in meinen Herzen hineingewachſen.

Mein Aufhalt in Dresden und Berlin waren mir ſehr intereſſant, nie hatte ich geglaubt das meine Schriften in Deutſchland ſo geleſen und geliebt waren, wie ich jetzt erfuhr; ich habe ſo viele Zeigen von Liebe und Aufmerkſamkeit empfangen, das ich ganz weich und demütig im Herzen war, und dem guten Gott dankbar für al die Freude und Glückſeligkeit die er mir ſpendete. Beym Meneſter Sawigny habe ich mit die Bettina Bekanntſchaft gemacht, ſie iſt eine eigenthümliche, geniale Natur, ich hatte das Glück ihr zu gefallen, ſie war mir gut, beſchenkte mir ſo gar mit ihrem letzten Werke. Die Hahn-Hahn hat ein kleines, allerliebſtes Verslein für mein Album geſchrieben, es klingt ſo:

Anderſen.

Solch ein Gewimmel von Elfen und Feen,
Blumen und Genien in fröhlichen Scherz;
Aber darüber — viel geiſtiges Wehen,
Aber darunter — ein trauriges Herz.

Ich war in Berlin grade damahls als das abſcheuliche Attentat gegen den König ſtatt fand; die Freude ueber des Königs Rettung ſprach ſich in Worten und Thaten aus; des Abends waren die Häuſer in der Straße, durch welche ich

zu hauſe ging illuminirt, es machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Jetzt bin ich in Dänemark, und Gaſt beim Excellenz Graf Moltke, auf ſeinem ſchönen Gut Glorup in Föhnen*); Euer Hoheit kennt, durch: „nur ein Geiger", dieſen freundlichen Aufenthalt. Die Kaiſerliche Hoheit, Eure Mutter, verſprach mir gnädigſt, ſie wollte das Buch durchleſen, ich möchte daß es ſie angeſprochen hatte; darf ich es wagen Eure Hoheit zu biten mich bei den großherzoglichen Eltern in gnädigſter Erinnerung zu bringen. Sie, mein Herzog und Eure edle Gemahlinn, ſind mir immer im Herzen, ich bekomme wohl, nach Eurer gnädigſten Verſprechung, beyde Portraits aber wie ſie leben und athmen mir im Buſen, erhalte ich kein beſſeres Bild. Ich möchte das ich hoch genug im Range und Glücke ſtände, daß ich meine Liebe und Theilnahme zeigen konnte.

Wieck, Inſel Föhr, 9. Sept. 1844.

Das Schickſal des Menſchen iſt ſonderbar; ich hatte dieſen Brief ſchon ſo weit vollendet, da kam ein Schreiben unſeres Geheime-Staatsminiſter des Grafen Rantzau-Breitenburg, daß ich von unſerer gnädigen Königinn, die von meinem Aufenthalte auf Föhnen Kunde hatte, eingeladen wäre nach dem Nordſeebade auf Föhr zu kommen, woſelbſt ſich die Majeſtäten aufhielten. Seit mehreren Tagen lebe ich nun ſchon hier, und im Beſitze bereits viele Beweiſe der hoechſten Gnade. Ich habe mehrere Luſtfarten nach kleinen Inſeln in der Nordſee mitgemacht, und hoffe in meinen neuen Romane eine Abſpiegelung von den Eigenthümlichkeiten dieſer Inſeln geben zu können; von Föhr gehe ich, einer Einladung der Herzoginn von Auguſtenburg zur Folge, nach Alſen, der waldſchönen Inſel in der Oſtſee und bin dann im Anfang Oktober in Copenhagen.

in tiefſter Erfurcht

H. C. Anderſen.

*) Auf der Inſel Fühnen (Fyen).

II.

Kjöbenhavn 26. October 1844.*)

Mein edler Erbgroßherzog!

Eure Hoheit können es glauben, daß ich froh und glücklich war bei dem Empfang Ihres innigen, liebevollen Briefes; es war mir, als ständen wir einander wieder gegenüber, wie auf Ettersburg, während der letzten für mich ſchmerzlich ſüßen Augenblicke beim Abſchied. Sie drückten meine Hand und ſagten, Sie wären mir freundlich und gut. Eure Hoheit haben in mir eine Dichterſeele, ein Menſchenherz mehr gewonnen. Ihr Brief liegt jetzt zwiſchen Erinnerungen, die meinem Herzen theuer ſind. Meinen innigen Dank für die gütige Aufnahme meines Dramas: „Der Mulatte"; jetzt habe ich ſelbſt ein Exemplar der deutſchen Ueberſetzung erhalten und geleſen, aber leider, alle meine Blumen ſind darin verdorrt, ihr Duft iſt dahin, ja, an mehreren Stellen traf ich dürren Boden ſtatt meiner ſammetgrünen Matten. Ach wie verändert! und doch hat der Ueberſetzer Zeit und Fleiß daran verwendet, aber es iſt nicht meine Dichtung. Das Süjet habe ich nach einer Erzählung: „les epaves", aber die metriſche Form, die lyriſche Draperie, ſo friſch und reich, wie ich dieſe ausgeſtattet habe, verwandelt die Dichtung ſo, daß ich dieſelbe als die meinige anſehen darf; jetzt — ja, da gucken die Bretter hervor, das Novellen-Gerippe bleibt zu ſichtbar. Auf unſerer Copenhagener Bühne kommt bald ein neues Original-Drama von mir zur Aufführung, es iſt ein Märchen: „Die Glücksblume"; einen neuen Roman habe ich unter der Feder, und als Staffage für dieſen kommen die Inſeln in der Nordſee, wo ich im Auguſt und September war, auch Kopenhagen, und als ein Sommerleuchtendes Märchen ſpielt ein Kapitel auf Ettersburg. Jenny Lind wird darin vorkommen und ihren Blumenduft über das Ganze ſpenden, hoffe ich. Dieſer letzte Sommer hat

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 332—345.

nicht wenige Saamenkörner in meine Bruſt geſät. Der Aufenthalt auf der Inſel Föhr, bei den Majeſtäten hatte etwas ſchönes Eigenthümliches; die Inſeln ſind ganz merkwürdig, ich habe ſeltene Bilder da in meinen Gedanken aufgefangen. Der König und die Königinn ſind beyde perſönlich ſo liebenswürdig, daß ſie, von allen Menſchen gekannt, auch Allen in der Welt geliebt werden müſſen. Zwei kleine Seefahrten nach den umliegenden Inſeln, haben mich ſehr angeſprochen; die größte, welche auch die Königinn und die Damen mitmachten, ging nach den „Halligen", dieſem kleinen, grünen Flecken, in dem wüthenden Meere; vor zwei Jahrhunderten war hier noch Alles feſtes Land; da kamen die Wellen, und nur dieſe grünen Inſeln ſind als Reſte geblieben; am größten iſt „Öland", im Areal ohngefähr wie der Gottesacker mit der Fürſtengruft bei Weimar. Hier liegt eine Kirche und ein Dorf von zehn bis zwölf Häuſern, die wie Menſchen in der Noth ſich feſt an einander ſchlieſſen, alle aus Steinen, auf Balken feſt gebaut, und inwendig wie eine Kajüte. Die ganze Inſel trägt nur ärmliches, ſalziges Gras; nur Schaafe weiden da, und dieſe werden, wenn die Wellen ſteigen, in die Dachſtube hineingetrieben. Kein Baum, kein Buſch war zu ſehen; eine kleine Hecke, die einzige auf der ganzen Inſel, hatten die ehrlichen Leute, d. h. nur die Frauen — die Männer waren auf der Fahrt nach Grönland und Holland — aus Liebe für die Königin abgehauen und über einen kleinen Sumpf gelegt, damit Dieſelbe trockenen Fußes darüber hinſchreiten konnte. Die jungen Mädchen dort waren wunderſchön, wie Meerweiber, und Alle geputzt mit rothem Fez, wie die Griechen, und ſilbernen Knöpfen auf den Jacken. In der Sturmfluth ſtehen die Häuſer mitten im tobenden Meer, und große Schiffe verunglücken auf den Deichen; das Leben dort iſt wie ein Meer-Märchen, im offenen Boot auf den Wellen der Nordſee geträumt. Meine zweite Fahrt war eine Jagdpartie und ging nach der Inſel „Amrum". Ein Schiff, auf welchen ſich zwei Kaninchen befanden, iſt vor mehreren Jahren hier geſtrandet, und von dieſem Adam- und Eva-Kaninchen ſtammt jetzt ein ganzes Geſchlecht auf der Inſel ab. Jede zwölfte Stunde iſt Ebbe;

da geht die See meilenweit zurück, und zwischen den Inseln, wo zur Zeit der Fluth große Schiffe segeln, fahren während der Ebbe die Leute mit Wagen; aber kommt urplötzlich eine Springfluth, dann werden Wagen, Pferde und Menschen hinweggespült. Vom Schiffe sahen wir vier Wagen über den Sand nach der Insel hinüberfahren, es war wie eine Fata morgana, die Räder gingen wie über den stillen Wasserspiegel. Die Sonne warf ihre Strahlen auf die Dünen, Sandgebirge, die alle dastanden in Form und Farbe wie die Alpen Hier in den Dünen dachte ich an die Wüste Afrikas, beider Charakter muß verwandt sein; wie Pyramiden und Grabhügeln standen die Sandgebirge in der Sonnengluth; häßliche große Kröten, die nicht springen konnten, sondern nur kriechen, groß wie die Rücklein und mit grauen, garstigen Warzen, lagen stille und drehten nur die Köpfe, schaueten uns an und knurrten, wenn wir sie mit den Füßen berührten. Die Wanderung im Sande war wie durch die Asche des Vesuves; endlich standen wir auf einem der höchsten Sandhügel, spitz wie ein Kegel und zerbröckelnd unter unseren Füßen; das Meer dehnte sich endlos vor uns aus, die weite klare Nordsee. Es war Ebbe, die See war zwei Meilen weit zurückgetreten; die Schiffe, große und kleinere, die gar zu nahe an die Küste gegangen waren, lagen wie todte Fische auf der Seite und warteten auf die Fluth. Die Matrosen gingen draußen auf dem Sande einher, ein Feuer war entzündet, und die Rauchsäule stieg auf in die Höhe, wie die des Moses in der Wüste. In weiter Ferne standen zwei große Balkenthürme, für die Schiffbrüchigen errichtet, ein Eimer mit Wasser und ein Korb mit Zwieback und Branntwein hängen droben, und so können die armen Verunglückten hier, zwischen Wolken und Wellen, mehrere Tage das Leben fristen, bis die Leute von den Inseln Rettung bringen.

Von Föhr ging ich, wie mein letzter Brief erwähnte, nach Augustenburg auf der freundlichen Insel Als in der Ostsee; die Insel ist ein Obstgarten, das Schloß liegt mitten im Walde, die Blumen-Rabatten werden bespült von den Wellen der Ostsee, die einen Arm tief in den Wald und den Garten hineinstreckt. Es war bei der liebenswürdigen

herzoglichen Familie ſo heimiſch, ſo gut; ich verweilte dort achtzehn Tage; am Geburtstage der Herzogin war Wettrennen und des Abends Ball. Die Liedertafel kam mit Geſang und Fackeln; am zweiten Tag zum Wettrennen durchfuhren wir die ganze ſchöne Inſel, am Meere hin, im Walde, über die grünen Hügel, und der blaue Horizont dehnte ſich bis nach Angeln, Fühnen und über die offene Oſtſee. Bei der großen Tafel wurde ich ſehr ausgezeichnet: der Herzog brachte einen Toaſt auf mich aus als däniſchen Dichter und ſeinen Gaſt; ja, ich erfuhr und fühlte dort täglich gar viele und feine Züge von Güte und fürſtlicher Gnade; der älteſte Prinz, Friedrich, ſchrieb an mich ein ſchönes herzliches Gedicht, — O, man wird gut und weich geſtimmt bei der Liebe der Menſchen! Die Seereiſe zurück nach Copenhagen war ſehr ſtürmiſch, aber ich fühlte mich gar nicht krank, froh und heiter ſchauete ich in die Wellen.

Jetzt bin ich wieder, wie geſagt, in Kopenhagen, arbeite an dem neuen Roman und lebe in Erinnerungen des ſchönen Sommers, ich denke an die, die ich liebe, und dann wiſſen Sie, mein edler Erbgroßherzog, wie oft Sie und Ihre Heimath in meinen Gedanken leben. Auf Föhr erzählte ich dem König und der Königin, wie gütig Sie und das Haus Weimar gegen mich geweſen; jetzt bei der Audienz in Copenhagen konnte ich meine Freude über Ihren Brief nicht verbergen, und die Majeſtäten nahmen freundlich Theil an meinem Entzücken. Ich wünſchte, daß ein ſchöner Traum Ihnen ſagen könnte, welch ehrliches Herz für Sie klopft, und wie in dieſem Herzen Sie und Ihre liebenswürdige Gemahlin, die gnädigen milden Eltern, als Inbegriff alles Edlen und Guten ſtehen; bringen Sie mich in Aller Erinnerung.

Die Zeitungen haben mir das ſchöne Neue erzählt: auf Ettersburg klopft ein neues Herz — wie der Dichter ſagt — „eine Knospe neben der Roſe" — ich wünſche dem Kinde, wenn es älter wird, eben ſo treue Seelen, die ſich ſo innig ihm anſchließen, wie ſeinem Vater

Eure Hoheit treuergebener

H. C. Anderſen.

III.

Kopenhagen 20. Jan. 1845.

Mein edler Erbgroßherzog!

Ein neues Jahr iſt heraufgerollt und ich habe meinen Glückwunſch noch nicht dargebracht, der doch gewiß zu den wärmſten und treueſten gehört, die gebracht werden können. Ich habe noch nicht für den lieben beglückenden Brief von der Wartburg gedankt, und doch erfüllte er mich ganz, doch lebte ich mehrere Tage nur in ihm und noch oft leuchtet er in meiner Erinnerung auf. Ich habe nicht geſchrieben! — eine Reihe Märchen ſtrömte in meine Seele hinein, ich war wie krank, bis ich ſie auf dem Papier hatte; der Buchhändler trieb mich an, damit ſie zu Weihnachten erſcheinen konnten, und ich mußte ſie ſelbſt abſchreiben, denn dadurch gewinnt meine Dichtung am meiſten. Das mechaniſche Schreiben nahm meine ganze Zeit hinweg, aber dabei waren meine Gedanken — ich darf es ſagen — täglich einige Minuten bei Eurer Hoheit. Wäre ich doch ein Prinz, ſagte ich mir, daß ich Sie mit der ganzen Seele eines Bruders lieben dürfte, aber jetzt darf ich nur ſagen: mein ganzes Herz hängt an dem jungen liebenswürdigen Fürſten in Weimar! Sie ſind ſo edel, offen, liebenswürdig! Ich hätte Eurer Hoheit ſo gern meine letzten däniſchen Märchen dedicirt, ich konnte es ja aber nicht thun; ich weiß, um einen Fürſten ein Buch zu dediciren, muß man ſeine Erlaubniß haben, und dieſe hatte ich nicht. Würde es Ihnen unlieb ſein, einſt ein Buch von mir Eurer Hoheit dedicirt zu ſehen? Alles liegt mir daran, es offen auszuſprechen, wie ſehr ich Sie verehre, wie innig ich Ihre fürſtliche Gnade empfunden habe. Wenn einſt ein neues Buch von mir Deutſch erſcheint, darf ich es dann wohl Eurer Hoheit dediciren?

Meine zwei neueſten Mährchen ſind: der Tannenbaum, und die Schneekönigin, das letzte gilt für eins meiner beſten und führt die Idee durch, wie das Gemüth über die kalte

Vernunft siegt. Das erste Kapitel bildet eine Geschichte für sich, und klingt ungefähr so, nach meiner schlechten Uebersetzung:

„Still! nun fangen wir an! sind wir am Ende der Geschichte, wissen wir mehr als wir jetzt wissen; denn es war ein böser Kobold, es war einer der allerärgsten, es war der Teufel selbst! Eines Tages war er recht guter Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, welcher die Eigenschaft hatte, daß alles Gute und Schöne, was sich daran spiegelte, fast zu nichts erblaßte, was aber nichts taugte und häßlich war, dies trat recht hervor und wurde noch ärger. Die schönsten Landschaften sahen darin wie gekochter Spinat aus, und die besten Menschen wurden unausstehlich oder standen auf dem Kopf mit verschrumpftem Leib; die Gesichter wurden so verdreht, daß sie nicht zu erkennen waren, und hatte man eine Sommersprosse, so konnte man gewiß sein, daß sie über Mund und Nase hinauslief. Dies wäre ausgezeichnet amüsant, sagte der Teufel. Ging nun ein guter frommer Gedanke durch einen Menschen, dann kam ein Gelächter von dem Spiegel, so daß der Kobold-Teufel über seine künstliche Erfindung lachen mußte. Alle die, welche in die Kobold-Schule gingen — denn er hielt eine Kobold-Schule — die erzählten ringsumher, daß ein Mirakel geschehen wäre; nun könnte man erst sehen, meinten sie, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen. Sie liefen mit dem Spiegel umher, und zuletzt war kein Land und kein Mensch, die nicht darin verdreht waren. Jetzt wollten sie auch gen Himmel selbst hinaufsliegen, um die Engel und den Herrn zu verspotten. Je höher sie mit dem Spiegel flogen, desto schlimmer lachte derselbe, sie konnten ihn kaum festhalten; sie flogen höher und höher, Gott und den Engeln näher, da zitterte der Spiegel so fürchterlich in seinem Gelächter, daß er ihnen aus dem Händen flog und auf die Erde hinunterstürzte, wo er in hundert Millionen und mehr Stücke ging, und eben deswegen verursachte er weit mehr Unglück, als früher; denn einige Stücke waren kaum so groß, wie ein Sandkorn, und diese flogen rings in der weiten Welt herum, und wo sie den Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen, und dann

sahen diese Menschen Alles verkehrt oder hatten nur Augen für dasjenige, was an einer Sache übel war, denn jedes Spiegelstückchen hatte dieselben Kräfte behalten, die der ganze Spiegel besaß; es waren Menschen, die sogar ein Spiegelsplitterchen ins Herz bekamen, und da war's ganz entsetzlich, denn dies Herz wurde wie ein Eisklumpen. Einige Spiegelstücke waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben gebraucht wurden, durch diese Scheiben aber war es nicht gut, seine Freunde zu beobachten; andere Stücke kamen in Brillen und es ging nur um so schlechter, wenn die Leute diese Brillen aufsetzten, um recht zu sehen und gerecht zu sein. Der Böse lachte, bis sein Magen aufplatzte, denn dies Alles kitzelte ihn gar zu sehr. Draußen aber flogen noch kleine Glasscherben in der Luft umher. Nun sollt Ihr hören!!!" — — —

Hier fängt das zweite Kapitel an. Das Mährchen ist 4 Bogen stark.

Ich weiß nicht, ob Ew. Hoheit drei von meinen in's Deutsche übersetzten Büchern erhalten haben. Zwei sind in Berlin von Leutschen, sie enthalten die erste Sammlung von der Gesammt-Ausgabe meiner Märchen und die Uebersetzung von vier abgesonderten: (der Engel, die Brautleute, die Nachtigall, das häßliche junge Entelein); ich hatte ihm aufgetragen, die Bücher an Euere Hoheit zu übersenden, und er schreibt mir, daß sie durch die Gesandtschaft in Berlin besorgt worden sind. Das dritte Buch enthält auch Märchen, eine größere Ausgabe von Petit, leider ebenso übersetzt wie Horatio, frei und ohne Duft. Der Buchhändler Kittler in Hamburg sollte es an Ew. Hoheit in meinem Namen schicken. Ich hoffe, daß Ew. Hoheit in gewohnter Gnade ein wenig darin gelesen haben.

Außerdem habe ich einen neuen Operntext: der Nöcken (Nixe) geschrieben. Die schwedische Königin Christine spielt darin eine Doppelt-Rolle, Königin und Nixe. Mein neuer Roman beschäftigt mich sehr, allein die Märchen stecken alle Augenblicke die Köpfchen zur Thüre herein und dann muß ich mit den Kleinen herumtummeln.

Und nun leben Sie wohl und glücklich, mein edler Erbgroßherzog! die volle Liebe und Ergebenheit eines treuen

Herzens! Gottes Sonnenſchein in Herzen und Stube auf Ettersburg. Ich dichte einſt ein Märchen ganz und gar für den kleinen Prinzen dort, der zu meinem Troſt noch nicht beſſer Deutſch als ich ſpricht. Sie, Ihre liebenswürdige Gemahlin, die gnädigen Eltern ſtehen in meinem Herzen. Bringen Sie mich in Aller Erinnerung.

Euer Hoheit treuergebener

H. C. Anderſen.

IV.

Copenhagen 7. März 1844.

Mein edler Erbgroßherzog!

Mitten im Schnee und Eis kam Euerer Hoheit lieber Brief wie ein friſcher Frühlingsſtrauß; meinen innigen herzlichen Dank dafür. Wir liegen hier in Copenhagen ganz im Eis eingeſchloſſen, oder man kann auch ſagen: Dänemark und Schweden ſind jetzt ein feſtverbundenes Land geworden; der Sund zwiſchen Copenhagen und Schweden iſt wie ein großes Eisfeld; jeden Tag kommen Schweden, Männer und Frauen, ſogar Kinder hierher, und die Reiſe iſt weit, vier deutſche Meilen; die Leute kommen zu Fuß oder auf Schlitten. Vorgeſtern kam ſogar ein Omnibus mit 22 Perſonen, die ſchwediſche Flagge wehte hoch in der Luft, die Leute kamen mit Geſang und luſtigem Sinn ſechs Meilen weit aus der ſchwediſchen Stadt Landskrona. Das Meer iſt eine belebte Landſtraße geworden und die Eisrinde eine bis zwei Ellen dick. Sogar Damen kommen hieher und beſuchen unſer Theater. Bey Helſingör iſt der Sund nur eine Meile breit, und da geht es noch lebendiger zu, da ſtehen Zelte, da wehen Flaggen, da wird gekocht und gewirthſchaftet auf dem Meere; am letzten Sonntag kamen von Schweden 2500 Perſonen

herüber und 2000 Dänen ſind nach Schweden hinüber promenirt; des Abends war ein Fackelzug von Helſingborg nach Helſingör.

Auf dem ſogenannten großen Belt zwiſchen Seeland und Föhnen iſt der Strom ſo ſtark, daß es noch nicht recht zufrieren will; auf der einen Meile zwiſchen den Inſeln Sprogö und Föhnen dauert die Reiſe jetzt 36 Stunden, es iſt wahrhaft lebensgefährlich; große Eisſchollen gehen wie Federbälle im Strome und mehrere Schiffe mit Noth-Flagge, denen nicht geholfen werden kann, treiben umher. Ein Bekannter von mir, der Graf Trampe, war neulich mit der Diligence 22 Stunden auf einem Eisſtück und trieb in Nacht und Schneeſturm in das Kattegat hinaus, aber glücklicherweiſe drehte ſich der Strom, und führte das Eis, auf welchem Böte und Paſſagiere lagen, wieder gegen die kleine Inſel zurück.

Meine Märchen-Comödie: „die Glücks-Blume", iſt ſchon fünfmal aufgeführt und hat vielen Beifall geerntet. Eine unſerer am meiſten geleſenen Zeitungen ſpricht ſich ſo über das Stück aus: — „Im Ganzen iſt es höchſt merkwürdig, „ja ohne Zweifel das einzige Beiſpiel dieſer Art in unſerer „ganzen Theatergeſchichte, daß ein Stück, worin die Hauptperſonen garnicht handeln und worin die ganze Anlage von „Geburt aus mit allen beſtehenden und herkömmlichen dramatiſchen Regeln im Streit iſt, ſich demnach nicht nur halten „kann, ſondern noch dazu die Zuſchauer in einem ungewöhnlichen Grade zu feſſeln vermag. Dies zeugt unſtreitig von „einem poetiſchen Vermögen, welches mächtig genug iſt, um „alle die techniſchen Griffe und mühſam ausgedachten Berechnungen zu erſetzen, die ſonſt für nöthig angeſehen wer„den, wenn eine Comödie vom Stapel laufen ſoll. Um aber „‚der Glücks-Blume' ihr Recht werden zu laſſen, muß man „größtentheils auf die Bequemlichkeit Verzicht leiſten, die „Regeln anzuwenden, die für ein gewöhnliches — z. B. „ſibiriſches Theaterſtück gelten. — In dieſem Werke offenbart „ſich ein Dichter-Genius, welcher ſich in den regelrecht auf„gebauten Theaterſtücken nur allzuſelten zeigt. Die Friſche „und Phantaſiefülle, welche dies Gedicht durchſtrömen, gibt

„ihm eine so große poetische Lebendigkeit, daß man der Dar-
„stellung auf der Bühne mit einem Interesse folgt, das selbst
„das regelrechte und in allen Einzelheiten motivirte Drama
„sehr oft nicht zu erwecken vermag!" — u. s. w.

So freundlich milde ist meine neueste dramatische Arbeit in Dänemark beurtheilt worden, und ich glaube, daß Ew. Hoheit gnädigst meine Freude mit mir theilen werden, deshalb erzähle ich es. Bald kommt mein neuer Operntext „Kirstinchen", mit Musik von Hartmann. Unsere Bühne ist diesen Winter so reich an dänischen Original-Stücken, wie vielleicht keine andere Stadt, Paris ausgenommen; wir haben mehrere neue Dramen, Lustspiele, Opern und Ballet's. Ein neues Ballet soll zu der Festvorstellung compinirt worden sein, welche bei Gelegenheit des bevorstehenden Besuches des Königs von Preußen in Dänemark im Mai stattfinden wird.

Ich habe wahre Sehnsucht nach Deutschland, nach der Geistesstadt Weimar, nach Euer Hoheit, den ich verehre und liebe. Mit den Reise-Plänen für den künftigen Sommer ist es noch nicht im Reinen; mitten in Juli wird in Skanderborg, in Jütland das Monument des verstorbenen Königs Friedrich VI. enthüllt.*) Zur Todtenfeier des Königs hatte ich die Cantate geschrieben, und diese fand Anklang, deswegen bin ich jetzt durch die Commission aufgefordert, den Einweihungs-Gesang zu schreiben, und zum Feste eingeladen worden. Wenn Gott will, gehe ich auch hin, da wird der König anwesend sein, und viele Menschen aus Dänemark und den Herzogthümern werden sich da einfinden. Im September bin ich nach Augustenburg eingeladen; der Herzog und die Herzogin feiern Ihre silberne Hochzeit. Gott allein weiß, ob ich in der Zwischenzeit nach Deutschland kommen kann und bei dem Namen: Deutschland, denke ich an Ettersburg, aber komme ich nicht im Sommer, dann hoffe ich, den ganzen künftigen Winter im Auslande zuzubringen, und ich sehe dann Euere Hoheit, die liebenswürdige Erbgroßherzogin, die hohen Eltern, und kann dem kleinen Prinz ein Märchen zunicken;

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 356.

er lebe und blühe! — Für das Weimariſche Herder-Album meinen innigſten Dank!

Darf ich bald einen neuen Brief von Euer Hoheit hoffen? den 2. April iſt mein Geburtstag, vielleicht kommt dann ein Brief; ein ſolcher wirft immer Freude und Feſtlichkeit in meine Bruſt, und dann ſingt und blüht ſie, da gucken die Märchen und Lieder hervor, die Sie leider nur in fremdem Gewande kennen, das bald zu weit, bald zu eng iſt. O, wenn ich Deutſch dichten könnte! Aber die Muſe hat nur meine däniſche Lippe geküßt. Meinen innigſten, ehrfurchtsvollen Gruß an Ew. Hoheit, an die Erbgroßherzogin und die hohen Eltern, ſo auch, wenn ich bitten darf, an die Frau von Groß, die Hofdamen, dann Canzler Müller, Beaulieu, Eckermann.

Eurer Hoheit innig

ergebener

H. C. Anderſen.

V.

Copenhagen 18. April 1845.

Mein edler Erbgroßherzog!

An unſerem erſten ſchönen Frühlingstage kam Ew. Hoheit lieber Brief. Gott ſtrahle Ihnen ſo viel Sonnenſchein ins Herz hinein, wie Ew. Hoheit Brief mir gebracht hat! Begierig öffnete ich das mitfolgende Paquet, ich rieth auf ein Portrait; es war aber Ettersburg, die Sommer-Heimath, worin ich ſo glückliche Stunden verbrachte. Wie gnädig und liebreich iſt es von Ew. Hoheit, mich ſo zu erfreuen; ich habe es beim Anblick des Bildes und beim Leſen des lieben Briefes eine Sehnſucht, ein Heimweh nach der Ferne, wenn ich es ſo nennen kann, nach Weimar, nach dem noch immer mein Herz ſo wunderbar tief und liebevoll ſchlägt. Leider muß ich dieſen Sommer hier in Dänemark hingehen laſſen; allein es wird mir möglich werden, den Winter in Deutſch-

land und den Sommer 1846 in Italien zuzubringen; ich fliege auf etliche Wochen nach Weimar und treffe wohl Ew. Hoheit daſelbſt; iſt es aber auch gewiß, das muß ich wiſſen; ich freue mich wie ein Kind, Ew. Hoheit wiederzuſehen, meine Ergebenheit, meinen Dank für Ihre Gnade und liebereiche Herzlichkeit für mich ausſprechen zu können; bis dahin werde ich vielleicht auch meinen neuen Roman vollendet haben, welcher erſt in deutſcher Ausgabe erſcheinen wird, ich habe lange nicht an dieſem gearbeitet, weil dramatiſche Arbeiten und neue Märchen mich ganz erfüllen. Zu Neujahr erſchien ein Bändchen und in dieſen Tagen noch eins mit neuen Märchen. Sonnabend las ich ſie dem König und der Königin vor; wie es ſcheint, amüſirt ſich der König beſonders über meine humoriſtiſchen und ſatyriſchen Märchen; er iſt mir ſo gnädig und gut geſinnt und hat in dieſen Tagen aus eigenem Antrieb und Gnade die Summe vergrößert, die ich, wie Oehlenſchläger und Heiberg, ſeit Friedrich des VI. Zeit aus Staatsmitteln erhalten habe. Ich habe jährlich 400 preußiſche Thaler, die mir jetzt im Verein mit dem, was mir meine Schriften einbringen, eine angenehme Exiſtenz verſchaffen werden. Wie ein vollkommenes Märchen liegt mein ganzes Lebens-Märchen vor meinem Blick, und zeigt mir, wie es mit jedem Jahre vorwärts geht; ein gütiger, milder Gott hat Alles gelenkt; ich begreife ſelbſt nicht recht, warum ich ſo viel in der Welt gewonnen habe; die finſteren Tage werden von der Sonne vertrieben; es iſt, als ſtände ein Glücksſtern über meinen Schriften; von allen däniſchen Dichtern bin ich für den Augenblick der, welcher im Auslande am meiſten bekannt iſt. Mein Roman: „der Improviſator“ iſt ſoeben ins Engliſche überſetzt und wie ich aus engliſchen Zeitungen erſehe, bei der ganz vortrefflichen Uebertragung mit beſonderem Beifall aufgenommen worden; auch meine Märchen erſcheinen nächſtens in London. Der Improviſator iſt auch im Holländiſchen und Ruſſiſchen erſchienen. Iſt dies nicht erfreulich und herrlich! Ich weiß, Ew. Hoheit nehmen Theil an meiner Freude, Sie mißverſtehen mich nicht. Das Glück macht mich nicht ſtolz, es lenkt das Gemüth zu Gott, es iſt ja Alles eine Gabe von ihm; ich werde immer demüthig im

Glück, faſt ängſtlichfroh. Sagen Sie mir doch, wenn es ſich ſagen läßt, ob ich Ew. Hoheit nach November in Weimar treffe, darf ich auch wiſſen, wo Ew. Hoheit Ihre Sommerzeit zubringen? Die Erbgroßherzogin geht nach dem Haag, Ew. Hoheit mit? Auf wie lange? Der kleine Prinz begleitet wohl ſeine Eltern; ich freue mich, ihn und Ihr Glück zu ſehen; für jedes Lächeln, das mir gilt, bringe ich ihm ein Märchen.

Nächſten Monat wird der König von Preußen hier erwartet; Gott weiß, ob ich ihm hier vorgeſtellt werde, ſein Aufenthalt wird wohl nur kurz ſein. Ich reiſe darauf nach Nyſö, zu Baron Stampe, wo ich mit Thorwaldſen frohe Tage verlebt habe, und wo ſein Atelier jetzt vereinſamt im Garten ſteht. Von da aus gehe ich nach Fünen, Exzellenz Graf Moltke zu beſuchen, und dann nach Jütland, um der Enthüllung von Friedrich's VI. Monument beizuwohnen. In September iſt Silberne Hochzeit auf Auguſtenburg, da verweile ich ein Paar Wochen und kehre dann nach Copenhagen zurück, um an die Ausführung meiner Oper und die Reiſe nach Deutſchland zu denken. In der Hoffnung, daß mich Ew. Hoheit mit einem Briefe im Sommer beglücken werden, bitte ich, damit mich ein ſolcher, wo ich auch bin, finden möge, denſelben an Herrn Conferenzrath, Großkreutz, Collin in Copenhagen zu adreſſiren.

Norddeutſche Blätter haben in der letzten Zeit recht gelungene Ueberſetzungen mehrer meiner Gedichte gebracht. Ich erlaube mir, ein Paar abzuſchreiben. Bringen mich Ew. Hoheit in gnädige Erinnerung bei Ihrer huldreichen Gemahlin und beiden hohen Eltern, ſo wie bei den lieben Freunden in Weimar.

Möge der Sommer Ihnen Allen Sonnenſchein von außen, Sonnenſchein in's Herz und Gemüth bringen. Zu dem Glück meines Lebens und zu dem, was ihn ſo ſehr das Gepräge des Märchens giebt, rechne ich die große Milde und Gnade, die ich in Weimar gefunden habe, das Herz, welches in Ew. Hoheit Bruſt mir ſo liebevoll entgegenſchlägt.

Ew. Hoheit treu ergebener

H. C. Anderſen.

Gedichte von H. C. Andersen,
aus dem Dänischen übersetzt von H. Reise.

I.

Die Rose.

Du lächelst an der Hecke grünen Pfaden,
Wie Engel lächelten dem ersten Paar;
Im Morgenthau sich rings die Blumen baden,
In deinem Kelche glänzt ein Tropfen klar.
Ist's eine Zähre, die ein Elf vergossen,
Weil du so schön, und dennoch sterben mußt? —
Im Jugendfühl, die Blätter halb geschlossen,
So träumst du an der Erde warmer Brust
Was träumt dir? Dein Traum kennt keine Schmerzen,
Lieb' ist dein Leben, deine Seele Duft.
Dein Ganzes gleicht dem sel'gen Dichterherzen,
Den Himmel sieht's, wo Andere sehen Luft.

II.

Auf dem Brocken

Dem Himmel nahe weil' ich hier,
Doch muß das Herz gestehen,
Ich war ihm näher, als ich ihr
Tief' in das Aug' gesehen.

III.

1. Korinther 15, 42—44.

„— Also auch die Auferstehung der Todten. Es wird gesäet verweslich, und wird aufgehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit, und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistiger Leib."

1.

Wenn einst der Erdenlarve
Gar sprödes Band zerreißt,
Dann schließt ein Körper geistig
Sich um den starken Geist.
Es sind dieselben Formen
Vom frischen Lenz umwebt,
Und lustig, klar und herrlich
Das Bild dann vor uns steht.

2.

Die Bäume, Felſen, Wogen
Ein ſtarker Geiſt umſpannt;
Glaub' nicht, daß er verſchwindet
Vor kalter Todeshand.
Denn ihre Geiſter formen
Sich neu in ſtolzer Luſt
Zu Körpern, für die Geiſter
In unſrer warmen Bruſt.

3.

Der ſtarke Geiſt der Traube,
Der Rose friſcher Duft,
Wird ſich zu Lippen formen
Friſch wie die reine Luft;
Das Geiſtige, das Hohe
In feil'gem Marmorſtein
Wird ſich zu Schultern runden,
Zu Armen, Bruſt und Bein.

4.

Und eine jede Gottheit
In Sonnenſtrahlenſchein
Wird lieblich dann verſchmelzen,
Bildend den Augenſtein.
Der luſtige leichte Nebel
Ein wallender Talar,
Sein Geiſtiges wird ſchenken
Dem langen Wellenhaar.

5.

Und auch ein jeder Seufzer
Der Sehnſucht und der Luſt
Wird ſich zu Herzen formen
In unſrer warmen Bruſt.
— Wer löſt mir jenes Räthſel
Wovon man Solches weiß?
Ich lernt' es von der Liebe,
Der Liebe zartem Reiz!

VI.

Bregentved d. 24. Juni 1845.

Mein edler Erb-Großherzog!

Heute iſt Ihr Geburtstag! Mein erſter Gedanke beim Erwachen dieſen Morgen iſt mit Gruß und Liebe bei Ihnen. Gott ſegne Sie und Ihre liebe Heimath! Heute iſt es grade ein Jahr, daß ich zum erſtenmal nach Weimar kam, das mir jetzt immer als das Herz Deutſchlands gilt; heute Abend vor einem Jahre ſah ich Eure Hoheit zum erſtenmal; es war im Theater, eine nordiſche Oper mit Carl XII. ſollte gegeben werden; Sie, mein Herzog, kamen in die Loge herein, und das Volk jubelte Ihnen zu, ich ſchaute Sie fremd und ſtill an, aber angeſprochen war ich von Ihrer fürſtlichen Milde, und jetzt noch, heute ſchlägt mein Herz für Sie, meine Gedanken wallen Ihnen mit Sehnſucht und Freude entgegen. — Doch Sie wiſſen es; Sie wiſſen, wie lieb Sie, der Fürſt dem Däniſchen Dichterherzen, ſind. Wo ſoll ich Sie heute ſuchen? Meine Gedanken ſchweifen umher! Sind Eure Hoheit noch in Frankreich? Ich habe Sie in den Spalten des Journal des debats begleitet und mich gefreut; ich ſah und wußte, wie viel Neues und Schönes für Sie aufgegangen war! Sind Eure Hoheit vielleicht in Holland bei der liebenswürdigen Gemahlin und dem kleinen Sohn? dem hübſchen Kleinen, denn hübſch muß er ſein, ich glaube feſt daran. Wo Sie auch ſind, meine Gedanken ſuchen Sie, und Wenige können mit größerer Innigkeit und Theilnahme die Glückwünſche bringen, als ich; Gott ſegne und erfreue Sie, mein edler, lieber Erbgroßherzog! Ich bin auf dem Lande, auf Beſuch bei unſrem Finanzminiſter, dem Grafen Moltke auf dem wundervollen Bregentved; der Garten hier erinnert an Belvedère bei Weimar, doch die Buchenwälder ſind ganz und gar däniſch, die bregentvedſchen Wälder ſind Muſterbilder für die ſeeländiſche Wald-Natur; Hirſch und Reh ſpringen auf den ſchönen Gras-Wieſen mitten im Walde;

die Eichen ſind ſo alt, ihre Aeſte mit Moos und Epheu bewachſen, die Buchen wölben ſich wie blühende Kuppeln; eine ſolche Größe und Fülle von Laub kenne ich nur auf unſern Inſeln. Auf dem Schloſſe hier iſt Alles heiter und heimiſch; das Leben hier ſenket ſich wie ein Thau über den Märchen-Chor in meinem Buſen. Morgen ziehe ich aber fort nach den Inſeln Falſter und Föhnen, und bald, man merkt es kaum, iſt der Sommer verſchwunden, dann gehen der Storch und die Schwalbe nach Süden, und obſchon als Nachzügler, komme auch ich, wenn hier im Norden die weißen Winter-Bienen ſchwärmen, fliege ich auf Eiſenbahn-Flügeln nach dem Lande, wo Luther und Goethe eine Heimath fanden, wo ein edles jugendliches Fürſten-Herz ſchlägt.

Der König von Preußen iſt jetzt in Copenhagen; heute, wie ich glaube, reiſt er wieder ab; leider bin ich ihm nicht vorgeſtellt wordrn, ich bin auf dem Lande, habe ihn nie geſehen. Vor 6 Wochen ſprach ich mit dem preußiſchen Geſandten Baron Schoultz, er kam aus Berlin und erzählte mir, daß der König von Preußen ſehr gnädig von mir mit ihm geſprochen habe, und der Geſandte ſagte, wenn der König nach Copenhagen käme, wollte er mich ihm vorſtellen, und ich nahm mir vor, es abzuwarten; nachher hieß es, daß der König gar nicht komme und darum nahm ich einen Platz auf dem Dampfſchiffe, und grade in der nämlichen Stunde war der Beſuch des Königs angemeldet worden. Ich ſagte dem Miniſter, daß ich nach Copenhagen kommen wollte, wenn ich ſicher ſey, daß ich dem Könige vorgeſtellt werden könnte, aber der Baron meinte, es wäre unbeſtimmt, da der König nur etliche Tage in Copenhagen bliebe, ob er Alle die ſehen könne, die er gnädigſt ſehen wollte; ich hatte einen weiten Weg, und da ich im Winter über Berlin gehe, verſprach mir der Baron, daß er mir einen Brief an Humboldt mitgeben wolle, der mich dann dem König vorſtellen könnte. Darum bin ich hier auf dem Lande geblieben, habe nicht den König, nicht die Feſte und Freuden in der Hauptſtadt geſehen.

Auf dem Lande, im grünen Walde gehe ich umher, von hier fliegt dieſer Brief zu Ihnen, mein hoher, innig geliebter Erbgroßherzog! Im Geiſte darf der Dichter den

Fürſten an ſeinen Buſen drücken, im Geiſte fliege ich Ihnen entgegen.

Viele innige erfurchtsvolle Grüße an Ihre liebe Gemahlin, die Erbgroßherzogin, und den kleinen Prinzen; darf ich hoffen, daß ich bei dem Großherzog und der Großherzogin in gnädigſte Erinnerung gerufen wurde?

Ewig und immer Eurer Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

VII.

Copenhagen 14. Aug. 1845.*)

Mein edler Erbgroßherzog!

In den letzten Wochen bin ich viel herumgeflogen, über unſere Inſeln, durch Jütland, und bin jetzt wieder in Copenhagen, wo ich noch bis Mitte September die Seebäder brauchen will. Ew. Hoheit lieber Brief iſt mir auf der Reiſe immer nachgeflogen, und traf mich in Skanderburg grade am Feſttage, da das Monument des verſtorbenen Königs enthüllt wurde. Der Brief machte mir große und innige Freude, ich dachte ſo herzlich und dankbar an Ihre fürſtliche Milde, und an Ihren wahren, freundlichen Sinn. Der Feſttag verlief recht gemüthlich, am ſchönſten fand ich es auf dem Hügel, wo das Monument ſteht, außerhalb der Stadt: Die ganze Landſtraße bildete eine Allee von Pechkränzen bis tief in den Wald hinein, und da wurde getanzt und geſungen, aber oben auf dem Hügel ſtand ich bei dem Monument, einem Granitblocke mit der Statue des verſtorbenen Königs, eine Arbeit von Thorwaldſen. Eine Wolke lag über dem ſtillen See, und weit, weit herum über den Wäldern, mehrere Meilen im Umkreiſe waren von den Bauern auf allen Anhöhen Freudenfeuer angezündet; der Anblick war großartig und ich fühlte eine Stimmung wie in einer Kirche.

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band I Seite 356.

Künftigen Monat gehe ich, einer Einladung des Herzogs von Auguſtenburg folgend, nach Alſen; der Herzog und die Herzogin feiern Ihre ſilberne Hochzeit; von Auguſtenburg fliege ich nach Deutſchland hinein, über Oldenburg, Berlin und Dresden, und will's Gott, komme ich dann zu Weihnachten oder Neujahr nach dem lieben Weimar, zu Ihnen, mein inniggeliebter Erbgroßherzog; das Herz ſchlägt mir, wenn ich daran denke; doch früher ſchreibe ich an Ew. Hoheit, ich ſchreibe aus Holſtein, aus Oldenburg, und ſage auch, wo Briefe mich treffen. Ich bitte, daß alle Briefe bis auf Weiteres nach Copenhagen gehen mögen unter der Adreſſe des Conferenzrathes Großkreuz Dr. Collin, er weiß immer am beſtimmteſten, wo ich verweile. Mein Porträt in ſehr gelungenem Kupferſtich, aus dem deutſchen (?) „Pantheon", bringe ich mit für Ew. Hoheit; ich darf es wohl?

Auf einige Tage war ich bei der verwittweten Königin eingeladen. Sie ſprach mit vieler Liebe und Innigkeit von Eurer Hoheit geiſtreicher Mutter, und hat mir Gruß und herzliche Worte mitgegeben. Die gute, alte Königin*) war heiter und liebenswürdig; ihre Tochter, die Herzogin von Glücksburg, war bei ihr zu Beſuch, ſie iſt jetzt nach dem ſommerſchönen Bregentved gezogen.

Ich freue mich ſo, daß ich wieder nach Deutſchland komme, daß ich Ew. Hoheit und die gnädige liebenswürdige Gemahlin ſehen ſoll, daß ich den kleinen Prinzen begrüßen und das liebe Weimar im Winterkleide erſchauen kann! Von da gehe ich entweder nach Spanien oder das dritte Mal nach Italien.

Neue Lieder, neue Märchen bringe ich mit, aber das ſchönſte Märchen für mich iſt, daß ich Sie, mein Erbgroßherzog, wiederſehen ſoll. Leben Sie heiter und glücklich! bringen Sie Ihrer Gemahlin und den hohen fürſtlichen Eltern meinen ehrfurchtsvollen Gruß.

Ihr treuer innig ergebener

H. C. Anderſen.

*) Die Königin Maria, Wittwe Friedrichs VI.

VIII.

Copenhagen 30. Oktober 1845.*)

Mein edler Erbgroßherzog!

Seit ich Euer Hoheit das letzte Mal schrieb, habe ich nicht das Glück gehabt, Nachricht von Ihnen zu erhalten; vielleicht hab' ich nicht hinreichend genau den Ort meines letzten Aufenthaltes angegeben, denn hoffentlich sind Euer Hoheit und Ihre Lieben Alle wohl. Ich bin heute den letzten Tag in Copenhagen, morgen fliege ich über die dänischen Inseln, durch die Herzogthümer nach Hamburg und beginne so meine dritte Reise nach Italien. O, wie ich mich freue! Das Leben ist so schön! Ein guter Gott ist mir so liebreich und gnädig, alle meine besten Wünsche werden erfüllt. Im Januar komme ich nach Weimar, ja es wird mir das neue Jahr die Freude, das Glück bringen, meinen hochgeschätzten geliebten Erbgroßherzog wiederzusehen, und so viele Lieben in dem angenehmen Weimar.

Erinnern Sich Euer Hoheit des Schlusses Ihres ersten Briefes an mich: „Sehen Sie Weimar als Ihre zweite Heimath an!" und so tritt es auch in meinen Gedanken auf; ich sehne mich, Eurer Hoheit entgegenzueilen, Ihnen für alle Gnade, für alle freundlichen Briefe zu danken.

Ich war gestern zur Abschieds-Audienz bei der verwittweten Königin Maria, sie trug mir auf, mündlich E. H. hochgeschätzten reichbegabten Mutter ihre herzlichsten innigsten Grüße zu bringen.

In den letzten drei Wochen hab' ich eigentlich nur für die liebenswürdige Jenny Lind**) gelebt, so lange hielt sie sich hier in Copenhagen auf und bezauberte jeden Stand und jedes Alter durch ihren wunderschönen Gesang, ihr meisterhaftes Spiel und ihre liebenswürdige Persönlichkeit. Ich sah sie täglich, weil sie mir wirklich gut ist, mich wie einen

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 359.
**) Vergl. „Märchen meines Lebens" Band I Seite 382.

Bruder betrachtet, und dieſer Titel macht mich ſtolz. Sie iſt eine der reinſten und edelſten Frauen, die ich je gekannt habe; und nur ihre unvergleichliche Perſönlichkeit vermag den Eindruck, den ihre Kunſt hinterläßt, ſo tief und mächtig zu geſtalten. In Berlin ſehe ich ſie wieder, eh' ich nach Weimar gehe.

In Berlin hoffe ich dem König präſentirt zu werden, der (wie man mir geſagt hat) für mich ſehr gnädig geſtimmt ſein ſoll. Ich hoffe daſelbſt auch die Gnade zu genießen E. H. Schweſtern zu ſehen.

Sollte ich mit einem Briefe beglückt werden, darf ich dann hoffen, daß er an meine Adreſſe nach Oldenburg, (Großherzogthum Oldenburg) poste restante, geſandt werde?

Gott ſegne und erfreue Sie, mein edler Erbgroßherzog, damit ich Sie, die gnädige Erbgroßherzogin und den kleinen Prinzen froh und glücklich in dem lieben Weimar wieder ſehe.

In tiefer Ehrfurcht

Ihr innig ergebener

H. C. Anderſen.

IX.

Oldenburg 3. December 1845.*)

Mein edler Erbgroßherzog!

Erſt Sonnabend kam ich hierher! erſt Sonnabend habe ich Euer Hoheit lieben Brief empfangen, den Brief vom 9. November. O, wie herrlich, wie ſchön, ein ganzes Bild vom Jagdſchloß mit den Gobelins, verborgenen Thüren, Spiegeln und Spiegelbildern rollte ſich vor mir auf; ja, ich ſchreibe einmal ein Märchen, wie Euer Hoheit es wollen, ein Märchen von den Spiegelbildern; aber erſt, wenn ich

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 361—368.

nach Weimar komme, dann glaube ich, ſinge ich ein Lied, wie lieb ich die Stadt habe, von welcher Kraft und Poeſie weit über Deutſchland und über Europa ausgegangen ſind, und wo Sie, mein edler, hoher Herr, leben und wirken.

Ende October ging ich aus Copenhagen; der Herzog und die Herzogin von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg hatten mich wieder eingeladen; ſie ſind mir beide ſo gut, ich fühle mich in ihrem Kreis ſo heimiſch, und darum konnte ich nicht fortkommen; und ich bin ein Paar Wochen auf dem Jagdſchloß Gravenſtein geblieben. Da iſt es wundervoll; obſchon es Spät-Herbſt iſt, gewährt die ganze Gegend ein ſchönes Bild mit Wäldern, Hügeln, offenem Meer und Binnenſeen! Die Herzogin hat mir den Auftrag gegeben, ſie bei Ihnen zu empfehlen, wenn Euer Hoheit ſich ihrer noch erinnern, ich glaube von Berlin her.

Sonnabend, wie geſagt, kam ich nach Oldenburg und wohne bei der liebenswürdigen Familie des Hofraths von Eiſendecher. Ich fühle mich in Deutſchland wie zu Hauſe, ich bin gar zu glücklich, ein Glückskind in der Welt.

Geſtern bin ich dem Großherzog von Oldenburg vorgeſtellt und des Abends zum Hofconcert eingeladen worden. Wie ich daſaß, wie die Thüren aufgingen und der Großherzog und die Großherzogin mit dem jungen Erbgroßherzog hereintraten, dachte ich an Sie, dachte ich an Weimar, und mein Herz ſchlug. Ach, wären Sie es doch geweſen! ich denke bisweilen mit wahrer Sehnſucht an Sie.

Aber Anfang Januar komme ich, und mit neuen Märchen, vielleicht die beſten, die ich geſchrieben habe; ſie ſind auch ſehr gut überſetzt und Otto Speckter hat wundervolle Bilder dazu gemacht! — Man ſagt in Oldenburg, daß ich Fortſchritte im Vorleſen gemacht habe.

Die gute Frau von Groß hat eine ſehr wohlwollende hübſche Kritik über die Märchen geſchrieben, ich weiß es durch die däniſchen Zeitungen, aber wie ich ſehe, kennt die Frau von Groß nur die Ueberſetzung von Le Petit und die iſt ſchrecklich! ich könnte dabei weinen oder wüthend werden. Kaum daß die Geſchichte und die Erzählungsart wiedergegeben ſind, die Form iſt ganz und gar verdorben.

Aus Berlin, ich darf es wohl, ſchicke ich für Euer Hoheit, auch für die Frau von Groß ein Exemplar von den neueſten, am beſten überſetzten Märchen.

In tiefſter Ehrfurcht bringe ich meinen Gruß an Euer Hoheit liebenswürdige, milde Frau Gemahlin; auch bitte ich, daß mein Name, meine innige Ergebenheit für die hohen Eltern erwähnt werde. Der alte Canzler Müller, der liebe, liebe von Beaulieu, Eckermann, —! O da ſind ſo Viele, die ich mich freue wiederzuſehen.

Weimar: das Dichterherz in Deutſchland, wo Krone und Leyer gleich einem Sternbild erglänzen, ſoll ich, wie Euer Hoheit ausgeſprochen haben, als meine zweite Heimath betrachten, ich thue es und freue mich auf den Beſuch wie ein Kind.

In Berlin hoffe ich, daß ich dem König vorgeſtellt werde, und auch den Prinzeſſinnen aus Weimar. Sind die beiden hohen Damen Ihrem Bruder ähnlich? Der preußiſche Miniſter in Kopenhagen hat mir geſagt, daß der König mir gnädig geſinnt iſt. Ich habe einen Empfehlungs-Brief an Humboldt, der will mich zum König führen.

Der König von Dänemark iſt jetzt, Gott ſei gelobt, wieder ganz hergeſtellt, die Königin ſchrieb es der Frau Herzogin; ich war vorher ſehr beſorgt, denn ich liebe den König, er iſt ſo herzensgut, ein edler gebildeter Mann.

Der kleine Prinz von Weimar lebt und blüht? ich freue mich, Ihn zu ſehen; jetzt ſpricht er vielleicht ſchon etwas, ja verſteht, was die Lämmer, die Kühe und die Sperlinge ſagen. Im Januar bin ich beinahe zwei Monate in Deutſchland geweſen, und nun hoffe ich, geht es weit beſſer mit dem Deutſchen, wenn ich nach Weimar komme.

Leben Sie froh und glücklich, mein edler, lieber, hoher Herr!

Mit treuem innigem Herzen denke ich immer an Sie.

Ew. Hoheit,

innig ergebener

H. C. Anderſen.

X.

Leipzig 14. Februar 1846.*)

Mein lieber, lieber, edler Erbgroßherzog!

Jetzt bin ich in Leipzig! Die Menſchen ſind mir freundlich und gut, ich habe Auerbach, Mendelsſohn und meinen genialen Landsmann Gade hier, und doch iſt Leipzig nicht Weimar da iſt mein Herz feſtgewachſen, da iſt meine Heimath geworden, da kannte ich alle Geſichter, die Augen ſahen mich alle freundlich an, da füllte Liebe und Glück mein Herz.

Ich gehe mit Wehmuth gen Süden, mit Sehnſucht nach dem Wiederſehen, denn ich habe Sie lieb, mein theurer, edler Freund! Eure Königliche Hoheit iſt mir feſt ins Herz gewachſen, ich kann Sie nicht entbehren! — O, ich will alle meine Kräfte aufbieten, daß ich dieſen Platz, den ich in Ihrem Herzen zu haben glaube, verdiene, daß kein Fremder mich da verdrängen ſoll. Doch Ihr Herz iſt groß, da iſt Platz für Mehrere, als für mich allein, und ich wünſche Ew. Hoheit Freunde, die Sie lieben, wie ich; aber ich möchte nicht weggeworfen werden. Doch ſo etwas kann nicht geſchehen! wir bleiben einander treu für das Leben!

Ich erinnere mich an jedes Wort, was Sie mir geſagt haben, ich fühle für das Leben, Ihren Händedruck, beim Wiederſehn und beim Scheiden.

Die Fürſten haben mir Ehre und Ehrenzeichen gegeben, und ich bin voll von Freude darüber, aber Sie, K. Hoheit, haben mir einen Platz in Ihrem Herzen gegeben, das übertrifft Alles, das macht mich demüthig froh, das giebt mir ein edles Selbſtbewußtſein, beugt meine Gedanken vor Gott, voll von Dankbarkeit. Ich weiß nicht wie, aber ich bin gar zu glücklich! bisweilen glaube ich ſelbſt, es ſei Alles ein Traum! Mein Leben iſt ein Märchen in dieſer wundervollen ſchönen Welt. Warum bin ich ſo glücklich ſtatt tauſend Anderer, die vielleicht weit beſſer ſind, als ich! —

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 346

Ich werde leider kein Göthe werden, aber in der Liebe für das Weimarische Haus, in dem Streben für das Wahre, Gute und Schöne werde ich hinter ihm nicht zurückstehen. Wenn ich bisweilen Eurer Königl. Hoheit erzählt habe, daß meine Schriften in Deutschland, im Norden oder in England, mit Ehre und Liebe aufgenommen wurden, glauben Sie da doch nicht, daß ich so Etwas aus leerer Eitelkeit schrieb, nein, ich erzählte es nur darum, damit Sie Freude über mich haben sollten, ich erzählte mein Glück, denn ich will, daß Sie Ehre von mir, dem erwählten Freunde, haben sollen. Ach wie gut, wie schön, daß Sie nach Jena kamen, daß Euer Königl. Hoheit selbst den Brief brachte; — den ganzen Abend nachher, wenn ich daran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Ja, ja, Sie sind mir gut, und ich liebe Sie, wie ein Herz nur lieben kann.

In Jena*) ging es mir freundlich und gut; der Professor Hase hat mich sehr angesprochen, er schrieb ein Paar sehr schöne Zeilen für mein Album, hier sind sie:

„Es war Schelling, nicht der jetzt in Berlin wohnt, sondern der in dem unsterblichen Hause des Geistes lebt, welcher einst sagte: die Natur ist der sichtbare Geist! — der Geist, die unsichtbare Natur ist mir gestern Abend wieder anschaulich geworden über Ihren Märchen. Wie die auf der einen Seite so tief hineinlauschen in die verborgene Tiefe der Natur, die Sprache verstehen und wissen, wie's einem Tannenbaum oder einem Gänseblümchen zu Muthe ist, so daß Alles um seiner selbst willen dazusein scheint, und wir, sammt unseren Kindern in Freude und Sorge daran theilnehmen; so ist auf der andern Seite doch Alles nur des Geistes Bild, und das Menschenherz in seiner Unendlichkeit zittert und schlägt durch Alles hindurch.

Mag dieser Quell aus dem Dichterherzen, das Gott Ihnen verliehen hat, noch eine Weile so erquicklich fortsprudeln, und diese Märchen werden in der Erinnerung der germanischen Völker zu Volkssagen werden." —

Da ich mit der Lind in der Fürstengruft zu Weimar

*) „Märchen meines Lebens" Band I Seite 334.

war und wir zwei Kinder aus dem Norden daſtanden neben Schillers und Göthes Särgen, kam ein junger Dichter aus Oeſterreich: Rollet; ſpäter beſuchte er mich in Jena und gab mir ein Gedicht, auch eine Abſchrift davon für die Lind, welches er bei dem Begegnen in der Fürſten-Gruft gemacht hatte, es lautet ſo:

In der Fürſtengruft zu Weimar,*)

am 29. Jan. 1846.

Märchenroſe, die du oftmals
mich entzückt mit ſüßem Duft,
Sah dich ranken um die Särge
in der Dichter-Fürſten-Gruft!

Und mit dir an jedem Sarge
in der todtenſtillen Hall,
Sah ich eine ſchmerzentzückte,
träumeriſche Nachtigall.

Und ich freute mich im Stillen,
war in tiefſter Bruſt entzückt,
Daß die dunklen Dichterſärge
ſpät noch ſolcher Zauber ſchmückt.

Und das Duften deiner Roſe
wogte durch die Todtenhall,
Mit der Wehmuth der in Trauer
ſteingewordnen Nachtigall.

Ich habe vorgeſtern an die Lind einen Brief geſchrieben, er war voll von Weimar, von Euer Königl. Hoheit und Ihrer liebenswürdigen hohen Gemahlin! Bringen Sie der Königl. Hoheit meinen innigſten tiefgefühlten Dank; bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei den königlichen Eltern, deren Gnade und Milde ich nie vergeſſen werde. Dieſen Brief ſchreibe ich heute, damit er vor dem hohen Geburtstag eintrifft und Eurer Königl. Hoheit meinen in tiefſter Ehrfurcht aus innigſtem Herzen ausgeſprochenen Glückswunſch darbringt. Ich habe die Kaiſerl. Hoheit ſehr lieb,

*) „Märchen meines Lebens" Band I Seite 382.

ich könnte ohne Furcht meine Sorgen und Freuden vor ihr aussprechen, sie ist Herz und Geist, Gott schenke ihr Glück und Freude, ich will stille im Herzen den 16. Februar feiern und an Weimar denken! O, sagen Sie der Kaiserl. Hoheit das Alles, und ich sehe in Gedanken ihr mildes, kluges Auge und das schöne mütterliche Lächeln um die Lippen.

Auch dem kleinen Karl August Gruß und Händedruck! Gott segne ihn. Gräfin Redern, der Frau von Groß, Frau von Wolzogen und Allen, die mir gut und freundlich sind, tausend Grüße, Ihnen, mein edler, lieber Erbgroßherzog, mein volles Herz, meine innigste Liebe.

Ihr innig ergebener treuer

H. C. Andersen.

XI

Dresden 1. März 1846.

Mein lieber, lieber edler Erbgroßherzog!

Dank für Ihren Brief! ich habe ihn gelesen und immer wieder gelesen! O wie viel Liebe und Sonnenschein kann man doch in ein Stück Papier hineinlegen. Ich habe wahres Heimweh nach Weimar. Jeden Tag fühle ich, wie innig ich Sie liebe, wie fest mein Herz an Eurer Königl. Hoheit hängt. Die ersten Tage in Leipzig konnte ich mich gar nicht zurecht finden, es war mir fremd, obschon Alle mir freundlich entgegen kamen. „Sind Sie nicht zufrieden mit Leipzig?" fragte man, und ich mußte ja sagen, aber dabei bekennen, daß ich mich nach Weimar sehnte, und wenn ich dann meine Verehrung, meine Liebe für Sie aussprach, dann verstand man mich. Sonst sind schöne Tage da vergangen; Mendelssohn spielte einen Abend vor mir und arrangirte im Gewandhause ein ganz ausgezeichnetes Conzert, eine von den schönsten Frauen schickte mir als Morgengruß einen schönen Strauß von Veilchen; meine buchhändlerischen Geschäfte mit der Gesammtausgabe meiner Schriften arrangirte sich vortheilhaft für mich. Leipzig hat mir Freude gebracht, aber Leipzig ist

doch nicht Weimar; mein Herz ist voll davon! — In Dresden*) fand ich Eurer Hoheit lieben Brief, und der war mir wie ein Zauberformular für die nachfolgenden schönen Tage; alle Häuser stehen mir offen; freundliche Augen sehen mich an, ich bin doch wahrlich ein Glückskind! — Der Theater-Intendant hat mir für jeden Abend einen Platz in seiner Loge angeboten, der König hat mich gnädigst eingeladen; ich war gestern bei der königlichen Familie; Prinz Johann, seine Gemahlin und sieben hübsche Kinder waren da.

Die Kleinste kannte schon ein Märchen und guckte mich so freundlich an; es war ganz heimisch da, wie im lieben Weimar. Die Königin fragte, ob ich ein Brief an die Zwillingsschwester in Wien haben wollte, und ich bekomme ihn morgen. Bei der holsteinischen Prinzessin habe ich Bekanntschaft mit dem Minister Falkenstein gemacht er hat mich sehr angesprochen, und ich glaube eben dadurch, daß er so liebevoll von Ihnen, mein lieber, hoher Freund, sprach. Ich will, daß alle Menschen Sie verstehen und lieben sollen, wie ich. Unsere Freundin**) hat mir aus Berlin geschrieben, sie ist wie ich voll von Weimar und das Herz ist dort; ich gebe hier eine wörtliche Uebersetzung von dem was sie an mich geschrieben hat, sie weiß natürlich nichts davon, aber wie kann ich Ihnen besser ihre Innigkeit zeigen, als durch einen Blick in den Brief, und vor Eurer K. Hoheit liegt jetzt ihr Herz, wie das meinige immer ganz offen.

Sie schreibt:

„— Wenn Sie unserem hohen Freunde schreiben, sagen Sie ihm, wenn Sie von mir sprechen, so lange ich lebe, werde ich die Erinnerung festhalten von den wenigen Tagen, die ich in Weimar verlebte, und ich kann auf mein Gewissen versichern, das ich einen solchen Seelenfrieden, eine solche reine innere Freude noch an keinem Orte empfunden habe, und doch bin ich überall so freundlich aufgenommen worden! ich liebe diese hohen Personen und wie Sie sagten, mein brüderlicher Freund, ich sehe die Sterne nicht in den Juwelen,

---

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band I Seite 387.
**) Jenny Lind.

die sie tragen, sondern in den ächten des Herzens! ich bin ganz und gar begeistert, wenn ich an diese Menschen denke! Gottes Friede über sie und ihre Nachkommen!" —

Prag 5. März 1846.*)

Seine Kaiserl. Hoheit Erzherzog Stephan hat mich gnädigst heute eingeladen: ich fahre um 6 Uhr mit der Eisenbahn nach Wien. Darf ich in Wien einen Brief poste restante erwarten? ich bleibe da 14 Tage. —

In tiefer Ehrfurcht bringe ich meinen Gruß an die Hohen Eltern, an die edle Frau Erbgroßherzogin. Ich habe wahres Heimweh nach Eurer Königl. Hoheit! Gott segne Sie!

Ewig und immer

Euer Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Andersen.

XII.

Rom 2ten April 1846.**)

Mein edler, lieber Erbgroßherzog!

Heut ist mein Geburtstag, und darum muß ich an Sie schreiben; Eure K. Hoheit lebt mir so fest im Herzen, ich muß bei Ihnen sein, mit Ihnen sprechen.

Vorgestern kam ich hierher, und vorher auf der Post erwarteten mich zwei Briefe, einer aus Kopenhagen, einer aus Weimar, der Brief Eurer Königl. Hoheit. O, wie edel und gut sind Sie! ich liebe Sie darum aus vollem Herzen! Das liegt offen vor Ihnen, es schlägt für Sie. Ich habe den Brief gelesen und immer wieder gelesen, und es ist mir dabei, als sähe ich Ihnen in die milden, liebevollen Augen hinein. Mein letzter Brief an E. K. H. war aus

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 390.
**) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 391—406.

Prag; der Erzherzog Stephan hat mich so gut und freundlich empfangen, das verdanke ich Ihnen. Auch bei Graf Thun habe ich einige interessante Stunden zugebracht. Den 5. März verließ ich Prag; eben da fuhren auf der Eisenbahn mehrere Regimenter nach Galizien; es war so ein Gedränge, so eine Menschenmasse, daß ich schon zwei Stunden vor der Abfahrt auf dem Bahnhofe sein mußte. Alle Anhöhen rings herum waren voll von Menschen, die alle Lebewohl sagten, es war ein Anblick, den ich nie vergesse! Wie ein Körper standen meilenweit Menschen: Männer, Frauen und Kinder; die Tücher wehten, die Lippen riefen. Das Großartige lag in den Massen. So etwas kann nicht auf der Bühne arrangirt werden. In der dunklen Nacht fuhr ich durch das Böhmerland; aber der Anblick! Diese Menschenmassen, Bauern in Lumpen, beleuchtet von Fackeln, die fremde Sprache, unser Flug wie die Wolken! es war geisterhaft, und ich war selbst einer von den Geistern, der flog an einem unbekannten Menschengeschlechte vorüber.

In Wien traf ich Liszt, den geistreichen eigenthümlichen Genius. Wir waren etliche Stunden beieinander und ich hörte ihn bluten auf der Piano-Folter. Die Königin von Sachsen hatte mir einen Empfehlungsbrief an ihre Schwester Erzherzogin Sophie gegeben, ich ward sehr gnädig empfangen und eingeladen, ja, sogar ein Hofwagen ward für mich nach meinem Hotel geschickt! Ich bin einen Abend bei ihr gewesen, und die Erzherzogin sowie die Kaiserin-Wittwe haben mich sehr angesprochen; beide sind milde, liebenswürdige Damen; auch den Herzog von Darmstadt, den Prinzen Wasa und die Prinzessin von Schweden sah ich da das erste Mal. (Die Erzherzogin Sophie hat mir sogar eine geschmackvolle Brustnadel geschenkt.) Im Theater bekam ich meinen freien Platz, und in mehreren Familien wurde ich freundlich aufgenommen, z. B. bei Graf Creenville, Baron Boul; der dänische Gesandte Löwenoern ist ein sehr braver Mann, die Frau sehr gescheidt, da habe ich mehrere interessante Leute kennen gelernt; auch die Poeten und Künstler nahmen mich freundlich auf; aber das Dampfschiff ging schon den 24. von Triest nach Ankona, ich mußte darum fort. Noch in der

letzten Stunde fragte ich auf dem Posthause nach Briefen, aber da waren keine für mich. Den 18. März fuhr ich auf der Eisenbahn nach Gratz. Der ganze Bau ist großartig! Die Schienen machen Krümmungen wie der Fluß; man schlingt sich in die Gebirge hinein, wie eine Schlange, ich wartete jeden Augenblick, daß wir in den Fluß geworfen würden, aber es ging gut, und über Gratz kam ich den dritten Morgen nach Triest. Auch hier fand ich deutsche Freunde, Freunde meiner Märchen und Romane; es war mir bald heimisch! — Der Graf von Waldstein, ein Descendent von Eleonore Ulfeldt*), der oldenburgische und der dänische Consul ꝛc. nahmen mich so herzlich auf; auch vom Gouverneur in Triest war ich eingeladen. — Das ist doch schön und macht glücklich, überall freundliche Augen zu erblicken, herzlichen Händedruck zu empfangen, und dabei das Gefühl: du bist ihnen nicht ganz fremd! eben des Dichters Innere ist das Bekannte für sie.

Dem Kapitain auf dem Dampfschiff empfohlen, bekom ich eine sehr gute Koie, und in einer sternenhellen Nacht fuhren wir über das Adriatische Meer! Da dachte ich an Sie, an Weimar! Könnte ich doch etwas für Sie thun!! — ach ja, daß klingt komisch, ich für E. K. Hoheit! aber es wäre schön, wenn ich auf Erden recht etwas Großes wäre, daß ich Alles das recht segnen könnte, was ich liebe.

In Gesellschaft eines gutmüthigen Edelmannes aus Ungarn, und eines sehr gebildeten liebenswürdigen Wiener's, des Grafen Paar, nahm ich in Ancona einen Vetturino; wir drei allein im innern Wagen, und so ging es über die Appeninen. Im Thale blühte der Frühling, droben lag der Winter; die Gasthäuser waren am meisten malerisch da, wo sie am schlechtesten waren; eine polnische Fürstin mit einem sehr schmutzigen Rocke begleitete uns, und endlich, nach der letzten Tour, um 10 Uhr Vormittags kamen wir nach Rom. Mein erster Gang war, wie gesagt, nach dem Posthause, und der erste Brief da, war von E. K. Hoheit. O, danke, danke! das war ein Brief! —

*) Die unglückliche Lieblingstochter des Königs Christian IV. von Dänemark.

Italien hat keine beſſere Sonne, als die, welche mir in Ihrem Herzen leuchtet. Wenn die ganze Welt, ſo wie ich Ihr Herz kännte! die würde Sie lieben! — Ich las den Brief, und las ihn wieder! es liegt ein Zauber in dem Schreiben! Alles, was im Herzen blüht und duftet, ſprießt wie ein Wunder hervor und ſchlingt ſich um dieſe ſchwarze Espalie auf dem Briefbogen. — Ach, ich kann mich nicht recht im Deutſchen, wie im Däniſchen ausſprechen.

Heute, an meinem Geburtstag, bekam ich früh einen großen ächt römiſchen Blumenſtrauß von Frau von Göthe; ſie iſt mir ſo gut; leider iſt der Sohn ſo kränklich, daß ich ihn noch nicht geſehen habe. Heute Abend war ich von meinen Landsleuten und mehreren Schweden, auch Norwegern, einer ganzen ſkandinaviſchen Geſellſchaft, eingeladen, die haben meine Geſundheit ausgebracht und mir einen Kranz geſpendet. Auch in Rom werde ich verehrt, die Menſchen könnten mich wirklich verderben, doch nein, ich fürchte's nicht! ich weiß, es iſt das Gute, das Göttliche, das mir nicht gehört, was man ſchätzt und verehrt. Wenn ich doch heute Abend etliche Minuten bei Ihnen, mein lieber edler Erbgroßherzog, ſein könnte! Haben Sie wohl meiner gedacht? Doch es iſt ſpät in der Nacht! Leben Sie wohl, leben Sie glücklich! bringen Sie mich gnädigſt in Erinnerung bei der edlen Erbgroßherzogin, den hohen Eltern und Allen am Hofe, die mir freundlich und gut ſind; die Gräfin Redern, Frau von Groß, Beaulieu, Canzler Müller, Schöll ꝛc.

Hier in Rom bleibe ich bis den letzten April, dann gehe ich nach Neapel, und da finde ich einen Brief poste restante.

Dem lieben kleinen Prinzen Karl Auguſt tauſend Hoch und Sprung! Sagen Sie ihm meinen Gruß, es reitet ein ſchnelles Pferd Hyp! Hyp! und ich bin bei ihm.

Gottes beſte Freude über Sie und das liebe Weimariſche Haus, da iſt ja auch meine Heimath.

Ew. Königl. Hoheit

unig ergebener

H. C. Anderſen.

N. S. Rom 6. April 1846.

Erſt heute geht der Brief ab. Geſtern war Palm-Sonntag. Ich habe den Pabſt geſehen in St. Peter; die Palmen wehten, über und über war es voll von Menſchen. Die Frau und der Herr Baron von Göthe ſenden tauſend Grüße an Weimar, ich flechte die meinigen hinein, und auch in Gedanken bin ich bei Ihnen, mein inniggeliebter hoher Erbgroßherzog.

XIII.

Neapel 17. Mai 1846.

Mein lieber, edler Erbgroßherzog!

Der erſte Brief in Neapel war wieder der Ihrige! Mehrere Tage hatte ich ſchon auf dem Poſthauſe gefragt, und endlich ein Brief! Ich erkannte ſchon Form- und Schriftzüge, und habe ihn gleich auf offner Straße in dem bischen Schatten, den ich da finden konnte, verſchlungen, und nachher, zu Hauſe, noch einmal geleſen.

Ich habe nichts, was ich Eurer Königlichen Hoheit ſchenken kann, außer meiner Liebe, meiner Treue! Sie ſind mir ſo feſt ans Herz gewachſen, daß ich fühle, ich müßte tief leiden, wenn Sie einmal kalt und fremd in dieſer Welt gegen mich würden: aber das kann nicht geſchehen, der Fürſt und der Dichter blieben einander treu. O, Gott ſegne Sie in allem Ihrem edlen Streben, in Ihrer Frau Gemahlin und in dem Herzen, welches aufwächſt in Ihrem Hauſe (Carl Auguſt).

In Rom habe ich Briefe aus Wien bekommen, da wurde die Lind noch erwartet; und denken Sie, E. K. Hoheit, man ſchrieb: in höheren Cirkeln wird geſprochen, die Lind ſolle eine gute Sängerin ſein, aber ohne Gefühl, ohne Spiel, und man glaubte daran. Nun, dachte ich, wenn ſie kommt, müſſen die Leute anders ſprechen, und es iſt geſchehen! Ich höre jetzt aus Briefen und Zeitungen, die Wiener, alle Stände,

ſind außer ſich vor Entzücken, ſie hat Alle bezaubert, ſie hat die Taddolini, und alle Sängerinnen beſiegt, ich wußte es! Der wahre Genius mit einem Herzen im Buſen ſiegt überall! Der letzte Brief von der Lind war voll von Liebe und Anhänglichkeit an Weimar und die Hohen, edlen Freunde da. Ich ſehe ſie in dieſem Jahre nicht, vielleicht nie mehr —! es kommt mir ſo vor.

In Rom bin ich einen Monat geblieben; da wächſt man ſelbſt in die Ruinen hinein und lebt mit den verſteinerten Göttern, und immer blühen die Roſen, und immer läuten die Kirchenglocken; aber Rom iſt doch nicht das Rom, wie noch vor 13 Jahren; Alles iſt moderniſirt, ſelbſt die Ruinen; das Gras und die Büſche ſind abgemäht; Alles iſt ſo ſauber gemacht und ſelbſt in die Campagna iſt der Verſtand auf unſichtbaren Eiſenbahnen hineingefahren; der Bauer glaubt nicht mehr ſo, wie früher. An Oſtern ſtanden die Leute von der Campagna in großen Maſſen vor der Kirche, gerade wie die proteſtantiſchen Fremden, als der Pabſt den Segen gab; es war meinem Gefühle zuwider, ich, ich fühlte den Drang, vor dem unſichtbaren Heiligen zu knieen. Als ich das erſte Mal in Rom war, knieeten ſie Alle. Der Verſtand hat ſelbſt den Glauben überwunden. Doch Alles hat ſein Gutes auf der Welt! Nach zehn Jahren, wenn die Eiſenbahnen die Städte des Nordens dem Süden noch näher gebracht haben werden, wird Rom noch mehr verändert ſein, und doch muß man Rom lieben. — Rom iſt wie ein Märchen, man entdeckt immer neue Wunder und lebt dort zugleich in der Phantaſie und in der Wirklichkeit.

Die herrlichſten Gemälde, glaube ich, ſind in Rom, und doch ſtelle ich die Statuen noch höher. Als ich das erſte Mal in Paris war, hatte ich kein Auge, keinen Sinn für Skulptur, erſt in Florenz vor den mediciäiſchen Venus ging es mir ſo, daß ich ſagen mußte, wie Thorwaldſen: „Der Schnee zerſchmolz mir vor den Augen"; da ging eine neue Kunſtwelt vor mir auf, und jetzt liebe ich die Statuen weit mehr, als die Bilder in Rom und Neapel, es tritt auch dieſe Kunſt ſo großartig ins Leben hinein, daß man wie mitgeriſſen wird. — Von den neuen Sachen in Rom ſtelle ich am höchſten Jerichau's

„Jäger"; dieſe Statue, bin ich überzeugt, muß noch höher geſtellt werden als ſein vielbeſprochener Hercules und ſeine Hebe; er hat auch ſchon von einem ruſſiſchen Fürſten Beſtellung darauf bekommen; er iſt mit ſeiner Frau, auch einer ausgezeichneten Künſtlerin, ſeiner Geſundheit wegen nach Dänemark abgereiſt und iſt vielleicht in dieſem Augenblicke in unſerem lieben Weimar und ſieht und ſpricht nun Euere Königliche Hoheit, worauf er ſich längſt ſchon innig freute, Jerichau iſt aus Fühnen, meinem Geburtsort.

Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen in Rom; der Hannoveraniſche Botſchafter Käſtner — iſt ein vortrefflicher Mann, ich war öfters bei ihm, und er hat zwei ähnliche Portraits von mir gemacht. Der däniſche Bildhauer Kolberg, in Dänemark ſehr geſchätzt, hat meine Büſte gemacht, die geht dieſen Sommer zur See nach Copenhagen; von da über Stettin, hoffe ich, einen Abguß nach Weimar für Euer Königl. Hoheit ſenden zu könne, Sie werden ihr wohl eine kleine Ecke in der Stube anweiſen, doch es kann lange dauern, bis ſie kommt; ich hoffe, das Original ſelbſt fliegt Ihnen, mein lieber Erbgroßherzog, ſchon früher zu.

Ungefähr die letzten acht Tage in Rom bin ich krank geweſen, lag ein Paar Tage zu Bette und nachher, denn der Sirokko wehte wieder und immer wieder, fühlte ich mich ſo ſonderbar matt und angegriffen. Die Hitze hier in Neapel iſt auch unerträglich bei ſolcher Witterung; man kann am Tage kaum über die ſonnenbeleuchteten Plätze und Straßen gehen, die Hitze fällt wie Hercules Giftkleidung über die Glieder, es iſt, als ob das Mark aus den Beinen gebrannt würde, man lernt langſam gehen und jeden kleinen Schlagſchatten von den Nachbarhäuſern aufſuchen; am Tage muß man fahren, nur des Abends gehen.

Den erſten Mai reiſte ich ab*, mit dem Grafen Paar, dem Bruder der Prinzeſſin Paar in Wien, mit dem ich, wie Ew. K. Hoheit wiſſen, in Rom zuſammen wohnte; im Wagen war auch die Comteſſe Brockdorff (Schweſter der Frau Profeſſor Michelſen in Jena). Wir flogen über die Campagna;

*) „Märchen meines Lebens" Band I Seite 406—12.

dieſen großen Cannevas der Weltgeſchichte, über die blühenden Sümpfe, deren einförmiges Grün, ohne Abwechſelung, zuletzt ausſieht wie Kattun, der von der Elle abgemeſſen wird; immer und immer ſchönes Gras, Waſſer und Alleen! Schön war es bei Terrazina! das ewige ſchwellende Meer, das ich ſo ſehr liebe, ſah ich wieder; in Moro verweilten wir eine Nacht und einen Vormittag, gingen unter den Citronen- und Lorbeerbäumen; hier fängt eigentlich Italien erſt an, „das Land, wo die Orangen glühen".

Ich wohne mit einer wundervollen Ausſicht über den Golf nach dem Veſuv; meine Wohnung liegt auf St. Luzia, wo Alles zu leben ſcheint, das Land wie das Meer. Welcher Licht-Effekt iſt hier des Abends! Im Norden ſtreut der Mond Silber auf die Wellen, hier iſt es Gold! Ein Dutzend Fiſcherkähne fliegen vorüber, alle mit Pechfackeln, welche einen obeliskenförmigen Schein auf die Meeresfläche werfen; die im Wind ſich drehende Laterne auf dem Leuchtthurm, deren Licht bald ſtärker bald ſchwächer wird und dann verſchwindet; die tauſend Lichter auf den Straßen vor jeder Boutique, und die Kinderproceſſionen mit brennenden Kerzen; Wagen mit Laternen, wie rollende Feuerkugeln, raſſeln vorbei, und über das Alles ſchwingt der Veſuv ſeine ewige Girandole. —

St. Carlo iſt geſchloſſen, doch hier ſind auch weder Sänger noch Sängerinnen; ich bin in del fonda geweſen, habe die Brombilla gehört als Luzia, ich bin eiskalt geblieben, ich fühlte Langeweile, eigentlich ſollte man nie die Jenny Lind hören, dann könnte man mehr zufrieden ſein; ich denke hier wie bei manchen anderen Dingen an die bibliſchen Worte „wenn man das himmliſche Brot gekoſtet hat, will das irdiſche nicht länger ſchmecken".

In Rom und hier in Neapel habe ich täglich und fleißig an meiner Biographie geſchrieben, für die deutſche Geſammtausgabe meiner Schriften; ich denke, ſie in Sorrent zu beendigen. Sie, mein hoher, lieber Freund, kommen auch in das Lebens-Märchen hinein; wie hätte ich es ſchreiben können, ohne mein Herz und meinen Sinn für Sie auszuſprechen, Sie haben ſo viel Sonnenſchein hineingeworfen, aber vor der Welt denke ich nur an den Fürſten. E. K. Hoheit können

ja den Abſchnitt vorher erſt leſen, doch Sie wiſſen es: Vor Gott und uns ſind wir Freunde, vor den Menſchen aber darf ich es nie vergeſſen, welche hohe Stelle Sie einnehmen!

Von den Vielen in Neapel, die mich freundlich aufgenommen haben, iſt mir der preußiſche Geſandte, Baron Brockhaußen, am liebſten; er iſt ein ſehr intereſſanter Mann, macht ein ſchönes Haus und hat ſich gleich angeboten, mich bei mehreren Diplomaten einzuführen; ich gehe aber bald weg, übermorgen vielleicht ſchon nach Sorrent und dann nach Capri, Amalfi und Iſchia. Ende Juni hoffe ich in Marſeille zu ſein, und dorthin bitte ich Eure Königl. Hoheit den nächſten Brief, womit Sie mich erfreuen wollen, poste restante zu ſenden. Von Marſeille gehe ich nach Spanien, wie weit und wie lange ich da verweile, hängt am meiſten davon ab, wie ich die Hitze vertragen kann; ſchon hier in Neapel habe ich, wie geſagt, davon zu leiden, und noch ſind wir im Mai; ich bin früher niemals im Sommer in Italien geweſen.

Der vortrefflichen klugen Erbgroßherzogin meinen ehrfurchtsvollen herzlichen Gruß! auch den hohen Eltern! bei den Hofdamen, ſowie der Frau von Groß, Gräfin Beuſt, Canzler Müller, Schöll, bitte ich in Erinnerung gerufen zu werden, und wenn Eure Königl. Hoheit an die Königl. Schweſter, die Prinzeſſin von Preußen ſchreiben, ſo ſagen Sie ihr, daß ſie und der herzliche gute Prinz, der Sohn, mir unvergeßlich in Gedanken bleiben. Und nun, um italieniſch zu ſprechen „felicissima Vita“! In Marſeille darf ich wohl einen Brief poste restante erwarten? Dieſen Sommer lieſt E. K. H. „Nur ein Geiger“, Sie haben mir es verſprochen, die Kaiſerl. Hoheit hat ein Exemplar, nicht wahr? Machen Sie mir die Freude! Werden E. K. Hoheit müde am Ende des erſten Theils, dann bitte ich nicht mehr weiter zu leſen.

Ihr innig ergebener treuer

H. C Anderſen.

XIV.

Vernet. (Pyrenees orientales) 7. Juli 1846.*)

Mein lieber, edler Erbgroßherzog!

Auch in Marſeille war Eurer Königlichen Hoheit Brief der erſte, der einzige, den ich bekam; wie ſind Sie edel und gut! ich liebe Sie auch, wie ein Herz den Freund nur lieben kann, mein hoher Herr! Unſere Briefe ſind alle ſehr glücklich gegangen, daß wir uns doch eben ſo glücklich nach 6 oder 8 Wochen treffen möchten! Ich bin in Neapel ſehr leidend geweſen; es waren einige dreißig Grad im Schatten; die Sonne ſtand am Himmel wie ein Vampyr, der Blut und Mark aus den Gliedern ſaugt; ſo was habe ich früher nie gekannt! von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Morgens konnte ich nicht ausgehen; ich lag erſchöpft auf dem Sopha; nervös durch und durch, ging mir der Lärm in Neapels Straßen wie einer brauſender Strudel durch die Ohren bis in die Fingerſpitzen; es war ein Lärmen von ſchreienden Leuten, rollenden Wagen, arbeitenden Handwerkern, Droſchken-Pferden, die von Fliegen umgekreiſt nicht ſtehen wollten und mit dem Vorderfuß immer gegen die Pflaſterſteine ſchlugen; mein Nachbar gegenüber ſpielte von Morgens bis in die Nacht hinein Clavier, und nur Scala, man konnte wahnſinnig werden. So ſchwach wie ich war, riethen mir Alle, nicht nach Spanien zu gehen, da ich dort die Hitze nicht würde aushalten können; ich hoffte aber, daß die Seereiſe nach Marſeille mich ſtärken würde, und nahm einen Platz auf dem anerkannt guten Dampfſchiff Caſtor; den 23ten Juni fuhren wir ab, das Schiff aber war überfüllt mit Menſchen und Wagen. Die erſte Nacht ging ziemlich gut, aber die zweite und dritte war ſchrecklich. Es war ſtürmiſch; das Schiff ſchwankte wie eine Tonne auf offenem Meere; wir konnten weder gehen noch ſtehen; ich und mehrere Herren und Damen

*) „Märchen meines Lebens" Band I Seite 412—428 und Band II Seite 1—7.

lagen neben einander unter den Wagen; Alles krachte; jeden Augenblick ſchlugen die Wellen ſeitwärts auf das Verdeck, und die Wogen ſchwankten ſo über uns, als ob wir zerſchmettert werden ſollten. Des Abends den 24. Juni, da Eure Königliche Hoheit zum Feſte ins Theater kam, dort in Jubel und Freude empfangen wurden, lag ich ſtille, von den Wellen herumgeworfen und dachte an Sie, mein lieber, hoher Freund! dachte an Eurer K. Hoheit Geburtstag, den ich nicht feiern konnte. In der Nacht war es noch ſchlimmer, die Frauen jammerten, das Schiff glaubte ich müßte in Trümmern gehen; ich dachte da ſo innig an Alle, die ich liebe, ich dachte an Sie, mein edler, hoher Freund, und ich dachte: „ſoll ich ſterben, jetzt, in dem er zu ſeinem Geburtstagsfeſte tanzt!“ Wehmuth ging mir durch die Seele, ich wünſchte ſo innig, Sie noch ein mal zu ſehen. Erſt jetzt, aus Vernet in den Pyrennäen ſende ich meinen friſchen, geſunden Gruß zu dem 24. Juni. In Genua war ich entſchloſſen, das Schiff zu verlaſſen, Spanien aufzugeben und über Milano nach der Schweiz mit der Diligence zufahren, aber mein Credit-Brief lautete nur auf Marſeille und Malaga; in Genua konnte der däniſche Conſul es nicht arrangiren, daß ich mein Geld da haben konnte, ich mußte nach Marſeille, der Herr Gott wollte es, ich mußte wieder aufs Schiff und kam mit gutem Wetter den 27. nach Marſaille. Drey Tage habe ich mich da ausgeruht und gepflegt; die Luft war leichter, ich fühlte mich weit beſſer, und da kam die Luſt und die Sehnſucht nach Spanien wieder. Der Conſul aber meinte, es wäre doch am beſten, ich ginge erſt nach Vernet, um mich da etwas mehr zu ſtärken. Am Tiſche in Marſeille erblickte ich einen Fremden, der ſah mich an; ich kannte ihn wieder, es war der Geiger Ole Bull, der zurück aus Amerika kam, und in Frankreich mit Sernenaden empfangen wurde; wir flogen einander entgegen, und er ſagte, daß ich eine Menge von Freunden in der neuen Welt hätte; mein Roman: „Nur ein Geiger“, die engliſche Ueberſetzung, war kürzlich nachgedruckt und mehrere tauſend Exemplare, wohlfeile Ausgaben in den amerikaniſchen Staaten verbreitet worden; er fügte hinzu, man hätte viele Fragen über mich geſtellt und ich wäre

ſehr beliebt und anerkannt in Amerika; ach mein Gott, ich fühle mich ganz klein dabei, aber es iſt eine Freude, ein Glück; warum habe doch ich ſo viel gewonnen! ich habe dabei ein Gefühl, als ob ich ein armer Bauernbube wäre, dem man einen Königs-Mantel umgeworfen und Huldigung und Ehre giebt! ich muß etwas mehr leiſten, etwas noch Beſſeres! der gute Gott gebe mir Kräfte. Nimes iſt ſeiner Antiquitäten wegen eine außerordentlich intereſſante Stadt; das Amphitheater und das ſogenannte „viereckige Haus“ ſind ſo erhalten, wie wenige Alterthümer in Italien. In Nimes habe ich den Bäcker Reboul beſucht; Eure Königliche Hoheit erinnern ſich an Lamartines „Reiſe im Orient“, wie ſchön Reboul da erwähnt wird; er iſt Bäcker, aber ein ächter Dichter Frankreichs. Es ging mir bei Reboul ganz und gar, wie es Lamartine ging: ich kam an die Bäckerei, er in Hemd-Aermeln und mit Mehl auf den Fingern mir entgegen; er war in voller Arbeit mit dem Backen; ich ſagte meinem Namen und er kannte denſelben aus der Revue de Paris, nahm mich freundlich auf und lud mich ein, ihn um zwei Uhr zu beſuchen; da fand ich ihn angezogen und in einem hübſchen Zimmer mit Bibliothek und Bildern; ſein Medaillon von David hing an der Wand, und Statuen ſtanden über dem Kamine. Wir ſprachen über Deutſchland und Dänemark und über ſeinem Freund Lamartine. — Durch Cette und Narbonne kam ich leidend nach Perpignan, ich muß Spanien aufgeben, jetzt, da ich wie Moſes auf der Gränze ſtehe, muß ich auf das gelobte Land reſigniren. Von Perpignan braucht man noch zwei Tage nach Barzellona, aber zwei Tage in dieſer Sonne iſt eine Hölle; einmal im Frühling muß ich es verſuchen, das Leben hoffe ich iſt noch lang! jetzt habe ich das Meinige gethan, um nach Spanien zu kommen, aber in dieſer Jahreszeit geht es nicht; ſelbſt die Rückreiſe durch Südfrankreich wage ich nicht früher als bis ich mich ein wenig mehr geſtärkt habe; darum bin ich in die Pyrenäen gegangen, wohne in Vernet acht Tage, und von hier ab fliegt meine Brieftaube nach Ettersburg. Vernet liegt zwiſchen Prades und der ſpaniſchen Grenze; die Stadt iſt arm und elend, liegt terraſſenartig mit dunkelrothen Dächern,

aber ohne Fenſter, mit offenen, ſchwarzen Lucken, durch welche man in die Stuben hineinſieht. Im Thale blühen Reben und Caſtanien; hier iſt Nord und Süd; grüne Thäler mit duftenden Heuſchobern und wilder Krauſemünze, enge Klüfte, wo Feigen und Cypreſſen ſtehen, aber ringsumher ſind wilde metallartige Gebirge, deren Gipfel hervorſpringende Steinblöcke tragen, die wie die zerbrochene Statuen und Säulen ausſehen! Badegäſte ſind nicht viele. Ibrahim-Paſcha verbrachte hier drei Monate, aber iſt nun abgereiſt. Nach acht Tagen gehe ich ſo ſchnell wie möglich den Languedoc-Canal und die Rhone entlang bis Lyon, nach der Schweiz, und da hoffe ich in Genf einen Brief poste restante von Eurer Königlichen Hoheit zu finden, einen Brief, der mir Glück und Freude gewähren wird, der mir ſagt, wo ich Eure Königliche Hoheit Ende Auguſt finden kann, entweder auf der Wartburg oder Ettersburg, da bleibe ich gern 14 Tage, wenn mir Eure Königliche Hoheit, wie Sie mir geſagt haben, ſo lange Haus und Heimath geben wollen; ich habe Sehnſucht, Heimweh, kann ich es nennen nach Weimar! Sie verſtehen meine Gefühle, mein innig geliebter, hoher Freund!

Von der Schweiz komme ich über Baſel und Frankfurth nach der Wartburg, früher als nach Weimar.

Ich bringe meinen Dank und ehrfurchtsvollen Gruß an die hohen Eltern dar, an die vortreffliche Frau Erbgroßherzogin, die königliche Schweſter aus Preußen und an alle meine lieben Freunde und Freundinnen in Weimar. Frau von Groß, Beaulieu, Canzler Müller. Gebe Gott, daß ich Eure Königliche Hoheit geſund und glücklich wiederſehn!

Ewig und immer

Eurer Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

XV.

Frankfurth am Main 12. Auguſt 1846.

Mein lieber, edler Erbgroßherzog!

Eurer Königlichen Hoheit Brief nach Genf habe ich auch glücklich erhalten, aber erſt vor ein paar Tagen, da ich nach Baſel kam!

Ich bin von Genf gleich in die Thäler hineingezogen, denn ich war ſehr leidend nach der Reiſe durch Süd-Frankreich; noch kann ich nicht recht zu Kräften kommen. Die Reiſe von den Pyrenäen hierher iſt mir ein Grab geweſen, und obſchon ich es noch nicht verſchmerzen kann, daß ich die Reiſe durch Spanien aufgeben mußte, fühle ich, daß ich eine ſolche nicht ausgehalten hätte.

Morgen gehe ich über Eiſenach nach Weimar, ſteige ab bei Beaulieu, und wenn ich dann höre, daß Sie, mein lieber, edler Erbgroßherzog, zurück nach Ettersburg ſind, fliege ich dahin, mit einem Herzen voll Liebe und tauſend Geſchichten

Meine Biographie iſt beendiget, vielleicht bekomme ich ein Paar Correctur-Bogen noch nach Ettersburg, doch ſicher iſt es, das Buch kommt am Anfang Oktober heraus.

Wie ein Kind freue ich mich, Alles was ich liebe wiederzuſehen. Ich glaube ſo an Sie, an — wenn ich ſagen darf — an Ihre Freundſchaft, daß die Reiſe nach Ettersburg mir vorkommt, als wenn ich nach Hauſe eilte.

Meinen ehrfurchtsvollen Gruß an die Frau Erbgroßherzogin und an die hohen Eltern!

Ihr innig ergebener

treuer

H. C. Anderſen.

XVI.

Weimar 19. Auguſt 1846.

Mein lieber, edler Herr Erbgroßherzog!

Geſtern gegen Abend kam ich nach Weimar, und ſo bald ich höre, Eure Königliche Hoheit wollen mich empfangen, fliege ich hinaus und verweile einige Zeit! Ich freue mich ſo, ich liebe Sie ſo innig, mein hoher Herr!

Meinen ehrfurchtsvollen Gruß an die vortreffliche Frau Erbgroßherzogin.

Eurer Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

XVII.

Leipzig, 14. September 1846.*)

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

So ſind wir wieder geſchieden, weit von einander! Ich weiß nicht, aber es iſt mir diesmal, als ob wir nur auf Eiſenbahnen einander vorbei geflogen wären. Mein Körper iſt mehr leidend geweſen, als Euere Königliche Hoheit vielleicht glaubten, ich konnte deswegen bei Ihnen nicht der heitere Seelengeſunde ſein, wie ich es gern gewollt hätte; dies Gefühl trug ich immer in mir, ſelbſt kam ich mir dumm und langweilig vor. Ach Sie ſind mir ſo liebevoll geweſen! Unſere Geſpräche bei der ſchlanken Buche in Ettersburg und auf der Bank in Belvedere will ich immer behalten, ja, mein theurer, hoher Freund, wir bleiben Freunde für das Leben; ich will alle meine Kräfte aufbieten, um Ihrer würdig zu ſein, denn ich weiß es, die Seele lebt und bewegt ſich in

*) „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 7.

Ihnen, will neue Sonnenſtrahlen über das Land werfen, das ich liebe wie ein zweites Vaterland. Auch ich will Alles thun, um Liebe und Intereſſe für die Stätte zu erregen, wo ich wie ein Kind des Landes vom Fürſten und den Beſten aufgenommen bin; ich will ſo gern, daß Alle lieben, was ich liebe. Sie, mein edler, theurer Erbgroßherzog, ſind mir ein erneuter Beweis für das Edle der Menſchheit, die ich immer mehr und mehr liebe und an die ich immer mehr glauben muß! Durch Sie liebe und verſtehe ich das Edle im Fürſten, der in unſer Zeit gar zu ſtreng beurtheilt wird. Ach, wenn wir uns doch Alle kennten, wie wir uns ſelbſt verſtehen, wie viele Liebe wäre dann mehr in der Welt! Ich glaube ſo ſehr an E. K. Hoheit, ſollte es auch geſchehen, daß ich bisweilen im Leben ſeltenere Briefe von Ihnen bekomme, ſollte es ſein bei öfteren Begegnen, daß Sie mich nicht mehr ſo außergewöhnlich empfangen, als jetzt, ich zweifle doch nicht an Ihrer Innigkeit für mich. Mehrere Monate hörte ich gar nichts von Jenny Lind, aber ich bin ruhig und überzeugt, ſie iſt mir unverändert die nämliche geblieben, ich habe einen ſicheren Platz in ihrem Herzen, ſo auch glaube ich an Sie, mein hoher Freund, mit all' meinen Gedanken umfaſſe ich Sie, verſtehn Sie auch mich ſo? Sie wollen es, und noch mehr, wenn Sie meine Biographie geleſen haben, da liege ich vor Ihnen wie ein aufgeſchlagenes Buch! — Ich kann Sie nicht mehr entbehren! Ich weiß, wie gut, wie herzlich Sie von mir geſprochen haben, es hat mich tief gerührt.

Den nämlichen Tag, an dem Ihre Königl. Hoheit von Weimar abreiſten, ging ich auch davon; in Jena verweilte ich fünf Tage und habe mit Wolff eine Menge von meinen Gedichten ins Deutſche übertragen, er hat eine erſtaunliche Fertigkeit in der deutſchen Sprache, die Ueberſetzung iſt treu und ſchön; zwei Bände Gedichte kommen heraus; Eure Königl. Hoheit kennen nicht meine Fähigkeit als Lyriker, darum ſchreibe ich hier drei ſehr verſchiedene Gedichte für Sie ab, ſagen Sie mir, welches Sie am meiſten anſpricht. Ich bin hier in Leipzig mit der Geſammt-Ausgabe meiner Schriften ſehr beſchäftigt.

Den guten Kanzler Müller habe ich hier getroffen; wir ſind einen Mittag bei Frege geweſen; er hat mir Vieles und Schönes über den Erzherzog Stephan erzählt, es freute mich innig, da ich weiß, wie lieb Sie den Erzherzog haben, wie befreundet Sie Beide ſind; ſo einen Freund wünſche ich Ihnen, vieles Gute kann davon kommen. Zwei edle Menſchen, die einander verſtehen, ſind ein Glück, eine Freude! muß er doch Ihnen das ſein, was ich ſo ſehr wünſchte Ihnen ſein zu können. Und nun — ich darf ja Alles frei ausſprechen — ſchonen Sie ſich mehr als in den letzten Jahren! ich fürchte, daß Ihr Körper dieſe ewigen Anſtrengungen nicht aushalten kann, wie Ball, dann Parforce-Jagd, dann wieder neue Anſtrengung! — Schonen Sie ſich mehr! bleiben Sie geſund für die, welche Sie lieben! Alles, was Eurer Königl. Hoheit Perſon anbetrifft, berührt auch mich! Ihr Glück iſt das meinige! —

Dienſtag gehe ich fort, über Oldenburg nach Copenhagen. Dahin komme ich Anfang Oktober. Schreiben Euer K. Hoheit noch in dieſem Monat, da geht der Brief nach Oldenburg poste restante (NB. Olderburg im Großherzogthum Oldenburg), ſonſt nach Copenhagen, an den Conferenzrath, Großkreuz Collin. Bringen Sie der guten, vortrefflichen Frau Erbgroßherzogin meinen innigſten tiefgefühlteſten Dank für Ihre gnädige — nein herzliche muß ich ſagen — Geſinnung gegen mich während der kurzen Tage auf Ettersburg. Wollen E. K. Hoheit mich auch in gnädigſte Erinnerung bringen bei J. M. der Königin von Holland.

Meinen Gruß an die Frau Gräfin von Rebern und Graf Beuſt! Die beiden waren mir ſo freundlich und gut. Graf Beuſt hat ein Stück meines Herzens eingenommen und doch, das wiſſen wir, Sie haben es ganz und gar, mein theurer, hoher Freund.

Gott ſegne und geleite Sie! Alles Glück und alle Freude über Sie und das liebe Weimar.

Ihr K. Hoheit
treuer und ergebener
H. C. Anderſen.

1.

Kleiner Beggo!

Kleiner Beggo, willſt Du Pferdchen reiten?
Setz Dich auf mein Knie, Du meine Luſt!
Kind bin ich wie Du mit Leib und Seele,
Laß uns ſpielen, bis zu Bett Du mußt.

Hier bei Dir ſind' ich den Kinderhimmel
Und vergeſſe, wie mir weh geſcheh'n; —
Laß mich Deine rothen Wangen küſſen,
Laß mich in die braunen Äuglein ſeh'n;

Zeige mir, wie groß Du biſt, mein Herzchen,
O wie lieb Dein Händchen iſt, wie rund!
Lächeln ſitzt in Deinen zarten Grübchen,
Gar zu hübſch iſt doch Dein kleiner Mund.

Jedes Blümchen liebſt Du wie ein Bruder,
Koſeſt mit ihm freundlich das und dies;
Haſt die ganze Welt in Deiner Mutter,
Und ihr Schooß iſt Dir ein Paradies.

Will ein hübſch Geſchichten Dir erzählen,
Bis Du in Dein weiches Bettchen mußt;
Will ein Lied Dir ſingen bis Du ſchlummerſt,
Kleiner Beggo, Deiner Mutter Luſt!

Biſt Du älter, wirſt vielleicht Du ſingen
Mir auf meinem letzten Erdengang;
Wenn die Schollen meinen Sarg bedecken,
Singſt Du mir den dumpfen Wiegenſang!

Denke ſeiner, der Dich oft geſchaukelt
Auf dem Arm, nach treuem alten Brauch.
Mich vergißt die Welt und meine Lieder;
Meine Lieb', vergiſſeſt Du ſie auch?

2.

An Thorwaldſen
bei ſeiner Aufnahme im Studentenverein.

NB Die Mitglieder dieſes Vereins in Copenhagen ſind ältere und jüngere Männer der Wiſſenſchaft; nur Solche, die ſtudiren oder ſtudirt haben, können demſelben beitreten; allein mit Thorwaldſen wurde eine Ausnahme gemacht. Nur im Oktober findet auf der Copenhagener Univerſität die Immatriculation ſtatt.

Im Weinmond da wird man Student,
Das heißt, wenn trefflich man bestanden,
Kann Griechisch, Römisch excellent,
Und was bei Archimed wir fanden;
Wenn weise man bei Klio schwur:
Wir thatens leidlich allerwegen;
Dir ward' die herrlichste Censur;
Du sprachst mit Meißelschlägen.

Du ward'st Student, o glaube mir,
Oktober just muß das bescheeren;
Du hast Dich durchgehauen, hier
Bringst Du die Redensart zu Ehren.
Was ist Dein Pensum im Homer,
Wie wandelst Du auf seinem Pfade?
Da stelltest Du in Thon uns her
Die ganze Iliade.

Wie Phidias geredet hat,
Sprachst herrlich Du in unsern Landen,
Und was Horaz geschildert hat,
Gabst plastisch Du, Du hast's verstanden:
Der Schönheit Kreise zogest Du.
Triebst Götterform aus Erdenschooße,
Und in Geschichte stelltest Du
Selbst Klio dar, die Große.

Man fragt Dich aus dem Christenthum:
Im Marmor lässest Du's erblicken.
Sieh! Christus kam in's Heiligthum,
Mit Kraft und Mild uns zu erquicken.
Du triebst so Astronomie
Daß uns Copernikus geblieben;
Du machst den Stein zur Poesie,
Den Styl hast Du geschrieben.

Dänisch, Latein mit Marmorwort
Sprachst Du, daß wieder Todtes lebte;
Vernommen ward's im Süd, im Nord,
Daß Dänmarks Mutterherz erbebte.
Der jüngste Kreis steht um Dich her,
Die Augen glühn wie Freudenkerzen.
Wer liebt wohl und bewundert mehr
Als frische, junge Herzen?

3

Thränen.

Mein Herz ein graues Himmelreich,
Die Sorgen drin den Wolken gleich,
Es iſt ſo wunderlich ihr Lauf.
Drum nimmt die Bruſt ſo ſchwer ſie auf:
Meinſt Du, ſich Ruhe Dir geſellt,
Denn jede Thrän' iſt eine Welt,
Iſt eine Welt von Sorg und Luſt. —
Sie rollt herab von Deiner Bruſt.

Und weinteſt Du Dich müd im Schmerz,
Wird von den Thränen leicht Dein Herz;
Die Sorge, ſei ſie noch ſo groß,
Wohnt in der Thränen-Welten Schooß.
Glaubſt Du, daß er, der Alles ſchaut,
Das Tröpfchen, das im Graſe thaut
Der wahr nur zu ihm ſtrebt, erhält,
Daß er vergäße einer Welt?

H. C. Anderſen.
(In Deutſch von Wolff.)

XVIII.

Copenhagen, 26 Oktober 1846.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Ich bin wieder in der Heimath, wieder bei den theuren Freunden da, aber noch nicht in Ruhe! Audienzen bei den hohen Herrſchaften, Viſiten bei den Lieben, auch Fremde aus Holſtein, an mich empfohlen, die ich herumführen muß, und endlich ein qualvoller Zahnſchmerz haben mir jede Stunde genommen, jeden Augenblick, in welchem ich ſo innig an Sie, mein lieber hoher Freund, dachte und ſchreiben wollte.

Sie wiſſen, wie feſt Sie für immer in meinen Gedanken, wie tief Sie mir ins Herz gewachſen ſind; aber heute kann ich es nicht länger aufſchieben, ich muß ſchreiben, meine Sehnſucht iſt zu groß, denn ich erinnere mich ſo klar und deutlich jedes Wortes von Mund und Auge, das Sie

geſprochen. Gott ſegne und erhalte Sie für uns Alle, welche Sie lieben!

Ich bin beinahe zwölf Tage in Leipzig geblieben, auch in Jena verweilte ich, und Alles nur der Geſammt-Ausgabe wegen, die, wie ich hoffe, vor Weihnachten herauskommen wird. Ueber Oldenburg, wo ich einen Mittag zur Tafel beim Großherzog geladen war, und das erſte Mal mit dem Prinzen Waſa ſprach, ging ich nach Hamburg und Kiel. Ich hatte gefürchtet, daß ich dem Fürſten jetzt wegen der Holſteinſchen Affaire unangenehm ſein würde, aber ich fühlte mich ſehr heimiſch, ich fand die herzlichſte, die freundlichſte Aufnahme, hörte, — Gott ſei gelobt — gar nichts von der Politik; ja, auf der Eiſenbahn traf ich einen mir unbekannten Holſteiner, einen Gutsbeſitzer, welcher, da er meinen Namen hörte, mich auf das freundlichſte einlud, ihn zu beſuchen. In Kiel war ich anfangs ohne Bekannte. Das Wetter war ſtürmiſch, ich wollte nicht mit dem Dampfſchiff fahren, ich bin ſo leidend auf der See, ich dachte lieber zu Lande die Reiſe zu beendigen und verweilte deswegen noch zwei Tage in Kiel, wo Alles ruhig, mir Jedermann freundlich und gut war; ich war auch des Abends bei einem von den Profeſſoren eingeladen; mehrere Herren, Gelehrte und Politiker, waren da, aber kein einziges politiſches Wort ward geſprochen, und meine Geſundheit ſehr ſchön und poetiſch ausgebracht. Ich kann nur loben und zufrieden ſein.

Das Königliche Dampfſchiff Hekla kam nach Kiel, um die Landgräfin, Schweſter des Königs, mit hoher Familie nach Copenhagen zu führen*); die Königl. Hoheit war ſo gnädig, mir ſagen zu laſſen, daß ich die Reiſe mitmachen könnte; der Capitain überließ mir ſeine eigne Cajüte, ich hatte es ſo ſchön und bequem! Der Landgraf, der Prinz von Glücksburg, ſo wie alle die Prinzeſſinnen waren ſehr liebenswürdig, und da es mit Regen und Nebel anfing, ſo daß wir ſchon vor der Kieler Bucht des Abends Anker werfen mußten, gingen die Stunden am Theetiſch recht gemüthlich dahin. Gegen Mitternacht war es mondhell, und wir kamen in die

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 8.

Oſtſee hinaus, aber bald erhob ſich ein Wind, ein Sturm, daß wir noch nicht am nächſten Abend Copenhagen erreichen konnten; zwiſchen „Amager“ und den kleinen Grasinſeln im Sunde lagen wir die zweite Nacht; das Schiff ſchwankte, die Wellen ſchlugen, wir waren beinahe Alle ſeekrank; ach, ich habe ſo gelitten! —

Früh des Morgens kamen wir nach Copenhagen, und ſchon auf der Zollbude fand ich die ganze Familie Collin, wo ich, wie Eure Königl. Hoheit wiſſen, wie ein Sohn im Hauſe aufgenommen bin. Drei Tage, Morgens und Abends, ſind die theuren Freunde und Freundinnen draußen geweſen, ſelbſt der alte Conferenzrath, der liebe, liebe väterliche Freund, war auch da, o welch ein Empfang! Ich werde weich ums Herz, wenn ich daran denke. Ich habe viele wahre Freunde in Dänemark, in Deutſchland. —

Tauſend Dank für Eurer K. H. lieben, herzlichen Brief, auch einen Gruß in die Heimath, jedes Wort von Ihnen klingt in meinen Herzen wieder. Bleiben Sie mir ſtets ſo geſinnt, mein theurer, hoher Herr — mein edler Freund!

Auch beim König bin ich geweſen; er war ſo herzensgut, ſo mild, ich habe ihn recht innig lieb! — Ja, das muß ich Eurer K. H. erzählen: Eben da ich aus Deutſchland abreiſen wollte, in Oldenburg, bekomme ich einen Brief aus Copenhagen, ein Danebrogsband lag darin, ein Gruß von Dänemark; der König hatte mich an ſeinem Geburtstage zum „Ritter von Danebrog“ ernannt, er wollte mir eine Freude machen, und es iſt mir eine, auf ſo ein Zeichen königlicher Huld ſehen Viele von den Dänen, das äußere Zeichen ſtellt den Dichter höher. Jetzt habe ich zwei Orden! ein Band von Deutſchland und eins von Dänemark, jetzt halten ſie mich beide mit ſichtbaren Bändern. Ich erzähle es, denn es hat mir Freude gemacht, und Sie, mein theurer Erbgroßherzog, das weiß ich, nehmen Theil daran.

Geſtern bin ich bei der verwittweten Königin geweſen, ſie iſt wohl und heiter; wir ſprachen viel über das liebe Weimar; die edle, alte Dame war gerührt über die freundlichen Grüße an ſie von den hohen ſachſenweimariſchen Herrſchaften. Ich mußte Vieles erzählen, auch von dem kleinen Prinzen, von

Ettersburg und Belvedere, und Ihre Majestät äußerte die höchste Freude, da ich erzählte, es könnte möglich sein, daß Euere Kgl. Hoheit vielleicht einmal eines Sommertages nach Copenhagen kämen. Sie bat mich, ihr die Bilder von Weimar und Ettersburg zu zeigen, sie war sehr innig und liebenswürdig und hat mir auf das herzlichste aufgetragen, Allen den hohen Herrschaften zu Weimar, wenn ich an Euere Königl. Hoheit schriebe, ihren Dank und Gruß zu überbringen.

Aus England habe ich die schönsten Nachrichten. „Des Dichters Bazar" ist in den letzten Tagen, ins Englische übersetzt, erschienen und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden, man stellt mich als Schriftsteller auf einen so hohen Platz, daß ich kaum weiß, ob ich nicht einen eitlen Traum träume, wenn ich so etwas lese, aber Freude macht es mir. Auch aus England hat man mir eine Art Honorar angeboten, wenn ich die ungedruckten Bogen meiner neuesten Schriften dahin abschicken wollte; jetzt will ich recht mit „Ahasver" und mit dem neuen Roman anfangen

Meine Gedanken sind täglich in Weimar und auf Ettersburg, immer sehe ich Ihre milden Augen, so wie Sie, mein edler lieber Erbgroßherzog, mir damit in die Seele sehen konnten; immer höre ich Ihre treuen innigen Worte: ja, Sie verstehen mich; wenige Menschen liebe ich so wie Sie, ich kann nicht anders! Leben Sie gesund und glücklich! Grüßen Sie die vortreffliche Frau Erbgroßherzogin und die hohen Eltern! nie vergesse ich die hohe Gnade — doch das Wort ist arm und alltäglich, — die hohe Güte und Innigkeit, muß ich sagen, die mir Alle vergönnten; mein Herz ist voll von Weimar, meiner lieben, zweiten Heimath! Künftigen Winter, will's Gott, komme ich dann wieder, ich fliege zu Ihnen, mein hoher, lieber Freund, an den ich glaube, fest für dieses Leben!

Ich bedaure sehr, daß die gnädige Frau von Reden krank ist, ich sende ihr meinen innigen Gruß und meine Theilnahme; auch dem Grafen Beust bitte ich einen dankbaren Gruß zu überbringen, so wie an Frau von Groß, Canzler Müller, Schöll — — ja, wenn ich an Weimar und Etters-

burg denke, rollt ein ganzes Gemälde von lieben Menſchen vor mir auf, und immer drängen noch mehr freundliche Geſichter hervor, milde Augen blicken mich an; es iſt ſo ſchön, die Menſchen und die Welt zu lieben.

Leben Sie wohl, mein theurer edler Freund! Gott ſegne Sie!

Ihr innig ergebener Freund

H. C. Anderſen.

XIX.

Kjöbenhavn 19. November 1846.

Mein edler theurer Erbgroßherzog!

Den doppelten Brief habe ich empfangen, geleſen und wieder geleſen! Sie haben innig und herzlich an mich gedacht, den Brief hatte ich ſchon ſehnlichſt erwartet, er iſt gekommen, und Sie wiſſen, wie mir beim Leſen die Zeit hineingeſchmolzen iſt, Sie wiſſen, wie ich an Sie denke, wie ich Sie liebe, mein hoher theurer Freund! — Ach, ich habe oft Sehnſucht nach Ihnen, da tritt Ihr Bild ſo lebendig, ſo klar mir vor die Augen, ich glaube beinahe, Sie ſind in meiner Stube! ich wünſchte nur, Sie wären nicht der künftige Großherzog zu Weimar, ſondern nur mein innigſter, mein theuerſter Freund aus Weimar, da könnte ich ſagen: kommen Sie nach Copenhagen, ich will Alles thun, Ihnen Freude zu bereiten, Sie herumführen und Ihnen ein treues feſtes Herz ſein! — Verzeihen Sie, ich vergeſſe die Königliche Hoheit, Rang und Stand, wenn ich mich ſo in meine Herzenswelt hineinlebe, — in der äußeren Welt kann ich es nie vergeſſen! —

Die Trauernachricht, daß die kluge, gute Frau von Redern geſtorben iſt, hat mich wehmüthig berührt; ſie kam mir ſo freundlich entgegen; für mich gehörte ſie, als etwas Unzertrennliches, zu Ettersburg und Weimar; ihr Bild ſchwebt immer in den Reihen meiner weimariſchen Erinnerungen.

Die arme Minna! — ihres eigentlichen Namens erinnere ich mich nicht! Wie gehts ihr? Es ſcheint mir, ſie hat ſo viel verloren! —

Die Gräfin liebte den kleinen Prinzen ſo innig, ſprach immer ſo viel von ihm, und er wird, wenn er älter wird, ſich ihrer kaum erinnern können. — Es war ein ſchöner Vormittag, der letzte, Euere Königliche Hoheit, die Frau Erbgroßherzogin, auch die Lind und ich waren bei der Gräfin. Die Lind ſang einen Pſalm, ein letztes Lied für die Verſtorbenen; wir waren Alle bewegt, aber vor Freude. Es war ein ſchöner Tag, es war Sonnenſchein draußen, und wir waren Alle froh zuſammen!

Beinahe drei Viertel Jahre habe ich keinen Brief von der Lind, aber mehrmals und jetzt ganz kürzlich die innigſten, die herzlichſten Glückwünſche; ich weiß es, ſie denkt wie eine Schweſter an mich; auch ich habe ihr mehrere Monate nicht geſchrieben! ſie hat ſo eben in München viel Freude und Glück gehabt; ich las in der allgemeinen Zeitung ein ſehr enthuſiaſtiſches Lob, und ich — kam da in eine Art Vergleichung mit der Lind; es hieß dort, das Volkslied habe ſo wundervoll geklungen, daß man ein Märchen von ihrem ſkandinaviſchen Landsmann Anderſen zu hören glaubte.

Auch in den Jahrbüchern der Gegenwart, September- und Oktober-Heft 1846, hat man die Lind und mich zuſammengeſtellt. Eure Königl. Hoheit wollen in den beiden Heften den Aufſatz „Anderſen und ſeine Werke“ leſen. Ich könnte eitel werden!

In dieſen letzten Tagen hatte ich wieder eine große Freude! Oehlenſchläger war am letzten Sonnabend 67 Jahre alt, und an dieſem Tage wurde zum erſten Male ſeine neueſte Tragödie: Amleth, gegeben; ſie iſt großartig ſchön, eine wahre Tragödie! ſo däniſch, mit dem Duft der Buchenwälder und der Kleefelder, ſo friſch wie der Wellenſchlag! ſie iſt ganz verſchieden von Shackſpeare's Hamlet; ſie iſt geſchichtlich; Oehlenſchläger hat mit wahrer Meiſterhand die großen Züge hingeworfen, ich bin ganz voll davon! Geſtern, bei der zweiten Aufführung hatte ich die nämliche Freude. Wie ſchön, daß der Geiſt ewig jung bleibt; man denkt nicht

an den Siebenundſechziger. Ach, wenn ich das Stück geſchrieben hätte! Doch nein, ich bin eben ſo froh, daß er, der gute Alte, ſo etwas gegeben hat. — Auch der König iſt ſehr entzückt, und nach der erſten Vorſtellung, ſchrieb und ſandte er den nämlichen Abend einen herzlichen, innigen Brief an Ohlenſchläger, und ſprach ſeine Freude aus. Ich habe den Brief geleſen, und ich liebe den König! er iſt ſo gut, ſo edel! —

Im künftigen Monat, hoffe ich, kommen die erſten fünf Bände der Geſammtausgabe meiner Schriften heraus, (der Improviſator und die Biographie) beide laſen Eure Königl. Hoheit, und von der Biographie höre ich noch? Ich darf es hoffen? Hier in Copenhagen kommen zu Weihnachten alle meine Gedichte von 1823 bis 1847 (däniſch) heraus; darin ſteht, im Däniſchen, unter mehreren neuen auch das Gedicht an den kleinen Prinzen Carl Auguſt;*) es iſt, glaube ich, das erſte Mal, daß ſein Name in einer Gedichtſammlung im Auslande ſteht; es macht mir, als ſeinem erſten ausländiſchen Sänger, Freude! ich bringe ihm einmal die däniſchen Gedichte. Ein Lied für die Kleinen, das ich früher geſchrieben habe und welches Meyer, der Verfaſſer von „Neapel und die Neapolitaner", ſehr ſchön überſetzt hat, gebe ich hier. Ihre Königliche Hoheit wollen es vorleſen, wenn der Kleine auf ſeiner Mutter Schoß ſitzt, und auch die Königliche Hoheit wolle ſich mild und gnädig meiner erinnern; auch in tiefſter Ehrfurcht meinen Gruß an die hohen Eltern! Leben Sie wohl und glücklich, mein theurer Freund, mein edler Herr! ich liebe Sie feſt und innig;

Ihr treu ergebener

H. C. Anderſen.

---

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band 1 Seite 321.

Lied für die Kleinen.

1.

Stirne! eine feſte Wand!
Da logirt der Herr Verſtand;
Der wird lernen und ſtudiren,
Daß ſie einſt dich reſpectiren.
Vornehm ſitzt er in dem Hirn
Hinter dieſer hohen Stirn.

2.

Augenſtern! wie hell und klar!
Zweie, glaub ich, haſt Du gar!
Heller unter Deiner Braue
Blickſt Du jetzt, bei Gott, ich ſchaue
Tief Dir in des Herzens Kern,
Du mein ſüßer Augenſtern!

3

Naſengipfel! Röhlein fein,
Brille ſoll der Reiter ſein,
Weiß die Brille nicht die Straße,
Folgt ſie nur getroſt der Naſe,
Ei, weich' kleiner runder Schnüpfel!
Unſer Roß heißt Naſengipfel.

4

Mäulchen! wie ein Kirſchenpaar:
Du biſt friſch und ſüß, nicht wahr?
Iſt's gewiß auch, daß die weißen
Schelmen-Zähnchen mich nicht beißen?
Kleiner, gieb ein Küßchen mir —
Wipp! ich ſtehl's vom Mäulchen Dir!

5

Kinn! Du Zipfel, angeſetzt
An's Geſicht. Du kommſt zuletzt.
Doch ein Scheim — muß ich gewahren —
Kommt im Grübchen da gefahren.
Flugs geht's übern Naſengipfel,
Mäulchen zu des Kinnes Zipfel.

6.

Kribbel, Krabbel, Kribbel! will
Wohl der Kleine ſitzen ſtill?
Soll ich nicht den Wicht entdecken,
Der ſich will da drin verſtecken?
Siehſt Du, daß ich jetzt ihn hab?
Kribbel, Krabbel, Kribbel, Krabb!

XX.

Copenhagen 15. Januar 1847.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Endlich kommen die erſten fünf Bände von der Geſammt-Ausgabe! Heute ſah ich das erſte Exemplar, und morgen, wenn dieſer Brief abgeht, ſchicke ich nach Leipzig ein Paar geſchriebene Worte, welche der Buchhändler vorn in die Biographie einheften und dann augenblicklich die Bücher nach Weimar ſchicken ſoll; es iſt mein Gruß zum neuen Jahr, ich habe lange darauf gewartet. Leſen Sie, mein hoher, theurer Freund, die Biographie, und mein ganzes Leben, mein Aeußeres und Inneres liegt offen vor Ihnen — und ich weiß es, Sie werden mich immer treu und feſt lieb haben. Denken Sie an das Märchen von der Glocke, es iſt der arme Knabe im Walde mit dem Fürſten, Hand in Hand, Auge an Auge erzählt er dem edlen Manne ſeine Leiden und Freuden.

Das letzte Jahr iſt ſo reich, ſo glänzend für mich geweſen, und zweimal war ich da in Weimer. Ich habe E. K. Hoheit noch mehr und inniger verſtanden. Die erſten Tage in dieſem neuen Jahr gehen auch ſo ſonnenklar mit Ruhm und Glück hervor. England überbietet in Lob und Enthuſiasmus über meine Schriften — jetzt Deutſchland und Alle; ich bin nach London eingeladen, man hat mir die ſchönſten Tage verſprochen! alle meine Bücher erſcheinen ſo ſchön ausgeſtattet, der bekannte Buchhändler Bentley*) hat

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 13.

mir ſogar 150 Pfund für das Manuſkript meines neueſten Romanes angeboten, damit die engliſche Ueberſetzung gleichzeitig mit der deutſchen und däniſchen herauskommen kann. Auch aus Holland habe ich eine ſehr ſchön ausgeſtattete holländiſche Ueberſetzung mit Bildern bekommen, es iſt gar zu viel! ich arbeite jetzt auch in die Nacht hinein. Ahasverus iſt beinahe beendigt und der neue Roman über die Hälfte. Mein Geiſt iſt lebendig, aber ich bin noch immer körperlich unwohl, am ſchlimmſten wenn die Luft feucht und nebelig iſt, dann bin ich nervös und leidend, ich fühle eine Angſt, eine Unruhe, ich bin ſo traurig, ſo einſam — ich weiß ſelbſt nicht, warum!!

Mir geht es als Dichter märchenhaft gut, vielleicht wäre das Sterben eben jetzt ein Glück! aber ich liebe das Leben, ich liebe die Menſchen! — ach, ich möchte ſo gerne noch einmal nach Weimar, zu Ihnen, mein innigſt geliebter hoher Herr! Ach wenn Sie doch kein Fürſt wären! — —

Es gehen mir Wolken durch die Seele!

Von Jenny Lind habe ich ſchon lange keinen Brief, und ich ſchreibe auch nicht, kann nicht ſchreiben; die Zeit vergeht ſo ſchnell, ich habe noch ſo viel zu thun, es glüht und blüht in meinen Innern, ich kann nicht Alles zu Papier bringen!

Voriges Jahr um dieſe Zeit war ich in Weimar, ich erinnere mich jeder Stunde, jedes Wortes; wie innig haben Sie mit mir geſprochen, es waren Augenblicke, wo ich nur an des Freundes Herz dachte. O, ich liebe Sie, mein hoher Herr und Freund!

Jetzt kommt bald der großherzogliche Geburtstag! ich denke an den 2. Februar, Alles war ſo feſtlich und ſchön. — Ihre Freundlichkeit, Ihr Herz für mich vergeſſe ich nie! ich gehe wieder, mit Ihnen in das Nebenzimmer, wo die Statuen im Grünen ſtanden, wo Quellen ſprudelten — dies Mal bin ich nicht da, aber Sie, wenn die Muſik klingt und Alles ſchwebt und glüht, dann tritt mein Bild ſtille in Ihrer Erinnerung hervor; o denken Sie an mich an dem Tag, denn ich bin mit den Gedanken bei Ihnen. E. K. Hoheit, ſagen Sie auch den hohen Eltern, daß ich ein unſichtbarer

Gaſt bin! ſagen Sie der königlichen Hoheit meinen ehrfurchtsvollen, innigſten Feſt-Gruß. O ich liebe Weimar! in Dänemark wird auch von Vielen Weimar ſchön und herzlich erwähnt, und Sie, mein hoher Freund, ſtehen ſehr hoch und geſchätzt im Herzen meiner edelſten und ſchönſten Freundin. „Er muß gut und edel ſein!“ höre ich; ja, kommen Sie einmal nach Copenhagen, da gehen milde Augen nach der königlichen Loge. Die Dänen wiſſen im Allgemeinen, wie gut Weimar und insbeſondere der Erbgroßherzog dem Dichter iſt.

Die holländiſche Ueberſetzung meiner Schriften erfreute mich auf eine eigne Art, ich dachte an die herrliche gute Frau Erbgroßherzogin: Wenn meine geiſtigen Kinder holländiſch werden, dann komme ich durch das Vaterland auch der Königs-Tochter, dem Schatze Ihres Landes, näher! Sagen Sie ihr, wie ehrfurchtsvoll und dankbar ich an ſie denke; das Gedicht an den kleinen Karl Auguſt ſteht in den zu Weihnachten herausgekommenen „alten und neuen Gedichten“ und wird hübſch erwähnt.

Ich habe angefangen, engliſche Stunden zu nehmen, denn es iſt meine Abſicht, wenn Gott will, im Sommer nach London zu gehen, wo man in allen Zeitungen und auch in freundlichen Briefen ſchreibt, daß ich dort ſchon ein großes Publikum und einige obſcure für mich unbekannte Freunde haben ſoll. Auch nach Stockholm ginge ich gerne! wie wird es mit Ihrer Königlichen Hoheit Entſchluß? Reiſen Sie dieſen Sommer nach dem Norden? Ich würde glücklich ſeyn, wenn es bei dem vorgeſchlagenen Plane, daß ich mitgehen ſollte, bliebe.

Und nun leben Sie wohl und glücklich! Gottes Sonnenſchein in Herz und Haus!

Ihr innig ergebener

treuer

H. C. Anderſen.

XXI.

Copenhagen 18. März 1847.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Ja, ich habe eine Ahnung, kaum iſt dieſer Brief mit der Poſt abgegangen, dann werd ich grade einen Brief von Ihrer Königl. Hoheit entgegen nehmen; eine wahre, brennende Sehnſucht danach hatte ich in den letzten Tagen. Ich habe lange nicht geſchrieben, denn wie E. K. Hoheit wiſſen, bin ich in dieſem Winter ſehr ſchwach geweſen, und das wirkt auf den inneren Willen und bringt eine körperliche Faulheit hervor, daß man nicht kann, was man will und wünſcht. Dazu bin ich in den letzten Wochen mit Zahnſchmerzen gräßlich gequält geweſen, ich habe ſehr gelitten, in mehreren Nächten gar nicht geſchlafen, und deswegen bin ich noch ſchwächer geworden.

Ich habe Ihren letzten, lieben Brief noch nicht beantwortet, und im Briefwechſel, ich fühle es wohl, muß es gehen wie beim Federball-Spielen, der eine wirft und der andere ſchickt wieder zurück. So kann es der Freund fordern, und wenn ich an den Fürſten denke, ja, dann ſtehe ich ohne Antwort! — Und doch habe ich eine Ahnung, ich bekomme einen Brief von E. K. Hoheit und noch früher, als dieſe Zeilen Ihnen vor die Augen treten. Ich glaube an Sie, ich liebe Sie! Die geſammelten Schriften haben Sie bekommen, wie ich meinem Buchhändler aufgetragen habe? E. Kön. Hoheit haben „Das Märchen meines Lebens" geleſen. Sie kennen mich aus- und inwendig. Sie wiſſen, daß der größte Fürſt über Alle, der liebe Herrgott, mein Freund iſt und mir immer ſo gut, ſo gut geweſen iſt. — Ach, ich möchte ſo gerne mit Ihnen, mein hoher, theurer Freund, über das Buch ſprechen, welchen Eindruck es auf Sie, eben auf Sie, gemacht hat. Ein Paar Briefe aus Oldenburg und Dresden haben mir außerordentlich viel Freude gemacht, eben durch die Art, wie man mich in dem Buche aufgefaßt hat; in Copenhagen ſcheint es, ſind mir die Freunde noch näher gerückt.

Der König und die Königin ſind mir außerordentlich gnädig und freundlich; neulich war ich eines Abends da, meine Augen waren angegriffen, die Königin bot mir einen Schirm an, daß das Licht mich nicht angreifen ſollte; ich habe es natürlicherweiſe nicht angenommen, aber fühlte recht innig, wie herzlich, wie menſchlichgut es war. Mein Herz iſt voll von der Güte und Freundlichkeit des Königspaars. Ich habe ein großes Herz, ich liebe viele Menſchen, und man kann es ſo feſt und innig!

Der Tod der geiſtreichen und jugendlichen Frau von Wolzogen hat mich wehmüthig berührt. Ach wie ſchön war ihre Freude an dem Tage, als Sie, mein hoher Freund, aus Weimar nach Jena kamen und wir beide Abſchied nahmen; dieſen Augenblick vergeſſe ich nie! auch nicht die ſegnenden milden Augen, die uns da anſchauten. Sie iſt bei Gott und bei den großen verwandten Geiſtern. Wie geht es der alten Dame, die bei der Wolzogen lebte?

Den Improviſator haben E. K. Hoheit kaum noch geleſen, aber ſpäter wohl, und dann höre ich davon? Die letzten Märchen ſind jetzt in einer neuen engliſchen Ausgabe in London herausgekommen; darin ſtehen: die Galoſchen des Glücks, die Schneekönigin, die Glocke und mehrere andere. Wenn Euer K. Hoheit die engliſche Monatſchrift „Athenäum" leſen wollten, da würden Sie ſehen, wie erſtaunlich ich als Märchen-Dichter gelobt werde, es kommt mir bisweilen märenhaft vor. In der deutſchen Geſammt-Ausgabe meiner Schriften, die allmählich an Eurer K. Hoheit gelangen, finden Sie, zwiſchen den Märchen drei neue: „Die alte Straßenlaterne", „Die Nachbarn" und „Der Schatten", dieſes letztere gehört, wie ich glaube, zu den beſten, welche ich geſchrieben habe. Der Schatten iſt ein Märchen, ganz bösartig, tragiſch.

Der Winter iſt wieder in Copenhagen eingezogen! vorige Woche war ein Schneeſturm, ein Schneewirbel, wie ich ihn nie erlebte! viel Menſchen auf den Landſtraßen ſind umgekommen; Erde, Luft und Himmel, Alles war Schneegeſtöber; es kommt ganz ſicher in einen Roman oder in ein Märchen hinein, denn es ſchneete mir durch die Gedanken.

Ich lebe ſonſt ziemlich ſtille, denn ich kann das Salon-

leben gar nicht aushalten, es greift mich an. Auf zwei Bällen bin ich dieſes Jahr doch geweſen, aber kaum zwei Stunden, bei dem Prinzen Ferdinand und dem Finanzminiſter Moltke, nur das Theater beſuche ich, denn das Haus liegt meiner Wohnung gegenüber, doch oft fühle ich mich ſo ſchwach, daß ich mitten unter der Vorſtellung nach Hauſe muß, das iſt kein rechtes Leben, ich möchte gar keinen Körper haben!

Bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei den hohen Eltern; ſagen Sie der vortrefflichen Frau Erbgroßherzogin, wie innig und dankbar ich mich ihrer Gnade und Milde erinnere. Dem kleinen Prinzen geht es gut? Nicht wahr? Er gedeiht und blüht.

Aus Wien bekam ich geſtern durch die Geſandtſchaft einen Brief von meinem Reiſe-Freund, dem Grafen Paar, (Bruder des Fürſten Paar), er war ganz von Jenny Lind, als Künſtlerin und Weib, erfüllt. Er ſchickte mir das erſte Exemplar von der Medaille, welche man in Wien zu Ehren der Lind geſchlagen hatte; das Bildniß darauf iſt recht ähnlich.

Und nun leben Sie wohl und glücklich, mein lieber, theurer Erbgroßherzog! ich denke ſo an Sie! — ach, wenn meine Hoffnung wahr iſt, habe ich morgen einen Brief aus Weimar!

Ihr innig ergebener, treuer

H. C. Anderſen.

XXII.

Copenhagen 3. April 1847.

Mein theurer hoher Herr!

Heute Mittag habe ich Ihren lieben Doppel-Brief erhalten, und ſchreibe augenblicklich, denn ich habe Drang und Sehnſucht, mit Ihnen zu ſprechen; wäre der Brief geſtern gekommen, dann wäre er als Geburtstag-Geſchenk erſchienen; ich bin in dieſer Beziehung noch ein Kind

Ich habe ſchöne Blumen, Bilder und auch Näh-Sachen bekommen; mein Mittag war bei Collins, ein Lied wurde geſungen, ich habe ſo viele freundliche Geſichter geſehen, ja ich habe in der letzten Zeit viele Freude und Anerkennung im Vaterland erfahren; auch die Sonne kam geſtern hervor, grüßte durch die Fenſterſcheiben in die Blumen hinein. Der zweite Feyertag, heute, bringt mir Eurer Königlichen Hoheit Brief.

Sie wiſſen kaum, welche Sehnſucht ich danach fühlte, und vielleicht — wenn ich ehrlich und offen ſprechen darf — etwas „an ſich ſelbſt denken" lag zum Grunde: Ich habe über „Das Märchen meines Lebens" ſoviel Erfreuliches aus Deutſchland gehört und auch in Dänemark erfahren, aber eben wie Sie, mein hoher Herr, ſich darüber ausſprechen würden, das erfüllte mich mit Ungeduld; denn ich habe ſo lebhaft beim Niederſchreiben des Buches an Sie gedacht, ich wünſchte ſo ſehr in Ihre Seele hineinzublicken, um Sie in Ihrem Streben und Leben recht zu erkennen, wie Eure Königliche Hoheit durch dieſes Buch mich kennen lernen werden. Ich liebe den Freund ſo feſt, daß ich bei Herzens-Sachen jedes geſchriebene Wort auf die feinſte Wage lege, und darauf baue ich mein Glück und meine Ruhe! —

Mein hoher Freund, Sie ſind mir ins Herz hinein gewachſen, ich liebe Sie, Ihre Freundſchaft für mich ſpornt mich an, und mit Gottes Hilfe — ich hoffe es — ſoll und muß ich durch Geiſtesthaten meinen Platz behaupten!

Im „Magazin des Auslandes" ſteht eine Lobrede, Kritik darf ich es nicht nennen, über das „Märchen meines Lebens", ich wollte, daß dieſe Zeitung E. K. Hoheit vor die Augen käme, ein mildes, edles Herz leuchtet durch alle Zeilen. Der König von Dänemark hat der Königin das Buch vorgeleſen, ſie ſprachen ſich Beide letzten Sonnabend, da ich zum Thee eingeladen war, ſo gnädig und theilnehmend aus. „Jetzt kennen wir Sie erſt recht," ſagte die gute Königin; beim Abſchied wurde ich vom König ſelbſt zur Mittagstafel am folgenden Tage eingeladen*), und beide Majeſtäten waren

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 13.

gegen mich so liebevoll. — Im Studentenverein, wo Oehlenschläger auch bisweilen seine Schriften gelesen hat, las ich zum ersten Male seit mehreren Jahren, nämlich meine neuesten Märchen, und es war ein intelligentes, dankbares Auditorium, ich hatte sehr viel Freude davon. Die jungen Studenten sind mir sehr ergeben, das aufwachsende Geschlecht steht für mich ein. Aus England klingt immer Lob und Anerkennung herüber, ich bin nach einem Gut in der Nähe von Edinburg eingeladen. Dickens schickt mir freundliche Grüße, mein Vaterland ist mir gut, die deutschen Zeitungen nennen mich einen Sohn Deutschlands, ich bin gar zu glücklich, bisweilen fühle ich dabei eine Angst, als ob ich bald so viel Glück verlieren müßte, auch Sie, meinen hohen, theuren Freund! ich fühle eine Unruhe, einen Schmerz des Verlierens — ich weiß nicht, ob es in der geistigen Abspannung oder in körperlicher Schwäche liegt, ich spähe nach jedem Wort und Auge des Freundes, ich fürchte immer das Verlieren. Uebrigens bin ich sehr fleißig, aber es ist, als ob die Körper-Stärke abnehme, so wie das Innere wirksamer wird, — aber es ist wie es sein muß! ich wünsche nur, daß ich frisch und gesund, geistvoll und klar noch zwei Jahre schreiben könnte, etwas recht Tüchtiges leisten, und dann in die große Ewigkeit hineingehen. Geschieht es, dann denken Sie, wenn mein Namen Ihnen vor die Augen kommt oder wenn Dänemark genannt wird, an ein Herz, obwohl kein fürstliches, aber eines Dichters, der Sie liebte und schätzte, Ihnen den höchsten Platz gab, den er geben konnte. Leben Sie wohl. Leben Sie glücklich!

Ihrer Königlichen Hoheit innig ergebener,

treuer Freund

H. C. Andersen.

N. S. Copenhagen 9. April.

Ich bin wieder krank gewesen, darum geht der Brief erst heute ab! Leben Sie wohl und glücklich!

XXIII.

Copenhagen 12. Mai 1847.*)

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Wie ſind Sie doch herzensgut und treu! Die Brieftaube aus Weimar iſt noch nicht ausgeblieben, wenn ich mein Blatt ſchickte, das nur ſagen kann: ich denke an Sie, ich bin Eurer Königlichen Hoheit von Herzen treu ergeben. Zu Hauſe bin ich jetzt ſehr glücklich, die Menſchen ſind mir alle gut, ich ſehe nur freundliche Augen! Die Königin hat ein ſehr ſchönes Gedicht in mein Album hineingeſchrieben, und was mich ſehr überraſchte und mir nicht weniger Freude erregte, iſt, daß der liebe gute König auch ein paar Zeilen hineingeſchrieben hat, und datirt den 2ten April, an meinem Geburtstag;

„Durch ſein wohlangewendetes Talent ſich ſelbſt eine ehrenvolle Stellung zu verſchaffen, iſt beſſer als Gunſt und Gabe. Dieſe Zeilen ſollen Sie erinnern an Ihren wohlwollenden Chriſtian R.

Nicht wahr, das iſt ſchön von dem König! er iſt ſo gut, ſo edel, ich liebe ihn außerordentlich! — Heute war ich bei den Majeſtäten, um Abſchied zu nehmen; die Königin war nicht ganz wohl, aber doch ſo gnädig, mich zu empfangen ihre Majeſtät erzählte mir, daß der König eben meinen „Improviſator" beendigt hätte, er hat ihn vorgeleſen, ſo wie „Das Märchen meines Lebens".

Der König ſagte, wenn ich nach London käme und es mir gar zu theuer würde, ſollte ich nicht in Verlegenheit kommen, ſondern nur ſchreiben. Es war gütig und herzlich von ihm, aber dergleichen ſoll man nicht benutzen, wenn man es nicht braucht; ich antwortete: ich komme nicht in Geldverlegenheit, ich kann nicht immer Gnade empfangen, ich will mich ſo gut es geht durchhelfen, ich bin dankbar, aber das Geld

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 13—16.

brauche ich nicht! Ich bat nur, daß ich an Seine Majestät einen herzlichen Brief, wie es mir ginge und wie London mich anspräche, schreiben dürfte, er erlaubte es sehr freundlich und liebenswürdig. Ja, König Christian ist so gut, so gebildet, so geistvoll, man muß ihn lieben, auch die Königin ist eine edle Dame! ja, wenn Eure Königliche Hoheit einmal nach Dänemark kommen, Sie werden das Nämliche sagen.

Morgen gehe ich nach Fynen zu Seiner Excellenz Graf Moltke, wo ich beinahe 14 Tage ausruhen will, dann gehe ich schnell über Hamburg nach Amsterdam und dem Haag. Meine Schriften sind alle ins Holländische übersetzt, ich weiß, ich habe Freunde dort, aber ich kenne keinen von ihnen habe auch nur zwei Empfehlungsbriefe, an Baron von Maltitz und den Professor Froelick. Es freut mich, das Land zu sehen, wo die Gemahlin Eurer Königlichen Hoheit ihre Kindheit zugebracht hat, alsdann kann ich doch mit Ihrer Königlichen Hoheit von ihrem Vaterlande sprechen.

Das Ziel meiner Reise ist eigentlich London, ich war noch niemals da, aber eben in England sind meine Schriften am wärmsten aufgenommen worden, da treffe ich auch mit der Lind zusammen, ich soll Dickens und vielleicht Bulwers Bekanntschaft machen; die englischen Zeitungen haben mir einen freundlichen Empfang versprochen! in London — wie ich höre — wird in der höheren Welt gefragt: von wem ist er empfohlen? ich habe deswegen aus Copenhagen verschiedene Empfehlungsbriefe mitgenommen; Prinz Ernst, der englische Minister u. M. A. geben mir Empfehlungen mit, ich hoffe, ich werde viel Freude dort erleben. Den Prinzen Albert möchte ich gerne sprechen, die Königin gerne sehen! — Den besten Empfehlungsbrief erwarte ich von Eurer Königlichen Hoheit. Nicht wahr, ich darf es? Sie, mein hoher, theurer Freund, wollen nicht, daß ich ohne Ihren hohen Schutz nach Engeland komme, Eure Königliche Hoheit werden mir einen Brief an den Prinzen Albert mitgeben. In Hamburg hoffe ich am Ende dieses Monats auf dem dänischen Posthause einen Brief für mich poste restante zu finden und darin als Einlage einen Brief an Seine Königliche Hoheit Prinz Albert. Das Weimarische

Haus ist so nahe verwandt mit der Königin von England, ich darf ja Eure Königliche Hoheit darum bitten; Sie werden nicht böse! — An die Herzogin von Orleans haben Eure Königl. Hoheit mir einmal ein Empfehlungsschreiben versprochen, aber dies kann ich später erhalten, in diesem Augenblicke liegt es mir am Herzen, Empfehlungen nach England zu bekommen.

Ich fühle Reisesehnsucht, die Frühlingsluft geht mir durch die Glieder. Die Buchenwälder bei uns sind grün, die Sonne warm, ich muß hinaus!

Mein hoher, theurer Herr! ich denke so viel an Sie, ich glaube an Sie! — Bringen Sie mich in gnädige Erinnerung bei der vortrefflichen Frau Erbgroßherzogin und den hohen Eltern; alles Glück und alle Freude über Sie, mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Ewig Eurer Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Andersen.

N. S.

In Hamburg am Ende dieses Monats, nicht wahr, finde ich E. K. Hoheit Brief poste restante?

XXIV

Hamburg 5. Juni 1847 *)

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Eure Königliche Hoheit sind doch nicht krank, ich bin darum sehr in Angst. Ich habe hier in Hamburg einen Brief erwartet, aber zum ersten Male keinen Brief, keine Antwort! Aus Glorup in Fühnen habe ich geschrieben, ich hoffte, E. K. Hoheit wollten nicht, daß ich ohne Ihren hohen Schutz nach England kommen sollte; ich wünschte, dem

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 16.

Prinzen Albert vorgeſtellt zu werden, ich hoffte, Sie, mein theurer, hoher Freund, würden meine Bitte nicht übelnehmen und mir einen Brief an Prinz Albert geben.

Heute gehe ich nach Amſterdam und Haag, darf ich jetzt in Haag poste restante einen Brief erwarten? nicht wahr, Sie ſind mir immer gut?! — Die neueſten Märchen hoffe ich ſind ſchon in Weimar. Aus Haag ſchreibe ich einen langen Brief.

Leben Sie wohl und glücklich, mein lieber, lieber Erbgroßherzog!

E. K. Hoheit treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXV.

Haag 19. Juni 1847.*)

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

In dieſem Augenblicke habe ich Ihren theuren Brief empfangen! ich bin ſchon drei Tage in Haag, die Menſchen ſind mir ſo gut, ach denken Sie nur, heut Abend bin ich im Hôtel de Europe von holländiſchen Freunden meiner Muſe eingeladen, ein Feſt für mich in Holland, das habe ich nie gedacht! ein reicher Mann, ein Schriftſteller hat mich eingeladen, auf dem Lande bei ihm zu verweilen, aber ich eile fort nach London, daß ich Sie, mein theurer, hoher Freund, wiederſehen kann, ich freue mich darauf, ich habe die innigſte Sehnſucht darnach! Dienſtag, den 22. Juni geht von Rotterdam das Dampfſchiff „Batavia" nach London, ich fahre damit und, will's Gott, bin ich Abends oder Mittag d. 23. im Sabloniere-Hôtel Leicester Square, da höre ich, wann und wo ich Eure Königliche Hoheit treffen kann, denn wir müſſen uns wiederſehen, Sie ſind noch bis am Ende dieſes Monats in London, nicht wahr? Dem König von Holland

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 17–27.

bin ich gar nicht vorgeſtellt worden, aber ich bin nicht Schuld daran, der däniſche Geſandte ſagte, es könnten mehrere Tage dauern, bis ich empfangen würde, und dann könnte ich nicht mit „Batavia“ abreiſen, und das muß ich, wenn ich noch E. K. Hoheit begegnen will! — Holland hat mich außerordentlich angeſprochen; der Dichter von Lennep in Amſterdam hat mich freundlich eingeladen, ein hübſches holländiſches Gedicht auf mich geſchrieben, in den Läden, ſogar auf der Eiſenbahn (im Bahnhof) habe ich mein Porträt gefunden, es hat mich außerordentlich überraſcht. „Das Märchen meines Lebens“ iſt ſchon im Holländiſchen erſchienen, und was ich über Weimar und über Sie geſchrieben habe, mein hoher Herr, mein lieber, lieber Freund darf ich wohl ſagen, ſpricht an. Die Frau Erbgroßherzogin iſt in Holland außerordentlich beliebt, das habe ich gleich bemerkt, immer; in den Geſellſchaften, wenn ich von der Erbgroßherzogin erzählte, ſagte man „ja, ja! das iſt unſerer lieben Prinzeſſin Sophie ähnlich!“ Alles iſt ſo ſonntagsfeſtlich in Holland, ſo ſchön! ich fühle mich ganz heimiſch, die Menſchen ſind ſo gut, gar ſo gut, ich weiß kaum, wie ich mich benehmen ſoll; wenn ich ein Schiller wäre, man könnte mich nicht ehrenvoller empfangen als ich es bin! es iſt wie ein Traum! aber fürchten Sie nichts, mein treuer, edler Freund, ich werde nicht eitel! es freut mich ſo, daß auch in Holland, in der guten liebenswürdigen Frau Erbgroßherzogin Vaterlande, mein Name einen guten Klang hat. Bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung! Meinen Dank für die Gnade, die Güte, daß Sie mich bei der Königin und dem Prinzen Albert angeſagt haben; einen Brief, ich glaube an den Prinzen Albert bringe ich aus Copenhagen mit. Und nun Gott mit E. K. Hoheit! wir ſehen uns bald! ich liebe Sie treu und feſt! Sie wiſſen es, wir verſtehen uns, mein hoher Herr! — Heute habe ich nicht gut Deutſch geſchrieben, aber mein Herz, meine Gedanken ſind ganz Däniſch in dieſem Augenblick.

Eurer K. Hoheit innig ergebener,

treuer

H. C. Anderſen.

XXVI.

London 25. Juli 1847.*)

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Jetzt ſind Ew. Königl. Hoheit, wie ich hoffen darf, wieder in Weimar, wieder glücklich zu Hauſe, der kleine Prinz Karl Auguſt lächelt und ſpricht, der grüne Wald bei Ettersburg lächelt auch — es iſt doch am Beſten in der Heimath! — Ich bin noch in London und verweile beinahe zwei Wochen hier, dann gehe ich nach Schottland und Ende Auguſt komme ich nach Weimar auf drei, vier Tage und fliege dann nach Dänemark, wo ich noch vor Weihnachten den neuen Roman beendigen muß. —

Ich wußte, daß Eure Königliche Hoheit abgereiſt waren, dachte ſo herzlich und innig an Sie, aber ich wußte und verſtand es, wie ſehr in Anſpruch genommen Ihre Zeit, Ihre letzten Augenblicke waren, und zweifelte gar nicht — obwohl wir uns nicht ſehen konnten — an Ihrer Freundſchaft, mein Gott, ich ſelbſt bin ſo in Anſpruch genommen, daß ich kaum weiß, wie ich mich und meine Zeit theilen ſoll. — London und nicht Paris iſt die Weltſtadt; ich muß in London des Gegenſatzes wegen immer an Rom denken; die beiden Städte könnten die Weltkugel-Vignetten repräſentiren, Rom die Nacht, die große erhabene Nacht, und London den Tag, das Leben in ſeiner Fülle und mit ſeinem Treiben. Bei Lady Blesſington habe ich Dickens Bekanntſchaft gemacht, er ſchrieb vom Lande „I muss see Andersen“ und wir trafen einander im Hauſe der genannten Lady. Er iſt, wie ich mir ihn gedacht habe; wir verſtanden uns gleich, hielten einander bei den Händen und ſprachen engliſch, ich leider nicht gut, aber, wie geſagt, wir verſtanden uns. Dickens giebt ein Frühſtück für mich in künftiger Woche;

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 27–46.

Bulwer habe ich noch nicht geſehen, er iſt auf dem Lande, aber kommt, hoffe ich, noch vor meiner Abreiſe. Es war ſonſt bei der Blessington Alles prachtvoll und reich, ſchöne Gemälde, Statuen und Blumen. Graf Dorſae war ſehr heiter und liebenswürdig, neben mir ſaß der älteſte Sohn von Lord Wellington; es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, einen Wellington am Tiſche und als Gegenſatz am Ende des Tiſches Napoleon's Bild, lebensgroß, beleuchtet von den Lampen. Atheneum-Club, der erſte Club in London, hat mich als berühmten Reiſenden für zwei Monate aufgenommen, überall bei den verſchiedenſten Klaſſen, habe ich ſo ehrenvolle und herzliche Aufnahme gefunden, daß ich kaum weiß, was ich denken ſoll. Leider bin ich gar nicht wohl, mein Körper kann es nicht aushalten, ich war ſchon nicht ſehr ſtark, da ich hierher kam. Wie freundlich man mich und meine Biographie aufgenommen hat, ſehen Sie, mein hoher Freund, wenn Sie mitfolgende gedruckte Beilage leſen wollen. Die neue Oper von Verdi, nach Schillers „Räuber" macht nur durch die Lind Glück; ſie iſt nicht für die Muſik, ſie wollte kaum, daß ich es hören ſollte, doch gehe ich künftigen Donnerstag hin; ich bin nicht wieder in der Oper geweſen ſeit dem letzten Abend, als wir, mein hoher Herr, uns zuletzt dort ſahen; ich war krank und mußte weggehen, die Hitze konnte ich nicht aushalten. Ich fürchte, dieſe Reiſe und der Aufenthalt in London iſt mir körperlich nicht gut, es wäre klüger von mir geweſen, Seebäder zu nehmen und mich ruhig zu verhalten. Dieſer Brief hat auch eine Art von Krankheit, die Schreibfehler ſchlagen aus wie Blätter, das kommt auch von dem Aufenthalt in London, in der letzten Zeit ſpreche ich immer engliſch und dann vergeſſe ich ganz und gar mein Deutſch; doch hoffe ich, Eure Königliche Hoheit finden die Gedanken heraus! an Sie allein, mein hoher, theurer Freund, durfte ich einen Brief wie den erſten abgehen laſſen, Sie ſehen mehr auf meine Liebe, meine Anhänglichkeit, als auf das Correkte im Schreiben. Bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei der Frau Erbgroßherzogin und den hohen Eltern Wenn ich noch in London auf einen Brief hoffen darf, dann geht der Brief am ein-

ſachſten nach der Däniſchen Geſandſchaft, ſonſt hoffe ich in Frankfurt am Main, poste restante, einen Brief von E. K. Hoheit zu empfangen. Leben Sie glücklich, mein theurer lieber Freund!

E. K. Hoheit innig ergebener

treuer

H. C. Anderſen.

XXVII.

Frankfurt 4. Sept. 1847.*)

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Erſt auf der Rückreiſe von Schottland habe ich Ihren lieben, theuren Brief erhalten; ach, Sie ſind ſo feſt und treu! wenn ich es doch recht vergelten könnte, mein hoher theurer Freund!

Ich habe in England und Schottland ſo viel Anerkennung oder Ueberſchätzung gefunden, ſo viel Liebe und Freundlichkeit, daß es mir ſchwindelt, wenn ich daran denke; es war gar ſo viel, ich konnte es nicht länger ertragen und war in Schottland zuletzt ſo nervös, ſo angegriffen, daß ich zurückkehren mußte, ich konnte nicht nach Loch Laggen gehen, wohin Seine Königliche Hoheit Prinz Albert mich gnädigſt eingeladen hatte; ich bedaure es ſehr und mein einziger Troſt iſt, daß er mich, wenn ich wieder nach England komme, empfangen wird.

Mein Publicum in England und Schottland iſt größer, als ich glauben durfte! Alle haben mir viel Freundlichkeit bewieſen; es hat mich ſo gerührt, hat mir ſo in die Seele gegriffen, daß ich weinen mußte; ich werde Eurer Königl. Hoheit mehrere Züge davon erzählen. — So ſchnell ich es konnte, bin ich nach London und dann nach dem Continent zurückgegangen, geſtern Abend ſpät kam ich nach Frankfurt

*) „Marchen meines Lebens" Band II Seite 74 - 82.

und denke, wenn ich hier ganz ruhig bleibe, daß ich bald wieder ſtärker bin und Mittwoch nach Weimar kommen kann; nur drei, vier Tage kann ich da verweilen, ich muß nach Leipzig, wegen der Geſammtausgabe meiner Schriften, und dann nach Hauſe, um die neuen Romane zu beendigen; Bentley hat mir 300 Thlr. dafür angeboten.

Aber ich ſehe Eure Königliche Hoheit in dieſen Tagen in Weimar! ich hoffe, Sie ſind nicht auf Reiſen! O wie freue ich mich, Sie zu ſehen, Sie zu ſprechen! Sie wiſſen, wie ich Sie lieb habe, mein hoher Herr! wie ich an Sie denke, wenn mein Name einen guten Klang in der Welt hat.

In London iſt Jenny Lind's und meine Büſte gemacht worden, beide ſind wundervoll, wäre ich reich, ich brächte E. K. Hoheit beide in Marmor, aber leider kann ich es nicht! ein Artikel über die Büſten ſteht in Literary Gazette, ich ſchicke ihn hier im Briefe mit.

Dickens war nach Ramsgate drei engliſche Meilen zu Fuß gegangen, um mir Lebewohl zu ſagen, er war der Letzte, der aus England mir „Lebewohl“ zugerufen hat; und jetzt geht Weimar auf! ich ſehe Sie, mein lieber, theurer Erbgroßherzog! Gott ſegne und erhalte Sie!

Eurer Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXVIII.

Copenhagen 3. Oktober 1847.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Ich bin wieder daheim in den alten Straßen, in dem alten Hauſe! Die nämlichen Menſchen laufen auf und ab, die Wagen rollen, Alles geht im alten Gleiſe; ich ſelbſt mache die gewöhnlichen Viſiten, beſuche das Theater und ſitze wieder einſam in meiner eignen Stube, als ob gar nichts paſſirt wäre, und doch iſt mein Kopf und Herz ſo

voll, es iſt mir wie nach einem großen Balle, die Muſik klingt mir noch in den Ohren, die Gedanken gehen wie Wellenſchläge; ich kann nicht zur Ruhe kommen; ſchon acht Tage bin ich zu Hauſe und habe noch gar nichts gethan, nicht einmal Briefe geſchrieben, dieſer iſt der erſte, und jetzt hoffe ich, mit dieſer Einweihung der Feder, ſoll von heute ab recht viel geſchrieben werden, die neuen Romane hervorblühen!

Gleich nach meiner Ankunft war ich zum König und zur Königin eingeladen; es war Concert auf dem Luſtſchloſſe Sorgenfrei; die hohen Herrſchaften nahmen mich ſo innig herzlich auf; ich wünſchte, Ew. Königliche Hoheit könnten Beide! Sie würden ſie lieb haben; aber vielleicht wird die ſchwediſche Reiſe künftigen Sommer ſtattfinden und dann ſehen wir uns, mein theurer, hoher Freund, in Dänemark! Durch die däniſchen Buchenwälder geht der Weg am ſchönſten nach König Oskar's Land! Es könnte wieder ein ſchöner Sommer werden! Der letzte hingegangene liegt wie ein Wunder für mich da. Mein Aufenthalt in Holland, England und Schottland ſchwebt mir märchenhaft vor, wie gewebt aus Freude und Sonnenſchein, und den Schluß bilden die ſchönen Tage auf Ettersburg, unſer Wiederſehen, Zuſammenleben und Abſchied. Ja, ja, mein theurer, lieber Fürſt! Sie ſind ein treuer, edler Freund, und ich habe Sie lieb, wie ein Mann den Edelſten und Beſten nur lieb haben kann! ich fühle es, Sie waren mit mir dieſes Mal noch inniger, noch herzlicher! jeden kleineren Zug bewahrt mein Herz; an jenem kühlen Abend, da Sie Ihren Mantel nahmen und ihn um mich warfen, wärmte dieſer nicht nur den Verfrorenen, er machte mein Herz noch heißer glühen, ich kann es in dieſem Momente nicht ausſprechen, aber es kam über mich wie alles Gute in der Welt!

Jetzt ſind viele hohe Herrſchaften auf dem waldigen Ettersburg; die Königliche Schweſter iſt da, bringen Sie mich in gnädige Erinnerung, auch bei den hohen Eltern, und wenn ich hoffen darf, werden Eure Königliche Hoheit meinen ehrfurchtsvollen D a n k und Gruß an die vortreffliche Frau Erbgroßherzogin übernehmen.

Es war eigen ſchön, die Morgenſtunden am Kaffeetiſch, unſere Geſpräche. Den Blumenkranz der klugen, liebenswürdigen Fräuleins habe ich über Thorwaldſens Bild aufgehängt, die Farben ſind noch in allen Blättern, die Sonne ſcheint in dieſem Augenblick hinein, die Blumen werden friſch wie die Erinnerungen!

Alle lieben Freunde in Copenhagen habe ich wohl gefunden; mein theurer Collin, der jetzt Excellenz geworden iſt, den ich, ach, wie meinen Vater liebe, ſcheint kräftig und wohl wie immer, wenn er es noch lange bleiben möchte! Es iſt ſchönes Herbſtwetter, und dies macht auch eine gute Stimmung in mir. Die Seereiſe hierher war wie eine Sommerfahrt. Der Capitain ſorgte ſehr freundlich für mich; ich bekam eine Cajüte ganz allein; auf dem Schiffe waren viele Deutſche, Alle Freunde meiner Muſe, es war gemüthlich und ſchön auf dem Meere.

Bald kommen die Gedichte und die dramatiſchen Sachen! ich freue mich darauf, daß Eure Königliche Hoheit dieſe Pulsſchläge meines Herzens hören werden; neugierig bin ich, wie „Raphaella" den Herrn von Ziegwar anſpricht, und ob dieſe Tragödie für die Weimariſche Bühne paßt.

Und nun leben Sie glücklich, mein innig theurer, hoher Freund! Gott ſegne und erhalte Sie!

ewig Ew. Königlichen Hoheit

treuer

H. C. Anderſen.

XXIX.

Copenhagen 9. December 1847.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Lange, lange habe ich nicht geſchrieben, aber Eure Königliche Hoheit werden bald ſehen, wie feſt und innig Sie mir im Herzen ſind; ich habe mir immer wegen meines Aufſchiebens Vorwürfe gemacht, ich weiß ja, daß ich in allen

Stimmungen an Sie ſchreiben, mein Denken und Fühlen ausſprechen darf, und doch — ich konnte nicht!!

Ganz Copenhagen hat an der Grippe gelitten, einzelne ſind ſogar geſtorben, unter dieſen die Gräfin Dannenſkiold-Samſöe geborene Lady Bruce; ich habe auch etwas davon gefühlt, doch ohne mich in die Stube einzumauern, aber mein Humor, meine ganze Stimmung iſt ſo kränklich geweſen, wie ſeit vielen Jahren nicht; eine Reizbarkeit und Schwermuth, die gar nicht in den Verhältniſſen, aber ſicher nur im Körper und in dem ewigen ſchlechten naſſen Wetter lag, Grau in Grau alle Tage, drückte mich zu Boden; ich bin jetzt noch Tage lang in einer Stimmung, daß ich weinen könnte und beinahe ſelbſt an den beſten Freunden zweifeln möchte; in dieſer Stimmung konnte ich an Niemand ſchreiben. So ſind lange Wochen hingegangen, in welchen ich gar nicht arbeiten konnte und ſelbſt gerne Alles vermeiden wollte, aber in einzelnen Stunden regte ſich dann wieder ſo eine Fülle von Productivität, daß ich ein kleines Märchenbuch für England geſchrieben und nach London abgeſandt habe, und Weihnachten kömmt mein „Chrismas flowers", Charles Dickens dedicirt, heraus.*)

Die Geſammtausgabe meiner Schriften im Deutſchen wird Weihnachten geſchloſſen und die zwei letzten Bände werden „Ahasverus"**) bringen; leider kann dieſe Dichtung, in ſeiner Form und Farbe, gar nicht wiedergegeben werden; Sie, mein hoher, theurer Freund, kriegen keinen rechten Begriff davon durch die Ueberſetzung. Ich habe in dieſer Dichtung eine für mich neue Bahn gebrochen, ich ſtelle Ahasverus an Originalität neben die Märchen, wie aber die Welt ſie aufnehmen wird, davon habe ich noch gar keine Vorſtellung. aber nach meiner eigenen Anſicht habe ich hier etwas geleiſtet und da Eure Königl. Hoheit es mir erlaubt haben, Ihnen eine meiner Dichtungen zu dediciren, ſo habe ich Ihnen den Ahasverus gewidmet. Vor Weihnachten kommen beide, die Däniſche Ausgabe und die Deutſche Ueber-

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 85.
**) Daſelbſt Seite 90.

ſetzung, nach Weimar. Der Buchhändler in Leipzig ſchickt den Schluß von der Geſammt-Ausgabe und künftige Woche geht aus Copenhagen ein Exemplar des däniſchen Originals an Sie, mein theurer, hoher Freund. Sie verſtehen, wie feſt Sie mir ins Herzen hineingewachſen ſind, wie lieb für immer ich Sie habe! ach, möchte doch meine Dedication und mein Büchlein Ihnen Vergnügen machen. Wenn ich geſtorben bin, wird das Buch Ihnen und der Welt meine Lieb und Treue verkünden.

Eure Königliche Hoheit haben ſchon in der Geſammtausgabe vier Dramatiſche Stücke; der Mulatte iſt, glaube ich, gut übertragen, leſen Sie dieſe Dramen, und wenn ſie Eure K. Hoheit anſprechen, dann empfehle ich den Mulatten für die Weimariſche Bühne, derſelbe hat in Copenhagen und Stockholm ſehr viel Glück gemacht. Die Vorrede zu der „Glücksblume“ habe ich in Ettersburg geſchrieben und von dort datirt. Sehen Sie das Buch an, es ſoll — im Stillen — ſo wie das Märchen von „Der Glocke“, an unſer Sommerleben erinnern. Der Landgraf von Heſſen hat mir neulich erzählt, er habe Ew. Königliche Hoheit dieſen Sommer geſehen und geſprochen; Prinz Friedrich, Gatte der verſtorbenen Prinzeſſin Alexandra, ſagte vor 14 Tagen, er glaubte, E. K. Hoheit wären nach Portugal gereiſt, aber ich hatte eben Ihren Brief, es muß wohl einer Ihrer hohen Verwandten ſein. — Weihnachten gehe ich vier Tage auf das Land zu unſerm Finanzminiſter Moltke, und dann wieder nach Copenhagen. Und nun, mein theurer lieber Erbgroßherzog, meinen beſten Gruß! Bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei der hohen Frau Erbgroßherzogin und den hohen Eltern.

Eurer Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

XXX.

Copenhagen 13. Januar 1848.

Mein theurer Erbgroßherzog!

Als Neujahrs-Gruß habe ich Euer Königl. Hoheit liebes Brieflein empfangen! Sie ſind immer ſo herzensgut, gleich beim Empfang des Ahasverus haben Sie geſchrieben; jetzt bringe ich meinen Gruß, ſo warm und treu, wie ein Herz ihn nur bringen kann, Gott erhalte Sie, theurer, lieber Freund! — Die Geſammt-Ausgabe meiner Schriften, 30 Bände, hoffe ich ſind in Ihrem Beſitz, leſen Sie die kleinen Gedichte; einige kennen Sie ſchon, aber nicht alle, und durch dieſe kennen Sie erſt mein lyriſches Studium; auch das Verslein an den kleinen Prinzen Karl Auguſt finden Sie darin, ſo wie meine jugendlichen erotiſchen Schmerzen. — Leider können ſolche Gedichte nicht wiedergegeben werden. — Auch den Mulatten, hoffe ich, haben Euere Königl. Hoheit nun geleſen, und da derſelbe den Herrn von Ziegwar ſo angeſprochen hat, daß er ihn aus Intereſſe für das Drama auf die Weimariſche Bühne bringen wird, ſo ſoll es mir eine große Freude ſein, wenn ich höre, daß er gegeben worden iſt und Beifall gewonnen hat. Wern Euer Königl. Hoheit mich wieder mit einem Brieflein erfreuen, dann ſagen Sie mir, was Sie von meinen letzten Sachen, lyriſchen und dramatiſchen, geleſen haben, und wie es Sie anſprach, aber ohne Rückhalt.

Ich komme eben vom Lande, Weihnachten habe ich bei dem Finanzminiſter Moltke zugebracht, es ſind liebenswürdige Leute; wir waren gewöhnlich jeden Mittag 33 zu Tiſche und bei einem großen Ball mehr als zweihundert; es wechſelte mit Bällen, Comedien und Jagdpartieen, es war wie in einem Weihnachtsmärchen in den Tannenwäldern: Schnee, Grünes und Sonnenſchein. Die däniſche Ausgabe des Ahasverus iſt wegen der Idee und der ſtrengen Form im Ausdrucke, welche leider im Deutſchen nicht wiedergegeben iſt, ſehr günſtig aufgenommen worden, man betrachtet dieſe Dichtung als einen

Wendepunkt in meinem Dichterleben. Heiberg hat mir eine Visite gemacht und mich aufgemuntert, einen zweiten Theil zu schreiben; die neuen Märchen, welche zu Weihnachten in London herauskommen, gebe ich später an Lorck in Leipzig und dann, sobald das Büchlein ins Deutsche übersetzt worden ist, gelangt es natürlich gleich an Sie, mein hoher, theurer Herr. — Der König ist krank, ich bin sehr in Unruhe deswegen! Eure Königl. Hoheit wissen, wie lieb ich ihn habe; es ist, glaube ich, eine Krankheit am Herzen, das Blut strömt demselben so schnell zu, und er kann davon plötzlich sterben, wenn ihm nicht gleich zu Ader gelassen wird; nach der letzten Aderlassung hat er im Arm die Rose bekommen, und heute, höre ich, ist es weit besser, Gott erhalte ihn für Dänemark! er ist klug, edel und gut, wer ihn kennt, muß ihn lieben.

Wir liegen Alle wie eingefroren, die Posten kommen nicht mehr regelmäßig; der „große Belt" ist mit Treibeis bedeckt; Alles friert, wir erwarten, daß der Sund bald eine Eisbrücke wird und die Schweden zu Fuß und auf Schlitten Visite machen; wundervolle Nordlichter blitzen in der Nacht, blaue und rothe Flammen leuchten den Himmel entlang, aber der Tag ist kurz, man kommt fast vom Bette zum Mittagstische. — Ernst ist in Copenhagen und giebt Concerte, er ist bei den Damen sehr beliebt, neulich traf ich ihn bei der Prinzessin Juliane, wir sprachen über Weimar und Sie, mein lieber theurer Erbgroßherzog; Ernst glaubte, daß Liszt diesen Winter in Weimar war, ich glaube es nicht. —

Von Jenny Lind habe ich nur einen Gruß durch einen Reisenden erhalten, sie schreibt gar nicht, aber ich weiß, sie denkt an die Freunde; sie ist mit wahrer Begeistrung in Stockholm aufgenommen worden, man bezahlt sogar mehr als 50 preußische Thaler für einen nummerirten Platz; zweimal in der Woche tritt sie auf bei dreifach erhöhten Preisen, aber ihre ganze Einnahme giebt sie hin für eine neue Stiftung „Jenny Lind-Schule", wo tugendhafte junge Mädchen, begabt mit Talent für Gesang und Theater, aufgenommen werden. Es ist sehr edel und der Lind würdig; wie neidisch die Menschen sonst sind, wie der Glühwurm, wie Göthe sagt, immer von der Kröte angespieen wird, sah

ich in Beziehung auf die Lind neulich in der Stockholmer Zeitung; jemand hatte vorher recht dummer Weise einen Vergleich zwiſchen Guſtav Adolf und Jenny Lind gemacht, und jetzt kam ein boshaftes Gedicht über die vortreffliche Lind, worin ſtand, Guſtav Adolf lebte für Jahrhunderte, aber „die Mamſell" nur für „einen Abend!" — So iſt die Welt.

Darf ich hoffen, daß Euere Königliche Hoheit mich in gnädigſte Erinnerung bei der Frau Erbgroßherzogin und den Königl. Eltern bringen; darf ich auch einen Gruß beſtellen an Gräfin Beuſt, Fräulein von Clock, wie auch an Baron von Maltitz, Schöll und Eckermann; ich denke ſo oft an die Lieben in Weimar, das Land iſt mir beinahe ein Stück Vaterland geworden. Erfreuen Sie mich bald mit einem Brieflein und bleiben Sie mir im neuen Jahr gut, wie in den vergangenen. Und nun Gott ſegne Sie!

Ew. Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXXI.

Copenhagen 6. Februar 1848.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Sie haben mir wieder eine Freude ſchenken wollen, Sie haben mir wieder gezeigt, wie innig und aufrichtig Sie an mich denken; Sie haben mich unendlich froh gemacht, was kann ich Ihnen wiedergeben? — mein ganzes Herz und meine innigſte Liebe haben Sie ſchon lange und für immer erhalten. Ihr Brief war ſo liebevoll, er leuchtet in meinen Gedanken ebenſo ſtark wie das Ehrenzeichen, welches mich glücklich macht; ein Ehrenzeichen aus der Dichter-Heimath Weimar, und ich weiß, daß es durch ein fürſtliches Herz gegeben iſt, durch einen echten edlen Sinn, wie es nicht viele giebt. Danke! Danke! im Geiſte drücke ich Ihre treue Hand

und ſehe Ihnen in die ehrlich klaren Augen hinein! O mein hoher Fürſt, mein lieber theurer Freund, Gott ſegne und erfreue Sie! Hier kann ich es nicht beſſer ſagen, aber Sie werden es fühlen und mich verſtehen! Ich werde als ein ehrlicher Ritter über das geſegnete weimariſche Haus wachen, und es lieben im Leben und Sterben. An Ihren Großherzoglichen Vater habe ich heute geſchrieben und Ihm meinen tiefgefühlteſten Dank ausgeſprochen; ich habe freilich nicht zu Ihm wie zu Ihnen ſchreiben können, und dann geht die Innigkeit im Ausdruck zum Theil verloren in den Formen der Ehrerbietung, aber er wird meine Freude und Dankbarkeit erkennen und Euere Königliche Hoheit werden Ihm und der Kaiſerlichen Hoheit dieſelben auch gütigſt überbringen. Sagen Sie den beiden hohen Eltern, wie dankbar froh ich bin. —

Wie ein Sonnenſtrahl kam mir dieſes Zeichen zu des Lebens Ermunterung, in dieſen düſteren Tagen in Dänemark.*) Ach ich habe ſo viel in dem lieben König verloren, nicht in Bezug auf den Vortheil, das iſt einerlei! nein, ich habe einen theilnehmenden Freund in ihm verloren, wenn ich dieſe Benennung von meinem König gebrauchen darf. In dem letzten Jahre, von der Zeit, da er meine Biographie geleſen, zeigte er mir eine ſeltene Theilnahme und eine außerordentliche Freundlichkeit — Er war ſo liebenswürdig in ſeinem Hauſe; die Abende im kleinen Kreiſe bei der Königin waren ſo geiſtreiche, und er hatte das edelſte Herz! ich war zum letzten Male bei ihm im December. „Wir ſehen uns bald wieder!“ waren die letzten Worte, welche er mir freundlich zunickte. In welcher Spannung bin ich in den letzten zwei Tagen ſeiner Krankheit geweſen! Eine große Volksmenge ſtand angſt- und erwartungsvoll vor dem Schloſſe. O ich habe um ihn geweint wie um einen Freund, wie um einen Vater Viele Thränen ſind im Lande um ihn geweint worden. Er war aufgeklärt, edel und gut, er wollte nur das Beſte. Ich wünſchte nur, daß Sie, mein hoher Freund, ihn gekannt

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 92 – 94.

hätten. Die arme Königin iſt ſehr leidend, mit ihrer ganzen Seele liebte ſie den König. Sie iſt jetzt ſo einſam, ſie kann nicht weinen, nicht ſchlafen, ſie iſt in wenigen Tagen alt geworden. Ach, es ſind düſtere Zeiten.

Am 25. Februar wurde die königliche Leiche in Roeskilde beigeſetzt; am 3. März fängt das gewohnte Leben wieder an, die Theater werden wieder geöffnet — aber meinen geliebten König ſehe ich nicht mehr.

Im Sommer gehe ich, will's Gott, auf einen Monat nach Stockholm, den Dichter Kammerherrn von Beskov und das Fräulein Friederike Bremer möchte ich gerne beſuchen, ſie haben beide eine warme, herzliche Freundſchaft für mich; im September wird das große oldenborgiſche Feſt in Copenhagen gefeiert, dem möchte ich beiwohnen, wenn dann das Laub bunt wird, möchte ich gerne nach Italien, aber dahin geht der Weg über Deutſchland, und Deutſchland iſt Weimar. Doch der liebe Gott kann vorher vieles geſchehen laſſen; Euerer Königlichen Hoheit danke ich für das freundliche Intereſſe für den Mulatten, ich werde froh ſein, wenn ich höre, daß derſelbe auf die weimariſche Bühne gebracht iſt, und ſehr glücklich, wenn ich höre, daß Sie, mein hoher Herr, Vergnügen davon gehabt haben. Bald wird eine Beilage zu den geſammelten Schriften folgen, in dieſen werden Sie die ſechs neueſten Märchen finden, ſpäter kommt die illuſtrirte Ausgabe der geſammelten Märchen. Geſtern habe ich einen ſehr intereſſanten Brief von Charles Dickens erhalten, er iſt ſehr entzückt über „den alten Hans", eines meiner letzten Märchen. Auch geſtern hatte ich einen Brief von Friederike Bremer, ſie hat eben einen neuen Roman beendigt „Syskonde Lif" das iſt „Geſchwiſter-Leben".

Wollen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei Ihrer Königl. Hoheit der Frau Erbgroßherzogin bringen.

Wenn Liszt in Weimar lebt, ſende ich ihm eine Scala von Grüßen.

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXXII.

Copenhagen 16. März 1848.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Ein ganzes Stück Weltgeſchichte iſt vor uns aufgerollt, ſeit ich an Eure Königliche Hoheit geſchrieben; die großen Wellenſchläge ſpielen auch gegen die däniſche Küſte; es iſt eine ernſte Zeit, mich dünkt, daß es in derſelben gar zu kleinlich iſt, von mir zu ſprechen; indeſſen halte ich den unſichtbaren Faden in dem Schickſal der einzelnen Menſchen und der Völker feſt; nur eins kann nicht geſtürzt und nicht verändert werden — Gott! Alles iſt jetzt Politik; wo die Krieger-Schaaren ſich üben, kann der Dichter, der jetzt nur für Wenige vorhanden iſt, nicht ſein Leben der Welt aufdrängen. Ich erwarte indeſſen mit Ruhe, was die Zeit bringen wird, ſie bringe Gutes oder Böſes, es führt Alles zum Beſten. Die Todtenglocken läuten nicht mehr für König Chriſtian, er iſt nach dem Roeskilder Dom gebracht; man erzählt einen Vorfall, der, obſchon wahr, doch nur ein Zufall iſt, aber das Zufällige iſt immer die Blume der Poeſie auf dem Alltagsbaum: an dem Todestage des Königs kam über die See ein wilder Schwan geflogen und zerſchmetterte die Bruſt gegen den Roeskilder Dom. Oehlenſchläger hat in ſeinem Univerſitäts-Programm dieſes erwähnt. Am Tage des Begräbniſſes meines Königs bekam ich von König Oskar den ſchwediſchen Nordſtern-Orden; er wird, wie Euere Königliche Hoheit wiſſen, an einem ſchwarzen Bande getragen, und an dieſem Tage war dieſes von Bedeutung für mich, es wird durch ſeine Farbe mich an die Trauer des Tages erinnern; daß ein Stern in Norden für mich aufgeht, wie einer für mich ſoeben verſchwand, darf ich kaum hoffen. Einen ſchönen Zug von Oehlenſchläger muß ich Ew. Königlichen Hoheit erzählen; er brachte mir ſeinen Glückwunſch zu meiner Erneuerung als Ritter vom Nordſtern und fragte mich, ob ich Luſt hätte, etwas zu tragen, was er früher getragen, und ſchenkte mir einen kleinen Nordſtern, der ſeine

Bruſt geſchmückt; und als ich dadurch bewegt wurde, drückte er mich ans Herz, wie ein Vater ſeinen Sohn. Mit meinem neuen König habe ich noch nicht geſprochen, aber mit der jung-verwittweten Königin; ich fühlte mich ſehr bewegt bei dem Eintritt in die bekannten Zimmer. Die Königin ſieht ſehr leidend aus, wir ſprachen über die Ereigniſſe in Frankreich, das unglückliche alte Königspaar und die edle Herzogin von Orleans. — Die Königin war ſo herzensgut, ſo bewegt, ſo feſt auf Gott vertrauend, ſie ſagte mir, wir müßten uns öfters ſehen, und daß die Alten in dieſen Zeiten zuſammen halten müßten. —

Wann ſehen wir uns, mein lieber, theurer hoher Herr? Gott halte ſeine Hand über das liebe Deutſchland, wo ich ſo Viele habe, die ich liebe; Gott behüte Dänemark, wo ich als Blume mit der Wurzel feſt gewachſen bin. — Wenn die Menſchen nur unter einander ſich kännten und verſtänden, dann blühte mehr Liebe als Haß. — Unter allen dieſen Wolken und Wellen habe ich die neuen Romane beendigt, daß jetzt Schatten in dieſelben hineinfallen, liegt in der Stimmung und in der Zeit; indeſſen glaube ich, daß über dem Ganzen eine poetiſche Ruhe und die Macht des Schönen ruht; kein politiſcher Windzug erſchüttert die Blätter. —

Wollen Eure Königliche Hoheit mich in gnädigſte Erinnerung bringen bei den hohen Eltern und der Frau Erbgroßherzogin. — Mit Begierde ergreife ich jede Zeitung, um zu ſehen, wie es ſteht in dem lieben Weimar. Gott laſſe mich nur Gutes und immer Gutes für Sie, mein geliebter hoher Freund, erfahren. Ich ſchätze und liebe Sie ſo feſt und immer.

Ew. Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXXIII.

Copenhagen, den 4. Mai 1848.*)

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Sie haben an mich gedacht, mir geſchrieben! etwas ſpät habe ich den Brief empfangen, aber wenn er auch gar nicht gekommen wäre, ſo wußte ich doch, daß ich in Ihrem Herzen nicht vergeſſen ſei.

Die Bewegungen welche durch die Länder gehen, fühle ich bis in die Fingerſpitzen. Dänemark, meine Heimath, und Deutſchland, wo ſo viele Menſchen ſind, die ich liebe, ſtehen feindlich einander gegenüber! Euere Königliche Hoheit werden fühlen können, wie mich das Alles ſchmerzt! — Ich glaube ſo feſt an das Edle in allen Menſchen, und gewiß, wenn ſie ſich unter einander verſtänden, dann blühete Alles in Liebe. Doch ich wollte nicht über Politik ſprechen, ſie ſtand mir immer fern, wie eine ferne fremde Wolke, aber jetzt hat ſie ſich über ganz Europa ausgedehnt und ihre ſcharfen Nebel durchdringen alle Glieder, man athmet nur Politik.

In den Zeiten der Drangſale leuchtet aber ſo viel Gutes hervor; hier in Dänemark iſt eine Einigkeit und Aufopferung, die überaus rührend iſt. Wie ſteht's in Weimar? Wann begegnen wir uns, mein edler, hoher Freund?! Vielleicht nie mehr. Und indem ich dieſes bedenke, kommen alle theuren Erinnerungen an jede Stunde unſeres Zuſammenſeins, an die Innigkeit unſerer Begegnung, und machen mir das Herz weich!

Dank für Ihre edle Freundſchaft! Dank für Alles Gute! Gott ſegne und erfreue Sie, mein theurer, hoher Herr! Möge Ihnen dieſer Gruß in die Hände kommen, Sie werden darin meinen Herzſchlag fühlen. Gott gebe beſſere Zeiten! Lebewohl! Lebewohl!

Euerer Königlichen Hoheit

herzlich ergebener

H. C. Anderſen.

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Bd. II S. 92—102.

XXXIV.

Copenhagen 16. Juli 1848.

Auf Fühnen, wo ich beinahe ſechs Wochen war, habe ich Ew. Königlichen Hoheit Schreiben empfangen; wie liebevoll und ſchön iſt es, daß Sie meiner gedenken, Gott ſegne Sie dafür! Sie ſind oft und innig in meinen Gedanken!

In Copenhagen konnte ich es nicht aushalten; in dieſer Spannung und Unruhe war es mir unmöglich, meinen neuen Roman zu vollenden; mein engliſcher Verleger wollte ihn durchaus im September drucken laſſen; ich mußte mir alſo eine ruhige Heimath verſchaffen, um mich in mich ſelbſt verſchließen zu können. Ich begab mich nach Fühnen zu dem alten Grafen Moltke; in ſeinem Schloß in der ungeſtörten Wald-Einſamkeit bin ich ſo frei, wie in einem Hôtel und ſo heimiſch, wie in einem Familienkreiſe; in dieſer ſchönen Natur und bei dieſem ruhigen Leben habe ich meinen Roman vollendet. Dieſer wird unter dem Titel: „De to Baronesser" (die zwei Baroninnen) zuerſt und zwar, wie ich hoffe, im September in England im Druck erſcheinen; ich werde Ew. König. Hoh. gleich ein Exemplar von der engliſchen Ausgabe zuſtellen, denn ich weiß nicht, ob die Umſtände ſein Erſcheinen in deutſcher Sprache geſtatten werden. Der Roman enthält mehrere römiſche Scenen; der Schluß athmet Frieden und Freude! Wird die Welt wohl glauben, daß dies in der Nähe des Kriegs-Schauplatzes geſchrieben iſt? — Es waren wohl einige Tage, an welchen es mir nicht möglich war, meine Gedanken auf meine Dichtung hinzulenken, Tage, an welchen ich über die Inſel hin Kanonendonner hörte und wo ich wohl wußte, daß hier eine Bataille war, aber nicht, ob irgend einer meiner Bekannten oder gar Freunde ſeinen Tod da gefunden hatte. Ach, der Krieg iſt ein furchtbares Ungeheuer!

Auf dem Moltke'ſchen Gute waren über 100 Mann Einquartirung von unſeren Truppen; ſpäter kamen die Schweden. Mit den Offizieren unterhielt ich mich über die — Dichtkunſt; ſie kannten meine Schriften. Vor acht Tagen

ging ich wieder nach Seeland, da beſuchte ich das Schloß Basnäs am großen Belt, eine ſo eben in altem Styl aufgeführte Ritterburg mit Thürmen und Brücken von Eiſenguß, das Innere aber mit allem Comfort der jetzigen Zeit eingerichtet. Da wohnen zwei junge Eheleute; das kam mir vor wie ein Märchen. Von hier flog ich nach Soröe, wo der Dichter Ingemann in wahrer klöſterlicher Einſamkeit wohnt, wo Holberg, der däniſche Molière, begraben liegt. Hier ſammelte und ordnete ich die letzten Capitel von meinem Roman, und dieſer wird jetzt in Copenhagen überſetzt.

Hier bleibe ich einen Monat, mit Ausnahme einiger kleiner Excurſionen, zum Beiſpiel nach Malmö, wo der König Oscar mit ſeinen Prinzen ſich zur Zeit aufhält. Mit dem Dampfſchiffe bin ich in weniger als zwei Stunden dort. Vielleicht mache ich auch einen kleinen Ausflug nach der „Trollhätte". — In dieſem Jahre gehen alle Wege nach Norden! wann werden ſie wieder nach Süden gehen, wann ſehe ich Sie, innig geliebter Fürſt und Freund? Vielleicht niemals! Das habe ich mir nicht gedacht, als wir auf der Eiſenbahn in Weimar uns Lebewohl ſagten. Ach, wie viel iſt ſeit der Zeit geſchehen, wie Vieles kann in kurzer Zeit noch geſchehen! Doch dankbar werde ich mich immer Ihrer erinnern, in meiner Todesſtunde will ich Ihrer Augen, Ihres Händedruckes gedenken. Gott mache Sie glücklich! — Es bedrückt mein Herz, wenn ich denke, daß ich Sie nie wiederſehen ſollte — — ich will nicht daran denken Und hiermit: Lebe wohl! Lebe wohl!

Möchten unſere nächſten Briefe über Länder fliegen, wo der Frieden wohnt, wo die Menſchen das Gute verſtehen! —

Gott erfreue und ſegne Sie, hoher Herr!

Ihr treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXXV.

Copenhagen 18. August 1848.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Das war doch ein guter herzlicher Brief, den ich vorgestern von Ihnen bekam — ein ganzes Stück von Ihrem Herzen, so innig, so gut! Könnten alle Menschen Sie so, wie ich Sie kenne, wie unendlich viele Freunde würden Sie dann haben! — Ich danke Ihnen, daß die Brieftaube sich nicht durch Kanonendonner und Pulverdampf hat verscheuchen lassen: doch käme sie auch nicht, ich würde doch eben so überzeugt davon sein, daß mein königlicher Freund meiner gedenkt.

Ich bin jetzt seit einigen Wochen in Copenhagen, mein neuer Roman ist in das Englische übersetzt und nach London geschickt worden. Die Literatur gedeiht mitten unter dem Kriegslärm. Hauch hat soeben einen Roman vollendet, die Scene ist in Irland. Oehlenschläger hat eine Ars poëtica geschrieben, alles geht im guten alte Geleise; das Theater wird wieder geöffnet. Für Glaser, den Componisten von des Adlers Horst, habe ich einen Operntext geschrieben; die Musik ist bald fertig. E. Königl. Hoheit sehen, wie im Reich der Kunst das Deutsche und Dänische neben einander gehen. Die Kornfelder sind mit Reichthum gesegnet; selbst auf Düppel, wo die Cartätschen flogen, da wo die Lerche fliegen sollte, stehen die reichen Aehren dicht vor den Schanzen. Einer von meinen Freunden war so eben auf Alsen und besuchte Düppel. Er erzählte mir, wie alle Häuser von Kugeln und Granaten gespalten und durchlöchert wären, und doch stand auf einem derselben das Symbol des Friedens, ein Storchnest mit der ganzen Storchfamilie; Pulver, Feuer und Rauch hatten nicht vermocht, die Eltern von ihren Jungen, die noch nicht fliegen konnten, zu vertreiben. — Die Nachrichten aus Deutschland scheinen jetzt auf Frieden hinzudeuten, die großen Mächte wollen ihn! wenn die Bewegung des Gemüths sich gelegt hat, wird Vieles anders erscheinen,

als jetzt; ich hoffe, mein kleines Vaterland wird auch seine Anerkennung finden. — Ueber die Behandlung der schleswig-holsteinischen Gefangenen steht in der Leipziger illustrirten Zeitung ein von einem Deutschen geschriebener treuer Bericht, ich bitte E. K. Hoheit, lesen Sie diesen. — Die großen Schiffe, in welchen die Gefangenen wohnen, liegen in einem ruhigen Wasser mit der Aussicht nach dem Sund, täglich gehen die Dampfschiffe da vorüber, da ist Leben und Abwechselung, ich könnte mir keinen schöneren Aufenhalt wünschen. Die Gefangenen haben täglich einige Stunden, in welchen sie an der Küste spazieren gehen dürfen; es war ihnen sogar gestattet, in die Stadt zu gehen, selbst öffentlichen Festlichkeiten beizuwohnen, aber sie haben Mißbrauch davon gemacht, einige haben z. B. in einer Versammlung „Schleswig-Holstein" gesungen, daß dies unklug ist und der öffentlichen Ruhe halber nicht geduldet werden kann, muß man einräumen — Wenn die Blätter nur Wahrheit sprechen wollten, aber die stellen fast Alles, was dänisch ist, in eine schlechte und falsche Beleuchtung, sodaß jeder edle Deutsche, wenn er nur den richtigen Zusammenhang kännte, darüber erbittert werden würde! Ach, ich leide in meinem Herzen unter diesem Krieg! — Aber ich komme in die Politik hinein, ich will es nicht, „Friede, Friede!" will ich singen. An Weimar will ich denken, meine Gedanken sind so oft da, jede Nachricht davon ergreife ich gleich. — Wollen Ew. Königl. Hoheit mich in gnädige Erinnerung des großherzoglichen Hauses bringen. Der kleine Prinz Carl August wird wohl jetzt ein tüchtiges Stück größer sein und bald meine Märchen hören können. Diese haben in letzter Zeit eine neue Art von Bearbeitung gefunden. Der Componist von dem Volksgesang: „Der tapfere Landsoldat" hat einige von meinen Märchen in Tönen skizzirt, und sie werden jetzt von einen großen Orchester, in der Strauß-Lannerschen Art, in Tivoli aufgeführt. Die Compositionen sind: Die Nachtigall, die rothen Schuhe, der standhafte Zinnsoldat, Holger Danske. Wenn die vier Compositionen im Druck erscheinen, will ich mir die Freiheit nehmen, Ew. Königl. Hoheit ein Exemplar als eine neue Curiosität zuzustellen. Eins davon „die Nachtigall" habe ich gehört, die ist recht

hübſch! Erſt kommt die chineſiſche Muſik, dann hört man die Nachtigall im Walde und beim Hofe ſingen, dann verſucht der Kunſtvogel daſſelbe Thema im Drehorgelmanier, das Kunſtwerk bricht entzwei, der Kaiſer wird krank, ſeine guten und böſen Thaten umſchweben ihn; da kommt die lebendige Nachtigall zurück, ſingt, und der Kaiſer geneſt.

Wie lebt die gute Frau von Groß, der vortreffliche Maltitz, Eckermann, Graf Beuſt, Beaulieu, wie ſteht es in Weimar? meine Gedanken ſind ſo oft da; die ſind ſo oft, wo mein Herz auch iſt, bei Ew. Königl. Hoheit! Gott erhalte Sie, erfreue Sie, mein hoher theurer Herr!

Ew. K. Hoheit innig treuer

H. C. Anderſen.

Iſt es wahr, daß der Profeſſor Michelſen aus Jena geſtorben iſt?

XXXVI.

Copenhagen 16 October 1845.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Ich bin wieder in Copenhagen! — Die Prinzeſſin Juliane hat mir durch den Prinzen Ernſt*) einen Gruß gebracht von dem lieben Weimar, von Ihnen, mein hoher Freund, und von der Königlichen, liebenswürdigen Gemalin. Meinen beſten Dank dafür, daß ich ſo in Ihren Gedanken bin; wie feſt und innig Sie, mein theurer, hoher Freund, in den meinigen ſind, wiſſen Sie. Ob wir uns ferner wiederſehen werden, wann und wo — das weiß nur Gott! tiefe, blutige Wellen gehen über die Länder hin in dieſem Jahre des Entſetzens! ach, ich habe Sie ſo lieb! und wir ſollen uns nie wiederſehen hier auf Erden! nein, nein, es kann nicht ſo ſein!

*) Prinz Ernſt von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, der in Kopenhagen lebte.

Hier in Copenhagen ist, Gott sei gelobt, Alles ruhig und gut. Graf Thun aus Wien, welcher auf seiner Durchreise als Gesandter nach Stockholm hier ist und mich besucht hat, sagte, es wäre ihm, als ob er in einen Hafen des Friedens gekommen sei; das hat auch der Landgraf Wilhelm bemerkt. In der That, es geht auch Alles hier in dem guten, alten Geleise, nur daß die Welt der Kunst und der Poesie im Hintergrunde stehen muß. Und doch wird für diese redlich und treu gearbeitet. Öhlenschläger hat uns eine neue Tragödie geschenkt, ein höchst interessantes und mit großem Beifall aufgenommenes Stück, der Dichter ist jetzt beinahe 68 oder 69 Jahre. Er glüht und blüht immer jugendlich. Die neue Tragödie heißt: „Kjartan und Gudrun;“ die Scene ist auf Irland; Thorwaldsen's Stammvater, Olus Paa, kommt darin vor. Mein neuer Roman: „Die zwei Baroninnen“ wird nächstens in der deutschen Ausgabe bei Lorck in Leipzig erscheinen; ich habe an meinen Buchhändler geschrieben, er muß gleich — ich hoffe in drei oder vier Wochen — Eurer Königlichen Hoheit ein Exemplar zustellen. Lorck hat die Herausgabe einer Zeitung*) angefangen, welche die Bewegungen in Kunst, Litteratur und Politik im Norden (auch in dem verwandten Holland) mit Wahrheit und Unpartheilichkeit behandeln soll; er hat gute Mitarbeiter, ich wünsche ihm viele Leser. In diesen Tagen erwarte ich hier die schwedische Dichterin Fredericka Bremer, ich hoffe, dieser Besuch wird ein geistiges Resultat bringen. Die Schweden sind, nachdem ich in Fühnen mit ihnen viel interessante Tage zugebracht habe, fester in mein Herz gewachsen. Der alte Graf Moltke auf Glorup hatte schwedische Einquartierung von einem Obersten, 8 Offizieren, einem Prediger, einem Arzte und 40 Spielleuten, außer einer großen Anzahl von Soldaten. Es ist viel Disciplin in der schwedischen Armee; die Offiziere sind alle gebildete und meistens talentvolle Leute. (Ich begegnete darunter einem Pianisten, einem Freunde von Liszt.) Jeden Mittag Tafelmusik, in den langen Alleen des Gartens Pro-

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 101.

menade für die ganze Umgegend, am Sonntag, nach ſchwediſcher Sitte, Gottesdienſt unter freiem Himmel für die Soldaten, nach dem Gebrauch von Guſtav Adolph's Zeiten; in dem großen Burghofe auf Glorup ſangen ſie ihre Pſalmen mit Orcheſter; von der hohen Steintreppe redete der Prediger. Das Erbaulichſte war doch die Verrichtung ihrer Andacht Morgens und Abends auf offener Landſtraße. Das Regiment paradirte, ein Unteroffizier las das Gebet vor, und dann ſangen Alle die Pſalmen ohne Begleitung. Eure Königliche Hoheit erinnern ſich, wie rührend Jenny Lind dieſe Pſalmen geſungen hat, als wir einen Vormittag bei der Gräfin Rebern zuſammen waren; von einer nicht geringen Wirkung war es, dieſen Geſang auf offener Straße in Gottes Sonnenſchein zu hören. Alte Bauern mit entblößten Köpfen und gefalteten Händen ſtanden als andachtsvolle Zuhörer hinter den Hecken. — Nun ſind die Schweden fort; ich habe ſie bis zu ihrer Einſchiffung in Ryborg begleitet. Der General Dalſtröm hat mich eingeladen; ja ich habe viele Einladungen bekommen und werde wohl auch einige annehmen, wenn ich lebe und die Welt noch ſteht. Ich habe große Luſt, im Frühjahr bis nach Torneå in Finnland zu gehen und die Mitternachts-Sonne zu ſehen. Gen Süden komme ich ſchwerlich ſelbſt, dahin muß meine Brieftaube fliegen mit Grüßen an meine Lieben; wenn nur der Winter nicht ſolche Schranken ſetzt, die nicht überflogen werden können; wenn die Dampfſchifffahrt aufhört, iſt an keinen Verkehr zu denken. Während Dänemark gewiſſenhaft und treu alle Bedingungen des Waffenſtillſtandes erfüllt, iſt in den Herzogthümern dies gar nicht der Fall; geht das ferner ſo, was ich doch nicht glauben kann, dann werden wir im Winter gar keine Poſtverbindung haben. Doch ich will mich ſelbſt nicht ängſtigen; die Begebenheiten ſind wie der Wind, ſie drehen ſich dahin, wo man ſie am wenigſtens erwartet. In jeder deutſchen Zeitung ſuche ich nach Weimar, wie nach einer zweiten Heimath. Gott bewahre und ſegne Sie, mein geliebter hoher Freund. Etwas Gutes wird doch wohl von dieſen blutſchweren Zeiten heraus kommen, aber wann?

Liszt iſt nach den Zeitungen mit der Fürſtin Wittgen-

ſtein in Weimar verlobt worden; iſt das ſo, dann ſende ich meinen Glückwunſch.

Erhalten Sie mich in der Erinnerung Ihrer Königlichen Frau Gemalin und der hohen Eltern. Grüßen Sie den Grafen Beuſt, die Frau Gräfin, Frau von Groß, Edermann, Fräulein von Kloß, Alle, Alle. Beaulieu iſt nicht mehr in Weimar höre ich, aber ich weiß nicht, wo er iſt! — Sobald die Märchen illuſtrirt heraus kommen, ſchicke ich dem kleinen Prinzen Carl Auguſt die Sammlung.

In Gedanken bin ich faſt täglich auf Ettersburg und in Weimar, und dann ſteht alles in Sommergrün; die Sonne ſcheint und milde Augen blicken auf mich hin. Gott laſſe es ſo werden in der Wirklichkeit.

Ew Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXXVII.

31. December 1848.
Bregentved.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Von Bregentved aus, wo ich bei dem Grafen Wilhelm Moltke das Weihnachtsfeſt feierte, fliegt meine kleine Briefſtaube über Eis und Schnee nach Ettersburg oder Weimar, oder wo Sie Sich irgend aufhalten, mein hoher, edler Freund! Die Taube hätte früher kommen ſollen; allein es wurde mir aufgetragen, für das hundertjährige Jubiläum des Königlichen Theaters ein Feſtſpiel zu ſchreiben; dieſes hat meine Gedanken und meine ganze Zeit in Anſpruch genommen. Ich hoffe doch, daß die zwei jüngſten Kinder meines Geiſtes: „Die zwei Baroneſſen“ des Vaters herzlichſten Gruß überbracht haben; auch meine illuſtrirten Märchen lagen wohl auf dem Weihnachtstiſche des kleinen Prinzen Carl Auguſt; dazu hatte ich wenigſtens meinem Buchhändler eine genaue

Instruction gegeben. Es ist noch nicht vorüber, dieses ernste, dieses vernichtende Jahr; nur einige Stunden sind noch davon zurück, aber in diesem fliegt mein Brief an Sie, meinen Königlichen theuren Freund; er kommt in dem neuen Jahre mit Händedruck und Gruß, mit dem Wunsche, daß das kommende Jahr lichter und besser sein möge. Erfreuen Sie auch mich bald mit einigen Zeilen und sagen Sie mir dann, welchen Eindruck mein Roman, „Die zwei Baronessen", auf Sie gemacht hat, ich betrachte ihn als meine gereifteste Arbeit. Das obengenannte kleine Festspiel hat einen tiefen Eindruck gemacht; ich habe es genannt: „Das Dannevirke der Kunst"*) und ich habe die Scene nach dem Schauplatze des Krieges verlegt. Als Soldaten traten auf ein Bildhauer und ein Dichter. Der erste hat Holbergs Lustspiele in seinem Tornister, er spricht davon, wie Holberg alle Menschen, alle Zeiten geschildert hat; er giebt einige Bruchstücke als Beispiel. Der Dichter spricht mit Begeisterung von Oehlenschläger. Durch dies Gespräch von dem hundertjährigen Blühen des Theaters werden die Zuschauer von dem Kriegsschauplatz auf die Kunst hingewiesen; der Dichter entwickelt, wie Dänemarks Kraft nicht im Schwerte, sondern in der Macht des Geistes liege. Dieser offenbare sich aus den Marmorblöcken und mittelst Tycho Brahe aus den Sternen; die dänische Litteratur sei das Dannevirke der Sprache. Später zeigt sich vor dem Dichter seine Walkyre, sie stärkt seinen Glauben und weissagt Glück für Kunst und Wissenschaft in Dänemark; in der Ferne vernimmt man Kriegsgesang und des Geschützes Donnern; doch ihre Weissagung läßt dieses Zeichen des fliegenden Augenblickes unbemerkt hingehen.

Fräulein Bremer**) ist hier in Copenhagen; sie hat so eben ein neues Buch, zwei Novellen, die Scene ist in Deutschland und Finland, vollendet; sie ist eine höchst liebenswürdige Dame, diese innere Ruhe, das offene milde Herz, kurz eine wohlthuende Erscheinung. Wir sprachen jüngst von

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Band II Seite 106.
**) Daselbst Seite 107.

Eurer Königlichen Hoheit und Weimar; sie weiß, wie lieb Sie mir sind; Weimar und was Weimar einschließt, ist ja einem jeden Dichterherzen, also auch ihr, lieb.

Bewahren Sie mir das gnädige Andenken Ihrer Königlichen Hoheit der Erbgroßherzogin und der Königlichen Eltern; meinen herzlichsten Neujahrsgruß an Alle in Ihrer Umgebung, die mir gut sind, doch die herzlichsten und besten an Sie selbst, mein hoher, theurer Freund. Gott segne Sie!

Eurer K. H. innig

ergebener

H. C. Andersen.

XXXVIII.

Trollhätte in Schweden 18. August 1849.*)

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Aus dem hohen Norden, von der Grenze Lappland's komme ich eben her; im Frühjahr verließ ich Dänemark, wo ich in dem kampfvollen Siegen von keinem Nutzen war, ich habe Schweden bereist, bin oben in Dalkarlien gewesen, wo kein Donner der Kanonen erscholl, das glückliche, politisch abgerundete Schweden mit seinen sicheren Grenzen! Vor drei Jahren träumte mir, daß ich mit Ihnen, mein edler Erbgroßherzog, die Reise nach Stockholm unternähmen würde,**) und wie verändert so Vieles! ich reiste allein, aber Sie waren

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 111 bis 150.

**) Der Großherzog machte erst diese mit Andersen verabredete Reise nach dem hohen Norden, nach Norrland und Norwegen, im Sommer 1882 als Gast des Hochbemielten innig befreundeten Königs Oscar II., eine Reise, an der theilzunehmen der Herausgeber die Ehre hatte.

in meinen Gedanken, ja, ich darf es sagen, täglich in meinen Gedanken, mit Wehmuth und mit Trauer! — O, Sie wissen es kaum, wie sehr, wie innig hoch ich Sie halte, wie fest Sie in mein Herz gewachsen sind, selbst habe ich das diesen Sommer so recht verstanden. Auf meinen letzten Brief, den ich im Frühjahr an Sie schrieb, erhielt ich keine Antwort, nachher hörte ich, daß weimarische Truppen als Kontingent nach Norden marschirt wären, und endlich las ich, daß Euere Königl. Hoheit selbst mit auf den Kriegsschauplatz gegangen wären — ich begriff die Verhältnisse und trauerte tief darüber, schreiben konnte ich nicht mehr — — Aber jetzt klingen die Friedensbotschaften herüber zu mir, jetzt darf ich meinem Herzen folgen und dem Freunde meinen Brief senden. Ganz oben in Schweden habe ich die Nachrichten so spät erhalten, und erst jetzt höre ich die Friedensglocken läuten und ich kann wieder bei Ihnen sein, Ihnen in die ehrlichen, liebevollen Augen hineinsehen. Schwere Tage haben Sie, mein hoher Freund, gewiß diesen Sommer verlebt! ich dagegen bin geflogen wie von Fest zu Fest in dem herrlichen Schweden. Meine Schriften sind auch hier unter den Leuten bekannt, und ich bin als ein alter Freund aufgenommen worden; die Theilnahme für mein kämpfendes Vaterland ist hier unendlich groß; die Begeisterung wird laut und herzlich ausgesprochen, es hat mich tief gerührt! — In Stockholm habe ich mehrere Wochen zugebracht, und im höchsten Grade war die Königliche Familie gut und gnädig gegen mich; der König ist ein edles Herz; ich fühlte recht Vertrauen zu ihm; wir sprachen auch zusammen von Ihnen, mein hoher Freund, und er sprach mit so vieler Herzlichkeit von Ihnen, daß es mir sehr wohlthat, auch mit dem Prinzen Gustav war mehrere Male die Rede von Ihnen; ich schätze diesen jungen geistreichen Mann sehr, er ist so gut und liebenswürdig; auch der Kronprinz kam mir sehr freundlich entgegen, ja die Königin reichte mir die Hand als Zeichen ihrer besonderen Gnade, ich wurde einige Mal zur Tafel eingeladen und von dem König selbst zu dem großen Manöver an seinem Geburtstage; die Litteraten, Damen und Herren, veranstalteten ein Fest für mich, es war draußen im Garten, die kleinen

Kinder ſtreuten Blumen für mich, ſie kamen mit Kränzen und Guirlanden, ich war dabei ganz verlegen und nahm es, wie ich konnte, als einen Spaß, ein Spiel, küßte ein Paar von den Kleinen und beeilte mich wegzukommen. Eine ganze Woche lang war ich in dem alten Upſala, ich war da mit dem Dichter, Kammerherrn von Beskow, deſſen Tragödien Oehlenſchläger ins Deutſche überſetzt hat; von da reiſte ich nach Dalkarlien hinauf, und ſah dort die herrliche Natur, ach, wie wundervoll! die Thal-Elf iſt noch herrlicher als der Rhein, er iſt ein durchſichtiges Meer, welches durch ewige Waldungen gleitet; welch großartige Waſſerfälle! Der bei Elfkarleby iſt noch impoſanter als der Schaffhauſener. Ich habe Fahluns tiefe Töpfer-Schachten und Gruben geſehen, ich bin drunten in dem tiefen Danemora geweſen. Auf der Zurückreiſe war ich bei dem alten Freunde König Carl Johan's, dem guten alten Grafen Salza, der hier als Geiſterſeher und Schriftſteller bekannt iſt, ein Original, aber ein edler, prächtiger Mann. In Motala, der Werkſtätte, wo die Dampfſchiffe gebaut werden, wurde ich eines Abends durch eine Serenade von den Arbeitsleuten überraſcht, ich wurde mit Geſang und Jubel aufgenommen, ſo etwas, glaubt man, macht ſtolz, ach nein, wie klein wird man doch dabei! — Später habe ich Kinnakulle, bei Schwedens meergroßem See Wenern, beſucht, ich hatte es himmliſch gut bei dem Grafen Hamilton. Die Natur iſt hier ein blühender Garten, die Gebirge ſehen aus wie Indiens meilenlange Tempel, ſie bilden ſonderbare Formationen, wie Elephanten, Thürme und Colonnen. Jetzt bin ich einige Tage bei Trollhätte, wohne mitten im Walde, nahe am Waſſerlauf; bald gehe ich nach Götheborg, wo ich Briefe von Dänemark finden werde, ſeit 6 Wochen habe ich keinen erhalten, weil ich herumflatterte. Von da laſſe ich dieſen Brief zu Ihnen fliegen, ich weiß, daß ich in Ihrem Herzen, mein hoher Freund, feſt ſtehe, wie Sie in dem meinigen. Sie haben an mich gedacht! unter blutigen Tagen daran gedacht, was in meiner Seele vorging. Mein Herz iſt ganz däniſch, aber meine wahren Freunde in Deutſchland liebe ich noch, — aber jetzt Friede! Friede! Gott laſſe den Frieden über den Ländern ſchweben! — Wenn

dieſe Zeilen in Ihren Händen ſind, dann ſchreiben Sie bald, recht bald, mein theurer Erbgroßherzog, froh und glücklich von einer Heimath, wo auch der Friede wohnt.

Mit der vollen Liebe meines Herzens

H. C. Anderſen.

Kopenhagen 8. September 1849.

Erſt jetzt geht mein Brief ab! Gott mit Ihnen, mein theurer, edler Herr! ich glaube fort und fort an Sie. — Leſen Sie doch die Auguſtenburger Briefe, herausgegeben von Wegener, Ihr edles Herz und alle edlen deutſchen Herzen, welche die Wahrheit lieben, werden fühlen, daß Dänemark unſchuldig und gut iſt, mit Unrecht gelitten hat und die Deutſchen werden uns darum noch inniger lieben! — ach lieben! die Freunde hier lieben, das iſt doch das Herrlichſte und Beſte! — Gott laſſe den Frieden über den Ländern ſchweben.

Eurer Königl. Hoheit

inniger Freund

H. C. Anderſen.

XXXIX.

Copenhagen 29. October 1849.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Sie ſind jetzt wieder von Holland zurückgekommen, meine Gedanken dürfen wieder auf dem heimiſchen Ettersburg bei Ihnen, mein hoher Freund, verweilen. Für Ihren letzten, liebevollen Brief, für die vielen früheren, die ich bewahre, meinen herzlichen Dank. Auch ich habe jüngſt einen kleinen Ausflug gemacht, nämlich nach Fühnen, und dann einen größeren, nämlich nach dem Lande der Dichtung; und dort war ich wie im Venus-Berge von der übrigen Welt getrennt

und abgeſchloſſen, nicht einmal eine Brieftaube konnte ich an meine Lieben abgehen laſſen.

In dieſem Frühjahr ſchrieb ich eine Volks-Comödie: „Mehr als Perlen und Gold“,*) eine Art Bearbeitung des Raimundſchen „Der Diamant des Geiſterkönigs“, und der Geſchichten in „Tauſend und einer Nacht“, aber ich habe daraus ein ganz neues und däniſches Werk gemacht, mit meinem geiſtigen Blut und Fleiſch ein Anderſenſches däniſches Märchen. Auf unſrer Volksbühne iſt es nun 10 Mal in den letzten 3 Wochen und jedesmal vor circa 2500 Zuſchauern geſpielt worden. Ich habe dabei meine Abſicht erreicht, alle Claſſen, die Arbeiter und die Nobleſſe, an dieſem Orte zu verſammeln; alle die fremden Botſchafter waren auch da, und das giebt einen guten Ton, wie ich überhaupt glaube, daß mittelſt der bunten Luſtigkeit die poetiſche Idee auch der Volksmaſſe aufgehen wird.

Die erſte Vorſtellung von: „Mehr als Perlen und Gold“ gab mir gleich eine neue Idee zu einer andern Arbeit, einem dramatiſchen Märchen, vielleicht einer meiner beſten Arbeiten. Ich habe gleich — das iſt nun meine Natur — damit angefangen und habe Tage und Nächte im Venus-Berge der Poeſie zugebracht, um für das Volkstheater einen neuen „Ole Lukköie“ zu ſchaffen. Eure Königliche Hoheit kennen dieſe Figur aus meinen früheren Märchen; in dieſem neuen iſt er es, der das Gemälde mit einem Rahmen verſieht und die Moral iſt: „geſund und wohlgenügſam ſein, das iſt beſſer als aller Reichthum“. Ein armer Schornſteinfegergeſelle, ein Sohn des Volkes, ſagt dem Volke, daß derjenige der Glücklichſte iſt, der in ſeiner Stellung zufrieden iſt. Während man in einem Buche vielleicht nur zehn Menſchen anredet, ſpricht man von der Bühne zu Hunderten; von dieſer Kanzel klingt die Rede lauter und eindringlicher; wer weiß, welch guter Keim dadurch in vielen niedergelegt werden kann. Wenn ich die letzte Hand an dieſes Werk gelegt habe, will ich meine Bilder aus Schweden wieder

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 166–182.

vornehmen, dieſem ſchönen Lande, welches Sie, mein edler Herzog, doch einmal beſuchen müßten. Ach wenn wir uns da wiederſehen könnten; ich denke ſo viel, ſo innig an Sie! — Auch dem Göthe-Feſt in Weimar habe ich in meinen Gedanken beigewohnt; in den Zeitungen fliegen meine Augen gleich nach dem Worte: Weimar, dieſer Stadt, die in Deutſchland die meiſten und für mein Herz die liebſten Erinnerungen hat. Die Bremer iſt jetzt in Nordamerica, ich habe einen Brief aus London erhalten, ſie war da nur drei Tage. Auch von dem lieben Dickens habe ich ein Schreiben, ſo herzlich, ihm ſo eigenthümlich, erhalten. Ich denke daran, künftigen Sommer über Holland nach England zu gehen. — Eben heute leſe ich, daß der gute Kanzler Müller geſtorben iſt; ein Freund weniger in Weimar. Er war ſo ehrlich und gut, und wenn er ſprach, lebte man zurück in die Zeiten Göthe's.

Nun, wann ſehen wir uns, mein edler, hoher Freund? Gott ſegne Sie! möge Frieden und Glück Sie und Alle umſchweben! Bei der edlen Gemahlin und den hohen Eltern bitte ich Sie mich in Erinnung zu bringen. Haben Ew. Königl. Hoheit „die zwei Baroneſſen" geleſen? ich hörte nie davon. Liszt lebt noch in Weimar? Wenn ich ihn da hören könnte, wie ſchön wäre das! Kommt er denn nie wieder nach Copenhagen? er hat hier ſo viele Freunde, beſonders die liebenswürdige Tochter Sibonis, die Frau Tutein. Und nun, mein lieber theurer Freund, ein herzliches Lebewohl.

Euer Königl. Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

XL.

Copenhagen 27. Januar 1850.

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Gruß und Segen im neuen Jahre! — Und nun erſt kommt die Briefſtaube. Alles iſt Schnee und Eis, der Weg über den Belt ſo weit und unſicher; der Gedanke fliegt ſchneller und kehrt zurück mit dem ganzen Ettersburg, Weimar

und allen den Lieben da. Meinen Dank für Ihre unveränderte Liebe für mich, mein hoher Freund! —

Sehe ich eine ſchöne Natur oder bin ich an einem durch Erinnerungen geheiligten Orte, dann flüſtere ich mir ſelber zu: hier iſt Raum für Mehrere, wären doch meine Lieben hier und nähmen Theil an meinem Genuß! So geht es mir auch mit einem guten Buch; je mehr es mich anſpricht, deſto dringender wünſche ich, daß Alle es leſen möchten. Dieſes iſt eben in dieſen Tagen der Fall mit Oerſted's neuem Werke: „Der Geiſt in der Natur“*) (erſcheint bald in deutſcher Ueberſetzung). Beim Leſen dieſes Werkes wird die Welt ſo herrlich groß, ſo verſtändlich, ſo heilig. Ein Umweg führt uns zu Gott, aber ein intereſſanter Umweg, wo die Offenbarung in Werken verherrlicht ſich zeigt, wie ſie in der Bibel erſcheint. Es iſt ein „Kosmos“, aber in populärer bündiger Kürze. — — —

So weit war ich vorige Woche mit meinem Briefe, mein lieber, hoher Freund; ich wurde unterbrochen — und wodurch? Der Norden hat ſeinen Goethe verloren; Oehlenſchläger**) verſchied am 20ſten Januar, am Sterbetage Chriſtian's des 8ten, in derſelben Stunde des Abends! Kurz vor ſeinem Tode war ich zweimal da. Er wohnte dicht am Schloſſe; die Aerzte hatten mir geſagt, der Tod würde bald erfolgen. Es war ſeltſam für mich, nach des Schloſſes düſteren Fenſtern hinzuſchauen und daran zu denken, wie ich hier vor zwei Jahren in Angſt für meinen lieben, lieben König umherwandelte, — und jetzt ging ich wieder da, beſorgt um einen König — einen Dichterkönig. Sein Tod war ohne Schmerzen; von ſeinen Söhnen ließ er ſich eine Scene aus ſeiner Tragödie Socrates vorleſen, wo dieſer von der Unſterblichkeit redet; dann ſprach er ſeine eigene Ueberzeugung von dem ewigen Leben aus, küßte ſeine Söhne und ſeine Schwiegertochter und ſagte, er fühle ſich ruhig und ohne Schmerzen; dann bat er, daß der letzte Kampf leicht werde, legte ſich ruhig hin und verſchied.

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 165—168.

**) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 154.

Ich habe ſeine Leiche geſehen; ſeine Krankheit, die Gelbſucht, hatte ihm das Ausſehen einer Bronce-Statue gegeben, nicht das einer Leiche; die Stirn war ſchön, jung und hell. Geſtern, den 26ten trug das Volk ihn zu Grabe, ja das Volk in voller Bedeutung, denn alle Klaſſen, Beamte, Studenten, Matroſen, Soldaten ſchloſſen ſich dem Zuge an und trugen den Sarg den langen Weg nach „Frederiksberg", da wo er geboren wurde und wo er begraben zu werden wünſchte. Der Weg dahin iſt eine halbe Meile lang, doch wurde er getragen. Das eigentliche Trauerfeſt war in der Frauenkirche; Seelands Biſchof hielt die Trauerrede, der alte Grundtwig und ich hatten auf Aufforderung Trauerlieder geſchrieben. Beiliegend ſchicke ich Ew. Königl. Hoheit eine Ueberſetzung in Proſa von meinem Lied: „Von den Wällen Copenhagens", das geſungen wurde, als der Leichenzug die Stadt verließ.

„Lebewohl, Du größter Sänger des Nordens,
Hinaus nach Deiner Heimath geht der Zug;
„Eine hübſche Allee zum Kirchhofe"":
Ein Volk in Trauer ſteht den Weg entlang.
Nach Friedrichsberg! da ſtand Deine Wiege,
Des Geiſtes Lampe ſtrahlte reich da;
Da ſoll über Dir das Grab ſich ſchließen:
Deine Wandrung iſt ein Schönheits-Gedicht.
Gottes Licht in Dir wurde des Geiſtes Eigenthum,
Theil von uns ſelber und immer unſer.
Lebe wohl! ruhe ſanft! Bereit iſt Dein Bett,
— In Thränen ſtarb das Wiegenlied hin!

Leb wohl, leb wohl — Nun weint der Norden,
Den Du verſtanden, Du beſungen haſt,
So daß die Heldenzeit wieder aus der Erde ſtieg,
Ihr Herz ſchlug, ihre Schilder klangen.
— Wie des Frühlings Wind über die Wellen,
So friſch, ſo geſund kam Dein Geſang:
Dein Lied war däniſch wie der Buchenwald,
Und nordiſch wie des Nordlichts Pracht.
Leb wohl, leb wohl!*) Du größter Sänger des Nordens,
Hinaus nach Deiner Heimath geht der Zug;
„Eine hübſche Allee zum Kirchhofe""
Ein Volk in Trauer ſteht den Weg entlang!"

*) Leb wohl! däniſch „Farvel" iſt verwandt mit dem Engliſchen „farewell!" und nicht mit dem Worte „Lebwohl". —
H. C. A.

Im Königlichen Theater wird zu seiner Todtenfeier aufgeführt werden: „Hakon Jarl“ und diejenige Scene aus Socrates, welche in seiner Sterbestunde ihm vorgelesen wurde.

Den kleinen Nordstern-Orden, welchen Oehlenschläger selbst getragen hatte, gab er mir im vorigen Jahre; ich habe da eine schöne bleibende Erinnerung an ihn.

Er ruhe im Frieden!

Möchte der Friede auch über den Ländern ruhen. Liebe und Freundschaft rufen mir oft Weimar in die Gedanken zurück — und auch dann muß ich seufzen: Die schöne Zeit ist vorüber, da ich dort war! wird sie je wiederkommen? **Gott erfreue und segne Sie, mein edler Fürst!**

Ihr innig ergebener

H. C. Andersen.

XLI.

Copenhagen 2ten April 1850.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Es ist mein Geburtstag! Ich will den Tag damit beschließen, an meinen hohen Freund zu schreiben. Wunderschöne Frühlingsblumen, selbst Rosen schmücken meine kleine Stube; sie sind mir alle heute gebracht, als das Bild eines neuen Lebensjahres mit seinen Blumen. Ich bin 45 Jahre alt! — wie schrecklich alt, und doch wie bin ich so jung! ich fühle mich nur 20 Jahre! Mein Leben war reich und nicht beschwerend, möge das kommende Jahr den früheren ähnlich werden. Möchte ich Sie wiedersehen, mein edler, hoher Freund! in diesem Jahre besuche ich Sie nur in meinen Gedanken, aber da bin ich ein täglicher Gast.

Mein neues dramatisches Märchen: „Ole Lukõie“*) ist nun gegeben worden und hat große Anerkennung gefunden. Bei der ersten Aufführung erlebte ich, was nur wenige Ver-

*) „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 169.

faſſer an einem Abend erlebt haben. Das Poetiſche in meiner Arbeit wurde von dem Publicum gar nicht verſtanden, und während des erſten und zweiten Actes betrug es ſich wild, gar roh — allein auf einmal im dritten Act klärte es ſich auf vor ihnen, allmählich wurde die ungeheure Maſſe (2500 Menſchen) ſtill, aufmerkſam und endlich drückte ſich die Anerkennung in ungetheiltem, ſtürmiſchem Beifall und tiefer Bewegung aus, dieſelbe Anerkennung haben die ſpäteren Vorſtellungen im hohen Grade erfahren.

„Daß der Reichthum nicht gleichbedeutend mit dem Glücke iſt, ſondern daß das wahre Glück in einem genügſamen, muntern Sinne und einer geſunden Seele beſteht", das iſt — ſagt ein Kritiker über Ole Luköie, — die große Lehre, welche der Dichter hier in ein reiches poetiſches Gewand gekleidet hat, eine Lehre, die ihre Anwendung wohl ſchwerlich in einem paſſendern Zeitpunkt als dem jetzigen finden könnte, wo die falſche Vorſtebung von einer vollkommen Gleichheit für Alle in den äußeren Verhältniſſen ſich der großen Maſſen bemächtigt hat. Ein junger Schornſteingeſelle, der bisher glücklich und zufrieden mit ſeiner alten Großmutter und ſeinem geliebten Mädchen gelebt hat, kommt am Abend ſeines 20ſten Geburtstages voll von all der Herrlichkeit nach Hauſe, die er in einem vornehmen Hauſe, wo er die Eſſen gekehrt, geſehen hat. Einer der Nachbarn, ein Krämer, Repräſentant der großen Menge, welche Geld für das Höchſte hält, greift zerſtörend in dieſes ſtille, idylliſche Leben ein und erfüllt das Herz des jungen Mannes mit einer mächtigen Sehnſucht nach Reichthum und allen Gütern der Welt. In ſeinen Grübeleien wird er von Ole Luköie (der Sandmann, der Traumgott) überraſcht, — (der kleine Ole Luköie iſt ein Kind, in Hemd und Schlafmütze und geht auf Socken) — welcher den Schirm der Träume über ſeinem Haupte ausſpannt, und in der Traumwelt gehen nun ſeine kühnſten Wünſche in Erfüllung. Er träumt, daß ein Feuer ausbricht, und ſpringt auf, um löſchen zu helfen; als er zurückkehrt, begegnet ihm der Geiſt eines verſtorbenen Tagediebes (Stutzer's), der während er lebte, die Perle des Lebens im Rinnſtein verloren hat und nun dazu verdammt iſt, ſie

zu ſuchen. Dieſem, wie allen Geiſtern, iſt es ein Leichtes, Wunderwerke zu thun, und er gewährt unſerm Schornſteinfeger drei Wünſche, die alle in Erfüllung gehen ſollen. Erſt wünſcht ſich dieſer nur ein paar von ſeinen Leibgerichten, da er ſie aber erſt finden kann, wenn er nach Hauſe kommt, ſo will er auch etwas haben, was er gleich haben kann, und wünſcht ſich viel Geld. Er bekommt es, aber unter der Bedingung, daß er ſich ſeinen dritten Wunſch aufſparen ſoll, bis es verbraucht iſt, und unter dem Vorbehalte der Zuſtimmung des Geiſtes. Das Geld iſt bald in Saus und Braus aufgegangen, und nun wendet er ſich wieder um mehr Geld an den todten Tagedieb; dieſer will ihn aber nicht erhören. Es wird ihm jedoch auf andere Weiſe geholfen, und er erreicht das Glück, ſtets **Geld genug** zu haben; der Dämon aber, der es ihm verſchafft und der ſich in der Geſtalt des alten Krämers zeigt, hat die Bedingung geſtellt, daß er zum Erſatz dafür nie mehr ſingen und jubeln darf. Er ſieht die Munterkeit ſeiner Jugend begraben werden (ein blühender Roſenbaum im Sarge) — er ſtürzt ſich in den betäubenden Strom des Genuſſes, doch je tiefer er darein verſinkt, deſto ernſter und trauriger wird er. Alle Quälgeiſter des Reichthums lagern ſich um ſeine Seele und zeigen ihm ſtatt des Glückes die Schrecken, welche einem ruchloſen Leben auf dem Fuße folgen. Die Pflegemutter der Krankheiten, ſelbſt der Tod erſcheinen. Der arme Schornſteinfeger in Sammt und Seide! ſeine Verzweiflung nähert ſich dem höchſten Punkte; ſchon drohen ihn die Wolken des Mißmuths zu vernichten, da plötzlich gedenkt er Gottes, ſeinen Jugendſinn und ſein frohes Glück ſieht er noch als „Schattenſpiel an der Wand", die Jugendlieder klingen im Sinne, — da gedenkt er ſeines dritten Wunſches und er ſteht wieder vor dem Geiſte, dem er ſeinen letzten Wunſch ausſpricht, nämlich die Wiedererlangung ſeiner früheren Zufriedenheit und Munterkeit in den Armen ſeiner Lieben. Kaum hat er geendigt, ſo ſproßt ein Roſenbuſch aus der Erde empor und der Geiſt pflückt eine Roſe nach der andern, die Roſen der Zufriedenheit, der Munterkeit, der Liebe und bewirft den Trauernden damit, der ermattet auf einer Treppe hingeſunken iſt. Aber die

Treppe verſchwindet, und er ſitzt wieder in ſeinem kleinen Zimmer, in dem alten Lehnſtuhl, in dem er eingeſchlummert iſt, und im Arme ſeiner Lieben, die ihn am Morgen ſeines Geburtstages unter einem Blumenregen von Roſen mit Liebkoſungen wecken, erwacht er zu einem neuen Leben. Der Traum und der kleine Ole Luköie iſt verſchwunden.

Die deutſche Ueberſetzung des Stückes wird bald erſcheinen, und dann will ich Eurer Königl. Hoheit es überreichen; ich glaube, es wird auf der Weimar'ſchen Bühne gefallen können; es würde mich erfreuen, wenn es mich bei den Vielen dort, deren Andenken ich mit Liebe und Dankbarkeit bewahre, in freundliche Erinnerung brächte. Ich hoffe auch, daß es bei den meiſten deutſchen Bühnen angenommen werden wird.

Der Winter in Copenhagen gab uns hier eine bunte Abwechſelung, ſowohl auf der Bühne wie in privaten Kreiſen; der prächtigſte Ball war bei dem Prinzen Friedrich*). Unſere Conzerte ſpendeten den Genuß Mendelsſohnſcher Töne in reicher Fülle, jetzt lockt die Gemälde-Ausſtellung mit ihrer Farben-Welt. Mittlerweile kommt der Sommer auf des Storches Rücken herangeflogen, die Dampfſchiffe arbeiten ſich ſtöhnend hinaus, hinaus! Wer da mitfliegen könnte! Gott ſegne Sie, mein theurer, hoher Freund! Ein herzliches Lebewohl! —

Bei Ihrer Königl. Hoheit der Erbgroßherzogin und den hohen Eltern bitte ich Sie, mich in gnädige Erinnerung zu bringen. Morgen über acht Tage kommt der Kronprinz von Schweden nach Copenhagen, verweilt hier zwei Tage und geht dann nach Holland; vielleicht gehen auch Eure Königliche Hoheit nach Haag? — Wann ſehen wir uns? Vielleicht künftiges Jahr in Stockholm?

Eurer Königl. Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

*) Prinz Friedrich Wilhelm, ſpäterer Landgraf von Heſſen.

XLII.

Copenhagen 16 Mai 1850.

Mein theurer, edler Erbgroßherzog!

Wenn ich einen Brief von Ihnen bekomme und immer gleich, nachdem ich Ihnen geschrieben habe, rührt es mich tief; in jeder Zeile fühle ich die Pulsschläge Ihres Herzens, daß Sie in Mitten der reichen Abwechselungen eines Hofes und wahrscheinlich mit einer weitläufigen Correspondenz beschäftigt, meiner immer so liebevoll gedenken und mir das zeigen, das ist es, was ich in meinem stillen Sinne bewahre und was mir beweist, daß unsere Freundschaft eine ewige Jugend hat. Ja, ich habe die Ueberzeugung, daß bei allen wechselnden Gestaltungen des Lebens, Sie, mein theurer, hoher Freund, mir immer gut bleiben werden, so wie ich mich Ihnen mit meiner ganzen Seele anschließe. Ach, könnte ich Sie nur bald wieder sehen, wie in alten Zeiten! ja die alten Zeiten! Und es sind doch nur wenige Jahre vorübergegangen seit dieser meiner schönsten Zeit. Möchte Gottes Segen und Frieden über den Menschen ruhn! Könnte ich nur hinausfliegen! Wie sehne ich mich danach! Für diesmal beschränkt sich mein Ausflug auf Dänemark. Der Wald ist grün, die Sonne scheint. An Pfingsten bleibe ich bei Ingemann (dem Dichter) in dem stillen, walddunkeln Sorö, da wo Holberg lebte; von da fliege ich nach Jütland zu meinem gewöhnlichen Sommerbesuch bei der alten Excellenz dem Grafen Moltke, der mich mit väterlicher Liebe umfaßt; da lebe ich frei, gemüthlich, kann, wie es mir beliebt, kutschieren, lesen und dichten.

Wenn Ew. Königliche Hoheit mich mit einem Briefe beglücken wollen, bitte ich Sie, ihn unter gewöhnlicher Adresse an Se. Excellenz den Geheimrath Collin in Copenhagen zu senden, er weiß immer, wo ich bin.

Unsere Gemälde-Ausstellung ist in diesem Jahre reich und anziehend; malerische dänische Bauernwohnungen mit Leben und Laune, die jütländischen Haiden mit dem blühen-

den Haidekraut im Sonnenſchein, echt däniſche Bilder vom Kriegsſchauplatze, däniſche Wälder mit Licht und Schattenpracht und kleine poetiſche Genrebilder. Jerichau hat uns „Adam und Eva“ (Gruppe) gegeben.

In der ſcandinaviſchen Geſellſchaft hörten wir echt nordiſche Muſik, im Muſikverein Mendelsſohn's und Gade's Compoſitionen. Das Theater brachte viel Neues: Pſyche, Ballet von Bournonville, Tragödien von Hauch und Bredal u. a. m.

Aber nun zieht der Frühling den großen Vorhang auf: Die Buchenwälder ſind die Couliſſen, die Sonne überſtrahlt das Lampenlicht. Wäre nur das Sommerdrama: Friede und gute Zeiten! Gott ſegne Sie, mein theurer hoher Freund!

Ew. Königl. Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

XLIII.

Glorup in Fühnen, den 12. Juli 1850.

Mein lieber theurer Erbgroßherzog!

Friede! — Friede mit Deutſchland! ſo klingt es durch mein Herz. Es iſt wahrlich wie ein Sonnenſchein, wie ein feſtlicher Sonntag. An ſo Viele, die mir lieb ſind in Deutſchland und mit denen ich in langer Zeit keinen einzigen Brief gewechſelt habe, hätte ich eben in dieſem Augenblicke ſchreiben mögen, denn meine Gedanken fliegen jetzt ſo weit umher; doch kann ich nur an Einen ſchreiben und dieſer Eine ſind Sie, mein hoher, edler Freund! empfangen Sie durch dieſen Brief mein ganzes Gefühl, meine ganze Freude!

Alſo kann ich wieder daran denken, meine Nachbaren

zu beſuchen, meine Brüder jenſeits der Elbe, das Land, wo Göthe geſungen, wo Luther geprebigt, wo Kunſt und Wiſſenſchaft ſo viele Strahlen über die Welt ausgebreitet haben — das Land, wo ich ſo viel Güte erfahren ſo viele Freunde erworben habe. — Friede! Friede mit Deutſchland, und daß es dabei anerkannt wird, daß Dänemark nur ſein Recht wollte — das macht mein Herz ſo leicht. Möchte nur kein Blut mehr fließen, möchte das begonnene Friedenswerk in Gott gedeihen. — Lange, lange habe ich nichts von Ihnen gehört! Den Tag vor Pfingſten verließ ich Copenhagen und vor meiner Abreiſe ſchrieb ich an Ew. Königliche Hoheit, mithin jetzt vor 7 Wochen. In däniſchen und deutſchen Zeitungen ſuche ich immer nach „Weimar"; ich habe nicht geſehen, daß Sie fortgereiſt oder krank ſind. Ich weiß, daß Sie meiner gedenken; ich baue feſt auf meinen hohen Freund. —

Eine Oper von meinem Landsmann Saloman hat, wie ich höre, in Weimar Glück gemacht; das freut mich; könnte man nur in Deutſchland mehrere der däniſchen Opern, ſowie Kuhlau's „Lulu," Weyſe's: „Der Schlaftrunk," und Hartmanns: „Die kleine Cirſten" (Chriſtine) und: „der Rabe," ſie würden gewiß auch Glück machen. Von Overskous Luſtſpielen ſind einige an deutſchen Bühnen ſehr gut aufgenommen worden, aber man kennt nicht Schauſpiele wie: „Die Sparkaſſe" von Herz, „Rein" von Heiberg und andere ſolche gediegene Arbeiten.

Ich ſchreibe dieſen Brief auf dem ſtillen heimathlichen Glorup in Fühnen, bei dem alten Grafen Gebhardt Moltke, wo ich jetzt 4 Wochen mich aufgehalten habe, in einer Heimath, wo ich gern geſehen bin; den ganzen langen Tag kann ich da entweder in der Waldeinſamkeit herumgehen oder ungeſtört leſen und dichten. Hier habe ich die Friedensbotſchaft empfangen und zwar früher, als ich hoffen durfte; im Thiergarten des Grafen wurde ich von einem Jäger eingeholt; man hätte mich überall geſucht, ſagte er, um mir etwas Erfreuliches mitzutheilen, nämlich die verbürgte Nachricht von dem Frieden. Ich eilte nach dem Schloſſe, ſah das gedruckte Document — ach, mein hoher Freund, hätte ich in dieſem

Augenblick Sie umarmen können! Ich mußte weinen vor Freude und wieder in den Wald hinaus gehen; da ſang ich aus vollem Herzen deutſche und däniſche Lieder. Das war ein wahrer Feſttag! — Nun bekomme ich bald einen Brief aus Weimar adreſſirt nach Copenhagen (Amalienſtraße No. 155).

Die Pfingſtwoche war ich in Sorö bei dem Dichter Ingemann, der einige neue Novellen geſchrieben hat. Es waren ſchöne Frühlingstage, friſch ſchlugen ſchon die Buchen aus, von den duftenden Bäumen ſangen die Nachtigallen an den mondhellen Abenden. Von dort ging ich nach Jütland, nach dem maleriſchen Silkeborg, das mit ſchottiſchen Gegenden zwiſchen Nirling und Lommond-See eine auffallende Aehnlichkeit hat, nur iſt die däniſche Natur reicher an großen und ſtolzen Wäldern; hier ſah ich zum erſtenmale pechſchwarze Störche im grünen Moor herumſtolzieren, mächtige Adler ihre Beute in den fiſchreichen Seen erhaſchen. Im vorigen Jahre, erzählte man mir, wurde hier ein großer Hecht gefangen, mit dem ganzen Gerippe eines Adlers auf dem Rücken, mit den tiefhineingedrungenen Klauen mußte der Adler mit dem Hecht in die Tiefe hinuntergehen und da verfaulen.

Ueber Fredericia ging ich nach Fühnen; hier arbeite ich an meinen Reiſebildern von Schweden; von hier gehe ich über die Inſeln nach Copenhagen.

Eine kleine Geſchichte — einen neuen Beweis dafür, wie viel Poeſie in dem ſogenannten Zufälligen liegt — muß ich Ihnen doch erzählen. Beim Aufhängen friſcher Kränze auf Oehlenſchlägers Grab fand man einen welken Kranz, in welchem ein kleiner Sangvogel ſein Neſt gebaut und Eier gelegt hatte; das hätte Oehlenſchläger rühren und erfreuen können. Seine Lebensbeſchreibung werden Ew. Königl. Hoheit vielleicht bald leſen; aber ſchon vor dieſer Zeit werde ich wohl einen Brief haben und dann auch erfahren, wie es dem kleinen Prinzen Carl Auguſt geht, lange hörte ich nichts von ihm; jetzt iſt er wohl ein kräftiger junger Mann — wenn wir uns ſehen, bin ich ihm wahrſcheinlich ein Fremder. Bringen Sie meine herzlichſten, ehrfurchtsvollſten Grüße an die edle Gemahlin und die Königl. hohen Eltern. Beaulieu

hat mich ganz und gar vergessen! Wie geht's ihm? Auch der gute Eckermann, Marschall?

Leben Sie wohl, mein theurer, lieber Freund!

Ew. K. Hoheit innig ergebener

H. C. Andersen.

XLIV.

Copenhagen 21. December 1850

Mein lieber, theurer Erbgroßherzog!

Weihnachten nähert sich, das kindliche, glückliche Weihnachtsfest; in allen Häusern schmückt man die Bäume; auch in dem großherzoglichen Schloß zu Weimar steht der Christbaum, dann herrscht die Freude bei Klein und Groß an diesem schönsten Märchen-Abend des Jahres, diesem auch für die Großen echten Kinder-Abend. Dank für Ihre Freundschaft in dem alten Jahre; möge das neue sich hell und glücklich für uns Alle gestalten. Seitdem ich das letzte Mal schrieb, ist es lange her, — sonderbar genug, so lange, daß ich in der Zeit eine große Reise hätte machen können, während ich mein Stübchen nur verließ, um mich innerhalb der Wälle Copenhagens zu bewegen. Und doch bin ich weit herum gewesen in einer neuen Welt, welche einer meiner ältesten Freunde, unser berühmter H. C. Oersted, für mich geöffnet hat. Im Anfange dieses Jahres erschien sein Werk: „Der Geist in der Natur"; ich habe dieses Werkes früher erwähnt — es ist eine Schrift, nahe verwandt mit Humboldts Kosmos und doch weit entfernt davon. Ich bin 45 Jahre alt, aber ich fühle mich in mehreren Beziehungen oft wie ein Zwanzigjähriger. Ich glaube, daß ich als Dichter mehrere Stadien zu durchlaufen habe und daß ich mittelst Oersteds Schrift bis zu einem von diesen gelangt bin. Diese Schrift hat eine Sehnsucht nach der Wissenschaft in mir erweckt, und ich habe in dieser Beziehung in der jüngsten Zeit Vieles gelesen, was mich allerdings in der Productivität und in

auch in der Correſpondenz mit meinen Freunden geſtört hat; Oerſted war mir immer gut, er iſt ſeit vielen Jahren mein wahrer Freund; allein jetzt ſteht er mir noch näher; mein aufrichtiges Streben hat er verſtanden. Unter dieſem Entwickelungs-Prozeß iſt mein letztes Werk: „In Schweden“ verändert und wieder verändert worden. Wenn Sie, mein hoher Freund, im Anfang des nächſten Jahres dieſes Werk leſen, werden einige Abtheilungen desſelben Ihnen zeigen, wie das Leben und die Welt jetzt ſich in mir abſpiegeln. Seien Sie aber nicht beſorgt, daß ich das friſche Leben der Poeſie verlaſſe, um mich in die Regionen der Philoſophie zu begeben oder gar um Lehrgedichte zu ſchreiben; das kann nicht geſchehen. Für mich iſt das menſchliche Herz die Wunderlampe der Poeſie, die ich feſthalte, und ich ſtehe wie Aladin mit dieſer Lampe in der ſtrahlenden Höhle der Wiſſenſchaft; auch ſollen die Naturkräfte mich nicht zu ihrem Diener machen können; nein, ich will die Geiſter hervorrufen, welche auf mein Gebot mir ein neues Schloß der Poeſie aufbauen müſſen. Mit Oerſted habe ich oft viele lehrreiche Unterredungen; ich bitte, leſen Sie ſein Werk; es wird ſeinen Eindruck nicht verfehlen, und Sie, mein theurer, hoher Freund, werden den Mann lieb gewinnen. So eben wurde ſein 50jähriges Jubiläum als Lehrer an der Univerſität in Copenhagen gefeiert; die Benutzung der ſchönen Villa, welche Oehlenſchläger früher bewohnt, wurde ihm für ſeine Lebenszeit gewährt; von allen Zweigen der Intelligenz wurde er gefeiert und geehrt; der König verlieh ihm das Prädicat Excellenz. Es wurde mir übertragen, ſein Portrait mit einigen Verſen zu begleiten; ſie lauten in Proſa ſo:

Als der Gedanken Blitz aus Deiner Stirn entſprang.
Bekam die Wiſſenſchaft eine größere Sehkraft!
Einen unermeßlichen Schatz gabſt Du den Ländern der Welt,
Und durch all das Schöne in dem Wahren
Führſt Du uns zu Gott mit offenem Blicke.

Jenny Lind hat ſeit einem ganzen Jahre gar nichts von ſich hören laſſen; nur die Zeitungen erzählen mir von ihr und von den mänadenwilden Yankees. Frederika Bremer iſt auch in Nordamerika und bleibt da bis zum Frühling;

ſie hat aber doch an Oerſted und an mich geſchrieben; meine Schriften, ſagt ſie, ſind ſehr beliebt da und ich habe viele Freunde dort; ich werde ſie aber niemals ſehen; das große Meer iſt mir ein Schrecken, ſeine Beweglichkeit macht mich leiden, und doch liebe ich das Meer, das heißt, wenn ich auf trockenem, feſten Boden ſtehe. Meine Reiſe-Sehnſucht geht nicht nach dem Weſten, es müßte denn ſein nach England; nein, nach dem Süden will ich, nach Italien, und dahin geht der Weg über Weimar.

In einem Wiener Taſchenbuch: „Gedenke mein" 1851 ſteht eine Novelle: „Der Anſiedler auf den Halligen" von Clara von Maſſow, aber der Held dieſer Novelle bin ich, Hans Chriſtian Anderſen; es iſt etwas ſehr dreiſt, mich ſo darzuſtellen, denn ich lebe noch; leſen Sie, mein hoher Freund, doch dieſe eigenthümliche Geſchichte.

Der Bildhauer Jerichau geht bald wieder nach Rom; vor ſeiner Abreiſe wünſcht er, meine Portraitbüſte zu machen. Seine Frau hat ein Portraitgemälde von mir fertig; dieſes und ein gleiches von der Königin Carolina Amalia nimmt ſie mit nach London; bei der großen Ausſtellung werden Eure Königl. Hoheit, wenn Sie zu der Zeit da ſind, die beiden Gemälde ſehen können.

In dieſem Jahre werde ich, zum erſten Male in vielen Jahren, die Weihnachtszeit in Copenhagen zubringen; früher verlebte ich zu der Zeit acht buntwechſelnde ſchöne Tage beim Grafen Moltke auf Bregentved; jetzt iſt da ein Trauerhaus. Ein Sohn, der als freiwilliger Huſar diente, iſt im Lazarethe am Typhus geſtorben; er war ein herzlich guter Sohn, ein lieber Junge, bei den Weihnachtsfröhlichkeiten der Fröhlichſte.

Von dem Weihnachtsbaum in Copenhagen fliegen meine Gedanken nach dem Schloſſe in Weimar, wo glückliche Kinder, glückliche Eltern und Großeltern ſich um den Chriſtbaum ſammeln. Gott ſegne und erfreue Sie Alle! Frohe Weihnacht, glückliches Neujahr wünſcht

Ihr herzlich ergebener

H. C. Anderſen.

XLV.

Copenhagen, 6. März 1851.

Mein theurer, hoher Freund!

Wir hatten ſchon Frühjahr hier in Dänemark, mit grünenden Feldern und ſtrahlender Sonne, und ich war eben im Begriff — in Gedanken nämlich — mich unter Frieden und Sonnenſchein auf eine Reiſe in die Welt hinaus zu begeben, als auf einmal wieder ſtarker Froſt eintritt, und zwar ein ſtrengerer, als wir ihn gewöhnlich in der Mitte des Winters haben; die eisbelegten Gewäſſer verhindern jeden Reiſe-Gedanken; doch wir befinden uns ſchon im März-Monat, die Sonne wirkt kräftiger und die Knospen werden bald hervorſpringen — wenigſtens jenſeits der Elbe, wo ſie immer acht Tage eher als bei uns Inſelbewohnern ſprießen. Und dann, mein hoher, edler Freund, werden Sie mit dem erſten Grün, wenn nicht mich ſelbſt körperlich, ſo doch mein Ebenbild ſehen; ich freue mich darauf, als ob ich es ſelbſt wäre, denn Sie werden mich mit Ihrem liebenden Sinn noch herzlicher umfaſſen, und ich weiß, daß ich deſſen nicht unwürdig bin, ich der ich Sie ſo lieb habe.

Ich habe gewiß früher erzählt, daß Profeſſor Jerichau meine Portrait-Büſte modelliren wollte. Dieſe iſt nun fertig, eine höchſt gelungene Arbeit mit treffender Aehnlichkeit und lebendem Ausdruck. Er will nur 4 Abgüſſe nehmen und von dieſen einen für ſich ſelbſt und einen für mich Eigentlich hat er dieſe Büſte nur darum gemacht, um zwei edlen Leuten ſeine Ergebenheit zu bezeugen. So wie der Verfaſſer ein Exemplar ſeiner Dichtung zur Huldigung darbringt, ſo ſpricht er ſeinen Gruß und Dank in Thon aus. Dieſe Zwei ſind: Ew. Königl. Hoheit und Hr. Carl Hambro in London. Hambro iſt ein Däne; er hat zwei große Beſtellungen bei Jerichau gemacht, ein Basrelief und den vortrefflichen „Jäger“. Jerichau hat mich gebeten, zu fragen, ob Ew. Königl. Hoheit meine Büſte empfangen wollten, als ein geringes Zeichen ſeiner Dankbarkeit für die ihm und ſeiner Frau in Weimar

bewieſene Huld und Gnade. Ferner wünſcht er Auskunft darüber, ob in Hamburg oder Lübeck Jemand ſei, dem man die weitere Verſendung nach Weimar mit Sicherheit anvertrauen könnte.

Es freut mich der Gedanke, daß Sie ein ſichtbares Bild von mir haben werden, mein edler Herzog; man weiß nicht, wie bald man ſcheiden muß in dieſer Welt. Zwar hoffe ich, daß wir uns ſchon in dieſen Jahre ſehen; aber die Zukunft iſt unſicher, der Erdenball dreht ſich und Alles mit ihm.

Glückliche, friedenſtrahlende Tage*) habe ich in der letzten Zeit hier in Copenhagen erlebt; unſre Soldaten kamen zurück, geſchmückt mit Grünem und Blumen, als wenn der Frühling ſeinen Einzug hielte. Straßen und Häuſer waren prächtig geſchmückt, jeden Tag Feſtmahlzeit, jeden Abend Schauſpiele für die Heimkehrenden. Die ſtille Beſcheidenheit, die einfache Gutmüthigkeit dieſer Leute rührte mich immer, wenn ich mit ihnen ſprach. Nun ſieht wieder Alles ſo friedlich und ſchön aus; die tiefen Furchen, welche die Kanonenkugeln gepflügt haben, werden ſich mit Getreide bedecken, die Menſchen-Brüder werden ſich verſtändigen und ſich die Hände reichen, die Vögel ſingen, die Dichter ſingen — ach möchte dies viele Jahre ſo ſein!

Leben Sie ſo glücklich, mein edler Erbgroßherzog, wie ich es aus vollem Herzen wünſche. Der edlen Gemahlin und den hohen Eltern bitte ich noch meinen ehrerbietigſten Gruß zu bringen.

Den lieben Beaulieu, dem ich vorigen Monat geſchrieben habe, bitte ich zu grüßen. Und jetzt Lebewohl!

Ew. Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

N. S.**)

Dieſer Brief iſt am Donnerſtag nicht abgegangen, denn eben an dieſen Tagen hatte ich einen großen Verluſt. Eine

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 168.
**) Daſſelbe Seite 170—174.

theure Freundin, die Professorin Hartmann, die Gattin des Componisten Hartmann, starb. Sie war hochbegabt, liebevoll und ich kam beinahe jeden Tag in ihr Haus! — — Eben noch in diesem Briefe habe ich geschrieben: „man weiß nicht, wie bald man scheiden muß in dieser Welt" — und heute — denken Sie, theurer, lieber Freund, heute ist Oersted auch gestorben. Dänemark hat einen großen Verlust erlitten! und ich — 30 Jahre habe ich ihn gekannt, geliebt — Alle, Alle sterben! Lebe wohl, theurer, innig geliebter Freund.

Copenhagen 9. März 1851.

H. C. Andersen.

XLVI.

Glorup in Fühnen 17. Juni 1851.

Mein hoher, edler Freund!

Ew. Königliche Hoheit werden, hoffe ich, meine Büste von Jerichau empfangen und derselben einen freundlichen Platz in Ihrer glücklichen Heimath angewiesen haben. Nicht wahr, die Büste ist gelungen? Könnte ich nur selbst so vor Ihnen stehen!

Ein geistiges Bildniß von mir ist wohl auch in diesen Tagen Ihnen zugekommen, mein neues Bilderstrauß vom schwedischen Lande. Ich selbst stelle diese Dichtung neben meine Märchen, sie wird, wie die Märchen, wohl schwerlich in einer anderen Sprache als der des Originals sich genau auffassen lassen; doch hoffe ich, daß sie bei meinem hohen Freunde dieselbe gute Aufnahme finden wird. In Schweden, wo sie ebenso wie in Deutschland und England erschienen ist, scheint sie Aufmerksamkeit zu erwecken; schon gestern brachte mir ein Brief des König's Oscar gnädigen und freudigen Dank für diese Bilder aus seinem Lande. Ich bin nun höchst begierig zu wissen, welche Abtheilungen Ew. Königliche Hoheit

am meiſten anſprechen; die Form wird Sie an mein „Bilderbuch ohne Bilder“ erinnern.

Ich bin jetzt auf Fühnen bei Seiner Excellenz dem Grafen Moltke-Hvidfeldt und verbleibe hier bis in den Juli hinein; doch wollen Ew. Königl. Hoheit mich mit einem Briefe erfreuen, ſo bitte ich ſelbigen wie gewöhnlich nach Copenhagen zu ſenden unter der Adreſſe des Geheimen Conferenzrathes Collin; ich erhalte dann den Brief gleich. Anfangs Juli gehe ich nach Schleswig und Holſtein und ſpäter — aber es iſt noch nicht ausgemacht — nach Paris; da verweile ich nur kurze Zeit, um eine neue Dichtung zu Hauſe zu vollenden.

Beabſichtigen Ew. Königliche Hoheit, in dieſem Sommer zu reiſen? Wie glücklich, wenn ich Ihnen begegnen könnte!

Ich empfehle mich der gnädigen Erinnerung der hohen Gemahlin und der hohen Eltern.

Die ſchönen Tage in Weimar gehen mir wie Frühlings-Sonnenſchein immer durch den Sinn. Schöne glückliche Erinnerungen ſind doch der theuerſte Schatz. Gott erfreue und ſegne Sie, mein edler, theurer Erbgroßherzog!

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

XLVII.

Copenhagen, den 20. October 1851.*)

Theurer, hoher Freund!

Wir ſind ſchon im Spätherbſt, Sie und die Königliche Gemahlin werden ſchon wieder in der Heimath ſein, auf dem anmuthigen Ettersburg oder in der lieben Stadt Weimar. Ich laſſe meine Briefſtaube heute dahin fliegen und hoffe, ihr wie immer einen guten Empfang verbürgen zu dürfen.

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 177—184.

Seitdem ich mein letztes Werk: „In Schweden“ an Ew. Königl Hoheit gesandt, habe ich nichts von Ihnen gehört; dieses Buch ist aus meinem Herzen entsprungen, und ich freue mich bei dem Gedanken, daß Sie das Buch kennen; in Dänemark, Schweden, England und Deutschland hat es sich viele Freunde erworben, aber unter diesen möchte ich am liebsten diejenigen sehen, welche ich selbst schätze und liebe.

Im Stillen hatte ich eigentlich den Plan, Ew. Königl. Hoheit in Weimar persönlich zu überraschen. Ich wollte in diesem Sommer einen Ausflug nach Deutschland machen, namentlich nach dem unvergeßlichen Weimar, meine Freunde sehen und namentlich Sie, meinen hohen, theuren Erbgroßherzog. Ich reiste und kam nach Sachsen; in Weimar aber, hörte ich, sei Alles leer, die Besten und Liebsten seien fort, Sie und die Königliche Gemahlin in St. Petersburg und würden erst im September zurückkehren. Unter diesen Umständen wollte ich nicht hin in die mir sonst so liebe Stadt; ich blieb in Dresden und seiner Umgegend, besuchte Prag und Teplitz und war Ende August wieder hier in Dänemark.

Ich habe ein neues Drama für die Bühne geschrieben, ich finde es selbst recht gut und gemüthvoll, es würde mich freuen, wenn es auch für die Bühne in Weimar brauchbar wäre. Der Titel des Stücks ist: „Fliedermütterchen“. — Der Dichter Hauch hat unser Repertoire mit einem interessanten Drama bereichert. Dieses Stück: „Die Ehre verloren und wieder gewonnen“, spielt in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges, die handelnden Personen sind jedoch nur Schweden in Gustav Adolphs Lager. —

Die Frau des Bildhauers Jerichau, eine, wie Eure Königl. Hoheit wissen, ausgezeichnete Künstlerin, entwickelt ihr Talent mit jedem Tage mehr. Ihre zwei letzten Arbeiten sind: eine Carnevals-Scene, ein Balkon gefüllt mit schönen Damen, welche Blumen herauswerfen, das Ganze ist wie eine blendend schöne Georgine; das zweite Gemälde, zwei arme Bauernkinder, welche ein Lamm füttern, ist so dänisch-heimisch, wie nur möglich; dieses Stück, so natürlich, so lebensvoll, so wahr, so tief gefühlt, — sähe ich es in der Fremde, ich müßte mich nach der Heimath sehnen.

Wenn in einer ſchönen Stunde alte Erinnerungen Ihren Augen vorſchweben, mein theurer Erbgroßherzog, und Sie auch mein Bildniß ſehen, dann greifen Sie gleich nach der Feder und ſchreiben Sie. Nur Wenige können Sie mehr als ich ſchätzen und lieben.

In der letzten Zeit war ich öfter bei Ihrer Majeſtät der Königin Wittwe Carolina Amalia; ſie hat gleich nach Eurer Königlichen Hoheit gefragt, ob ich Sie geſehen und geſprochen hätte auf meiner Reiſe; ſie weiß, wie viel Gnade Sie mir bewieſen haben.

Meinen tiefſten und innigſten Gruß an die Königl. Hoheit, die Erbgroßherzogin und an die Königlichen Eltern.

Eurer Königlichen Hoheit

herzlich und innig ergebener

H. C. Anderſen.

XLVIII.

Kopenhagen, 31. Dezember 1851.

Mein theurer, hoher Freund!

Die geſchmückten Weihnachtsbäume haben ſchon ihren Schmuck verloren, die bunten Lichter ſind erloſchen, und noch iſt kein Weihnachtsbrief von mir nach dem lieben Weimar hingeflogen. Ich bin aber in dieſem ganzen Spätherbſt unwohl geweſen; die Nebeldecke über unſeren Inſeln macht den Sinn ſchwer, und ich mag nur ſchreiben mit Sonnenſchein im Herzen.

Einer meiner alten treuen Freunde, Graf G. Moltke-Hvidfeldt, iſt nun todt; auf ſeinem reichen Schloſſe in der ſchönen Waldeinſamkeit habe ich faſt jährlich mehrere Monate zugebracht; die alten Freunde verlaſſen uns allmählich. Aber eben deswegen ſollte man an den jüngeren feſthalten! Ja wohl, das wäre das Richtige, man thut es aber nicht immer. Ich weiß, ich bin treu im Herzen, meine Seele und meine

Gedanken verweilen bei meinen Freunden, wenn sie in der Ferne sind, und doch schreibe ich nicht genug an sie; so auch hier, mein edler theurer Freund! Von dem alten Jahre in das neue hinein reiche ich Ihnen die Hand, mit den besten Wünschen für Sie und die Ihrigen in der schönen Heimath.

Wills Gott, so sehen wir uns in künftigem Sommer, ich sehne mich so unendlich danach, o, welch ein Festtag für mich, wenn wir uns wieder begegnen! Eine ganze Epoche in der Weltgeschichte hat sich abgespielt, seitdem wir uns auf Etterèburg sahen.

Mitte April gehe ich nach Nord-Italien und komme wieder nach Deutschland zu Anfang Juli! — Mein neuestes dramatisches Gedicht: „Fliedermütterchen", wird, hoffe ich, gleich nach diesem Briefe in deutscher Uebersetzung an Ew. Königliche Hoheit gelangen. Mein Buchhändler Lorck in Leipzig hat den Auftrag, ein Exemplar gleich abzusenden, so wie eins an den Kammerherren Beaulieu; einige Bemerkungen hinsichtlich der Aufführung will ich beischließen, denn ich glaube, das Stück paßt für jede deutsche Bühne. Hier in Kopenhagen ging es in drei Wochen 13 Mal über die Scene; bei der ersten Vorstellung waren die Meinungen getheilt; das Phantastische mochte nicht gleich Jedem klar sein; nun aber findet es ungetheilten Beifall. Mehrere von unseren Dichtern haben diese kleine Dichtung lieb gewonnen, wie Hauch, Boye, Ingemann; ja unser strenger Kritiker Heiberg hat mir sogar seine Freude über diese Arbeit schriftlich bezeugt. Möchte es nun in Deutschland ebensogut aufgenommen werden.

Unter meinen eigenen Erlebnissen in dem letzten Jahre ist doch eine, welche ich meinem theilnehmenden Freunde mitzutheilen vergessen habe; eigentlich ist es aber auch etwas ziemlich Unwesentliches: ich bin vor einigen Monaten zum Professor ernannt worden.*) In diesem Winter bin ich fast immer in meiner Stube und habe nur ein paar Mal in die große Salonwelt hineingeguckt, nämlich in einem Concert bei der verwittweten Königin und am Weihnachtsabend in einer

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 184.

dramatiſchen Vorſtellung beim Landgrafen. Man gab ein deutſches Luſtſpiel: „Einer muß heiraten!“ in welchem die Prinzeſſin Auguſte von Heſſen die alte Tante ganz vortrefflich ſpielte; danach ein franzöſiſches Stück von Scribe: „L'héritière“, in welchem der Profeſſor Abrahams-Mons (du Chesne de Bellecourt) und die Prinzeſſin die Haupt-Rollen gaben. Ich hatte eine lange Unterredung mit dem Prinzen Friedrich*) von Heſſen, der ſich mit Freude ſeines Aufenthaltes auf der Wartburg erinnerte und mir einen Gruß an Ew. Königl. Hoheit auftrug.

Unſer genialer und berühmter Componiſt Gade hat drei von meinen Gedichten in Muſik geſetzt; das eine: „die Schneekönigin“ iſt eine außerordentlich gelungene Arbeit und wird den beſten Compoſitionen dieſer Art, z. B. dem „Erlkönig“ zur Seite geſtellt. Ich will dieſe Compoſition mitnehmen, wenn ich nach Weimar komme; doch erſt muß der Sonnenſchein kommen und mit ihm der Storch, die Schwalbe und die grünen Bäume; dann blühen die Linden bei Ettersburg; ich habe von ihnen noch einen Blüthenzweig, den mir Ew. Königl. Hoheit in dem erſten Jahre unſerer Bekanntſchaft überreichten. Und jetzt: den Gruß meines vollen Herzen an Sie, meinen hohen Herrn und Freund, an die hohe Frau Gemahlin und die K. H., die Eltern — dann auch an Jeden, der meiner freundlich gedenkt.

Ew. Königl. Hoheit treu ergebener

H. C. Anderſen.

XLIX.

Kopenhagen, 1. März 1852.

Mein theurer Erbgroßherzog!

Durch den letzten Brief von Ew. Königlichen Hoheit fühlte ich mich lebendig nach dem lieben kunſtgeweihten

*) Dem ſpäteren Landgrafen Friedrich Wilhelm von Heſſen, der 1884 auf Schloß Rumpenheim ſtarb.

Weimar verſetzt; die Ausführung der Idee, ein Monument für Göthe, Schiller, und Wieland zu errichten, wird mich freuen. Mit wenigen Worten haben Sie mir die Gräfin Roſſi ſo deutlich vorgeſtellt, daß ich ſie mit Theilnahme betrachte, wenn ich auch bedauern muß, daß die Glorie der Kunſt ſie nicht mehr, als die des Salonlebens ſtärken kann. So oft ich einen Brief von Ihnen, mein theurer, hoher Freund, bekomme, fühle und ſchätze ich Ihr treues Herz. Es iſt jetzt acht Jahre her, daß ich zum erſten Male nach Weimar kam, an Ihrem Geburtstag ſah ich Sie zum erſtenmal im Theater zu Weimar; auf Ettersburg reichten Sie mir zum erſtenmal die Hand; als wir ſchieden, ſagten Ew. Königl. Hoheit: „Schreiben Sie mir, ich will gewiß antworten.“ Damals glaubte ich — ich geſtehe es ehrlich — es ſei nur eine freundliche Redensart; aber wie treu, wie herzlich haben Sie Ihr Wort gehalten! Durch acht Jahre, unter wechſelnden Begebenheiten, den reichen Feſten bei Englands Königin und bei den großartigen Herrlichkeiten in St. Petersburg. Alles dies hat Sie nicht das Dichterherz in Dänemark vergeſſen laſſen. Alles dies geht ſo oft und ſo lebendig durch meine Seele; ich fühle oft faſt Heimweh nach Weimar; denn dieſe Stadt ſteht immer in Sonnenbeleuchtung vor meinen Blicken, ſie lächelt mich immer mit milden Augen an, und ich will ſo gerne glauben, daß ſie für mich noch immer dieſelbe liebevolle Stadt ſei. In fünf Jahren war ich nicht da. Ja wirklich, fünf lange inhaltsreiſe Jahre!

Wenn nun der Frühling kommt, beabſichtige ich nach der Schweiz und Nord-Italien zu reiſen, aber erſt 8 bis 14 Tage in Weimar zu verweilen, denn dahin führt mich meine Sehnſucht. Vor Allem bitte ich alſo um Auskunft darüber, ob ich Ew. Königl. Hoheit im Mai in Weimar treffen kann; meine Abreiſe von hier hängt nicht wenig von der Witterung ab. Wenn mein neues Stück: „Fliedermütterchen“ nicht früher an Sie oder an den Kammerherrn Beaulieu gelangen ſollte, ſo bringe ich es dann mit. Von dem Theater-Intendanten von Dingelſtedt in München, welchen ich bisher nicht kannte, habe ich einen Brief bekommen; er

bittet, ich möchte ihm „Fliedermütterchen“ ſchicken und ihm die beſten däniſchen, für Deutſchland paſſenden Arbeiten empfehlen; ich habe ſchon ein langes Verzeichniß davon gemacht.

Die däniſche dramatiſche Literatur iſt in der That ſo reich, daß man ſehr leicht für jeden Abend im Jahre eine Original-Arbeit finden könnte. Nur ſehr Weniges davon iſt in Deutſchland bekannt, mit Ausnahme von Oehlenſchläger's „Correggio“, Overſkou's „Die Fatalitäten am Hochzeitstage“ und Hertz's „König René's Tochter“. Wenn ich nach Weimar komme, kann ich umfaſſender als durch Briefe mit Ew. Königl. Hoheit und dem Kammerherrn Beaulieu über die großen dramatiſchen Literatur-Reichthümer ſprechen. — Von meinen Märchen iſt wiederum eine neue ſchöne Ausgabe in London erſchienen; ich gehe nun auch damit um, eine Geſammtausgabe meiner Schriften hier in Dänemark zu beſorgen, und in Rückſicht darauf bearbeite ich jetzt meine Biographie. Indeſſen habe ich einige „Geſchichten“ geſchrieben, die ſich meinen Märchen anſchließen können. Vielleicht werden ſie mit einigen kleinen dramatiſchen Arbeiten unter dem Titel: „Aus der Märchenwelt und für die Bühnenwelt“ gedruckt.

Ueber „In Schweden“ habe ich noch von Ew. Königl. Hoheit kein Wort gehört; leſen Sie doch das Büchlein, ich glaube und hoffe, die kleinen Bilder werden Sie anſprechen. — Hier in Dänemark haben wir einen merkwürdigen milden Winter, die Felder ſind fortwährend grün, die Störche kamen ſchon im Januar und kein Eis bindet das Waſſer; die letzten Nächte wurden von dem ſchönſten Nordſchein erleuchtet, in wechſelnden Farben breiteten die Flammen ſich über den Himmel aus.

Ew. K. Hoheit wollen meinen Gruß, in allertiefſter Ehrfurcht gebracht, an die edle königliche Gemahlin und die hohen Eltern übermitteln. Herzliche Grüße an die Frau von Groß, Gräfin Beuſt, Kammerherrn und Frau von Beaulieu, den guten Eckermann, Schöll's. Wäre nur bald der Frühlingsmorgen da, wo ich in Ew. K. H. Stube hineintreten und meinen hohen theuren Freund ſehen könnte,

o wie wollte ich mich freuen, denn Sie ſind ſicher unverändert derſelbe, wie ich

Eurer Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

L.

München 28. Juni 1852.

Mein edler, theurer Erbgroßherzog!

Die Tage verwehen wie Stunden, ich bin ſchon acht Tage in München und noch habe ich nicht an Eure Königliche Hoheit geſchrieben; ich dachte immer daran, mein Herz iſt voll von dem innigſten Dank für all die Güte, Gnade und Freundſchaft, die Sie mir geſchenkt in jenen unvergeßlichen Tagen in Weimar. Drei Wochen bin ich da geblieben und Alles war ſo herzlich und gut, und ſchön wie die Wirklichkeit, iſt jetzt noch die Erinnerung. Wenn ich wieder komme, hoffe ich, daß der „Fliederbaum" auf der Bühne blüht; nehmen Sie die Dichtung freundſchaftvoll an, mein theurer Erbgroßherzog. Die Muſik läßt ſich leicht arrangiren nach den im Buche angegebenen Melodieen, doch wünſche ich ſehr, daß die beiden Melodieen, die ich hier beim Intendanten als Beilage gab, benutzt werden mögen.

München*) ſpricht mich außerordentlich an! im „Bazar" habe ich München mit einem Roſenſtocke verglichen, welcher jetzt in voller Blüthe ſteht; die Aukirche iſt eine wahre Paſſions-Blume, wie in einem Momente aufgeſprungen, — die Baſilika eine goldene Nelke mit herrlichem Dufte und Orgeltönen. Der Theater-Intendant hat mir für die ganze Zeit, die ich hier bleibe, eine ganze Loge im Theater zur Verfügung geſtellt; der König hat mich außerordentlich gnädig und huldreich empfangen, ich wurde zum Mittag abgeholt

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 188 bis 192.

nach dem Schloß Starenberg. Mit dem König fuhr ich über den See nach einer kleinen Blumen-Insel; Seine Majestät zeigte mir die schönen Aussichten; wir gingen miteinander und er sprach mit mir so gnädig, so herzlich, wie beinahe Sie, mein hoher, theurer Freund. Auf der Insel stand eine alte Kirche — ein Fliederbaum neigte die Zweige zur Erde — der König selbst brach eine Blüthe ab und gab sie mir, die kommt in mein Album neben den Lindenzweig, welchen Sie, mein hoher Herr, mir einmal, vor langen Jahren beim ersten Besuch auf Ettersburg gaben.

Die Gräfin Egloffstein habe ich gesprochen, im Schloß beim König Ludwig. Die deutsche Schriftstellerin Frau Robinson aus Borton, die ich bei Hofrath Schöll in Weimar kennen lernte, ist auch hier. Dienstag gehe ich nach Milano und über die Schweiz zurück; wenn ich auf einen Brief hoffen darf, dann geht dieser nach Zürich poste restante. Ende Juli gehen die Briefe nach Kopenhagen, wo ich die Seebäder brauchen will.

Gott segne Eure Königliche Hoheit! bleiben Sie mir immer gut und bringen Sie meinen ehrfurchtsvollen Gruß und herzlichsten Dank an die Königliche Frau Gemahlin und die hohen Eltern.

Ew. Königlichen Hoheit

dankbar ergebener

H. C. Andersen.

I.I.

Corselitza, Falster 21. August 1852.*)

Ew. Königliche Hoheit

haben meinen letzten Brief empfangen, eben als ich im Begriff war, das Herz voll von Weimar und froh über die schönen Tage in München, über die Alpen nach Italien hin-

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Bd. II S. 193, 194.

einzugehen; jetzt liegen mehrere Wochen dazwiſchen und dieſe ſind durch die Abwechſelung des Reiſelebens für mich wie ein ganzes, reiches Jahr. Der Weg über den Splügen, den ich früher nicht kannte, iſt großartig und erhebend; es iſt eigenthümlich, ſo über den Rückgrat der Erde zu reiſen, hoch durch die Wolken, von Alpenroſen und Schnee umgeben; die Waſſerfälle brauſen einer nach dem andern, und tief unter dem Wege, der wie ein Schwalbenneſt an dem Felſen hing, ſtrömt der Rhein ſo ſchäumend, ſo wild, ſo übermüthig, als ſei er doch immer der Wichtigſte in der ganzen Scenerie.

Einige Tage vor meiner Ankunft in Milano war die Diligence von 12 Räubern überfallen worden; 6 davon wurden ergriffen und eben am Tage meiner Ankunft gehängt. Die Hitze war unausſtehlich, 32 Grad im Schatten, nur bis Abends und Morgens früh konnte man ausgehen; ich war dann oben auf dem Dom; die großartige Schönheit dieſes Gebäudes ergriff mich jetzt weit mehr als vor neunzehn Jahren, da ich zum erſten Male dort war. 19 Jahre ſind vorüber, ſeit ich meine erſte Reiſe nach Italien machte und meinen Improviſator ſchrieb; als ich nun den Dom beſtieg und über das Land hinaus ſah, wie Moſes über Canaan, kam es mir vor, als ſollte ich ihm für immer Lebewohl ſagen. Gott weiß, ob es nicht ſo ſein wird.

Die Hitze hat mich diesmal mit ihrem Flammenſchwert aus dieſem Paradies der Poeſie getrieben, ich konnte nicht athmen und war froh, als ich vom St. Gotthardt in das Land gegen Norden hinabſchaute.

Ich verweilte einige Tage am Vierwaldſtädterſee, für mich dem ſchönſten aller ſchweizeriſchen Seen; ich fühlte mich da ſo erfriſcht, ſo zufrieden. Die Schweiz iſt eine ganze Dichtung von dem lieben Gott ſelbſt; dies mag wohl der Grund ſein, warum das Land ſelbſt keine Dichter hervorgebracht hat. Ich nahm Abſchied von ihm bei Schaffhauſen. Der weltberühmte Waſſerfall da wollte mich aber nicht gleich anſprechen, er ſchien mir kleiner als der bei Trollhätta in Schweden, ja ſelbſt kleiner als einer unbekannten Namens beim Splügen. Doch als ich hinunter kam, war der Eindruck ein ganz anderer. Die ungeheure Waſſermaſſe rechts

iſt es eigentlich, welche die ganze Sehkraft in Anſpruch nimmt; es iſt eine einzige lange Welle, welche ſich in wirbelnden ſchneeweißen Wolken auflöſt. Es iſt die Schöpfung einer Wolken-Welt, es iſt ein ſich in ſtrahlenden Dampf auflöſender Gletſcher. Durch den ernſten Schwarzwald, wo die Kohlenmeiler durch das Walddickicht glühten und wo alle hübſchen Menſchen mir wie Bekannte aus Auerbachs Dorfgeſchichten vorkamen, kam ich nach Freiburg und dann ging's auf den Flügeln des Dampfes durch die Länder und den Rhein hinab.

Ueber 14 Tage ſchon bin nun zu Hauſe und brauche das Seebad auf Falſter. Ich bin hier zu Beſuch bei einer liebenswürdigen Familie, nämlich bei dem Kammerherrn Klaſſen. Der Wald und der Garten von Corſelitza gehen nach der offenen See mit den kühlen Wellen hinaus. Ew. Königl. Hoheit ſehen vielleicht in dieſem Augenblick eine noch ſchönere See, das Mittelmeer; möchte jede heranſchwellende Welle Ihnen den Apfel der Geſundheit bringen.

Morgen gehe ich nach Copenhagen. Die Königin Karoline Amalie (Wittwe Chriſtian's des VIII.) hat mich allergnädigſt eingeladen, etliche Tage in ihrer Nähe zu verweilen, auf dem ſchönen Sommerſchloß Sorgenfrei, nach einer Woche bin ich wieder zu Hauſe. — Mein herzlichſtes Lebewohl!

Ew. Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

LII.

Kopenhagen 25. October 1852.

Schon zwei Monate bin ich zu Hauſe und habe noch nichts von meinem lieben Erbgroßherzog gehört. Theurer hoher Herr, Sie ſind doch nicht krank? Sind Sie auf Reiſen? Zwei Monate keinen Brief! Ich habe ſchon lange

nach Weimar geſchrieben. Eure Königliche Hoheit haben meinen letzten Brief aus Kopenhagen erhalten? Ich will es hoffen.

Meine geſammelten „Hiſtorien" werden Sie, nach dem meinem Buchhändler gegebenen Auftrage, in dieſen Tagen bekommen; wenn Ew. Königliche Hoheit dieſe geleſen haben, darf ich wohl die Brieftaube aus Goethes und Schillers Stadt erwarten?

Der Komponiſt Hartmann hat an Dr. Liszt auf deſſen Wunſch ſeine Oper: „Der Rabe", nach Weimar geſandt, hat aber nichts ferner davon gehört. Iſt Ew. Königl. Hoheit etwas davon bekannt? Es iſt ein muſikaliſches Werk von großer Bedeutung. Gläſer's neue Oper: „Die Waſſernixe", zu der ich den Text geſchrieben habe, kommt im November auf der Kopenhagener Bühne zur Aufführung, unſere große ſchwediſche Sängerin, die Borgnehr, giebt darin die Königin Chriſtine von Schweden. Der Dichter Etatsrath Hauch hat ein neues Drama: „Die Jugend Tycho Brahe's" geſchrieben, es wird morgen Abend zum erſten Male gegeben.

Und damit Lebwohl, theurer, lieber Erbgroßherzog Schreiben Sie bald, ich darf es wohl hoffen.

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LIII.

Kopenhagen, Neujahrsabend 1852.

Mein theurer hoher Freund!

In einer Zeitung las ich geſtern zufällig: „der Erbgroßherzog von Weimar mit Gemahlin ſei am 20ten Dezember von einer Reiſe nach Italien zurückgekommen"; es freute mich herzlich, denn ich wußte ſeit 6 Monaten nicht, wo Sie waren, mein hoher Herr; ich meinte, Sie wären

ſchon früher zurück, ich ſchrieb, bekam aber keine Antwort; es war mir unerklärlich, weil ich Ihre Geſinnung kenne. Ich war im Herzen ſehr betrübt und war mir keiner Schuld bewußt, warum ich ſo ganz vergeſſen ſein ſollte. Aber jetzt iſt Alles klar und gut, Sie ſind auf Reiſen geweſen und eben jetzt zurückgekommen, die Zeitung hat mich wieder froh und heiter gemacht. Meine letzte Schrift „Hiſtorien“ ſchickte ich Ihnen ſoeben; wenn Sie ſie geleſen haben, wünſche und hoffe ich zu hören, welchen Eindruck Sie davon haben; ſowohl hier in Dänemark, wie im Auslande ſtellt man ſie meinen beſten Märchen an die Seite. — Ew. Königl. Hoheit ſind alſo in Italien geweſen! Dieſes Land iſt feſt in mein Herz gewachſen und iſt ein Stück von meiner Dichterwelt. Sie waren in Rom und Neapel, haben das Leben genoſſen und ſind glücklich geweſen! Ach, wie gönne ich Ihnen dieſe frohe Zeit; Sie ſind gewiß auch mit der hohen Gemahlin geſund und froh zurückgekommen. Bald bekomme ich einen Brief! nicht wahr? Die Lind-Goldſchmidt lebt mit ihrem Manne in Dresden, und wie eine Einſiedlerin, ſchreibt man; ſie nimmt keine Einladungen an, doch hat ſie verſprochen, im Theater in einem Concert für die Armen zu ſingen. Mein Landsmann, der berühmte Componiſt Gade, mit ſeiner jungen Frau iſt als Muſikdirector für die Concerte im Gewandhaus für die drei Wintermonate nach Leipzig gegangen; eine hübſche geiſtreiche und muſikaliſche Landsmännin von mir, die Baroneſſe Lilienkron, hat jetzt ihre Heimath in Jena. Haben Ew. Königl. Hoheit dieſe Dame geſehen? Sie iſt mit Schober verwandt, ihre Mutter eine geborene Siboni, ihr Vater ein reicher Kopenhagener Kaufmann, deſſen intereſſantes Haus ſelbſt von den Prinzeſſinnen beſucht wird. Liszt iſt ſehr oft da geweſen. Wie geht es ihm, ich höre nie ein Wort von ihm! Auch der gute Beaulieu hat mich ganz und gar vergeſſen.

Und nun leben Sie wohl, leben Sie glücklich, mein theurer, hoher Freund! Ich bringe meinen Dank für Ihre Geſinnung, für jeden freundlichen Gedanken für mich, meinen Dank für das alte Jahr! Mein kleines Buch iſt ein beſcheidenes Sträußchen auf Ihrem Weihnachtstiſch; einige Blumen davon, wie „Sie taugte nichts“, „Es iſt ganz gewiß“,

„Unter dem Weidenbaum" — werden Sie gewiß erfreuen. Daß ich doch bald hören möchte, daß Sie und Alle auf Ettersburg und in Weimar ſich wohl befinden!

Ew. K. Hoheit innigſt ergebener

H. C Anderſen.

Nachſchrift: Kopenhagen, 1. Januar 1853.

In dieſem Augenblick bekam ich Ihren Brief, mein theurer lieber Erbgroßherzog! Gott ſegne Sie! Ihr Brief iſt für mich ein ſchöner Neujahrs-Gruß! Werden Sie doch bald geſund, und ſchreiben Sie dann wieder, ich darf es hoffen! Möge dieſes Jahr auch ein ſchönes und glückliches werden.

Ew. K. Hoheit dankbarer

treuer

H. C. Anderſen.

LIV.

Glorup bei Ryborg in Fühnen,
2. Juli 1853.

Mitten in Jütland, im Begriff nach Fühnen zu reiſen, las ich in der Zeitung, zu meiner großen Betrübniß, daß Sie, mein hoher, theurer Großherzog, Ihren edlen guten Vater verloren haben; ich weiß, wie ſchmerzlich es iſt, Jemand zu verlieren, den man liebt, an welchen man feſtgewachſen iſt. Die Dahingegangenen haben es beſſer als wir, die Lebenden, und doch bekommen wir einen Freund mehr im Himmel, nach welchem wir uns ſehnen. Ich verſtehe die Trauer des Sohnes, des treuen, liebevollen Sohnes, des Mannes mit dem edlen Herzen, wie das Ihrige, wegen deſſen ich Ew. Königl. Hoheit ſo lieb haben muß.

Ein großer heiliger Wirkungskreis iſt Ihnen nun eröffnet, mein lieber theurer Großherzog. Gott ſtärke und führe Sie, er, der die Herzen kennt.

In der neuen Thätigkeit Ihres Lebens werde ich jetzt wohl ſeltener von Ihnen hören, aber ich glaube feſt an Sie, daß ich in Ihren Gedanken fortlebe, wie Sie in meine Seele hineingewachſen ſind.

In Dänemark, das heißt in Kopenhagen, ſind jetzt die Tage der Prüfung, die Cholera greift ſehr um ſich, ich lebe in beſtändiger Angſt um meine Freunde dort. Dieſe und der Arzt wollen, daß ich nicht vor dem Ende der Epidemie zurückkomme, darum gehe ich nach Silkeborg in Jütland und bleibe da bis auf Weiteres; aber vielleicht kommt die Krankheit auch dahin, ſie iſt ſchon auf der Inſel Falſter, Gottes Wille geſchehe! ich habe auf dieſer Erde Freude und Glück genug empfangen, treue und edle Freunde erworben, und unter dieſen ſtehen Sie obenan, mein theurer Großherzog. Sie gehen einem thatenvollen, glücklichen Leben entgegen Gott ſegne Sie und Ihr Haus! Bringen Sie Ihrer kaiſerlichen Mutter meine tiefgefühlte Theilnahme, meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit. Gott mit Ihnen!

Eurer Königlichen Hoheit

herzlich treuergebener

H. C. Anderſen.

LV.

Silkeborg in Jütland,
den 4 Auguſt 1853.

Mein lieber, theurer Großherzog!

Sie haben mitten in ernſten, ſchweren Tagen mir eine große Freude gemacht, mir in mein Herz hineingeleuchtet, indem Sie gleich nach dem Empfange meines Briefes mir geſchrieben haben, ſo herzlich, ſo gut! ich weiß und verſtehe, wie gerade jetzt Ihre Zeit in Anſpruch genommen iſt. Wie

liebevoll, wie herzlich iſt es von Ihnen, zu ſchreiben, und augenblicklich! Sie ſind edel und gut, Gott ſegne Sie deswegen. Ihren Brief empfing ich oben in Fühnen bei dem Grafen Moltke; deſſen Frau iſt eine geborene Ruſſin: Raſomoſski, ich glaube, die kaiſerliche Hoheit kennt dieſelbe; den 20. war die ſilberne Hochzeit des gräflichen Paares, beinahe 1600 Bauern waren hier eingeladen, ſie tanzten unter den Linden in den großen Alleen, der Garten war hübſch illuminirt, die Muſik klang, es ging bunt und luſtig her. Aber mein Herz war ſchwer, ich konnte die Gedanken nicht abwenden von denen, die ich liebe in Kopenhagen, und eben von dieſen bekam ich mitten im Feſte Kunde, wie der Todesengel beinahe von Haus zu Haus geht. Vier mir ſehr Befreundete ſind ſchon dahingegangen, unter dieſen einer von unſern Dichtern, der Paſtor Boye, welcher ſehr ſchöne Tragödien für die Bühne und edle hohe Pſalmen für die Kirche geſchrieben hat. Jeden Tag bringt die Poſt neue Trauerkunde; die Familie der Excellenz Collin, wo ich, wie Sie wiſſen, wie ein Sohn im Hauſe bin, iſt ſchon aus der Stadt gezogen, denn ihr großes ſchönes Haus in der Stadt liegt in dem am meiſten angegriffenen Viertel. Jeden Tag muß ich bereit ſein, zu hören, daß die Liebſten und Beſten von Gott abgerufen ſind. Vorgeſtern kam ich aus Fühnen hierher nach Silkeborg zurück, wo ich bei lieben Leuten bleibe, in einer großen ſchönen Natur. 1844 war hier nur Haide und tiefer Wald, nahe an der großen fiſchreichen „Gudenau", da kamen zwei reiche Brüder: Drewſen und legten eine Papierfabrik an; neben dieſer entſtanden etliche Häuſer und nun in dieſen wenigen Jahren iſt hier eine Stadt geworden mit Straßen und Boutiquen. Man bekommt hier einen Begriff davon, wie in Amerika die Coloniestädte hervorſchießen. Hier auf Silkeborg ſieht man, wie die Wälder gefällt werden und die Häuſer unter dem Pfluge der Kultur entſtehen. Hier ſind bedeutende Waldhöhen; die ganze Natur iſt ein Gemiſch von Schottland und Schwarzwald; hier im Walde niſtet der Königsadler und in den ſumpfigen Mooren trifft man ſchwarze Störche, die ich nur hier geſehen habe. Nahe an die Wälder grenzt die große Haide mit ihren Naturphänomenen; neulich

ſah ich da eine prachtvolle Fata morgana, es ſchien mir, als ſähe ich das Meer mit zauberhaft ſchönen Waldinſeln, und Alles war nur Täuſchung. Bei Silkeborg lebt man in wahrer Waldeinſamkeit, und mitten darin liegt wie ein kleines Schloß des Fabrikbeſitzers mit engliſchem Comfort eingerichtetes Haus, wo ich eine Heimath und theilnehmende Freunde finde. —

Sollten die böſen Krankheitstage in Kopenhagen noch lange dauern, ſo komme ich vielleicht Mitte September nach Deutſchland und dort iſt, wie Sie, mein edler theurer Großherzog, wiſſen, Weimar meine Heimath. Vor meiner Abreiſe aus Kopenhagen hatte die Königin-Wittwe Karoline Amalie mich gnädigſt, wenn ich im Auguſt zurückkäme, nach „Sorgenfrei“ eingeladen; aber ich komme nicht im Auguſt zurück, Sorgenfrei liegt Kopenhagen gar zu nahe. Die gute, edle Königin, Gott erhalte ſie! und bewahre ihr Leben! — Die Cholera iſt jetzt in Aarhuus, ſechs Meilen nur von Silkeborg, aber hier weht der Wind, hier iſt es geſund, und wir haben nur wenigen Verkehr mit der Stadt. Die Luft iſt kalt; hier iſt es ſchon herbſtlich und windig, aber geſund, ich habe Vertrauen zu Gott; Sie, mein theurer, hoher Herr, kennen meine Zuverſicht. In der engliſchen Marine geht durch alles Tauwerk, durch das große und kleine, ein rother Faden, um zu zeigen, daß es der Krone gehört; durch das menſchliche Leben, im Großen und Kleinen, geht ein unſichtbarer Faden, um zu zeigen, daß wir Gott zugehören, und ruhig gebe ich mich ihm hin.

Gott ſtärke und bewahre Sie, mein edler hoher Herr. Meinen ehrfurchtsvollen Gruß an die hohe Gemahlin und die kaiſerliche Mutter Schöne lichte Tage für Sie, mein edler Herr, und für das liebe Weimar wünſcht und erbittet von Herzen

Eurer Königlichen Hoheit

herzlich ergebener

H. C. Anderſen.

LVI.

Kopenhagen 22. November 1853.

Königliche Hoheit,

theurer, edler Großherzog! Mitten in Jütland, auf dem schönen Silkeborg empfing ich Ihren lieben Brief, in dankbarer Stimmung schrieb ich augenblicklich wieder; jetzt bin ich in meinen Kopenhagener Umgebungen, die Cholera ist vorbei, Alles wohl und gesund, die Theater sind gefüllt, das Gesellschaftsleben fängt an, Alles hat wieder das gute, alte Aussehen.

Vorgestern Abend hatte ich die Ehre und die Freude, die junge Prinzessin von Hessen*) zu sprechen. Die verwittwete Königin Caroline Amalia hatte mich zum Thee eingeladen und war so gnädig, persönlich mich der liebenswürdigen, jungen Prinzessin vorzustellen. Ich mußte einige meiner Märchen vorlesen und zwar Deutsch; ich hoffe aber, daß sie bald die dänische Ausgabe wird lesen können: denn das Eigenthümliche eben in diesen Arbeiten läßt sich mitunter in einer andern Sprache nicht wiedergeben.

Vorige Woche war ich Jubilar; in diesem Jahre sind es 25 Jahre her, daß ich Student wurde; in den letzten Jahren aber ist es Sitte geworden, daß alle die Männer, welche in demselben Jahre zur Universität gekommen sind, sich zu einem großen Gastmale sammeln, um die verflossenen 25 Jahre zu feiern. Bei diesem letzten Feste war das Eigenthümliche, daß wir Studenten vom Jahre 1828, wie wir als junge Leute damals scherzhaft sagten, vier große und zwölf kleine Poeten unter uns hatten; es waren wirklich sechzehn, die damals Verse hatten drucken lassen. Jetzt nach Verlauf von 25 Jahren hieß es, daß ich, der ich von den Kameraden schon damals zu den großen gerechnet wurde, der einzige sei, der sich gehalten habe, und daß von den damaligen 12 kleinen nur einer ein großer geworden sei, nämlich Paludan-Müller,

*) Prinzessin Anna, Tochter des Prinzen Carl von Preußen.

Verfaſſer der genialen Dichtung: „Adam Homo“. Bei dem diesjährigen Feſte wurde von Clauſen, dem früheren däniſchen Staats-Miniſter, ein ſchöner Toaſt ausgebracht auf die junge Dichtung in Dänemark und namentlich auf Paludan-Müller und mich. Ferner verabredeten alle die anderen Kameraden, die jetzt Beamte, Etatsräthe, Prediger und Gutsbeſitzer ſind, eine Art Denkmal von dieſem Studentenjahre ſtiften zu wollen, und ſie wurden darüber einig, eine Geldſumme zuſammenzubringen, deren Zinſen mit der Zeit einem jungen däniſchen Dichter, der keine öffentliche Anſtellung hat, zufallen ſollten. Das Legat ſoll den Namen des: „Anderſen-Paludan-Müller-ſchen Legats“ tragen. Die Idee iſt hübſch, und ich freue mich über die Anerkennung der Univerſitätsfreunde.

Uebrigens lebe ich ziemlich ſtille, indem die neue däniſche Geſammtausgabe meiner Schriften mir vollauf zu thun giebt. Unſer Theater bringt mehrere Neuigkeiten von Hertz Hauch, Overſkou; von einem neuen Ballet von Bournonville: „Eine Volksſage“ mit Muſik von Niels Gade und Hartmann, erwartet man viel. Der Bildhauer Jerichau arbeitet an einem koloſſalen David, von der Univerſität dazu beſtimmt, vor der Frauenkirche zu ſtehen, als Gegenſtück einer ähnlichen Statue „Moſes“ von Biſſen.

Und nun leben Sie wohl, mein hoher theurer Großherzog! — Wenn ich auch nicht bald Brief von Ihnen bekomme, ſo weiß ich doch, daß Ew. Königl. Hoheit mit treuem und theilnehmendem Herzen meiner gedenken; die Sorge für Volk und Land nimmt Ihre Zeit in Anſpruch. Gott erfreue und ſegne Sie! Vielleicht kann ich es noch erleben, Ew. Königl. Hoheit hier in Dänemark zu ſehen, wo Sie jetzt Verwandte haben.

Ich bitte, daß Ew. Königl. Hoheit mich bei der hohen Gemahlin und bei der kaiſerlichen Mutter in gnädige Erinnerung bringen wollen.

Ew. Königl. Hoheit innig und

dankbar ergebener

H. C. Anderſen.

LVII.

Kopenhagen 7. Februar 1854.

Edler theurer Großherzog!

Bis jetzt habe ich in diesem Jahre keinen Brief nach dem lieben heimischen Weimar geschickt, aber in Gedanken bin ich so oft und so lebendig dort, daß es mir wie Wirklichkeit vorkommt. Für Ihre Gnade, treue Gesinnung — für Ihre Freundschaft, ja ich darf es wohl so nennen, hoher Herr, nehmen Sie meinen innigsten Dank.

Den Weihnachtsabend sollte ich wie früher bei dem Grafen Moltke-Bregentved zubringen, wo Weihnachts-Bäume, Bälle und Lustbarkeiten wechseln, aber ich blieb in der Stadt, es fand ein großartiges Weihnachtsfest bei dem Landgrafen Wilhelm von Hessen statt. Es war Hochdesselben Geburtstag, und außer einem Balle waren schöne Tableaux arrangirt: z. B. „Die Weihnachtsfreuden" nach Thorwaldsen, in welchem die Prinzessin Anna von Hessen als einer der musicirenden Engel höchst anmuthig war, in einem andern Tableau „Lebende Blumen" nach Granville, war sie ein reizendes Vergißmeinnicht. In einem Genrebilde war die Prinzessin Louise eine schöne Amagerin und der Prinz Christian*) stellte einen alten Amagerbauer vor. Zu diesen und mehreren anderen wohlgeordneten Bildern hatte ich die Verse geschrieben und trug sie selbst vor.

Ich bin mit der hiesigen Gesammtausgabe meiner Schriften sehr beschäftigt und arbeite mitunter in aller Stille an einer neuen Dichtung, die doch wohl erst nach ein Paar Jahren erscheinen wird. Es hat mich erfreut, daß ich bei Julian Schmidt in dessen „Deutschlands Literatur-Geschichte" einen guten Platz und freundliche Erwähnung gefunden.

In unserer Tages-Litteratur ist die hervortretendste Erscheinung eine ekelhafte Novelle: „Minona", von einem jungen

*) Der jetzige König Christian IX. und Gemahlin Louise von Dänemark.

Fräulein geſchrieben, eine unwahre und ungeſunde Dichtung; es iſt mir dabei, als ob ich eine ſtarkriechende giftige ſchleimige Waſſerpflanze in meine Hände genommen hätte. In dieſem Buch tanzen die Weiber alle einen hyſteriſchen St. Veits Tanz; die Liebe des Blutes, nicht der Seele iſt es, was dieſe Bachantinnen ausſchreien.

Von Hertz ſehen wir ſo eben ein pſychologiſches Drama: „Ein Opfer;“ von Hauch ein Schauſpiel: „Die Vergeltung;“ drei Original-Opern von Löwenſkiold, Gläſer und Rung, ſo wie auch ein neues Ballet: „Eine Volksſage“ werden in dieſem Monate erwartet.

Wir fangen hier ſchon an den Frühling zu ſpüren, die Sonne ſcheint und wärmt, und in mir wie in den Zugvögeln erwacht die Reiſe-Sehnſucht. Wollte Gott, daß Friede und Ruhe überall ſei — es iſt ſo eine ernſte Zeit — dann fliege ich nach Deutſchland und Tyrol; wenn Ew. Königl. Hoheit in Weimar ſind, wird dies natürlich ein Hauptpunkt für mich ſein; wenn ich auch nur ein Paar Tage da verweilen kann, um Ihnen meinen Glückwünſch zu bringen. Gott ſegne und erfreue Sie, mein hoher edler Großherzog! und nun leben Sie herzlich wohl, geſund und glücklich; möchte ich in friedlichen ſommerſchönen Tagen Ihnen begegnen können.

Ew. Königl. Hoheit wollen mich in der hohen Gemalin und der kaiſerlichen Mutter gnädige Erinnerung bringen.

Eurer Königl. Hoheit

treu und dankbar ergebener

H. C. Anderſen.

LVIII.

Kopenhagen 2 April 1854.

Mein theurer edler Großherzog!

Heute iſt mein Geburtstag; faſt alle meine Freunde hier habe ich heute um mich geſehen; der Duft der Blumen, die man mir gebracht, erfüllt meine Stube, draußen ſcheint die

Sonne ſo lieblich; an dieſem Feſttage der Dänen (zum Andenken der Schlacht auf der Rhede im Jahre 1801), wehen die Flaggen auf allen Schiffen im Hafen vor meinem Fenſter; ein Dampfſchiff fliegt vorüber mit Hunderten von Kopenhagenern, die die engliſche Flotte in der „Kjögebugt", nur wenige Meile von hier, beſuchen wollen und mitten in dieſem bunten Leben fliegen meine Gedanken nach den Lieben hin, die ich an dieſem meinen Feſttage ſo gern, ach ſo gerne geſehen hätte. Sie, mein theurer, edler Großherzog, ſtehen zwar ſo hoch in der Welt an Rang, Sie haben Ihren Platz unter den Regenten, und doch darf meine Seele zu Ihnen hinfliegen, denn ich denke an Ihre Freundſchaft und Ihre Güte für mich! Gott ſegne Sie, mein edler hoher Herr!

Wir haben dieſen Winter und Vorfrühling ſo viele Bälle, Geſellſchaften und Karnevalsfreude hier in Kopenhagen gehabt, und weil ich mich kräftig genug fühlte, um die Einladungen anzunehmen, habe ich beinahe Alles mitgemacht. Der Prinz Friedrich von Heſſen gab im Februar einen großen reichen Maskenball: beſonders ausgezeichnet waren 2 Quadrillen von Mousquetaires, die Coſtüme waren durchweg prächtig und geſchmackvoll. Später, Anfang März, gaben die jungen Künſtler einen Karneval, nur für Herren; in der jugendlichen Luſtigkeit trat beſonders hervor ein „Orcheſter aus Noah's Arche" das heißt: eine Sammlung von Thieren, welche ein großes Muſikſtück ausführten unter der Direction eines Clowns. Unter anderen ſah man einen ſehr komiſchen Fiſch und einen ausgezeichneten kalkuttiſchen Hahn. Darauf wurde zum Beſten armer Künſtlerwittwen ein Carneval im Caſino gegeben; mehrere von den Profeſſoren bei der Kunſtakademie bildeten ein Komitee und in dieſem war auch ich. Alle die dramatiſchen Scenen und alle Geſänge hatte ich geſchrieben. Die ſchöne Caſino-Pergola mit der großen Waſſerkunſt war in einen Garten verwandelt mit künſtlichen, aber vortrefflich ausgeführten Palmen und mit Blumen und friſchem Grün aus dem Königlichen Garten. Das königliche Haus und das Corps diplomatique waren zugegen. Auch die Studenten gaben einen Karneval zum Beſten eines neuen Vereinsgebäudes; in bunter Abwechſelung

ſah man Comödie, Tragödie und Ballet, Alles kurz und parodiſtiſch; ein Paar Tauſend Menſchen bewegten ſich in den reichen großen Sälen. — Jetzt weht der Frühling, und es iſt mein Plan, medio Maji über Wien nach Venedig zu gehen und von da nach München und Weimar. Zwar hält mich die däniſche Herausgabe meiner Schriften zurück, aber auf ſechs bis acht Wochen muß ich mich frei machen, weil ich mich danach ſehne.

Nach einigen Wochen hoffe ich, wenn es Gott will, Ew. Königliche Hoheit zu ſehen und Ihnen meinen Glückwunſch darbringen zu können. Die Reiſe wird, wie geſagt, kurz und ſchnell ſein, aber nach Weimar muß ich, wenn auch nur auf wenige Tage, Sie zu ſehen und zu begrüßen, mein edler theurer Großherzog! Meine tiefgefühlte Ergebenheit und Ehrfurcht bitte ich der hohen Königl. Gemahlin und der kaiſerlichen Mutter zu überbringen.

Ew. Königl. Hoheit

dankbar und innig ergebener

H. C. Anderſen.

LIX.

Kopenhagen 23. Dezember 1854.

Mein hoher, edler Großherzog!

Dieſes ganze Spätjahr bin ich mit dichteriſchen Arbeiten ſo beſchäftigt geweſen, daß ich in Kopenhagen kaum meine Freunde beſucht habe und zu denen im Auslande nur mit den Gedanken, aber innig, treu und lebhaft, gekommen bin. Auch einige kleinere Arbeiten habe ich geſchrieben, und eine von dieſen, ein kleines Bild, könnte wie ich glaube für das Weimariſche Journal paſſen, von deſſen Erſcheinen Ew. Königliche Hoheit mir ſprachen und in welchem mir auch ein Platz vergönnt werden ſollte. Hier iſt dieſes Bild. Spricht es an, ſo würde es mir eine Freude ſein es zu bringen; bald würde noch eines folgen.

Ich habe Roſenthals „Sonnenwendhof“*) für die Bühne bearbeitet, habe eine thüringiſche Sage behandelt und vollende jetzt meine däniſche Biographie in zwei Theilen. Jetzt kommt das Weihnachtsfeſt; möge ſein Segen in das liebe, theure fürſtliche Haus hineinleuchten.

Gott ſegne und erfreue Sie, mein hoher, edler Herr.

Eurer Königl. Hoheit

herzlichſt ergebener

H. C. Anderſen.

LX.

Kopenhagen, 24. Juni 1855.

Mein hoher Herr! mein edler Großherzog!

Nach einem langen und ſtrengen Winter, in welchem ich krank geweſen bin, kommt nun endlich der Frühling mit warmem Sonnenſchein und grünen Wäldern, doch habe ich noch am 4. Juni mein Zimmer heizen müſſen. Es iſt jetzt meine Abſicht auszufliegen, nach dem Süden zu fliegen, nach der Schweiz und Italien; ja, wenn Gott mir Geſundheit verleiht und es friedlich in den Ländern bleibt, bin ich geſonnen, den Winter in Rom und Neapel zuzubringen. Doch bevor ich Dänemark verlaſſe, muß ich Ihnen, meinem hochgeliebten edlen Großherzog, meine Brieftaube vorausſenden; Ihnen, der Sie, wenn ich gleich in der letzten Zeit ſelten ſchrieb, doch immer in lebhaftem und geſegnetem Andenken bei mir ſind, und beſonders in dieſem Winter, in dem ich als Schlußband meiner geſammelten Schriften „Das Märchen meines Lebens“,**) welches bereits vor neun Jahren Deutſch erſchien, jetzt zum erſten Male Däniſch geliefert habe Jenes war nur eine Skizze, dieſes hingegen die friſche, volle Erinnerung deſſen, was ich lebhaft fühlte und gewann; ferner

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 210—214.

**) Siehe Band II Seite 214—216.

eine Darſtellung der vielen bedeutenden und geliebten Perſönlichkeiten, mit denen der Weg meines Lebens mich zuſammenführte; die Eindrücke von meiner Zeit und meiner ganzen Umgebung, was beſonders in meinem Vaterlande ein gewiſſes zeitgeſchichtliches Intereſſe haben wird.

Sie, mein edler, hochgeſchätzter Großherzog, wenn Sie dieſes Buch einſt in der Ueberſetzung leſen, werden daraus erſehen, wie dankbar, wie innig und treu ich alle Ihre Gnade und Huld aufgefaßt und bewahrt habe, und Alle, welche dieſe Schilderung leſen, werden Sie mit der Liebe umfaſſen, die Sie in ſo vollem Maße verdienen. Ew. Königliche Hoheit haben in mir, ich darf es ſagen, ein treues, immer ergebenes Herz.

Auch ein kleines Bild von Wilhelmsthal und Eiſenach habe ich in den letzten Blättern des Buches gezeichnet, eine Erinnerung vom vorigen Sommer. Thüringens Sagen haben den Hintergrund beleuchtet, doch nur leicht und ſkizzirend; eine Dichtung von Thüringen werde ich ſpäter bringen.

Jetzt iſt die Prinzeſſin Anna wohl ſchon ſeit mehreren Wochen in Berlin. Ew. Königliche Hoheit haben ſie wohl ſchon geſprochen und von ihr eine Schilderung von Dänemark erhalten; möchte eine ſolche Sie, mein hoher, edler Herr, dazu vermögen, einmal die Buchenwälder meines Vaterlandes zu beſuchen.

Mit treuem Herzen

Ew. Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Anderſen.

LXI.

München, 27. Juli 1855.

Mein edler, lieber Großherzog!

Königliche Hoheit! Ihr theurer Brief hat einen langen Umweg gemacht, bevor er in meine Hände kam; er iſt nach Kopenhagen gegangen und von da, um mich zu treffen,

wieder nach Deutſchland, und darum kann ich erſt heute eine Antwort geben und meinen innigen Dank ausſprechen. Wenn Sie, mein edler hoher Herr, das Gefühl, die Stimmung, mit welcher ich Ihre Briefe leſe, jeden einzeln mehr als einmal, dieſes Erwägen jedes Satzes, jedes Ausdrucks, — denn ſo wie der Geizige ſeinen Gold-Schatz prüft und wiegt, ſo wäge ich jeden Satz, — wenn Sie das Alles wahrnehmen könnten, es würde Sie erfreuen. Sie ſind mir ſo feſt in's Herz hineingewachſen, ich vergeſſe beinahe des Königs-Mantel und denke nur an Ihr Herz, an Ihre klugen, liebevollen Augen.

Ich möchte gerne etwas länger als ein Paar Tage in Weimar verweilen und deswegen habe ich meinen Beſuch nicht auf die Hinreiſe, ſondern auf die Rückreiſe beſtimmt; denn ich bin daran, für dieſes Mal die Reiſe nach Rom aufzugeben; die Zeitungen ſagen: die Cholera iſt in Norditalien; *ich habe eine ſolche Angſt vor dieſer Krankheit, daß ich gar* nicht über die Alpen gehen werde, wenn dieſe Seuche dort niſtet! Schnell bin ich über Berlin gefahren, habe da gar keine einzige Viſite gemacht und bin über Dresden nach München gegangen. Vorgeſtern war ich auf der Durchreiſe in Nürnberg; der König und die Königin waren da, und beide haben mich ſo gnädig und herzlich empfangen, ich war des Mittags zur Tafel und des Abends auf einen großen Ball geladen. Geſtern kam ich hieher nach München und nach einigen Tagen bin ich in der Schweiz, von wo ich wieder ſchreibe; dann denke ich ſtatt in Italien möglicherweiſe einige Zeit in Deutſchland zu verweilen, namentlich in dem lieben Weimar, das mir durch Eure Königliche Hoheit, ſo wie viele andere liebe Menſchen wie eine zweite Heimath erſcheint, doch wie lieb ich Sie und Ihr Land habe, mein hoher Herr, wollen Sie aus der neuen Ausgabe des „Märchen's meines Lebens" erſehen, die in dieſem Augenblick in ganz Dänemark geleſen und ſchön und gut aufgenommen wird?

Bringen Sie mich in gnädigſte Erinnerung bei Eurer Königlichen Hoheit Gemahlin und der kaiſerlichen Mutter. Gott erhalte, erfreue und ſegne Sie, mein theurer edler Herr! —

Wenn ich einen Brief erwarten darf, so geht dieser nach Stuttgart poste restante.

Ew. Königl. Hoheit
innig ergebener
H. C. Andersen.

LXII.

Basnäs auf Seeland.
Den 17. Mai 1856.

Mein hoher, edler Großherzog!

Diesen ganzen langen Winter bin ich körperlich leidend gewesen, schwer im Sinn, selbst mein Roman hat geruht, jetzt aber mit den Frühlingslüften, jetzt da ich schon auf dem Lande bin, wo der Wald eben grünt, fühle ich mich wohler und heiterer im Gemüth und in Gedanken; die Quelle der Poesie, welche diesen Winter wie zurückgetreten war, sprudelt wieder frisch und gesund hervor, und in der letzten Woche habe ich mehrere Bogen geschrieben; die Blume der Dichtung, welche vorher wie verschlossen in meiner Seele ruhte, ist jetzt ganz entfaltet; aber eben in dieser Ausströmung des Herzens werde ich so innig und lebhaft getrieben, Ihnen, mein theurer, geliebter Großherzog, zu schreiben. Auch Ew. Königl. Hoheit sind, wie mir die Königin-Wittwe neulich gesagt hat, krank gewesen, aber wieder glücklich hergestellt und fliegen vielleicht bald nach einem schönen Badeort, aber wo dürfen meine Gedanken Sie suchen? —

In der Welt müssen Viele sein, die Sie lieben, aber das darf ich sagen, Niemand kann mit treuerem Herzen und fester an Ihnen hängen, inniger sich jedes freundlichen Wortes erinnern, jedes herzensschönen Zuges von Ihnen, als ich; und doch schreibe ich seltener jetzt als früher, ungeachtet Sie mir, K. Hoheit, gesagt haben und ich im Herzen weiß, daß Sie meine Zeilen mit gewohnter Güte und Theilnahme empfangen und lesen; die Ursache meines Schweigens liegt darin, was ich vielleicht einmal früher

ſchon geſagt habe, daß ich oft Menſchen, die ich lieb habe, ſo innig mit den Gedanken umſchlinge, daß ich vergeſſe, daß ich nur mit Gedanken und nicht mit ſichtbaren Worten mit ihnen ſpreche; und ich ſtehe faſt wie ein Undankbarer da.

E. K. Hoheit werden mich durch das Zutrauen und die Innigkeit, womit ich mich Ihnen nahe, verſtehen.

Sehr froh bin ich, daß Hartmanns ſchöne Muſik zu: „Klein Karin“ in Weimar zum erſtenmal gegeben worden iſt; Liszt hat einen warmen, höchſt zufriedenen Brief über dieſe Tondichtung geſchrieben; dieſe ſoll jetzt auch in Mannheim gegeben werden, man hat die Partitur verſchrieben und da dieſe Muſik mehr und mehr anſpricht, je öfter man ſie hört, ſo hoffe ich wohl, daß ſie ſich allmählich Bahn bricht; der Volkscharakter in der Melodie, welchen Hartmann ſo vortrefflich angedeutet, giebt dem Ganzen ſeine Bedeutung.

Unſere Kopenhagener Ausſtellung hat in dieſem Frühling ſchöne Sachen gebracht. Die Frau Jerichau hat ein Bild gegeben: „Haus-Andacht“ und die Porträts der Gebrüder Grimm, genial aufgefaßt. Exner, deſſen Bild auf der pariſer Ausſtellung Aufſehen gemacht hat, gab uns eine echt däniſche Bauernhochzeit voll Wahrheit und Laune; unter den Genrebildern trat hervor „ein Beſuch der Mormonen auf dem Lande“. Biſſen hat Oehlenſchläger's Statue für einen unſerer öffentlichen Plätze vollendet; Jerichau arbeitet an einem David, der außerhalb der Frauenkirche einem Bilde des Moſes von Biſſen gegenüber ſtehen ſoll.

Ich bin, wie geſagt, ſchon vierzehn Tage auf dem Lande, auf einem ſchönen Gut Basnäs in der Nähe von Skjelskjör auf Seeland am großen Belt, deſſen Wellen unter meinen Fenſtern rollen; es iſt ein neues Gebäude, aber im alten Stil, mit Thürmen und von Gräben umgeben, möglicherweiſe mache ich von hier aus einen Sprung nach Deutſchland, aber den größten Theil dieſes Sommers werde ich in Dänemark bleiben und den Roman vollenden. Ich habe dieſem Buch noch keinen Namen gegeben, aber wenn ich einen ſolchen ausſprechen ſollte, der Ihnen, K. Hoheit, den Inhalt andeuten könnte, müßte ich es nennen: „Der neue Aladin“. Der Held ſteigt in die Tiefe der Wiſſenſchaft und holt die Lampe

der Religion, welche dieſelbe iſt, die aus den Blättern der Bibel ſtrahlt; das Reich jener Welt und das Reich dieſer Welt ſtehen einander nicht feindlich gegenüber, ſondern ſind freundliche Nachbarreiche, kein Streit kommt zwiſchen ſie; die Naturwiſſenſchaft reißt die Wurzeln des Aberglaubens aus dem Acker der Religion! ich freue mich, wenn das Buch beendigt iſt, zu hören, daß Sie es mit Geiſt und Herz freundlich aufgenommen haben.

Gott behüte, erfreue und ſegne Ew. Königl. Hoheit und die theuren Ihrigen.

K. Hoheit treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXIII.

Mazen, 21. Juli 1856.

Mein theurer, edler Großherzog!

Alle Tage, ſeit meinem letzten Beſuche in Weimar, ſind Sie mir innig im Herzen geweſen und ſollen es immer bleiben: nehmen Sie meinen liebevollſten Dank für die herzliche Aufnahme, für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrer Nähe verlebte.

Es war meinem Herzen ein Drang, dieſes Jahr Ihren Geburtstag mitzufeiern im lieben Weimar. Bei den Feſtlichkeiten habe ich mich leider ſehr erkältet, wie ſeit lange nicht; ich kam krank nach Dresden, hatte Fieber, mußte mehrere Tage im Gaſthaus verweilen und erſt ſpäter, wohl eingepackt, fuhr ich hinaus nach Mazen,*) wo die lieben Freunde mich ſehr gepflegt haben. Ich bin ganz elend geweſen und noch heute den 23ten Tag habe ich Huſten und Bruſtleiden.

Der Sommer iſt für mich ſehr ſchlecht, ich gehe nicht nach der Schweiz, ich ſehne mich ſehr nach Hauſe und ſo

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 228.

bald ich Kräfte genug habe, die Reiſe anzutreten, gehe ich nach Dänemark.

Ein neues Buch: „Geſammelte Hiſtorien“ bringt Ew. Königl. Hoheit meinen Gruß, meinen herzlichſten Dank und meine Liebe; ſpäter, will es Gott, kommt der Roman, der, wie ich hoffe, mich eine Stufe höher in der Gunſt des gebildeten Publikum's ſtellen ſoll. Ich kenne Eurer Königl. Hoheit Theilnahme und edle Geſinnung für mich, und die bleibe mir! ich glaube an Sie, hoher Herr, königlicher Freund!

„Klein Karin“ wird jetzt hoffentlich auch in Dresden dieſen Winter aufgeführt werden, ſo wie ein Vaudeville von mir, genannt „Der Vogel im Birnbaum“, vielleicht flattert das Vöglein im lieben Deutſchland herum, und wie ſollte es mich freuen, wenn es auch in Weimar niſtete.

Gott beſchütze und erfreue Sie, theurer, edler Herr!

Ew. Königl. Hoheit treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXIV.

Kopenhagen, 6. October 1856.

Hoher und theurer Großherzog!

Endlich bin ich in der Heimath, in den kleinen mit Blumen geſchmückten Stuben, wo die Sonne noch den ganzen Tag hindurch ihre Strahlen hineinſchickt; der Spätſommer iſt warm und ſchön. Ich komme eben vom Lande. Ich hielt mich auf dem Rittergut Basnäs beim großen Belt lange auf, war aber beinahe immer unwohl, und mein neuer Roman, der mich faſt überwältigt, zwingt mich doch zum Schreiben; wie eine reiche Quelle will er mit Macht hervorbrechen und macht, daß ich körperlich nicht gleich geneſen kann; wenn aber der Baum der Dichtung grünt und gedeiht, dann werde ich die kleineren Leiden wohl ertragen können. Ich fühle mich froh über die vielen Beweiſe der Freundſchaft, die ich in der

Heimath jetzt überall empfange, froh über die Anerkennung, die ich mir auch hier erkämpft habe, und froher noch bei dem Anblick der milden Augen, die mir begegnen. Ich fand bei meiner Ankunft hier in Kopenhagen ſo viel Gemüthlichkeit, ſo viel friſche Blumen, welche die Freundſchaft mir geſchenkt hatte; und mitten in dieſer heiteren Umgebung ſtrahlte eine Ueberraſchung aus der Ferne, von Ihnen, mein edler Fürſt! Ihr Portrait haben Sie, Sie ſelbſt, mir geſchenkt, es war ſchon lange da geweſen, ſagte man mir, und ich hatte keine Ahnung davon, weil die für mich beſtimmten Packete in Kopenhagen blieben, während alle Briefe nach meinem ländlichen Aufenthalte geſchickt wurden.

Hätten Sie, Königl. Hoheit, nur meine Freude geſehen, als ich das Portrait fand, hätten Sie nur bemerken können, wie dankbar ich es anerkannte, daß Sie ſo liebevoll meiner gedachten und ſo ſchnell Ihr Verſprechen erfüllten! Das Portrait ſteht vor mir auf meinem Schreibtiſch; es iſt ſo ähnlich, Sie ſind es wirklich — als Großherzog von Weimar; es iſt aber nicht ganz das Bild, welches ich von vielen glücklichen Stunden bei mir trage, mit dem liebevollen herzlichen Ausdrucke und den klaren treuen Augen — hier ſehe ich, im Photographie-Bild, nur das Ruhige und Stille, etwas Formelles, und doch bin ich unendlich glücklich in ſeinem Beſitze!

Wenn der Frühling kommt, hoffe ich Eurer Königlichen Hoheit meinen neuen Roman ſenden zu können, einen Abdruck meiner Individualität auf derjenigen Stufe der Entwickelung, welche ich in der Zeit erreicht habe. Vielleicht iſt es eine Illuſion, aber ich betrachte dieſes Buch als mein beſtes; wenigſtens iſt es unter der ſorgſamſten Behandlung und doch unter Inſpiration hervorgegangen.

Von Frankreich und England höre ich oft, daß neue Ausgaben meiner Schriften erſchienen ſind und daß ſie mit Intereſſe geleſen werden. Es iſt ein ſonderbares Gefühl, daß mir das Glück geworden, mit einem bekannten und angeſehenen Namen aufzuwachſen. Glauben Sie mir, Königl. Hoheit, ich fühle es in Demuth und Dankbarkeit gegen Gott, der mir gegeben, was ſo vielen Andern vorenthalten wurde.

Nach vieler Ueberlegung glaube ich für mein neues

Buch einen bezeichnenden Namen gefunden zu haben, einen Namen, der den Inhalt characteriſirt, ohne ihn anzukündigen, nämlich „At være og ikke at være“, („Sein oder nicht ſein“) nach Hamlets bekanntem Monolog. Ich hoffe, mittelſt dieſer Dichtung von dem Reiche dieſer Welt nach dem jener Welt eine Brücke geſchlagen zu haben, und Alles, was in dem von Gott Geſchaffenen in mir und um mich für die Unſterblichkeit zeugt, erhebt mit der Zuverſicht der Religion ſeine Stimme für das: „ewig gut ſein“.

Will's Gott, kommt mein Buch im Mai und ich ſelbſt hoffentlich kurz danach, um meinen edlen Großherzog wieder zu ſehen. Alle Freude und allen Segen über Sie und die Ihrigen wünſcht

Eurer K. Hoheit herzlich
und innig treuer
H. C. Anderſen.

LXV.

Mayen bei Dresden 9. Auguſt 1857.*)

Mein edler, theurer Großherzog!

Lange, lange habe ich keinen Brief an Eure Königliche Hoheit geſchrieben, aber ich wußte und weiß, Sie ſind mir doch immer gut und gnädig geblieben. Warum ich nicht geſchrieben habe, liegt aufgeſchlagen in dem neuen Buche:

„Sein, oder nicht ſein“,

welches ich ſchon vor einiger Zeit Eurer Königlichen Hoheit aus Leipzig zugeſendet habe.

Keine von meinen Schriften hat wie dieſe ſo viele Vorſtudien verlangt, ich habe in dieſem Buche gelebt, dies niedergeſchrieben, wieder und wieder aufs neue geſchrieben. Wenn einmal Eure Königliche Hoheit Zeit dazu verwenden wollen,

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 229—238.

es kennen zu lernen, werden Sie es vielleicht für mein beſtes, am meiſten durchdachtes Werk erkennen und zufrieden mit dem Dichter ſein, verſtehen und vergeben, daß ich nicht immer meine treuergebenen Gedanken und meine Anhänglichkeit an Sie, innig geliebter hoher Herr, ſichtbar auf das Papier gebracht habe.

Wie in dem Märchen: „Die Nachtigall“ dieſe immer vom Schloß fort fliegt, aber nach längerem Herumſchweben immer zurückkehrt und von Herzen für ihren Kaiſer ſingt, ſo auch komme ich nach dem heimathlichen Weimar und ich weiß, ich werde nie verſcheucht durch abweiſenden Blick.

Da ich mein Buch beendigt hatte, es war Mitte Mai, wurde ich von meiner edlen Königin, der Wittwe Chriſtian's des VIII., nach ihrem Sommerſchloß eingeladen, verweilte da mehrere Tage, ſah die Buchen ihre Knospen zur Blätter-Fülle entfalten und las mein neues Buch vor; ich ſah Thränen im Auge der Königin, ihr Dank war ſo innig, ſo tief gefühlt; es war die erſte Freude, welche mir mein Buch brachte.

Den letzten Mai ging ich aus Dänemark, Charles Dickens hatte mich ſchon mehrmals eingeladen, nach England zu kommen; zehn Jahre waren ſchon vergangen, ſeit ich dort war und Eurer Königlichen Hoheit und Gemahlin da begegnete; dieſes Jahr war Dickens Einladung noch dringender und inniger; er hätte eben ein hübſches Haus auf dem Lande in Nord-Kent gekauft, ſchrieb er, da könnten wir Wochen lang zuſammen leben, er hatte eben auch ſein neuſtes Werk: „Klein Dorrit“ beendigt. Ich fuhr nach England, wurde da ſo warm und herzlich empfangen und blieb fünf Wochen im Hauſe des Freundes und Dichters.

Es iſt ein ſchönes Landhaus, es hat bei Gadshill eine Stelle, welche Shakeſpare durch Heinrich IV. und Falſtaff berühmt gemacht hat, die alte Landſtraße von Dover nach London geht dicht vorbei; vom Hügel herab erblickt man das Meer, Rocheſter und meilenweit die Themſe, die ſchlangenartig ſich krümmt, mit ihren tauſend Schiffen. Es war ein Duft umher von wilden Roſen, Caprifolien und Flieder; auf den Wieſen ſtand Heu in Schobern und innerhalb des Hauſes war ein ſchönes Familien-Leben. Dickens iſt 45 Jahre,

heiter, liebenswürdig, edel und gut. Wie hoch ich ihn auch stelle als Dichter, ich muß ihn eben ſo hoch ſchätzen als Schauſpieler im Tragiſchen, wie auch in der Farce; Eure Königliche Hoheit haben wohl in den Zeitungen neulich geleſen von der Privatvorſtellung, die er für die Königin gab; die ganze Königliche Familie und der König von Belgien waren da, und außer dieſen kaum mehr als 40 Perſonen, die Dickens mit der Königin Erlaubniß eingeladen hatte, ich war einer von dieſen. Der Herzog von Sommerſet hatte ſeinen Gärtner dahin geſchickt und prachtvoll alle Gänge mit ſeltenen Blumen ſchmücken laſſen, es war feſtlich ſchön anzuſehen. Mit Dickens bin ich mehrmals nach London gefahren, wir übernachteten dann in ſeinem reichen Hauſe, beſuchten von da aus das Intereſſanteſte, was die Zeit darbot. Ich hörte im Glaspalaſte Händels „Meſſias", von 2000 Menſchen ausgeführt, ich ſah die Riſtori als „Gemma" und zweimal als Lady Macbeth, nur in dieſer letzten Rolle hat ſie mich hingeriſſen; ihre Mimik ſcheint mir mehr dem Ballet als dem Drama anzugehören; der Uebergang vom Haß zur Liebe iſt ſchnell wie eine Verwandlung; ich ſah „the tempest" mit einem wahren Zauber von Scenerie, aber leider Shakeſpeare verſchwand in Augenluſt, man vergaß den Dichter über den wundervollen Dekorationen und kam nach Hauſe, leer wie nach Beſchauung eines Panoramas.

Ueber Folkeſtone kam ich nach Frankreich; dieſes Land hat mich nie recht angeſprochen und noch weniger jetzt, da ich aus einer Heimath kam, wie Dickens'. Paris ſcheint mir wie ein Bienenkorb ohne Honig; ich verweilte nur drei Tage da und eilte nach Deutſchland. Eben wie ich nach Eiſenach kam, während Sie, mein hoher, theurer Großherzog, in Wilhelmsthal waren, erfuhr ich, daß der Kaiſer von Rußland grade denſelben Morgen zum Beſuch bei Eurer Königl. Hoheit verweilte, — ich ging dann gleich weiter nach Dresden und denſelben Tag noch mit der Familie Serre nach Schleſien zu Beſuch bei dem berühmten Pianiſten Henſelt, aber aus Leipzig ſandte ich erſt mein neues Buch als des Dichters Viſitenkarte ins Königliche Haus, einen Strauß für Sie, mein hoher edler Herr!

Die Frau Majorin Serre hat mir von ihrem ſchönen Begegnen auf dem Dampfſchiff mit Eurer Königl. Hoheit erzählt und trägt mir auf, ihren Dank auszuſprechen für den ſo huldvollen Brief, mit welchem E. K. Hoheit ſie ſo unendlich beglückt haben. Die Frau Majorin und der Herr Major ſind liebe Leute, ſie thun Alles für mich hier in Mazen, wie ſchön iſt doch die Welt, wie gut ſind die Menſchen!

Aber jetzt muß ich fort, muß wieder nach der Heimath, ich bin ſchon gar zu lange fort geweſen, aber durch Wort und Schreiben bin ich mit voller Seele noch bei Ihnen! und wenn E. K. Hoheit einmal „Sein oder nicht ſein“ geleſen haben, erhalte ich in Copenhagen einige Worte.

Den dritten September bin ich in Gedanken auch in Weimar, wenn das Monument entſchleiert wird, ich höre den Geſang durch die Räume der Wartburg und ich denke an Carl Alexander! Perſönlich da zu ſein, wäre noch ſchöner, aber darauf muß ich verzichten, das Königliche Däniſche Theater fängt ſeine Vorſtellungen am erſten September an, ich habe da Geſchäfte, ich muß unbedingt dort ſein! Alle Jahre nach Weimar zu kommen, — ich war voriges Jahr und das Jahr vorher dort, — könnte auch leicht bewirken, daß man meiner müde würde; ganz gut iſt's daher, genöthigt zu ſein, nicht zu zudringlich zu werden.

Lebewohl! — Aus Norden kommt die Brieftaube wieder nach dem lieben Weimar. Gott ſegne und erfreue Sie, Königliche Hoheit. Glück im Hauſe und im Lande!

E. K. Hoheit innig, treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXVI.

Mazen bei Dresden, 11. Auguſt 1857.*)

Mein edler, theurer Großherzog!

Ja, Sie ſind mir gut! ich weiß es, ich wußte es, Ihr Brief ſelbſt zeigt es mir. Eure Königliche Hoheit ſprechen es

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Bd II. S. 239 240.

als Wunſch aus, „daß ich zum Feſte kommen ſoll, ſonſt wird mir der Krieg erklärt", dies bricht alle Hinderniſſe, und ich komme! nicht wegen der Feſtlichkeiten komme ich, ſondern um Eurer Königlichen Hoheit meinen Dank und meine Liebe zu bethätigen; kann dieſes ein geringer Beweis ſein von meinem treu ergebenen Herzen, dann thäte ich gern noch weit mehr!

Heute ſchreibe ich nach Copenhagen, daß ich da erſt den 9ten oder 10ten eintreffe; nach Weimar komme ich den letzten Auguſt und verweile, wie Eure Königl. Hoheit es wollen, bis zum 7ten des Morgens, dann muß ich fort. Eine Angſt nur habe ich dabei, wenn ich nach Weimar komme oder nach Eiſenach und alle Gaſthäuſer dort ſind beſetzt, wie ich bei einem ſolchen Feſte erwarten muß, was thue ich dann? Freilich, ich begebe mich dann in den Schutz des Landesherrn.

In dem „Märchen meines Lebens" habe ich den 5ten September als einen Tag von Bedeutung für mich erwähnt; alle Jahre feiere ich dieſen im Stillen, den 5. September kam ich, ein armes Kind, zum erſtenmal nach Copenhagen, dann begann mein Kämpfen und Ringen; am 5. September zufällig ging ich das erſte Mal über die Alpen nach Italien hinein und von dort, durch den Improviſator, gründete ſich im Auslande mein Dichtername; den 5. September feierte ich auf der Inſel Föhr, an der Tafel meines innigſtgeliebten Königs Chriſtian des VIII., es war der 25te Jahrestag, ſeit ich zum erſten Male nach Copenhagen kam; der König ſtand mir da, wenn ich es ſagen darf, wie ein Freund zur Seite, theilnehmend und gut, ſprach von dem Errungenen und von dem, was überſtanden war. Jetzt ſoll ich auch einmal mein ſtilles Feſt bei Ihnen, mein edler theurer Großherzog, erleben, bei Ihnen, welchen ich verehre, mehr als Sie ſich vorſtellen können, es wird für mich ein neuer Freuden- und Erinnerungs-Punkt.

Gott erhalte Sie!

Bringen Sie der Königlichen Gemahlin meinen innigſten Dank für die gnädigen Grüße, welche ſie mir durch Sie, Königl. Hoheit, geſendet hat.

Frau Serre iſt ſehr beglückt durch des Großherzogs Grüße und ſie erlaubt ſich, dieſelben zu erwidern.

Eurer Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXVII.

Sorö in Dänemark 22. Sept. 1857.*)

Mein edler, theurer Großherzog!

Aus voller Seele danke ich Eurer Königlichen Hoheit für die ſchönen Tage in Weimar, für all die Güte und Herzlichkeit, mit welcher Sie, hoher edler Herr, mich empfangen haben! Dankerfüllt bleibt für immer mein Herz! Leider bin ich ſeit meiner Abreiſe von Weimar krank geweſen. Bei den Feierlichkeiten habe ich mich, wie ich ſchon vor meiner Abreiſe ſpürte, ſtark erkältet, krank kam ich nach Caſſel, und nur langſam ging es dann über Göttingen, Hannover und Hamburg nach Copenhagen; ich fürchtete, daß es Typhus werden würde, denn mein Kopf war wie geſpalten. Die Cholera war in Hamburg, aber man ſprach nicht viel davon, mehr aber von der Cholera in Corſör, und dahin mußte ich mit dem Dampfſchiff; im ſchönſten Wetter kamen wir des Morgens gar früh an und verweilten einige Stunden in der unheimlichen Stadt, bis der Bahnzug nach Copenhagen ging; auch hier waren einige Cholera-Fälle, und darum wollte mein Arzt, daß ich augenblicklich wieder abreiſen und bis zum Winter auf das Land gehen ſollte; es kam mir ſehr unbequem, das Königl. Theater war eben eröffnet, ich habe einige Arbeiten für die Bühne, es war nöthig da zu ſein, aber ich mußte fort, denn eben in der Straße, wo ich wohne, kamen einige Cholera-Fälle vor. Montag ging ich nach der kleinen Univerſitäts-Stadt Sorö, acht Meilen von Copenhagen, aber nur vier von Corſör; hier bin ich aufs beſte

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 240—242.

aufgenommen bei dem alten däniſchen Dichter Ingemann, dem Neſtor der däniſchen Poeten, aber noch habe ich mich nicht erholt, die Erkältung will gar nicht fort, das Schreiben fällt mir ſchwer, und noch dazu in einer fremden Sprache; ich ſchreibe gar zu ſchlecht, aber Eure Königl. Hoheit werden es mit dem Herzen leſen und gewiß meinen treuen Herzſchlag vernehmen; ich konnte es, nach unſerer Abrede und meinem Verſprechen nicht länger aufſchieben, Sie, mein theurer Großherzog, müſſen wiſſen, wo ich bin, wie ich lebe und was ich treibe. Können Sie mir bald einige Zeilen ſchreiben, dann mögen dieſelben nach Copenhagen gehen, denn ſobald mein Arzt mir es erlaubt, bin ich wieder dort; hier in Sorö bin ich, wie geſagt, nur vier Meilen von Corſör, auf der Eiſenbahn kommen die Leute in zwei Stunden hierher, aber durch die kalte Witterung, die friſche Luft dieſer letzten Tage iſt es dort weit beſſer geworden.

Ueber die Feſtlichkeiten in Weimar ſchrieb ich ſchon von da aus einen Brief für eine unſerer beſten Zeitungen, das Geſchriebene iſt in mehreren Zeitungen nachher abgedruckt worden; bald ſchicke ich für die Weimariſche Monatsſchrift ein kleines Märchen in deutſcher Sprache und, will es Gott, ſchreibe ich einen langen heiteren Brief, muß ich aber ſterben, dann ſchwebe mein Geiſt in Dank und Liebe über Ihnen, theurer, innig geliebter hoher Herr! Der Großherzogin, der Kaiſerlichen Hoheit meinen innigſten erfurchtsvollen Gruß! Gott ſegne und erfreue Sie und das Weimariſche Haus.

Ew. Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXVIII.

Copenhagen 30. Oktober 1857.

Theurer, edler Großherzog!

Vor einigen Tagen kam ich endlich nach Copenhagen; mit der Cholera ſind wir zwar noch nicht ganz fertig, doch

kommen nur einzelne Fälle, 5 oder 6 wöchentlich, vor. Bei meiner Ankunft fand ich auf meinem Tiſch den Brief von Ew. Königlichen Hoheit, den friſchen Strauß von der Wartburg, dieſem Orte, von welchem ich eben jetzt ſo vieles geleſen habe und nach welchem meine Gedanken ſo oft hinfliegen, als ſuchten ſie einen Hintergrund für eine künftige Dichtung. Der Brief war ſo herzlich gut, ganz und gar Sie ſelbſt, mein hoher innig geliebter Herr! meinen innigſten Dank dafür, jede Zeile athmete Herzlichkeit und aufrichtige Theilnahme.

Die drei letzten Wochen habe ich auf dem ſchönen Basnäs am großen Belt zugebracht; Sie kennen aus meiner früheren Beſchreibung dieſes Schloß im mittelalterlichen Styl, am Meere, von waldigen Hügeln umgeben. Das Wetter war ſommerſchön und es war mir da ſo behaglich, wie es überhaupt ſein kann unter lieben wohlwollenden und auch mit Reichthum geſegneten Freunden. Und doch ſehnte ich mich nach meiner heimathlichen Stube und meinen Freunden; in der Umgebung von Basnäs graſſirte die Cholera mehr als in Copenhagen; ich reiſte alſo ab und habe mich bis jetzt wohl befunden, und es wird, mit Gottes Wille, ſo weiter gehen.

Unſere alte Bühne, vielleicht die älteſte in Europa, iſt heruntergeriſſen und hat einer beſſeren und größeren Platz machen müſſen; am erſten Dezember werden die Vorſtellungen wieder anfangen, bis dahin ſpielen wir auf dem kleinen Hoftheater. Wir bekommen alſo eine neue Bühne, das heißt die Schale, denn der Kern iſt wurmſtichig; die Bühnenwelt hat ſich zerſpalten, unſere beſte, Ew. Königl. Hoheit gewiß auch bekannte, Künſtlerin, die Etatsräthin Frau Heiberg, verläßt die Bühne aus Mißvergnügen über die Verhältniſſe dort. In der That, es iſt eine Begebenheit. Die Heiberg kann einer Riſtori, einer Rachel, ja ſelbſt einer Mars füglich zur Seite geſtellt werden, in Jahrhunderten wird unſere Scene keine ſolche Schauſpielerin aufweiſen können.

Vor einigen Tagen, in einem Conzert, hörte das hieſige Publikum zum erſten Mal die Tannhäuſer-Ouvertüre, welche ſehr gefiel, wie auch Liszt's Präludium; mit der Zeit wir

wohl Tannhäuſer hier ganz aufgeführt werden; dieſe Oper iſt für mich doch die intereſſanteſte von den Wagnerſchen Compoſitionen.

Dickens' Roman: „Little Dorrit" hat, wie ich ſehe, in England heftige Angriffe erleiden müſſen; er hat ſich aber tapfer und gut vertheidigt. Bei meinem Aufenthalt in ſeinem Hauſe ſah ich, wie liebevoll und eifrig er für die Herbeibringung einer Summe von einigen tauſend Pfund für Duglas Jerrold's Wittwe wirkte; er arrangirte Vorleſungen, dramatiſche Vorſtellungen und dergleichen; aber er hat ſchlechten Dank dafür bekommen. Der Sohn des verſtorbenen Jerrold*), wie ich höre, läßt bekannt machen, man brauchte nicht den Klingelbeutel herumtragen zu laſſen, um Geld für ſeine Mutter einzuſammeln, da dieſe nicht in bedrängten Umſtänden zurückgeblieben ſei. Das ſchreibt man, nachdem Alles geſchehen und nachdem all dieſe Mühe darauf verwendet worden. Wie undankbar!

Von der Frau Majorin Serre habe ich heute einen Brief erhalten; ſie iſt entzückt über die Gnade und Freundlichkeit, mit welcher Ew. Königliche Hoheit ihren Mann empfangen haben. Das ſind noble wohlthätige Menſchen, der Herr Major Serre und die gnädige Frau; ihre Wohlthaten breiten ſich über einen ganzen Kreis, ihre Gaſtfreiheit iſt wohl bekannt.

Doch ich ſchreibe und ſchreibe, ohne daran zu denken, ob ich Sie, hoher Herr, nicht ermüde; es iſt mir, als ſäße ich neben meinem hohen, edlen Großherzog und ſchaute in ſein ehrliches treues Auge. Möchte ich Sie doch freudig wiederſehen, möchte es bald ſein! leider kann es erſt nach längere Zeit geſchehen; ſchon habe ich Sehnſucht!

Ich empfehle mich der Erinnerung der edlen Gemahlin und hohen Mutter. Wie ſchön muß es doch ſein, im glücklichen Familienleben auf der Wartburg wohnen zu können, beſonders in dieſen ſchönen Herbſttagen. Komme ich wieder, wonach ich mich ſehne und wie ich hoffe, nach Deutſchland, ſo fliege ich gleich auf die Wartburg hinauf.

---

*) „Märchen meines Lebens" Band II Seite 232.

Vom Kammerherrn Beaulieu habe ich nicht erfahren, ob er nach Italien geht oder in Weimar dieſen Winter bleibt? Sein ſchmerzlicher Verluſt einer ſeltenen Frau hat mich tief betrübt, oft denke ich an ſie.

Leben Sie glücklich, mein theurer, inniggeliebter Großherzog! Gott erhalte Ihnen Geſundheit und Freude!

Herzlichſt

treu ergeben

H. C. Anderſen.

LXIX.

Copenhagen, 14. December 1857.

Lieber, edler Großherzog!

Bald kommt die feſtliche Weihnachtszeit, ich fliege aus der Stadt nach dem Gute Basnäs, um in ländlicher Gemüthlichkeit einige Tage zu leben. Wäre nicht das Meer und die große Strecke zwiſchen Copenhagen und Weimar, ich flöge gleich zu Ihnen in der heiligen Feſtzeit; nun kann ich nur in meinen Gedanken da ſein. Königliche Hoheit, ich ſehe Sie deutlich in Ihrem glücklichen Kreiſe, ich höre die Freude der Kinder; möchte doch die mir bewieſene Güte auch auf die Kinder vererbt werden. Bringen Sie, theurer Großherzog, ihnen allen meinen Weihnachtsgruß!

Ein neues Portrait von mir in Steindruck iſt bald fertig; ich werde mir die Freiheit nehmen, dasſelbe zu ſenden, damit Sie auch bei Winterszeit mich einigermaßen vor Augen haben können. Ich habe zwei neue, vielleicht meine beſten Märchen vollendet, ſie werden aber erſt gedruckt, wenn ich eine Sammlung fertig habe.

Das Königliche Däniſche Theater hat in dieſem Sommer eine ganz neue Bühne bekommen; die erſte Vorſtellung war ein Schauſpiel von Holberg und vor dieſem ein Prolog von

mir;*) da hatte ich nun den Aerger, daß der Schauſpieler, Profeſſor Nielſen, der in der letzten Zeit an einem ſehr ſchlechten Gedächtniß leidet, darin ſtecken blieb, ſich verſchnappte und nicht weniger als dreizehn Strophen ganz überſprang — welch eine Qual für einen Verfaſſer, das anzuhören! Ich wurde beinahe krank dadurch.

Indem ich hier Holberg, unſeren nordiſchen Molière, nenne, möchte ich ein in Stuttgart und Augsburg erſchienenes Werk, nämlich: „Ludwig Holberg, ſein Leben und ſeine Schriften, nebſt einer Auswahl ſeiner Komödien" von Robert Prutz, Ew. Königl. Hoheit Aufmerkſamkeit anempfehlen. Es iſt allerdings ſehr anti-däniſch, was ich ſehr bedaure, aber in der Hauptſache vortrefflich; man ſieht daraus, wie große Bedeutung Holberg in früheren Jahren in Deutſchland gehabt hat, und ſeine Einwirkung auf die deutſche Bühne; ſelbſt Hagdorn ſingt:

„Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen."

In dem Hamburger Repertoire von 1742 auf 1743 kommen von der Geſammtſumme von einhundertneunzig Vorſtellungen, die im Laufe des Jahres ſtattgefunden, vierundvierzig auf Holberg. Das Ackermann'ſche Ehepaar, Eckhof, Schröder, ſolche Künſtler trugen und liebten Holberg; ſonderbar iſt es, daß er nicht wie Molière und Goldoni in ſein früheres Recht wieder eingeſetzt worden iſt. Es würde der deutſchen Bühne zur Ehre gereichen, wenn ein Stück von ihm wieder aufgenommen würde, es ſollte mich freuen, wenn die Weimar'ſche den Anfang machte.

Auf jeden Fall wird das Buch von Robert Prutz Sie, mein hoher theurer Herr, intereſſiren; leſen Sie wenigſtens eine Komödie; es ſind deren nur fünf bei Prutz, aber Holberg hat ſechsmal ſo viel geſchrieben; „Der politiſche Kannegießer", „Die Wochenſtube", „Der Mann, der keine Zeit hat", „Rasmus Montanus", „Jean de France" gehören zu den beſten; in Copenhagen werden ſie noch alle Jahre gegeben und wieder gegeben, ſie ſind ins Volk hineingedrungen, mehrere Repliken ſind jetzt Sprichwörter geworden.

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Band II Seite 241.

Der hieſige Geſundheitszuſtand iſt jetzt gut; die Cholera iſt, Gott ſei gelobt, jetzt vorüber, nicht aber in Schweden.

Das Wetter iſt ſchön, ungewöhnlich mild und warm, und ich vernehme ſchon die Sehnſucht der Zugvögel. Möchte das kommende Jahr Glück und Segen bringen! Bewahren Sie mir, lieber hoher Herr, die Güte, die mich ſo von Herzen glücklich und dankbar macht. Alle Freude und aller Segen über Sie und die Ihrigen!

Eurer Königl. Hoheit herzlich

und innig treuer

H. C. Anderſen.

LXX.

Copenhagen, 12. Januar 1858.

Theurer, lieber Großherzog!

Vom Lande, wo ich die Weihnachtszeit und die erſten Tage des neuen Jahres zugebracht habe, zurückgekehrt, finde ich Eurer Königl. Hoheit lieben Brief und mehrere freundliche Grüße aus Deutſchland. Unter dieſen muß ich einen hervorheben. In Mazen bei Dresden begegnete ich im letzten Sommer einer jungen Dame, Tochter des jüngſt verſtorbenen Polizeipräſidenten in Breslau;*) in einem Briefe an ſie habe ich ſpäter die Feſtlichkeiten in Weimar geſchildert, unter Anderem erzählt, was ich bei Enthüllung der Statuen von Goethe und Schiller geſehen, nämlich wie ein weißer Schmetterling die Dichter-Heroen umflatterte und als ſei er mit ſich ſelbſt uneinig darüber, ob er den einen oder den anderen berühren ſollte, ſich, beide umkreiſend, in die Luft ſchwang; nach dieſem Momente hat die junge Dame eine Zeichnung für mich gemacht, mit einer Arabeske umgeben, in

*) Fräulein Clara Friederike Heincke, der bekannten Portrait-Malerin in Berlin. Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 454 und 526.

welcher viele Orte, die mir lieb ſind, ihren Platz haben, vornehmlich das Schloß in Weimar, der alte Flügel und das neue Gebäude, ferner das Cryſtalpalais bei London, Maxen, wo die Familie Serre lebt, der von mir dort gepflanzte Baum ꝛc. ꝛc.

In der Weihnachtszeit bin ich ſehr produktiv geweſen, ich habe nicht weniger als drei neue Märchen geſchrieben, eines von dieſen: „Der letzte Traum eines alten Eichenbaumes," iſt wohl eins von meinen beſten; ein anderes: „Die Nachtmütze eines Hageſtolzen", hoffe ich wird gefallen, die Scenerie iſt in Eiſenach und Copenhagen.

Für das Volkstheater ſchreibe ich auch jetzt ein Stück; leider iſt noch keine meiner dramatiſchen Arbeiten auf die deutſche Bühne gebracht worden, mit Ausnahme von „Klein Karin," aber dieſe, wie Euere Königliche Hoheit wiſſen, iſt nur eine Oper. —

Die neuen Märchen klopfen immer an, und hoffentlich im Frühjahr ſchon erſcheint vielleicht ein neuer Band Märchen, auch in deutſcher Ueberſetzung.

Die Sehnſucht nach dem Auslande, das Streben gen Süden fängt ſchon an bei mir, früher als je, wegen der ſchönen Witterung. Es iſt, als ob wir ſchon den März hätten; in der Weihnachtszeit habe ich im Walde Veilchen gefunden.

Durch den Buchhändler Lorck in Leipzig habe ich mir die Freiheit genommen, ein neues Portrait von mir an Ew. Königl. Hoheit zu ſchicken; man findet es ſehr gelungen, ich hoffe, gelegentlich auch Ihre Meinung, hoher, lieber Herr, darüber zu erfahren.

Die Weihnachtslitteratur in Dänemark war diesmal ſehr reich; zu den bedeutenderen Phänomen darf ein Roman: „Die Phantaſten" gerechnet werden. Auf der Bühne iſt von hervorragenden Stücken zu bemerken: „Der Favorit des Königs" von Hauch, es ſpielt zu Chriſtian's IV^ten^ Zeiten. Jerichau, der Bildhauer, arbeitet an einer Büſte von Chriſtian VIII. Die Frederika Bremer lebt dieſen Winter in Rom, geſtern habe ich einen Brief von ihr erhalten, ſie hat wieder einen neuen größeren Roman beendigt. Möglicher-

weiſe gehe ich nach Rom künftigen Winter, einmal noch muß ich das Heimathsland des „Improviſator's“ wiederſehen; zwiſchen Rom und Dänemark liegt das mir heimathliche Weimar, und wenn im Frühling Alles blüht und ſingt, klingt es in mir: dahin! dahin!

Mit dem innigſten Wunſche für Ihre Geſundheit und Ihr Glück, mein innig geliebter, edler Großherzog, denke ich an Sie und Weimar.

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXXI.

Copenhagen 25. Februar 1858.

Theurer edler Großherzog!

In dieſen Tagen erſcheint eine neue Dichtung von mir: „Neue Märchen und Hiſtorien“; meine Gedanken waren immer bei dieſer Arbeit, ſonſt wäre meine Briefſtaube unlängſt über Schnee und Eis nach dem lieben Weimar geflogen; ich hätte gern gleich eine deutſche Ueberſetzung gehabt, mein deutſcher Verleger aber wünſcht einige Bogen mehr, als die däniſche Ausgabe hat, und wartet daher lieber bis September.

Ich möchte wiſſen, ob namentlich eins der Märchen: „Die Nachtmütze des Hageſtolzen“ Ew. Königlichen Hoheit gefällt, ſo wie ich es hoffe! ich habe früher dieſes Märchens erwähnt, die Hauptperſon iſt aus Eiſenach, die Liebhaberin aus Weimar, und das Heimweh ſucht das Thüringerland. Die heilige Eliſabeth, wie auch Frau Holle treten darin auf. Aus dem Herzen iſt es geſchrieben.

Dieſe neuen Märchen, welche ſchon im Manuſkript hier in Copenhagen ziemlich bekannt ſind, haben große Anerkennung gefunden, darum hat der däniſche Verleger große Eile, und nach der glücklicheren Zeit der Dichtung habe ich

nun mit Abſchreiben und Corrigiren vollauf zu thun gehabt. Ich freue mich recht darauf, einmal zu erfahren, daß Sie, mein hoher, edler Herr, dieſe neuen Dichtungen herzlich und freudvoll geleſen haben.

Ew. Königl. Hoheit haben in dem letzten Schreiben darauf hingewieſen, ob ich für die Weimariſche Bühne eine Märchen-Komödie ſchreiben könnte, ich denke viel daran, ich wünſche es, ich möchte ſie gern ſo ſchreiben, als wäre ſie von einem Weimaraner verfaßt; am Streben einerſeits ſoll es gewiß nicht fehlen.

Eines meiner älteren Stücke: „Mehr wie Perlen und Gold“ iſt kürzlich wieder auf die Copenhagener Scene gekommen, es ſcheint noch das Intereſſe der Friſchheit zu bewahren; auch das „Fliedermütterchen“ (das ich Ew. Königl. Hoheit überliefert habe, hoffend, daß es möglicherweiſe für die Weimariſche Bühne ſich eignen könnte) ſoll wieder auf die däniſche Bühne.

Wir haben jetzt Winter, zwar einen milden, doch immerhin ſo, daß die Dampfſchiffsverbindung mit Deutſchland unterbrochen iſt; die Briefe gehen den weiteren Weg zu Lande. Bald haben wir den 2ten April, und dann bin ich drei Jahre über die fünfzig hinaus, das iſt ja ſchrecklich, ſo alt! und doch ſo jung! Eine wahre Freude für mich an dieſem Tage würde es ſein, von Ihnen, hoher, theurer Herr, einen Brief zu bekommen.

Will's Gott, gehe ich im Sommer nach der Schweiz, wo ich im vorigen Jahre nicht war; leider kann ich nur einen Monat auf dieſe Reiſe verwenden. In meinen Gedanken liegt ſchon eine größere Dichtung, welche ich am beſten hier in Dänemark ausarbeiten kann.

Ich hoffe auf Frieden und Freude für die Länder, die Reibungen gehen mir ſchmerzlich durch die Seele.

Bewahren Sie mich in der gnädigen Erinnerung der Großherzogin und der kaiſerlichen Mutter. Gottes beſten Segen über Sie und die Ihrigen.

Ew. Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXXII.

Copenhagen 2. April 1858

Mein hoher, edler Großherzog!

An dieſem meinem Feſttage weiß ich, daß Sie, Königl. Hoheit, mich in freundlichem Andenken haben, Sie haben es ſelbſt in Ihrem letzten lieben Briefe geſagt. Ich ſitze hier, umgeben von Blumen und Orangen, mit welchen Freunde und Freundinnen mein kleines Zimmer geſchmückt haben. Von hier fliegen meine Gedanken nach dem Schloſſe in Weimar, zu Ihnen, mein theurer edler Großherzog; und eben deswegen muß der Brief heute abgehen, weil ich eine wirklich gute Ueberſetzung von einer meiner Hiſtorien: „die Nachtmütze eines Junggeſellen“ mitſchicken kann. Eine Dame aus Holſtein, welche in dieſer Zeit in Copenhagen war, hat ſie überſetzt und auf meine Bitte mir ſelbige ſpeciell zu dieſer Verwendung übergeben, damit Sie, hoher theurer Herr, doch vor Herbſt eine meiner neueſten Arbeiten ſehen können. Dieſe „Märchen und Hiſtorien“ erſchienen am 3ten März. 2000 Exemplare waren am 12ten desſelben Monats vergriffen und eine neue Auflage (wieder 2000) iſt ſchon fertig.

Einen ſo gewaltigen Abſatz hat noch keins von meinen Büchern hier gehabt, und ich habe überhaupt von dieſer Arbeit nur Anerkennung und Freude.

Ich bitte Ew. Königl. Hoheit, mich der Königlichen Gemahlin und der Kaiſerlichen Mutter gnädigſt zu empfehlen. Gott ſegne und erfreue Sie, mein hoher theurer Großherzog!

Eurer Königl. Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXXIII.

Vasnäs bei Skjelskjör, d. 22. Mai 1858.

Mein edler, theurer Großherzog!

Pfingsten iſt da, die Bäume ſind belaubt, ich bin endlich wieder auf dem Lande, im Waldesgrün am Meeresufer auf dem heimiſchen Vasnäs. Sehr fleißig und produktiv bin ich wieder in den letzten Monaten geweſen; ein neuer Band Märchen iſt wieder erſchienen, dieſes Mal 4000 Exemplare, und es ſcheint, daß ich eben ſo viel Freude im Vaterlande von dieſen als von den vorigen erleben werde. Jetzt, mein hoher Herr, haben Sie wohl das Eurer Königlichen Hoheit zugeſandte Manuſkript: „die Nachtmütze des Hageſtolzen" durchgeleſen und ſind zufrieden damit, hoffe ich. Eben habe ich wieder eine gute Ueberſetzung im Manuſkript von einem der neueſten Märchen für Eure Königliche Hoheit erhalten, ich muß es aber wieder abſchreiben, darum kommt es nicht heute, ſondern erſt mit der nächſten Brieftaube; es dauert mir gar zu lange, bis die deutſche gedruckte Ausgabe Eurer Königlichen Hoheit in die Hände kommen kann. Die däniſche Kritik hat ſich nie ſo warm und innig über mich ausgeſprochen, als dieſes Mal, und da ich Eurer Königlichen Hoheit Theilnahme für mich kenne, lege ich hier ein Bruchſtück bei, von einem der am meiſten bei uns geachteten Kritiker:

„— Alles, was das Volksmärchen als romantiſche Poeſie charakteriſirt, finden wir bei H. C. Anderſen, und hierauf ruht ohne Zweifel ſeine große Bedeutung und der Grund der Popularität ſeiner Märchen und kleinen Erzählungen; denn — möge man ſich von Allem, was Romantik heißt, ganz entfernt haben, möge man gelernt haben, in der Poeſie eine Erklärung der natürlichen Weltordnung zu ſuchen, ſo wie dieſe iſt, nämlich eine Welt der Schuld und der Buße, des Werdens und der Vernichtung, ein Spiel mächtiger, aber vergänglicher Kräfte, möge man ſich endlich das Chriſtenthum als eine praktiſche Lebensmacht, dazu beſtimmt, den Menſchen

ſiegreich durch das Labyrinth der Verſuchung zu führen, indem ſie dem Willen Kraft und dem Herzen Entſagung verleiht, ganz angeeignet haben — man wird doch dieſe Dichtungen, in welchen das wirkliche Leben in der Beleuchtung der erfüllten Verheißungen erſcheint, nicht leſen können, ohne ſich zugleich ergriffen und gehoben zu fühlen, gleichſam als könnte man für einen Augenblick leichter athmen und von der Arbeit ausruhen, als hätte man eine Vorempfindung der Glückſeligkeit, die wir jenſeits hoffen. Dergleichen hat bei Anderſens früheren Märchen ein Jeder gewiß gefühlt. Die neueren ſind ganz in demſelben Geiſte geſchrieben, und eines derſelben wird vielleicht von keiner bekannten romantiſchen Dichtung übertroffen, nämlich: „Der letzte Traum des alten Eichenbaumes.“ Daß die Pflanzenwelt — nicht ein zartes, luſtiges Geſchöpf, ſondern der gewaltige, an den Erdboden feſt gebundene Baum — die Sehnſucht nach einem beſſeren ewigen Daſein in ſich bewahrt, daß dieſer Sehnſucht ſich eine Alles Erſchaffene gleicher Art umfaſſende Liebe anſchließt und daß ein ſolches Bild ſo lebendig und wahr hervortritt, als poetiſche Wirklichkeit, nicht als willkürliche Allegorie — das iſt ein Gedanke, der nur der wirkliche Dichter, der ſich der Romantik völlig zugewendet hat, faſſen und ausführen konnte. Sollten wir einer einzelnen der ſechs kleinen Erzählungen den Vorzug geben, müßte dieſe es ſein.

„Doch auch in den anderen treten die oben bezeichneten Eigenthümlichkeiten des echten Märchens mehr oder weniger deutlich hervor. Namentlich iſt die Erzählung: „Etwas“ ſowohl ihrem Bau wie ihrem Ton nach eine vorzügliche Legende, indem in der kindlichen Erfindung das Leben und Treiben der Menſchen in unmittelbare Verbindung mit dem Jenſeits zu ſetzen und durch St. Peters Mund das Urtheil über Bös und Gut auszuſprechen, eine tiefe und ernſte Lehre liegt. In der Erzählung: „Suppe paa en Pölſepind“*) und in dem „A. B. C. Buch“ ſpielt die Phantaſie des Dichters mit den menſchlichen Lächerlichkeiten humoriſtiſch und doch nicht ohne tiefen Sinn. Ueber die beiden Erzählungen:

*) „Suppe von einem Wurſtſpeiler.“

„Der Flaſchenhals“ und „Die Nachtmütze eines Junggeſellen“, breitet ſich eine tiefe Wehmuth, indem der Dichter uns an die Unſicherheit aller irdiſchen Hoffnungen mahnt und auf die Entſagung als den Balſam hinzeigt, der es uns allein möglich macht, das Leben zu ertragen und die Idealität der Jugend nicht aufzugeben. Vergleicht man dieſes Heftchen mit H. C. Anderſen's früheren Arbeiten ähnlicher Art, ſo bemerkt man mit freudiger Ueberzeugung, daß er noch in voller Kraft daſteht, nicht nur, weil dieſelbe warme Menſchenliebe, welche die Seele ſeiner früheren Dichtungen iſt, uns wieder hier entgegentritt, ſondern auch mit Rückſicht auf die Fülle und Klarheit der erſchaffenden Phantaſie. Nicht viele von ſeinen früheren Märchen ſind ſo reich an bunten Bildern wie: „Suppe paa en Pölſepind“. Wer einen Begriff davon haben will, wie Anderſen die Natur mit wenigen Zügen ſo zu ſchildern vermag, daß man die Situation der ganzen, derſelben innewohnenden Stimmung ſelbſt erlebt, der ſehe nur die auf dem Meere einſam ſchwimmende Flaſche oder leſe die wunderſchöne Beſchreibung des Weihnachtsmorgens nach dem Sturme, welcher den alten Eichenbaum zerſchlug. Hat der Verfaſſer zwar auch in dieſem Heftchen ſeine weniger freundliche Geſinnung gegen die Kritik geäußert, wir können doch — trotz ſeiner Vermuthung in „Suppe paa en Pölſepind“ nicht umhin, ihm für Alles, was er in dieſem Buche gegeben, unſern Dank zu bringen; denn er bringt ſeinen Landsleuten neue Nachrichten von jener Gegend der Dichterwelt, zu welcher er allein den Schlüſſel hat.“ —

Ich bin ſehr glücklich und zufrieden! der Born der Märchen quillt immer fort. Viel Freude habe ich in der letzten Zeit gehabt; auf der Bühne ſind mehrere von meinen Arbeiten mit beſtem Erfolge gegeben worden; mein König hat mich auch neulich mit dem Ehrenzeichen der Dannebrogsmänner geſchmückt: die Welt iſt ſchön, die Menſchen ſind gut und die Freunde bleiben mir treu. Mit dem nächſten Schreiben überſende ich, wie geſagt, Eurer Königlichen Hoheit eins der Märchen im Manuſkript („Der letzte Traum der alten Eiche“). Mein Portrait, hoffe ich, iſt endlich nach Weimar gekommen. Mitte Juni gehe ich möglicherweiſe mit einem jungen Freunde

den Rhein entlang nach der Schweiz, um dort ganz still einige Wochen zu verleben.

Ich hoffe, daß Sie, mein edler, theurer Großherzog, und die ganze hohe Familie Alle gesund und glücklich sind! Gottes Segen über Sie und die hohen Ihrigen.

Eurer Königlichen Hoheit

innig ergebener

H. C. Andersen.

LXXIV.

Dresden, 19. August 1858.

Mein theurer, edler Großherzog!

Aus der Schweiz kommend, wo ich mehrere Wochen verlebt habe, ergriffen besonders von der großartigen Natur bei Ragaz, kam ich nach Maxen zu Major Serre's und folgte dieser vortrefflichen Familie nach Dresden, wo ich schon beinahe vierzehn Tage verweile, aber leider sehr krank. Ein Geschwür unter meinem rechten Arm hat mir Wund-Fieber gebracht, und noch bin ich leidend und das Schreiben wird mir beschwerlich, doch einige Worte meiner innigen Ergebenheit und Liebe für Sie, theurer edler Herr, muß ich aussprechen und da ich eben eine recht gute Uebersetzung von einem meiner neuen Märchen habe, eins, das sehr anspricht, lege ich dieses bei; es ist das Märchen: „Etwas"; ich lege es, Königl. Hoheit, Ihnen zu Füßen und weiß, Sie werden es ins Herz aufnehmen und meiner freundlich gedenken. Morgen, wenn Gott will und der Herr Doktor es erlaubt, reise ich nach Dänemark, von dort aus hat man mir geschrieben, daß Sie, Königliche Hoheit, auf der Insel Föhr erwartet werden, aber in Dresden sagt man, der Großherzog von Weimar geht künftige Woche nach Venedig.

Eurer Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Andersen.

LXXV.

Copenhagen, 28. Januar 1859.

Mein hoher, edler Großherzog!

Wir ſind in dem neuen Jahr und bis jetzt habe ich verſäumt, bei dem edlen Fürſten, an dem ich mich mit innigſter Dankbarkeit anſchließe, mich in gnädige freundliche Erinnerung zu bringen, — und warum? in den letzten Monaten des vorigen Jahres war ich tief erſchüttert. Eine liebe Freundin meiner Kinderjahre, Tochter des Admiral's Wulff (Ueberſetzer von Shakeſpeare und Byron), ging im September mit dem Dampfſchiff Auſtria nach Amerika.*) Das Schickſal dieſes Schiffes und die damit verbundenen gräßlichen Ereigniſſe ſind bekannt. Mehr als einen Monat war ich damals in Ungewißheit über das Schickſal meiner Freundin und nachdem die ſchreckliche Beſtätigung eintraf, war ich lange nicht in der Stimmung, Briefe zu ſchreiben.

Kurz vor Weihnachten erſchien in Deutſchland eine Ausgabe meiner ſämmtlichen „Hiſtorien", auch derjenigen neuen, welche ich im ſelbigen Jahre hier in Dänemark geſchrieben hatte und welche ganz beſonderes Glück machten und mehrere Auflagen in kurzer Zeit erlebten. Durch meinen Buchhändler in Leipzig habe ich Ew. Königl. Hoheit ein Exemplar innigſt ergeben zuſtellen laſſen, ich darf hoffen, daß Sie es bekommen haben und daß E. K. Hoheit die neueſten Hiſtorien, die letzten im Buche, bemerkt haben. „Des Schlammkönig's Tochter" und den „Flaſchenhals" ſtelle ich am höchſten; im Publikum wird ſehr viel geſprochen von den beiden: „Etwas" und „Die Nachtmütze des Hageſtolzen"; die letzte habe ich mir ſchon längſt erlaubt in Manuſkript Eurer Königl. Hoheit zu überſenden. Noch möchte ich hervorheben: „Der letzte Traum der alten Eiche"

Einige Tage vor Weihnachten ging ich aufs Land, nach Baſnäs, Anfang Januar kam ich wieder zurück und habe

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 246.

jetzt wieder fünf neue Märchen und Historien geschrieben. Ein Märchen: „Der Stein der Weisen" steht schon (15. Januar) in Lorks Europa; ich habe heute an den Buchhändler geschrieben, daß er ein Exemplar dieser Nummer nach Weimar E. K. Hoheit zustellen solle; eben dieses Märchen zeigt meinen jetzigen Standpunkt im Schreiben dieser Dichtungen. Lesen Sie es, hoher, theurer Herr! E. K. Hoheit werden bemerken, auf welchem Stadium ich als Märchendichter mich befinde, oder richtiger, nach welcher Richtung hin diese Dichtungsart sich allmählig in mir gestaltete.

Hartmanns Oper: „Klein Karin" ging hier in Copenhagen mehrmals diesen Winter und mit großem Erfolg in Scene; die klassische Musik gewinnt überhaupt mehr und mehr Terrain; bei Donizetti und Verdi ist immer ein leeres Haus, bei „Fidelio", „Hans Heiling", „Don Juan" ein überfülltes.

Hartmann hat ein großes Concert-Tonstück „Die Dryade" vollendet, der junge Componist Siboni ebenso eine Oper „Loreley", Gade arbeitet an einer Opera „Judith", kurz in der musikalischen Welt ist Leben und Frische.

Der Winter ist mild und schön, kein Schnee, es ist noch immer wie im Oktober bei uns. Ich bin, wie gesagt, sehr fleißig, habe außerordentliche Anerkennung und theilnehmende liebe Freunde; jetzt bin ich auch gesund. Jede freundliche Erinnerung an das liebe Thüringerland und an das Gute, was mir da gegeben worden, schwebt so oft vor meinen Gedanken, und wenn die Freude und der Dank meines Herzens auf den Strahlen der Sonne an den Geber getragen werden können, dann wird der Dank inniger und wärmer an Sie, edler Großherzog, gelangen, als es mittelst eines Briefes möglich ist.

Ew. Königl. Hoheit

ergebenst dankbarer

H. C. Andersen.

LXXVI.

Copenhagen, 21. März 1869.

Edler theurer Großherzog!

Eure Königl. Hoheit ſind immer ſo herzlich gut gegen mich, indem Sie mich mit Ihren Briefen beehren und innig erfreuen; meinen Dank für den letzten. Hoffentlich werden Sie, Königl. Hoheit, ſchon das Exemplar von „Europa“ haben, in welchem mein Märchen: „Der Stein der Weiſen“ ſteht, und es wird Ihnen gefallen haben; es iſt aber mein letztes nicht mehr, ich habe nach dieſem nicht weniger als ſechs neue Märchen geſchrieben, welche in dieſer Woche in einem Bändchen erſcheinen, könnten nur die deutſchen Freunde meiner Muſe ſie eben ſo ſchnell bekommen, ſie gehören zu meinen beſſeren Arbeiten. Eine von dieſen Dichtungen: „Der Wind erzählt von Waldemar Daae und deſſen Töchtern“ iſt vielleicht rückſichtlich der Form von beſonderer Bedeutung, ich habe verſucht und hoffe es erreicht zu haben, der ganzen Erzählungsweiſe den Ton zu geben, als ob man den Wind ſelbſt hörte. Eine andere Hiſtorie: „Anna Lisbeth“, rechne ich zu den beſten in pſychologiſcher Beziehung; ich habe verſucht, in derſelben zu zeigen, welche kleinen Keime zum Guten und zum Böſen das Herz verbirgt und wie ſie, je nachdem ſie von „einem Sonnenſtrahl oder von einer böſen Hand“ berührt werden, ins Leben treten. Im Januar war ich alſo ſehr productiv, ſeit Mitte Februar aber und noch immer habe ich eine Influenza mit Fieberkälte und ich muß mehr als gewöhnlich zu Hauſe bleiben; doch habe ich Concertmeiſter Singers vortreffliches Spiel öfters gehört und mich recht darüber gefreut. Ew. Königl. Hoheit wiſſen, daß Herr Singer aus Weimar hier iſt; er trat zum erſtenmal auf im „Muſikverein“ bei dem großen Concert, wo gewiß über 2000 Zuhörer waren, und erntete vielen Beifall, ſpäter ſpielte er in einem kleineren Concert und viermal im Volkstheater. Alle Zeitungen loben ihn und ſelbſt iſt er mit ſeinem Aufenthalte und der Aufnahme ſehr zufrieden. Vor-

gestern hörte ich ihn bei Ihrer Majestät der Königin Wittwe vor einer auserwählten Gesellschaft — (dem Erbprinzen Ferdinand nebst Gemahlin, dem Prinzen Christian und der landgräflichen Familie) — spielen; auch hier trat er mit vielem Beifall auf. Ich war auch in engeren Privatkreisen mit ihm zusammen, er ist gern gesehen und er befindet sich wohl. Ich schreibe so viel von ihm, weil ich nicht weiß, ob man in Weimar schon weiß, wie es ihm geht; auch schreibe ich gern davon, weil ich den herrlichen Klang, den der Name „Weimar" in künstlerischer Beziehung hat, auch gern hier gewürdigt sehe.

Nach wenigen Tagen, den 2. April, bin ich 54 Jahre alt; so alt, denn es sind viele, viele Jahre, und doch wie jung! und an diesem Tage vor allen erkenne ich demüthig, wie viel Segen mir gegeben worden; die glücklichen und guten Ereignisse wandeln wie eine Karawane durch meine Gedanken, so viele treue milde Augen begrüßen mich, ich sehe hier und dort einen Ort, der mir eine freundliche Heimath geboten hat und unter diesen ist Weimar mir vielleicht der liebste. Sie werden also verstehen, warum Sie, edler hoher Herr, eben an diesem Tage besonders in meinen Gedanken sind. Bewahren Sie, Königl. Hoheit, Ihre Güte und Theilnahme für mich; Gott erhalte Sie, edler theurer Großherzog, er erhalte Sie gesund und froh.

Eurer Königl. Hoheit

treuer, dankbarer

H. C. Andersen.

LXXVII.

Basnäs bei Skjelskjör, 15. Juni 1859.

Mein edler, theurer Großherzog!

Euere Königl. Hoheit haben lange nicht einen Ausdruck meiner immerwährenden treuen Anhänglichkeit an Sie er-

halten; ich sehne mich danach, mich auszusprechen und mich wieder in Ihre gnädige, freundliche Erinnerung zu bringen. Neue Märchen, einen ganzen Strauß, habe ich schon diesen Frühling meinen Landsleuten gebracht und viele Freude und Anerkennung erworben. Bis in der letzten Zeit, mehrere Monate, bin ich von La grippe sehr stark angegriffen gewesen, aber jetzt ist der Sommer da, mit Kukuk und Nachtigall, und ich fliege wieder in die schöne, ewig junge Welt hinaus.

Der älteste der dänischen Dichter, Ingemann, feierte den 28. Mai seinen Geburtstag; er wohnt in schöner Waldeinsamkeit am See bei Sorö; seine Romane sind ganz in das Volk, ja in die Bauern hineingedrungen, durch Ingemann's Romane kennen sie die alte Zeit in Dänemark. Es war sein 70jähriger Geburtstag, und zu diesem hatten Kinder und junge Mädchen eine Summe von 3000 Thalern gesammelt, für welches Geld ein großes goldenes Horn, künstlerisch mit allen Hauptpersonen seiner Werke ausgeschmückt, gekauft und ihm überreicht ward. Die Bauern aus der Gemeinde, wo des alten Dichters Vater einst als Prediger lebte, hatten eine schöne Porzellan-Vase gekauft und diese trug die Namen Ingemann's und seines Vaters. Auf der Eisenbahn fuhren viele Menschen aus Copenhagen hinaus nach Sorö, dort war Gesang, Festreden und Fackelzug; ich konnte nicht zum Fest dort sein, aber für mich auch wurde dieser Tag ein festlicher. Der König*) ist mir sehr gnädig und gut, er hatte mich den nämlichen Tag nach seinem Lustschloß Friedrichsburg gerufen; es liegt 6 Meilen nordwestlich von Copenhagen; dort nach der Tafel überreichte der König mir einen schönen Ring mit seinem Namenszug in Brillanten, den ich tragen sollte; nachher fuhren wir in einem großen Boot auf den waldumkränzten See und dort las ich eines meiner neuesten Märchen vor: „Was der Wind erzählt von Waldemar Daae und seinen Töchtern"; später nach einem Spaziergange im Garten las ich mehrere von den neuen Historien, und der König war so herzensgut, so lieb, wie

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 249.

ſein Vater es war und wie Sie es ſind, mein hoher, innig theurer Großherzog!

Den Tag darauf ging ich wieder nach Copenhagen und dann den erſten Juni nach Sorö, wo der alte Dichter Ingemann und ſeine Frau wie Philemon und Baucis leben; die beiden Alten waren durch das Feſt wie verjüngt. Sie ſehen, mein hoher theurer Großherzog, daß meine Sommerreiſe unter glücklichen Auspicien angefangen hat. Jetzt bin ich auf Vasnäs am großen Belt und denke künftigen Montag eine intereſſante, weniger bekannte Reiſe anzutreten: ich will die Nordſee beſuchen, die ganze Weſtküſte Jütlands bis Skagen hinauf, dem öden Wüſtenland mit Sandhügeln einen Beſuch machen, dort poetiſche Schätze oder Stimmungen für ſolche zu finden.

Ich gehe erſt nach Silkeborg, dem reichen Waldland mit ſeinen Binnenſeen, von dort nach der Nordſee und ſpäter mit dem Dampfſchiff durch den Limfjord bis Aalborg. Ich kann aber nicht dort in der großen Einſamkeit herumziehen, ohne daß ich weiß, ob Sie, mein hoher, edler Herr, eine Vorſtellung davon haben, wo ich dieſen Sommer herumflattere; durch die Zeitungen weiß ich immer ſo ziemlich, wo Sie, edler Fürſt, verweilen, ob auf Reiſen oder im Weimariſchen.

Wie oft durchlebe ich in der Erinnerung die erſten Stunden, wo ich Euere Königliche Hoheit ſah und kennen lernte: es war Euerer Königlichen Hoheit Geburtstag, als ich Sie zum erſtenmal ſah, im großherzoglichen Theater in Weimar, vom Volke begrüßt, war es; dann zum erſtenmal ſprach ich mit Ihnen, edler Herr, in Ettersburg; der Abend dort war feſtlich, mit Muſik, mat de Cocagne für die Bauern; noch habe ich einen blühenden Lindenzweig, welchen Euer Königliche Hoheit mir dort überreichten. Viele ſchöne Bilder, voll von Gnade und Güte, ſtrahlen in meinen Gedanken wieder und wieder, und dann fliegt immer mein Herz nach dem lieben Weimar.

Gott ſegne Sie, mein hoher theurer Großherzog, und Ihr fürſtliches Haus.

Euerer Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXXVIII.

Copenhagen, 16. Oktober 1859.*)

Mein edler hoher Großherzog!

Sie war so oft und innig in meinen Gedanken, während ich in diesem Sommer die einsamsten und eigenthümlichsten Gegenden meines Vaterlandes besuchte. Auf dem alten Rittergute Nörre-Vosborg bei den Dünen der Nordsee und unter dem Eindrucke der Fata Morgana-Erscheinungen der wüsten Gegend empfing ich den letzten Brief von Ew. Königlichen Hoheit. Daß Sie, theurer lieber Herr, unter den harten Prüfungen und mitten in Trauer über Mutter und Kind sich meiner erinnert haben, hat mich tief gerührt; möchte der schmerzliche Verlust Ihnen schon jetzt in einem milderen Lichte erscheinen!

Für meine dichterische Wirksamkeit bringe ich von dieser Reise eine reiche Ernte mit; ja mit freudiger Ueberraschung sah ich mich überall, wo ich hinkam, mit liebender Aufmerksamkeit behandelt; wie ein sehnlich erwarteter Freund wurde ich mit Festen und Herzlichkeit empfangen, so daß ich mich demüthig und ganz klein fühlte.

Die Natur in Jütland hat mich in hohem Grade überrascht; die Stürme der Nordsee peitschen die mächtigen Sanddünen, von dem wirbelnden Sand wurde das Gesicht wund geschlagen, das Meer bäumte sich und wälzte sich wie ein schäumender Wasserfall gegen die Küste und lockerte den lehmigen Abhang; doch das Eigenthümlichste von dem Allen war „Skagen", diese Wüste mit einem Städtchen ohne Straßen, denn die Häuser liegen meilenweit von einander, wie die wirbelnden Sandhügel es gestatten; Wrackstücke, mit Seilen verbunden, zeigen an, wo die Straße sein soll. Das Städtchen streckt sich eine halbe Meile am Cattegat entlang und von da hat man wieder einen ebenso weiten Weg über die

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 251—264

Dünen nach dem alten Skagen, wo die Thüren und Pforten mit Schiffsgallionen geſchmückt ſind; es iſt, als „Neptunus", „Die Hoffnung" und andere ſolche hohe Götter hier wohnten, denn ihre Bilder, von den geſtrandeten Schiffen, ſieht man über jedem Eingang. Das Merkwürdigſte iſt doch die große gothiſche, im Sande begrabene Kirche; erſt hat ſich der Sand über den Kirchhof gelegt, dann an die Mauer, doch hielt man Gottesdienſt, bis an einem Sonntage eine Sanddüne ſich vor der Thüre aufhäufte; da ſagte der Prediger zu der Gemeinde: „Gott hat nun dieſes ſein Haus verſchloſſen, wir müſſen ihm ein neues anderswo bauen!" — und ein ſolches ſteht nun in dem neueren Theile der Stadt. Gleich wie im Märchen von dem ſchlafenden Walde das Schloß von einem undurchdringlichen Geſträuch umgeben iſt, ſo iſt auch hier die Kirche von Dünenhalmen, Dornen und wilden Roſen überwachſen, und ſie ſtrecken ſich wie eine Umfriedung über die mächtigen Dünen. Wie ein begrabenes Pompeji liegt ſie hier mit ihren Grabmonumenten und Bildern, bis dereinſt ein weſtlicher Sturm die Dünen in Bewegung ſetzt; und es wird geſchehen, denn die Dünen bewegen ſich immer nach Oſten hin, aber neue erheben ſich wieder. Es iſt, als ob man hier in das Reich der Vögel käme, beſonders außerhalb der Stadt. In der Länge einer Viertelmeile geht von dem Leuchtfeuer hinaus ins Meer eine mit Rollſteinen überſäete Landzunge und endet in einer Spitze, nicht breiter, als daß ein Menſch darauf ſtehen kann, um den linken Stiefel von der Nordſee, den rechten vom Cattegat überſpülen zu laſſen; es iſt ganz deutlich zu ſehen, wie die beiden Meere ſich hier begegnen; die Nordſee behält doch immer die Uebermacht.

Die Reiſe iſt anſtrengend, aber ſehr intereſſant; von „Frederikshavn" nach Skagen fährt man fünf Meilen bei niedrigem Waſſerſtande, halb auf dem Meerboden, halb auf dem Lande; die Wellen überſpritzen ſelbſt bei ruhigem Wetter oft den Wagen, es erfordert viel Aufmerkſamkeit, dem Grickſand zu entgehen, wo man mit Pferd und Wagen hinunter ſinken kann. In den Dünen findet man häufig Torf, was darauf deutet, daß in früheren Zeiten Wälder hier waren.

Ich habe ſchon eine Beſchreibung dieſer intereſſanten

Ausfahrt fertig: es rührt mich noch immer, wenn ich daran denke, wie liebevoll ich von meinen Landsleuten empfangen worden. In „Hjörring", der größten nördlichen Stadt, brachte man mir Serenaden, in Aalborg ebenso, wo der Gesangverein der Handwerker mir den Abschiedsgruß brachte; Blumen und Hoch's begleiteten mich, als wäre ich ein Fürst; ich war demüthig dabei und doch unendlich froh. Ich sehe, wie meine Schriften bei dem Volke Eingang gefunden haben. Ihnen, mein edler Fürst, der Sie so viel Herz und so viele Theilnahme für mich haben, kann ich das Alles erzählen, wie ich es erzähle; Sie, lieber hoher Herr, mißverstehen mich nicht.

Ich sehne mich nach Ihnen und nach Weimar! Gott erfreue und erhalte Sie, Königliche Hoheit!

Ihr innig treu ergebener

H. C. Andersen.

LXXIX.

Basnäs bei Skjelskjör in Dänemark 31. Dec. 1859.

Ew. Königliche Hoheit!

Ein neues Jahr beginnt, aber ich muß noch in dem alten erst meinen Gruß und Dank an Sie, mein edler, lieber Großherzog, aussprechen; ich muß vom alten Jahre meinen dankerfüllten Gruß an Sie in das neue Jahr hinüberbringen. Gott hat Sie, theurer, hoher Herr, im verflossenen Jahre hart geprüft, aber noch zwei edle Seelen, zwei für Sie vor Gottes Angesicht bittende, liebende, haben Sie erworben, Trost und Kraft werden Sie erhalten; das neue Jahr bringe Ihnen, Ihrer Königlichen Gemahlin und Ihren Kindern Glück und Segen!

Das Jahr hat mir viel Freude und Anerkennung gebracht, nie war ich mehr anerkannt in meiner Heimath als jetzt; ich habe „Eine Historie aus den Sanddünen" geschrieben, diese vier und kleinere Märchen sind in 5000 Exemplaren gedruckt und beinahe verkauft; die Kritik stellt diese

Erzählung unter das Beſte und Poetiſchſte, was ich geſchrieben habe, und ich denke, es wird bald ins Deutſche überſetzt werden. Meine Sommerreiſe in Jütland bis Skagen hat Stoff und Scenerie zu dieſer neuen Dichtung gegeben; auch vom Auslande habe ich Ruhm und Freude geerntet;*) aus Deutſchland kam neulich eine große Anerkennung: der edle König Max von Bayern begnadete mich mit einem eigenhändigen Schreiben und hat mir den Maximilians-Orden für Kunſt und Wiſſenſchaft ertheilt.

Ein großes trauriges Ereigniß für uns Dänen iſt der Brand des Friedrichsborger Schloſſes; vorige Woche am 17. December ging in einigen Stunden dieſes wundervolle, alte gothiſche Gebäude in Flammen auf. Das Gebäude, Kirche und Ritterſaal ſind Ruinen. Dies Frühjahr war ich dort, der König hatte mich gnädigſt eingeladen. Ich fuhr mit dem König in einem großen Boote und las Seiner Majeſtät die neueſten Märchen vor. Es war ein ſchöner Abend, das Schloß ſtand in den Sonnenſtrahlen ſo ſtolz und prachtvoll mit Thürmen und Carnappen und ſpiegelte ſich in dem See; nie werde ich es mehr wiederſehen!

Augenblicklich bin ich auf dem Lande an der Oſtſee, aber nach Neujahr komme ich wieder nach Copenhagen.

Gott ſegne und erfreue Sie, lieber, hoher Herr!

Eurer Königlichen Hoheit

dankbar-treuergebener

H. C. Anderſen.

LXXX.

Copenhagen 3. Mai 1860.

Edler theurer Großherzog!

Ich hatte gehofft, ſchon in den erſten Tagen vom April mein neueſtes Werk an Ew. Königliche Hoheit einſenden zu können; es enthält eine reiche Sammlung von Märchen,

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 264.

Historien und Reiseskizzen, welche in Dänemark mit der größten Anerkennung aufgenommen und in mehreren Auflagen erschienen sind; bevor die deutsche Ausgabe gedruckt werden konnte. April ist nun auch vorüber, und da ich erst Ende Juni das Buch erhalten kann, so darf ich es nicht länger aufschieben, an meinen theuren Großherzog zu schreiben, denn ich muß Ihnen, Königliche Hoheit, erzählen, wie ich lebe und wirke, um mich in Ihrem freundlichen Andenken zu erhalten.

Ich war den ganzen Winter durch recht fleißig und außerdem in einer ganz neuen Richtung thätig. Mehrere Universitäts-Professoren und andere tüchtige Männer hielten allwöchentlich belehrende Vorträge in Versammlungen der arbeitenden Klasse;*) man ersuchte mich, die Poesie, die Dichtkunst zu repräsentiren und namentlich einige Märchen vorzutragen; es ist geschehen, und es hat mir viele Freude verschafft. Handwerker mit ihren Frauen und Kindern füllten den großen Saal, und es war von psychologischem Interesse, den Eindruck des Vortrages zu bemerken.

Ein Paar Mal hatte ich bei dem Erbprinzen Ferdinand und dem Prinzen von Dänemark**) die Ehre, die Prinzessin Anna von Hessen zu sprechen, und immer sprachen wir von Ihnen, theurer Großherzog; bei einer solchen Gelegenheit hat der Preußische Kammerherr über das von mir aufgegebene Thema: „Das liebe Weimar" sehr hübsch improvisirt. Die Brüder Müller aus Meiningen sind hier zufolge Engagements des Musikvereins, sie gefallen außerordentlich und auch ihnen scheint der Aufenthalt hier zu gefallen, auch in Aarhus haben sie ein Concert gegeben. Auch eine Piece aus „Lohengrin" wurde dabei gespielt und mit Beifall aufgenommen.

Im Juni-Monat hoffe ich in Deutschland zu sein; wenn ich erfahren könnte, daß Ew. Königliche Hoheit in Eisenach wären, würde ich meine Reiseroute darüberhin verlegen. Im

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 242.

**) Dem zum dänischen Thronfolger ernannten Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg, dem jetzigen Könige Christian IX.

Sommer beabsichtige ich, in der Schweiz zu verweilen und im Winter, wenn Gott Friede und Ruhe giebt, in Rom. Erst im Sommer 1861 will ich wieder nach der Heimath zurück. Ich möchte doch so gern noch einmal einen Winter in dem schönen Italien zubringen, es wird wohl das letzte Mal sein; den 2ten April des Jahres hatte ich mein 54stes Jahr erreicht.

Für Schiller's Album habe ich ein neues Märchen geschrieben und an Major Serre gesandt. Es heißt: „die alte Kirchenglocke". Als Schiller geboren wird, hört seine Mutter den Klang der alten Kirchenglocke in Marbach; am Ende wird aus dieser Glocke der Kopf und die Brust von Thorwaldsens Schiller-Statue in Stuttgart. Schillers Leben klingt hier im „Lied von der Glocke" und vermittelst Thorwaldsen bringe ich ein Element aus meinem eigenen Vaterland hinein; ich hoffe, daß diese kleine Dichtung Ihnen, theurer Großherzog, gefallen wird.

Meinen ehrfurchtvollsten Gruß an die Königliche Gemahlin bitte ich zu überbringen. Bewahren Sie mich in huldreichem Andenken.

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Andersen.

LXXXI.

Brunnen, 24. Juli 1860 *)

Mein hoher, edler Großherzog!

Ende Mai ging ich aus Copenhagen nach den Herzogthümern, wo ich einige Zeit verweilte, und kam von dort nach Eisenach; ich hatte mich so gefreut, Eure Königliche Hoheit wieder zu sehen, mein Herz klopfte in Freude dabei, ich würde nach Weimar gegangen sein, wenn Sie dort ge-

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 269—279.

weſen wären, aber ich hörte in Eiſenach, Eure Königliche Hoheit wären eben des Tages vorher nach der Schweiz abgereiſt; gewiß würde ich Ihnen dort begegnen, hoffte ich, aber da ich nach München kam, las ich in der Zeitung: „der Großherzog von Sachſen-Weimar iſt in Baden-Baden", und kurz nachher bekomme ich die Nachricht, Sie wären ſchon wieder nach Weimar gegangen; ich wurde ganz traurig dabei, wann und wo ſoll ich jetzt das Glück, die wahre Freude haben, Sie mein edler, theurer Herr, wiederzuſehen! Es iſt meine Abſicht, im Spätherbſt nach Rom zu gehen und dort den Winter zu verweilen, aber ſo wie die Sachen noch ſtehen, habe ich keine Freude daran, ich mag nur dort ſein, wo Friede und Ruhe lebt.

Schon bin ich, wie geſagt, zwei Monate von Hauſe fort und habe ſchöne, glückliche Tage verlebt; ich kenne die Theilnahme Eurer Königlichen Hoheit für mich und ich erzähle Ihnen daher ohne Umſtände Alles, ſo wie ich es denen, die ich recht lieb habe, erzählen muß.

In den Herzogthümern bin ich außerordentlich liebevoll aufgenommen worden, verlebte eine ganze Woche in Rendsburg, und da man mich dringend und herzlich bat, dort auch einmal, ſo wie im Winter in Copenhagen für die Handwerker, hier in Rendsburg für die däniſchen Soldaten ein Paar von meinen Märchen vorzuleſen, verſprach ich es. „Die Tonhalle" wurde mit Blumen und Flaggen geſchmückt, Officiere mit ihren Frauen, Unterofficiere, Soldaten und auch Deutſchredende, die Däniſch verſtanden, kamen zuſammen, beinahe 1500; ich wurde mit Hoch und Blumen empfangen und hatte große Freude daran. In der Nacht wurde vor meinen Fenſtern deutſch geſungen, ein Gruß von Deutſchen; des Morgens ſpielte für mich die Regiments-Muſik und bei der Abreiſe wehten auf der Eiſenbahn däniſche Flaggen, es wurde geſungen und mir ein dreimaliges Hoch gebracht; ich mußte dabei weinen; gar zu viel Herrliches und Gutes in der Welt wird mir vergönnt. Durchdrungen davon flog ich nach Eiſenach; wenn Sie dann dort geweſen wären, mein edler Fürſt, wie andauernd hätte dann meine Freude ſein können!

In München habe ich ſchöne Tage mit Kaulbach verlebt; er hat ein wunderſchönes Bild zu meinem Märchen: „Der Engel“ gemacht und denkt daran, ſagte er, noch einige andere zu illuſtriren. Der König von Bayern war nicht in München, aber die Königin. Ihre Majeſtät hat mich ſehr gnädig empfangen und ſchenkte mir die Photographieen von Ihr ſelbſt, dem Könige und den beiden Prinzen.

Mit beſonderem Eindruck hat mich das Paſſions-Schauſpiel im Oberammergau erfüllt, welches dort alle zehn Jahre wiederholt wird Es übertraf alle Erwartung; ich hatte immer gefürchtet, Chriſtus, auf der Bühne vorgeſtellt, müßte Etwas Entheiligendes haben, aber wie es hier gegeben wurde, war es erhebend und ſchön. Das Ganze hatte etwas Verwandtes mit den indiſchen Schauſpielen im Freien, zum Beiſpiele „Sacuntala“. Die Chöre erinnerten an die griechiſchen Tragödien, Muſik und Geſang wurde mit Geſchmack und Sicherheit ausgeführt. Die Vorſtellung dauert von Morgens acht Uhr bis Nachmittag um fünf, und Keiner iſt weggegangen, ſo reich, ſo ergreifend war das Ganze; reiſen Sie doch hin, mein hoher Herr, es lohnt ſich! noch werden Vorſtellungen gegeben: am 6ten, 12ten, 19ten und 26ten Auguſt, ſo auch am 9ten und 16ten September. Man iſt dort am beſten aufgehoben bei dem Pfarrer. Ach gehen Sie doch dahin!

Jetzt bin ich ſchon 12 Tage in Brunnen am Vierwaldſtädterſee, wo ich in Penſion bei Oberſt Aufdermauer wohne; hier ſind mehrere Fremde, auch der Graf Harrach und von Schlicht aus Weimar, welche ſich beide Ew. Königlichen Hoheit dringend empfehlen.

Künftige Woche gehe ich nach Locle auf dem Juragebirge, wo ich verweile bis zum 14. Auguſt; glücklich würde ich ſein, wenn ich dort oder auch eine Woche ſpäter in Genf einen Brief „poste restante“ erhalten möchte. Mein neues Buch: „Aus Herz und Welt“, Märchen, Hiſtorien und Reiſebilder, habe ich durch meinen Buchhändler längſt an Eure Königliche Hoheit geſchickt, aber adreſſirt an Kammerherrn Beaulieu, dieſer iſt, wie ich jetzt höre, abgereiſt. Leſen Sie „Anne Lisbeth“ „die Geſchichte aus den Sanddünen“ und

„Feder und Dintenfaß", ich darf hoffen, dieſe werden Eure Königliche Hoheit anſprechen!

Und nun Gott ſegne Sie, mein hoher, theurer Großherzog!

Ew. Königlichen Hoheit innig

ergebener, treuer

H. C. Anderſen.

LXXXII.

Vaenäs bei Skelſkjör, Dänemark
d. 31. December 1860.

Mein edler, hoher Großherzog!

Bevor das Jahr zu Ende geht, iſt es mir ein Bedürfniß, Eurer Königlichen Hoheit meinen herzlichen Dank für Ihre Gnade und Theilnahme für mich in dieſem Jahre, wie immer, auszuſprechen. In Genf habe ich den letzten Brief von Eurer Königlichen Hoheit empfangen; dort faßte ich den Beſchluß, wegen der Bewegungen in Italien, man wußte nicht wie es in Rom werden würde, die Reiſe dahin und meinen Winteraufenthalt dort aufzugeben, ich that es mit ſchwerem Herzen. Meine Abſicht war, nach Copenhagen zu gehen und, wenn der Herr Gott es erlaubt, künftigen Sommer wieder nach dem Süden zu ziehen; auf der Rückreiſe ſtand ein Beſuch in Weimar oder Eiſenach als ein Glanzpunkt vor mir, ich hoffte, Eure Königliche Hoheit dort zu ſehen und dort zu ſprechen; auf der Hinreiſe war ich leider nicht ſo glücklich! Sie, mein hoher Herr, waren erſt in der Schweiz, ſpäter in BadenBaden.

Auf der Rückreiſe kam ich nach München und dort hatte ich die Freude, dem Herrn Grafen Beuſt zu begegnen, der aber erzählte mir, daß Sie, mein theurer hoher Herr, nicht

in Weimar wären, ſondern nach Warſchau gegangen ſeien; ich hatte mich innig auf dieſes Wiederſehen gefreut, aber ich ſollte doch nicht die Freude haben. Meine letzten Hiſtorien und Märchen: „Aus Herz und Welt“, hoffe ich, ſind Eurer Königlichen Hoheit längſt in die Hände gekommen; ich habe meinem Buchhändler den Auftrag gegeben, gleich das Buch an Eure Königliche Hoheit zu beſorgen; die engliſche Ueberſetzung hat außerordentliches Glück gemacht und ſchon im erſten Monat war die Auflage vergriffen; alle die erſten Journale und Zeitungen ſprachen ein gar zu hohes Lob über dieſes Buch. Ich war einige Tage in Dresden und ward von dem König und der Königlichen Familie ſehr gnädig aufgenommen; überall aus Deutſchland habe ich im Herzen ſchöne Erinnerungen mit nach Hauſe gebracht.

Vor Kurzem war ich einen Abend bei dem Prinzen Chriſtian von Dänemark mit Eurer Königlichen Hoheit Nichte, der Prinzeſſin Anna zuſammen, wir ſprachen natürlich von Ihnen, mein hoher, theurer Herr, und von dem lieben Weimar; ich las einige neue Märchen, die Prinzeſſin verſteht und ſpricht vortrefflich Däniſch.

Jetzt zu Weihnachten bin ich auf dem Lande, aber für drei Tage in die Stadt gekommen, wo ich die Bücher Le pardon de Ploërmel ins Däniſche überſetze.

Da ich nicht perſönlich im alten Jahre das Glück hatte, mich Eurer Königlichen Hoheit vorſtellen zu können, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, lieber hoher Herr, meine photographirte Karte aus Genf ſchicken darf!

Gott ſegne und erfreue Sie, edler Großherzog, ſo auch die Königliche Gemahlin und die Kinder.

Ew. Königlichen Hoheit

treu ergebener

H. C. Anderſen.

LXXXIII.

Brunnen 15. Juli 1861.*)

Mein edler, gnädigſter Großherzog!

Lange Zeit war eine Verſtimmung in mir, meine Seele ſo trübe, daß ich nicht ſchreiben konnte; jetzt fühle ich mich wohler, glücklicher und da ich hoffe, mein edler hoher Herr, daß Sie mir wie immer gnädig und gut ſind, ſo darf ich wohl dem Drange meines Herzens folgen, Eurer Königlichen Hoheit wieder einen Brief zu ſchreiben.

Dieſen Winter kann ich nicht nach Italien; vor Weihnachten war ich wieder in Dänemark, aber meine Sehnſucht nach dem Süden wuchs im Schnee und Eis, ich war ſo ſehr innerlich verſtimmt und darum, ſobald das Eis brach, ging ich ſchon den vierten April wieder auf Reiſen und über Frankreich kam ich ſchnell mit Frühling's Anfang in Italien an und nach der Quelle meiner Sehnſucht: Rom. Dort habe ich die Zeit bis Ende Mai zugebracht, da wurde die Hitze aber gar zu ſtark und ich reiſte nach Florenz und ſpäter nach Genua und Turin. Ich wurde wieder neu belebt und ſehr fleißig; neue Märchen und Hiſtorien kamen wie Schmetterlinge im Frühling; ich habe einen ganzen Band gedichtet und bin wieder heiter und glücklich, und darum muß ich an Sie, mein edler, theurer Großherzog, ſchreiben.

In Brunnen bin ich jetzt in dem Hôtel, wo die edle Herzogin von Orleans auch einſt wohnte In Frankreich ſind jetzt meine letzten Märchen heraus und ſehr freudig aufgenommen; die achte deutſche Auflage der Geſammt-Ausgabe iſt ſchon in dieſem Frühling herausgekommen; ich habe auch in dieſer Beziehung viel Freude und Glück.

Auf der Reiſe bin ich mehreren Reiſenden begegnet, die mich an das liebe Weimar erinnerten; auf dem Dampfſchiffe zwiſchen Civita Vecchia und Livorno traf ich zuſammen

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 280–289.

mit dem Kammerherrn Reumont aus Florenz, in Interlaken war ich mit dem Componiſten Rubinſtein zuſammen.

Jetzt hier im Gebirge ſchreibe ich ein Märchen: „der Alpenjäger", und von hier aus fliegen die Gedanken zu Ihnen, mein theurer, gnädigſter Herr!

Gott ſegne und erfreue Sie und die Ihrigen.

Eurer Königlichen Hoheit

innigſt ergebener

H. C. Anderſen.

LXXXIV.

Montreux, 26. Auguſt 1862.*)

Mein hoher, edler Großherzog!

Bevor ich die Schweiz verlaſſe, wo ich nun einen Theil des Sommers zugebracht habe, und von wo aus ich über die Pyrenäen nach Spanien hineinzugehen beabſichtige, drängt es mein Herz, an Ew. Königliche Hoheit zu ſchreiben. Ich weiß, daß Sie meinen Brief gütig und gnädig aufnehmen und mir Ihre gnädige Theilnahme gönnen. Es iſt mein Wunſch, den Winter in Spanien zuzubringen, in Barcellona, Valencia, Granada ꝛc. und hoffe ich, irgend eine Dichtung, worin das ſchöne Land ſich wiederſpiegelt, mit nach Hauſe bringen zu können. Von meinem vorjährigen Aufenthalt in Italien und der Schweiz ſchreiben ſich namentlich die beiden Märchen „Pſyche" und „die Eisjungfrau" her, welche in meinem Vaterland ein großes Publicum gewonnen haben und in Deutſchland, wie es ſcheint, auch beliebt ſind, indem ſchon drei Ausgaben derſelben erſchienen ſind; daß ein Exemplar davon, das ich unlängſt abgeſchickt habe, in Ew. Königlichen Hoheit Händen iſt, darf ich hoffen, wie auch, daß dieſe Dichtung dazu beitragen werde, Ihr Intereſſe für mich zu bewahren. Im letzten Winter in Copenhagen hatte ich herr-

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 301—307.

liche muſikaliſche Abende; die berühmten Geſchwiſter Neruda aus Mähren erweckten da die höchſte Begeiſterung, inſonderheit die ältere Schweſter Wilhelmine. Mit dieſer war ich oft zuſammen, ſo zum Beiſpiel in einem engeren Kreiſe bei der Prinzeſſin Anna, auch Dreyſchock und Rubinſtein waren da; ich hörte zum erſten Mal die Prinzeſſin ſelbſt ſpielen, ſie hat ein bedeutendes Talent, ihr Sinn für Muſik iſt geſchätzt unter Allen, die das Glück haben, ſie zu kennen. In dieſem Winter war ich einigemale da, und mit ihr und dem Prinzen ſprach ich natürlich immer von Ihnen; auch habe ich ihr die letzten Märchen vorgeleſen, theils bei der Königin Wittwe, theils bei der Prinzeſſin Chriſtian von Dänemark. Rubinſtein verweilte ein Paar Monate in Copenhagen und hat ſich da ſehr wohl gefühlt, er arbeitete an einer neuen Oper.

In dieſem Winter empfing ich übrigens ſowohl zu Hauſe als vom Auslande ſehr aufmunternde Beweiſe von dem Eindrucke, den meine Märchen gemacht haben. In Calcutta haben einige Engländer veranlaßt, daß junge Hindus, die der engliſchen Sprache mächtig waren, aus dieſer in die Landesſprache verſchiedene Schriften überſetzten, um den Hindu's einen Begriff von der Litteratur des Weſtlandes zu geben; von dieſen Schriften, ſchreibt man, haben Anderſen's Märchen, namentlich „die Geſchichte von einer Mutter" beſonders gefallen. Ich hätte doch nie geglaubt, das zu erleben, daß meine Märchen ſelbſt in Kalidaſus Vaterland Eingang finden würden, daß ein Märchen aus dem Norden bis zum urſprünglichen Orte der Märchen hinkommen würde. Es iſt mir wie ein eitler Traum. Möge Gott mir nur Licht und Kraft verleihen, etwas Wahres, Gutes und Neues von Alhambra und Sevilla zu ſchreiben. Wenn ich dann an einem von dieſen Orten bin, erlaube ich mir wieder an Sie, edler Fürſt, zu ſchreiben, Sie ſind mir unvergeßlich, Sie leben in meinen Gedanken wie in meinem Herzen. Darf ich hoffen, daß Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin ſich meiner noch erinnert?

Mit der innigſten

Ergebenheit

H. C. Anderſen.

LXXXV.

Bregentved bei Kjöge,
Station Haslöv.
Dänemark.*)

Ew. Königliche Hoheit

wollen allergnädigst und mit freundlichem Sinn meinen innigsten Dank empfangen für den mir so lieben Brief, den ich von Holland erhalten, diesen neuen Beweis Ihrer Herzensgüte und Theilnahme. Ich erhielt den Brief während meines Aufenthaltes auf dem schönen „Holsteinborg", wo ich einst ein Märchen „Wenö und Glenö" geschrieben habe, über das Kirchspiel, welches sich hier an die Insel Glenö in der Ostsee vor dem waldumgebenen Schlosse anknüpft. Jetzt bin ich als Gast bei dem Grafen Moltke auf Bregentved, einige Meilen von Holsteinborg entfernt, in der Mitte einer herrlichen großen Waldung, so reich wie es kaum eine zweite in Dänemark giebt. Der Garten hier erinnert an die englischen Parks mit großen frischen Rasenplätzen, mächtigen Lindenalleen und freundlichen Seen, wo Schwäne und hervorschimmernde weiße Lotosblumen auf dem Wasser schwimmen. Bregentved ist ohne Zweifel eine unserer schönsten und größten Grafschaften. Die jetzt lebende gräfliche Familie habe ich von frühester Zeit her gekannt und ich sehe jetzt in der glücklichen, comfortablen Heimath ein ganz junges Geschlecht, lebhafte und prächtige Kinder, aufwachsen. Der Aufenthalt auf dem Lande war und ist mir noch die beste Medicin, ich kann jetzt große Spaziergänge im Garten machen, ja ich habe in den letzten Tagen sogar versucht, einige meiner Märchen vorzulesen, es ist jetzt über ein Jahr verflossen, seitdem ich dies versuchen konnte, und ich fühlte mich dabei nicht angestrengt, und sollte es ferner so fortschreiten mit meiner Besserung, so darf ich noch einmal daran denken, in einer nicht zu fernen Zukunft Weimar, Ew. Königliche Hoheit, die Großherzogin

*) Wahrscheinlich vom September 1869; vergl. „Märchen meines Lebens" Band II Seite 453.

und den ganzen Großherzoglichen Kinderkreis wiederzusehen. Was wird das für ein herrlicher Erinnerungstag für mich sein! Gott erfreue und segne das Weimarische Haus und vergönne es mir, fortwährend dort in gnädiger und freudlicher Erinnerung zu verbleiben.

Ew. Königlichen Hoheit tief dankbarer, ehrfurchtsvoller

H. C. Andersen.

LXXXVI.

Holsteinborg, bei Skjelskör Dänemark
2 Juni 1874.*)

Eure Königliche Hoheit

haben mir wieder große Freude durch Ihren gnädigen, gesegneten Brief vergönnt. Siegel und Aufschrift leuchteten mir gleich entgegen als schöne Erinnerungen von früheren Zeiten. Mehrmals habe ich den Brief durchgelesen, das Portrait-Bild angeschaut, es hat seinen Platz auf meinem Schreibtisch; eine frühere Photographie Eurer Königlichen Hoheit ist noch immer in meiner Stube. Beim Empfang des Briefes war ich sehr leidend und das Schreiben wurde mir schwer; ich wußte auch, daß Eure Königliche Hoheit nach Holland gegangen waren, aber jetzt, hoffe ich, sind Sie wieder zurück in Weimar oder auf dem waldreichen Ettersburg. Ich bin schon acht Tage auf dem Lande bei unserem Conseilpräsidenten Grafen Holstein; er und seine edle, liebe Familie sind gegen mich stets so theilnehmend und gut; eben in meiner langen Krankheit habe ich es in tiefer Dankbarkeit empfunden. Hier bin ich wie bei Verwandten, habe Alles, was Reichthum und Herzensgüte geben kann. Die Lage Holsteinsborgs ist sehr schön, mit einem großen Garten und Wäldern am Meere; die Luft ist sehr heilsam und ich fühle mich unendlich wohler als früher, kann herumgehen, die

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 513.

Schmerzen der Leber ſind beinahe verſchwunden und es ſcheint, die Kräfte kehren täglich wieder. Mehr als achtzehn Monate bin ich krank geweſen, habe gar nichts in der langen Zeit geſchrieben, das Letzte war ein kleiner Band Märchen, unter dieſen „die große Seeſchlange", es iſt der Telegraphenſtrang zwiſchen Europa und America; das Büchlein iſt auch im Deutſchen in Bremen erſchienen; aber eine größere Erzählung „Glücks-Peter" kam vor drei Jahren in die Welt und iſt mit großer Theilnahme im Inland und Ausland aufgenommen worden. Eure Königliche Hoheit erlauben mir, Ihnen dieſes kleine Buch zu überreichen. Wagners Muſik leuchtet wie ein Sonnenſtrahl in das Leben meines hieſigen Aufenthaltes hinein. Unſer neues großes Theater iſt jetzt beinahe fertig; es ſoll im September eröffnet werden mit Holbergs „die Wochenſtube" und einem neuen Ballet von Bournonville. Copenhagen wächſt immer mehr und ſchöner heran; ſehr viel Fremde kommen hierher, und die Badehäuſer bei Klampenborg und Marienlyſt ſind immer beſetzt, am meiſten von deutſchen Familien. Vor einem Monat, Eure Königliche Hoheit haben möglicherweiſe davon in den Zeitungen geleſen, kam ein junger Deutſcher, Ingenieur Günther aus Hanover, hieher; er hatte von den Sehenswürdigkeiten Copenhagens gehört. Schon den zweiten Abend ging er auf „Langelinie", unſerer ſchönſten Luſtpromenade bei Copenhagen, die alte Baſtey mit tiefen Gräben liegt daneben; da hört er Hilferufe, ein kleiner Knabe iſt in das tiefe, moorige Waſſer gefallen; Günther wirft augenblicklich ſeinen Ueberrock ab, ſpringt ins Waſſer, ergreift das Kind, es wird gerettet; aber er, der edle Retter, verſinkt und ſtirbt. Es erregte eine tiefe Theilnahme in der ganzen Stadt. Sein Bruder kam hieher zum Begräbniß, dieſes wurde im höchſten Grade rührend und großartig, denn des jungen Deutſchen edle That hatte alle Leute tief ergriffen. Mehr als drei tauſend Menſchen von allen Claſſen, Arme und Reiche, haben ſeinen Sarg begleitet; die verſchiedenen Corporationen, der preußiſche Geſandte von Heydebrant, der Cavalier des Königs und der Cavalier des Kronprinzen, ſind in königlichen Wagen ihm gefolgt; und auf dem Wege hinaus und draußen am Grabe

wurden von blaſenden Inſtrumenten die Pſalmen begleitet; der Polizeidirecteur legte im Namen des Königs die Rettungs-Medaille auf Günthers Sarg und unſer deutſcher Prediger Schmaltz hielt in deutſcher Sprache eine ergreifende Rede am Grabe; nach ihm ſprach der däniſche Prediger Däniſch. Die Beamten von den Eiſenbahnen trugen den Sarg, und jetzt wird auf dem Grabe ein Monument errichtet, dem edlen Deutſchen, der mit ſeinem Leben ein däniſches Kind gerettet hat. Welche ſchöner Tod für Günther! Gott ſegne ſeine edle That! Leider war ich nicht bei der Beerdigung, ich konnte nicht wegen meiner Krankheit.

Darf ich hoffen, mein hoher, edler Großherzog, daß Sie mich in gnädige Erinnerung bei der Königlichen Hoheit der Großherzogin und den großherzoglichen Kindern bringen. Gott ſegne und erfreue das fürſtliche hohe Haus und bewahre mich in gnädigſter Erinnerung.

Mit treuer Dankbarkeit und

Ehrfurcht

H. C. Anderſen.

LXXXVII.

Copenhagen 7. Mai 1875.*)

Ew. Königl. Hoheit

bringe ich meinen innigſten tiefſten Dank für die mir wiederum bewieſene Gnade und Theilnahme. Als ich in voriger Woche das eigenhändige Schreiben meines edlen Großherzogs empfangen und daraus erſehen hatte, daß an meinem 70jährigen Feſttage die Großherzogliche Familie ſich meiner erinnert hatte, wollte ich gleich ſchreiben, aber es wurde mir gleichzeitig bedeutet, daß mir ein hoher Orden

*) Vergl. „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 537–548.

zugetheilt ſei und mir bald zukommen werde. Jetzt habe ich die Decoration empfangen und bin voller Dankbarkeit.

Mein Feſttag, der 2te April, war für mich ein erhabener, herrlicher Tag; aber ich war ſehr leidend und es fiel mir ſchwer, die Deputationen und andere Beſuchende zu empfangen. Lange danach und noch immer bin ich ſo angegriffen, daß ich nur mit Mühe ſchreiben und nur ſchwach ausdrücken kann, was ich fühle, wenn ich an Sie, mein hoher Beſchützer, ſchreibe. Ich hätte ſo viel zu erzählen von all der Liebe, die mir von allen Seiten entgegen kam, von unſerem Königshaus, von dem ganzen däniſchen Lande und von fremden Ländern. Von dem „Verein Berliner Preſſe“ empfing ich ein hübſches und reich ausgeſtattetes Gruß-Schreiben und wunderſchöne Gaben von vielen Andern.

Will's Gott, verlaſſe ich bald die Stadt; nur ländliche Ruhe und Sommerwärme kann mir helfen. Wie glücklich wollte ich mich fühlen, wenn ich einmal in dieſem Sommer Weimars edlen Großherzog, die Großherzogin und die Kinder wiederſehen könnte. Heil und Glück über das Land, wo Göthe, Herder und Schiller lebten, wo die Minneſänger ihre Feſte hielten und wo Luther eine Heimath fand.

In tiefſter Ehrfurcht und mit

inniger Dankbarkeit

H. C. Anderſen.

H. C. Andersens Briefwechsel

mit seinen Zeitgenossen.

I.

König Maximilian II. von Bayern an H. C. Anderſen.

Hohenſchwangau, den 15. Auguſt 1853.

Herr Dr. Anderſen!

Das von Ihnen verfaßte und mir kürzlich überſendete Buch „Hiſtorien“ habe Ich in die ſchöne Alpennatur dahier, ſogar auf den Gemsſtand genommen und darin geleſen. Es hat mir viel Freude gemacht, und Ich ſpreche Ihnen für die mir bewieſene Aufmerkſamkeit Meinen freundlichen Dank aus, der Ich mit wohlwollenden Geſinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

II.

H. C. Anderſen an König Maximilian II. von Bayern.

Auguſt 1853.*)

Euer Majeſtät

ſeien auf das Innigſte und von ganzer Seele für die Freude gedankt, die Sie mir durch Ueberſendung eines Schreibens bereitet haben! Ich werde daſſelbe ſtets unter den für mich

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 205.

theuerſten Gegenſtänden bewahren. Ich ſehe in der Gnade und Ehre, welche Euer Majeſtät mir erwieſen haben, das Königliche Herz, den Mann, welchen ich während der wenigen Stunden, die ich auf Hohenſchwangau verbrachte, in der für mich unvergeßlichen Zeit, ſo innig lieb gewonnen. Es war mir ſo heimiſch in dem kleinen Schloß; ich fühlte mich, wenn ich dieſen Ausdruck gebrauchen darf, wie bei Freunden. Die Fahrt über den See mit den hohen Alpen ringsum, die Wanderung auf der kleinen Inſel, wo der Holunderbaum wächſt, von welchem Euer Majeſtät mir einen Zweig reichten und der in meinem Album bei einigen Zeilen liegt, die mein geliebter verſtorbener König Chriſtian VIII. mit liebevollem Sinn gegen mich niederſchrieb — alles in demſelben ſtammt aus den Lebensmomenten, die der Einzelne für alle Zeiten bewahrt! Daß ich von Euer Majeſtät freundlich erinnert werden würde, war eine Hoffnung, die ich nährte, aber daß ich einen ſchriftlichen Beweis dafür erlangen würde, hat mich hoch erfreut und innig bewegt. Ich beeile mich daher, meinen tief gefühlten Dank darzubringen und daß dieſer erſt jetzt Euer Majeſtät erreicht, liegt daran, daß der Königliche Brief zunächſt nach Kopenhagen gegangen und von dort erſt ſpäter an mich, der ich mich auf einer Reiſe im Inlande befand, gelangt iſt. Ich hatte die Stadt bereits verlaſſen, bevor die ſchreckliche Cholera dort ausbrach; mein Arzt rieth mir, bis auf weiteres fern zu bleiben. Ich habe eine angſterfüllte Zeit durchlebt; einige meiner Bekannten aus meinem Umgangskreiſe ſind bereits abberufen, doch nun ſcheint die Krankheit milder aufzutreten, ſo daß ich hoffe, in wenigen Tagen zurückkehren zu können. Indeß habe ich die letzten Wochen in der herrlichſten Natur, die mein Vaterland beſitzt, in den nordiſchen Hochlanden um die Stadt Silkeborg in großer Waldeinſamkeit, in einer Gegend zugebracht, die an den Schwarzwald und Schottland erinnert. In einer zukünftigen Dichtung werde ich die Scenerie dieſer Landſchaft ſchildern. Hier hauſen der Adler und die ſchwarzen Störche, hier auf der Haide zeigt die Fata morgana ihre Zauberſeen mit dem Garten Armidas, hier wandern noch Zigeunergeſchlechter, wie zu Cervantes' Zeit in Spanien. Von Silkeborg, Dänemarks

Hochland, fliegt mein Gedanke hinab nach den Alpen zu Ihnen, mein edler König! Gottes Segen über Ihr Haus. Aus tiefem, dankbarem Herzen Euer Majeſtät

ergebener

H. C. Anderſen.

III.

König Maximilian II. von Bayern an H. C. Anderſen.

Vorder-Riß, 8. November 1859.

Herrn H. Chriſt. Anderſen!

An einem ſehr ſchönen Abend jüngſt am Wallerſee ſpazieren gehend, habe ich mich an Ihre prächtigen Märchen und Dichtungen erinnert und den Entſchluß gefaßt, die Bedenken, welche bisher erhoben worden, weil Sie nicht ein Deutſcher von Geburt, zu beſeitigen und Mir das wahrhafte Vergnügen zu machen, Ihnen Meinen Maximilians-Orden zu verleihen, da Sie ſo ſehr im deutſchen Sinne gedichtet und Ihre Märchen in Deutſchland ſo populär ſind. Noch im Mondlicht habe ich mir den Entſchluß in die Schreibtafel notirt. Wollen Sie die Verleihung dieſes Ordens als ein Zeichen betrachten, wie ſehr Ich Sie ſchätze und mit welchem Vergnügen Ich Mich an Mein Zuſammenſein mit Ihnen zurückerinnre, der Ich mit wohlwollenden Geſinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

IV.

H. C. Anderſen an König Max II. von Bayern.

Kopenhagen, 16. Nov. 1859.*)

Euer Majeſtät

haben mir eine freudige Ueberraſchung, einen glücklichen Tag durch Ihren Königlichen und herzliche Gnade für mich enthaltenden Brief bereitet; auf ſolche Weiſe von einem edlen, geiſtvollen König erinnert zu werden, rührt mich tief, erhebt mich und erfüllt mein Herz mit Dank gegen Euer Majeſtät. Das Königliche Schreiben werde ich zwiſchen den theuerſten Erinnerungen bewahren; es ſoll Platz neben der Haideblume haben, die Euer Majeſtät pflückten und mir auf der kleinen Inſel Wallerſee ſchenkten, wo ich das erſte Mal das Glück hatte, König Max zu ſehen und mit ihm zu ſprechen. Wie oft rufe ich nicht in Gedanken die für mich glücklichen Tage auf Hohenſchwangau zurück!

Die letzten Jahre haben mir viel Glück gebracht: große, faſt zu große Anerkennungen in meinem Vaterlande und meine Schriften werden im Auslande milde beurtheilt und herzlich aufgenommen! Gott hat mir ſo unendlich großes Glück zugetheilt und ich erkenne es in tiefer Dankbarkeit! — In dem kleinen Dänemark iſt die Auflage von Büchern natürlicherweiſe nicht groß, aber während der letzten Jahre werden doch meine „Märchen und Geſchichten“ in 4 bis 5000 Exemplaren gedruckt; meine neueſte Dichtung gehört zu dieſer Sammlung: „Eine Geſchichte von den Dünen“. Die ganze Scenerie iſt die Ausbeute eines Beſuches während des letzten Sommers in dem eigenthümlichſten Theil meines Vaterlandes: Weſtjütland bis hinauf nach Skagen. Die Natur iſt hier ſo ungewöhnlich; von den prächtigen Buchenwäldern der Oſtküſte, wo der Adler noch hauſt und die ſchwarzen Schwäne wohnen,

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 264.

gelangt man auf ausgedehnte Haideſtrecken, wo Hünengräber in zahlloſer Menge ſich erheben; die Fata morgana der Wüſte zeigt hier ihre Luftgebilde; die Weſtküſte weiſt grüne Wieſen und mächtige Sanddünen auf, die ſich in zackigen Spitzen wie eine Alpenreihe erheben, eine Wehr gegen das rollende Meer. Hier habe ich den Sommer verbracht und die nördlichſte Spitze des Landes Skagen beſucht, wo die Nordſee und das Kattegat ſich an einander brechen; wo wie im Märchen von dem ſchlafenden Walde die Kirche vom Flugſand verweht und mit Dünendornen und wilden Roſen überwachſen, eine eigenthümliche Schau darbietet und nur der Thurm aus dem Sande hervorragt; der Ort beſitzt keine Straße oder Gaſſe, die Häuſer liegen zerſtreut zwiſchen den Sandwogen und Taue, die von Wrackſtück zu Wrackſtück ausgeſpannt ſind, zeigen den Weg. Hier in dieſer Natur habe ich die Scenerie meiner neueſten Dichtung geholt, welche in meiner Mutterſprache zur Weihnachtszeit erſcheinen wird, und ich will hoffen, ſehr bald ins Deutſche übertragen werden dürfte. Wie glücklich wäre ich, wenn es mir einſt vergönnt wäre, dieſe Dichtung Euer Majeſtät vorleſen zu dürfen! Meine Sehnſucht und mein Gedanke iſt, daß Gott mich leben und mich noch einmal nach Baiern kommen laſſen möge, um vor Euer Majeſtät ausſprechen zu können, wie warm mein Herz in Dankbarkeit für das edele Königspaar ſchlägt, das mir, dem Fremden, ſo viel Gnade erwies. Der hohe, mich ehrende Orden, den Euer Majeſtät mir verliehen haben, wird meinen ſtarken Herzſchlag vernehmen. Am 21. November iſt mit Gebeten zu Gott mein innigſter Gedanke bei Ihnen, hoher edler König! Gott erfreue und ſegne Euer Majeſtät!

In allertiefſter Ehrfurcht

H. C. Anderſen.

V.

H. C. Anderſen an König Chriſtian VIII. von Dänemark.

Wien, 12. März 1846.*)

Allergnädigſter König!

Es iſt während dieſer ganzen Reiſe meinem Herzen ein Bedürfniß geweſen, vor Euer Majeſtät, an Allerhöchſtwelchem mein Herz hängt, auszuſprechen und zu erzählen, wie gut es mir ergeht, wie reich mein Leben an Sonnenſchein iſt, wie ehrend, wie herzlich man mich überall empfängt; aber ich habe es nicht gewagt, an meinen gnädigen, guten König zu ſchreiben, ich habe indeß in einem Brief an Ihre Durchlaucht die Herzogin von Auguſtenburg darum gebeten, daß, wenn dieſe an Ihre Majeſtät die Königin ſchriebe, ich dann in gnädigſte Erinnerung gebracht werden möchte, und ich habe daher gehofft, daß Euer Königliche Majeſtät, und unſere milde, liebe Königin gehört haben, wie treu und innig mein Gedanke an Ihnen beiden hängt, wie viel Ehre und Freude ich auch hier draußen im Auslande erlebe. Euer Majeſtät wiſſen, daß der König von Preußen mir allergnädigſt den rothen Adlerorden verliehen hat; ich erhielt denſelben bei der Abreiſe von Berlin und jetzt, als ich ſechs Wochen ſpäter nach Dresden kam, überreichte der Miniſter Jordan mir mein Diplom. Da ich unbekannt mit den Formen bin, nicht wußte, ob die däniſche Geſandtſchaft die Nachricht darüber nach Dänemark geſandt oder ob ich ſelbſt darüber berichten müßte, ſchrieb ich an Herrn Geheime Etatsrath Adler**) und er hat in einem Brief, den ich an dieſem Morgen empfing, mir geſagt, daß Euer Majeſtät mir ſehr gnädig ſeien, und daß es ſehr richtig ſein würde, wenn ich an meinen König ſelbſt ſchriebe und mir die Gnade erbäte, den fremden Orden annehmen zu dürfen. Dies iſt es, was

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band I Seite 369—397.

**) Kabinetsſekretair des Königs.

ich alſo hier wage. Ich ſehe dadurch einen meiner liebſten Wünſche erfüllt, an Euer Majeſtät zu ſchreiben, zu ſchreiben gerade aus meinem vollen Herzen heraus. Geheimrath Adler meinte, daß mein milder König mir dies durchaus nicht ungnädig aufnehmen würde, wenn ich in dieſem Schreiben andere Nachrichten über mich ſelbſt von dieſer Reiſe mittheilte. Mein Herz ſagt mir daſſelbe und ohne Furcht, mißverſtanden zu werden, darf ich das Glück ausſprechen, daß mir folgt der Sonnenſchein, der meine Seele und meine Gedanken durchſtrömt. Gott iſt faſt zu gnädig gegen mich, ich begreife es ſelbſt nicht!

— — — Als ich nach Berlin kam, ließ mich der König von Preußen ſofort gnädigſt zur Tafel befehlen; ich verbrachte ſpäter einen für mich höchſt intereſſanten Abend in Potsdam, wo der König außerordentlich gnädig und liebenswürdig gegen mich war. Er ſprach viel über ſeinen Aufenthalt in Kopenhagen, er war entzückt über unſere Buchenwälder, über unſer vortreffliches Theater, und er ſprach viel mit mir über däniſche Litteratur; beſonders über den Eindruck, welchen meine Schriften auf ihn gemacht haben. Beim leſen meines Romanes „Nur ein Geiger" ſagte er, habe er beim Tode des Storches Thränen in die Augen bekommen.

— — — Ueberall erfuhr ich, daß meine Schriften beim deutſchen Volke Eingang gefunden haben. Ein Glücksſtern ſteht über meinen Arbeiten; ſie fliegen weit umher.

— — — Ein ſolches Glück, eine ſolche Anerkennung macht das Herz weich und demüthig vor Gott. O, wenn ich an meine arme Kindheit denke, an meine Entbehrungen, meinen Mangel und an die ſchweren finſtern Stunden, dann ſcheint es mir oft, als ſei dies Alles ein Traum, und ich bin nahe daran zu weinen. Euer Majeſtät, ich denke in dieſem Augenblick, in dem ich ſchreibe, mehr an Ihr Herz als an Ihre Krone; Sie werden dies liebevoll und gnädigſt aufnehmen.

Ich kam nach Weimar und fand bei dem liebenswürdigen Erbgroßherzog einen herzlichen Empfang. Keiner meiner Theuerſten in Dänemark könnte mich inniger entgegennehmen als er es that.

— — — Als ich mich zwei Tage in Jena aufhielt, wo der holsteiniſche Profeſſor Michelſen meinetwegen eine große Geſellſchaft gab, und wo er ſich ſehr ſchön über die Bedeutung und Blüthe der däniſchen Litteratur ausſprach, kam der Erbgroßherzog ſelbſt nach Jena, um mir noch einmal Lebewohl zu ſagen und mir einen Empfehlungsbrief an den Erzherzog Stephan in Prag zu übergeben. In Leipzig kamen Brockhaus, Lorck und mehrere andere Buchhändler zu mir, und ich erhielt zum erſten Male ein Anerbieten im Auslande, das mir Geld einbringen kann. Eine Prachtausgabe meiner Märchen und eine große Ausgabe meiner geſammten Schriften werden zu Neujahr erſcheinen und ich erhalte für die Durchſicht derſelben dreihundert preußiſche Thaler. Als ich nach Dresden kam, ließ mich der König von Sachſen eines Abends zu ſich entbieten. Die Königin erzählte mir, daß ihre Schweſter, die Königin von Preußen, ſehr freundlich über mich an ſie geſchrieben habe. Beide Majeſtäten waren höchſt gnädig, und ich mußte ihnen die Märchen „Der Tannenbaum“ und „Holger Danske“ vorleſen, wodurch wir auf Dänemark und alles Große und Gute dort zu ſprechen kamen. Prinz Johann's Gemahlin gleicht in einem ſolchen Grade ihrer Schweſter, der Königin von Preußen, daß ich faſt erſtaunt darüber ward. Der Prinz Johann hat ſchöne, liebenswürdige Kinder und ſie ſcheinen alle meine Märchen zu kennen. Ebenſo herzlich wurde ich vom Erzherzog Stephan und jetzt hier in Wien, wohin die Königin von Sachſen mir einen Brief an ihre Schweſter, die Erzherzogin Sophie mitgegeben hatte, empfangen. Ich bin vor zwei Abenden bei Ihrer Kaiſerlichen Hoheit geweſen. Die Kaiſerin-Mutter befragte mich ſehr eindringlich und viel über Euere Majeſtäten, auch über die Königin-Wittwe. Ich ſah auch dort den Prinzen Waſa und mehrere hohe Perſönlichkeiten. Es war mir intereſſant und ich hoffe auch in geiſtiger Beziehung Nutzen davon zu haben, verſchiedene Höfe zu ſehen und mich in das höhere Geſellſchaftsleben hineinzuleben; die Blüthe davon, hoffe ich, wird in meinen künftigen Schriften einen neuen Duft erlangen. Ich lerne in meinem Leben recht erkennen, wie viel herzlich Große und wie viel Liebenswürdige

man in allen Ständen findet. Das Leben iſt ſo herrlich, und alle Menſchen ſind im Grunde gut. Ich habe Vertrauen zu ihnen allen und im Grunde habe ich mich noch niemals getäuſcht gefunden. Selbſt in ökonomiſcher Beziehung iſt meine Reiſe eine glückliche geweſen. Ich bin nun im fünften Monat fort und habe noch nicht völlig fünfhundert Reichsbankthaler*) ausgegeben; es iſt mir dies dadurch möglich geworden, daß ich an den meiſten Orten in Familien Aufnahme fand und wie ein lieber Verwandter bei dieſen gewohnt habe. Die Verwandtſchaft beſteht in dem Intereſſe, das man für meine Schriften hat und die Freundſchaft, womit man meine Perſönlichkeit umfaßt. Ja, die meiſten Städte verlaſſe ich mit Thränen; ich bin in jeder wie ein Freund und Bruder heimiſch geworden. Aber ich ermüde meinen allergnädigſten König; mein Schreiben iſt bereits ſo ausgedehnt und dennoch wäre einiges, was ich erzählen möchte, übrig, ein Theil, der vielleicht ein wenig mehr Intereſſe haben konnte, als das Viele, was ich bereits von mir geſagt habe. So wurde beiſpielsweiſe bei meiner Abreiſe von Prag mir ein Anblick, den ich nie vergeſſen werde. Mehrere tauſend Soldaten reiſten von dort nach Polen; es waren Truppen, die während mehrerer Jahre in Prag gelegen hatten; die Bevölkerung war daher hinaus gegangen, um ihnen Lebewohl zu ſagen. Die ganze Bergſeite war mit Menſchen Kopf an Kopf beſetzt, es ſah aus wie ein großer, bunter, türkiſcher Teppich; meilenweit erſtreckte ſich die Schaar, überall wehten Hüte und Taſchentücher; bei jedem Dorf, an dem wir vorüberkamen, ſahen wir Volksmaſſen. Die ſchnelle Fahrt, die Fackelbeleuchtung, die böhmiſchen Geſichter, die fremde Sprache — Alles hatte etwas Ergreifendes an ſich. Es waren die Maſſen, die hier imponirten. — Mit Jenny Lind bin ich ſehr viel in Berlin und in Weimar zuſammen geweſen; ſie bewahrt mit tiefem Gefühl die Erinnerung an Dänemark und ſie liebt dieſes Land. Ihre Darſtellung der Nachtwandlerin iſt etwas von dem Herrlichſten, das ich kenne. Sie hat zu mir geäußert, daß ſie große Luſt habe, in dieſer

*) Etwa 1125 Reichsmark.

Oper aufzutreten, wenn ſie nach Kopenhagen käme, was wohl im September geſchehen dürfte. Dieſes Spiel, dieſer Geſang, die ganze Offenbarung in der Nachtwandlerin iſt etwas, wofür ich kein anderes Wort zu finden weiß, als daß man ein beſſerer Menſch wird, wenn man ſie darin geſehen hat! Man lacht und weint; Gott in uns ſelbſt wird uns klar; ich habe das Theater vergeſſen, ich habe das Heiligſte in der Kunſt gefühlt. Mitte April kommt ſie nach Wien, bleibt hier einen Monat und reiſt dann nach der Schweiz. Dem däniſchen Componiſten Gade, der in Leipzig lebt, habe ich einen Original-Operntext gegeben, den er nunmehr componirt. Ich habe fleißig an meiner Biographie gearbeitet, die mein deutſcher Buchhändler mir abkaufen will, und welche in der neuen geſammten Ausgabe voran ſtehen wird. Ich werde darin meinen Glauben an Gott und die Welt ausſprechen, mein erlebtes Märchen, das ſo reich und glücklich iſt, erzählen. Ich könnte nicht, ſelbſt wenn ich mächtige Kraft dazu erhalten hätte, nicht Alles herrlicher geordnet haben, als der liebe Gott es für mich gethan hat. Ich erkenne es vollkommen, mein Herz beugt ſich in Dankbarkeit gegen Gott und die Menſchen, und wenn es recht voll iſt, — dann könnte ich die ganze Welt an meine Bruſt drücken! Glauben mir Euer Majeſtät, ich berge tief und feſt das Gute, das ich empfange. Möchte es in meiner Lebensſkizze mir gelingen, dieſes richtig ausſprechen zu können, und mein Königlicher Wohlthäter wird verſtehen, wie innig ich ſeine hohe Gnade und Milde gegen mich fühle und ſchätze. Es war auf der Inſel Föhr fünfundzwanzig Jahre ſpäter, als ich als armer Knabe nach Kopenhagen kam, wo ich am Jahrestage an der Tafel meines Königs ſaß; Euer Majeſtät und die Königin beglückwünſchten mich; der Tag auf Föhr, die liebenswürdige milde Weiſe, worauf Sie Beide Ihre Gnade ausſprachen, eine Gnade, die ich in der That empfangen habe, hat mich für ewig und immer an Sie gefeſſelt. Gott erfreue und ſegne mein hohes Königspaar! Ich fliege nun nach Italien hinein. Am 2. April erreiche ich bereits mein einundvierzigſtes Lebensjahr, aber mein Gedanke und mein Gemüth ſind friſch, als ſei ich nur zwanzig Jahre alt. Neue Werke hoffe ich zu

bringen; jede Reiſe iſt mir nicht Mittel, um Stoff zu ſuchen, ſondern ein erfriſchendes geiſtiges Bad; dieſe Reiſe — ſo Gott will — bringt ſicher auch ein Werk und dann, wenn mein Vaterland es empfängt, wenn das Ausland von mir erfüllt iſt, dann, mein allergnädigſter König, iſt meine Freude nicht Eitelkeit; nein, es iſt die Freude darüber, daß meine Freunde Ehre von mir haben, daß mein geliebter König ſieht, daß ich ſeiner Gnade und Milde nicht ganz unwürdig bin.

Ein neues Lebensjahr rollt für mich in Italien auf; es würde mit glücklicher Vorbedeutung beginnen, wenn ich dort durch Geh. Etatsrath Adler oder Conferenzrath Collin, der oftmals an mich ſchreibt, erfahren würde, daß mein König, wie ich hoffe und glaube, gnädig wie immer dieſen Brief geleſen habe, und daß, wenn die Form allzuſehr außerhalb des gewönlichen iſt, Euer Majeſtät mir dies verziehen haben. Darf ich es wagen, meinen König zu bitten, Ihrer Majeſtät der Königin zu ſagen, wie treu in tiefſter Ehrfurcht ich an ſie denke. Gott verleihe Euer Majeſtät Geſundheit und Glück! Ewig und immer hängt mein Herz feſt an meinem guten, milden König.

In allertiefſter Unterthänigkeit

H. C. Anderſen.

VI.

H. C. Anderſen an König Chriſtian VIII. von Dänemark.

August 1847.*)

Allergnädigſter König!

Bei meiner Abreiſe waren Euer Majeſtät ſo gnädig und gütig, mir zu geſtatten, daß ich einen Brief ſchreiben und erzählen dürfe, wie es mir erginge. Ich weiß, daß mein theurer König nicht auf die Form und nicht auf den Aus-

*) Wahrſcheinlich aus London; vergleiche „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 15—23.

druck ſieht, ich darf daher recht aus meinem Herzen erzählen. Es geht mir unglaublich gut! Niemals hatte ich von ſo viel Glück und Ehre träumen können; ich fürchte faſt, ich benehme mich linkiſch damit, denn das Ganze demüthigt mich. In Holland ſind faſt alle meine Schriften überſetzt worden und, wie es ſcheint, ſehr beliebt. — — — Im Haag, wo ich nur vier Tage war, arrangirte man ein Feſt für mich im Hôtel de l'Europe, wo Gelehrte und Künſtler mich zu einem Willkommen eingeladen hatten. Viele ſchöne Toaſte wurden ausgebracht, Euer Majeſtät Gnade gegen mich hervorgehoben, auch Collins väterlicher Sinn. Meine Biographie war gerade in holländiſcher Sprache erſchienen und man kannte daher alle meine Wohlthäter. Es wurde über Dänemarks und Hollands frühere hiſtoriſche Verbindung, über die Verwandtſchaft der Sprachen und über die Bedeutung unſerer Litteratur geſprochen, und man war unglaublich gut gegen mich. Ich fühlte mich tief bewegt. Holland ſelbſt iſt — — ein blühender Garten; alles iſt ſo ſonntäglich gekleidet, ſelbſt die Glockenſpiele in der Kirche verurſachen, daß man glaubt, hier ſei alle Tage Feſt. — Ueber Rotterdam ging ich mit einem Schiff nach London, wo ein Gewitter — das großartigſte, das ich je geſehen — mich mehr als die Flucht aller Schiffe, als alle großartigen Bewegungen rund um mich erfüllte und überraſchte. Ich muß in London ſtets an Rom denken. Dieſe beiden Städte haben in ihrem Contraſt dennoch ſtets etwas verwandtes. Rom iſt die Nacht, die große erhabene Nacht, London iſt der Tag, der werkthätige Tag. Und ich merke nichts von dem Kohlenrauch; die Sonne ſcheint zu mir herein und alle Sterne ſehe ich faſt jeden Abend. — Graf Reventlow*) iſt unermüdlich in ſeiner Fürſorge für mich; durch ihn wurde ich ſofort am dritten Abend nach meiner Ankunft bei Lord Palmerſton eingeführt; man empfing mich freundlich. Ich traf meinen theuren Erbgroßherzog von Weimar hier, der mich in viele Kreiſe einführte und Alle kannten ſie meine Schriften; ſchließlich war ich ganz umringt und der „Improviſator", „Das häßliche Entelein",

*) Der däniſche Geſandte in London.

„Die rothen Schuhe“ — faſt alle meine Schriften wurden genannt und überſchätzt. Ich erhielt auch viele Einladungen und bin urplötzlich, wie Reventlow ſagt, in die hohe Welt von London hineingeſprungen. Vierzehn Tage lang habe ich jetzt für jeden Tag, jeden Abend Einladungen erhalten. Es iſt mir intereſſant dieſes Leben zu ſehen und mich in dieſen Kreiſen zu bewegen; doch „bewegen“ iſt nicht das richtige Wort, denn es iſt kaum Platz zum bewegen vorhanden. Ich war gerade am Geburtstage Ihrer Majeſtät der Königin auf einem Ball der Lady Paulet, wo man buchſtäblich wie Roſenblätter in der Preſſe ſtand. — Lord Caſtlereagh, Lady Stanley und Viele, Viele müßte ich nennen, wenn ich diejenigen hervorheben wollte, die mir Gaſtfreundſchaft erwieſen haben. Hofrath Hambro hat mich auf ſeinen Landſitz hinausgeführt und ſein Sohn hat mich zu ſich nach Schottland eingeladen. Jenny Lind iſt wie eine gute Schweſter gegen mich, durch ſie habe ich Gelegenheit gehabt, die Oper zu beſuchen.

— — — Der preußiſche Geſandte Bunſen erwies mir auch großes Intereſſe und der Erbgroßherzog von Weimar empfing mich in Marlborough-Haus ſo liebevoll und freundlich — o, ich liebe ihn von ganzer Seele! Auch mit Rückſicht auf meine zukünftigen Arbeiten hoffe ich, hier mich mit einem Buchhändler zu arrangiren, damit ich auch einige Vortheile in England erlangen könne; denn es iſt ein Faktum: meine Bücher ſind in dieſem Lande viel geleſen; mein Portrait hängt hier an den Schaufenſtern neben dem Jenny Linds. Aber ich ſpreche ſo geradezu, erzähle, was mich erfüllt, was mich bewegt. Euer Majeſtät werden zwiſchen den Zeilen in dieſem Brief in meinem Herzen leſen, und da darf ich wohl dieſen Brief abſenden.

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

VII.

H. C. Anderſen an die Königin Caroline Amalie von Dänemark.

Kopenhagen, 14. April 1847.

Allergnädigſte Königin!

Euer Majeſtät Gnade gegen mich hat mich unendlich erfreut, und daß auch der König ſo unvergleichlich gut geweſen iſt, an mich zu ſchreiben, ſchulde ich ſicherlich Euer Majeſtät. Ich weiß in Wahrheit nicht, auf welche Weiſe ich meine innige Dankbarkeit ausſprechen ſoll! Ich wurde ſo unendlich bewegt dadurch, und wenn ich all' die Gnade, ja mehr als Gnade, ſegensreiche Herzlichkeit, welche Beide Majeſtäten in Wort und That mir, dem Kinde der Armen, das einſam in die Welt hinausging, erwieſen haben, in eine Summe zuſammenfaſſe, dann fühle ich den innigſten Drang, es wieder vergelten zu können, was ja doch niemals geſchehen kann! Aber das darf ich ſagen, daß Niemand mit ſeiner ganzen Seele mehr ſeinen edlen König und ſeine edle Königin lieben kann, als ich.

Euer Majeſtät werden die große Gnade der früheren hinzufügen, dem König zu ſagen, wie tief ſeine herzliche Gnade mich gerührt hat. Daß Beide Majeſtäten mir neulich einen Platz an der königlichen Tafel gewährten, und daß man beim Hofconcert an mich dachte, und daß ich dort kommen konnte, ſind Züge, die niemals in meiner Seele erlöſchen werden. Gott ſchütze und bewahre meinen lieben König und meine theure Königin! Euer Majeſtät wollen auch verzeihen, wenn die Ausdrücke in dieſem Briefe nicht recht wohl gewählt ſind und nur auf die Dankbarkeit und Hingebung meines vollen Herzens ſehen.

Allerunterthänigſt

H. C. Anderſen.

VIII.

H. C. Anderſen an die Königin-Wittwe Caroline Amalie von Dänemark.

Gadshillplace bei Rocheſter,
Kent, 14. Juli 1857.*)

Euer Majeſtät

ſchenkten mir die hohe Gnade und innige Freude mit der Erlaubniß, Euer Majeſtät vom Auslande ſchreiben zu dürfen. Ich bin nun fünf Wochen in England geweſen und habe die ganze Zeit in Charles Dickens' Hauſe zugebracht, einer ganz herrlichen Villa bei Gadshill, einem Ort, den Shakeſpeare durch ſeinen Fallſtaff, welchen er im erſten Theil von Heinrich IV. erwähnt, berühmt gemacht hat. Die ganze Landſchaft iſt wie ein Garten und von der Höhe kann man viele Meilen lang die Windungen der Themſe verfolgen, das offene Meer gewahren und weit über Wälder und Felder ſehen. Hier iſt ein Duft von wilden Roſen und Epheu, die Luft iſt dazu ſo friſch und drinnen im Hauſe ſelbſt leben glückliche Menſchen. Dickens iſt einer der liebenswürdigſten Männer, die ich kenne; er beſitzt Herz, wie er Geiſt beſitzt. Der kürzlich verſtorbene Schriftſteller Jerrold hinterläßt eine Wittwe ohne Vermögen. Dickens hat ſich ihrer angenommen und durch ein Comité, das Namen wie Dickens, Bulwer u. ſ. w. zählt, ſind Vorleſungen und einige private dramatiſche Vorſtellungen gegeben worden, die zuſammen eine Summe von über 2000 Lſt. einbrachten. Dickens war ſehr glücklich über die große Summe, die der armen Wittwe eine Stütze ſein wird. Euer Majeſtät haben ſicher in den Zeitungen von einer Vorſtellung geleſen, die in der Gallery of illustration zum erſten Male allein vor der Königin von England, die mit dem König von Belgien, dem Prinzen Albrecht und dem Königlichen Hauſe erſchien, gegeben worden iſt; nur einige fünfzig andere Perſonen, alle eingeladene Zuſchauer, unter welchen ich

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 22 bis 236.

mich befand, theilten den Genuß dieſer Vorſtellung. Alles war ſehr feſtlich; die reichſten, prächtigſten Blumen ſchmückten die Gänge und die Treppen. Das Stück ſelbſt: „The frozen deep“ iſt ſehr intereſſant und war nur vorher in Dickens' Hauſe von denſelben Damen und Herren, welche es hier ſpielten, aufgeführt worden. Dickens zeigte ſich als der ausgezeichnetſte Schauſpieler, nicht bloß in den tragiſchen Momenten, ſondern auch in den heiteren. Eine kleine Arbeit „Two o'clock in the morning“ ſchloß den Abend. Dickens' beide Töchter, Mary und Kathe ſpielten die beiden Damenrollen natürlich und ſchön. Später ſah ich dieſe Vorſtellung öffentlich geben, und ich muß geſtehen, mit aller Bewunderung für Signora Riſtory, daß Dickens weit bedeutender, als ſie iſt, wenn ſie auf der Bühne auftreten; denn er kommt der Wahrheit und der Natur näher. Das beſte, was ich von dieſer bewunderten tragiſchen Schauſpielerin geſehen habe, iſt ihre Darſtellung der Lady Macbeth. Die letzte Scene, wo ſie im Schlafe geht, iſt ſo erſchütternd, ſo großartig, daß dieſe allein ſchon ihr Bedeutung in der Kunſt geben muß. Ein Sohn des Schauſpielers Kean iſt augenblicklich Direktor eines der Theater London's; ſeine Bedeutung tritt durch die künſtleriſche, die glänzende Scenerie, womit er Shakeſpeare's Stücke zur Aufführung bringt, hervor. Ich habe u. a. „Den Sturm“ geſehen, wo, ich kann faſt ſagen, das eine Wunder der Dekorationskunſt dem andern folgt; aber man vergißt Shakeſpeare vor der Augen-Luſt.

Ich habe hier im Lande mehrere Einladungen erhalten, aber mein Beſuch in England iſt diesmal nur allein bei Dickens; daher bin ich auch nicht nach London gegangen und habe mich nicht der Königin von England vorſtellen laſſen, ſondern werde dieſes Glück zu einem zukünftigen Beſuch aufſparen, damit ich dann etwas ganz beſonderes habe, um mich daran zu erfreuen. „Wenn Sie der Königin vorgeſtellt werden“, ſagte Graf Reventlow mir, „würden viele Einladungen erfolgen“; und von den vielen Einladungen, den ich das letzte Mal, als ich in London war, und tagtäglich, wenn ich einen Beſuch in London machte, nachkommen mußte, wurde ich faſt krank; die Luft iſt ſo ſchwer, der Kohlenrauch

drückend und die Wärme kaum zu ertragen. Ich laſſe daher dieſen Beſuch klüglicher Weiſe bei dem Aufenthalt hier auf dem Lande bleiben. Die Eiſenbahn geht hier dicht vorbei und auf dieſer, gerade am Abend, bevor ich Dickens einen Beſuch in der Stadt machte, ereignete ſich das große Unglück, von dem die Zeitungen geſprochen haben, daß zwei Züge zuſammenſtießen. Zwölf Menſchen ſtarben, vierundzwanzig wurden verwundet. Die Verwaltung dieſer Eiſenbahngeſellſchaft wird an die Hinterbliebenen der Getödteten eine Summe von 70,000 Lſt. zu zahlen haben. Nahe bei Gadshillplace liegt Graf Darnley's Park mit dem alten Schloß, wo die Königin Eliſabeth oft den Graf Leyceſter beſuchte. Wir haben in der Nähe eine hübſche Dorfkirche, die früher zu einem Nonnenkloſter gehörte; den Kirchengeſang dort finde ich hübſcher, als bei uns zu Hauſe; zu jedem Pſalm ſingt man dieſelbe Melodie, aber ſo wunderbar mild und weich; dies rührte mich beſonders das erſte Mal, als ich die Kirche beſuchte. Dagegen war der Kirchendienſt zu lang und dauerte faſt zwei Stunden; während ſo langer Zeit kann ich nicht die Gedanken in Andacht bewahren, die ich von mir ſelbſt bei einem Beſuch in der Kirche verlange. Der hübſche alte Brauch: bei Tiſche zu beten, wird noch in Dickens' Hauſe bewahrt; Dickens ſelbſt oder die älteſte der Töchter ſpricht das Gebet vor.

Aber ich fürchte, daß ich bereits ſchon zu lange meine edle hohe Königin mit meinem Brief ermüdet habe, der ſo wenig enthält; doch, könnte ich den Worten all die Innigkeit, Dankbarkeit und Hingebung, die ich in meinem Herzen für Euer Majeſtät fühle, unterlegen — dieſe geſchriebenen Blätter würden dann nicht ſo wenig enthalten! Gott erfreue und behüte Euer Majeſtät.

Herzlich und dankbarſt

in allertiefſter Unterthänigkeit

H. C. Anderſen.

IX.

König Frederik VII. von Dänemark an H. C. Andersen.

Christiansborg, den 13. Februar 1862.*)

Mein guter Andersen!

Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen meinen Dank für die Freude zu übersenden, welche Sie mir durch die Vorlesung Ihrer reizenden Märchen vor einigen Abenden verschafft haben; und ich kann Ihnen nur soviel sagen, daß ich mein Land und seinen König beglückwünsche, einen Dichter wie Sie zu besitzen.

Ihr wohlwollendster

Frederik Rex.**)

X.

H. C. Andersen an König Frederik VII. von Dänemark.

Kopenhagen, 14. Febr. 1862.

Allergnädigster König!

Eure Majestät haben mich mit Ihrem Königlichen Handschreiben unendlich erfreut und glücklich gemacht; dies ist so herrlich, so herzensreich! Ich weiß nicht recht, wie ich meinen Dank ausdrücken soll, aber ich weiß, daß, wenn Euer Majestät den Eindruck der Freude und Dankbarkeit, die mich beim Empfang und beim Lesen des mehr als gnädigen Schreibens meines Königs erfüllte, gesehen hätten, dann würde ich ohne Worte von dem Herzen meines Königs verstanden sein. Die kostbare Ehrengabe, die dem Schreiben folgte, ist mir ein goldener Rahmen um den reichen Schatz,

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 295.
**) Gestorben 1863.

den ich in dem köſtlichen Schreiben meines edlen Königs beſitze. Ich werde den lieben Gott bitten, mir Geiſtesfriſche und Thätigkeit zu ſchenken, um noch Werke ſchaffen zu können, die mir die Theilnahme meines hochgeliebten Königs bewahren und daß dieſe würdig zur Blüthe der däniſchen Litteratur unter König Frederik beitragen mögen.

Euer Majeſtät

innig dankbarer

unterthänigſter

H. C. Anderſen.

XI.

H. C. Anderſen an König Carl XV. von Schweden und Norwegen.

October 1871.*)

Euer Majeſtät

werden allergnädigſt meinen tiefgefühlten Dank annehmen für die große Freude, die mir durch die von Euer Majeſtät mich ſo hoch ehrende Verleihung des Commandeur-Kreuzes des St. Olaf-Ordens zutheil geworden iſt.

Ich habe nur arme Worte zu geben, aber ein reiches, dankerfülltes Herz beugt ſich vor Schwedens und Norwegens geiſtvollem, edlem König. Gott erfreue und ſegne Euer Majeſtät, die mich ſo hoch geehrt und erfreut haben.

Euer Majeſtät

tief dankbarer

H. C. Anderſen.

*) Aus Kopenhagen, Villa „Nolighed", vergl. „Märchen meines Lebens" Band II Seite 479.

XII.

H. C. Anderſen an Prinz Oscar (König Oscar II.) von Schweden und Norwegen.

Kopenhagen, 15. October 1864.*)

Euer Königliche Hoheit

haben mich durch Ihrem lieben Brief und Ihre ſchönen hochbegeiſterten Dichtungen innig erfreut. Empfangen Sie meinen tief gefühlten Dank für Ihre Gnade und Geſinnung für mich! Man trifft in der Welt Menſchen, die man augenblicklich lieb gewinnt und zu denen man ſich froh hingezogen fühlt; dies fühlte ich lebhaft im letzten Sommer, als ich die unerwartete Ehre und Freude hatte, mit Ihnen, mein edler, gnädiger Prinz, zu ſprechen. Das letzte Jahr iſt ſehr ſchmerzlich über mein Vaterland und daher auch über mich dahingegangen; jeder Sonnenſtrahl thut daher doppelt wohl und einen ſolchen, reich und voll, fühlte ich in dem Wohlwollen Euerer Königlichen Hoheit gegen mich. Gott, der Sie ſo hoch geſtellt und ſo reich begabt hat, wird Sie beſchützen und Sie ſegnen!

In allertiefſter Ehrfurcht

H. C. Anderſen.

XIII.

H. C. Anderſen an König Chriſtian IX. von Dänemark.

Odenſe, 7. December 1867.**)

Euer Majeſtät!

Geſtern Abend, als ich überwältigt von all' der Liebe und Theilnahme, die jede Stunde meines Geburtstages mir

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Bd. II S. 346.
**) Siehe „Märchen meines Lebens" Bd. II S. 405—417.

erwies, fühlte ich mich ebenſo demüthig wie erhaben. In Telegrammen kamen viele Grüße an mich aus allen Theilen des Landes, aber als der unerwarteteſte, hochſinnigſte Gruß kam auch ein Glückwunſch von meinem König und Seiner hohen, liebenswürdigen Familie, ein Glückwunſch, der mich tief bewegt hat. Die ganze, große Verſammlung war froh ergriffen; das vernahm ich ſehr deutlich. Gott erfreue und ſegne Euer Majeſtät und die ganze Königliche Familie, welche auf dieſe Weiſe jetzt wieder und immer mir ſo viel Gnade, Theilnahme und eine Geſinnung gezeigt hat, die für alle Zeiten ausreicht. Ich würde einen Augenblick an Euer Majeſtät telegraphirt haben; aber man ſagte mir, es ſchicke ſich wohl nicht, daß ein Privatmann an ſeinen König telegraphire, aber ſchreiben darf ich und deshalb ſende ich hier und in tiefer Unterthänigkeit und aus einem warmen, dankbaren Herzen dieſe geſchriebenen Worte. Bei meiner Heimkehr nach Kopenhagen hege ich die Hoffnung, daß Euer Majeſtät meinen mündlichen, tief gefühlten Dank entgegen nehmen werden.

In allertiefſter Unterthänigkeit

H. C. Anderſen.

XIV.

H. C. Anderſen an Kronprinz Frederik von Dänemark.

Villa Rolighed, 19 Juli 1868.*)

Euer Königliche Hoheit!

Daß Sie ſchon von den früheſten Jahren an freundlich und gut gegen mich geweſen ſind, weiß ich. Sie werden daher verzeihen, wenn es zu ſehr gegen die Formen verſtößt, daß auch ich mir geſtatte, meinen herzlichen Glückwunſch zu

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 426.

der hohen Verlobung darzubringen. Sofort, als ich von derſelben hörte, war es mir ein Bedürfniß, meine Freude, meine innigſte Theilnahme auszuſprechen; aber ich befand mich im Kampfe mit mir ſelbſt, ob es auch paſſend ſei. Euer Königliche Hoheit blieben geſtern nur einen Tag auf Schloß Bernſtorff; ich wagte es nicht, die wenigen Stunden dort zu benutzen, um mich vorzudrängen, und immer klarer wurde es mir, daß ein Brief, geſchrieben in Liebe und tiefer Beſcheidenheit, gnädig angenommen werden würde. Schon in der Zeit, als Euer Königliche Hoheit noch ein Kind waren, kamen Sie mir ſo froh, ſo herzlich entgegen. Ich habe jede Erinnerung davon lebhaft bewahrt, jeden kleinen Brief von dem erſten, womit Sie mich beehrten, bis jetzt, wo wir Beide uns wieder begegnen. Dänemarks Kronprinz iſt unverändert derſelbe herzensgute, erhabene junge Mann wie immer, deſſen Zukunfts-Glück meine Gedanken und mein Herz erfüllt. Gott erfreue, führe und ſegne Sie, mein innig geliebter Kronprinz! Die junge, edle Königstochter habe ich in ihrem Eltern-Hauſe geſehen und mit ihr dort geſprochen; ſie kam mir ſo offen, ſo milde entgegen und dankte mir ſo hübſch für meine „Sagen", die ſie kannte und an die ſie ſich erfreut hatte. Ich entſinne mich des klugen, ſanften Ausdrucks ihrer Augen, des offen, hellen Verſtandes, und deshalb fühlte ich von der erſten Stunde, als ich von einer Verbindung Ihrer Königlichen Hoheit mit Ihnen, meinem theuren, erhabenen Herrn, hörte, große Freude und bat zu Gott um ſeine Gnade und ſeinen Segen für Sie Beide. Nicht wahr, ich darf wohl auf dieſe Weiſe aus vollem Herzen an Euer Königliche Hoheit ſchreiben? Sie verzeihen und bewahren einem dankbaren, treuen Herzen, das ſich hier in allertiefſter Ergebenheit an Sie wendet, ein gnädiges Gedenken.

H. C. Anderſen.

XV.

H. C. Anderſen an Kronprinz Frederik von Dänemark.

Sion, im Mai 1873*)

Euer Königliche Hoheit

befinden ſich jetzt wieder in dem lieben Dänemark, deshalb ſende ich dieſen Brief in der Hoffnung, daß derſelbe am Feſttage, dem 3. Juni, eintreffen werde, damit auch meine Dankbarkeits-Stimme und mein Gruß mit in dem Königlichen Hauſe erklingen mögen, von wo ich während dieſes Winters, als die Krankheit mich an mein Zimmer feſſelte, ſo viele Beweiſe der Theilnahme und herzlichen Geſinnung empfing. Zu meinem Geburtstage hatte ich die unendliche Freude, Euer Königliche Hoheit offenes, mildes Geſicht zu ſehen. Wie gut waren Sie gegen mich, und Sie ſind es von der früheſten Jugend an geweſen. Ich bin nun ſchon im zweiten Monat im Auslande; ich hatte große Luſt, ſchon früher zu ſchreiben — Euer Königliche Hoheit haben es mir geſtattet — aber Sie waren nach Wien gereiſt. Nun iſt wieder Dänemarks Kronprinz daheim, melden die Zeitungen. Der 3. Juni iſt ein Feſttag, und da gebe Gott, daß Euer Königliche Hoheit meine dankbare Geſinnung vernehmen mögen. Gott erhöre mein Gebet und verleihe Ihnen Alles, was gut und herzlich iſt und gebe Ihnen dies in der Welt und in Ihrem glücklichen häuslichen Leben! Ich habe vor nicht langer Zeit es gewagt, an Seine Majeſtät den König zu ſchreiben; es war ein Drang meines Herzens, und ich bin überzeugt davon, daß mein Brief allergnädigſt mit gewohnter Güte entgegen genommen worden iſt. Ich wiederhole noch hier meinen Dank, und Euer Königliche Hoheit werden ſicherlich dieſen an Ihre erhabenen geliebten Eltern, den König und die Königin, überbringen.

---

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 488–497.

Am Pfingſttage bin ich drei Wochen in Glion geweſen und habe „Molken“ getrunken, die mir gut zu bekommen ſchienen; aber meine Kräfte wieder zu erlangen, damit geht es doch nur langſam. Ich habe große Beſchwerden, die Berge zu beſteigen, und alle Wege gehen hier auf und ab. Während der halben Zeit meines Aufenthaltes habe ich das ſchönſte Sommerwetter gehabt; die Luft war leicht und warm; der Schnee erglänzte auf den Bergſpitzen, die Buchen ſtanden ſo friſch und grün wie in Dänemark, und der Kukuk rief wie in unſern Wäldern; — da ſchien es mir, als ſei ich daheim! die Schweizerflagge: das rothe Kreuz auf weißem Grunde erinnert mich an den theuren Danebrog. In der letzten Zeit iſt es hier indeß fortwährend Regenwetter und kalt geweſen; die Wolken ſenken ſich faſt ganz auf den See hinab, ich habe Feuer im Kamin und doch friert mich; es ſetzt mich wieder etwas zurück, und daher iſt es meine Beſtimmung, am zweiten Pfingſttage abzureiſen, in Bern mit meinem Arzt Profeſſor Dor zu ſprechen und auf eine kurze Zeit nach Interlaken zu gehen, wo es wärmer iſt, und wo ich auch „Molken“ trinken kann, wenn es nothwendig ſein ſollte. Am Schluß des Juni, ſo Gott will, denke ich das theuere däniſche Heim wieder zu erreichen und alle Lieben wieder zu ſehen.

Euer Königliche Hoheit werden außer bei meinem Könige und der Königin mich in allergnädigſte Erinnerung bei Ihrer erhabenen, edlen Gemahlin bringen, wie auch bei Ihrer Majeſtät der Königin-Wittwe und der Erbprinzeſſin Caroline. Ich darf wohl auch noch einen herzlichen Gruß an Ihre Königlichen Hoheiten Prinzeſſin Thyra, den Prinzen Waldemar und den Prinzen Hans hinzufügen. Gott gebe, daß eine herrliche Sommerzeit ſich entfalte! Gottes Sonnenſchein in das Königliche Haus und über das ganze Land!

In allertiefſter Ehrerbietung

Euer Königlichen Hoheit

dankbarer, ergebenſter

H. C. Anderſen.

XVI.

H. C. Anderſen an die Herzogin Louiſe Sophie von Auguſtenburg.

Kopenhagen, 9. September 1845.*)

Als ich im vorigen Sommer das Glück genoß, einige Wochen in Euer Durchlaucht und des Herzogs Nähe zu verbringen, wo ich Gelegenheit hatte, Ihre Herzlichkeit ſchätzen zu lernen und mich ſo angeheimelt auf dem herrlichen Auguſtenburg fühlte, wurde eine Dankbarkeit bei mir geboren, eine Hingebung, die beweiſen zu können ich oft genug gewünſcht habe; aber wie ſollte ich dies wohl in dieſer Welt können? Jetzt naht die fürſtliche ſilberne Hochzeit; Jeder bringt ſeine Gaben; aber was vermag ein armer Poet zu bringen, was darf er wagen, zwiſchen ſo viele reichen Herrlichkeiten nieder zu legen? — Euer Durchlaucht und der Herr Herzog werden über mich lächeln, aber mit freundlichem Sinn und mit gnädigen Gedanken. Es iſt in meinem Leben wie ein Märchen, daß ich Tage in Ihrem fürſtlichen Kreiſe zugebracht, daß ich dort mich wie zu Hauſe geträumt habe. Der Gedanke an dieſes Lebensmärchen führt vielleicht zu den Märchen meiner Dichtung, und da es juſt dieſe meine Märchen ſind, denen man die größte Bedeutung meiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit beilegt, wage ich dieſe darzubringen, die ich gehofft hatte, ſelbſt überreichen zu können, nun aber doch lieber vor dem Feſt ſende. Ich erzählte im vorigen Jahre, wie ſehr ich mich danach ſehnte, nach Spanien zu kommen, oder Italien wieder zu beſuchen; all' mein Verlangen und Streben iſt während des letzten Jahres darauf ausgegangen, dieſen Wunſch zu verwirklichen, und ich glaube es jetzt zu können. Zwei kleine dramatiſche Arbeiten „der Nix"**) und „Klein Karin"**)

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 342—44 und 361.

**) Das erſte Stück wurde erſt am 12. Februar 1853 und das letztere am 12 Mai 1846 im königlichen Theater in Kopenhagen zum erſten Mal aufgeführt.

erwarte ich ſicherlich in dieſem September aufgeführt zu ſehen; dies geſchieht indeß nicht; die Dame, welche die Hauptrollen in beiden ſpielen ſollte, kann vor October nicht auftreten. Alſo Ausſetzung!

Nun war es während des ganzen Sommers mein Plan, daß ich in der Mitte des September meine Reiſe und zwar nach dem ſo herrlichen Auguſtenburg beginnen wollte, wo ich, wie Euer Durchlaucht ſo gnädig geſagt haben, zu jeder Zeit willkommen ſein ſollte; nach dem Feſt würde ich dann nach Deutſchland kommen, dort überwintern, um dann, wenn es die Umſtände erlauben, nach Spanien zu gehen oder Italien wieder zu beſuchen. Mein Plan läßt ſich jetzt indeß durch mehrere Hinderniſſe nicht ſo früh zur Ausführung bringen, wie ich das noch in letzter Zeit gehofft hatte; ich muß viel ſpäter reiſen; nach Auguſtenburg zu gehen und dann nach Verlauf einiger Tage wieder hinaus, das iſt — Euer Durchlaucht werden vielleicht einen Einblick in den ökonomiſch-großen Reiſeplan eines Poeten haben — das iſt nicht ſo leicht gethan; aber ich weiß ja auch gewiß und habe die ſichere Hoffnung, daß Euer Durchlaucht ſelbſt, daß der Herr Herzog und alle die Ihrigen mich ſpäter ebenſo freundlich aufnehmen werden, wie jetzt, und dieſe Gnade wage ich mir zu erbitten. Vom Süden bringe ich — ſo Gott will — neue Märchen und friſche Lieder mit, aber ſtets ein warmes, dankbares Herz, das ſich jedes freundlichen Wortes und jeder Wohlthat, die es empfangen hat, erinnert und ſie bewahrt. — Euer Durchlaucht werden mich bei dem Herrn Herzog, den Prinzen und Prinzeſſinen in gnädige Erinnerung bringen; mein kleines Gedicht klingt feſtlich mit und erinnert an ein dankbares Herz!

In tiefſter Ehrerbietung

H. C. Anderſen.

XVII.

H. C. Anderſen an Graf Rantzow-Breitenburg.

Kopenhagen, im December 1837.*)

Euer Excellenz

ſind mir ſo liebevoll entgegengekommen, haben Theilnahme für mein Wohl geäußert, wofür ein guter Gott Sie belohnen möge; von ganzem Herzen ſind Sie mir theuer und ich fühle das Bedürfniß mich Ihnen zu nahen, und was ich Ihnen bereits einmal geſagt habe, das iſt, daß ich Ihres Intereſſes bedarf, daß Sie etwas für mich thun müſſen, aber das macht den Abſtand zwiſchen uns doppelt groß. Möchte doch ein glücklicher Zeitpunkt in mein Leben eintreten! Ueber dieſes muß ich mit Ihnen ſprechen, Sie haben es mir ja geſtattet; mündlich würde es jedenfalls paſſender geweſen ſein, aber ich kann dies nicht und Sie werden mir daher verzeihen. Ich habe in dieſem Augenblick viel Freude von meiner Arbeit, ich werde im Auslande viel mehr anerkannt, als ich hoffen durfte; eine franzöſiſche Ueberſetzung des „Improviſators" iſt in Paris in Arbeit und wird dort Anfang des nächſten Jahres erſcheinen; das iſt für mich eine große Ehre und ich bin Gott dankbar dafür. Die erſte Einwirkung der Anerkennung, welche die Welt meinem Talent ſchenkt, iſt Dankbarkeit, aber dann auch Angſt, keine größere Entwickelung, keine beſtändigen Fortſchritte aufweiſen zu können. Ich fühle Jugendkraft in mir, ich kann noch etwas beſſeres liefern, als ich bisher gethan habe, aber meine Schule iſt das Leben, — in demſelben muß ich mich umhertummeln; ich muß wieder reiſen, und das wäre das beſte für mich, und mit Gottes Beiſtand würde ich Früchte mit heimbringen; aber das läßt ſich wohl jetzt nicht machen! — In den „Blättern für Litteratur und Unterhaltung" ſtand zu leſen, daß es lobenswerth und wahrhaft königlich von Frederik VI. ſei,

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 197.

daß er talentvolle Männer reiſen ließe, und man fügte in ſchmeichelhafter Weiſe für mich hinzu, daß ich Früchte einer ſolchen Reiſe gezeigt hätte! Eine neue Reiſe, hoffe ich zu glauben, würde noch mehr thun, aber eine ſolche darf ich nicht erhoffen. Der König kennt mich nicht, er hat keine Idee von der Art meiner Wirkſamkeit. In den Büchern liegen auch Schätze, ich bedarf einer Art Ruhe für meine Productivität, um mit erneuter Kraft zur Ehre für mich ſelbſt und für mein Vaterland hervortreten zu können; aber ich bin genöthigt zu ſchreiben, um zu leben. Sie wiſſen das; wir haben bereits darüber geſprochen; Sie waren theilnehmend genug, das Geſpräch dahin zu führen. — Ich fühle es: Sie können viel für mich ſein, aber ich gehe zu Grunde, wenn man nichts für mich thut. Mit vierhundert Reichsbankthalern jährlich, bis ich mir einen Weg gebahnt habe, bin ich gerettet; ich bin überzeugt davon, daß der König ſie mir geben würde, wenn er mich kennte, wenn er mich recht begriff, wie Sie es thun. Meine Freunde haben mir geſagt, daß ich dieſen Augenblick ergreifen muß; meine Bedrängniß iſt auch groß! Der Dichter, Profeſſor Hauch in Sorö hat ein Geſuch für mich geſchrieben, mich gebeten, es nur abzuſchreiben und es dem König zu überreichen; aber ich kann es nicht, ich kann dem König meine Noth nicht ſchildern, und wie ſollte er wiſſen, daß ich ſeine Gnade verdiente! Ein Anderer muß es ihm ſagen und der Einzige, den ich kenne und dem ich Herz und Verſtand dazu zutraue, ſind Sie. Das Glück meines ganzen Lebens, die Wirkſamkeit meiner Zukunft lege ich in Ihre Hand; ſagen Sie bloß dem König, was, wie ich weiß, Sie in ſo liebenswürdiger Weiſe zu Anderen über mich geſagt haben. Schlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab! Glauben Sie, daß etwas von Werth in mir lebt, dann nehmen Sie ſich meiner an! Nur dies eine Mal kann ich um Ihre Güte betteln. Sie ſollen Ehre von mir haben, mit Gottes Hilfe werden Sie das! Ich kann dem König mein Geſuch nicht überreichen, ihm erzählen, wer ich bin, und was würde es auch nützen? Nein, darf ich es Ihnen geben? Wollen Sie es in die Hände des Königs kommen laſſen, ein gutes Wort für mich einlegen, dann iſt

mir geholfen; ſchlagen Sie mir dies nicht ab! Ein Abſchlag ſelbſt in der ſchönſten Form würde jede Hoffnung in dieſer Richtung vernichten. Dann würde ich nichts thun können und mein Wirken wäre daher zu Ende. Ich weiß wohl, um wie viel ich Sie bitte, aber es iſt mein Lebensglück, um das es ſich hier handelt; überreichen Sie dem König mein Geſuch, und mit Gottes Hilfe werden Sie keine Schande an mir erleben! — Mit Angſt und Unruhe erwarte ich Ihre Antwort, ob ich Ihnen das Geſuch bringen darf! Der liebe Gott war ſtets gut gegen mich; das, was am beſten für mich war, geſchah immer, er möge zu Ihrem Herzen reden, beſſer, als ich es kann.

Ergebenſt

H. C. Anderſen.

XVIII.

H. C. Anderſen an Adalbert v. Chamiſſo.

(Kopenhagen?) 18. Juli 1832.

Lieber Herr Profeſſor!

Zuerſt meinen herzlichen Dank und Gruß für die angenehmen Stunden, die Sie mir während meines kurzen Aufenthalts in Berlin im vorigen Sommer verſchafft haben; dann meine Entſchuldigung, daß ich dies nicht auf Deutſch ſchreibe; aber Sie leſen ja Däniſch und ich würde in großer Verlegenheit ſein, wenn ich in einer anderen als in meiner Mutterſprache ſchreiben müßte, da ich keine Uebung in den anderen habe.

Sie erfreuten mich durch die Annahme eines Excemplares meiner Gedichte „Phantasier og Skizzer“ und ich habe mit großer Freude Ihre vortreffliche Ueberſetzung des kleinen Gedichts „Der Geiger“ geſehen, wofür ich Ihnen ſehr danke. Dänemark liegt ein wenig abſeits, ſo daß deſſen Dichter ganz unbekannt bleiben müſſen, wenn ſie ſich nicht im Stande

ſehen, einige geiſtige Auswanderungen nach den Nachbarländern zu machen. Früher als „Phantasier og Skizzer“ erſchienen, gab ich eine kleine Gedichtſammlung heraus, die Aufmerkſamkeit erweckte; ich ſende Ihnen daher dieſe. Sie haben dann meine erſten lyriſchen Arbeiten geſammelt und innig würde es mich freuen, wenn Sie in dieſen etwas finden würden, das Ihren Beifall gewinnen könnte.

Der Ueberbringen des Buches, meines Briefes und meiner herzlichen Grüße iſt ein junger Gelehrter, ein Sohn unſeres bekannten gelehrten Biſchofs Erasmus Müller. Er reiſt mit einem königlichen Stipendium einige Jahre nach dem Auslande, um ſich in ſeinem Fach auszubilden und bleibt einige Monate in Berlin. Sie werden ſicher ſchon bei einem Geſpräch mit ihm die geiſtige Begabung und den gutmüthigen Character erkennen. — Ich empfehle ihn daher auf das Beſte, um ſo mehr, da er ſich ſehr darauf freut bei dieſer Gelegenheit, indem er meine Grüße überbringt, die Bekanntſchaft mit einem Dichter zu machen, deſſen geiſtiges Ich er ſchon lange gekannt hat.

Es iſt eine Möglichkeit vorhanden, daß ich in einem oder zwei Jahren wieder reiſen und nach Berlin kommen werde, wo mein erſter Beſuch natürlich Ihnen gehört. — Meine erſte Reiſeſchilderung habe ich herausgegeben; ſie iſt in der Manier wie Baggeſen's Labyrinth gehalten und ſie hat in der Heimath Glück gemacht. Von meinen Originalſachen wird in dieſem Herbſt von meiner Hand ein großes lyriſch-dramatiſches Gedicht über: „Die zwölf Monate des Jahres“ erſcheinen. — Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen ein Exemplar zu ſenden. Bringen Sie Willibald Alexis meinen innigſten Gruß. Ich habe während dieſes Winters zum erſten Mal ſeine „Herbſtreiſe“ geleſen, die mich ſehr amuſirt hat. Ihr Gedicht „Der Bettler und ſein Hund“ habe ich zu überſetzen verſucht und dieſes ſteht in einer unſerer Monatsſchriften.

Vom Etatsrath Oerſted viele Grüße! — Vergeſſen Sie unter Ihren vielen Freunden und Bewunderern Ihrer Muſe nicht Ihren von Herzen ergebenen

H. C. Anderſen.

NB. Grüßen Sie Ihre gute Frau und die Kleinen, wenn ſie ſich noch des „baumlangen Dänen“ erinnern können.

XIX.

H. C. Anderſen an Adalbert v. Chamiſſo.

Kopenhagen, im April 1835.

Lieber Profeſſor!

Hierneben ſende ich Ihnen meinen italieniſchen Sohn; er ſpricht die deutſche Sprache, daher wird Ihre Familie ihn auch verſtehen können. — — —

Möchte man nun in dem großen Deutſchland auf mein Buch aufmerkſam werden und daß ich dieſe Aufmerkſamkeit verdiene. Daß Kruſe mich als Romandichter einführt, iſt ſicherlich ſehr anempfehlend; Sie haben ja früher einige meiner lyriſchen Gedichte überſetzt und auf dieſe Weiſe iſt ja bereits ein Theil für mich geſchehen. — Daß ich ſo viel Werth darauf lege, außerhalb des kleinen Dänemarks bekannt zu werden, iſt ſicherlich nicht an mir zu tadeln. Das Honorar, welches man hier bekommt, iſt höchſt unbedeutend (z. B. habe ich für das däniſche Original zweiundzwanzig Louisdor bekommen und das nennt man gut bezahlen): man muß ſich über die Ehre freuen und verſuchen, dieſe bei den Flügeln zu ergreifen; bekommt die Blume keine Pflege, muß ſie doch Sonnenſchein haben. Laſſen Sie mich ſchriftlich von Ihnen hören, wenn Sie das Buch geleſen haben und ſagen Sie mir, wie es Ihnen gefällt. Senden Sie den Brief mit meinem Namen an einen oder den andern däniſchen Buchhändler, dann kommt er ſicher in meine Hände. — Sie waren bruſtleidend, als ich Sie das letzte Mal verließ; ich wünſche, daß Sie während des ganzen Winters ſich beſſer befunden haben, ſo daß das Uebel gänzlich verſchwindet, wenn der Sommer kommt, der liebe, warme Sommer! Auch ich ſehne mich nach demſelben.

— — — Ich habe Märchen für Kinder geſchrieben, die augenblicklich beim Buchdrucker ſich befinden ich glaube

in dieſen recht eigenthümlich das Kindliche getroffen zu haben. Jetzt ſchreibe ich eine Novelle „Der Wechſel“, ſie wird ein Antipode zum „Improviſator“. Was dieſer am meiſten verſpricht: Licht und Wärme, wird in jener Schatten und Kälte. Die Handlung geht im Norden und zwar im Mittelalter vor; der kalte und klamme Nebel dieſes Winters ſpiegelt ſich in dem ganzen Bilde ab. — Erfreuen Sie mich bald mit einem Brief — wenn Sie mein Buch geleſen haben.

Stets bin ich von Herzen

Ihr ſehr ergebener

H. C. Anderſen.

XX.

H. C. Anderſen an Adalbert v. Chamiſſo.

Kopenhagen, 3. November 1836.

Es war mir eine wahre Freude, Ihren letzten lieben Brief zu erhalten. Der Eindruck, den mein „Improviſator“ auf Sie und die Ihrigen gemacht hat und den Sie in demſelben ausſprechen, war für mich eine erquickende Ermunterung. Später habe ich in deutſchen Zeitungen vollfühlende Kritiken geleſen.

— — — Es wird bereits an einer neuen Auflage meiner erſten Romane gedruckt, der ſpätere „O. T.“, der erſchienen iſt, wird jetzt in Deutſchland überſetzt und wenn es geſchehen iſt, werde ich die Ehre haben, Ihnen denſelben zu ſenden. Ich habe bereits ein drittes Werk in Arbeit; vielleicht wird der Titel deſſelben „Grau in Grau“ ſein; es wird aus drei Theilen beſtehen und wird das Volksleben hier im Norden, beſonders Dänemarks Eigenthümlichkeiten ſchildern. Dank für Ihre ſchöne Ueberſetzung von „Hinter dem Erlengebüſch“; ich bin erfreut und fühle mich geſchmeichelt daß Sie mich in die große Welt einführen, die mein kleines Vaterland nicht beſitzt. Ihr herrliches Gedicht „Der Bettler und der Hund“ habe ich bereits vor ein paar Jahren über-

ſetzt; es ſteht in unſern Tagesblättern und in meinen geſammten Gedichten; ich ſende hier eine Abſchrift, denn es kann ſie vielleicht intereſſiren, es in Däniſch tönen zu hören. Jeden Gedanken glaube ich wieder gegeben zu haben, aber jede Ueberſetzung bleibt hinter dem Original zurück.

Dieſen Brief ſende ich Ihnen mit einem meiner Freunde, Licentiat Müller, einem Sohn des in der däniſchen Litteratur wirkſamen Biſchofs P. E. Müller. Er wird Ihnen mündlich mehr von mir erzählen. Sein Bruder kennt Sie, er war 1832 einen ganzen Winter in Berlin und ſprach mehrfach mit Ihnen. Der Himmel gebe, daß dieſe kleine Epiſtel Sie bei beſſerer Geſundheit, als Sie das letzte Mal an mich ſchrieben, finden möge. In Ihrem Brief ſtand, daß Sie mir ein Buch von Ihren zuletzt erſchienenen ſenden würden; aber Sie haben ſicherlich bis dahin keine Gelegenheit dazu gehabt. Es ſcheint nun Eigennutz von mir zu ſein, Sie daran zu erinnern, aber ich ſetze ſo unendlich großen Werth auf ein Buch von Ihrer Hand, daß ich wirklich Sie an Ihr Verſprechen erinnere. Geben Sie das Buch und vielleicht einen kleinen Brief (?) an Müller und er beſorgt es dann an mich. Grüßen Sie Willibad Alexis; aller Wahrſcheinlichkeit nach hat er ſicher die Kritik über den „Improviſator“ geſchrieben; ſie hat mich ſehr gefreut. Was den „Entdecker der blauen Grotte“ betrifft, ſo ſoll er in der neuen Ausgabe ſeinen Namen richtig buchſtabirt finden und als Dichter meinen Landsleuten vorgeſtellt werden. Oehlenſchläger hat ein neues Drama „Der junge Schauſpieler“ geſchrieben, es iſt Schröder's Jugendleben, das er ſich zum Vorbild gewählt hat. Ingemann hat uns eine epiſche Dichtung „Königin Margarethe“ geſchenkt, die Gebrüder Bernhard eine Erzählung „Das Kinderballet“ und ich meinen Roman O. T.; — das ſind ungefähr die letzten Neuigkeiten in unſerer Litteratur. Denken Sie freundlich an mich und laſſen Sie mich während dieſes Winters von Ihnen hören! Sie erweiſen mir eine wahre Wohlthat damit.

Ihr treu ergebener

H. C. Anderſen.

XXI.

Caſtelli an Anderſen.

Wien, 7. Auguſt 1839.*)

Mein ſehr werther Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, da Buſch nach ſeinem Vaterlande zurückkehrt, um Ihnen meinen innigen Dank für Ihr mir überſandtes, neueſtes Werk „Ein Geiger" darzubringen. Es thut mir herzlich wohl, zu ſehen, daß Sie ſich meiner noch manchmal erinnern. Auch mir ſchwebt Ihre Geſtalt noch oft vor, und das Märchen vom Stiefmütterchen fällt mir immer ein, wenn ich ein ſolches Blümchen in meinem Garten blühen ſehe.

Der Geiger iſt eigentlich nur eine Zuſammenſtellung aus Fragmenten aus Ihrem eigenen Leben. Er hat mich lebhaft intereſſirt, ſo wie Ihre beigefügte kurze Biographie. Aus dem armen Dänenknaben iſt ein tüchtiger Mann geworden. Glück auf, lieber Freund! Nur unverzagt vorwärts; das Ziel will nicht erſchlichen, nicht erkauft, nicht erbettelt, es will erobert, durch Kämpfe ſiegreich erobert ſein; Sie ſind der Mann dazu, und Ihre Werke haben ſich auch ſchon in Deutſchland Bahn gebrochen. Erſt vor wenigen Tagen hat mir Grillparzer geſagt, daß ihm Ihr vorletzter Roman ſehr wohl gefallen habe; er äußerte den Wunſch, auch Ihren Geiger zu leſen, den ich ihm jetzt geliehen habe.

Sie haben darin, unter einigen etwas myſteriöſen Beigaben, auch meiner freundlich gedacht, wofür ich Ihnen ebenfalls dankbar bin. Wenn Sie einmal wieder einige Gedichte oder vielleicht eine kleine Novelle von einigen Bogen haben, ſo ſenden Sie mir ſelbe für meinen Almanach: „Huldigung der Frauen"; Sie würden mich und meine Leſer dadurch ſehr verbinden.

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band I Seite 167.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, mit dem Herzen, das in dem meinigen gleichen Klang gefunden hat. Mögen Ihnen Poeſie und Leben gleich leicht werden und Sie manchmal gedenken

Ihres wahren und warmen Freundes

Caſtelli.

Mein Gärtchen grüßt Sie.

XXII.

Robert Schumann an Anderſen.

Leipzig, 1. Oktober 1842.*)

Mein verehrter Herr!

Was müſſen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich ſo ſehr erfreuten, ſo lange die Antwort ſchuldig geblieben bin. Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erſcheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen eigentlich nur etwas zurückgebe, daß ich erſt von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Muſik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im erſten Augenblicke ſonderbar vorkommen. Ging es mir doch ſelbſt erſt mit Ihren Gedichten ſo! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Muſik einen immer fremdartigeren Charakter an. Alſo, an Ihnen liegt die Schuld allein. Anderſen'ſche Gedichte muß man anders componiren, als „blühe liebes Veilchen" ꝛc.

Im „Spielmann", fürchte ich, findet ſich ein Verſehen, zu dem die Chamiſſo'ſche, nicht ganz auf Ihre Verſe paſſende Ueberſetzung Anlaß gab. Ich habe die Stelle auf S. 16 angezeichnet. Einem däniſchen Muſiker, vielleicht Herrn Hartmann, würde es ein Leichtes ſein, die Sache in Ordnung zu bringen. Vielleicht bitten Sie Herrn Hartmann darum, und ich laſſe die Correctur noch nachtragen.

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Bd I S 323 u. flg.

Meine Frau hat mir ſo viel von Ihnen erzählt, und ich habe mir Alles ſo haarklein berichten laſſen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch ſchon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus dem Improviſator, aus Ihren Mondſcheinsgeſchichten und aus Ihrem köſtlichen Geiger, dem köſtlichſten, den ich außer | | von Immermann in der neueren deutſchen Literatur gefunden. Habe ich doch nun auch eine vollſtändige Ueberſetzung Ihrer kleineren Gedichte. Da findet ſich gewiß noch manche Perle für den Muſiker.

Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Freunden und Verehrern, und erlauben Sie, daß ich mich dieſen beizählen darf.

Ihr ergebenſter

Robert Schumann.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen freundlich.

XXIII.

Von demſelben.

Leipzig, 25. Juli 1844.*)

Mein theurer Herr!

Ihre „Glücksblume“ verfolgt mich; es könnte eine ſchöne Zauberoper werden; ich wollte alle meine Kraft daran ſetzen. Könnten Sie mir wohl das Sujet in einem kurzen Umriß noch einmal mittheilen, und würden Sie und der däniſche Componiſt erlauben, daß ich mir den Stoff dann von einem deutſchen Dichter bearbeiten ließe? Kann ich nicht eine Antwort von Ihnen noch von Berlin aus haben?

Reiſen Sie glücklich und denken Sie meiner und meiner Frau zuweilen.

Ihr Sie
aufrichtig verehrender
Robert Schumann.

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Bd I S. 344 u. flg.

XXIV.

Von demſelben.

Dresden, 14. April 1845.

Durch Gade ſende ich Ihnen dieſen Gruß; könnte ich doch ſelbſt mit ihm nach dem Norden; aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht ſahen, mein werther Freund, iſt es mir ſchlimm gegangen; ein ſchreckliches nervöſes Leiden wollte nicht von mir weichen, und noch bin ich nicht ganz geneſen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indeſſen etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich faſt gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unſere Glücksblume. Sie antworteten mir ſo freundlich von Berlin aus, verſprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? Iſt es vielleicht ſchon gedruckt erſchienen? Nun, wie geht es Ihnen ſonſt? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutſchland zu begrüßen? Ein Zuſammentreffen, wie das an dem Abend, wo Sie bei uns waren, — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componiſt zuſammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein" von Uhland:

— wann treffen wir
an fernem Ort uns wieder?

Jener Abend wird mir unvergeßlich ſein.

Meine Frau grüßt Sie vielmals; ſie hat mir wieder ein Mädchen gebracht vor 5 Wochen, unſer drittes nun. Den Sommer bleiben wir im ſchönen Dresden.

Gade hat eine neue Ouvertüre geſchrieben, ein ganz geniales Stück. Die Dänen können ſtolz ſein auf dieſen prächtigen Muſiker. Auch Helſted iſt ſehr talentvoll.

Darf ich auf eine Antwort von Ihnen hoffen, auch auf die Glücksblume? Schreiben Sie dann hierher nach Dresden! Könnte ich für Sie ſonſt etwas thun in Deutſchland, ſo machen Sie mich zu Ihrem Secretair; mit Freuden werd' ich's.

Ihr Sie hochverehrender

Robert Schumann.

Kennen Sie die Gedichte der Freiin von Droſte-Hülshof? Sie ſcheinen mir höchſt ausgezeichnet.

XXV.

H. C. Anderſen an den Redacteur des „Zeitgenoſſen", Lenz in Hamburg.

Kopenhagen, 14. März 1844.

Lieber Freund!

Geſtern Abend iſt Thorwaldſen plötzlich im Theater geſtorben. Ich ſchreibe möglichſt ſchnell aber däniſch, da ich es ſo beſſer erzählen kann; in Hamburg giebt es Leute genug, die es überſetzen können.

Sie begreifen nicht, wie ich durch dieſen unerwarteten Todesfall erſchüttert bin! Ich ſpeiſte geſtern Mittag mit ihm bei der Baronin Stampe; außer der Familie und Thorwaldſen und mir waren noch Oehlenſchläger, der Botaniker Schouw und der junge Maler Conſtantin Hanſen dort, der die Bilder zu dem Thorwaldſen-Muſeum liefern ſoll. Thorwaldſen war, wie Sie wiſſen, nicht ſehr geſprächig; es war daher ganz eigenthümlich, ihn geſtern bei Tiſche Anekdoten erzählen zu hören; er war ſehr aufgeräumt und höchſt liebenswürdig. Ich ſaß neben ihm und es konnte mir nicht im Traume einfallen, daß er in einer Stunde ſchon zu den Todten gehören ſollte. Er fragte Oehlenſchläger, ob er ihm in's Theater folgen wollte, wo man zum erſten Mal „Griſeldis" gab. Oehlenſchläger hatte keine Luſt und Thorwaldſen fragte

mich, ob ich dahin ginge, aber ich verneinte dies ebenfalls, da ich mich während des ganzen Tages faſt kränklich verſtimmt gefühlt hatte. Wir blieben bis ungefähr ſechs Uhr zuſammen, dann ging er ins Theater, und dort während der Ouverture erhob er ſich, um einem Herrn, der an ihm vorübergehen mußte, Platz zu machen. Thorwaldſen ſetzte ſich wieder und lehnte in demſelben Augenblick den Kopf zurück; man glaubte, er ſei ohnmächtig geworden und ſchaffte Waſſer herbei, um ihn damit zu beſprengen; aber da er todt zu ſein ſchien, wurde er hinaus getragen. Der Dichter H. P. Holſt war einer der Erſten, der den Todten berührte. Gleich nachdem man ihn hinausgetragen hatte, wurden Aerzte herbeigeholt, aber jeder Verſuch war vergebens; Thorwaldſen war todt. Viele Zuſchauer entfernten ſich, geleitet von einem natürlichen wehmüthigen Gefühl. Ich war direkt vom Diner nach Hauſe gegangen, wo ich den Abend einſam verbrachte und vor heute Morgen von alledem nichts hörte. Bournonville kam ſehr aufgeregt zu mir und erzählte mir, was vorgefallen. Ich lief ſofort nach Thorwaldſen's Wohnung. Im Salon war bereits ein Comité in Veranlaſſung ſeines Todes verſammelt. Im Schlafzimmer befanden ſich einige fremde Menſchen, die das Bett umſtanden, in welchem der Todte lag. Die Baronin Stampe, die ihm wahrhaft töchterliche Gefühle erwieſen hatte und die vor wenigen Tagen ihre einzige liebe Schweſter (Frau Schouw) verloren hatte, ſaß zu ſeinen Füßen! Es ſah hier drinnen ſo unheimlich aus mit dem naſſen Fußboden von Schnee, den die Leute mit ihren Stiefeln hineingetragen hatten und draußen herrſchte graue Luft. Ich war erſchüttert und bewegt! Noch geſtern, bevor er zu Tiſche bei dem Baron Stampe ging, arbeitete er an Luther's Statue; dieſe iſt alſo ſein letztes unvollendetes Werk. Geſtern hielt ich ſeine warme Hand in der meinigen; geſtern, eine halbe Stunde vor ſeinem Tode ſagte er zu Oehlenſchläger: „Mein Basrelief ‚Der Genius der Poeſie' werde ich zu einer Medaille für dich machen!" Es iſt hübſch, daß dieſe Worte faſt die letzten waren, die er zu Oehlenſchläger äußerte.

Es iſt nur einige Tage her, ſeitdem ich in Veranlaſſung

Ihres Schreibens über Thorwaldsen's Biographie für Ihren „Zeitgenossen" zu ihm ging, ihn über manches inbetreff der Biographie befragte und ihm die Probe, die Sie mir mit Liszt's Bild gesandt hatten, zeigte. Ich bat Thorwaldsen selbst zwischen den vielen Portraits, die von ihm existiren, eins zu wählen, das ihm am ähnlichsten sei. Er erklärte dann, daß ein kleines Portrait, eine Zeichnung, die Gärtner gemacht hat, das beste sei; aber da eine solche Ihnen vielleicht sehr theuer werden würde und Sie wahrscheinlich nur einen Kupferstich oder einen Steindruck zu haben wünschten, empfahl er auf das Bestimmteste ein Portrait, das von Begas gemalt und von Amsler in München gestochen ist. Ich weiß nicht, ob Sie dies nun wählen werden, oder ob ich mit Gärtner darüber sprechen soll, welchen Preis er für eine Copie seiner Zeichnung verlangt. (Der Schluß fehlt.)

H. C. Andersen.

XXVI.

H. C. Andersen an Frau v. Eisendecher in Oldenburg.

Kopenhagen October 1848.*)

Liebe Frau v. Eisendecher

Nachdem ich auf den Inseln Fühnen und Seeland umhergezogen bin, sitze ich jetzt ruhig in einer Ecke Kopenhagens, aber einer Ecke, von wo ich über das Meer nach der schwedischen Küste Schiffe kommen und gehen sehen kann; hier bekomme ich also endlich einen Brief von Ihnen. Ich wurde bereits erfreut beim Anblick der Aufschrift; denn in derselben erblickte ich eine Freundin in einem feindlichen Lande, eine friedliche Freundin, die ich lange nicht gesehen habe! — Wir sprechen nicht von Politik; ich hoffe auch, daß der Pulverdampf bald verschwindet und daß die Sonne das Land

*) Vergl. „Märchen meines Lebens" Band II Seite 102.

wieder friedlich beſcheint; aber eins muß ich doch berühren: Sie ſprechen von den ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsgefangenen, daß die Art und Weiſe, wie ſie bei uns behandelt werden, empörend und gegen unſere Zeit ſtreitend ſei. Es freut mich, Sie auf ein deutſches Blatt „Leipziger illuſtrirte Zeitung", die letzte Juli-Nummer verweiſen zu können; darin finden Sie von einem Deutſchen einen getreuen Bericht über die Behandlung der Gefangenen und ich bitte Sie, dieſen zu leſen. Verſprechen Sie mir das; ich lege es Ihnen als eine Pflicht auf! Die Gefangenſchiffe liegen im Schutz des Hafens mit Ausſicht auf den Sund, die Dampfſchiffe gehen täglich dicht daran vorüber, es herrſcht alſo Leben und Abwechslung dort; ich wüßte mir keine ſchönere Stelle auszuſuchen. Die Gefangenen haben täglich mehrere Stunden, während welcher ſie am Meer ſpazieren gehen, ja auch baden können. Sie haben auch Freiheit gehabt, in die Stadt zu gehen und Vergnügungsorte zu beſuchen, aber ſie haben dieſe Freiheit mißbraucht; einzelne haben beiſpielsweiſe an öffentlichen Orten das Lied „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen" geſungen, und das iſt doch, milde geſprochen, unklug und kann ſchon der Ruhe und der Ordnung wegen in dieſem Augenblick nicht geſtattet werden; aber die meiſten deutſchen Zeitungen bringen unwahre Nachrichten über Dänemark, ſtellen die meiſten Dinge in ein falſches und ſchlechtes Licht, daß jeder edle Deutſche, dem die Verhältniſſe richtig bekannt ſind, erbittert darüber werden muß. Deutſchland hat mir ſoviel Gutes erwieſen, es leben ſo viele Menſchen dort, an die ich mit Dankbarkeit und Liebe hänge, daß mein Herz während des Krieges leidet, daß ich als Däne leide, indem ich die Menge der Unwahrheiten ſehe, die man über uns in der Welt verbreitet. Ich bin davon überzeugt, daß Deutſchland in nicht gar langer Zeit dies ſelbſt einſehen wird, denn die Wahrheit wird ſiegen! Im Volke und in der Armee herrſcht guter Muth, das Land ſteht üppig geſegnet, das Theater wird in dieſen Tagen geöffnet, Alles geht ſeinen gewöhnlichen Gang. Ich habe für Gläſer*), den deutſchen Componiſten des

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 106.

„Adler's Horſt“ einen Operntext geſchrieben.*) Er hat bald ſeine Arbeit vollendet und denkt daran, ſie im October zur Aufführung zu bringen. Daraus erſehen Sie, wie friedlich im Reich der Kunſt Deutſche und Dänen hier nebeneinander gehen. — — — Grüßen Sie Ihre lieben Kinder; ſagen Sie dem kleinen Tuck, daß er von mir ein engliſches Buch erhalten wird, worin ſeine und Guſtav's Geſchichte ſteht. Einer meiner Freunde war kürzlich auf der Inſel Alſen und ging ſelbſt hinüber nach Düppel, wo alle Häuſer Riſſe und Löcher durch Kanonenſchüſſe und Kartätſchen hatten, und doch ſtand noch auf einem Hauſe das Symbol des Friedens: ein Storchneſt mit der ganzen Storchfamilie; das ſtarke Schießen, das Feuer und der Rauch hatten die Eltern nicht von den Jungen verjagt, weil dieſe noch nicht fliegen konnten. Bringen Sie meinen freundlichen Gruß an Excellenz Beaulieu!

(Der Schluß fehlt.)

H. C. Anderſen.

XXVII.

H. C. Anderſen an den Dichter und Theaterintendanten Dingelſtedt in München.

Kopenhagen Frühjahr 1852.**)

Hochgeehrter Herr Intendant!

Ich wurde froh überraſcht, Ihr freundſchaftliches ehrendes Schreiben zu empfangen. Als Dichter habe ich Sie lange gekannt und geſchätzt und daher war es meine Abſicht, wenn ich nach München, wo ich jetzt ſeit elf Jahren nicht geweſen bin, kommen würde, Ihnen ſofort meinen Beſuch abzuſtatten. Es iſt nämlich mein Plan, ſo Gott will, früh im Sommer nach Tyrol zu gehen und auf dieſer Reiſe etwa drei Wochen in München zu bleiben, wo ich vielleicht doch

*) Die Hochzeit am Como-See.

**) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 189.

von einigen früheren Bekannten erinnert werden möchte. Jetzt habe ich Ihren Brief erhalten, sehr geehrter Herr, und sehe, daß ich noch einen Freund mehr in dem schönen Bayernlande habe. Ich werde sehr glücklich sein, mit Ihnen zusammen zu treffen; wir werden dann umfassender als durch Briefe über dänische dramatische Litteratur sprechen können; diese ist in der That sehr reich, daß man in Kopenhagen, wenn man es wollte, sehr gut jeden Abend während einer ganzen Saison Originalarbeiten geben könnte. So gut wie nichts ist davon übersetzt und in Deutschland bekannt, mit Ausnahme von Oehlenschläger's Tragödien, Overskou's „Fatalitäten eines Hochzeitstages" und Hertz' „König René's Tochter"; ich werde daher, wenn Sie es wünschen, Sie auf mehrere Arbeiten aufmerksam machen, die sicherlich würdig sein dürften, auf jeder guten Bühne zur Aufführung zu gelangen; aber erst muß ich Ihnen ein paar unserer Componisten nennen, deren Opern es werth sind, gekannt zu werden. — — —*)

Euer Hochwohlgeboren befragen mich über Hertz' neuestes Lustspiel „Die Audienz". Ich habe gesehen, daß ein Hamburger Blatt meldete, es habe großes Glück gemacht und ein neues Blatt dem Kranz dieses Dichters hinzugefügt. Diese Tirade ist in mehrere deutsche Blätter übergegangen und Ihnen sicherlich ebenfalls zu Ohren gekommen; aber dies Referat ist ganz unrichtig. Das Stück ist schwach und roh und sieht diesem unsern geschmackvollen Dichter sehr wenig ähnlich. Es giebt ganz andere Arbeiten von ihm, die sich „König René's Tochter" würdig anschließen, so z. B. — —**) Von Hauch ist „die Ehre gewonnen und verloren" und „die Schwestern auf Rinnekule" zu nennen.

Mit Rücksicht auf meine eigenen dramatischen Arbeiten und namentlich auf meine letzte Märchenkomödie „Die Fliedermutter", welche Sie mir die Ehre erwiesen, von mir zu verlangen, gleichviel ob übersetzt oder im Original, um es wo möglich auf das Münchener Hoftheater zu bringen, da

*) Die Namen wie die Titel der Stücke sind im Concept ausgelassen.

**) Ebenfalls ausgelassen.

haben Sie mir bereits dadurch eine Freude gemacht, und ich würde doppelt erfreut ſein, wenn es, wie ich hoffe, ein Stück iſt, das ſich für die ſüddeutſche Bühne eignet. Noch iſt keine dramatiſche Arbeit von mir in Deutſchland aufgeführt worden; ich habe daran gedacht, daß „die Fliedermutter" den Anfang machen könnte und gerade wenige Tage, bevor ich Ihren geehrten Brief empfing, ſchrieb ich an meinen deutſchen Buchhändler, um zu veranlaſſen, daß dieſe Dichtung gut überſetzt und von Dr. Leo wieder gegeben werde, der eine geſchmackvolle Ueberſetzung von „König René's Tochter" geliefert hat. Ich habe noch keine Antwort erhalten, aber ich ſchreibe nun wieder, daß man Ihnen, Herr Intendant, das Manuſcript der deutſchen Ueberſetzung, wie eine kleine Muſikbeilage und einige Winke zur Kürzung, mögliche Veränderungen und Mittheilungen über die Leichtigkeit, womit die Schlußverwandlung durch ganz geringe Mittel ſich ausführen läßt, zu ſenden. Wenn Herr Leo z. B. andere Arbeiten hat, die ihn daran verhindern, mein Stück zu überſetzen, dann erfahre ich es bald und werde augenblicklich, lieber Herr Dingelſtedt, Ihnen das Original ſenden, wenn Sie in München eine tüchtig veranlagte Perſon haben, die däniſch genug kennt, um es wieder geben zu können. Eine ſolche würde auch nothwendig ſein mit Rückſicht auf die oben angeführten Arbeiten anderer däniſcher Verfaſſer; denn ich würde Ihnen dieſe nur in der Originalſprache verſchaffen können. Vielleicht erfreuen Sie mich jetzt einmal mit einem Brief, und es würde mir unendlich lieb ſein, wenn ich nicht bloß dazu beitragen könnte, daß die dramatiſche Litteratur meines Vaterlandes etwas mehr gen Süden gelangte, als dies bis jetzt der Fall iſt, ſondern auch daß die deutſche Bühne vom Norden einige friſche Zweige erhalte. — In der Hoffnung in einigen Monaten mit Ihnen zuſammen zu treffen, Ihre Hand herzlich zu drücken und recht viel über das Gute und Schöne im Norden ſprechen zu können, ſende ich Ihnen meinen Gruß und meinen Dank.

Ihr innigſt ergebener

H. C. Anderſen.

XXVIII.

H. C. Anderſen an Geh. Legationsrath Dönniges in München.

Kopenhagen, Herbſt 1852.*)

Lieber Herr Geheimrath Dönniges!

Ich befinde mich jetzt wieder daheim auf meinen grünen Inſeln und richte mich dort heimiſch für den kommenden Winter ein. Mein ſchöner Sommertagstraum, das Reiſeleben, wird wie ein lichter, herrlicher Hintergrund vor mir ſtehen während der Winterzeit, ein Alpenland, wohin meine Gedanken fliegen und mit Geſang und Dichtung wieder kommen können! Unter den ſchönſten Erinnerungen ſtehen doch die Stunden auf Starnberg, wohin Sie mich führten; dieſe Segeltour über den See, die Wanderung auf der Inſel, wo mich Ihr edler, geiſtreicher König ſo herzlich und liebenswürdig umher führte. Ich bewahre noch die Holunderblume, die er mir dort gab, und ſie erzählt mir, das Ganze war mehr als ein Traum und daß die Wirklichkeit auch ihre herrlichen Märchen beſitzt. Bringen Sie mich bei Ihrem herrlichen König in gnädige Erinnerung! Bald, wenn meine „Geſchichten“ erſcheinen, ſende ich dieſe; Sie werden ſicherlich gern in meinem Namen dem König ein Exemplar überreichen? Das iſt eine der Viſitenkarten, die der Dichter auf den Tiſch des Königs zu legen wagt. Auch Sie werden freundlichſt ein ähnliches Bouquet aus meinem Dichtergarten annehmen und wenn, was ich hoffen und glauben will, die eine oder die andere der Blumen Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin werth erſcheint, dann fliegt eine kleine Brieftaube zu mir und ſpricht ein freundliches Wort. Bei dieſer Gelegenheit werde ich auch an v. Dingelſtedt ſchreiben, den ich Sie zu grüßen bitte. Ich bin neugierig zu erfahren, welche Stellung er mit Rückſicht auf „die Fliedermutter“ und „Raſaella“ treffen wird. Glaubt er nicht, daß dieſe Stücke auf der Bühne Wirkungen

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 191.

hervorbringen werden, dann ist es am besten, daß sie nie dort hervortreten.

Ich sende heute mit der Post an meinen Buchhändler ein Exemplar von Peer Syv's alter Ausgaben der Heldenlieder (Kjæmpeviser), bestimmt für Sie, Herr Geheimrath! Einige Schwierigkeiten wird Ihnen diese Ausgabe sicherlich bereiten, da die Sprache alterthümlich ist; aber sie ist eine der interessantesten. Ich bitte dieser einen Platz in Ihrer Büchersammlung zu geben und sie wird Sie an mich erinnern. — Tausend Dank für Ihre Theilnahme und Ihre freundliche Gesinnung gegen mich bei unserem kurzen Zusammensein! Bringen Sie meinen Gruß Herrn Geheimrath Thiersch, Ihrer ganzen Kinderschaar und Jedem, der sich erinnert Ihres

Ihnen herzlich ergebenen

H. C. Andersen.

XXIX.

H. C. Andersen an Kammerherr v. Beaulieu in Weimar.

Kopenhagen, im Juni 1851.*)

Lieber Freund!

Ich wurde herzlich erfreut, einen Brief von Ihnen zu erhalten, denn ich habe Sie so lieb; meine Gefühle sind während all' der Jahre dieselben geblieben, ich habe noch unverändert das innigste Vertrauen zu Ihnen und deshalb gestehe ich Ihnen offen, daß etwas in Ihrem Briefe war, das mich überrascht und betrübt hat; es waren Worte, die, wie ich glaubte, Sie nicht an mich schreiben durften.

Ich besitze indeß eine solche Summe von liebevollen und schönen Erinnerungen an Ihre Gesinnung für mich, an Ihre

*) Siehe den Brief des Etatsraths Eduard Collin am Schlusse dieses Schreibens.

eigene, herrliche, herzensgute Persönlichkeit, daß ich bald einsah, sie seien in einer Stimmung geschrieben, die diesen Schatten warf. Ich fühlte Sehnsucht nach Weimar als der Stadt, wo ich so unendlich viel Gutes genossen und wo Viele leben, die ich liebe; aber da ich nicht wußte, wie die geringere Klasse in einer Stadt wie Weimar ihre Sympathien für die letzte Bewegung zeigt, und ich als Däne mich unheimlich zu Muthe fühlen würde, befragte ich Sie im Vertrauen darüber, denn ich wollte gern wie früher mich heimisch in Weimar fühlen. Was die gebildeten Leute betrifft, so nährte ich keine Furcht oder den Gedanken mit irgend jemand in Collision zu gerathen; wir haben so viele andere liebe Berührungspunkte, so viel Gutes und Schönes als Stoff unserer Unterhaltung, um uns gegenseitig zu erfreuen, daß ich ganz sicher zu meinen alten Freunden flog. Die Zeit wird vieles klären und ich weiß, daß Deutsche und Dänen die besten Freunde werden; die Edelsten reichen einander die Hände zuerst! Das Wahre, das Schöne wird die Brücke zwischen uns sein! Möchten die weichen Harmonien, die in meinem Herzen Raum haben, jedem meiner Worte in diesem Brief unterlegt sein, und Sie werden begreifen, daß, wo ich als echter Däne — und das bin ich — mich scharf berührt fühlte, ist es der Freund der darunter leidet. Deshalb nie mehr von Politik, nur von der Welt des Herzens und des Geistes! Hat mein neues Buch für Sie einen guten Platz in dieser, dann schreiben Sie mir bald ein paar Worte darüber. Bleiben Sie mir treu und gut! Wir leben Alle so kurze Zeit zusammen in dieser Welt, und die, welche dort einander lieb gewinnen, müssen fest aneinander halten, wie auch die Wogen immer gehen mögen! — Grüßen Sie Ihre vorzügliche Gemahlin und lassen Sie mich bald von dem Freunde hören, dem ich so gerne begegnen möchte!

Ihr unveränderter

H. C. Andersen.

Zur Erklärung vorſtehenden Briefes laſſen wir hier einen Brief vom Etatsrath Eduard Collin an Anderſen vom 17. Juni 1851 folgen:

„Sie haben, mein lieber Anderſen, mir mitgetheilt, daß Sie den Kammerherrn Beaulieu um ſeine Meinung befragt haben, in wie weit die Stimmung in Weimar mit Rückſicht auf die Dänen der Art ſei, daß Sie ſich dort heimiſch fühlen und keine Unannehmlichkeiten zu befürchten haben könnten. Sie haben mir zugleich mitgetheilt, was der Kammerherr geantwortet hat und fragen mich nun um meine Meinung.

Ich begreife Ihren Zweifel. Sie wollen ungern mit einem Mann brechen, der Ihnen Aufmerkſamkeit erwieſen hat und der Ihrer Schilderung nach ein gebildeter, geiſtreicher Mann und ein liebenswürdiger Familienvater ſein muß; aber Sie können nicht darüber in Zweifel ſein, daß ſein Brief an Sie beleidigend iſt; er iſt kurz geſagt: eine rohe Antwort auf eine gutmüthige Frage.

Ihre Frage war, wie Sie ſehr richtig bemerken, dahin gerichtet, ob eine antidäniſche erregte Stimmung bei der Maſſe, bei der niedern ungebildeten Volksklaſſe vorhanden ſei. Es konnte Ihnen natürlich nicht einfallen zu fragen, wie weit Sie etwas von gebildeten Menſchen, wie dem Kammerherrn Beaulieu und ſeinem Umgang zu fürchten hätten. Nun, beim Himmel, mir ſcheint, Sie haben eine deutliche Antwort auf Alles erhalten; denn wenn die Gaſtfreiheit bei den Gebildeten ſich auf ſolche Weiſe gegen Sie, wie Herr Beaulieu es prophezeit, mit Hohn und Spott ſich erweiſen wird, dann können Sie berechnen, was Sie von der Maſſe zu erwarten haben.

Beaulieu's Vorausſetzungen, unter welchen Sie ſich in Acht nehmen ſollen, jemals nach Weimar zu kommen, ſind nach dem mir mitgetheilten Auszug ſeines Schreibens: „daß Sie ſo däniſch geſinnt ſind; a) und daß Sie nicht begreifen, wie man das däniſche Caſino-Miniſterium für ein Erzeugniß der Demokratie anſehen kann.“ — Es iſt nun höchſt naiv von einem Mitgliede des großen Deutſchlands, das ſich durch ſein Liebäugeln mit der Demokratie ſo berühmt gemacht

hat, — zu einer Abwechſelung mit den früheren Preßverfolgungen, Hausſuchungen, politiſchen Gefängniſſen u. ſ. w. — daß, ſage ich, ein ſolches geehrtes Mitglied unſerem Miniſterium einen demokratiſchen Urſprung vorwerfen will. Es ſcheint, daß Herr Beaulieu annimmt, der Miniſterwechſel im Jahre 1848 habe hauptſächlich ſtattgefunden, damit das Volk zur Macht gelange; er ignorirt alſo etwas, was das Volk in Harniſch brachte, die Begebenheiten in den Herzogthümern, die ſchleswig-holſteinſche Deputation nach hier, kurz geſagt: daß das Volk ſich gegen den deutſchen Uebermuth erhob. — Wie die ganze gegenwärtige deutſche Zeitungslitteratur den ſtehenden Ausdruck „Caſino-Miniſterium“ als Scheltwort feſthält, ſo hat auch Herr Beaulieu es hier angebracht; es ſcheint, wenn er übrigens auf das gegenwärtige Miniſterium hinzielt, daß er nicht weiß oder nicht wiſſen will, daß keiner der ſogenannten Caſino-Männer heute noch ein Portefeuille beſitzt. Es könnte vielleicht Herrn Beaulieu intereſſiren zu erfahren, daß ſich im Miniſterium vier Adelige, darunter zwei Grafen befinden und daß der Conſeilpräſident einer unſerer höchſten und angeſehendſten Ariſtokraten iſt. b) „Daß Sie ſich ärgern, wenn man darüber ſpottet, daß vor jedem däniſchen Beamten und Soldaten der Hut bis an die Lenden herabgezogen werden muß.“ Wenn das wahr iſt, was ich wirklich nicht weiß (aber in Deutſchland weiß man ja beſſer Beſcheid um unſere Verhältniſſe), daß ein Offizier in Angeln für den kleinen von ihm okkupirten Diſtrikt jenen lächerlichen Befehl ausgeſtellt habe, dann reducirt dieſe Geſchichte ſich zu der Geſchmackloſigkeit und mal conduite eines einzelnen Menſchen. Aber weil dieſer Eine ein Däne iſt, deshalb macht dieſe Geſchichte ſo ungeheures Glück, daß der Dichter H. C. Anderſen zu risſiren hat, damit in Goethe's und Schiller's Stadt, dem hochgebildeten Weimar, verſpottet zu werden! Du guter Gott! ſollten die Deutſchen, welche hundertweiſe Kopenhagen beſuchen und hier Gaſtfreiheit genießen, Spott für alle die Dummheiten (um nicht ein ſchlimmeres Wort zu gebrauchen), welche die Deutſchen begangen haben, hören: dann — nun, es iſt wohl kaum der Mühe werth, bitterer als nothwendig iſt, zu werden. c) „Daß Sie auf Seiten

Dänemarks alles Recht, alle Treue, alle Vernunft und auf Seiten Holsteins alles Entgegengesetzte finden." Diese Voraussetzung schmeckt ein wenig nach dem Mangel, etwas Anderes sagen zu können. Man pflegt doch nicht von Jemand anzunehmen, der kein Narr ist, daß er sich selbst für den einzigen Vernünftigen ansehen würde.

Ich überlasse es Ihnen, diesen Brief, wie Sie wollen, zu benutzen, selbst ihn an Herrn Beaulieu zur Benutzung eines vornehmen Lachens zu senden; nur könnte es mit Rücksicht auf meine Competenz, mich so zu äußern, richtig sein, theils auf mein Verhältniß zu Ihnen hinzuweisen, das mich berechtigt, den Hohn zurückzuweisen, den man Ihnen zugedacht hat, theils ihn damit bekannt zu machen, daß der Schreiber dieses Briefes ein Beamter des ancien régime ist, und daß ich kein Freund der Demokratie, aber am allerwenigsten „ein Erzeugniß der Demokratie bin".

Ich hoffe, daß Sie der Ehre entsagen werden, unangetastet zwischen Weimar's großen Männern als „ein lieber, braver Poet, mit dem man aber nicht von Politik spricht, spazieren zu können."*)

XXX.

H. C. Andersen an Kammerherr v. Beaulieu in Weimar.

Kopenhagen, Herbst 1852.

Liebster Freund!

Ich kam nicht nach Kreuznach und das verdrießt mich jetzt; aber ich hatte in Italien und in der Schweiz unglaublich von der Hitze zu leiden. Ich erreichte Frankfurt und

*) Trotz dieses Briefes seines intimsten Freundes, der überhaupt während seines ganzen Lebens wenig Sympathie für Deutschland bekundete, reiste Andersen dennoch im nächsten Frühjahr nach Deutschland und wohnte wieder bei seinem Freunde Beaulieu; siehe den folgenden Brief an denselben und „Märchen meines Lebens" Bd. II S. 184.

wollte Ihnen von dort aus meinen Beſuch machen, aber etwas Zufälliges afficirte mich und zwar, daß mein Reiſekamerad ohne irgend welchen Aufenthalt nach Hauſe zu reiſen wünſchte. Daher kam es, daß ich pfeilſchnell heimkehrte und einige Tage in Kopenhagen blieb. Die letzten Tage habe ich jetzt auf der Inſel Falſter zugebracht, wo ich täglich in der Oſtſee bade. Die Luft iſt kalt genug, zu kalt; Vogelbeeren, Aſter und Georginen verkünden, daß der Sommer zu Ende geht, doch für mich iſt dieſer reich und herrlich geweſen. Tauſend Dank für die heimiſchen Tage, die ich bei Ihnen in dem lieben Weimar genoſſen! Bringen Sie meinen Gruß und Dank Ihrer liebenswürdigen Frau und den Freunden und Freundinnen, die ich in Ihrer Umgebung habe. Gott mag wiſſen, wann wir uns wiederſehen! Mit dem Laubfall des Herbſtes bekomme ich ſtets Laubfall-Ideen; es iſt mir immer, als ob alle Theuren draußen nun auch abfallen würden, als ob die jüngſte Begegnung auch die letzte ſei. Ich habe ähnliche Gefühle mit Rückſicht auf Italien; es iſt mir, als ob ich demſelben für immer Lebewohl geſagt hätte, als ob ich nie mehr nach meinem „Improviſatorlande“ käme.

Seit fünf Jahren bin ich nicht in Weimar geweſen, ſeit fünf ernſten ſchweren Jahren, aus welchen noch immer Wogengänge ſelbſt durch die Herzen gehen! Wann ſehe ich Weimar wieder? — Geben Sie mir einen Platz in Ihrem Herzen und würde mein „Fliederbuſch“ Wurzeln auf Weimar's Bühne ſchlagen oder richtiger vielleicht: als Blume in das dortige Repertoire zur Erinnerung an mich gelegt werden, ſelbſt wenn die Blume dort verwelkt, dann laſſen Sie mich davon hören. Dr. Liszt hat von Hartmann einige vortreffliche Muſiknummern erhalten; ob dieſe draußen ertönen werden? Es liegen Herzſchläge und Gedanken in dieſen Melodien! „Klein-Kirſten“ iſt am eigenthümlichſten nordiſch, aber „der Rabe“ iſt wohl diejenige Oper, die am beſten verſtanden werden dürfte. — Und nun leben Sie wohl! Grüßen Sie Frau und Kinder, wenn ſich die Kleinen noch erinnern können

Ihres ergebenen

H. C. Anderſen.

XXXI.

H. C. Anderſen an den Dichter S. H. Moſenthal in Wien.

Kopenhagen, 18. Januar 1854.*)

Hochgeehrter, lieber Herr Moſenthal!

Im October erhielt ich Ihren freundſchaftlichen Brief mit einem Exemplar von „Der Sonnwendhof", den Sie mir ſo vertrauensvoll zur „freieſten Benutzung" übergeben. Ich hätte Ihnen vielleicht augenblicklich ſchreiben und meinen Dank ausſprechen müſſen, aber ich war ſo intereſſirt für Ihre dichteriſche Arbeit, ich hatte eine ſolche Luſt, dieſelbe ſofort in Angriff zu nehmen, daß ich mich der Ueberzeugung ganz hingab, dieſes wirkſame Intereſſe würde mehr ſagen, als ein Brief. Mit wahrer Freude hatte ich dieſes Ihr Geiſteskind aufgenommen und ich darf glauben, was auch hier im Lande anerkannt wird, daß ich dasſelbe in däniſcher Sprache ſo wiedergegeben habe, wie Sie es ſelbſt in dieſer Sprache gedacht haben würden. Faſt nichts iſt ausgelaſſen, dagegen habe ich — nach meiner und der allgemeinen Meinung — zum Nutzen des Stückes bei uns und auch mit Rückſicht auf die Volksbühne einzelnen Stellen eine Art Erklärung durch eingelegte Chöre und Geſänge gegeben, zu welchen ich beſonders Volksmelodien benutzt habe. Sobald ich mit Ihrer Dichtung fertig war, las ich ſie ſelbſt dem Director und den Schauſpielern vor, und ich kann Ihnen verſichern, daß ſie mit einem Intereſſe, einer Liebe aufgenommen wurde, die ſich während aller Proben und der Vorſtellung als echt erwieſen. Da das Stück nun die erſte Novität ſein ſollte, womit man die diesjährige Saiſon zu eröffnen gedachte, ſo wollte ich nicht, da ja bereits mehrere Wochen verfloſſen waren, Ihnen ſchreiben, bevor ich Ihnen Nachricht über die Aufnahme beim Publicum bringen konnte. Eine neue Dekoration, die gemalt werden mußte, dann das Muſikarran-

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 210.

gement und einige Krankheitfälle veranlaßten, daß die erſte Aufführung etwas verſchoben wurde; aber am letzten Mittwoch gab man „Den Sonnwendhof" der unter dem däniſchen Titel „Eine Dorfgeſchichte" („En Landsbyhistorie"), der für die Menge hier verſtändlicher iſt, zum erſten Male. Das Caſinotheater faßt gegen 2500 Perſonen und alle Plätze waren beſetzt. Die Königlichen Prinzen, wie der Landgraf Wilhelm von Heſſen, der Prinz Friedrich Wilhelm und der Erbprinz Ferdinand hatten ſich zur erſten Vorſtellung Logen einrichten laſſen. Das Stück wurde von Allen mit beſonderem Intereſſe verfolgt und wurde durchgehends und beſonders am Schluß mit ungewöhnlich großem Beifall aufgenommen. Eine junge vortreffliche Künſtlerin debütirte hier als „Monica" und trug durch ihr durchdachtes und gutes Spiel ſehr viel zu dem guten Reſultat bei. Zwei der erſten Talente hier, Herr und Madame Roſenkilde, waren ganz vorzüglich und unbedingt ſpielten alle die Anderen ihre Rollen gut. Und auf gleiche Weiſe wurde das Stück in allen Zeitungen, die ich geleſen habe, beurtheilt; es wird als eins der allerbedeutendſten und beſten, die in Deutſchland während der letzten Zeit entſtanden ſind, hervorgehoben. Der Name Roſenthal hat daher einen guten Klang hier in Kopenhagen erhalten, und ich darf hoffen, daß das Stück bald auch nach Norwegen und Schweden gelangen wird. Sobald es auf däniſch nach meiner Wiedergabe gedruckt iſt, werde ich Ihnen ein Exemplar ſenden; es wird Sie doch intereſſiren zu ſehen, wie viel Sie von der däniſchen Sprache werden verſtehen können, jetzt, wo Sie den Inhalt und die Worte im Original kennen. Daß man es hier leſen kann, wird Ihrem Werk bei uns noch mehr Anerkennung verſchaffen, was Sie in ſo hohem Grade verdienen, und ich fühle mich ganz beſonders belohnt, indem ich eine Arbeit bekannt und geſchätzt ſehe, ſo wie ich ſelbſt ſie bei meiner erſten und einzigen Bekanntſchaft draußen umfaßte.

In der Schlußſcene habe ich Anna ein brennendes Holzſtück vom Herde ergreifen und Matthias damit beleuchten laſſen, wodurch die Erinnerung an die Feuergeſangs-Schmiede für beide noch klarer wird, und dieſe

Neuerung hat ſich bei der Aufführung als ſchön und ergreifend erwieſen.

Den Anſchlagzettel zur erſten Vorſtellung ſende ich unter Kreuzband, den Sie ſicher gleichzeitig mit dieſem Brief erhalten.

Das Urtheil des Publicums und die Beurtheilung der Zeitungen ſind für Sie nach Verdienſt beſonders ehrenvoll und anerkennend, und ich bin erfreut, meinen Landsleuten ein ſo hoch intereſſantes und dichteriſches Werk wie „Der Sonnwendhof“ gezeigt haben zu können. Durch meinen Buchhändler erlaube ich mir, Ihnen einige von meinen Schriften in der deutſchen Ausgabe zu überſenden.

Ihr Freund

H. C. Anderſen.

XXXII.

H. C. Anderſen an Frau Kaulbach in München.

Kopenhagen, 25. April 1874.*)

Liebe, theure Frau Kaulbach!

Während Ihres erſten tiefen Schmerzes über den Tod Ihres theuren Gatten wollte ich nicht ſchreiben. Gott mildert ſelbſt die ſchwerſten Prüfungen; ich will zu ihm hoffen, daß Sie jetzt einen milderen Schmerz fühlen und daher ſchreibe ich erſt jetzt! Es kam mir unerwartet, daß der herrliche, treue Freund, der große Maler Kaulbach todt ſei; dieſe Nachricht ergriff mich mit tiefer, wehmüthiger Theilnahme. Ich hatte ſo ſicher gehofft, noch einmal ſeine Hand zu drücken, Sie, liebe Frau Kaulbach, Ihre Kinder und Verwandten zu ſehen; ja, Sie waren ja ſo freundlich, mir ein Heim in

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 459 und 513.

Ihrem Hauſe anzubieten, wenn ich das nächſte Mal nach München kommen würde. Alles Irdiſche, Schöne, Gute und Glückliche fährt alſo dahin. In dieſem Sommer würde ich doch nicht München erreicht haben; ich bin noch krank. Ich bin jetzt während voller achtzehn Monate krank geweſen, faſt am meiſten, als ich im vorigen Sommer von München nach Kopenhagen zurückkehrte. Ich habe die meiſte Zeit in meinem Zimmer zugebracht, doch geht es mir jetzt beſſer; die Aerzte meinen, daß der Sommer mir helfen werde. Ich ſoll es alſo wieder erleben, meine Freunde zu ſehen; aber ihn, unſeren edlen und herrlichen Freund Kaulbach ſehe ich nie mehr auf dieſer Welt; mit Innigkeit bewahre ich jede Erinnerung an unſere kurze Begegnung.

— — — Gott ſtärke Sie in Ihrem großen Kummer! Er ſegne Sie für all' die Güte und Theilnahme, die Sie ſchenkten

Ihrem dankbar ergebenen

H. C. Anderſen.

XXXIII.

H. C. Anderſen an Rachel.

Paris, April 1841.*)

Mademoiſelle!

Bevor ich Frankreich verlaſſe, iſt es mir ein Bedürfniß, noch einmal mit Ihnen zu ſprechen: die Freundlichkeit, womit Sie mich empfangen haben, als Alexander Dumas mich zum erſten Mal zu Ihnen führte, gab mir den Muth, ungeachtet ich mich ſehr ſchlecht im Franzöſiſchen ausdrücke, Ihnen einen Beſuch abzuſtatten; Sie waren noch liebenswürdiger gegen mich, luden mich in Ihren Kreis ein, und ich kam mit einer Bitte auf den Lippen, die ich aber in der großen Verſammlung der Fremden nicht für geeignet fand,

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 262.

vor Ihnen auszusprechen; aber heute wage ich es schriftlich: Wollten Sie als eine Erinnerung für mich einige wenige Worte in mein Album schreiben? Ich habe die Handschriften berühmter Personen darin, von welchen mehrere Ihnen nicht fremd sein dürften. Sie schenken mir dadurch eine liebe und theure Erinnerung.

H. C. Andersen.

In einem Brief an Fräulein Henriette Wulff, datirt Paris, 28. April 1843 schreibt Andersen über seinen Besuch bei der Rachel:

„Das beste, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist, daß ich gestern von der Rachel zu einer ihrer auserwählten Soiréen eingeladen war. Dort herrschte eine Pracht, ein Reichthum in den Zimmern. Purpurrothe Wände, Teppiche von derselben Farbe, kostbare Gardinen und geschmackvolle Möbel. Ich und ein alter Herr waren die Ersten, welche kamen. Sie ersuchte mich, Platz auf dem Sopha neben ihr zu nehmen, dicht vor dem Kamin; sie war schwarz gekleidet und im höchsten Grade gracieuse. Ich bat sie, deutsch zu sprechen und sie antwortete: „Ja, wenn Sie nicht französisch sprechen könnten, dann würde ich es thun; aber Sie drücken sich besser in meiner Sprache aus, als ich in der fremden. Ihre Prononciation ist gut und mit ein wenig Uebung kann sie sehr gut werden." Und da mußte ich französisch sprechen. Ringsum befanden sich kostbare Bücherschränke mit den Dichterwerken aller Nationen übersetzt ins Französische; selbst schwedische Dichter befanden sich dort, aber nicht ein einziger Dänischer. Shakespeare, Schiller, Goethe, Racine und Corneille standen auf einem kleinen Tisch für sich mit den Statuetten der beiden letztgenannten. Grillparzers „Sappho" in deutscher Sprache entdeckte ich dort. Herrliche Blumen waren hier. Als wir hier nun saßen, kam ein Herr nach dem andern: Scribe, Gaudy; ich erinnere mich nicht aller der berühmten Namen. Die Rachel war die einzige Dame zwischen uns, lebhaft und reizend. Sie selbst schenkte den Thee ein und wir plauderten über Poesie und Kunst. Die

Uhr war zwölf, bevor ich mich davon ſchleichen konnte. Heute hat ſie mir mein Album geſandt und darin geſchrieben

„L'art c'est le vrai.

J'espère que cet aphorisme ne semblera pas paradoxal a un écrivain aussi distingué que monsieur Andersen.

Rachel."

XXXIV.

H. C. Anderſen an Philarète-Chaſles in Paris.

Kopenhagen, im October 1867.*)

Lieber, ſehr geehrter Herr Philarète!

Es waren vierzehn herrliche Tage, die ich diesmal in Paris zubrachte, und zu den ſchönſten Erinnerungen gehört der Mittag und der Abend, den Sie in ihrem ländlichen kleinen Paradieſe, das Sie mit Ihrer glänzenden Laune erhellten und das Ihre Couſine ſo entzückend heimiſch machte, mir ſchenkten. Leider muß ich beklagen, daß ich Sie nicht öfter zu ſehen bekam, da ich nur noch wenige Tage übrig hatte. Am letzten Montag kam ich nach Kopenhagen und ich beeile mich, mich in Ihre und Ihrer Frau Couſine freundliche Erinnerung zu bringen. In Ihrer Theilnahme für mich als Dichter machten Sie eine Aeußerung, die mich beſonders glücklich machen würde, wenn dieſe verwirklicht werden könnte, nämlich daß eine Sammlung meiner vielen, noch nicht überſetzten Märchen in franzöſiſcher Sprache herausgegeben werden würde; durch das Intereſſe, welches Sie und Ihre Frau Couſine für mich bekundeten, würde ich es erleben, in Frankreich eingeführt zu werden und, wenn meine Schriften anſprechen, würde ich eine Anerkennung wie in England und Deutſchland gewinnen. Spreche ich den Franzoſen an, dann würden meine beſten Träume erfüllt ſein: in Wahrheit ein euro-

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 403.

päiſch geleſener Dichter zu werden. Ich ſende Ihnen hier die vollſtändigſte Ausgabe der Märchen in einer guten deutſchen Ueberſetzung und habe bei Allen, von welchen ich glaube, daß ſie noch nicht überſetzt ſind, ein Kreuz gemacht und bei den kleinen Stücken, denen ich am meiſten Bedeutung beilege, 2 Kreuze. Ich ſende Ihnen demnächſt „In Schweden", ſowie „Das Märchen meines Lebens", die einzige deutſche Ausgabe; die vollſtändige, bis auf unſere Zeit gehende Ausgabe, iſt nur däniſch erſchienen und dies werden Sie leider nicht leſen können. Den Roman „Nur ein Geiger" werde ich Ihnen bei nächſter Gelegenheit nach Paris ſenden. Das Packet mit den Büchern habe ich einem jungen Freund anvertraut, der mir verſprochen hat, es bald zu beſorgen. Erfreuen Sie mich mit ein paar Worten und empfangen Sie meinen warmen, herzlichen Dank für Ihr Wohlwollen und für Alles, was Sie für den däniſchen Dichter thun.

Ihr dankbarer

H. C. Anderſen.

XXXV.

H. C. Anderſen an ten Kate in Amſterdam.

Kopenhagen, 22. Januar 1869.*)

Lieber Herr ten Kate! Sehr geehrter vortrefflicher Freund!

Ja, ich ſchreibe auf däniſch; Sie verſtehen meine Mutterſprache ſo gut und ich drücke mich am beſten in dieſer aus.

Innigen Dank für die reiche Gabe, die Sie mir durch die Zuſendung Ihrer verſificirten Ausgabe meiner Märchen gemacht haben. Das Buch iſt außerdem ſehr reich und prächtig ausgeſtattet, mein Bild ſehr gut und nun Ihre merkwürdige Wiedergabe meiner in Proſa gehaltenen Geſchichten!

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 430.

Es iſt erſtaunlich, daß Sie dem Original ſo nahe dieſelben faſt wortgetreu in gebundenem Styl wiederzugeben vermochten. Meinen herzlichſten Dank für die Ausdauer und Liebe, womit Sie für mich gewirkt haben.

Das Buch bekam ich Montag Abend und an jedem Montag Vormittag findet öffentliche Audienz beim König ſtatt; vor nächſten Montag würde ich alſo keinen ſolchen Tag haben. Ich verſuchte es indeß am Freitag und ging nach dem Schloß —, der König war ſo gnädig, mich ſofort zu empfangen. Ich erzählte ihm von Ihrer Bedeutung und Stellung und überreichte darauf Seiner Majeſtät das Exemplar, das Sie mir zu überreichen übertragen hatten. Der König nahm freundlich und herzlich, wie immer, das Buch entgegen, las Ihr Schreiben mir laut vor und ſagte, daß ich Ihnen vorläufig ſeinen Dank bringen und hinzufügen möchte, daß es ihn ſehr gefreut habe zu ſehen, wie gut Sie däniſch ſchreiben. — Ich ſelbſt danke Ihnen für den Auftrag, den Sie mir gegeben haben: Seiner Majeſtät Ihr ſchönes Werk zu überreichen. In einer unſerer Zeitungen „Dagens Nyheder“ iſt des Buches bereits erwähnt worden; die Meiſten in Dänemark kennen Ihren Namen und Ihr Intereſſe für meine Märchen. Bringen Sie Ihrer Familie meine herzlichſten Grüße! Bald werde ich mir erlauben, Ihnen meine kleinen Gedichte zu überſenden, die Sie bisher nicht beſitzen. „Die Dryade“ iſt bereits überſetzt und Deutſch und Engliſch erſchienen; über die franzöſiſche Ausgabe habe ich noch nichts gehört.

Ihr dankbar ergebener
Freund und Bewunderer
H. C. Anderſen.

XXXVI.

Biſchof Eſaias Tegnér an H. C. Anderſen.

Öſtrabo, 31. December 1832

Vor nicht langer Zeit habe ich das Vergnügen gehabt, den Brief zu empfangen, womit Sie mich beehrt haben. Da

dieſer vom 15. October datirt iſt, muß er große Umwege gemacht haben, bevor er an mich gelangte. In dieſer Veranlaſſung muß ich bemerken, daß die ſicherſte Adreſſe an mich von Kopenhagen pr. Malmö iſt, wo mein älteſter Sohn Conrector und am ſicherſten Alles, was meine däniſchen Freunde die Güte haben an mich zu ſchicken, beſorgt. Ich kann Ihnen für den freundſchaftlichen Brief und die beigefügten Gedichte nicht ſo danken, wie ich es müßte. Der erſtgenannte erweiſt mir ein Vertrauen, das ich zu ſchätzen weiß, und die letzteren laſſen Anlagen erkennen, die einſt concentrirt unzweifelhaft Ihrem Lande zur Ehre gereichen werden. Auf der einen Seite iſt es erfreulich die Fortſchritte und die Ausbildung des Geſanges bei einem verwandten Volke, das in einer nordiſchen Sprache dichtet, zu ſehen, wie man ſich über die Fortſchritte ſeiner Anverwandten freut. Aber auf der andern Seite iſt auch der Vergleich zu demüthigend für uns Schweden, die wir weder in poetiſchen Umfange noch Werth uns mit unſeren nächſten Stammverwandten vergleichen können und nur ein wenig Lyrik zu bieten vermögen. Die großen poetiſchen Gaben ſind freilich immer Gnadengeſchenke. Der Geiſt verleiht ſie ſo oft oder ſo ſelten, wie er will; ſie ſind ſelbſtfolglich zufälliger Natur und laſſen ſich nicht berechnen, ebenſo wenig wie das Glück und die übrigen Gaben des Himmels. Aber es fehlt uns auch nicht an guten, oftmals großen Anlagen; allein das Unglück iſt, daß es am häufigſten bei der Anlage verbleibt und daß die meiſten von uns beim Anfang ihrer Bahn ermüden. Es liegt ein unruhiger Trieb in der ſchwediſchen Nation, viel zu beginnen und wenig zu vollenden. Aeußere Reizmittel fehlen auch in Ermangelung gebildeter Allgemeinheit und die Ermunterung, welche von Seiten der Verwaltung kommt, ſchadet mehr als ſie nützt, da ſie gewöhnlich darin beſteht, daß ausgezeichnete Verfaſſer von ihrem eigenen Wirkungskreiſe abgelenkt, mit Sternen und Bändern behängt und als Beamte im Staat oder in der Kirche angeſtellt werden, wo es für die meiſten unmöglich wird, ein rein litterariſches Leben zu führen. Auf dieſe Weiſe iſt unſere Litteratur durchaus nicht ſo, wie ſie ſein müßte, nicht einmal wie ſie ſein könnte;

und unſere Nachbaren jenſeit des Sundes mit demſelben Bildungsmittel, aber geringerer Volksmenge als wir, gehen uns weit voran, nicht bloß im Norden, ſondern auch in Europa.

Ich für meine eigene Perſon zähle mich kaum noch zu den Litteraten meines Landes. Meine ſchwere Krankheit — Gallenſtein — die mich den größten Theil des Jahres an das Bett feſſelt, beugt nicht nur den Körper, ſondern auch das Gemüth und beraubt mich aller Lebensluſt. Die Aerzte rathen mir böhmiſche Bäder zu gebrauchen, aber das iſt eine lange und theure Reiſe, und ich halte es für weit beſſer in meinem eigenen Lande zu ſterben, wo es wenigſtens billiger iſt. Aber auch mein niedergebeugtes Gemüth freut ſich noch über nordiſchen Geſang und Bildung und begrüßt mit brüderlicher Freude den emporſteigenden Namen an unſerem ſkandinaviſchen Himmel.

Ich bitte ſehr, Öhlenſchläger zu grüßen, von deſſen häuslichen Bekümmerniſſen ich ſprechen gehört habe und die ich herzlich beklage. Ebenſo erſuche ich Sie von meinen andren Kopenhagener Bekannten (Müller, Mynſter, Möller, Clauſen, Magnuſſen und Anderen) erinnert zu werden.

Mit Freundſchaft und Hochachtung

E. S. Tegnér.

XXXVII.

Charles Dickens an H. C. Anderſen.

Villa des Moulineaux bei Boulogne,
Sonnabend den 5. Juli 1856.*)

Mein lieber Hans!

Ich bin außerordentlich betrübt, daß ich Ihrem Freunde Herrn Bille,**) nicht die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 229.

**) Dem damaligen Redakteur des Kopenhagener „Dagblad" und Reichstagsabgeordneten, ſpäter Miniſterreſident in Nordamerika, jetzt Kammerherr und Amtsmann (Landrath) in Holbäk.

zeigen kann, welche ich mit dem größten Vergnügen gegen einen Freund von Ihnen an den Tag legen möchte. Aber ich habe London für dieſen Sommer den Rücken gekehrt, um hier inmitten eines ſchönen Gartens freier und angenehmer arbeiten zu können. Sie wiſſen, mein lieber College, welche Störungen das Leben in London mit ſich bringt, und welche Erleichterung man fühlt, nachdem man ihnen entſchlüpft iſt. Sie werden ſich daher gewiß nicht wundern, daß ich ſo lange als möglich von dort fern bleibe und die Abſicht habe, nicht vor dem Spätherbſt dorthin zurück zu kehren. Ich kann dies Ihrem Freunde, Herrn B., nicht ſchreiben und es ihm ſelber nicht erklären, weil ich mit Ihrem Briefe, den er in meinem Hauſe in der Stadt abgegeben, nicht zugleich auch ſeine Karte erhalten habe. Aus dieſem Grunde kenne ich nicht ſeine Adreſſe; aber wenn Sie ihn wiederſehen, oder ihm ſchreiben, ſo bitte ich Sie, mir die Gefälligkeit zu erweiſen und ihm zu ſagen, wie ſehr es mich gefreut haben würde, Alles zu verſuchen, um ſeinen Beſuch in London ſo heimiſch und angenehm zu machen, als ich vermocht hätte. Sie ſind viel zu beſcheiden, als daß Sie im Stande wären, ihm zu ſagen, mit welcher Freude und Herzlichkeit ich eine Hand ergriffen haben würde, welche erſt vor Kurzem in der Ihrigen ruhte — deshalb will ich es ihm ſelbſt ſagen, wenn er hierher wiederkehrt. Und wann kehren Sie wieder, mein Freund? Neun Jahre ſind, wie Sie ſelber ſagen, entflohen, ſeit Sie unter uns ſtanden. Während dieſer neun Jahre ſind Sie nicht aus dem Herzen des engliſchen Volkes hinausgedrängt, ſondern im Gegentheil noch beſſer bekannt geworden und haben mehr Liebe errungen, als damals, wo Sie meine Landsleute zum erſten Male ſahen. Wenn Aladin einmal aus den Höhlen jener Kenntniſſe erſcheint, um ſeine Triumphreiſe auf Erden und uns Alle weiſer und beſſer zu machen — was, wie ich weiß, Ihre Abſicht iſt — dann müſſen Sie wieder kommen und uns beſuchen. Sie müſſen dann zu mir kommen und in meinem Hauſe wohnen. Wir wollen Alles daran ſetzen, um Sie glücklich zu machen. — Ich arbeite fleißig an „Klein-Dorrit“ und ſie wird mich noch während neun bis zehn Monaten feſſeln. Sie iſt wunderbar beliebt

in England. Daß ich zufällig den Namen meines Landes nenne, erinnert mich daran, Ihnen zu ſagen, daß Sie jetzt merkwürdig gut engliſch ſchreiben und daß Ihr Brief, welcher jetzt auf meinem Pulte liegt, ganz ebenſo geſchrieben iſt, wie ein Engländer ihn ſchreiben würde.

Meine Frau bittet mich, Ihnen zu ſagen, daß ſie ſich tödtlich beleidigt fühlen würde, wenn Sie annehmen ſollten, ſie habe Sie vergeſſen, und daß Sie ihr nur Gerechtigkeit widerfahren ließen, wenn Sie vermuthen, daß Sie in ihrer Erinnerung noch leben. Diejenigen meiner Kinder, welche Sie in Boardſtairs am Meere ſahen, und beſonders meine beiden Töchter, welche nun bereits junge Mädchen geworden ſind, ſind ſehr ungehalten darüber, daß Sie die Möglichkeit überhaupt zugeben, ſie ſollten Hans Chriſtian Anderſen vergeſſen haben. Sie ſagen, daß wenn Sie ſie halb ſo gut kännten, wie ſie ſeit Jahren „Däumelinchen“ und das „Junge Entelein“ kennen, Sie eine andere Meinung von ihnen haben würden. Uebrigens ſenden ſie Ihnen ihre liebevollſten Grüße und vollſtändige Verzeihung.

Meine lieber Anderſen! Ich habe die herzlichſte Freude gefühlt, als ich wieder von Ihnen hörte, und ich verſichere Sie, daß ich Sie lieb habe und höher achte, als ich es Ihnen auf einem ſo langen Papier ſchreiben könnte, wie erforderlich wäre, um den Weg von hier nach Kopenhagen bedecken zu können.

Stets Ihr ergebener Freund

Charles Dickens.

XXXVIII.

H. C. Anderſen an Charles Dickens.

März 1857.*)

Mein theurer innig geliebter Dickens!

Auf einem alten Herrenſitz, ein paar Meilen von Dresden, bei deutſchen Freunden wurde ich mit Ihrem lieben Brief

*) Aus Mayen. Siehe „Märchen meines Lebens“ Bd. II Seite 231.

erfreut; es war während des Sommers und erſt jetzt fliegt mein Dank zu Ihnen. Ich befürchte nicht, daß Sie, mein Freund, meine treue Hingebung für Sie bezweifeln werden; aber ich war krank im Auslande, kam krank nach Dänemark zurück, und da konnte ich nicht ſofort ſchreiben. Als ich mich dann wieder wohl fühlte, war ich ſo von meinem neuen Roman — mit dem ich mich zwei Jahre in Gedanken trug — erfüllt, und der nun auf dem Papier entſprang; alle drei Bände habe ich um die Neujahrszeit zu Papier gebracht und ſpäter habe ich ſie rein geſchrieben und nun endlich ſind ſie unter der Preſſe. Ich hoffe, daß der Roman im Mai engliſch, deutſch und däniſch erſcheinen wird. Ich glaube, er wird alles, was ich früher geſchrieben habe, übertreffen d. h. ich glaube, daß er ſicherlich ein Stadium in meiner Entwickelung zeigen wird, die ich früher nicht beſaß, und ich würde unendlich glücklich ſein, Ihre ehrliche Meinung darüber zu hören. Sie müſſen mir die Freundſchaft erweiſen und das Buch leſen. — Wie Sie und Ihre Gattin doch ſtets in meinen Gedanken und in meiner Sehnſucht leben, werden Sie daraus erſehen, daß ich, wenn Gott will, im Sommer Sie in England zu beſuchen und mit Ihnen ein wenig zuſammen zu ſein beabſichtige. Ich bitte Sie, daß Sie mir ſpäteſtens im April ein paar Worte mittheilen, ob Sie in London während dieſes Sommers ſind und wie früh oder ſpät ich Sie dort etwa acht Tage lang zu finden ſicher bin; denn es iſt nicht Londons wegen, daß ich nach England komme; Ihnen allein gilt der Beſuch, deshalb müſſen Sie mir ein paar Worte ſchenken, oder Ihre Frau iſt ſo liebenswürdig zu ſchreiben; denn ohne dieſe Antwort zu erhalten, gehe ich nach der Schweiz und warte bis zu einem andern Jahre, wann ich Sie in England treffen kann.

Klein Dorrit erfüllt mich ganz; ich würde und müßte Sie einzig und allein dieſes Buches wegen bewundern, wenn Sie nicht die früheren herrlichen Dichtungen „David Copperfield", „Nelly" u. ſ. w. der Welt geſchenkt hätten. Als ich vor zwölf Jahren zum letzten Male in England war, Sie ſah und mit Ihnen ſprach, und Sie, wenn möglich, noch lieber gewann, ſchenkten Sie mir die erſchienenen Schriften, die

mir ein wahrer Schatz ſind; ich beſitze die ſpäteren Arbeiten, aber von Klein Dorrit müſſen Sie mir ein Exemplar geben, wenn wir uns wieder ſehen; denn das Buch kommt ſicherlich an keinen mehr liebenden, bewundernden Leſer als an mich. Der Himmel gebe, daß mein „To be or not to be“ mich als Verfaſſer eine Stufe höher als früher in Ihren Gedanken erheben möchte, aber vor allen Dingen behalten Sie ein wenig Platz in Ihrem Herzen für mich! Grüßen Sie Ihre theure Gattin und Kinder, die ich in der Erinnerung nach alle als klein vor mir ſehe und doch ſind ſie nun groß und zwölf Jahre älter geworden! Gottes Segen und Freude, wie Sie uns Alle erfreuen!

Ihr treuer

H. C. Anderſen.

XXXIX.

Charles Dickens an H. C. Anderſen.

Tavistock Home, London den 8. April 1857.

Mein lieber Hans Anderſen!

Ich empfing Ihren willkommenen Brief vorgeſtern und beeile mich, denſelben ſofort zu beantworten. Ich hoffe, meine Antwort wird Sie augenblicklich dazu beſtimmen, daß Ihr Sommerbeſuch bei uns beſtehen bleibt.

In London ſelbſt werden wir wohl nicht früher erſcheinen, als nach der erſten Woche im Juni, aber Sie finden uns auf einer kleinen Landſtelle, welche ich beſitze, nur ſiebenundzwanzig Meilen von der Hauptſtadt. Sie liegt an einer Eiſenbahnlinie, nur anderthalb Stunden Weges von London, in einer ſehr ſchönen Gegend in Kent. Sie werden dort ein heimiſches Zimmer mit einer entzückenden Ausſicht erhalten und werden darin ſo ruhig und geſund wohnen, wie in Kopenhagen ſelbſt. Sollten Sie während Ihres Aufenthaltes bei uns wünſchen, eine Nacht in London zuzubringen, ſo

wird unſer Haus vom Dach bis zum Keller zu Ihrer Verfügung ſtehen. Eine Dienerin, welche zugleich eine Freundin von uns und die während vieler Jahre bei uns geweſen und nun verheirathet iſt, wird das Haus hüten und gleichzeitig von ganzem Herzen zu Ihrer Verfügung ſtehen.

Nun, entſchließen Sie ſich alſo, nach England zu kommen! Wir werden den ganzen Sommer auf der genannten Landſtelle, anderthalb Stunden Weges von hier, zubringen, und wenn Sie mich wiſſen laſſen, wann wir Sie erwarten können, werden wir der Zeit mit der herzlichſten Freude entgegenſehen.

Was Sie mir von Ihren neuen Roman berichten, intereſſirt mich in hohem Grade, und Sie können überzeugt ſein, daß derſelbe keinen aufmerkſameren und ernſteren Leſer als mich finden wird. Ich ſehne mich förmlich nach ſeinem Erſcheinen. „Klein-Dorrit“ hat mich augenblicklich vollſtändig in Beſchlag genommen. Ich hoffe, ihre Geſchichte am Schluſſe des gegenwärtigen Monats zu beendigen, und wann das geſchehen iſt, werden Sie mich während des Sommers als vollkommen freien Mann finden, der Cricket ſpielt und ſich mit allen Arten engliſcher Spiele die Zeit vertreibt.

Die beiden kleinen Mädchen, welche Sie in Boardſtairs ſahen, als Sie England verließen, ſind nun junge Damen geworden, und mein älteſter Sohn iſt über zwanzig Jahre alt. Aber wir haben Kinder aller Größen, und alle lieben Sie! Sie werden ſich in einem Hauſe voll bewundernder und liebevoller Freunde befinden, welche an Höhe von drei Fuß bis fünf Fuß neun Zoll variiren! Merken Sie ſich jetzt, daß Sie nicht mehr daran denken dürfen, nach der Schweiz zu reiſen; Sie müſſen zu uns kommen!

Indem ich Ihnen die herzlichſten Grüße meiner ganzen Familie ſende, bin ich, lieber Anderſen, Ihr herzlich ergebener

Charles Dickens.

XL.

H. C. Anderſen an Charles Dickens.

Kopenhagen 14. April 1857.

Lieber beſter Charles Dickens!

Ihr Brief hat mich unendlich glücklich gemacht! Ich bin ganz erfüllt, berauſcht vor Freude darüber, eine kurze Zeit mit Ihnen zuſammen ſein zu können, ja in Ihrem Hauſe zu ſein und Ihrem Kreiſe anzugehören! Sie wiſſen nicht, welchen Werth ich darauf lege und wie ſehr ich in meinem Herzen Gott, Ihnen und Ihrer Frau danke! Sagen Sie ihr, ſagen Sie den Kindern, den großen und den kleinen, welche Feſttage das für mich ſein werden; und doch mitten in meiner unendlichen Freude habe ich einen Kummer, ja, ich kann es ja ebenſo gut wohl ſagen, denn es iſt ein Ding, daß man ſelbſt ſofort bemerken wird, wenn wir uns treffen: ich ſpreche ſehr ſchlecht engliſch, ja ich fürchte ſogar ſchlechter, als ich das letzte Mal mich in Ihrem Familienkreiſe befand. Damals war ich drei Monate in England geweſen und nun bin ich ſeit zwölf Jahren nicht dort geweſen, habe hier daheim keine Uebung gehabt und ich komme gerade von meinem däniſchen Vaterlande hinüber zu Ihnen! Ich werde in meinen Ausdrücken ein wahrer Kasper Hauſer ſein und darüber bin ich ein wenig verzweifelt; aber meine Sehnſucht und Liebe, ſie werden es verſuchen, mit Ihnen zu ſprechen ſo gut, wie ich kann, ich überwinde ſowohl meine Furcht wie meine Eitelkeit, nicht gut ſprechen zu können, ich bin auch überzeugt davon, daß ich ſtündlich großartige Fortſchritte in Ihrer Mutterſprache machen werde, wenn ich erſt bei Ihnen bin. Ich gedenke den 10. oder 12. Juni einzutreffen, doch werden Sie nähere Nachricht über den beſtimmten Tag, an welchem ich komme, erhalten. Aber Sie werden mir wohl im Laufe der erſten Wochen des Mai die Adreſſe aufgeben, auf welcher Eiſenbahnſtation zwiſchen Dover und London ich abſteigen muß und wo ich dann Ihr Haus finde.

Den Schluß von Klein-Dorrit bekomme ich also erſt England zu leſen, aber wie herrlich in Ihrem Heim! Got erfreue Sie für dieſes Buch und für alles, was Sie uns Allen bereits gegeben haben; Sie haben einen außerordentlich großen Kreis von Bewunderern und Freunden hoch oben im Norden. Doch das glaube ich: Niemand kann Sie inniger lieben, als ich; aber wie viel Segen und Sonnenlicht werfen Sie nicht auch in mein Leben hinein! — Verlieren Sie nur nicht die Geduld dabei, daß ich auf engliſch mich ſchwer und linkiſch ausdrücke, mich ganz ſo auszuſprechen, wie ich es wünſchte, würden ich doch nicht können, wenn ich auch engliſch ſpräche wie ein Engländer. Grüßen Sie liebevoll Ihre Frau, Töchter und Söhne! Wenn Gott will, ſehen wir uns alſo im Juni.

Ihr dankbarer treuer Freund

H. C. Anderſen.

XLI.

Charles Dickens an H. C. Anderſen.

Gads Hill, Higham bei Rocheſter,
Mittwoch, 2. September 1857.*)

Mein lieber Anderſen!

Ich bin fern von hier — in Mancheſter — geweſen, was auch die einzige Urſache der ſpäten Beantwortung Ihrer zwei willkommenen Briefe geweſen iſt. Nun ſind Sie wieder in Ihrem eigenen Heim und, wie ich nicht bezweifle, glücklich durch deſſen bekanntes Ausſehen und durch den offenen Empfang Seitens aller guten däniſchen Männer, Frauen und Kinder.

Hier geht Alles wie gewöhnlich. Baby — das allerdings ſchon längſt für dieſen Namen zu groß iſt! — ruft

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 238.

„Auntie!“ durch das ganze Haus und die Hunde tanzen um uns und vor uns, wenn wir auf den grünbekleideten Wegen ſpazieren gehen, ganz ebenſo, wie ſie es thaten, als Sie noch hier bei uns waren. Aber die Tage ſind kürzer und die Abende finſterer, und wenn wir nach dem Monument hinauf wollen, um den Sonnenuntergang zu ſehen, ſo müſſen wir gleich nach dem Mittag aufbrechen, und dennoch wird es finſter, während wir uns dort oben befinden; und wenn wir an dem böſen Hunde, welcher mit ſeiner Kette raſſelt, vorüberkommen, vermögen wir kaum ſeine matten Augen zu gewahren, während wir ihn mit Zwieback füttern. Die Arbeiter, welche ſo lange an dem Brunnen im Hinterhofe gegraben haben, fanden eine mächtige Quelle mit klarem friſchem Waſſer und ſie wurden, als ſie dieſelbe fanden, juſt nicht vom Waſſer, aber von dem Branntwein, welchen ich ihnen gab, ziemlich berauſcht und dann packten ſie ihr Werkzeug zuſammen und gingen davon, ſo daß nunmehr der große Hund und der Rabe den ganzen Platz zu ihrer Verfügung haben. Die Getreidefelder, welche goldig waren, als Sie hier weilten, ſind jetzt gepflügt und braun, der Hopfen wird gepflückt, die Blätter an den Bäumen beginnen ſich zu entfärben, und während ich an Sie ſchreibe, fällt der Regen andauernd und ſehr melancholiſch.

Wir haben unſere Arbeit zum Andenken an den armen Jerrold gerade beendigt, wir haben 2000 Pfund Sterling für ſeine Wittwe und Tochter geſammelt.

Montag verreiſe ich mit Collins auf vierzehn Tage nach den merkwürdigſten Winkeln Englands, um einige Beſchreibungen über dieſelben an „Houseold-Words“ zu liefern. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Meinigen daheim Mittag bei Licht ſpeiſend finden, und wenn ich heimgekehrt bin, werde ich wieder an Sie ſchreiben.

Ich empfange niemals einen der Freunde, welche Sie hier ſahen, ohne daß ich gefragt werde: „Wie geht es Anderſen? Wo iſt Anderſen?“ Ich componire Phantaſiebilder Ihres möglichen Aufenthaltes und erzähle, daß Sie mich gebeten haben, ihnen allen die herzlichſten Grüße zu überbringen. Das gefällt ihnen immer ſo wohl, und das erzählte

ich auch dem alten Jerdans vor einigen Tagen, als er an mich schrieb und anfragte, wann er Sie treffen könnte.

Das ganze Haus sendet Ihnen die freundlichsten Grüße: Baby sagt: „Sie sollen nicht aus dem Fenster gesetzt werden", wenn Sie zurückkommen. Ich habe „Sein oder Nicht-Sein" gelesen, und mir scheint, daß es ein sehr schönes Buch ist, mit einer wirklich guten, vorzüglich durchgeführten Tendenz — ein Buch, das in jeder Hinsicht seines großen Verfassers würdig ist. Good by, lieber Andersen!

Ihr ergebener Freund

Charles Dickens.

XLII.

H. C. Andersen an Charles Dickens.

Sorö, im September 1857.

Mein lieber Dickens!

Ich bin nun wieder in Dänemark, war aber nur zwei Tage in Kopenhagen, wo ich Ihren lieben lange erhofften Brief empfing; Dank, daß er kam! Ich bin nun wieder fern von der Stadt und draußen auf dem Lande, wohin mein Arzt mich sofort schickte, weil einige Cholerafälle sich gerade bei meiner Ankunft zeigten. Auch in anderen Städten ist sie aufgetreten, am schwersten in Korsör; das ist eine schwere Zeit der Heimkehr. Es ist, als käme ich aus dem warmen Sonnenschein in eine kalte, feuchte Wolke, und dazu noch eins: ich kann von einer Erkältung, die ich mir bei den Festlichkeiten in Weimar zuzog, gar nicht wieder befreit werden.

Es ist sonst ein glücklicher Aufenthalt dort. Der Großherzog empfing mich so herzlich und innig, wie mich nur mein theuerster und bester Freund empfangen konnte; ich fühlte recht, daß ich ihm ein willkommener Gast war. Er ist so edel und gut, ich halte unendlich viel von ihm. Rings-

um aus Deutſchland waren Leute nach der Stadt geſtrömt, von Thürmen und Häuſern wehten Flaggen und Fahnen, Kränze und Guirlanden ſah man überall, dazu war das Wetter ſchön und beſonders an dem Tage, als zuerſt die Wieland-Statue enthüllt und dann die beiden Dichtergeſtalten: Schiller und Goethe, beide aus Bronce gegoſſen, und wie auf einem und demſelben Fußſtück ſtehend, enthüllt wurden — — — Auf dem Theater wurden einzelnen Acte aus Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Tragödien gegeben, eine Zerſplitterung, die ich nicht liebe. Emil Devrient, Daviſon und Fräulein Seebach, drei der bedeutendſten deutſchen Künſtlernotabilitäten trugen durch ihr Talent zur Verherrlichung des Feſtes bei. Devrient, mit dem ich mich viel unterhielt, bat mich, Ihnen die herzlichſten Grüße zu ſenden; wir ſprechen viel von Ihnen und von Englaud. Am 6. September verließ ich Weimar ſtark erkältet, von einem fürchterlichen Kopfſchmerz heimgeſucht; daher war ich genöthigt, die Heimreiſe in kleinen Theilen zu machen — und ſowohl in Caſſel, Göttingen, Hannover wie Hamburg zu bleiben. In dieſer letztgenannten Stadt war die Cholera, eine Krankheit, vor der ich die meiſte Angſt habe. Indem ich nun nach Dänemark reiſte, entrann ich nicht der Epidemie; in der kleinen Stadt Korſör, wohin das Dampfſchiff von Kiel mich führte, war die Krankheit epidemiſch, und als ich nach ein paar Stunden Aufenthalt Kopenhagen erreichte, empfing mich mein Arzt mit der Frage: was ich hier unter dieſen Verhältniſſen wollte. Ich blieb indeß doch zwei Tage und reiſte dann, da Mehrere beſonders in meinem Quartier krank wurden, augenblicklich nach der kleinen Univerſitätsſtadt Sorö, die mitten in Waldeinſamkeit, an einem großen, umſchloſſenen See gelegen iſt. Der Neſtor der däniſchen Dichter, Ingemann, wohnt hier mit ſeiner ehrwürdigen vortrefflichen Frau. Bei den lieben alten Leuten bin ich nun über acht Tage zu Gaſt geweſen. Die Luft iſt indeß hier während dieſer Zeit gar nicht gut und die Ausdünſtungen des See's ſind keineswegs zu loben. Korſör iſt durch die Eiſenbahn kaum zwei Stunden fern und täglich fliegen die Züge mit Reiſenden von dort nach hier und von hier nach dort. — Mitten unter

all' dieſem Druck, wo die Gedanken und die Geſpräche ſich ſo leicht auf das Unheimliche hier daheim richten, iſt der nächſte Gedanke doch auf die Engländer in Indien gerichtet; die Begebenheiten dort werden mit Thränen und klopfendem Herzen verfolgt. Von Walther haben Sie wohl jetzt gehört? Vergeſſen Sie nicht, wenn Sie mir wieder einmal einen Brief ſchenken, mir mitzutheilen, wie es ihm geht! Alle Freunde und Bekannte hier im Lande, ja, ich kann wohl ſagen: Jeder, der mit mir zuſammen kommt, fragt auf das theilnehmendſte nach Charles Dickens, nach der ganzen Familie auf Gadshill; man preiſt mein Glück und man beneidet mich um meinen Aufenthalt bei Ihnen. Dieſer wird auch nie aus meiner Erinnerung verwiſcht werden und beſonders Sie, der ſo unverändert in aller Liebenswürdigkeit, in aller Güte gegen mich vor mir ſteht; es wies ſich kein Schatten des Wechſels; mein Herz hängt ſo innig an Ihnen, wie ich dankbar noch die milde innige Stimme höre, womit Ihre liebenswürdige Gattin mir mehrmals ſagte, daß ich Ihnen wirklich willkommen war, daß Sie mich ſo gern behielten! Stets nährte ich die Furcht, daß Sie meiner, des Fremden, der nicht richtig Ihre Sprache redete, müde würden; mit einem ſolchen Gefühl hat man Ohren und Augen bis hinauf in die Fingerſpitzen! Doch ich fühlte und begriff, daß Mann und Frau auch hier eine Seele und ein Gedanke waren; Gott erfreue Sie dafür! Grüßen Sie Ihre Töchter und Söhne, wie Miß Hogarth! Möchte ich mit Freundlichkeit in Ihren Gedanken weilen, wie mir täglich viele ſchöne Erinnerungen von Ihnen vorſchweben! Dem Baby ſende ich einen beſonderen Gruß und könnten Türk, Daudy und der Rabe gleichfalls verſtehen, ich würde auch einen Gruß an ſie unter den Flügel der Brieftaube binden. Collins verſprach mir, daß ich „the frozen deep“ erhalten ſollte; ich hätte große Luſt, es in Kopenhagen zur Aufführung zu bringen, wenn er nichts dagegen hätte. Sie verſprachen mir den Titel der beſten Ausgabe von Shakeſpeare in einem Bande anzugeben. Dank für die freundlichen Worte, die Sie mir über „To be or not to be“ ſagen. Laſſen Sie mich wiſſen, d. h. wenn ich es wiſſen darf, ob Sie bald wieder eine große Arbeit vor-

haben. Ich ordne jetzt in Gedanken einen neuen Roman! Natürlicherweiſe ſpielt derſelbe in unſerer Zeit, ich kenne keine andere; er ſpielt in Dänemark, dort habe ich meine Wurzel. Leben Sie herzlich wohl! Gott ſegne und behüte Sie.

Herzlichſt Ihr treuer Freund

H. C. Anderſen.

XLIII.

Mary Livingſtone an H. C. Anderſen.*)

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland,
den 1. Januar 1869.

Lieber Hans Anderſen!

Mir haben Ihre wunderbaren Märchen ſo ſehr gefallen, daß ich gern reiſen und Sie ſehen möchte, aber da ich dies nicht thun kann, ſo dachte ich, ich werde an Sie ſchreiben; wenn Papa aus Afrika heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er mich zu Ihnen führt. Meine beliebten Märchen in einem Buche ſind: „Die Galoſchen des Glücks“, „Die Schneekönigin“ und mehrere andere. Mein Papa heißt Dr. Livingſtone. Ich überſende meine Karte und Papa's Handſchrift. Nun ſage ich Ihnen Lebewohl und wünſche ein glückliches Neues Nahr. Ich bin Ihre aufrichtige Kleine Freundin

Anna Mary Livingſtone.

P. S. Ich bitte Sie, mir bald zu ſchreiben; meine Adreſſe iſt auf der erſten Seite und bitte um Ihre Karte.

*) Der Tochter des berühmten Afrikareiſenden.

XLIV.

Mary Livingstone an H. C. Anderſen.

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland,
den 20. October 1869.

Mein theurer Hans C. Anderſen!

Es iſt ſchon ſehr lange Zeit her, ſeitdem ich an Sie geſchrieben habe; aber ich ſchreibe Ihnen jetzt, und das iſt ſehr viel; nicht wahr? Ich war ſo entzückt, Ihren Brief zu erhalten, und als ich Ihre Karte bekam, blickte ich auf dieſelbe und dachte mir, daß ich die Bekanntſchaft eines Herrn gemacht habe, welchem ich ſehr gut ſein werde. Ich danke Ihnen ſehr für die „Ueberſetzung“, denn ohne ſie hätte ich Ihren Brief nicht verſtehen können, und dann wäre ich nicht im Stande geweſen, irgend eine Ihrer Fragen zu beantworten. Wir erhielten zweimal Nachrichten von Papa, aber keine einige war wahr, aber am letzten Freitag kam der Vorſteher unſerer Eiſenbahn-Station, welcher uns kennt, mit einer Zeitung, welche Nachrichten, gute Nachrichten, enthielt, und oh! wir waren ſo erfreut. Ich kenne Ihr Märchen „Vänöe und Glänöe“, es gefiel mir ſehr, und ich hoffe, Sie werden noch einige mehr ſchreiben. Das erſte, welches ich überhaupt geleſen habe, war „Maja“ oder „Der kleine Tuck“. Thomas und Oswell, meine Brüder, und Agnes, meine Schweſter, ſind ziemlich wohl. Nur meine Mama iſt todt, und ich habe zwei Tanten, Janet und Agnes Livingſtone, bei denen ich mein Heim habe, dies iſt ein ſehr ſchönes Heim. Einſt hatte ich auch eine Großmutter Livingſtone, aber jetzt iſt ſie auch todt. Wollen Sie mir freundlichſt ſagen, ob Sie die ſchwediſche Sprache verſtehen? Sagen Sie es mir gefälligſt in Ihrem nächſten Briefe, wenn es der Fall iſt. Mit meiner beſten Liebe für Alles in Ihrem Heim, verbleibe ich als Ihre ſehr aufrichtige Freundin

Anna Mary Livingſtone.

XLV.

H. C. Anderſen an Mary Livingſtone.

Vasnäs bei Skjelſkör in Dänemark, Mai 1871.

Meine liebe kleine Freundin!

Dank für den reizenden Brief, den Du mir kürzlich geſchrieben haſt und Dank für Alles, was Du mir von der Pantomime, die Du in „The Royal Theatre“ geſehen haſt, erzähltеſt; das muß ein vergnügter Abend geweſen ſein. Ich kenne ſehr gut die Geſchichte vom Sindbad; ſie ſteht in dem Buch „Tauſend und eine Nacht“; dieſes Buch mußt Du leſen! Ich werde nun auch bei der erſten Gelegenheit die Fortſetzung der Märchen und Geſchichten, die Deine Schweſter Agnes von mir überbrachte, ſenden. In meinem neuen Buche ſtehen viele, viele Erzählungen, die Du kaum kennen wirſt. — Ich wohnte in einem Landhauſe außerhalb Kopenhagens als Deine Schweſter und einige Freundinnen mich mit ihrem Beſuch erfreuten und mir Grüße von der kleinen Mary Livingſtone brachten. Das war freundlich und hübſch gedacht. Grüße ſie und die ältere, edle Dame, die ſie begleitete! Grüße jede ihrer Begleiterinnen, die ich damals ſah! Hier in Dänemark ſprechen wir oft von dem lieben Papa und ſeinen Reiſen in Afrika. Kürzlich las ich in einer Zeitung, daß er von dort abgereiſt und auf dem Heimwege nach Europa ſei. Hurrah! das wäre ja herrlich! Der liebe Gott verläßt nie gute Menſchen, die in ihm leben und gute Thaten vollbringen. Welch' eine Freude in der Familie, welch' ein Feſt für das ganze Land wird es ſein, wenn der theure thatkräftige Vater, den wir alle ſchätzen und ehren, nach England wiederkehrt, und wenn er dann ſeine kleine Mary oft geküßt, mit ihr geſprochen und ihr erzählt hat, dann nenne auch mich vor ihm und grüße ihn herzlich, ihn, über den Gott ſeine Hand zur Freude und Belehrung für uns Alle

ſchützend ausgeſtreckt. Grüße auch die Tante und einen jeden der Familie, der gut geſinnt iſt gegen den Freund der kleinen Mary, Hans Chriſtian Anderſen.

Jetzt bin ich draußen auf dem Lande, dicht an der Seeküſte und wohne auf einem alterthümlich gebauten Herrenſitz mit hohem Thurm; der Garten geht hinab bis zum Strand und hin zu den Buchenwäldern, die jetzt herrlich friſch und grün ſind; der ganze Waldboden iſt wie ein Teppich mit Veilchen und Anamonen bedeckt; die Waldtauben barmen und der Kukuk läßt ſeinen Ruf hören. Hier ſchreibe ich ſicher eine neue Geſchichte, die meine kleine Freundin ſpäter wird leſen können. Nach Pfingſten reiſe ich wieder nach der Hauptſtadt und wohne eine Zeitlang bei den Freunden Melchiors in der ſchönen Villa, wo Deine Schweſter Agnes ſo liebenswürdig war, mich zu beſuchen. Wenn Papa kommt, dann bekomme ich wohl einen kleinen Brief von ſeiner lieben Mary? Lebe nun wohl und fröhlich! a vergißt nicht den Freund in Dänemark

Hans Chriſtian Anderſen.

XLVI.

Mary Livingſtone an H. C. Anderſen.

Ilva College, Hamilton, den 23. November 1872.

Mein theuerſter H. Anderſen!

Ich wollte Ihnen ſchon lange ſchreiben und Ihnen einen grünen Stein für den, welchen Sie verloren haben, ſchicken; aber ich konnte keine Zeit dazu finden. Zunächſt erkrankte mein Bruder Thomas ſehr gefährlich an der Lungenentzündung, gerade vor elf Wochen, von heute an gerechnet, und heute iſt der erſte Tag, daß er im Stande iſt, das Krankenzimmer zu verlaſſen. Dann hatten wir Herrn Stanley hier. Er

kam hierher, um einen oder zwei Tage bei dem Profeß von Hamilton, Herrn Dykes, zu verweilen und hier Vorleſungen zu halten. Er wurde mit dem Ehrenbürgerrechte der Stadt Hamilton beſchenkt. Meine Schweſter Agnes und eine meiner Tanten und ich wurde unter lautem Beifall zu ihm auf die Tribüne geführt. Nachmittag kam er zu uns ins Haus und dann begab er ſich zu einem Bankett im Stadthauſe. Am Abend hielt er eine ſehr intereſſante Vorleſung. Am nächſten Tage begleiteten wir ihn, um ihm das Schloß zu zeigen, und dann reiſte er ab. Ich war ſehr traurig, als er fort war, ich bin ihm ſo gut.

Als ich in Jona war, gab mir ein Freund unſerer Familie aus dem Hochlande einen ganzen Souvereign. Agnes, Thomas, Oswell und ich kauften ein ſchönes goldenes Berloque für Herrn Stanley, und darauf befinden ſich ſeine Anfangsbuchſtaben, und inwendig iſt Papa auf der einen Seite und auf der andern Seite ſind ſeine vier Kinder, nach ihrem Papa ſuchend. Von dem Souvereign gab ich nun zehn Schillings zu dem Armband, und, da ich hörte, daß in Dänemark eine ſchreckliche Ueberſchwemmung geweſen iſt, gebe ich mit Freuden die andern zehn Schilling zur Unterſtützung der armen Leute. Sie werden gütigſt danach ſehen, daß dies in rechte Hände kommt.

Ich lerne jetzt deutſch und finde es ſehr intereſſant.

Ich würde mich unendlich freuen, einen Brief von Ihnen zu erhalten, ſobald Sie Zeit haben. Jetzt werde ich ſchließen als Ihre, theurer Hans Anderſen, immer aufrichtige Freundin

Anna Mary Livingſtone.

P. S. Ich liebe Sie gar ſehr, theurer, theurer Hans Anderſen.

XLVII.

H. C. Anderſen an Mary Livingſtone.

[Kopenhagen], December 1872.*)

Meine liebe kleine Freundin!

Während mehr als ſieben Wochen bin ich krank geweſen und bin es zum Theil noch. Mir wird die größte Theilnahme und Aufmerkſamkeit von unſerm Königshauſe wie von dem Aermſten entgegengebracht. Unſer lieber, herzensguter Kronprinz, der Bruder der liebenswürdigen Prinzeſſin von Wales, hat mich beſucht. Theilnahme habe ich in reichem Maße, aber mit der Beſſerung geht es nur langſam vorwärts. Das Leſen ermüdet mich und Schreiben kann und darf ich nicht; einer meiner Freunde bringt dieſe Worte nach Dictat aufs Papier. Ich wurde ſehr erfreut, den Brief meiner kleinen lieben Freundin entgegenzunehmen; jetzt beſitze ich und verwahre „the green stone", der mich gegen Gefahren auf dem Meere beſchützen kann; aber am theuerſten bleibt mir doch der liebe, hübſche Brief, der mir von Mary's Heim und Stanley's Beſuch in Hamilton erzählt. Es war ein natürlicher und richtiger Herzensgedanke, das Medaillon zu kaufen, worin die Portraits von Papa, Mary und ihren Schweſtern angebracht wurden und es Stanley zu geben. Er wird begreifen, welch' theures Geſchenk es war. Aber daß meine gute, liebe, kleine Freundin auch der Noth der vom Waſſer Heimgeſuchten in Dänemark, meinem Vaterlande, rührend gedenkt und daß ſie die andere Hälfte des Sovereign für dieſe ſendet, hat mich hoch erfreut und tief bewegt. Dank, liebes, gutes Kind! Möge der Himmel geben, daß Dein Vater Dir bald einen Kuß auf Deinen kleinen, rothen Mund drücke. Der halbe Sovereign iſt an das Central-Comité für unſere vom Waſſer Heimgeſuchten geſandt worden. Mein Bericht dazu hat alle meine Freunde gerührt und in den

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 467.

meiſten Zeitungen unſeres Landes iſt dieſer ſchöne Zug in rührender Weiſe beſprochen worden, ſo daß, wenn Mary wirklich einmal mit ihrem Vater herüberkommt, ſie ſelbſt Freunde, wie er ſie in allen Ländern des Nordens befindet, finden wird. Ich ſende unter Kreuzband die erſte Zeitung, welche die Gabe der kleinen Mary beſprach. Ich ſende auch unter Kreuzband ein gutes Portrait von mir; es wird, wie ich denke, mit dieſem Brief ankommen, der die herzlichſten Weihnachtsgrüße und Neujahrswünſche für Mary und alle ihr Lieben in Livingſtones, Byrons und Walter Scotts herrlichem Heimathlande. Erfreue mich bald mit einem Brief!

Aus meinem warmen, vollen Herzen

H. C. Anderſen.

XLVIII.

H. C. Anderſen an Mary Livingſtone.

Kopenhagen, 27. Februar 1874.*)

Meine liebe junge Freundin!

Wie erfreut wurde ich durch Ihren Brief, der am 25. Januar geſchrieben und abgeſandt worden iſt. Ich dachte juſt damals an Sie, und war ſehr betrübt, aber Ihr Brief verlieh mir wieder Hoffnung und Freude. Sie wiſſen, wie jung Sie auch ſind, daß man nicht Alles glauben darf, was die Zeitungen erzählen; oft iſt keine Spur von Wahrheit daran, was dort erzählt wird. Mehr als einmal hat man gemeldet, daß der dem der Welt ſo hoch geſchätzte Livingſtone todt ſei und — Gott ſei gelobt und gedankt — er lebte dennoch. Eine ſolche neue Nachricht von ſeinem Tode ſtand bereits vor dem 25. Februar in däniſchen Zeitungen und ich mit dem ganzen däniſchen Volke wurde betrübt zu hören, daß er von ſeiner großen Wirkſamkeit für die Menſch-

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Bd. II Seite 511.

heit abgerufen worden ſei, gerade als er zu ſeiner Familie und nach ſeinem Vaterlande zurückkehren wollte. Da erhielt ich Ihren Brief, liebe Mary, und als Sie darin erzählten, daß er heim komme und daß Sie vielleicht mit ihm Kopenhagen beſuchen würden, da verſchwanden alle Zeitungsnachrichten wie Nebel, und ich hoffte und hoffe, daß er lebt und daß ſeine Kinder, Verwandten und Freunde ihn wiederſehen werden. Ich habe Ihnen viel zu ſagen und zu ſchreiben, aber heute ſind meine Gedanken von der Ungewißheit über das von Gott bezeichnete Ziel Ihres Vaters überwältigt. Schreiben Sie mir recht bald! Möge es ein rechter Sonnenſcheinbrief ſein! Mein Schreiben heute an Sie bringt einer meiner Freunde aufs Papier; mir macht es noch immer Beſchwerden zu ſchreiben, daher hier nur mein Name in der Unterſchrift und herzliche Grüße an Sie, Ihre Geſchwiſter, Tanten und alle Lieben.

Mit der innigſten Theilnahme und Ergebenheit

H. C. Anderſen.

XLIX.

Mary Livingſtone an H. C. Anderſen.

Ulva Cottage, Hamilton, den 24. September 1874.

Mein theurer Hans Anderſen!

Ich habe oft an Sie gedacht, ſeitdem ich Ihnen das letzte Mal ſchrieb, und wünſchte auch wieder zu ſchreiben, konnte jedoch bisher keine Zeit dazu finden. Sie kennen wohl ſchon aus den Zeitungen den großen Kummer, welcher uns in dieſem Jahre heimgeſucht hat. Ich erwartete Papa, damit er mich mitnähme, um Sie in Dänemark aufzuſuchen. Statt aber verſchiedene Orte zu beſuchen, wie ich es ernſtlich zuſammen mit Papa beabſichtigte, war ich genöthigt, die traurige Reiſe nach London zu unternehmen, um ihn in der

Weſtminſter-Abtei beiſetzen zu ſehen. Meine beiden Tanten waren dort und ebenſo meine Brüder und meine Schweſter. Wir hatten alle Kränze mit uns, weiße Blumen, um ſie auf ſeinen Sarg zu legen. Um 1 Uhr zog die Prozeſſion in die Abtei ein und der Sarg wurde auf einem Sammetkata-falk aufgeſtellt. Derſelbe war mit einem ſchwarzen ſammetnen Leichentuch, welches mit weißem Tuch eingefaßt war, bedeckt und der Deckel des Sarges war mit weißen Kränzen und Palmblättern überſäet. Während die Prozeſſion ſich in Bewegung ſetzte, ſpielte die Orgel gar herrlich. Wir ſangen alle den Vers:

„O, großer Gott, von deſſen Hand
Dein Volk noch wird genähret,
Der mitten durch des Elends Land
Haſt unſren Vater einſt geführet."

Dann ordnete ſich die Prozeſſion nach dem Grabe. Dicht hinter dem Sarge ging der Großvater (Mr. Moffat) und meine beiden Brüder Thomas und Oswell. Dann kam meine Schweſter und ich, und hinter uns meine Tanten und endlich die Freunde. Als der Sarg in der Gruft, welche ganz in Schwarz decorirt war, beigeſetzt wurde, legten meine Schweſter Agnes und ich Kränze auf den Sarg und dann thaten meine Tanten dasſelbe mit den übrigen. Eine meiner Tanten aus dem Süden von England legte auf denſelben einen Kranz von Veilchen und Primeln nieder, welche in einem Gange des Gartens, wo Papa ſehr gern promenirte, gepflückt waren. Wir ſtanden Alle rund um die Gruft, dann ertönte ein herrlicher Chorgeſang, benannt: „Sein Leib wurde in Frieden beſtattet." Darauf las der Dechant die Grab-Liturgie vor und Alles war zu Ende. Die Abtei war gedrängt voll und die Kirchendiener der Abtei ſagten, daß ſie niemals eine ſolche Menge Menſchen in der Weſtminſter-Abtei ſeit dem Tode des Prinzen-Gemahls geſehen hätten. Dann wurde ein Trauer-Gottesdienſt in der Abtei für den nächſten Sonntag angekündigt. Mein Bild, welches ich Ihnen ſchickte, iſt ganz aufgenommen, wie ich an Papas Gruft ſtand. Es war dies mein erſter Beſuch in London. Papas beide

farbigen Diener waren während der letzten Woche hier, um uns zu besuchen.

Sie erzählten uns eine Menge interessanter Dinge über Papa, und Einer von ihnen, Namens Chumah, machte ein kleines Modell von der Grashütte, in welcher Papa gestorben ist, und zeigte uns, wo Papas Bett in derselben gestanden hatte. Dies ist sehr interessant für uns.

Es war sehr, sehr traurig für uns, zu hören, daß Sie so krank gewesen sind, aber ich hoffe, daß es Ihnen jetzt schon besser geht. Mein Bruder ist wieder nach Aegypten zurückgekehrt.

Ich gehe nächste Woche in eine Kostschule, welche mich mit einer neuen Erfahrung bereichern wird.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, als ich von Papas Begräbniß sprach, daß unsere vielgeliebte Königin einen wunderschönen weißen Kranz sandte, und sie sowohl, als der Prinz von Wales hatten ihre Wagen zum Gefolge nach der Abtei geschickt.

Ich denke, Ihnen jetzt Alles erzählt zu haben, was ich weiß, und ich verbleibe mit vieler Liebe die

Sie stets aufrichtig liebende

Anna Mary Livingstone.

L.

H. C. Andersen an Carl Stern Adolf Bille.

Bregentved, 12. Juli 1874.*)

Lieber Freund!

Sie haben mir das Recht gegeben, Ihnen diesen Namen zu geben! Stets sind Sie mir ein treuer Freund gewesen,

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 516 und die Note auf S. 267 dieses Buches.

haben mir einen guten Rath gegeben, mir manche Dinge erklärt und meine leicht erregten Nerven beruhigt, beſonders wenn ein amerikaniſcher Windſtoß kam. Jetzt weht es wieder von dieſer Seite her. Geſtern Abend erhielt ich einen Brief von einem Kinde in New-York — ich nehme an, daß er von New-York iſt — und in demſelben lag „one Dollar“, ſowie ein Stück von einer Zeitung „the children-debt“; ich verſtehe daraus, daß es eine Aufforderung an die amerikaniſche Jugend iſt, für mich einen Rothſchilling zu einem behaglichen Alterthum zu ſammeln. Iſt dem nicht ſo? Die Idee mag ſehr ſchön ſein, wenn ſie von bedeutenden Männern in Scene geſetzt würde oder ſie erzielte ein großes Reſultat; es würde für das junge Amerika, wie für den däniſchen Dichter eine Ehre ſein; aber ſo wie hier ſchlägt das Geſchriebene nicht bei mir an und es ſcheint mir, wenn ich recht verſtehe, es ſtehe dort, daß ich niemals von Amerika einen Dollar für meine Schriften bekommen habe; das ſoll ich ſelbſt geſagt haben. Das iſt nie über meine Lippen gekommen und ſteht gewiß in Verbindung mit dem unrichtigen Referat, das in den deutſchen Zeitungen über einen Beſuch eines ungariſchen Dichters bei mir ſtand, daß ich zu ihm geſagt hätte, ich hätte von Deutſchland niemals ſo viel wie einen Schilling an Honorar für meine Schriften bekommen, daß ich aber dagegen kürzlich von Amerika 800 Reichsthaler erhalten hätte. Ich glaube, lieber Freund, Ihnen davon erzählt und deutlich geſagt zu haben, daß ich einſt durch Buchhändler Lord (in Leipzig) 600 Thaler für meine geſammelten Schriften und in letzterer Zeit für eine ähnliche Ausgabe in Amerika eine kleine Summe erhalten hätte. Dies iſt nun verdreht, ja es kam ſogar in däniſche Zeitungen und die Leute beglückwünſchten mich, daß ich von Amerika 8000 Reichsthaler erhalten hätte. Nun heißt es hier wieder anders und es iſt in der That, als ob ich fortwährend klagte und mich beſchwerte, eine Unwahrheit, da Sie und alle meine däniſchen Freunde wiſſen, daß ich das nie thue. Sagen Sie mir nun bald, wie ich dieſe Sache nehmen ſoll. Dieſen einen Dollar zurückzuſenden, ſcheint mir unfreundlich gegen das freundliche Kind, das ihn mir ſandte, Briefe zu ſchrei-

den, macht mir zu viel Mühe und käme die Geſchichte in unſere Zeitungen, ſo würde der eine Dollar im Volksmunde bald zu tauſenden empfangener Dollars anwachſen. Erfreuen Sie mich mit ein paar Worten darüber! Ich weiß nicht, ob ich mich über die ganze Geſchichte ärgern oder freuen ſoll.

Es geht mir übrigens bedeutend beſſer und ich kann faſt eine ganze Stunde allein in Bregentved's großem Garten ſpazieren gehen. Aber ich leide durch jede Art Gemüthsbewegung und in eine ſolche hat mich der Brief und die amerikaniſche Aufforderung verſetzt. An einem der erſten Tage hoffe ich einen beruhigenden Brief von Ihnen zu erhalten, worin der Ausſchnitt und das Schreiben zurückerfolgen. Grüßen Sie Ihre liebenswürdige Gattin und die Kinder.

Ihr ſehr ergebener

H. C. Anderſen.

LI.

H. C. Anderſen an Gibſon Peacock, Herausgeber of „The Evening-Bulletin" in Philadelphia.

Kopenhagen, 30. Auguſt 1874.*)

Geehrter Herr!

Sie wollen meinen herzlichſten Dank für Ihr freundliches Schreiben entgegennehmen und mit derſelben Geſinnung hören, was ich zu ſagen habe.

Amerikaniſche Blätter haben aus meiner kürzlich überſtandenen Krankheit Veranlaſſung genommen, die äußeren Verhältniſſe, unter welchen ich lebe, zu beſprechen und Eltern und Gönnern eine „Schuld" vorzuhalten, worin ſie nach dem ſchmeichelhaften Ausdruck für mich als Verfaſſer der „Märchen

*) Siehe „Märchen meines Lebens" Band II Seite 194.

und Geſchichten" zu mir ſtehen. Man ſagt mir ferner, daß eine allgemeine Subſcription an mehreren Orten der Union begonnen habe; Sie, mein unbekannter Freund, haben mir bereits einige eingegangene Beiträge übermittelt.

Der Gedanke, von dem dieſe Bewegung ihren Urſprung hat, rührt mich tief. Es iſt ſtets meine Freude und mein Glück geweſen, daß meine Erzählungen Leſer weit außerhalb der Grenzen meines kleinen Vaterlandes und meiner wenig verbreiteten Sprache gefunden haben, und ich kann für die Wohlthaten der Vorſehung gegen mich nicht dankbarer ſein, als für die, daß es mir vergönnt geweſen iſt, auf ſo unzählige Kinder-Seelen einzuwirken und in ſo unendlich viele kindliche Herzen, wie ich hoffe, etwas Edeles und Gutes niedergelegt zu haben. Es bewegt mich tief und ich erkenne es mit Innigkeit an, daß ſich ein Gefühl der Hingebung und Dankbarkeit gegen mich ausſpricht; ich erkenne es doppelt an, indem Sie mich nach einer ſchweren Krankheit und unter vermeintlich drückenden Verhältniſſen ſuchen.

Eine Liebes-Gabe, die mir unter ſolchen Umſtänden entgegengebracht wird, kann ich nicht von mir weiſen; groß oder klein trägt ſie einen Stempel, der ſie mir theuer machen muß. Tief bewegt ſende ich den Kleinen meinen Gruß und meinen Dank!

Aber ich ſchulde ſowohl mir ſelbſt wie dem Volk, dem ich angehöre, ein mögliches Mißverſtändniß aufzuklären. Ich bin nach meiner Krankheit noch ſchwach und vollende bereits bald mein ſiebzigſtes Lebensjahr; aber ich befinde mich nicht im Bedrängniß. Mein Vaterland gehört nicht zu denjenigen Ländern, die ihre Dichter Noth leiden laſſen. Ohne im Dienſt des Staates zu ſein, erhalte ich jährlich vom Staat einen für unſere Verhältniſſe ehrenvollen Lohn. Meine Wirkſamkeit als Verfaſſer bringt mir auch eine Einnahme, und obſchon es eine Wahrheit iſt, daß ich ſo gut wie kein Honorar für die vielfältigen Ueberſetzungen meiner Arbeiten in fremde Sprachen erhalten habe, ſo habe ich doch hin und wieder eine Entſchädigung erhalten, ſo von Amerika für die ſogenannte „Autors-Edition". Meine theilnehmende Freunde dürfen daher nicht an mich als einen armen alten verlaſſenen Dich-

ter denken, der in Kummer um das tägliche Brot lebt und den kranken Körper nicht pflegen kann. Gott iſt auch in dieſer Beziehung gut gegen mich geweſen: liebevolle Freunde umgeben mich, unendlich viel Freude, wenn auch nicht Vermögen, iſt mir zutheil geworden, und nicht am geringſten iſt die Freude, die ich erlebe, daß in dem großen Amerika viele Kinder ihre Sparbüchſen zerſchlagen, um ſie mit ihrem alten Dichter, den ſie in höchſter Bedrängniß glauben, zu theilen.

Das Ganze iſt für mich ein Märchenblatt in meiner Lebensgeſchichte; aber ich muß es hervorheben, daß ich keine Gabe entgegennehmen kann, die mir von einzelnen Perſonen überſandt wird. Wie wohl gemeint ſie auch ſein mag, enthält ſie doch einen Stempel, der weder mit dem Wunſch des Gebers noch mit meiner Würde übereinſtimmen kann. Was an mich als eine Ehre und ein Zeugniß der Hingebung gelangen ſollte, wenn es von der amerikaniſchen Jugend als ein Ganzes dargebracht würde, das wird zu einer peinlichen Wohlthat, wenn es aber in Gaben von einzelnen Perſonen zerſtückelt wird, und da, wo ich eigentlich Stolz und Dankbarkeit fühlen müßte, würde ich eine Demüthigung zu fühlen ausgeſetzt ſein. Ich bitte Sie, mein Herr, der Sie mir bereits wohlwollende Theilnahme erwieſen haben, dieſe meine Erklärung zur Kenntniß Ihrer Leſer zu bringen, und ich hoffe, daß Ihre geehrten Kollegen rings um in dem großen Lande derſelben Oeffentlichkeit ſchenken werden.

Ich verbleibe

Ihr Ergebener

H. C. Anderſen.

LII.

H. C. Andersen an den Redacteur der „New-York Tribune“.

Kopenhagen, 17. April 1875.*)

Sehr geehrter Herr!

Lange ist es eine Herzenssache für mich gewesen, Ihnen zu schreiben und meinen Dank für all' die Theilnahme, die Sie mir erwiesen haben, auszusprechen; aber meine schwere Krankheit während des strengen Winters hat mich so herunter gebracht und dies ist zumtheil noch der Fall, daß es mir zu schreiben beschwerlich fällt. Es ist mir eine große Freude gewesen, nachdem man mit so innigem Verständniß meine Erklärung über die Sammlungen in Amerika für mich aufgenommen hatte, zu hören, daß die lieben jungen Freunde infolge dessen bestimmten, mir, ihrem Märchen-Erzähler, ein Werk mit vielen Illustrationen über Amerika zu senden. Am Weihnachtstage erhielt ich das betreffende Telegramm; ich erwartete, daß die Bücher in nicht gar langer Zeit eintreffen würden und da war es meine Bestimmung, Ihnen, edler theilnehmender Freund, sofort mein Antwortschreiben zu senden. Indeß vergingen Wochen und Monate; ich schrieb daher an meinen geehrten Freund, Herrn General Christensen in New-York, mir doch Aufschlüsse darüber zu geben, ob das Buch-Packet bei irgend einem Buchhändler oder auf dem Boden des Meeres läge. Ungefähr gleichzeitig mit seiner freundschaftlichen Antwort erhielt ich die Nachricht, daß das Schiff kommen würde, und gerade an meinem siebzigjährigen Geburtstag kamen mir die Bücher in die Hände. Ich bin unendlich erfreut durch diese Gabe, die liebste, die mir von dem mächtigen Lande, wo ich so glücklich bin, so viele Freunde unter den Jungen und Alten zu besitzen, zugehen konnte. Ich

*) Siehe „Märchen meines Lebens“ Band II Seite 516.

kann nicht nur jetzt über das herrliche Land lesen, sondern habe das Land auch vor meinen Augen, wohin ich bei meinem Alter und bei meiner Schwäche nicht kommen kann. Wie herrlich, wenn dies im nächsten Jahre zur Zeit des großartigen Festes hätte geschehen können; doch ich habe ja so unendlich viel Glück erreicht, das Millionen Anderen nicht zutheil wird. Mein siebzigjähriger Geburtstag war ein Tag reich an Sonnenschein und Segen. Ringsum aus meinem geliebten Vaterlande und weit fern von dessen Grenzen kamen schöne Gaben, Briefe und Telegramme und die willkommene Gabe der amerikanischen Kinder traf ebenfalls ein. Für wie unendlich viel Gutes habe ich dem lieben Gott zu danken!

— — — Ich fühle mich indes von alle diesem sehr überwältigt: mein kranker Körper konnte es nicht ertragen; ich bin während der letzten vierzehn Tage nach meinem Geburtstage leidend gewesen und bin nicht im Stande, diesen Brief zu schreiben, den abzusenden ich seit langer Zeit den größten Drang fühlte. Nehmen Sie fürlieb mit meinen armseligen Worten und geben Sie diese in reicheren und besseren Ausdrücken an Jung und Alt wieder. Das kostbare Werk „Picturesque America" ist mir eine theure Gabe und sie wird nach meinem Tode als eine Erinnerung an die Liebe der amerikanischen Jugend für ihren alten Historienerzähler aufbewahrt werden

Hans Christian Andersen.

Druck von Emil Herrmann junior in Leipzig